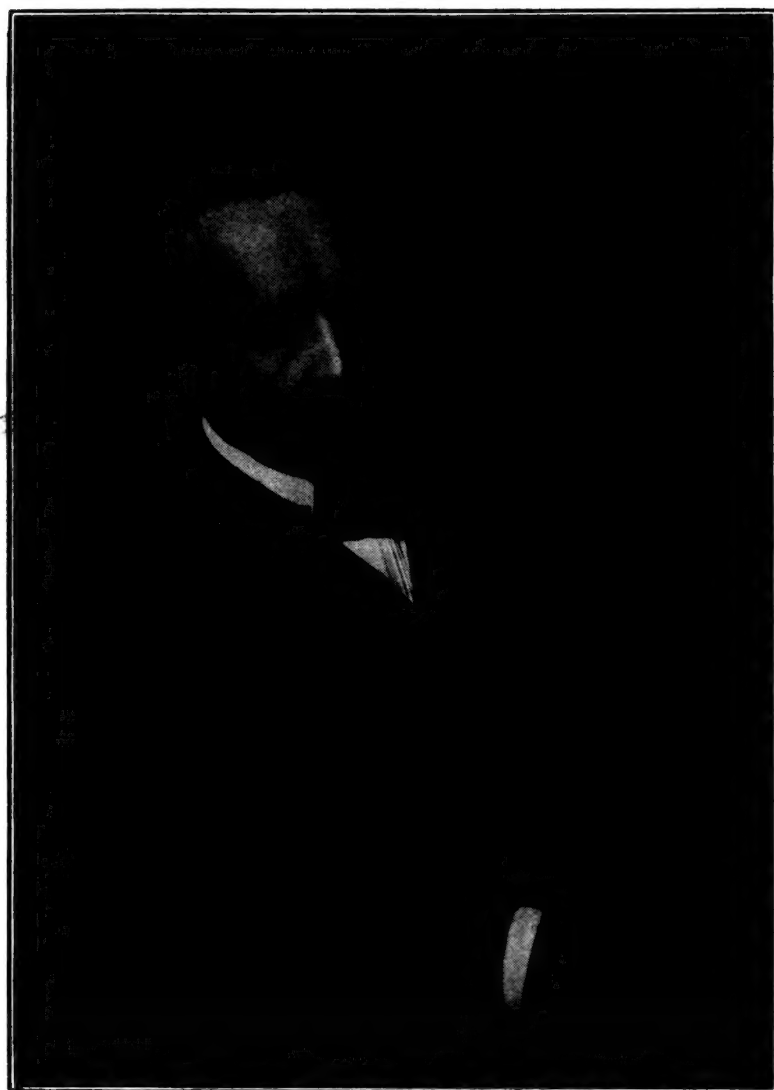
VOLUME

1

Ernst Zahn's Gesammelte Werke

Deutsche Verlags Anstalt Stuttgart



Ernst Kahn

Ernst Zahns
Gesammelte Werke

Erste Serie

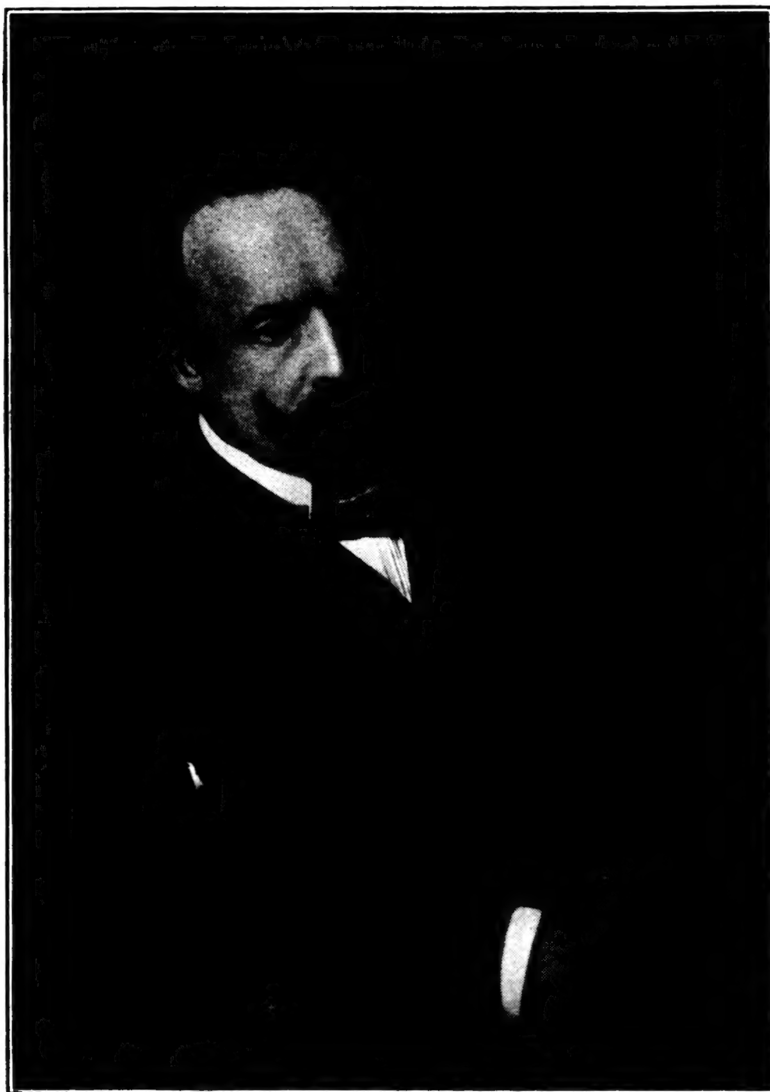
Mit dem Bildnis des Dichters

Erster Band

Erni Behaim



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt



Ernst Zahns Gesammelte Werke

Erste Serie

Mit dem Bildnis des Dichters

Erster Band

Erni Behaim



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Meinen Eltern

Ich kehre heim, von wo ich ausgegangen,
Ein Schnitter unter Tausenden zu sein.
Der Mittag kam. Braun sind mir Stirn und Wangen,
Und meine erste Ernte fahr' ich ein.

Zwei Alte sitzen auf der Bank am Hause,
Neugierig, was das Feld dem Sohne trug,
So nütz' ich eine stille Mittagspause
Und fahre ein, was meine Sichel schlug.

Ich konnte selbst mir diesen Gang nicht wehren,
Den beiden weißen Alten dort zum Dank;
Denn wollt' ich erst am Abend wiederkehren,
Wer weiß, ich fände vielleicht leer die Bank.

So nah' ich jetzt. Wohl nicht, um lang zu weilen;
Fern ist die Stunde, da ich rasten kann.
Mich drängt es nur, mit zwei Getreu'n zu teilen,
Was meinem Feld bis jetzt ich abgewann.

Ernst Zahn

Wie ich Schriftsteller wurde

Wie ich Schriftsteller wurde? Ich weiß es augenblicklich selbst nicht, aber laßt es mich besinnen. Wo lag der Anfang? Schau, schau, nun bin ich schon auf dem Wege in die Jugend zurück, in die ferne, ferne Jugend. Wie tief hinein das geht! Wie in einen Wald, in dem die Erinnerungen die Bäume sind! Immer wieder öffnet sich ein Pfad und immer wieder, so viele, daß man gar nicht weiß, welchen man zuerst betreten soll. Und man möchte sie doch alle gleichzeitig gehen. Jeder lockt, jeder ist einem lieb, auf jedem liegt eine Sonne, wie man sie lange, lange nicht gesehen. Nun werden Menschen in diesen Waldgängen sichtbar. Die seltsame köstliche Sonne liegt auf ihren Scheiteln und Stirnen. So schöne, gütige Menschen, denen das Herz entgegenbrennt, gibt es heute nicht mehr. Das sagt die Erinnerung, die gerne zu viel sagt, die alles Ferne ins Uebermaß verschönt.

Aber diese Menschen! Laß sehen! Da ist die eine! Eine hohe, dunkel und einfach gekleidete Frau! Ihr Gesicht ist ernst und blaß, der Mund herb, der Scheitel glatt gekämmt und grau. Sie reicht mir die Hand. Ich weiß, wie sie mich liebt, denn die Hand zittert jetzt von einem leisen Empfinden der Scheu und war doch einst stark und voll Macht

über den Knaben. So haben sich die Zeiten gewandelt, die Werte verschoben.

Mutter! Wie war ich zaghaft vor Deiner Strenge, und nun bebt Deine Hand, und ich weiß, daß Du noch immer nicht recht begreifst, wie Dein Sohn, dem Deine Führung so not war, vor andre hinaus getreten, etwas geworden ist. Nun ist die heimliche Zaghaftigkeit an Dir!

An die Gestalt der Mutter knüpft die Erinnerung an, wenn sie mir erzählt, wie und wann ich zuerst — geschriftstellert habe. Damals war das Schriftstellern noch ein Schönschreiben, ein mechanisches Hinmalen schöner, tönender Worte, ein Zusammenfügen fremder Gedanken, daß sie wie etwas Selbstgedachtes erschienen. Es ist bezeichnend, daß das erste Gedicht auf dem gelben Umschlage eines Kalligraphieheftes stand. Das Herz schlug mir, als ich es, dessen Stoff bei Freiligrath gestohlen, dessen Reime ein Muster von Ungeschicklichkeit waren, in der Mutter Nähkorb schmuggelte. Die Verse habe ich längst vergessen, die Umstände, unter denen ich sie zu „veröffentlichen" gedachte, weiß ich noch wohl. Da steht der Mutter kleiner Nähtisch am Fenster. Sie selber sitzt davor und entnimmt ihrem Arbeitskorb mein Gedicht. Die Sonne fällt auf ihr kummervolles Gesicht — sie hatte damals viel Kummer, die Mutter —, sie liest und legt das Blatt beiseite. Weder Freude noch Unmut steht in ihren Zügen ausgedrückt, aber sie spricht: „Du würdest besser mehr Fleiß in der Schule zeigen, als Dich mit dergleichen beschäftigen."

Wie blind so ein zwölfjähriger Junge ist! Zornig

geht er beiseite, weltschmerzlich bewegt, weil man ihn nicht versteht, ihm Schwingen lähmt, die ihm wachsen wollen. Nun er längst ein Mann geworden, sieht er viele Dinge, die ihm damals verborgen gewesen: die Muttersorge und die Mutterliebe, vielleicht auch schon die Mutterfreude. Sie lagen in denselben Worten, um derentwillen er sich damals verkannt glaubte.

So weit zurück also mußte ich gehen, um herauszufinden, wie „ich Schriftsteller wurde".

Jenem Gedichte in der Mutter Nähkorb folgten andre. Es waren zumeist gereimte Huldigungen an Menschen, für die des Knaben Herz sich entzündete. Auch diese Menschen tauchen aus den Waldwegen der Erinnerung auf, nun ich die schauerlichen Verse neu durchstöbere, die ihnen gewidmet waren. Da ist die gütige und ängstliche Großmutter, die die Kirchenglocken nicht läuten hören konnte, ohne daß ihr die Augen feucht wurden. Sie ging früh aus meinem Leben hinaus, und eines meiner ersten Gedichte besingt die Tote. Ein ehrlicher Schmerz bebt in dem unbeholfenen Gereimsel. Diese früh verstorbene Großmutter aber hat dem Enkel ein Erbteil hinterlassen. Ihm fließt, wie ihr, das Blut schwer durch die Adern. Wie ihr das Läuten der Kirchenglocken, wühlt ihm alles Schöne und Hohe, alles Schwere und Dunkle die Seele auf. Ein Wort, über das andre lächeln, ein bedeutungsarmes Geschehnis vermögen ihn in allen Seelentiefen zu treffen, ihm alle Mühen der Lust oder Qual zu schaffen. Viel weiter also noch als in die Knabenjahre geht das Werden des Schrift-

stellers zurück. Es begann, als er seine überempfindsame Seele empfing.

Das Nähkorbgedicht und seine Nachfolger vergingen. Wie der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert sein soll, so waren die Wege durch die Schulklassen aufwärts mit heimlichen Versen besät. Wie habt Ihr des überspannten Kameraden gelächelt und von Herzen gelacht, Ihr Jugendfreunde, gespottet und Euch verächtlich gewandt, je nachdem Euch die Laune stand! Und Ihr hattet recht; denn er war ein Spinner und Träumer, und Ihr ließt ihn in der Schule weit hinter Euch. Das Herz war ihm zu unruhig, der Kopf zu wirr für die rüstige Arbeit, die ihm unter Euch fortgeholfen hätte. So war er lange ein schlechter Schüler. —

Eines Herbstes kam ich in das Breidensteinsche Institut in Grenchen, wo wir an die neunzig Schüler beisammen saßen. Da fand ich den ersten Lehrer, der mich zu packen wußte. Das alte Glücksspiel des Verstehens von Lehrer zu Schüler! Jener Lehrer verstand mich. Er erteilte den Deutsch-Unterricht. Ich weiß nicht, wann er zuerst meinen Aufsatz lobte, aber er warf etwas in meine Seele, das zündete. Auf einmal brannte der Ehrgeiz, wo früher Gleichgültigkeit gewesen. Noch standen ein paar Kameraden über mir. Nun holte ich sie ein, einen nach dem andern, bis zuletzt nur einer übrigblieb. Mit diesem rang ich ein Jahr lang um die Palme, wer den besten Aufsatz schriebe. Dann blieb mir der Sieg. Es war ein kindisches Spiel, bei dem der Fleiß mehr als die Begabung den Ausschlag

gab, aber es war doch ein früher Abschnitt im Werdegang des — Schriftstellers.

Es gärte in mir während der Schulzeit. Viele leben diesen Sturm und Drang im Innern und kommen doch nicht dazu, für die Uebermacht ihres Empfindens einen Ausfluß zu suchen. Sie zwingen das Wogen in ihrer Brust und werden gesetzte, tüchtige, kläräugige Menschen, ergreifen einen Beruf oder ein Studium und lächeln bald über die Zeit, da ihre Seele eine Harfe war und — der Hand wartete, die ihr Töne entlocke.

Doch ich vergaß eines entscheidenden Ereignisses Erwähnung zu tun, das sich unmittelbar an meinen früheren Schulbesuch schloß. Eine Winterfahrt in die Berge leitete es ein. Der neue Schienenweg über den Gotthard war gebaut. Mein Vater war zum Pächter der Bahnhofrestauration in Göschenen gewählt worden. Noch ahnten nicht viele den gewaltigen Aufschwung, den die neue Bahn nehmen würde. In Göschenen stand ein kleines Bahnhofgebäude, und mein Vater wurde Inhaber der schlichten Wirtschaft. Ich kannte Göschenen nicht und die Berge nicht. Ein fünfzehnjähriger Knabe, ein mühsam und voll Unlust sich nacharbeitender Schüler des zürcherischen Gymnasiums, wurde ich anfangs Dezember 1880 von meinem Vater dieser Schule entnommen und dazu ausersehen, ihn nach dem Gotthard zu begleiten. Schweren Herzens verließ ich Zürich. Weihnachten stand vor der Tür. Für Mutter und Geschwister sollte in wenigen Tagen im Hause des Großvaters, wo sie wohnten, der Weihnachtsbaum brennen! Ich sehe mich noch: der Kopfhänger

senkte die Stirn noch tiefer als sonst, und neben der heimlichen Spannung und Freude auf die große Veränderung seines Lebens brannte in seinem Innern die alte Qual eingebildeten Mißkanntseins.

Eines unruhigen Dezembermorgens hieß es Abschied nehmen. Es war ein tränenreiches Scheiden; der weichherzige Knabe weinte ohnehin bei allem, was wider seine Hoffnung ging.

Der Vierwaldstättersee, damals noch der Zuweg nach Uri, lag schwarz und herrisch zwischen den Bergen, als wir Luzern erreichten. Wir hatten eine stürmische Fahrt, als zürnten die Wasser dem jungen waschlappigen Menschen, der sie befuhr, packten und schüttelten ihn: Du da, sieh zu! In dem rauhen Land, wo du hinziehst, ist der Ort nicht für flennende Weichlinge!

Ueber dem Reußtale lag es wie grauer, am Boden schleichender Rauch. In Flüelen wartete die Schlittenpost. Dann begann eine lange, mühselige Fahrt durch Schnee und Sturm bergzu. Fröstelnd, körperlich und seelisch krank, lag ich in einer Ecke des Schlittens, den Kopf gegen das offene Fenster geneigt. Das Flockenwirbeln, das dicht hinter Flüelen angehoben hatte, wurde toller, je höher die Schlitten zogen. Das Geräusch der Pferdehufe, der Glocken an den Halftern der Tiere hörte auf. Der gewaltige Schnee verschlang die Laute. Nur zuweilen knarrte die Straße unter schwerer Schlittenkufe, und zuweilen wieder sprang der Sturm heulend am Schlitten vorbei. Und der Sturm langte durch das Fenster nach meinem Kopfe, wehte das Haar in die Stirn, und kühle Flocken

machten einen jungen Scheitel weiß. Mein Vater saß neben mir, sprach nicht viel, wechselte nur dann und wann mit den übrigen Passagieren ein paar Worte und blickte sonst still aus dem Fenster, nicht in die Gegend wohl, sondern in eine Zukunft, die dem vom Glück nicht Verhätschelten noch so unklar war wie der Nebel, den sein Blick nicht durchdrang. Die Fahrt schien endlos. Die Nacht brach herein, und immer noch zogen die Schlitten lautlos durch den Schnee, und immer noch umsausten sie Sturm und Flockengetriebe. Als wir Göschenen erreichten, schlich ich ins Gasthaus und zu Bett, ein müder, mürber Mensch.

Mein Vater und ich bewohnten ein schönes, großes, schwer zu erheizendes Zimmer. Am andern Morgen erhob sich mein Vater früh, um talabwärts unserm Hausrat entgegen zu fahren. Der Möbelwagen war stecken geblieben, der Schnee versperrte ihm den Weiterweg. Das rauhe Land faßte die fremden Eindringlinge hart an. Nun saß ich den ganzen Tag allein im Gasthause, das körperliche Uebelbefinden hatte sich etwas gehoben, allein die seelische Qual wuchs. Zwischen dem kleinen Speisesaal des Hotels und dem kalten Zimmer ging es an diesem Tage hin und her, und das Heimweh schlich flüsternd hinter mir. Hei, wie es das zu rühmen wußte, was ich im Tale zurückgelassen! Die Lippen zuckten mir. Der tränenverschleierte Blick suchte das Fenster. Draußen brauste der Sturm noch immer. Der Schnee wuchs und wuchs. Und wenn die schwarzen Nebel sich für kurze Zeit hoben, so gaben sie dunkle Mauern frei, die das Tal ein-

grenzten und dem Blick die Ausschau wehrten. Schwarz stand der Wald dort unterm weißen Schnee, und düstere Wände dräuten nach dem Dorfe nieder. Das drückte. Das engte die ohnehin geängstigte Seele ein.

Wir hatten einen kleinen Kanarienvogel mitgebracht. In seinem Holzkäfig stand er im kalten Zimmer, plusterte die Federn und hing das Köpfchen. Vogel und Knabe froren bis ins Innerste.

Das war der erste Eindruck, den ich von der neuen Heimat empfing. Er verstärkte sich noch mit der Zeit. Das Verlangen nach den offenen Weiten des Tals, nach den Freuden der Jugendzeit, nach Geselligkeit begann sich immer mächtiger zu regen, und als es nicht erfüllt wurde, hob des Knaben Seele, gepeinigt von den Schmerzen unerfüllter Wünsche, wieder an zu klingen, wie sie schon früher in Liedern geklungen hatte. Es war noch dasselbe stammelnde Reimen, aber in den Versen aus jenen Zeiten schrie ein mächtiges Empfinden, ein wirklicher, nicht mehr nur ein eingebildeter Schmerz.

Die Zeit ging. Reisen nach der französischen Schweiz, nach England, auch nach Italien unterbrachen den Aufenthalt im dunkeln Bergland. Dann aber hieß es seßhaft werden. Da lernte, der sich zwischen den düsteren Bergen so fremd gefühlt, zu ihren Füßen eine Heimat finden. Noch blieb ihm das unklare Verlangen nach der Freiheit des Ausblicks, das Empfinden drückender, kerkerhafter Enge, aber andre Eindrücke traten hinzu. Der Gefangene begann seinen Kerker zu sehen, nicht mehr nur, was

unerreichbar außer ihm lag. Und siehe, dieser Kerker war erträglich.

Abermals ein paar Monde, und siehe, der Kerker hatte seine stillen, heiligen Schönheiten:

Den letzten Sonnenstrahl, der wie ein goldgefiedertes, flugbereites Vögelein auf einer hohen Felsenspitze saß!

Die stumme, weiße Nacht, da das Lampenlicht in den Dorffenstern, die kleinen, roten Funken im Schnee und hoch oben im schwarzen Himmel das Blinken der Sterne das allein Lebendige waren!

Und wiederum den Frühlingssturm, der Tannen warf und Lawinen löste und dessen Stimme wie Hornruf durch Dorfgasse und Felsenschluchten schrie!

Allmählich versuchten die Lieder des Jünglings ein Echo für diese gewaltigen Stimmen der Natur, ein Spiegel des wundersamen Landes zu werden. Er, der bisher nur in sich selbst hinabgesehen, der geglaubt hatte, daß das Lied seiner eignen unreifen Seele der Welt etwas zu bedeuten vermöchte, lernte schauen, was Großes und Hohes in seiner Umgebung lag. Wohl dauerte es auch dann noch lange, bis der Blick genügend geschärft war, bis er auch das Kleine in der Natur und bis er den Menschen zu sehen lernte.

Die Lehre für das väterliche Geschäft war beendet. Ich wurde zur Mitarbeit darin herangezogen. Kaum hatte ich nun in Göschenen festen Wohnsitz genommen, so wurde ich in den Gemeinderat des Dorfes gewählt. Es war eine Zufallswahl. Der Vater war vorgeschlagen worden und hatte die Wahl abgelehnt. Da rückte der Sohn an seine Stelle. Wie

wichtig der junge Mensch sich damals dünkte! Dann traten die ersten Amtspflichten an mich heran. In die erste Zeit meines amtlichen Wirkens fiel die Einweihung des Denkmals für den Erbauer des Gotthardtunnels auf dem Dorffriedhofe. Ich sprach bei der Denkmalenthüllung ein Festgedicht und hielt meine erste Rede. Ein gütiger Freund brachte das Gedicht in eine Zeitung, und sein Verfasser wagte es nun von da an, dem gleichen Blatte von Zeit zu Zeit Verse, auch Prosastücke einzusenden, die Annahme fanden und gedruckt wurden. Damit war äußerlich der Weg zum Schriftstellertum angebahnt. Das, was inzwischen zur innerlichen Förderung und Ausbildung beitrug, bemerkte ich damals kaum, weiß es erst jetzt, da ich in Gedanken die Tage noch einmal erlebe. Im Umgang mit den Bauern, mit ihnen arbeitend, meine gegenteilige Ansicht gegen sie verfechtend, lernte ich das Volk kennen und verstehen, unter dem ich lebe. Ich sah auch da zunächst, wie früher in der Natur, nur Aeußerlichkeiten: den stämmigen Körper, die hohe, kluge Stirn, den wallenden Bart des Mannes aus dem Volke. In den heldenhaften Körper hinein dichtete ich eine starke und große Seele. Aus dem schmächtigen, durch äußere Gebresten oder Mißgestaltetheit gezeichneten Menschen mit den kleinen, schlauen oder bösen Augen, mit dem Ausdruck von Verschlagenheit um den Mund, formte ich, obwohl er vielleicht der harmloseste Gesell der Welt war, den Bösewicht. Aber während ich so Menschen zeichnete, die mir überlebensgroß an Kraft und Güte oder unnatürlich und unbegründet schlecht von Cha-

rakter gerieten, lernte ich, ohne es zu ahnen, weiter. Da saß ich im Gemeinderat, hielt mich vermöge meiner bessern Schulbildung für überlegen und meinte Großes für die Gemeinde zu bedeuten. Langsam, langsam aber lehrten die Bauern, die mit knapper, stockender jetzt und jetzt mit zorniger, ungeschlachter Rede über das Wohl der Gemeinde beratschlagen halfen, den Städter, daß ein gesunder Menschenverstand, Erfahrung und festes Selbstbewußtsein mehr sind als alles in der Schule Angelernte. Er stutzte, wurde kleinlauter, begann mit anderen Augen in sich hinab und um sich zu blicken.

Im Jahre 1892 beteiligte ich mich an einem Preisausschreiben eines schweizerischen Familienblattes und erhielt mit der Erzählung „Kämpfe", meiner ersten längeren Arbeit, einen Preis. Allerlei Selbsterlebtes war in dieser Erzählung mit Gehörtem und Geträumtem zu einem Ganzen gesponnen, das vor einer ernsthaften Kritik nicht standzuhalten vermochte. Alle die tränenfrohe Weichheit des noch nicht in sich gefesteten Jünglings kam in der Novelle zum Ausdruck. Etwas Theatralisches war an ihren Helden. Das Bedürfnis war noch immer nicht überwunden, in die wundervolle Natur Menschen zu setzen, die an äußeren Vorzügen mit ihr Schritt hielten.

Mit der Veröffentlichung des ersten Buches fiel ein andres Lebensereignis zusammen: meine Verheiratung.

Es steht ein kleines Gut hinter dem Dorfe Göschenen am Weg nach der Göschener Alp. Dort haftet eine der Wurzeln, aus denen der Schriftsteller

Kraft zum Schaffen saugt. Zwei Dinge machen neben der Veranlagung den Künstler: die Gabe des äußerlichen Sehens und die innere Klarheit. Wer aber zum Frieden, zur inneren Klarheit kommen will, der scheide sich vom Wirrwarr der Welt, nicht einsiedlerisch, nicht für immer, aber doch für den Hauptteil seines Lebens und sammle ein paar liebe Menschen um sich, mit denen und für die er lebt.

Die Gründung eines eignen Hausstandes beeinflußte mein Schaffen wohl anfänglich kaum. Ein paar Liebesgedichte, wie sie in der 1894, ein Jahr nach der Veröffentlichung der Erzählung „Kämpfe" erschienenen Gedichtsammlung „In den Wind" stehen, gelingen jedem warmherzigen Menschen ähnlich oder besser. Aber ich glaube zu wissen, daß die Ruhe der Anschauung, eine gewisse Milde in der Beurteilung der Menschen, die man späteren Werken nachsagt, damals ihre Keime empfingen, damals, als mein eignes Haus entstand, und daß sie wuchsen mit dem Empfinden der Ruhe und des Glücks, das den Ehemann und Vater mit den Jahren überkam.

„In den Wind", das Bändchen Gedichte, dessen zweite Auflage längst vergriffen ist und das keine weitere erleben soll, enthielt, wie gesagt, eine Sammlung von unfertigen und durch keinerlei Eigenart sich auszeichnenden Versen. Ihm folgte ein kleiner Novellenband „Echo", in dem neben vielem Minderwertigen eine kurze Erzählung „Der Lug" Aufnahme gefunden hatte, die zum erstenmal bei der Kritik eine lobende Erwähnung fand. Für „Kämpfe" hatte ich mein erstes Honorar erhalten. Zum Ehr-

geiz, sich gedruckt zu sehen, trat die Freude am eignen Erwerb, und neben den beiden durfte sich allmählich das Bewußtsein heranbilden, daß es Leute, Redakteure, kleine Zeitschriften gab, die meinen Erzeugnissen einen gewissen Wert beizumessen schienen, sie gerne entgegennahmen. Welch eine Welle freudigen Stolzes quoll damals in der Seele auf! Das spätere Leben hat nichts so Ursprüngliches und nichts so Mächtiges mehr.

Schritt für Schritt ging es weiter. Die Redaktion der „Neuen Zürcher Zeitung" nahm eine kleine Skizze „Treulos" an. Damit hatte dem Schriftsteller ein Blatt seine Spalten geöffnet, das auf ein literarisch wertvolles Feuilleton sieht. In der gleichen Zeitung erschienen dann nacheinander zwei größere Erzählungen: „Der Guet" und „Der Büßer", die in der engeren Heimat Anerkennung fanden. Mit einer dritten Novelle vereint, gab der Verlag von Th. Schröter in Zürich sie ein Jahr später als Buch heraus, und der Erfolg war insofern nennenswert, als bald eine zweite Auflage nötig wurde. Auch die Kritik hatte von dem Buche, das den Titel „Bergvolk" führte, mancherlei Gutes gesagt. So war ich voll Hoffnung und voll Arbeitsfreude. Es entstand zunächst mein Roman „Erni Behaim". Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, täglich eine Stunde im Göschener Tal mich zu ergehen. Die Wege sind wenig begangen. Das Tosen der Reuß dringt zu ihnen empor und erstickt die Laute vollends, mit denen Menschenschritte oder Menschenstimmen sie beleben könnten. Die Tannen rauschen im Winde, und gewaltiges Leuchten blendet

den Wanderer, wo im Westen der Dammagletscher ihm den Weiterweg vermauert. Um jene Zeit las ich in alten Chroniken von Göschenens vergangenen Zeiten, vom Wirtshaus am Wasen, wo die Pest gewütet, vom dunkeln und mächtigen Bielwald, der einst das jetzt durch Lawinen und Menschenhände gerodete Tal bedeckte und den Weiler Abfrutt vom Dorfe Göschenen schied. Vor meinen Blicken, während ich tagtäglich einsam meine Gänge tat, wuchs eine versunkene Welt empor. Sie bevölkerte sich mit Menschen, und die Menschen lebten ihre Geschichte. Mit heißem Eifer ging ich an mein erstes umfangreicheres Werk. Als es vollendet war, wagte ich den großen Schritt und bot es einem angesehenen deutschen Verlag an. Es wurde angenommen. Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, bei der beinahe alle meine Bücher erschienen sind, hat es verlegt. Der Roman wurde kaum gekauft, und als ich bald darauf dem Verleger eine Novellensammlung anbot, wurde mir der humoristisch-höfliche Bescheid, daß jener mir keineswegs zürnen würde, wenn das neue Buch anderswo erschiene. Ich wendete mich darauf mit meinem neuen Buchmaterial an den Huberschen Verlag in Frauenfeld, den angesehensten, den die Schweiz besaß, und daß ich das tat, habe ich als einen besonderen Glücksfall zu betrachten gelernt. Huber verlegte die Erzählungen unter dem Titel „Neue Bergnovellen", und sie fanden ordentlichen Absatz. Ein Jahr später ließ ich bei der Deutschen Verlags-Anstalt, mit der ich inzwischen die Fühlung nicht verloren hatte, die Novellensammlung „Menschen" erscheinen. Dann

aber übergab ich Huber in Frauenfeld meinen Roman „Albin Indergand“. Wiederum waren es das Land, das ich durchstreifte, und seine Geschichte, die mich zu diesem Buche anregten. Der Schauplatz seiner Handlung ist das Dorf Wassen mit seinem auf grünem Hügel ragenden weißen Kirchlein, seinen Lawinenschrunden und mit seiner Erinnerung an die schweren Kämpfe des Jahres 1799, da ein Trüpplein Urner todesmutig und lange die Uebermacht der Franzosen in Schach gehalten. Das Buch wäre vielleicht wie seine Vorgänger mit keinem oder einem halben Erfolge über den Büchermarkt gegangen. Sein Verleger aber hat „es gemacht“. Ich freue mich, hier eine Dankesschuld abtragen und erzählen zu können, wie der damalige Inhaber des Huberschen Verlags, der jetzt sich längst in den verdienten Ruhestand begeben, mit tiefer und ernster Anteilnahme das Buch las und wieder las, dem Verfasser zu Aenderungen riet und Korrekturen mit ihm besprach, wie er feilen und glätten half, und wie dann sein Sohn des Vaters Freude zu seiner eignen machte und während jener bei der Herstellung des Buches unermüdlich mitgeholfen, dieser nun zur Verbreitung seine ausnahmsweise, freudige und wirkungsvolle Hilfe lieh. Der Roman erlebte einen großen Erfolg. Seine Auflagen wachsen noch immer. Der Verleger öffnete ihm weite Wege.

Das äußere Werden des Schriftstellers ist mit dem Vorhergesagten erzählt. Es möge mir gestattet sein, von der inneren Entwicklung noch weiter zu sprechen, wie sie sich mir selbst jetzt — vielleicht irre ich ja — darstellt.

Zur Zeit, da „Albin Indergand“ entstand, war es noch immer die Freude am äußeren Geschehnis, die mir die Feder führte, noch gingen überlebensgroße Menschen durch meine Erzählungen und lebten gewaltige Schicksale. Das plastische Bild war mir mehr als das innere Erlebnis. Vielleicht vermied auch der Schaffende, während er arbeitete, nicht ganz, an den Leser zu denken und sich im voraus der Wirkung einzelner Szenen auf diesen zu freuen. Da kam wiederum das Leben, der Alltag, und nahm den Menschen in seine harte und gesunde Lehre, dämpfte Hoffnungen, versagte heißen Wünschen die Erfüllung, zerschellte Luftschlösser, die er hoch ins Blaue baute, und ließ manche Sehnsucht ungestillt. Ehrgeiz machte er klein, und Stolz wandelte er in Demut. Und je mehr der Mensch lernte und erlebte, je bescheidener er wurde, um so mehr gewann der Schriftsteller. Sein Schaffen verlor den Charakter eines Ringens nach Erfolg und wurde zum Trost in Kummer, zur Zuflucht in Rastlosigkeit, zum Feiern nach Mühe und Tageslärm. Aus seinen eignen Zweifeln und Nöten und Lasten heraus lernte der Mensch die Menschen verstehen. Es war ihm, als sänken Schleier von seinen Augen, und immer tiefer sah er hinab in die Gründe der Seelen. Da erst erkannte er den Wert seines Berufes, seine Heiligkeit und seine Schwere. Er weiß, daß er ihn nie auslernen wird, aber er will auch des Lernens nie müde werden. Er sah, daß nichts der Untiefen, des Verschleierten mehr birgt als eine Menschenseele, aber auch, daß es nichts Schöneres gibt, als ihren Rätseln nachzusinnen. Während er

die Menschen zu verstehen strebte, wurden sie ihm lieb, und während er nun von ihnen schreibt, Gutes oder Böses von ihnen erzählt, ist keiner, an dem nicht sein Herz hinge. Denn auch das hat der Schriftsteller erkannt: Keines Menschen Sündhaftigkeit ist so groß, daß ihm nicht in einem Herzenswinkel eine Reue bliebe, und niemand ist, der so gut und stark und rein wäre, als daß nicht auch an ihm Schlacken hafteten.

Was sind wir Menschen doch ein törichtes Geschlecht, das voreinander ewig in Masken geht! Bruder und Bruder! Vater und Sohn! Weib und Mann! Keiner kann über sich selbst hinaus, keiner vermag sich völlig zu vergessen und im andern aufzugehen. Wir schlagen Brücken zueinander und eilen, uns mit leidenschaftlichem Verlangen in des andern Arme zu werfen. Unser Sichfinden ist Seligkeit und — einander zu halten vermögen wir nicht. Eigne Gedanken und Wünsche, Sorgen und Hoffnungen sprießen uns ewig. In sie versponnen geht jeder wieder über seine Brücke zurück, und jeder lernt es einmal, wie er im Grunde inmitten aller Liebe einsam ist.

Wie manchem, der mir feind ist, sehe ich mit geheimem Lächeln ins finstere oder drohende Auge: Wozu unsre Feindschaft? Sie kann nicht länger dauern als unser Leben, und das ist ein Nebel, den jeder Wind zerbläst. Ueber wie manchen, der mich liebt, muß ich sinnen: Wann werde ich dich verlieren, mein Freund? Wohl möchten wir Freude und Not miteinander teilen, aber es wird der Tag kommen, da meine Not dir eine fremde Not sein

und da mein Herz bei deiner Freude nicht vermögen wird mitzuklopfen!

Ich lernte an den Menschen. Ich suchte diejenigen, in deren Land ich wohnte, zu verstehen. Dann ging ich andern nach, aus den Bergen hinaus, ins Tal, in die weite Welt. — —

Soll ich noch weiter davon reden, wie meine Bücher entstehen?

Einst brauchte ich Geschehnisse und Schauplätze, stellte Menschen in diese und ließ sie von jenen mit fortgerissen werden. Jetzt habe ich nur Menschen und gehe ihnen nach, sehe sie durch das Land wandeln, in das ihr Schicksal sie führt, und sehe ihre Schicksale aus ihnen selbst sich gestalten.

Und woher ich die Menschen habe?

Heute begegnet mir einer am Wege, vom Zufall hergeführt, sein Blick fällt mir auf, sein Gesicht, vielleicht auch seine Not oder sein Glück, und nun läßt er mich nicht. Nun muß ich hin und muß von ihm erzählen, habe nicht Ruhe, bis ich mich von ihm und seinem Leben freigeschrieben habe. Und wiederum gehen viele andre Gestalten wie in Nebeln an mir vorbei, tauchen jäh auf und verschwinden. Man weiß kaum, daß man sie gesehen. Aber nach Jahren vielleicht steht ihr Bild plötzlich auf dem Spiegel der Seele: Sieh' mich! Schildere mich! Fremde Menschen werden so zu lieben Bekannten.

Im Grunde aller Schilderung freilich steht noch immer das eigne Erlebnis; ein eignes Leid weint hier aus scheinbar fremdem Leid, ein eignes Glück jauchzt dort aus der Erfüllung fremden Wunsches,

nur liegt immer eine gewisse Gefahr darin, eigne Seelenzustände, eigne Erfahrungen und Schicksale seinen Romanhelden unterzuschieben. Man täuscht sich zu leicht über den Wert dessen für Dritte, was einem selbst wichtig dünkt. Die Versuchung liegt nahe, bei der Schilderung von Kleinigkeiten liebevoll zu verweilen, und damit die Gefahr, langweilig zu werden.

Ich bin Schriftsteller geworden. Wenn ich so zurücksehe, so ist mir, als hätte ich selbst kaum etwas dazu getan. Es war ein innerer Drang, der sieghaft sich auswuchs. Die Stille und Größe der Natur, in der ich lebe, ließ ihn gedeihen. Und immer größer wird die Freude an meinem Berufe und die Ehrfurcht vor ihm. Ich habe mir einen zweiten daneben erhalten, den ich nicht geringschätzen möchte, dessen ich mich freue, als meines eigentlichen, den Körper ermüdenden Tagewerks. Ich führe das von meinem Vater übernommene Wirtsgeschäft. Auch diese Arbeit ist mir lieb geworden. Dafür erzogen, in langen Jahren hineingewachsen, habe ich das Bedürfnis, ihm treu zu bleiben. Man wundert sich darüber. Ich aber sage: Der Wechsel von Arbeit zu Arbeit ist besser als der von Arbeit zur Ruhe, und meine mehr körperliche Tätigkeit im Geschäfte hat bewirkt, daß die andre, die des Schriftstellers, mir als Erholung erscheint. Nun gibt es auch Menschen, die sich fragen, wie man Zeit finde, und wieder andre, die mit dem Wort Ueberproduktion rasch bei der Hand sind. Ihnen möchte ich antworten: Die Verhältnisse haben mich gelehrt, meine Zeit einzuteilen, die Stunde zu nutzen, wo

sie sich mir bot. Not macht fleißig. Es kam allmählich, daß die Mußestunden des Schriftstellers selten wurden, daß ich sie suchen mußte. Aus dem Suchen wurde Erwartung, Sehnsucht. Und siehe, wenn man die Zeit suchte, fand sich doch manche Stunde. Sie reihen und reihen sich in einem Jahre. So wundert Euch nicht, wenn das Ergebnis eines Jahres ein scheinbar großes ist, nach dem Quantum der geleisteten Arbeit gemessen, wundert Euch vielmehr, daß das Leben so viel Zeit hat, so viel herrliche Zeit, die sich nützen läßt.

Immer größer, sagte ich vorhin, wird die Freude am Berufe. Daran ist einesteils die innere Befriedigung, der Arbeitstrieb und die Arbeitsfreude schuld. Aber es wäre töricht zu leugnen, daß auch der äußere Erfolg seinen Anteil daran hat. Ich meine damit kaum den geschäftlichen, den man nach Auflagen berechnet. Ich meine damit die stille Anerkenung, welche die Arbeit des Schriftstellers bei seinen Lesern findet. Als ich vor einiger Zeit für die arme Familie eines verunglückten Bergbauern mich an die Mildtätigkeit meiner Lesergemeinde wendete, da flossen mir — mir wurde bang vor Freude — so reiche Mittel zu, daß ich jene Armen ein für allemal der Not des Lebens zu entheben vermochte. Das war ein Dank, vor dessen Größe ich fast erschrak, weil er nicht nur Anerkennung, sondern auch neue Forderung barg und ich nicht sicher bin, ob die Kraft ausreichen wird, die Forderung zu erfüllen. Aber auch dieser Dank noch ist es nicht, an den ich dachte, als ich von dem Werte des Erfolges für den

Schaffenden sprach . . . Ich will von stillen Briefen ein weniges verraten, von denen Schichten und Schichten in meinen Schränken liegen.

Da schreibt eine Frau aus dem Volke, schlicht und herzlich und kurz: „Lieber Ernst Zahn, Du hast mir Freude gemacht!“

Und ein Mann, der an einer der höchsten Stellen seines Landes steht, gibt der Genugtuung Ausdruck, die das Wirken für die Heimat ihm bringt, spricht von geistiger Kameradschaft, und sein Dank klingt aus in das wohltuende Wort: „Arbeite jeder an seinem Ort und für die Größe seines Vaterlandes!“

Da spricht ein anderer: „Ich war daran, mein Leben wegzuwerfen. Aus Deinen Büchern habe ich mir Kraft geholt, es weiter zu tragen.“

Eine Mutter schreibt: „Ich habe einen Sohn, ein liebes und hochbegabtes Kind, das sein inneres Gleichgewicht nicht finden kann. Alles habe ich an ihm versucht, alles schlägt mir fehl. Der Sohn droht mir zu verkommen. Weißt Du mir nicht Rat, Mensch, der Du die Menschen kennst?“

Und eine andre Frau öffnet ihr schuldgepeinigtes Herz und will ein Urteil, ein Wort, das ihr hilft, das Bewußtsein ihrer Sünde zu tragen.

In diesen heimlichen Briefen liegt der Segen meines Berufes. Sie bringen viel Ernstes, das Gefühl der Verantwortung, das Empfinden der Unzulänglichkeit alles Könnens, die Sorge um fremdes Geschick, aber sie stärken auch und erquicken, sie erheben und sie machen milde. — — — — — —

Nun ruft mich andre Pflicht vom Schreibtisch ab, wo ich eine Stunde gesessen, um über mich

selbst nachzudenken und von mir selber zu erzählen. Ich schrieb und schrieb, Gedanken um Gedanken, wie sie in wirrem Gemisch sich boten. Ich schrieb und versuchte, das wahr und ehrlich zu sagen, was ich empfand. Ich dünke mich nicht wichtig genug, um andern von mir zu sprechen. Weil aber andre mich wichtig gemacht haben, versuchte ich zu sagen, was von mir selbst mich dünkt.

Indessen leuchtet das herrliche Heimatland, und das reiche Leben wogt durch seine Fluren und Städte. Staunend und mit klopfendem Herzen sehe ich seine Schönheit und seines Lebens trübe und heitere Bilder. Ich werde — wenn mein Tag noch weilt — vieles zu erzählen haben von dem, was ich sehe. Ob mein Weg weiterführen darf zur ersehnten Höhe, weiß ich nicht. Doch weiß ich eines mein eigen — und es gibt mir Kraft und gibt mir Freude: den Willen zum Guten.

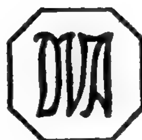
Ernst Zahn

Erni Behaim

Ein Schweizer Roman
aus dem fünfzehnten Jahrhundert

Von

Ernst Zahn



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Seinem Vater

widmet dieses Buch in Liebe und Verehrung

der Verfasser

Erstes Kapitel

Die Chronisten schrieben das Jahr 1418.

Die in blutroter Pracht aufgegangenen Sonnen des Ruhmes und der jungen Freiheit leuchteten über der Eidgenossenschaft der acht Orte. Trutzig wie je ragten die Türme der Alpen und dräuten bis hinüber ins mächtige alldeutsche Reich; aber trutziger reckte sich auch das Volk zu Füßen seiner Gottesbollwerke, und kein noch so gewaltiger Nachbar belachte ihm mehr den gerechten Stolz. Ein hohe Wünsche entflammender Schürer, der Ehrgeiz, durchpilgerte die Städte und Länder, die zum erstenmal als starke Glieder eines eisernen Bundes sich fühlten. Er beschlich selbst die stille Waldstätte, und er fand den Weg ins Land Uri, das, sei es in Laune oder wirklicher Selbstlosigkeit, noch eben anläßlich der Teilung des Aargaues den Gedanken an eine Vergrößerung seines Gebietes entrüstet von sich gewiesen. Der heimliche Schürer redete hohe Worte an der Landsgemeine zu Bötzlingen an der Gand und auf der Tagsatzung zu Luzern.

Die Augen des Urnervolkes, voran die seiner Oberen, richteten sich begehrlich nach dem lang umworbenen Eschental und einigen andern, südlich Livinen gelegenen Talstrichen. Eine Unruhe ging durch die Täler der Reuß und des Schächen. Nur die höchstgelegenen Weiler und die in den Schluchten

verborgenen, dem Sitz der Machthaber, Altdorf, zu fernen Hüttenhaufen hatte noch keine Kunde erreicht von den Plänen der Rot und Püntiner und andrer einflußreicher Führer, auf welche das Volk wie auf sein Evangelium hörte. —

Dermaßen dem Treiben der größeren Orte fern und ohne Botschaft von der Welt Händel, Plänen oder Unheil lag der urnerische Weiler Abfrutt. Eine dunkle Wacht, starrte der Tannenwald rings um die sturmbraunen Behausungen auf. An zwei Seiten trat er bis nahe an die Hütten und schattete die bleigefügten, armseligen Scheiben ihrer Lichtlöcher. Im Norden zogen sich grüne Lehnen am Berg hinan, saftiges Weidland, das wiederum die finsteren Bäume säumten. Gen Süden war des Weilers Sonnentor. Dort mochte der Goldstrom des Tageslichtes, wenn er über die Wand des Rienberges heraufgequollen war, die Heimstätten mit machtvoller Helle überfluten. Da war ebenes Talland, schmal genug freilich, aber doch ein paar Matten messend, welche der Alpbach durchfloß. Diesen, ein klares Wasser, speiste der Dammafirn, der sein blendend weißes Riesenhaupt so hoch in den Himmel erhob, daß es denen zu Geschenen noch sichtbar war, über dem Wald und dem schwarzen Felsgebirg gleißend, wie ein gewaltiger Leuchtturm über mächtigem Meere steht.

Der Damma war nicht der einzige Bergturm, der aus den das Geschener Tal engenden Gottesmauern aufragte. Ueber dem schwarzen Rundkreis des Waldes wuchs es auf allen Seiten empor, hier in dräuenden Wänden, in Schründen und Schroffen,

dort in wüsten Lehnen, selten nur in steilen Alphalden. Die ewigen Firne krönten die höchsten Steinwarten. Nur ein Berg erhob sich im Rücken von Abfrutt, der hob seine Zacken zur Firnhöhe, und haftete doch kein Gletscher daran. Der Schnee hing da und dort steinhart und von keinem Sommer gelöst über die zerrissenen Felsnadeln herab; aber zumeist starrten die Wände des Salbit graufurchig zum Himmel und hielten das armselige Menschennest am Fuße in düstergewaltiger Hut. Die grauen Felsen predigten ein stummes: „Wir bergen das Verderben!“ zu den Hütten nieder.

Der Weiler Abfrutt bildete ein einziges Sträßlein. Wo ein schwankender Holzsteg den in trügerischer Stille dahinspülenden Alpbach überbrückte, stand die erste Hütte. Zwei andre waren jenseits des Weges gezimmert. Denen zunächst stach ein rohes Mauerwerk von sattgrüner Matte ab. Ein einstöckiger, unwohnlicher Bau! Die dicken Wände hatten schmale Scheibenfenster, so daß in des Raumes Innerem ein dämmeriges Halbdunkel herrschte, in das eine Ewigelichtlampe leise Helle sandte. Die Kapelle des heiligen Matthias zu Abfrutt stand wie eine Schicht roher Steine inmitten der Bretterbehausungen. Schlechter, brüchiger Mörtel hielt die unbehauenen Mauerbrocken; — ein Wunder, daß der Wind nicht in das geheiligte Gelaß pfiff. Auf den niederen Mauern ruhte das hölzerne Dach; schwere Steine hielten die moosüberspönnenen Bretter, daß sie dem Sturm und dem grimmen Atem der stürzenden Lawinen widerstanden. Aus der Mitte des Daches stieg ein Holzturm auf, kunstlos ge-

zimmert, wie er zum armseligen Bau sich schickte. Eine Glocke hing in dem offenen Brettgehäuse desselben. Das graue Metall gab einen kurzen, klanglosen Laut, wenn der Wind durch die Turmluken fuhr, aber der Meßruf vermochte die Bauernhöfe rings zu erreichen, sobald des Kaplans Magd mit jungen Armen das Glockenseil zog.

An die Kapelle reihten sich weiter die Hütten und Gaden. Zwölf Wohnstätten ließen sich linksseitig des schmalen Pfades zählen, zu jeder war ein Gaden gesellt. Dem Weg zur Rechten war zumeist offenes Land; ein grüner Mattenhang fiel gegen den Bach ab. Wenn man aber die holperige Gasse bis zu der Stelle dahinschritt, wo scheinbar der Ort endete und die Straße wendend sich senkte, sah man erst, dem Auge vom vorspringenden Hang bisher bedeckt, die letzten zwei Höfe stehen. Der eine zweistöckige Bau trug den Giebel fast fürnehm, den mächtige Tannen beschatteten. Er stand auf einem Hügel, der gerodet worden war, um die Wohnstatt zu tragen. Rings wuchs noch das düstere Gehölz, und nur, weil die Behausung wie auf einer Warte sich erhob, fand die Sonne in die Rundscheiben Einlaß. Dem Hügelbau zu Füßen, mit der Rückwand an den Wald lehnend, stand die zweite Hütte. An dieser vorüber führte der Pfad und verlor sich hinter ihr im Tannendunkel. Der steinige Weg wand sich anfangs durch Dornwerk und kümmerliches Laubgestrüpp, dann senkte er sich steil und plötzlich über öden Waldgrund talwärts. Je tiefer er fiel, desto lichter wurde er. In kargem Jungholz endete der Wald. Eine Schlucht tat sich alsdann

auf, in welche die schmale Straße lenkte. Wo diese die schattenden Stämme verließ, fußte auf ragendem Fels ein hohes, morsches Holzkreuz, das, nur noch an wenigen rostigen Nägeln hängend, den verwitterten kopflosen Rumpf eines geschnitzten Heilands trug. Es neigte sich gegen den Weg, als wollte es sich dem Auge des Vorübergehenden bemerkbar machen, wie ein Verarmter ängstlich darauf achtet, daß ihm noch dieselbe Ehre angetan werde wie zur Zeit seines Glückes. Vom „Biel“ — so war der Kreuzhügel benannt — ließ sich die weite Schlucht übersehen.

Wie der Pfad in jähem Abstieg sich senkte, so machte der Alpbach sich frei aus dem ebenen Bett. In tollem Strudel fuhr er in die Felsen hinab. Donnern und Zischen! Die Stimme des stürzenden Wassers dröhnte nur im Winter nicht an den Bergen empor, wenn das Eis in klarblauer Schale sich über die tosenden Fälle wölbte. In der Tiefe, wo der Bach in weißen Wirbeln schäumte und flockige Gischt an berghohe Wände warf, durchfloß er Geschener Gebiet. Der feste Turm von Geschenen, den zurzeit der Landammann Hans Rot zu Altdorf eignete, ragte über der höchsten der Steinwände, deren Fuß das Bergwasser bespülte. Ein graues, schmalfenstriges Gemäuer mit spitzem Holzdach, hielt er die Wacht über den zusammengedrängten Hütten, die von der Burg bis zur Zollbrücke eine Straße bildeten. Alles Volk, das von oder gen Welschland über den heiligen Gotthard kam oder zog, wanderte über diese, die mit unbehauenen Steinen gepflastert war. Und an der Brücke im Tobel, am Eingang

zur „Hell", der Bachschlucht, ließ der Landammann von Uri durch seinen Wächter das Weggeld von den Fahrern erheben. Darum wurde Geschenen im Lande viel genannt. Von dem Nest, das hinter dem Bielwald lag, keine Stunde ab vom Zolldorf, von dem wußten die im Unterland kaum, daß es stand und an die sechzig Menschen eine Heimat war.

* * *

Eine staubheisere Glocke hatte von der Kapelle zu Geschenen ihre kurzatmige Stimme erhoben. Sie schellte dem Volk zu Gemüte, daß, wenn einer besonders frommen Herzens und im Glauben eifrig, er sich nach der sonntäglichen Messe und Predigt der Morgenstunden auch des Nachmittags im Gebete möge genug tun. Sie verkündete, daß der dermalen und erst seit zwei Tagen am Orte amtende Kaplaneiverweser, der gestrenge Benediktiner Pater Ambrosius, mit den Getreuesten seiner Herde Andacht zu halten bereit sei. Die Sonne lachte der gottgefälligen Ladung des geistlichen Hirten, wie sie die Erzstimme vertragen, Beifall. Es glomm von Goldschein in der Talrunde, und die Berge trugen gleich strahlenden Säulen einen Himmel von schwerdunkelm Blau. Auf das am westlichen Dorfende gelegene Landstück, „den Wasen", das neben der Kapelle und andern Gebäuden den Totenacker trug, warf das schräg über dem Bielwald stehende Tagesgestirn so brennende Glut, daß ein paar nach dem Gotteshaus schreitende Weiber wie im heißen Sommer pusteten und sich den Stirnschweiß trockneten. Doch war es Herbst. Des Jahres zehnter Mond hatte gestern

begonnen. Der Wasen freilich war von jeher ein Brutloch gewesen, murrten die Weiber und stiegen aufatmend die drei Granitstufen zur Kapellentür empor. In dem halbleeren Betraum war es kühl, mochte auch das sengende Feuer des Daches morsche Bretter dörren.

Der Kapellenbau faßte an die hundert Seelen. Sein Inneres war so bar des Schmuckes wie die grauen Außenwände, aber stark wie eine Burg trotzte er mit seinen von den nahen Schroffen gebrochenen Mauersteinen den Wetterstürmen. Das Holzdach fiel beidseitig schräg und steil ab, ein roher und unschöner Giebel, der verriet, daß das Haus Gottes in Fronarbeit errichtet worden war. Der niedere Turm stand, ein Bauwerk für sich allein, so weit seitab, daß zu fragen blieb, ob Schiff und Turm gleichen Alters seien. Ein lotteriges Eisenkreuz schmückte den letzteren. Einst hatte das in Goldfarbe geprangt. Nun vermochte die leuchtende Sonne dem Rostwerk kein Blitzen mehr zu entlocken. Dafür flirrte und funkelte es da und dort unter den Glasperlkränzen im Totenfeld, das zur Seite der Kapelle in tieferem Grund lag. An einigen der Grabscheite hing der neue Flitter, der im Vorjahre an der Messe zu Wassen zum erstenmal war feilgeboten worden, und das Tageslicht spielte in dem Buntwerk. Der Brüstung der Friedhofmauer entlang ging der Kapellenweg. Stufen führten von diesem in den ummauerten, blumenlosen Garten hinab, der zurzeit ein halbes Hundert Gebettete barg. —

Weiber, Greise und Kinder hatten den Kapellenweg belebt. Zur Nachmittagsandacht war geringer Zulauf.

Ob nicht mancher der Fehlenden in Reue in sich gegangen wäre, hätte er des neuen Seelenhirten finsteres Antlitz in jähem Zürnen sich verfärben sehen, als dieser, aus der Sakristei tretend, die leeren Bänke maß. Dem Glanz des Himmels war verwehrt, in den dumpfkühlen Betraum zu fluten; des Paters eigne Hand hatte die schützenden Flore über die Fenster gezogen. Nur durch das eine weiße Scheibe tragende Rundloch über dem Altar quoll gedämpft ein gelber Strom herein und hellte die Stelle, wo der Priester, das Antlitz den Andächtigen zugewendet, stand und mit abgemessener Handbewegung das Zeichen des Kreuzes über sie machte. Der in dunkle Kutte Gehüllte ragte wie ein dräuender Schatten vor dem Licht. Das Gewand hing in Falten um die hohe, hagere, noch junge Gestalt. Ein schwarzhaariges Haupt saß auf dem dürren Leib, und in des Priesters Ambrosius fahlem, bartlosem Gesicht war kein Zug priesterlicher Milde. Scharfes Wissen leuchtete von der eckigen Stirn; um die schmalen Lippen war ein Ausdruck, der von mächtigem Willen und mächtigerer Strenge der Gesinnung redete. Die Augen, die tief unter beständig gefalteter Braue ruhten, waren klar und grau und kalten Blickes. Ein Weib in der vordersten Bank schauerte zusammen, als des Segnenden Auge sie traf; es war ihr zumute, als forderte sie der Pfaffe vor unbarmherziges Gericht.

Die Andacht begann. Die Stimme des geistlichen Vorbeters hallte in spröder Härte. Sein Gebet war wie Schelten, so daß zuweilen ein Andächtiger in scheuem Aufschauen nach dem nun im

Kniestuhl Kauernden spähte. Das Herableiern der Rosenkranzformeln scholl lauter und eifriger; die Furcht vor dem Zorn des Hochwürdigen spornte die spärliche Gemeine zu lärmender Frömmigkeit. Als der Mönch das letzte Amen gesprochen hatte, blieben die Häupter in Demut und Einfalt und Furcht geneigt. Da zuckte der dünne Mund des Gestrengen. „Die paar Weiber und Alten zuerst, bald die andern! Ich werde sie wohl zwingen," besagte das stumme, herrische Lachen. Er fuhr mit dem Strohwedel in das geweihte Wasser, das ihm ein in Ehrfurcht zitternder Knabe reichte, und besprengte die Kirchgänger. Mit denen zugleich verließ er die Kapelle.

Auf den Ausgangsstufen hielt er ein Weib an, eine beleibte Alte, die sie im Dorf die fromme Marianne hießen und die den Rest ihrer Tage ein fast ununterbrochenes Betteln vor dem Höchsten zum Heil ihrer Seele sein ließ.

„Sagt mir, seid ihr zu Geschenen immer so lässig zur Rosenkranzzeit?"

Die Marianne erschrak. Sie knickste ein paarmal und stotterte dann:

„Ich? — Herr — ich fehle nie!"

Der Pater verwies:

„Ihr betet für Euch! Aber Eure Sippe? Wenn eine betet, hilft's nicht für alle! Mann und Kinder will ich hier sehen, so gut wie Euch! Richtet meine Worte aus!"

Der Zürnende wandte sich.

„Ich habe weder Mann noch Kinder," stammelte ihm mit rotem Gesicht das alte, ledige Weib nach.

Jener hörte die verlegene Rede nicht mehr. Er war nach der Hütte geschritten, die nahe dem Bethause stand und seine Wohnstatt bildete. Für eine kurze Weile verschwand er in dem braunen, durch nichts von den andern Behausungen sich unterscheidenden Bau. Dann trat er aufs neue auf den lichtüberströmten Pfad, die Lendenschnur fester gegürtet, barhaupt, die Füße in harten Bergsandalen, in der Hand einen Eschenstock. Langsam bog er um das letzte Gebäude des Wasengutes, den Lammkrug des Justus am Wasen.

Das war eine Herberge, deren Name alt und gut war wie das Schild über der Tür, dessen verwittertes Gold die Sonne glänzen machte. Scharen bergfahrenden Volks rasteten in des Justus gastlichen Wänden und waren willkommen, solange die Münzen ihnen noch im Beutel klirrten. Wußte der Wirt am Wasen zu sorgen, daß ihm der eigne Beutel nicht leer blieb, so ging doch kein Unzufriedener von ihm; denn er schenkte gut, bemaß mit seltener Schlauheit jedes Gastes Art und machte danach ihn heimisch im Haus. Ein holperiger Seitenpfad verband dieses mit der Zollbrücke, von welcher aus sich der breite Brettergiebel der Lammhütte und das hohe Aushängeschild einladend und wohl unterscheiden ließen.

Als der Pater Ambrosius in Sinnen versunken der Herberge vorbeigeschritten war und dem nach Abfrutt ansteigenden Pfad sich zuwandte, schallte ein Gruß demütig und vertraulich zugleich in seinem Rücken. Justus, der Wirt, krümmte den langen Buckel und stieg über die Vorstufen herab, dem

zurückblickenden Priester unter Knicksen sich nähernd. Es war verwunderlich, die gelenkige Höflichkeit des plumpen, breitschultrigen Mannes zu sehen. Er hatte seine Tuchkappe von dem grauen Kopf genommen und knüllte sie in den breiten, feisten Händen, während er vor dem Pater stand. Der ließ den scharfen, kühlen Blick auf dem glatten Gesicht mit den Hängebacken und den kleinen schwimmenden Schlitzaugen haften und streifte darauf den gewaltigen, in die dem Bergvolk fremde Talleutetracht gekleideten Leib. Schweigend harrte er des Wirtes Anrede.

„Verstattet mir, dem hochwürdigen Nachbaur einen guten Tag zu wünschen," höfelte Justus, der Züricher, den Unternehmungslust und im Tal erlittenes Mißgeschick vom Gestade der Limmat an den Fuß des heiligen Gotthard verschlagen.

„Ihr seid der Wasenwirt?" fragte der Pater zum Bescheid und fuhr, ohne jenes Antwort abzuwarten, weiter: „Ich habe von Euch gehört und werde dieser Tage ein Wort mit Euch zu reden kommen."

Der Wirt blinzelte. Meinte der Hochwürdige mit der frostigen Ankündigung seines Besuches eine Drohung? Es hatte verlautet, die Aebtissin am Frauenmünster zu Zürich habe der Geistlichkeit Regiment in den Waldstätten ein laues genannt und sich geäußert, sie gedenke Wandel zu schaffen. Sollte dieser Pater Ambrosius ein Gesandter, ein Strafengel der frommen Frauen sein?

Der Wasenwirt verneigte sich abermalen und um ein weniges tiefer noch.

„Zu viel Ehre, hochwürdiger Herr," versetzte er salbungsvoll. Und mit einem breiten, stillen Lachen, das sein Fettgesicht einer Strahlensonne ähneln ließ, fügte er hinzu:

„Weiland Pater Cyprian, Euer Vorgänger, pflegte einen alten feurigen Tropfen, wie er an den Südhängen Livinens gewachsen und nun seit Jahren in meinem Keller ruht, zu rühmen. Noch liegt eine Anzahl der staubigen Fläschlein auf der Hürde, und wenn ich Euch einladen dürfte — — —"

Der Pater unterbrach ihn mit gerunzelter Stirn.

„Ich trinke nicht!"

Er wendete sich scharfen Ruckes und machte Miene, seinen Weg fortzusetzen.

Doch — eine zudringliche Menschensorte, die vom Schenkgewerbe — der Züricher stellte ihn noch einmal.

„Der Weg führt nach Abfrutt, Herr."

„Dorthin meine ich zu gehen."

„Der Pfad ist schlecht, und die Sonne wird keine Stunde mehr über den Salbitspitzen stehen. Es wird ein ungutes Heimgehen, wenn Euch die Nacht überfällt. Zudem — die hinter dem Wald sind nicht — übergastlich."

„Habe ich Euch um Auskunft gefragt?"

Des Paters schmale Unterlippe zuckte in unmerklichem Hohn, doch der frostige Ton ließ den Justus erkennen, daß er entlassen sei. Er setzte zu einem Abschiedsbückling an, allein der Mönch war schon von ihm weggetreten, und mitten im Bücken hielt der Wasenwirt inne. Der Blick, mit dem er dem Pater nachstarrte, war wie der eines lauernden

Tieres. Da jener außer Hörweite war, bewegte er flüsternd die Lippen:

„Hoho! Du redest einen hohen Ton, Mönchlein,“ raunte er. Und „Vorsicht, Justus,“ warnte er sich selbst, indem er seinen massigen Leib langsam zum Hause zurückbewegte.

Zweites Kapitel

Die sengende Hitze der Sonnenstrahlen verkühlte langsam. Die Helle lag nun wie Glorienschein über Weg und Hängen, und der Schatten des Vielwaldes wuchs zu Tal. Diesem stieg der Pater Ambrosius entgegen. Der Pfad war hart wie ein Bußweg, seine Sandalen glitten auf dem Geröll aus, und aus dem Boden ragende Felsstücke ließen ihn mehr denn einmal taumeln. Dann schlug er den Stock fester zur Erde, und seine Stirne furchte sich. Ein Groll faßte den Eiferer wider die von Abfrutt, daß sie zu ihren Stätten nicht besseren Zugang schafften. In sich selber nur den Gotteslehrer sehend, sann er: Die also die Welt ausschließen, halten auch das Heil fern! Er beschleunigte die Schritte, als hätte ihn ein Notschrei gerufen. Gesenkten Hauptes erstieg er die Vielhöhe. Sein Blick traf dort das dem Sturze nahe Kreuz; beinahe hätte des Hochgewachsenen Stirn ans morsche Holz geschlagen. Nun blieb er stehen. Die Finger seiner Linken krampften sich zur Faust, jähe Glut färbte sekundenlang das hagere Gesicht. Er beugte das Knie und betete, als trüge er die Schuld, daß das Bildnis nicht besser behütet worden. Ein Sturm war in ihm, als er sich erhob. Stimmen redeten in seiner Brust. „Eine Schar Abtrünniger gehst du finden! Sie vergraben sich hinter den Wäldern, an ihren Wegen fault das Bild des Heiligen! Geh und strafe!"

Der Wald nahm den Zornerfüllten auf.

Der Baumtempel stand in schweigender Schönheit und Größe über ihm. Das finstere Gezweig der stillen Tannen wölbte sich wie eine Wehr wider das Licht. Aber es drang doch manchmal ein Goldblitz in die grüne Dämmerung. Wo der traf, leuchtete das Dornzeug und das Laubgebüsch, und einzelne späte weiße Waldblüten schimmerten wie Lichtlein, die eine grüne Höhle hellten. Einmal — ein schwarzgrauer Felsblock lag mitten im Gestrüpp — war zur Rechten des Weges ein Geräusch, das wie Stammeln eines Kindes in die große Ruhe klang. Ein kristallener Wasserstreifen zog sich vom Block bis nahe an den Weg. Doch versickerte der Quell, und das Rinnen der Tropfen war wie Menschenlaute. Ambrosius schritt vorüber, ohne aufzusehen. Seine Finger hielten den Rosenkranz, und er hörte nicht auf, Gebet um Gebet zu murmeln. Die Strenge wich nicht aus seinem Gesicht bei der Zwiesprache mit dem Höchsten. Erst, als ein blendender Glanz durch den sich lichtenden Wald drang und voll in sein Gesicht flammte, hob er das Haupt. Und just da rührten unsonntägliche Laute sein Ohr. Sie kamen irgendwo vom Waldrand. Rufe und Gelächter, Jauchzen und Singen! Das schrille, in regelmäßigem Takt gehaltene Spiel eines Pfeifers übertönte zuweilen die Menschenstimmen. Der Pater erbleichte. Die Musik war ihm wie Hohn. Hastig trat er unter den letzten Stämmen hervor. Da erblickte er die erste Hütte von Abfrutt. Er umging die niedere, vor deren kleinen viereckigen Bleifenstern auf schmalen Gesimsen blühendes Gewächs gezogen wurde. Der

fremdartige Schmuck entging selbst dem Auge des Hastigen nicht. Die Blüten, wie sie die Talleute pflegten, verirrten sich sonst nicht in das winterschlimme Hochgebirg. Eine Neugierde kam ihn an, wer der Hütte Herr sei. Als er die freie Matte gewann und die Türseite der Hausung erblickte, war die gebräunte wie ausgestorben. Kein Laut ging im Innern, und doch stand die Türe weit offen.

Aber vom Hof auf dem Waldhügel, den er erst jetzt gewahrte, scholl das Lärmen festjubelnden Volkes und der Pfeife Schrillen lauter und lauter.

Der Mönch verweilte lauschend. Er erblickte den schmalen Zuweg zu der Statt, wo sie festeten und des Herrn Tag entheiligten. Ueber die Tannen hin, die am Hügel ragten, waren die geöffneten Balken und Scheiben und durch die Luken im Reigen sich wiegende Gestalten wohl erkennbar. Eben wollte der Benediktiner den Aufpfad gewinnen, da gewahrte er unfern der niederen Hütte, die den Blustschmuck trug, die Gestalt einer Dirne, die sich an einen der Steinbrocken lehnte, wie sie überall die Hänge deckten, durch die Gewalthand der Zeit von den Bergen herabgeschmettert. Die Dirne hielt die Ellbogen der nackten Arme auf den Stein gestützt und starrte durch das Tannengeäst nach dem oberen Hof. Eine große Ruhe lag über dem kraftvollen, anmutigen Gesicht. Die Augen, die zur Stunde einen sinnenden Blick hatten, waren groß, von graublauer Färbung und klarem, eine Seele ohne Falsch verratendem Schein. Sie lagen tief unter vorspringender weißer Stirn, von der das schlichte, blonde, am Hinterkopfe geknotete Haar straff unter

die schwarze Haube zurückgestrichen war. Die voll entwickelte, kräftige Gestalt ließ erkennen, daß dem jungen Weibe an das Jahr des zwanzigsten Sommers sich manches gereiht hatte, so daß die Grenze der ersten Jugend nahe erreicht war. Jahre und Arbeit hatten ihre Glieder gestählt und gedunkelt; die vollen Arme waren gebräunt, die ineinander gelegten Hände rauh und hart. Schon das ärmliche Gewand verriet, daß die Dirne um ihr tägliches Brot stritt und schaffte. Ein grobes Linnenhemd schaute, Hals und Brust verhüllend, aus dem schwarzen Mieder. Der dunkelfarbige Rock reichte bis an die Knöchel der nackten Füße, die in schweren Holzsandalen staken. Kein Band und kein Gehäng schmückte die Gewandung.

So versunken war das Weib in die sein Ohr treffenden Laute, daß ein Schauer des Erschreckens es durchrieselte, als der Benediktiner, über die Matte nahend, es erreichte.

„Gelobt sei Maria," grüßte der Mönch.

Die Dirne richtete sich empor und antwortete: „In Ewigkeit, Amen!"

Sie maß staunenden Blickes des Kuttenträgers strenges Antlitz.

„Was soll das Johlen?" fragte der Grollende.

Ein ruhiges Lächeln teilte die Lippen der andern.

„Sie feiern einen Jahrtag. Es jährt sich wieder, daß der Richter sein Weib genommen. Er hat alles junge Volk geladen."

„Weshalb bist du denn nicht dort?" kam dem Hochwürdigen unwillkürlich die Frage über die Lippen.

Da streifte ihn wieder der stille Blick der Dirne, und sie gab Bescheid:

„Weil mich nicht hin verlangt hat, Herr."

Er maß sie durchbohrend. Dann fragte er: „Wie heißest du?"

„Cille bin ich getauft. Meinen Vater nannten sie den Adel[1]) an der Matt... Doch er ist tot. — Aber Ihr seid wohl nicht gekommen, nach mir und meiner Sippe zu fragen. Was führte Euch also von der Straße ab? Seid Ihr irr gegangen? Wenn Ihr müde seid, mögt Ihr rasten. Meine Hütte ist leer. Auch vermag ich Euch eine Schale voll Milch zu bieten, wenn Euch dürstet."

Die Ladung war in kurzem Tone gesprochen. Eine fast stolze Zurückhaltung war im Wesen der armen Dirne, die die dem Volke eigne Demut vor dem priesterlichen Gewande völlig verwischte.

Der Mönch richtete sich auf. Er gedachte sie Unterwürfigkeit zu lehren.

„Mich sendet die Aebtissin vom Frauenmünster zu Zürich," sagte er scharf.

„Die kenne ich nicht," darauf die Dirne.

„Ich bin gekommen, euch hierzulande zu prüfen und je nach Gebühr zu stärken oder zu strafen."

Die Worte fielen gewichtig, aber sein Auge schaute kalt auf das Weib, als brenne nicht das Feuer der Erregung in seiner Brust. Fast unfreundlich sprach sie dagegen:

„Wenn ich Euch raten soll, geht wieder dahin, von wannen Ihr gekommen seid. Zu Abfrutt straft nur einer, den die Männer erwählt haben, zurzeit der Hofer dort —" sie wies nach der Hügelhütte.

---

[1]) Adelrich.

— „Eines Fremden Stimme hat am Ort nicht Geltung."

Der Pater beachtete ihre Worte kaum.

„Vielleicht tat es not, daß ich kam," murmelte er und ging hinweg.

Sie starrte ihm nach, bis er unter den Bäumen am Hügel verschwand. Er hatte nicht gedroht, aber eine geheime Bangigkeit faßte doch das junge Weib. Seine leise, scharfe Rede hatte sie wie das Zürnen eines Mächtigen bedrückt; und es wollte ihr scheinen, als sei mit dem Mann der Kirche alles, doch nicht der Friede zum Orte gekommen.

Der Pater Ambrosius war durch die gelichteten Tannenreihen am Hügel emporgestiegen. Als er die Höhe erreicht hatte, stand er am Hofe des Richters. Droben im Wohngemach schwieg die Pfeife, aber die Stimmen schollen lauter. Es schien, als würden zinnerne Becher aneinander gestoßen. Der Name des Hofers wurde laut; dann brach ein Lärm aus. Sie tranken das Glück der Festenden. Der Pater stieß mit rascher Faust die schwere Tür zurück. Der Flur und die steile Treppe, die zur Stube der Lauten führten, waren leer. Der Mönch erreichte den Eingang der niederen Stube. Niemand hatte ihn kommen sehen. So kam es, daß eine Stille des Erstaunens jäh die laute Fröhlichkeit ablöste, als Ambrosius auf die Schwelle trat.

Der Raum war jeden Gerätes bar, die Bänke ausgenommen, die an den Wänden liefen. Grünes Reisig schmückte Decke und Getäfel. Hier und dort leuchtete einer späten Bergrose helles Rot aus dem Dunkel der Zweige; sie mochten auf das

Fest des Hofers von unter den Firnen geholt worden sein.

In der Stube drängte sich die Menge des Volkes, junge Burschen und Dirnen, die vom Reigen rasteten. Gelächter und Scherzen! Glutrote Wangen und blitzende Augen! Zinnerne Krüge, gefüllt mit dem schweren welschen Wein, gingen von Hand zu Hand. Becher wurden gefüllt, und keine Lippe verschmähte den Trank. Einige waren, die ihn zu wenig verschmähten.

An einer der Wände saß ein junges, bleichwangiges Weib mit großen, dunkeln, herausfordernden Augen. Sie war in fast fürnehmes Gewand gekleidet. Das Mieder war von gewirkter Seide, aus feinem Wollwerk der Rock, ein schimmerndes Busentuch verbarg das schneeige Weiß des Hemdlinnens. Wie die Kleidhülle war ihre Gestalt zart und unbäurisch. Dichtes braunes Haar, in schweren Zöpfen um den Kopf gelegt, hob noch die Weiße des Gesichtes, das schön erschien, weil in den feinen Linien eine ewig wechselnde Unruhe war, die zu staunen gab. Das Antlitz lebte, als ginge fortwährend der Flackerschein eines Feuers darüber. Wie die Augen nicht ruhig zu blicken vermochten, wurden die leicht aufgeworfenen Lippen des breiten Mundes eines halblauten Gekichers und Geflüsters nicht müde. Faustine, das Weib des Hofers, war eine Livinerin. Lange war sie denen von Abfrutt eine Fremde gewesen, heute aber, da sie den sechsten Jahrtag ihrer Ehe und das Tauffest ihres Erstgeborenen mit ihr begingen, verstand sie mit ihrer jähen Ausgelassenheit jede Scheu der andern zu

ersticken. Ein um das andre Mal hob sie den Becher und brachte ihn an die vollen Lippen. Jeder Zug hieß ein „Zum Wohl“ den allem Fremden Mißtrauenden; und dieses Mißtrauen offen belachend, dämpfte und besiegte sie es.

Gallus, der Hofer, sah es und wußte nicht, empfand er Freude, daß seine Genossin Stand im heimischen Boden gewann. War es, so verbitterte ihm ein Mißmut das frohe Gefühl. Er schämte sich der Ausgelassenen. Zweimal schon hatte er ihr, die Stirn in Falten gelegt, harten Griffes den Becher entwunden. Er stand wie ein Wächter neben ihr. Seine Miene war ernst und streng. Sie war es immer, sonst möchte sie die Freude der Feiernden gestört haben. Dreißig Jahre lagen hinter dem Bauern. Sie hatten seinen mächtigen Leib gestählt wider alle äußere Unbill, das derb geschnittene, von kurzem braunem Bart umrahmte Gesicht gedunkelt wie das eines Südländers und seine Seele gefestet, so daß Gallus der Hort und Lenker nicht nur seiner eignen Sippe, sondern derer von Abfrutt insgesamt geworden war. Der Hofer war nicht reich, aber er war reicher denn die meisten Heimgenossen, deren Schweiß rinnen mußte, wollten sie essen. Er dachte nicht weiter und hatte nicht mehr Klugheit, noch meinte er sie zu haben, denn die, die mit ihm hinter dem Vielwald hausten. Aber sein Leib war ein Gehäuse unbändiger Kraft, und ein Wille war sein, der die Leibesstärke überwand. Darum hörten die von Abfrutt auf des jungen Mannes Stimme.

Seine Stimme scholl jetzt, da der Festlärm stockte, durch das Nahesein des fremden Mönches gehemmt,

der, die hageren Arme verschränkt, vom Ausgang die Menge mit Blicken maß, in denen der Zorn flackerte.

„Noch ein Gast," sagte der Gallus, und sich der Tür nähernd, lud er den Priester mit einfachen Worten zum Fest.

Dieser wehrte ihn mit einer Armbewegung zurück.

„Was soll mir der Hohn?" fragte er in Lauten, die scharf und verständlich in jede Ecke des Raumes drangen. „Lädt man einen Diener Gottes, daß er des Herrgotts spotte? Ich bin gekommen, dem Gelage und dem Reigentanz ein Ende zu bieten, daß die Sünde nicht weiter getrieben werde, mit der ihr des Herrn Tag verunglimpft!"

Ein Murren folgte der Rede. Das junge Volk umdrängte den Gallus, der, als ob er die Worte überdenke, zu Boden sah.

„Was will der fremde Pfaffe?" scholl eine Stimme.

Der es gerufen hatte, trat nicht aus den Reihen, aber in der Haltung des Haufens lag wenig Ehrerbietung vor dem geistlichen Freudenstörer.

Da erhob sich eine sonderbare Gestalt von der Wandbank der einen, schon dämmerigen Ecke. Es war ein greiser Geselle, der die grobe Tracht der Bauern trug und doch weder Knecht noch Bauer zu sein schien. Hohe, rauhe Strümpfe verdeckten ihm Bein und Knie, die bei den übrigen nackt waren. Hose und Kattunjacke waren von dunklerem Stoff als bei den andern. Auch hing ihm an dünner, wertloser Kette ein schwarzgebeiztes hölzernes Kreuz auf die eingesunkene Brust. Das Haupt, von dem

das Haar in langen Strähnen auf die Schultern wallte, war vornübergebeugt. Die Last endloser Jahre drückte den hageren Nacken. Der Alte stützte sich auf einen rohen Stock, den er in dünner, leise zitternder Hand hielt. Das Gesicht, das gerade jetzt einen Zug von Aengstlichkeit an sich trug, hatte er dem Mönche zugewendet. Ueber den von tausend Falten durchfurchten Zügen lag eine große Milde und der Friede eines Menschen, der Wünsche und Begierden von sich geworfen, weil diese unnützer Ballast sind, wenn das Sterben nahe ist. Der Alte fand eine Gasse für sich in der Schar der an die Tür Gedrängten. Er tat ein paar langsame Schritte und stellte sich neben den Hofer.

„Ich bin der Kaplan von Abfrutt," sagte er mit nicht mehr lauter, demütiger Stimme zu dem Benediktiner, der das Haupt in den Nacken geworfen hatte und furchtlos die Zornblicke der Bauern erwiderte.

Dieser wiederholte höhnisch:

„Ihr — der Kaplan von Abfrutt, in Jacke und Kurzhose, in Gesellschaft von Schlemmern, als gehörte es sich so!"

„Das Kleid ist zerrissen mit den Jahren, das Herz ist fromm geblieben," gab ruhig lächelnd und gefaßter der Greis zurück. „Daß diese heute feiern, — was wäre Böses dabei! Sie baten. Ich habe es gestattet. Morgen arbeiten sie wieder. Kein Gott kann das Sünde heißen."

„Kennt Ihr die Gebote Roms nicht besser?" fuhr der Mönch auf. „Ihr seid kein Priester mehr! Wie soll ein verwildeter Bauer über diese wachen!"

Als er mit der Hand im Kreise deutete, erhob sich ein Geschrei:

„Was will der Narr? Jagt ihn fort! Was stört er das Fest!“

Der Gallus überwand mit hallender Stimme den Lärm.

„Was besagen die Gesetze des Heiligen Vaters?“ fragte er danach ruhig den Alten.

Die Wangen des Kaplans färbten sich unmerklich. Dann gab er bescheiden zu:

„Es ist, wie er sagt. Sie verbieten Reigen und Gelage am Sonntag.“

Der Bauer wendete das Gesicht seinen Gästen zu. Die Spur eines Lächelns war auf seinen Lippen. Er sagte gelassen:

„Den Gesetzen der Kirche muß Genüge sein. Was das Jungvolk an Reigenlust versäumt, ist zu gelegenerer Stunde nachzuholen. Ich lade euch zu Tische, ist doch — ich müßte mich denn irren — nicht Fasttag heute. Und nach dem Mahl mag das Fest beendet sein in Ehren und nach Gebot. Genügt Euch das, Hochwürdiger,“ fuhr er, zu Ambrosius gewandt, fort, „so seid auch Ihr gebeten. Es findet sich eine Stabelle für Euch, und Speise und Trank wird Euch willig geboten. Nehmt an, Herr!“

Der Mönch wollte antworten, doch des Hofers Weib hatte sich vor ihren Genossen gedrängt. Sie hielt den gefüllten Becher in den Händen und hob ihn, um ihn dem Benediktiner zu kredenzen.

„Warum das Fest abbrechen! Feiert mit, Hochwürdiger! Geht Ihr das ganze Jahr in schlottern-

dem Trauergewand umher, warum sollt Ihr nicht an einem Tag ein Mensch sein wie die andern. Trinkt! Das wird Euch jung machen und fröhlich. Und morgen mögt Ihr uns und Euch selbst eine Strafpredigt halten, daß Eure Kirchenobersten selber ihre Freude daran hätten."

Sie würde weitergesprochen haben. Doch der Hofer faßte ihr Handgelenk und führte sie zur Bank. Sein Gesicht hatte sich verfinstert; es war ihm nicht entgangen, wie der Pater wie in Abscheu sich von seinem Weibe gewandt hatte.

„Laßt uns die Tische stellen," mahnte er laut und war der erste im Flur, Hand an eines der schweren Gestelle zu legen. Die Geladenen gehorchten unfroh, aber willig.

Während sie dermaßen in Flur und Stube hantierten, hatte sich der greise Kaplan dem Benediktiner genähert.

„Kann ich Euch Obdach bieten für die Nacht?" fragte er.

Ambrosius maß ihn unfreundlichen Blickes.

„Lieber schüttelte ich den Staub von meinen Füßen und suchte den Weg nach Geschenen. Aber es läßt mich nicht fort. Ich habe zu rechten mit Euch, so mögt Ihr mir zu Eurer Hütte folgen."

Sein Ton war selbstbewußt, fast herrisch. Der Weißhaarige beugte den gekrümmten Nacken noch tiefer und gehorchte schweigend. Er holte seinen schwarzen, grobfilzigen Hut von seinem Platze. Dann folgte er dem voranschreitenden Mönche ohne ein Wort zu den seinen Weggang mit Verwunderung sehenden Bauern.

Im Flure schaute sich Ambrosius nach dem Alten um.

„Wie nennt Ihr Euch?“ fragte er.

Und der Greis erschrak beinahe und stotterte:

„Mein Name? — Sie nennen mich ‚Herr‘ hier und ‚Kaplan‘ — aber einen Namen — ich hatte einen — und fast hätte ich ihn vergessen. Ich war einmal — im Kloster zu Seedorf hieß ich Pater Martinus!“

Das war alles, was sie auf dem Weg zur Hütte redeten. —

In der Stube des Gallus ging indessen ein Fragen und war ein Hin-und-wieder-Raten, was den Mönch hinter den Bielwald geführt haben möchte.

Drittes Kapitel

Die Hütte des Martinus erhob sich der Kapelle schrägüber zwischen Weg und Alpbach. Sie stand an grünem Hang. Die auf der Wegseite befindliche alte Eingangspforte führte zu einem dunkeln Flur und zu den Wohnräumen, die nach dem Bache schauten. Der eine der letzteren, ein kahlwändiges Schlafgemach, enthielt als einziges Gerät des alten Mannes Lagerstatt, die andre, geräumigere Kammer barg den rohhölzernen Tisch, Stabellen, Truhe und Betstuhl.

Eine trauliche Helle war in dem niedrigen Raum, dahinein Martinus den Mönch geführt hatte. Der breite, weißleuchtende Firn des Damma sandte einen Widerschein in das Gemach und hielt den Tag länger darin zurück als in den übrigen Hütten. Die Bleirahmen der Fenster trugen klare Scheibchen, eine fleißige Hand verratend, die sie rein hielt. Derselben Hand fürsorgliches Walten ließ sich im ganzen Raum erkennen. Sauberer Sand bedeckte den Fußboden. Das Getäfel der Wände war blank gescheuert und Tische wie Stabellen reingefegt. Die dunkelgebeizte geschnitzte Truhe, die an der Rückwand stand, verriet ihren Inhalt nicht; ein offenes Gestell aber aus rohem Holz, am Täfelwerk befestigt, trug allerlei Töpfe und sonstiges Gerät, wie die Heilkünstler im Tale, die die Leute von Gebresten oder zum Tode bringen, sie brauchten.

Auf diesem Wandbrett war auch ein Fläschlein dunkeln Tintensaftes sorgfältig geborgen, und eine Anzahl Gänsekiele lag daneben, die zu gebrauchen denen von Abfrutt eine unmenschlich schwere Kunst dünken wollte.

Die durchdringenden Blicke des fremden Mönches hatten jeden Winkel des Gemaches durchforscht, als Martinus ihm Einlaß und Sitz geboten hatte. Ohne ein Zeichen der Befriedigung hatten sie das Kruzifix gestreift und das Becken heiligen Wassers, die an den Türpfosten sich fanden, Zeugen, daß des Alten Gemach das eines Gottesfürchtigen sei. Lang und wie in Unmut waren sie auf dem Wandgestell haften geblieben. Aber noch tat Ambrosius keine Frage. Er wachte über dem Hinundherschreiten des Weißhaarigen, der ihm Speise und Trank zugesagt und zur Ehre seines Gastes sein Bestes herbeitrug. Der Stock hallte jetzt auf den Brettern des Küchengelasses. Eine junge Stimme mischte sich dort mit den tiefen Lauten des Greises. Darauf brachte eine schlanke, blutjunge Dirne eine Schüssel saurer Milch und stellte sie mit einem scheuen: „Der Herregott gesegne es!" vor den Gast.

Der Alte war hinter ihr hereingetreten und hatte sich neben dem Mönch am Tische niedergelassen.

„Wollet mit Gunst meine arme Mahlzeit nicht verschmähen," lud er ein.

Der Mönch ergriff den zinnernen Löffel, doch als abermals die Dirne erschien, ein hartes Brot vor die Hungernden zu legen, maß er sie, des Essens scheinbar vergessend, so befremdeten Blickes, daß Martinus zu erklären nötig fand:

„Barbara, das Kind des Bannvogts, sorgt mir für Herd und Haus, seit meine Arme zu schwach geworden sind, die Hütte im Stand zu halten.“

Ambrosius gab keine Antwort. Er musterte noch immer die Magd, die wohlgewachsenen Leibes und lieblichen Antlitzes war. Dunkles Haar umwand in Flechten ihr Haupt, und hier und dort fiel eine Ringellocke in das runde, rotblühende Gesicht. Lange, aus Scheu vor dem Gaste gesenkte Wimpern schatteten die dunkeln Augen, aber die Lippen umzuckte ein ewiger Schalk und strafte die züchtig niedergeschlagenen Lider Lügen.

Erst als Barbara das Gemach verlassen hatte, begegnete Ambrosius den Blicken des Kaplans. Seine Stimme klang hart und gemessen, als er nun anhob:

„Eure Augen sind trüb und Eure Knochen morsch. In Euern Adern versiegt der Blutstrom. Wäret Ihr um zehn Jahre nur jünger, so müßte ich Euch warnen, daß Ihr der Versuchung in Weibsgestalt die Hütte offen haltet!“

Der Kaplan faltete die dürren Finger auf dem Tische vor sich. Die Jahre hatten ihm die Streitbarkeit genommen; er war anzusehen wie die lebendige Versöhnung.

„Ihr denkt und redet strenge. Habt Ihr so Schlimmes gesehen und erfahren, daß Ihr nach solchem Maße messet? Wäre ich um fünfzig Jahre jünger, und das Kind des Bannwarts hielte mir haus, Gott dürfte zur Tag- und Nachtzeit in meine Hütte schauen.“

„Eitelkeit und Lauheit! Das sind die Priester-

gebresten, die die Aebtissin meinte, da sie uns aussandte, die Lässigen zur Strenge zu mahnen. Ihr prahlt mit Eurer Festigkeit und duldet die Sünde in Eurer Nähe, bis sie Euch jählings umgarnt. Ich kenne Eure Art, Alter! Ihr seid von zu weichem Holz geschnitzt, als daß Ihr die Menge und Euch selber im Zaume hieltet! Und weil Eure Hand zu schwach ist, zuzuschlagen, wo Eure Augen das Laster finden, schließt Ihr die schläfrigen Gucker und stammelt: Wir sehen nichts Schlimmes!"

Der Kaplan lauschte der erregungslosen Rede des Mönches. Ein Unbehagen war in seinen Furchenzügen.

„So hat Euch eine fromme Frau gesandt? Ihr habt mir bisher verschwiegen, was Euch hinter den verlorenen Wald geführt hat."

Ambrosius zog eine Schrift aus der Kutte und entrollte das Pergament, daran der Aebtissin vom Frauenmünster schweres Sigill hing. Mit lauter Stimme verlas er das Kund-und-zu-wissen, daß Ambrosius, der Benediktiner, über die Kaplaneien zu Wassen, Geschenen und Abfrutt gesetzt sei, auf daß er daselbst rate, tate und richte im Namen der Kirche, ohngeachtet der dermaligen Amtspriester und erstmalen für die Dauer eines Zwölfmonds.

Martinus beugte den Nacken.

„Es wäre der gewundenen Sentenzen kurzer Sinn, daß nunmehr Ihr Herr seid am Ort! Befehlt und ich verlasse die Hütte und höre auf, Priester dieser Gemeine zu sein."

„Nicht doch! Ihr behaltet Amt und Hausung. Nur Euch selber werdet Ihr ändern müssen!"

Martinus fuhr sich mechanisch mit der Hand über den weißen Scheitel.

„Achtzig Jahre lang, Herr," sagte er, „war ich, was ich jetzt bin; nun ist es zu spät, mich zu ändern!"

In dem Mönche erwachte der Eiferer. Heimlicher Zorn ob des Alten Gleichmut wallte in seiner Brust, aber sein Gesicht blieb ruhig. Er griff zum Löffel und sprach der Speise zu; so sehr hatte er sich in der Gewalt.

„Ihr werdet Euch ändern müssen," wiederholte er, seinen Löffel in die Suppe tauchend, als gälte es ein alltägliches Gespräch und läge nicht eine Drohung in seiner Rede.

Dem Greise war das Essen vergangen.

„Was fordert Ihr?" klang seine Frage.

„Zweierlei nur zur Stunde! Zum ersten: legt das unwürdige Gewand ab, hüllt den Leib in die Tracht, die die Kirche fordert! Zum zweiten: büßt den Bauern, in dessen Haus des Herrn Tag entweiht wurde!"

Martinus richtete seine fast in den Höhlen verschwundenen, von dichten weißen Brauen überschatteten Augen fest auf den Gesandten der Aebtissin und sagte:

„Sie messen zu Abfrutt ihren Kaplan nach dem Herzen, nach Tat und Rede, nicht aber nach dem Gewand. Jahre vergehen, ehe vom Ort einer zu Markt fährt, und wenn einer fuhr, so hatte ich nichts, womit ich eine Kutte bezahlt hätte. Dieses Kleid und die Speise, die ich zum Leben bedarf, das ist alles, was ich mit gutem Gewissen meinem

Volk abnehmen durfte. — Was Ihr zum zweiten fordert, daß ich den Gallus strafe, den Hofer, das kann nicht geschehen. Zu Abfrutt ist nur einem die Macht gegeben, zu strafen — ihm selbst!"

Der Mönch ließ wie im Spiel die Hand auf die Tischplatte fallen, aber das Holz dröhnte unter dem Schlag.

„Seid Ihr zur Puppe der Bauern geworden?" sagte er mit höhnisch verzogenem Mund. „Habt Ihr vergessen, daß die höchste Macht der Kirche zusteht? Ihr habt Euch die Gewalt entwinden lassen. Ich fürchte, man wird Euch nicht rühmen darum. Unsre Oberen dulden vieles an ihren Getreuen — Schwäche ist ihnen zum Abscheu."

Die Rede verwirrte Martinus. Er fühlte, daß er sich Blöße um Blöße gab, und wußte sich nicht zu verstellen.

„Jener — der Gallus — ist der Richter am Ort; sein ist die Strenge. Ich bin der Helfer und habe mir zur Waffe die Minne genommen; so verstand ich mein Amt, Herr!"

„Auch in die Kutte verirrt sich zuweilen ein Schwärmer," spottete der andre. „Doch Scherz beiseite und zur Sache. — Den Hofer büße ich. Ich schaffe Euch geistlich Gewand, und Ihr werdet es tragen! Und Ihr werdet streng werden, Alter, denn meine Lehre wird gut sein! Ein Jahr ist eine lange Spanne Zeit, um zu lernen."

Martinus schüttelte langsam den Kopf.

„Laßt Euch warnen, Herr! Dieses Volk sträubt sich gegen alles Neue und Fremde. Der Bielwald ist die Mauer, die es von der Welt scheidet. Diesen

Wall erklomm die Gewalt nicht, als im Tal der Zwingherr schaltete; viel weniger mag jetzt Strenge und Zwang Eingang finden. Wenn Ihr den Stein aus unsern Felsen brechen wollt, findet Ihr ihn so hart, daß das Eisen mit jedem Schlag sich daran stumpft. So der Sinn der Männer von Abfrutt! Wenn er sich verhärtet, bricht ihn kein Schlag."

„Ohnmächtige Fäuste, zages Herz, schläfrig gewordene Schlauheit! Das sind der späten Jahre Anzeichen! Ihr könnt sie nicht verhehlen, Kaplan! Laßt Euch gesagt sein, daß ich um mein Werk nicht Sorge trage. Wie die Risse in den Felsen klaffen, wo das Eisen anzusetzen ist, so hat dieses Volk der Hartköpfe seine Blößen, darein ich meine Waffe tauchen werde. Wartet ab so lange."

Martinus wagte noch einmal die Widerrede.

„Was kümmern Euch das verlorene Tal, der Haufen Männer und Weiber? Es ist lange ein guter Friede gewesen zu Abfrutt; nun Ihr ihn bessern wollt, wird Krieg werden!"

„Dem Heil darf keine Hütte verschlossen bleiben."

Die Worte schlossen dem Weißhaarigen den Mund. Er kauerte in sich zusammen, und das schwache Feuer der Augen, das, solange er stritt, erglommen war, erlosch wie der Glanz verblassender Sterne.

Pater Ambrosius hatte die Mahlzeit beendet. Er erhob sich und schritt hin und wieder im Gemach, zuweilen mit halb spöttischem, halb zornigem Blick den Gebrechlichen streifend.

„Ich werde zu Abfrutt Predigt halten binnen vier Tagen, von heute an gezählt," sagte er einmal.

Martinus nickte, obwohl er kaum des andern Rede verstanden. Der setzte seine Wanderung fort, den hageren Leib nach vorn gebeugt, daß der Kopf nicht wider die niederen Dielenbalken fahre.

Indessen erlosch über den westlichen Bergen der letzte Lichtglanz, und im Gemach der beiden wuchs die Dämmerung.

„Es wird Nacht," sagte Ambrosius, als ob er den Alten wecken wollte. Er war unter dem hölzernen Kruzifix am Ausgang stehengeblieben und verschränkte die Arme, des Kaplans Antwort erwartend.

Der hätte auch jetzt kaum gehört, so war er in brütendes Sinnen versunken. Aber vom Küchengelaß kam ein Geräusch wie der Fall eines Körpers. Ein Lärm von fallendem und brechendem Ton folgte darauf, und ein Kichern hob an, das vor einer in Groll lauter werdenden Männerstimme plötzlich wieder verstummte.

Die Wangen des Benediktiners färbte ein leises Rot.

„Gastet noch ander Volk bei Euch?" fragte er. Dann, als Martinus das Haupt verneinend schüttelte, trat er in den Flur und schritt dem Klang der Stimme nach, als sei die Hütte sein Eigen.

Der Kaplan war emporgefahren und folgte dem Rücksichtslosen. Sie betraten hintereinander die Küche, in welche zur Rechten der Haustür eine an den Pfosten rauchschwarze Oeffnung führte.

Der Raum war düster und voll Dampf, dem Lichte beinahe verschlossen, das einzig durch eine schmale Mauerritze Einlaß fand. Der Schein des

offenen Herdfeuers, über dem ein Wasserkessel stoßweise den Dampf ausatmete, hellte jedoch die Winkel und spielte in Blitzen an den geschwärzten Balken der Diele und der Wände. Das verräterische Leuchten wies den Eintretenden die Scherben, die auf den Brettern des Bodens zerstreut lagen, und verbarg die Breispuren nicht, die sich weit über die tannenen Bohlen hinzeichneten. Barbara, die Magd, stand inmitten des Gelasses und hielt die Augen in Zerknirschung zu Boden geschlagen. In ihren Wangen flammte ein so dunkles Rot der Erregung, daß es schier unglaubhaft war, es entspringe dasselbe einzig dem Schrecken um den zerfahrenen Breitopf. Und als die Schlaue mit Verzeihung erbittenden Worten, in halbem Schluchzen sich an Martinus wandte, ging unter den gesenkten Lidern ein flinker Blick zur Seite, wo die baufällige Tür weit offen und gegen die Innenwand zurückgezogen war. Beinahe wäre da der Dirne ein Schrei entfahren. Zwei nackte Füße standen unter der Türe. Deutlich schienen sie aus dem Schatten des braunen Holzes, das wohl den Leib des Versteckten barg, doch nicht zu Boden reichte, um ihn ganz dem Auge zu hehlen.

In demselben Augenblick hatte Ambrosius flüchtigen Schauens die Stelle mit den Blicken gestreift. Er zog das Türbrett gegen sich. Ein trockenes Lachen fiel mißtönend von seinen schmalen Lippen. Hinter der Tür war ein junger Geselle hervorgetreten.

„Was sagt Ihr, Martinus? Der Geselle schleicht sich zu seiner Dirne in das Gebälk des Kaplans. Welche Ehrfurcht vor Eurer Würde, Bruder!"

Der Greis war vor den Jüngling getreten. Er redete den Blonden, Keckäugigen, dem auf voller Lippe just der erste Flaum sproß, vorwurfsvoll an:

„Habe ich dir nicht verboten, der Dirne nachzugehen? Was dringst du —“

Ambrosius unterbrach ihn mit heftiger Rede.

„Geiler Knabe, lerne beten und schaffen, bis du reif bist, das Auge nach Weibern zu wenden. Wie erfrechst du dich, deine Lüste in diese Hütte zu tragen! Ich werde dich kühlen, Gesell!“

Der Bursche, der Knechtsgewand trug, warf den Blondkopf zurück. Es hatte geschienen, als wolle er Abbitte leisten, als Martinus gesprochen hatte, doch nach den Scheltworten des Benediktiners blitzte sein Auge, und das Blut schoß ihm dunkel zu Häupten.

„Was will der fremde Pfaff hier oben bei uns?“ knurrte er nach dem Seelsorger von Abfrutt hinüber. Und zu Ambrosius sich wendend, polterte er: „Die Dirne und ich, wir sind einander gut in rechtschaffenem Gutsein! Da drein hat niemand zu reden! Wer aber sein Maul ungefragt hineinhängt, den möchte es leicht gereuen!“

Er tat einen Schritt gegen den Fremden; seine Fäuste waren geballt. Der Mönch stand aufrecht und sah ihm fest in das zornige Antlitz. Ein eisiges Lächeln lag in den Winkeln des eingekniffenen Mundes, und aus seinem Blick sprach eine solche Welt von Unbarmherzigkeit und Härte, daß dem Bauern eine sonderbare Angst die Kehle verschnürte. Seine Hitze schien plötzlich gekühlt. Er spielte mit

seinem braunen Hirtenhemd und suchte scheuen Blicks die Tür.

„Ich gehe jetzt schon, und —“

In der Verlegenheit hätte er beinahe ein kaum zu haltendes Versprechen gegeben. Dann aber vollendete er mit neu erwachendem Trotz:

„Daß der Dirne nichts zuleide geschieht, weil ich mich eingeschlichen habe. Sie hat nicht um mein Kommen gewußt! Ich allein bin schuldig. Also laßt sie in Frieden! Oder sie ist am längsten im Kaplanhaus gewesen!“

Mit dieser Rede hatte er sich dem Ausgang genähert. Nun schlüpfte er hinaus wie einer, der froh ist, einem Käfig zu entkommen.

Aber die Barbara, die sich all die Zeit nicht von der Stelle gerührt hatte, haschte die Hand des Kaplans und flüsterte bittend:

„Verzeihet, Herr! Ihr wisset, daß wir zusammen erwuchsen, der Urban und ich.“

Martinus antwortete mit verstohlenem Händedruck, aber sein Gesicht blieb ernst; des Mönches Blick war auf ihm. Und dieser sagte, für die Dirne gemeint:

„Es wird mit dir gerechtet, sei gewiß!“

Dann, als er mit Martinus in das Wohngemach zurückgekehrt war, kreuzte er die Arme und schalt:

„Ich sehe wenig Gutes an dieser Eurer Gemeine.“

„Darum, daß Euch der Knabe trotzte? Ich sagte Euch zuvor, daß dieses Volk nicht lenksam sei. Und Ihr seht zu schwarz. Was sich wie eine

Sünde ansieht, ist nur Freiheit, die die an Freiheit Gewohnten sich nehmen!“

Das des Alten ruhige Entgegnung.

Der Benediktiner, als ob ihm die Erklärung genügte, ließ sein Nergeln und sprach desselben Abends nur wenig mehr. Er saß am Tische mit in die hohle Hand gesenkter Stirn, und war nicht zu erraten, was hinter der weißen Schädelwand sich spann.



Viertes Kapitel

Das erste Licht floß von Osten in den nachtblauen Himmel. Es war ein stilles, geheimnisvolles, gleichsam von innen erwachendes Hellerwerden des Himmelsgewölbes. Wie von verborgener Hand zurückgestrichen, sank der dunkle Vorhang der Nacht tiefer hinter die westlichen Berge. Einzelne Sterne schimmerten noch, aber blaß und fern. Die Kerzenflämmlein der Nacht mögen wohl erlöschen, wenn der Feuerschein des neuen Tages heraufwächst.

Die beiden Priester hatten die stille Mette gehalten. Als sie aus der engen Kapelle traten, hob an der höchsten Zacke des Salbit ein Leuchten an. Rotgoldener Glanz glomm um den Berg. Wie eine Fackel ragte der düstere zum Himmel. Martinus legte die Hand auf den Kuttenärmel des Benediktiners und hieß ihn nach den flammenden Schrofen blicken.

„So manches Jahr ich hier bin, ich kann nicht satt werden, das anzustaunen. Das ist als vom Gott-Vater entzündet, eine Predigt ohne Worte. Wenn der Glanz den Tag einleuchtet, ist es, als würde es auch in mir selber heller, und mit der Last der achtzig Jahre auf den Schultern danke ich dem Himmel, daß ich — noch leben darf.“

„Das ewige Licht am Altar ist besser! Kniet unter diesem und lasset Euch die Seele nicht ablenken, Bruder,“ murrte der Benediktiner. Die

Schönheit, die machtvoll über dem Tale thronte, war ihm verloren.

Sie betraten die Hütte.

Diese verließ Ambrosius wiederum, als der Tag vollends erwacht war. Er war zum Rückgang nach Geschenen gerüstet. Doch Gallus, der Hofer, der Richter zu Abfrutt, mochte noch seines Besuches gewärtig sein, ehe er durch den Bielwald stieg. So hatte er dem Kaplan verheißen.

Martinus gab seinem Gaste das Geleit, bis wo die Gasse sich den letzten Höfen zuwendete. Als er seines Weges zurückschritt, klang ihm aus jeder Hütte ein Morgengruß. Zweimal hielten sie ihn an und fragten nach dem fremden Mönche, den Groll wider den Eindringling nicht verhehlend.

Der Weißhaarige gab mit müdem Lächeln Bescheid:

„Er will euch das Heil bringen."

Und als sie ihn erklären hießen, antwortete er:

„Habt doch Geduld! Ihr werdet ihn kennen lernen."

Er wandte sich, schwer auf den Stock gestützt, seiner Hütte zu, unter deren Tür ein junger Bursche seiner wartete. Dieser beugte sich, als sie beieinander standen, über die Knochenhand des Greises und drückte flüchtig seine Lippen darauf. Martinus grüßte und legte den freien linken Arm um die Schultern des schlanken Gesellen. Von diesem gestützt, der allerlei sorgfältig in ein Tuch geschlagenes Pflanzenzeug bei sich trug, betrat er Hütte und Wohngemach.

„Ich bin zu Wald gewesen," erklärte der Junge im Eintreten.

„So früh? Fleißig wie immer," belobte Martinus, und sein Auge ruhte wohlgefällig auf dem Jüngling, der auf dem Tisch sein Tuch auseinanderzubreiten begann.

Die Gestalt des Zwanzigjährigen hatte die Kraft der Mannesreife. Sie war hochgestreckt, und straff waren die Glieder. Wo die kurze Hose Bein und Knie frei ließ, war des jungen Leibes muskelstarker Bau erkennbar, und knapp umschloß der bis zum Fußknöchel reichende Strumpf das kräftige Unterbein. Auf diesem Leibe saß der Kopf eines Knaben. Das offene, noch keine Spur eines Bartes tragende Gesicht hätte mit den feinen Zügen einem jungen Weibe angehören können. Weißblonde Brauen spannten sich über große lichtblaue Augen. Der selten völlig geschlossene Mund zeigte rote, weiche Lippen; derselbe Zug jugendlicher Weichheit lag über dem ganzen Antlitz, gemildert und veredelt durch die Wölbung der klugen Stirn, über welche das Gelock der blonden Haare ringelte.

„So seid Ihr des Frommen ledig, Herr?" sagte der Jüngling, die Kräuter erlesend, daß er sie dem Alten leichter weise.

„Wenn du den Gesandten vom Stifte zu Zürich meinst, meinen und euern Herrn, so ist er gen Geschenen gestiegen. Doch kommt er wieder!"

Der Junge schaute auf.

„Herr? Unser Herr? Außer Euch und dem Hofer noch einen? Ob sie ihm gehorchen werden?"

„Sie werden müssen. — Doch — darüber laß Männer reden! Deine Pflicht ist noch, zu folgen, ohne zu fragen."

Der junge Geselle widersprach nicht; keine Spur knabenhaften Trotzes zeigte sich auf seinem Gesichte. Er vollendete in raschen Griffen die Verteilung der gesammelten Wurzeln und Kräuter und begann des Kaplans Aufmerksamkeit bald auf diese, bald auf jene Art zu lenken. Sein Kennerblick war untrüglich; mit haarscharfer Genauigkeit vermochte er zu sagen, wieviel heilsamen oder schädlichen Trankes sich aus den Pflanzenteilen gewinnen lasse, und mit Bestimmtheit urteilte er, daß dies oder jenes Gebreste der Wirkung eines Saftes weichen müsse.

Den Martinus faßte zum erstenmal ein Erstaunen ob des Burschen Wissen.

„Ich kann dich nichts mehr lehren. Der Schüler hat binnen Jahrfrist den Meister überflügelt."

Das Lob machte den Blonden erröten. Sein Blick leuchtete in jäher Freude auf.

„Ich fange die Kunst zu begreifen an," brach er los. „Könnte ich sie nun üben! Ich bin sicher, daß der große Herre im Himmel für jedes Leibesübel ein Heilkraut wachsen läßt. Vielleicht steht eines, das wider den Tod Macht hat, auf den Matten oder im Wald. Nur gefunden müßte es sein! Und ich wollte suchen tags meines Lebens, und ich müßte es finden, aber indes müßte ich die Kunst üben können, müßte ich erproben, was ich ersonnen habe. Ich —"

Seine Rede überstürzte sich. Der weiche Zug war völlig aus seinem Gesicht gewichen, und eine große Entschlossenheit stand an dessen Statt in die sich schärfenden Linien geschrieben.

„An wem wolltest du sie erproben?" fragte Martinus nüchtern dagegen.

„An den Siechen natürlich."

„Eine gefährliche Probe! Wenn sie mißglückte! Wenn du tötest, statt zu retten!"

Der Bursche sann nach. Er starrte eine ganze Weile reglos vor sich nieder. Dann sagte er bedächtig, jedes Wort erwägend:

„Es wäre ein Unglück, doch kein Verbrechen, nicht vor Gott. Dieser wüßte, daß ich es wohlgemeint habe. Und dann — ich würde gefährliche Proben nur an denen machen, die nichts mehr zu verlieren hätten, denen der Tod sicher wäre, wenn nicht ein Wunder sie rettete!"

„Du hast Mut, Erni," sagte Martinus, und wieder ließ er sein Auge lange und liebevoll auf dem Gesellen haften. „Was bringt dir solche Gedanken?" fragte er dann. „Du bist nicht anders aufgewachsen als die andern. Von Geburt und Gestalt und Beruf bist du ein Bauer wie sie, und doch spinnt dein Hirn Gedanken, wie sie die Gelehrten der Großen und einsam sinnende Klostermönche heimsuchen!"

„Habt Ihr mich nicht unterrichtet?"

„Ich lehrte dich die Pflanzen und die Heilkraft kennen, doch legte ich mitnichten diese Gier in dich, mehr zu wissen, als erreichbar ist, und ahnte den Ehrgeiz nicht in dir, selber wider Siechtum und Tod streiten zu wollen."

„Meine Mutter —" begann der Erni. Dann brach ihm die Stimme wie in einem Aufschluchzen. Nachdem er beide Hände vor die Augen gedrückt hatte, als wollte er die Tränen zurückhalten, reckte er sich, trat dem Alten näher und sprach halblaut

und in tiefer Erregung: „Ich will Euch sagen, was mir den Wunsch entzündet hat. Ihr wißt — die Mutter — sie leidet mehr die letzten Tage — seit zwei Jahren siecht sie nun und findet nicht Heilung. Ihr selber habt Euer Wissen erschöpft! Kein Trank, keine Salbe hilft! Da Ihr keinen Weg mehr wußtet, habt Ihr sie zur Gottesmutter nach Einsiedeln pilgern heißen. Auch das ist umsonst gewesen! Die Mühsal der Fahrt hat nur das Uebel geschlimmert. Seitdem ist sie kränker; jeder Tag fördert ihr Siechtum. Und ich muß zusehen, wie das wächst und wächst, und vermag keinen Finger dagegen zu heben. — Ihr wißt, wie es begann. Eine kleine unscheinbare Wunde am Fuß. Sie war da, und die Mutter wußte nicht zu sagen, woher sie gekommen war. Sie verheilte wieder. Nach Monden brach unweit der Narbe eine andre auf. Auch die ist verheilt; aber neue haben sie abgelöst, eine tiefer denn die andre. Der Fuß ist verunstaltet, unbrauchbar! Und langsam wächst die schauerliche Reihe der Beulen gegen das Knie. Eine furchtbare Krankheit! Sie ist wie ein Faulen des Leibes! — Und gestern, Herr, gestern — die Mutter wies sie mir — am Nacken ist dieselbe harmlose Wunde zu sehen, wie sie zuerst am Fuße stand. Herre, mein Gott! So dringt und greift es weiter und zerstört den Leib! Und ich muß zusehen und kann nicht helfen! Und kann — nicht helfen!"

Die Worte waren immer hastiger von seinem Munde gefallen. Die letzten hatte er wie in Verzweiflung herausgeschrien, und nun stand ihm wirklich das Wasser in den Augen. Zorn und Angst,

daß ihm die Macht fehlte, der Mutter zu helfen, verrieten sich in den Tränen.

„Deine Mutter ist dir viel lieb?“ war des Martinus einzige Gegenrede.

„Der Vater ist fort und schlecht und vielleicht tot. Wir zwei sind allein und nie eines vom andern gegangen. Das wisset Ihr alles und fragt noch,“ zürnte der Blonde.

Martinus faßte mit beiden Händen nach seiner Faust.

„Wenn ich fragte, so war es nur, um zu hören, was ich lange weiß. Ich kenne dich, Gesell, seit dein Vater euch verließ und das Schicksal deine Mutter und dich nach Abfrutt verschlagen hat.“

Eine jähe Verwünschung entfuhr dem Jungen.

Der Kaplan fuhr fort:

„Ich habe dich heranwachsen sehen, und mit dir ist die Liebe groß geworden, die dich an deine Mutter fesselt. Sie verriet, daß du nicht aus diesem Volke bist. Diese von Abfrutt und zu Geschenen, zu Uri überhaupt, sind kälter und härter. Leidenschaften sind ihnen nicht fremd, doch sie sind Herr darüber. Dich aber reißen die Gefühle deines Innern fort und zwingen dich, Dinge zu sinnen, die über Menschenkraft und Menschenmacht und — Maß gehen. Bete zu des Himmels Heiligen, daß sie deine Mutter retten, da wir ohnmächtig sind.“

„Beten! Beten! Ist das Euer einziger Rat? Ich glaube an die Macht des Himmels, aber nur an die, die mir die Sinne schärft und die Hände stählt. Sollte ich untätig warten, daß ein Wunder geschähe, möchte ich bis zum Jüngsten Tage harren

müssen! Ich will schaffen und suchen, und wenn der Himmel Erbarmen hat, wird er mich finden lassen!"

Er hatte die Hand aus denen des Greises gelöst und trat zurück, während alle Gluten höchster Erregung, gezeugt durch einen mächtigen Vorsatz seiner Seele, ihm die Wangen purpurn färbten.

„Versuche es, Gesell," sagte Martinus ruhig, „und meinen Segen nimm dazu! Aber lerne den Gedanken ertragen, daß alles mißlingen könnte!"

„Gebt Ihr meiner Mutter so wenig Hoffnung?" fragte Erni atemlos.

Martinus wich aus. „Ihr Geschick liegt nicht in Menschenhand."

Darauf wandte sich der Blonde plötzlich und betrat die Schwelle. Doch ehe er sie überschritt, blickte er zurück. Seine Hand griff in die Falten seines Hirtenhemdes. Er stand einen Augenblick wie unschlüssig. Dann trat er noch einmal in die Stube zurück. Er zog zwei weiße Wurzelknollen aus dem braunen Hemde und wies sie dem Kaplan, der erschreckt zusammenfuhr.

„Ich will Euch nicht betrügen, Herr," sagte der Erni offen. „Ihr wolltet die Stelle geheimhalten, wo diese wachsen. Aber ich habe sie unermüdlich gesucht viele Wochen lang, bis ich sie fand. Seht Ihr, daß es mir ernst ist mit meiner Wißbegier! Ich habe den ‚Tod' gefunden!"

Der Alte zitterte.

„Ich habe dir zu viel vertraut, da ich dir zuerst diese Knolle wies. Ich wähnte nicht, daß du selbst sie je halten solltest. Warum hast du dich in mein Geheimnis gedrängt, Knabe? Nun wahre dich, was

du tust! Wirf sie fort! Gib sie mir! Das Gewächs ist kein Spielzeug für die Hand eines Unerfahrenen!"

„Ein Tropfen, aus dieser Wurzel gepreßt, bringt sicheres Sterben, sagtet Ihr," sprach fast lauernd der Junge, doch seine Hand schloß sich fester um die Knollen; langsam barg er sie in seinem Hemde, als Martinus mit bebenden Fingern danach griff. Dann verwandelte sich sein Gesicht. Der knabenhafte Ausdruck kehrte zurück, und mit scheuer Dankbarkeit zog er die Hand des Alten an die Lippen.

„Zürnt nicht, Herr! Ich hüte das Geheimnis, und ich zahle nicht mit Undank, der ich Euch so viel schuldig bin. Wie sollte ich die Giftknollen nützen! Ich habe keinen Feind am Orte. Aber selbst wenn ich einen hätte, ich könnte ihn nicht töten!"

Er schauerte zusammen. Martinus sah, wie der bloße Gedanke ihn schreckte, und das beruhigte ihn.

„Ich will dir vertrauen," sagte er und entließ den seiner Schule wider seinen Willen Entwachsenen.



Fünftes Kapitel

Gallus, der Hofer, hatte den Besuch des Benediktiners.

Die obersten Tannen des Geschener Waldes hoben sich hagerer und höher vom hellen Himmel ab. Schon zuckte das erste Sonnengold zwischen den Stämmen, als der Kaplan von Geschenen am Hofe des Gallus stand.

Er war langsam einhergeschritten, und seine Augen hatten, scharf beobachtend, auf dem vor ihm liegenden Haus gehaftet. Ambrosius vermochte sich nicht Rechenschaft zu geben, weshalb ihm diese Hütte wie ein Bollwerk erschien, das ihm den Weg zu dem Volke von Abfrutt sperrte. Indessen hatte nichts das nicht ungehässige Auge des sich Nähernden beleidigt. Die Hütte lag im Morgenfrieden. Kein freundlicherer Bau war am Ort, und nichts rührte sich weit und breit um sie oder in ihrem Innern, das des Herrgotts heraufsteigende Sonne nicht hätte bescheinen dürfen.

Als der Priester den Aufpfad zur Hütte des Gallus erreicht hatte, hatte ihm die Dirne, die ihm gestern zur Rückkehr nach Geschenen geraten, den Morgengruß geboten. Sie war, ein mit Ziegenmilch gefülltes Holzgefäß im Arme, just aus dem niederen Gaden, der an die Hütte sich lehnte, gekommen. Der Mönch hatte gemeint, sie würde, nach neugieriger Weiber Art, den Grund seines Bleibens zu erforschen

suchen, und hatte, ihrer Anrede gewärtig, den Schritt verhalten. Doch sie war nach der Lottertür ihrer Behausung geschritten, ruhig und ohne sich umzusehen. Befremdet war Ambrosius hügelan gestiegen.

Der Gallus stand auf dem Vorplatz seines Hofes, der aus schlecht behauenen Steinplatten gebildet war. Der in Kurzhose und Hirtenhemd Gekleidete zimmerte an den Pfählen eines Verhaus, der bestimmt war, den Weideplatz für das Vieh zu grenzen. Sein nackter Arm schwang ein langstieliges, schweres Beil und ließ es auf das Holz niedersausen, daß ein jeder Schlag einen Splitter trennte und ihn weit zur Seite warf.

Als die hagere Gestalt des Benediktiners aus den Tannen trat, sah der Hofer auf. Dann strich er sich, die Axt zu Boden lassend, mit der Linken durch das braune starke Haar und grüßte den Priester, das Staunen darob nicht verbergend, daß dieser abermalen seine Hütte suche. Doch da der Fremde nach kurzem Gegengruße in Schweigen verharrte und nur seine Blicke ihn lästig maßen, beugte er sich, jede Neugier zwingend, nach seiner Arbeit und sagte gleichgültig:

„Es wird ein schöner Tag, Hochwürdiger."

Der Mönch hatte eine Einladung, näher zu treten, erwartet. Nun klang seine Stimme scharf:

„Wenn du neben deinem Holzpfahl für andres Zeit hast, so laß die Arbeit, Hofer-Gallus! Ich habe zu reden mit dir!"

Der Bauer lächelte.

„Verzeiht! Ich wollte nicht müßig stehen, ehe

Fünftes Kapitel

Gallus, der Hofer, hatte den Besuch des Benediktiners.

Die obersten Tannen des Geschener Waldes hoben sich hagerer und höher vom hellen Himmel ab. Schon zuckte das erste Sonnengold zwischen den Stämmen, als der Kaplan von Geschenen am Hofe des Gallus stand.

Er war langsam einhergeschritten, und seine Augen hatten, scharf beobachtend, auf dem vor ihm liegenden Haus gehaftet. Ambrosius vermochte sich nicht Rechenschaft zu geben, weshalb ihm diese Hütte wie ein Bollwerk erschien, das ihm den Weg zu dem Volke von Abfrutt sperrte. Indessen hatte nichts das nicht ungehässige Auge des sich Nähernden beleidigt. Die Hütte lag im Morgenfrieden. Kein freundlicherer Bau war am Ort, und nichts rührte sich weit und breit um sie oder in ihrem Innern, das des Herrgotts heraufsteigende Sonne nicht hätte bescheinen dürfen.

Als der Priester den Aufpfad zur Hütte des Gallus erreicht hatte, hatte ihm die Dirne, die ihm gestern zur Rückkehr nach Geschenen geraten, den Morgengruß geboten. Sie war, ein mit Ziegenmilch gefülltes Holzgefäß im Arme, just aus dem niederen Gaden, der an die Hütte sich lehnte, gekommen. Der Mönch hatte gemeint, sie würde, nach neugieriger Weiber Art, den Grund seines Bleibens zu erforschen

suchen, und hatte, ihrer Anrede gewärtig, den Schritt verhalten. Doch sie war nach der Lottertür ihrer Behausung geschritten, ruhig und ohne sich umzusehen. Befremdet war Ambrosius hügelan gestiegen.

Der Gallus stand auf dem Vorplatz seines Hofes, der aus schlecht behauenen Steinplatten gebildet war. Der in Kurzhose und Hirtenhemd Gekleidete zimmerte an den Pfählen eines Verhaus, der bestimmt war, den Weideplatz für das Vieh zu grenzen. Sein nackter Arm schwang ein langstieliges, schweres Beil und ließ es auf das Holz niedersausen, daß ein jeder Schlag einen Splitter trennte und ihn weit zur Seite warf.

Als die hagere Gestalt des Benediktiners aus den Tannen trat, sah der Hofer auf. Dann strich er sich, die Axt zu Boden lassend, mit der Linken durch das braune starke Haar und grüßte den Priester, das Staunen darob nicht verbergend, daß dieser abermalen seine Hütte suche. Doch da der Fremde nach kurzem Gegengruße in Schweigen verharrte und nur seine Blicke ihn lästig maßen, beugte er sich, jede Neugier zwingend, nach seiner Arbeit und sagte gleichgültig:

„Es wird ein schöner Tag, Hochwürdiger."

Der Mönch hatte eine Einladung, näher zu treten, erwartet. Nun klang seine Stimme scharf:

„Wenn du neben deinem Holzpfahl für andres Zeit hast, so laß die Arbeit, Hofer-Gallus! Ich habe zu reden mit dir!"

Der Bauer lächelte.

„Verzeiht! Ich wollte nicht müßig stehen, ehe

Ihr für gut finden möchtet, mir den Zweck Eures Kommens zu verraten."

Er ließ Pfahl und Beil, und auf eine Steinbank an der Hütte weisend, lud er den Benediktiner zum Sitzen. Er selber wartete nicht ab, daß der andre den einladenden Wink befolge, sondern schritt zur Bank und setzte sich in eine Ecke, den ganzen übrigen Raum dem Mönche überlassend. Diesen plagte der heimliche Groll mächtiger. Daß der Bauer ihm sich gleich achtete, so daß er ihn den Sitz mit ihm teilen hieß! Ein Klotz, dieser Gallus!

Ambrosius verschränkte die Arme und trat dicht vor den Hofer; aber er setzte sich nicht.

„Du bist der Richter am Ort?" fragte er unvermittelt.

Der Hofer nickte. Sein Gesicht behielt den Ausdruck ruhiger Freundlichkeit trotz der herrischen Art des andern.

„So sei dir zu wissen, daß ich über diese Kaplanei zusamt denen zu Geschenen und Wassen für die Frist eines Zwölfmondes gesetzt bin!"

„In wessen Namen?"

„Im Namen meiner und eurer Herrin! Mich sendet die Fürst-Aebtissin am Münster der frommen Frauen zu Zürich."

„Die ich nicht kenne," versetzte der Bauer gelassen.

Der Mönch wollte aufflammen; aber plötzlich besann er sich. Er wappnete sich und wurde dem Bauer ebenbürtig. Er hatte sein kaltes, hartes Wesen zurückgewonnen.

„Leugnest du die Kirche?" fragte er.

„Wie sollte ich?" entgegnete Gallus ernst. „Die

Kirche ist die Straße zum Himmel, den ich zu erreichen hoffe. Sollte ich sie also fliehen?"

„Warum versagst du mir dann Gehorsam und Ehrfurcht?"

„Ich tat weder das eine noch das andre. Wenn Ihr nichts Unbilliges fordert, werde ich gehorchen. Ich ehre Euer Gewand und Euch in ihm."

„Und doch heißest du mich nicht willkommen."

„Misset Ihr den Gruß eines Bauern?"

„Den des Richters am Ort!"

„Sagt mir, was Ihr der Gemeine vermeint, Gutes oder Schlimmes? Ich vermag keinen willkommen zu heißen, von dem ich nicht weiß, was er bringt. Es verirrt sich nicht oft ein Fremder hinter den Vielwald, Herr, und wir sind des Herbergebietens ungewohnt. Verzeiht, wenn ich Euch ungastlich empfange."

Ambrosius achtete seiner Ausrede nicht. Er steuerte auf sein Ziel.

„Ich gedenke in der Gemeine Zucht und Ordnung zu heben, die Frommen zu stärken, die Ungläubigen zum Heil zu führen und die Lauen — zu strafen!"

„Mich deucht, dasselbe wäre des Kaplans Aufgabe, der an der Kapelle zu Abfrutt so lange amtet, daß sein Haar weißer geworden ist als der Firnschnee. Er amtete wohl und begehrte keine Hilfe. Obwohl sein Leib allmählich verdorrt, ist sein Geist gesund. Er rief Euch nicht, Herr! Auch das Volk hat Eurer nicht begehrt. So — der Weg ist offen, auf dem Ihr hinweggehen mögt!"

Die Rede war deutlich. Der Mönch setzte dieselbe Offenheit dagegen.

„Willkommen oder nicht — ich werde zu der Gemeine reden am nächsten Marientag. Und denen an ihrer Seele Seligkeit gelegen ist, die werden die Ohren nicht verschließen."

„Das mag Euch verstattet sein."

Der Pater lachte trocken.

„Verstattet? Es ist mein Recht! Und ich denke es zu wahren, so gut wie das, Euch zu büßen, daß Ihr wider das Gesetz der Kirche gefrevelt habt am gestrigen Tag. Ihr stehet in Strafe, Hofer-Gallus, Ihr und Euer Weib. Ich werde Euch zu wissen tun, nach welchem Maß ich Vergehen wider kirchliche Vorschrift bemesse."

Der Bauer erhob sich. Sein Haupt ragte zu gleicher Höhe wie das des andern.

„Ihr und immer Ihr," versetzte er mit leiser Ungeduld. „Zwingherrenart gedeiht nicht zu Abfrutt! Sehet zu, wozu Büßen und Schelten Euch hilft!"

Er wollte sich dem Hause zuwenden, da schritt sein Weib über die Schwelle und trat an die beiden heran. Sie war wie verwandelt gegen gestern. Ihr Gesicht war krankhaft fahl, die Augen hatten müden Glanz, Mutlosigkeit und Scham lagen über ihren Zügen. Ehe der Bauer es sich versah, kniete sie vor dem Pater und küßte seine Rechte.

„Verzeiht, Herr! Gestern — der Kopf war mir wirr — ich wußte nicht, was ich sagte," stammelte sie.

„Steh auf!" barschte Gallus.

Doch der Benediktiner legte die Hand auf den Scheitel der Knienden. Es hatte ihn ein Erstaunen

über die Wandlung des ausgelassenen Weibes erfaßt, aber blitzähnlich kam ihm damit die Erkenntnis der Unbeständigkeit und Haltlosigkeit ihres Charakters, und er gewahrte eine Waffe wider den ihm trotzenden Bauern.

„Reue gleicht vieles aus," sagte er milder denn sonst und hieß die Faustine sich erheben. Dann sah er dem Gallus starr in die Augen, also daß es jenen kältend durchfuhr, und sagte:

„Du wirst von mir hören."

Mit einem frommen Gruße verließ er die beiden.

Der Hofer blickte ihm finster nach.

Sein Weib schmeichelte sich an ihn. Mit beiden Händen seinen Arm umklammernd, blickte sie nach Kinderart zu ihm auf und bettelte:

„Laß den Groll, Gallus! Das ungewohnte Fest hatte mich verwirrt. Ich schäme mich heute. Und es drängt mich, gutzumachen."

„Was kniest du vor dem Pfaffen? Mir schuldest du Rechenschaft, nicht ihm! Du hast dich doppelt entwürdigt."

Eine fast feindliche Härte lag in seiner Rede. Sie brachte das junge Weib aus seiner Fassung. Wenn eines wahr war an der Livinerin, so war es die Leidenschaft für den Gatten. Eine hündische Treue lag in dem Blick, mit dem sie an ihm hing. Und sie bebte am Leibe wie in Angst vor seinem Zürnen. Er versuchte, sie von sich zu stoßen, und streckte die Hand nach dem Beile aus. Doch sie drängte sich an ihn und flüsterte:

„Das Kind ist erwacht. Ich kam, dich zu rufen."

Sie kannte das Mittel, das seinen Zorn bezwang.

Ein froher Schein war bei ihrer Kunde über sein ernstes Gesicht gegangen. Er packte ihr Handgelenk und zog sie ins Haus, und im Flur hielt er die schmächtige Gestalt von sich, seinen Blick fest auf des Weibes Gesicht richtend. So sprach er:

„Daß dich das Kind nicht lehrt, was du dir und mir schuldest!"

Sie senkte den braunumlockten Kopf, und als ob ihn ein Mitleid gefaßt habe, hieß er sie freundlich und ohne Groll ihm nach den Stuben folgen. —

Es war um eine geraume Weile später, daß der Hofer wieder seine Hütte verließ. Der Abglanz einer hohen inneren Freude lag sonnig auf seinem Gesicht. Seine Lippen summten eine Weise; ein Ding, das dem Gallus wohl noch nie geschehen. Und es litt ihn nicht an seiner Arbeit. Seine Brust dehnte sich in jähem Glücksgefühl; und als hätte er dieses weiterzutragen, stieg er über den Pfad hinab, der Hütte der Cille zu. Er ging nicht vorbei; geradeswegs zur Türe schritt er, und seine Stimme hallte, der Dirne Namen rufend, in den Flur.

Der Hofer hatte die Nachbarin gesucht; denn seit Gallus und die Dirne sich so nahe wohnten — und das war seit Jahren und Jahren —, hatte er Leid und Freude zur Hütte an der Matt getragen. Die beiden waren nebeneinander aufgewachsen, und hatten früher Streiche und Spiel sie verbunden, so zwang sie späterhin die Gleichheit des Wesens und der Anschauungen zusammen. Einmal hatte auch etwas mehr als Kameradschaft werden wollen. Da brachte des Gallus Vater die Waise seines Bruders und eines livinischen Weibes, die zu Faido gehaust hatten, in

seine Hütte und wußte, als er selber sich kurz danach zum Sterben legte, dem einzigen Buben eine Fessel aufzuzwingen. Der Gallus gelobte sich einem Kinde an. Zur Frist, da es mündig geworden, machte er es zu seinem Weibe. — Die Freundschaft des Bauern und der Dirne an der Matt hatte auch dieses überdauert. Die beiden starken, offenen Naturen machten aus keiner Handlung ein Geheimnis, und die Cille, welche das welsche Kind dem Gallus hatte anwachsen sehen, vermochte dem, den sie selber begehrte, nicht gram zu sein, daß er den geraden Pflichtweg ging und eine andre freite. Das war die verborgene Größe des armen Weibes. Und wiederum — auch der Gallus hatte ohne Scheu ihr kundgetan, daß er ihre Bande fühle und diese mit Leid zerreiße, aber doch sie zerstöre, auf daß er der eignen Sippe die Treue halte. Darauf hatten sie die Hände ineinander gelegt und einen Bund geschlossen, wie sich wohl Streitgenossen in alter Zeit verbanden.

Seit damals waren fünf Jahre an den zweien vorübergegangen. Sie hatten in des Gallus Hof und der Matthütte geräumt. Droben war der Hofer, und die sein Weib wurde, geblieben; in der Matthütte hatte der Jahrgast Tod allein noch die Cille gelassen.

Die Cille war auf des Hofers Ruf unter der Tür erschienen. Sie lehnte sich an den Pfosten, von dem er zurückgetreten war, als sie sich gegrüßt hatten.

„Beinahe hättest du mich erschreckt," scherzte sie. „Dein Rufen klang, als stände dein Haus in Feuer. Und nun scheint dir die Freude aus den Blicken,

und es sieht aus, als wollte dem Hofer-Gallus ein Uebermut in die steifen Glieder fahren."

Er errötete. Die ungewohnte Empfindung, die ihn beherrschte, machte ihn linkisch.

„Du mußt hinauf, Cille." Er wies über die Schulter nach seinem Hofe und fuhr weiter: „Das Kind — jetzt mußt du es einmal sehen. Es würde keiner glauben, daß ein so ehrliches Gutsein zwischen uns beiden wäre, hast du dir doch noch nicht die Mühe genommen, das Glück anzusehen, das mir der Herrgott in den Schoß geworfen hat. Auch mein Weib will sich wundern, daß du fortbleibst, wo doch die Neugierde alle heruaftreibt!"

Sie schaute ihn groß an. Daß es ihm nicht einfiel, welch sonderbares Anliegen er hatte! Doch er erwiderte voll harmloser Erwartung ihren Blick. Da zwang auch sie die Wallung leisen Trotzes, der sich in ihr geregt hatte, und sagte:

„Ich komme schon. Freilich, die dreißig Tage, die das Kleine auf der Welt ist, haben mich neugierig werden lassen, wie es aussehe. Doch warum soll es denn gerade jetzt sein, daß ich es besehe? Und was rennst du so plötzlich mich an, als hätte es unaufschiebbare Eile?"

„Weiß ich es?" murmelte sinnend der Hofer und fuhr sich ein paarmal über den Scheitel. „Das Kind ist vorhin erwacht und hat — ich wollte mich just über den Korb beugen — die kleinen Gucker aufgerissen und mich angeschaut. Es wird ja noch nicht wissen, wohin es gafft, aber mir hat der Schein der zwei Augen in der Brust eine sonderbare Freude und Unruhe geweckt. Daß mich aus den zwei Lichtlein

mein eignes, mein Fleisch und Blut ansieht, daß mir da etwas geworden ist, für das es hausen und schaffen und sorgen gilt, das ist so mit einemmal über mich gekommen; und zugleich ist es mir gewesen, als müßte ich irgend jemand den Segen zeigen, und — da bin ich halt daher gelaufen, dich zu rufen."

Die Cille wollte antworten: Hast du nicht dein Weib, daß es sich mit dir freue? Doch sie unterdrückte die Rede, da ihm selber der Gedanke nicht gekommen.

„Bist du ein närrischer Geselle," sagte sie ohne Arg noch Geziertheit, „zum Freuen noch eines zu brauchen!"

Dann schritt sie, wie sie war und stand, mit ihm dem Hofe zu. Ihre hohen, kräftigen Gestalten erschienen wie aus demselben Stoff gemacht, als sie nebeneinander den Hügel erstiegen.

Sechstes Kapitel

Der Tag Mariä Geburt brachte Ambrosius, den Kaplan, zum zweitenmal nach Abfrutt. Er kam in der Frühe des Tages. Zwei Chorknaben, die er zu Geschenen zu sich befohlen, gingen mit Wedel und Rauchfaß ihm zu seiten. Einen dritten hatte er vorausgesandt, daß er die Kapellenglocke läute. Die windvertragenen Klänge trafen das Ohr des Benediktiners, als er den Wald verließ und an der Matthütte und dem Gallushofe vorüberschritt. Die Sonne stand ihm und seinen Begleitern im Rücken und sandte in stechenden Blitzen ein grelles Licht talein. Aber über die Türme und Kuppen des westlichen Gebirges stieg ein brauner Wolkenqualm und wallte in stummem Ansturm der Sonne entgegen.

„Es sieht aus, als käme ein Wetter noch jetzt im Herbst," stieß der eine der Knaben hinter dem Rücken des Paters den andern an.

Ambrosius sah nicht rechts noch links. Die Schlacht der Wolken und des Lichtes kümmerte ihn nicht. Und doch langte ein schwarzer, langer Wolkenstreif, einem Riesenarme gleich, nach der blendenden Sonne und verhüllte sie jäh, just als der Mönch sich zur Kapelle wandte.

Ein Haufe Volks stand vor dem düsteren Gemäuer und teilte sich, dem Priester Raum lassend, als dieser unter sie trat. Der Mönch hob das Haupt

nicht; er durchschritt die lebendige Gasse, wie er durch eine von Stein gegangen wäre. Hinter ihm schloß sich die Schar zusammen und drängte zur Tür, durch welche er eingetreten war. Drinnen waren die Stühle zum Erdrücken gefüllt. Eine dumpfe, erstickende Luft herrschte in dem engen Raume, dessen einzige Oeffnung der Haufe derer schloß, die innen nicht Platz gefunden. Ambrosius strebte dem Altar zu. Männer und Weiber, die im Mittelgange standen, wichen vor dem Vordrängenden scheu zur Seite. So erreichte er die Stufen, über denen die Ampel des ewigen Lichts schwebte. Da sah er im vordersten Einzelstuhl den greisen Kaplan knien. Er hielt die dürren Finger auf dem Betpult verkrampft, und der schneeweiße Kopf ruhte darauf. Wie ein aus erstorbenen Zeiten Zurückgebliebener kauerte der Alte vor dem Volk der Alltagsmenschen. Etwas Ehrfurchtgebietendes lag in der zusammengeschrumpften Gestalt, und das Gebetmurmeln des Martinus mochte manch einen wie trauliche Zwiesprach' mit den Ueberirdischen bedünken, stand doch der Beter dermalen schon auf der Schwelle zu dem großen Mysterium. Der Benediktiner faltete die Stirne, als sein Blick den Weißhaarigen getroffen hatte. Martinus trug noch immer gleiches Gewand mit dem Dorfvolk, von dem nur das Brustkreuz ihn unterschied. Und doch hatte der Gesandte der Aebtissin ihm Amtstracht verschafft und anzulegen befohlen.

Die Zornflamme in der Seele des Eiferers war entzündet. Er richtete sich vor dem Altare hoch auf und überschaute musternd die Schar seiner Gemeine, von der zu seiner Rechten die Weiber, zur Linken

die Männer standen. Als er die Reihen der letzteren durchflog, fand er den Gallus nicht darunter, aber die Hoferin kniete im vordersten Stuhle der Weiber.

Inzwischen wollte die spärliche Helle im Raume vollends erlöschen. Der Himmel mußte sich draußen jäh in Nacht gehüllt haben, denn nur das Ampelflämmlein blieb zuletzt, das Kapellengelaß zu erhellen. Der Mesner trat aus der Sakristei und entzündete die Altarkerzen. Nun stand der Mönch von rotem Licht umflossen, und seine Gestalt schien von übernatürlicher Größe. Er tauchte den Wedel ein und besprengte segnend die Andächtigen, dann trat er vor seinen Stuhl.

Ein Windbrausen, als stürme es im Salbitgeklüft, ging in der Ferne. Dann pfiff derselbe Atem um das Mauerwerk der Kapelle. Das klang am Bau wie ein Stöhnen. Eine Beklemmung faßte das Volk in den Stühlen, und sie hingen mit fast ängstlichen Blicken an den Lippen des fremden Paters.

Dieser sprach halblaut ein langes Gebet. Nachdem er es mit einem inbrünstigen Paternoster beschlossen, atmete er tief auf und begann nach kurzem Zögern seine Predigt.

Was er zu Anfang redete, war vermeint, sanft und gelinde zu sein. Doch es klang an die Ohren derer von Abfrutt wie das Schelten eines unberufenen Störers, und sie wappneten sich mit Groll wider den Eindringling. Ambrosius gab Kunde von der, die ihn gesandt hatte, und ihrer Macht, zitierte dann die Schäden des Christentums, wie er sie auf seinen Fahrten anher getroffen. Zorn und Trauer waren in seiner Stimme, und sein Wort hatte eine fesselnde

Macht. Doch die Dinge, von denen er sprach, lagen den Weltabgeschlossenen fern; sie faßten seine Rede nicht. Da hub er an zu schildern, wie er nach Abfrutt gekommen. Er sprach von dem Bild des Gekreuzigten auf der Vielhöhe, das sie hatten verkommen lassen, von dem Frevel, der seinen Eingang gegrüßt hatte, als sein Auge die bei Reigen und Schlemmerei traf, die er in frommen Gottgedanken zu finden vermeint hatte. Er warf ihnen vor, daß ihre Kapelle zerfalle, daß kein Bild, kein Zeichen ihrer Frömmigkeit stehe. Dann streckte er die hagere Hand aus und wies auf Martinus.

„Wie dieser ist euer Glaube alt und gebrechlich geworden. Ihr betet eure Gebete, welche Pflicht und lange Gewohnheit euch gebieten! Ihr folgt dem ladenden Geläut, das euch zur Messe ruft, wie die Schafe zum Stalle gehen, wenn die Heimstunde ist! Aber euer Beten ist ohne Gedanken und eure Frömmigkeit ohne Opfermut! Ihr ruft die Heiligen des Himmels, wenn ihr ihrer bedürft oder wenn die Langeweile euch nichts Besseres eingibt, aber kein Sehnen ist in euch, den Höchsten zu gefallen! ‚Nehmen, nehmen!‘ schreit ihr Selbstsüchtigen, und keiner sinnt daran, daß auch ein Geben ist! Wie das Kreuz vor dem Ort ist euer Glaube morsch! Die Gemeine schafft mit hundert Händen, mit Fieberhast eine Straße; darauf werdet ihr Verblendeten alle zur Hölle taumeln!“

Der Ton des predigenden Mönches wurde lauter und lauter. Seine Worte kamen wie Schwertschläge und fuhren in die Schar der Lauscher, die ein Zagen ankam.

Und ein Heulen und Brausen brach urplötzlich von den Wänden des Salbit herüber, der Sturmwind fegte heran und brüllte den Zornworten des Priesters seltsamen Beifall.

Die Stimme des Ambrosius überscholl das Windgetöse, und die Leidenschaft seiner Worte war mächtiger denn die entfesselte Luft. Ein Erzittern ging durch die Herzen der Versammelten, die zu keiner Stunde noch dermaßen überwältigender Beredsamkeit gelauscht hatten.

Als der eifernde Mönch, seinen Stuhl verlassend, bis nahe an die ersten Bänke trat und seine Hände auswarf, als winke er sie alle an sich heran, da hatte er eine Schar Betäubter und Verwirrter vor sich, die nur eines Lenkers harrten, dem sie wie Sklaven zu folgen gewillt waren. Ambrosius gedachte der Lenker zu sein.

„Mir ist eine Jahrfrist vergönnt, euch das Heil wieder finden zu helfen," hob er abermals an. „Wohlan, ich will sie nützen, und wenn ihr guten Willens seid, mag euch geholfen werden. Jenem" — wieder war seine Hand gegen den Martinus gereckt — „ist die Kraft des Leibes verdorrt und der Geist schwach geworden! Er war zu hilflos, um andre leiten zu können! Ich bin jung, und der Segen einer Heiligen ist auf mir, und meine Seele ist voll Gier nach Erlösung ihrer selbst und meiner Brüder! So bin ich zu euch gekommen und der Eure geworden, und will nicht ruhen, bis ihr mein seid, wie die Herde dem Hirten, der sie auf sonnige Weiden führt!"

Er hatte geendet. Eine Totenstille, als verhielten

die Lauscher den Atem, war im Raum. Nur der Wind fauchte und zischte noch immer von außen an das Gemäuer. Der Eiferer hatte gesiegt. Das Volk der Starrköpfe war bezwungen, kaum daß er den Fuß unter sie gesetzt hatte. Doch hatte nicht Zürnen und Drohen sie geschreckt, das Feuer seiner Leidenschaft hatte sie mit fortgerissen.

So war denn keine Andacht mehr zur Messe, welche der Mönch murmelnd sprach. Der Nachhall seiner Worte war mächtig in den Versammelten. Und als auch die Messe endete und Ambrosius den Segen gespendet, stand das Volk in den Stühlen einen Augenblick wie gebannt, als wagten sie nicht, sich von hinnen zu schleichen.

Nur Martinus hatte sich langsam erhoben. Er beugte mühsam das Knie vor dem Altare und raffte sich, auf seinen Stock gestützt, auf. Dann schickte er sich zum Gehen an, ohne einen Blick auf den Mönch. Während er durch die Bänke schritt, machte er mit zittriger Hand das Zeichen des Kreuzes. Aber die, an denen er vorüberging, drückten sich zur Seite, und das Volk vor der Türe wandte ihm den Rücken, so daß er einem Geächteten gleich die Reihen zu durchwanken hatte. Er empfand es wohl, und ein herbes Leid kam ihn an um die Abtrünnigen. Als er, das weiße Gelock vom Sturm gezaust, sich über den Weg an seine Hütte arbeitete, stand ihm in den fast schon des Sehens müde gewordenen Augen eine heiße Feuchte. Und er hatte doch vermeint, daß das Alter den Tränenquell versiegen lasse, wie es das Blut in den Adern trocknet.

Inzwischen hatte der Benediktiner einen Triumph zu feiern.

Als die Versammelten die Kapelle zu verlassen noch immer zögerten, milderte sich für einmal die Härte seines Gesichtes. Er hob noch einmal die Arme zum Segen; dann winkte er ihnen zu gehen. Einzelne verschlichen, aber andre drängten gegen den Altar. Denen war das Weib des Gallus voran. Ihre Augen flackerten. Ein Taumel hatte die Wendische gefaßt. Sie drängte sich an den Mönch und warf sich ihm zu Füßen, den Saum seiner Kutte mit inbrünstigen Küssen bedeckend. Ambrosius neigte sich über sie.

„Wo hast du deinen Genossen?" fragte er halblaut, aber mit scharfer Betonung.

Da bettelte sie wie von Sinnen:

„Herr, scheltet mich nicht! Wie soll ich für einen Ketzer stehen, über den ich keine Macht habe!"

Diese Rede erfüllte den Pater mit großer, unverratener Zufriedenheit. Er sah den Weg deutlicher vor sich, den Richter zu zwingen, falls dieser wider ihn sein sollte. Aber sein Sinnen wurde abgelenkt. Männer und Weiber umringten ihn und beugten sich ihm, die Lippen ihm auf Hände und Gewand legend. Die einen taten also im Taumel der Erregung, andre, weil sie die Macht in seinen Händen wähnten, wieder andre, weil die Schuldigen es lieben, sich im Mantel der Frömmigkeit zu bergen.

Der Mönch schritt durch den Haufen der Huldigenden der Türe zu und aus der Kapelle. Diejenigen, die im Freien der Predigt und Messe beigewohnt hatten, vor den Stößen des Sturmes durch

die nächste Hütte geschützt, waren zumeist auseinander gegangen. Zwei ältere Männer und ein Dirnlein, das fünfzehn Sommer gesehen haben mochte, standen noch seitab, als Ambrosius die Kapelle verließ. Es sah aus, als ob dieselben ihn hier erwartet hätten; denn die Männer näherten sich und faßten in demütiger Hast nach seinen Händen, die Rücken krümmend wie kriechende Hunde.

„Eine gesegnete Stunde, die Euch nach Abfrutt gebracht hat, Herr," murmelte der Aeltere. „Nun werden wir nicht ganz verloren gehen. Wir fühlen unsre Sündhaftigkeit und begehren Eure Gnade und Hilfe."

So trieften süße Worte von den schwulstigen Lippen des ältlichen Bauern.

Er war von kleiner, untersetzter Gestalt, hatte grauwolliges Haar und ein gelbliches Fettgesicht, darinnen alles glatt und sanft war wie im Antlitz mancher Klosterbrüder, die über Küche und Keller gesetzt sind. Kleine, faltenumgebene Aeuglein hatten einen frommen Aufschlag, und der ganze widrige Kopf neigte sich in zur Schau getragener Demut gegen die linke Schulter. Es hieß zu Abfrutt von Matthias Zumbrunn, dem älteren der beiden Brüder, die auf dem Brunngut saßen, daß er den Rosenkranz in der einen Hand drehe, während er mit der andern Sparbatzen zusammenklaube. Alleweil war der Matthias ein so gläubiger Christ, daß er vor wenigen Wochen erst von dem heilkundigen Pfarrer eine Salbe begehrt hatte, die bestimmt war, seine zerschundenen Knie zu heilen, die der Fromme im Betstuhl sich wundgerutscht hatte. Diesem Gläubigen

war bisher selbst der Kaplan zu ungläubig gewesen; darum hatte er es ihm im Kirchenlaufen zuvorgetan. Es war nur eines, das dem Würdigen noch über die Kirche ging, und dieses eine war der eigne Vorteil.

Der Bruder des Zumbrunn-Matthis, der mit ihm zusammen dem neuen Propheten huldigte, überragte jenen um einen Kopf. Er hieß Balz; sein Haar war noch braun, struppig und stark. Sein Gesicht, obwohl er dem Bruder ähnelte, hatte schärfere Züge; es lag nicht ganz dieselbe demutsvolle Ergebung darin; eine lauernde Schlauheit überwog, und die halb zusammengekniffenen Augen, unter deren Lidern der Blick blitzähnlich und seitwärts hervorbrach, kündeten einen ungeraden Sinn und straften das süßfreundliche Lächeln in den hämisch verzogenen Mundwinkeln Lüge. Aber auch der Balz war ein eifriger Beter und neigte den Kopf just so tief auf des Ambrosius Hand wie sein Hüttengenosse und Bruder.

Der Benediktiner faßte ruhig die ihm gebotenen Hände, ließ sich die Namen der beiden nennen und zwang sie durch eine Bewegung, sich aufzurichten. Es mochte auch den Mönch in der Nähe der Kriecher eine Schwüle überkommen.

Inzwischen hatte sich allmählich die Kapelle geleert, und langsam verlief sich das Volk. Einige, welche die Neugier plagte, blieben trotz des ungestümen Windes am Wege stehen und harrten, ein Wort des Gesprächs zu erhaschen, das der Pater mit denen vom Brunngut führte.

Der Zumbrunn-Balz hatte sich nach der jungen Dirne umgewendet, die noch immer an die Mauer

der nächsten Hütte gelehnt stand und nicht Lust zu haben schien, sich zu nähern. Der Bauer verbarg nicht, daß ihn darob üble Laune ergriff; ein hastiger Wink befahl die näher, die dem Witling Balz sein einziges Kind war. Die Dirne tat die paar Schritte langsam und widerstrebend und stand vor dem Benediktiner mit niedergeschlagenen Augen und fest zusammengepreßten Lippen. Der legte ihr die Hand unter das Kinn und sah, ihr den Kopf hebend, ein Gesicht, das anmutiger war als jedes, das ihm im Leben begegnet.

Trud, die Dirne des Balz, trug so armes Gewand wie jede am Ort, und hatte auch nicht, sich anders zu kleiden. Doch dem wohlgestalten, schlanken Leibe saß die graue Zwilchkutte und der Rock aus Schafwollgewebe, und die Holzsandalen verunstalteten die nackten, schmalen Füße nicht. Ein dunkelfarbiges Tüchlein war um den Hals geschlungen, das angetan schien, des Antlitzes weiße Zartheit hervortreten zu lassen. Ein ebensolches Tuch war turbanartig um das Hinterhaupt gewunden; unter ihm quoll das blonde, weiche Haar hervor und bis in die gerade, klare Stirn; dunklere Brauen lagen wie scharfe, schön geschwungene Linien auf der weißen Haut und hoben den Glanz der großen Augen, die eine tiefblaue Färbung hatten. Nase und Kinn erschienen scharf gemeißelt. Sie gaben dem schmalen, weißen Gesicht einen Ausdruck von Festigkeit und verrieten zusamt den aufeinander gelegten Lippen, daß Nachgiebigkeit nicht der Dirne Schwäche sei.

„Grüße den neuen Kirchherrn," scholl des Balz' Geheiß, und seine Faust schloß sich um des Dirn-

leins runden Arm, der Rede durch ein schmerzhaftes Zusammenkrallen der Finger Nachdruck verleihend.

„Ich grüße Euch," sagte die Trud kalt und sah den Mönch mit einem feindseligen Blicke an.

Ambrosius streckte die Hand aus. Aber die Dirne warf die Arme zurück und faltete die Stirn.

„Ein widerspenstig Gewächslein," höhnte jener mit bösem Lächeln. Nach dem Schmeicheln der andern verdroß ihn des Mädchens Unfreundlichkeit.

Balz und Matthis fuhren von zwei Seiten auf dieses ein. Sie hatten rote Köpfe.

„Küsse die Hand des Hochwürdigen, Unkraut, und danke den Heiligen, daß dir die Gnade wird," barschte der Vater.

Die Trud erblaßte; aber ihre Augen senkten sich nicht.

„Ihr habt unsern alten, frommen Herrn gescholten, Ihr, der junge, den schneeweißen Mann. Das ist Sünde! Weißes Haar ist heilig, bin ich gelehrt worden. Ich kann Euch die Hand nicht —"

„Schweig!" herrschte der Balz. Und zu Ambrosius sich wendend, bat er unterwürfig: „Erbarmt Euch der Dirne, Herr! Sie ist mutterlos und rebellischen Geistes! Ich wollte Euch dankbar sein, wenn Ihr Eure Hand hart auf sie legen wolltet!"

Der Benediktiner achtete nicht auf sein Gefasel. Er maß die Dirne durchdringenden Blickes und sagte, die Hand auf seine Brust legend:

„Sagte der nicht, der dich solches lehrte, was diesem Kleid gebührt?"

Er trat näher, löste ihre Hände vom Rücken

und zwang mit stiller Gewalt ihre Finger in die seinen. Seine überlegene Ruhe wirkte auf die Trud, oder tat es der Wunsch, die Begegnung zu beenden. Sie streifte mit den Lippen des Priesters Kuttensaum und wendete sich hinweg, in fluchtähnlicher Hast die Hütte am Westausgang des Dorfes gewinnend, die den Zumbrunn zu eigen war.

Da winkte Ambrosius auch den Brüdern zum Abschied mit lässiger Handbewegung und schritt fast plötzlich und wortlos davon, so daß die Frommen verblüfft sich einander anstarrten und endlich, unfromme Scheltworte auf den Lippen, der Hütte sich zutrollten, daß allda der Dirne ihre Strafe werde.

Siebentes Kapitel

Am Westausgang des Dorfes, mit der Kapelle in gleicher Linie und der Hütte des Martinus gegenüber standen zwei Behausungen, niedere, verwitterte Wohnstätten, nicht viel besser als eines Tieres von der Natur gebauter Unterschlupf. An der äußeren der beiden rann mit traulichem Murmeln eine Quelle vorüber, die unweit der Hütte dem Berghang entsprang. Sie speiste einen aus einer mächtigen Tanne gehöhlten Trog mit ihrem klaren, eiskalten Naß und hieß hier: der Brunn. Die Hütte und die Matten, die ihr zur Seite sich ausdehnten, waren denen Zumbrunn zu eigen, und das Gut war einträglicher denn jedes, weil es fast das einzige ebene und fette Mattenland umschloß, das zu Abfrutt zu finden war. Darum standen die Zumbrunn in mancher Augen über dem Richter, dessen Hütte doch fürnehmer sich erhob. Und was ihnen zu dem Ansehen verhalf, war zumeist eine Eigenschaft, in die beide Brüder sich teilten, ein schlimmer, bitterer Geiz, der vermuten ließ, daß sie mehr besäßen, als im Ort erhört war, wo sonst keiner so viel Gut sein eigen nannte, daß damit zu geizen der Mühe wert gewesen wäre.

Dem Hause der „Reichen" zuneben stand der Aermsten Hütte. Zwar der rohe Bau mit dem Dach aus faulenden, mit Steinblöcken belasteten Brettern, den kleinen Fensterlöchern und der Lotter-

tür war nicht viel schlechter als die Brunnhütte; aber im Innern wohnten seit langem Hunger und Elend. Ein landfremdes Weib hatte darinnen seine Statt, und mit ihm hauste sein einziges Kind, ein Knabe, der aufgewachsen war wie ein aus dürrem Boden schießendes Reis, dem das Licht und der Erdsaft mißgönnt ist. Aber wie aus manchem Reis, das kaum Grund findet, um Wurzel zu schlagen, doch noch ein Baum werden mag zu des unwissenden Menschen Erstaunen, so war aus dem Sproß des Behaim-Weibes, der Gunde, wie sie zu Abfrutt sich heißen ließ, ein glieder- und geistkräftiger Gesell gediehen. Der Erni hatte seine sich stählenden Arme geregt und allmählich das Elend aus der letzten Ecke der armen Wände verjagt. Er hielt eine treue Wacht, daß es sich nicht mehr nahte. Diese Sorge war der Gunde genommen. Gegen das Siechtum, das sie vor geraumer Zeit befallen, waren des Jungen Arme und schaffiger Sinn keine Waffe.

Die Gunde war irgendwo in des deutschen Kaisers gewaltigem Reich zu Hause gewesen und war vor langer Zeit dem Soldknecht Fortunat Behaim aus Uri als Eheweib gefolgt, da sein Handwerk, der Krieg, diesen in ihre Gegend verschlagen. Der Söldner hatte das am Wege aufgelesene Weib eine Zeitlang kreuz und quer durch aller Herren Lande geschleppt. Er war ein Abtrünniger am Heimatboden, daran die von Uri sonst hingen wie die Kletten und den sie heilig hielten fast über Weib und Kind, war in ein wildes, ungebundenes Umherstreifen verfallen und in Streit,

Raub und Trunk verroht und verkommen. Eines Tages — seine Gesponsin hatte ihm erst vor kurzem einen Knaben geboren — fand er sich durch diese, deren er längst überdrüssig geworden, in seinem zügellosen Treiben behindert und jagte sie mitsamt dem Säugling von sich. Sie hatten sich zurzeit im Gefolge eines fürnehmen Straßenräubers, eines schwäbischen Grafen, befunden, und der Fortunat hatte hohnlachend auf die südwärts führende Straße gewiesen, seinem Weibe bedeutend, sie möge dem Urnerland den Sohn für den verlorenen Vater bringen, es sei allda eine lästige Barmherzigkeit Sitte, die keinen auf der Straße verkommen lasse.

Was der Gejagten zum Hohn vermeint war, nahm sie zur Wegleitung. Das Kleine in den Armen, zog sie südwärts, und da es Sommer war und wolkenlose Tage zu langer Kette sich reihten, so wurde ihr die Fahrt nicht allzu schwer und blieb ihr das Kind. Sie kam an den Rhein und, dem Lauf der Ströme folgend, fand sie sich an den von Felsen umschlossenen See, der die vier Länder schied. Um Gotteslohn, der Münze, mit der sie Atzung für sich und das Kleine unterwegs bezahlt hatte, setzte ein Fährmann sie über und landete sie zu Flüelen. Dort hob sie an, nach der Sippe des Fortunat Behaim zu fragen, doch wußte niemand um den lang Verzogenen und sein Geschlecht, noch fand sich, da sie höher stieg gen Altdorf und Erstfelden, eine Statt, darauf zu rasten ihr ein Recht zugekommen wäre. Endlich führte ihr der Zufall zu Silenen einen Mann in den Weg, der lange zu oberst im Reußtal, an der Geschenerbrücke, ge-

hauſt hatte und ſich erinnerte, daß hinter der finſteren Scheide des Bielwalds, unter den verlorenen Wohnſtätten derer von Abfrutt, eine leerſtehende Hütte lag, die einem Verzogenen mit Namen Behaim zu eigen geweſen. Die Gunde wagte die Bergfahrt und fand Ort und Hütte und ſcheele Augen, ſie zu empfangen. Wenn Martinus, der Kaplan, nicht geweſen wäre, hätte das fremdenſcheue Volk das Weib aus den Grenzen der Gemeinde verwieſen. Der Kaplan ſtand für ſie ein, ſchaffte ihr das Obdach, das ihr zukam, und half ihr, Hunger und Sorge und den Haß des Dorfvolks zu überwinden. Nun war es im zwanzigſten Jahr, daß ſie am Orte hauſte, keine Fremde mehr und wohlgelitten. —

Als der Benediktiner ſeine erſte Predigt zu Abfrutt beendet, ſich zum Meiſter der ihm Lauſchenden aufgeworfen hatte und darauf in der Kapelle von den Schmeichlern unter den Frommen ſich huldigen ließ, war aus den Männerſtühlen ein Burſche verſchlichen, den ein Ekel ſchüttelte ob den Wetterlaunen ſeiner Heimgenoſſen. Der Bub des Behaim-Weibes, der Erni, hatte mit glühenden Wangen die Kapelle verlaſſen und, die Seele von zwieſpältigen Gefühlen bewegt, in ſich verſunken und langſam der Mutter Hütte umgehend, die weſtſeits gelegene Tür zu dieſer gefunden. Auch in ihm zitterte etwas von der mächtigen Rede des neuen Propheten nach. Trotz ſeines hellen Sinnes zum ernſten Grübeln neigend, empfand er einen Schrecken, daß der ihm liebe Glaube, das einfache Vor-Gott-Tragen von Leid und Freude, wie er es

von klein auf zu üben gewohnt gewesen, vom Uebel sein sollte. Aber noch mehr als dieses empörte ihn die Schmach, die dem weißhaarigen Martinus war angetan worden, nicht durch den fremden Mönch, sondern durch das heimische Volk, das ihm vormals angehangen und ihn plötzlich um eines Fremden willen verwarf. Und er faßte nicht, daß die Verschlossenen in jähem Selbstvergessen einem Eindringling Macht über sich gegeben. Dem in der Enge des Tales Erwachsenen war es ein Fremdes, zu sehen, was alltäglich geschieht, daß die Menge, oft wider eignes besseres Fühlen, nur vom Augenblick geblendet, ihre Götzen wechselt.

Der Erni betrat fast unbewußt den niedrigen dunkeln Flur der Hütte. Das Klappern des eignen Holzschuhs auf granitener Bodenplatte weckte ihn erst. Da streifte er die schweren Sandalen ab und ging nackten Fußes, behutsam die Türe zurückstoßend, nach dem niederen Wohngemach.

Vier rohe, kahle Holzwände bildeten die Stube, woselbst der Erni die Mutter fand. Zwei schwere Bänke, ein weißer, rohbrettriger Tisch, eine kunstlos an die eine Wand gezimmerte Lagerstatt, daneben ein hochlehniger Stuhl, der einst an fürnehmerem Orte gestanden haben mochte, machten das Geräte des armen Gemaches aus. In dem aus Brettern gefügten Bett lag ein langes, sackähnliches Polster, das mit dürrem Farnkraut gefüllt war, ein kleineres, diesem ähnliches, war zu Häupten gelegt. Hier streckte sich das sieche Weib des Nachts und tagsüber, wenn, wie die letzten Wochen es zuweilen gewesen war, die Schmerzen

es niederzwangen. Heute, wie zumeist, hatte die Gunde den Lehnstuhl inne, das alte, wacklige Gestell mit dem Polstersitz, das Martinus zu Geschenen vom Schloßwächter für sie erstanden.

So viel die dämmerige, durch die Luken dringende Helle zu verraten vermochte, schien das Behaim-Weib den Sommer des Menschenlebens hinter sich zu haben. Aber das Gesicht, in welches das Leiden mit furchtbaren Strichen sich eingezeichnet hatte, war schwer zu schätzen. Es hatte gelbgefleckte, eingefallene Wangen. Die hohe Stirne war weiß wie die einer Toten, die Haut deckte sie in Furchen und Runzeln. Volles, schwarzes Haar war in schweren Strähnen um das hagere Haupt gewunden, und wie die Flechten waren die tief eingesunkenen, großen Augen dunkel und glänzend. Diese warfen unter finsteren Brauen hervor einen durchdringenden, von Siechtum und Sorge um nichts gemilderten Blick; blitzartig hatte den beim Eintritt des blondhaarigen Gesellen eine leidenschaftliche Zärtlichkeit verklärt. Die Gestalt des kranken Weibes wies grobknochige Glieder, sie war noch hoch und aufrecht, und es mochte ein hartes und zögerndes Absterben werden, das an dem Kraftleib seinen Anfang genommen.

Die Gunde hatte, die großen, männlich kräftigen Hände auf dem Tisch gefaltet, betend gesessen. Da das kranke Bein ihr den Dienst heute selbst für den kurzen Gang zur Kapelle versagt hatte, hielt sie daheim ihre Andacht; denn das fahrende Weib, das Elend und Schande durchkostet, hatte sich einen unzerstörbaren Glauben gewahrt, der ihm von frommem und rechtlichem Ahnvolk überkommen war.

Der Erni hatte nicht gegrüßt, als er eingetreten war.

„Mutter, er hat den Kaplan geschmäht!" Diese Kunde war ihm entfahren, kaum, daß er Auge in Auge mit dem Weibe stand. Und seine Blicke blitzten zürnend.

„Setze dich und erzähle," gebot die Behaimin. Ihre Stimme war tief und von klangvoller Ruhe.

Der Erni griff mit beiden Armen nach einer der Bänke und rückte sie an den Tisch, so daß er der Mutter gegenübersaß.

„Ich habe noch nie reden hören, wie der Pfaffe geredet hat," begann er, hoch aufatmend. „Es war, als sei einer vom Himmel gestiegen, dem kein Haar an uns gut schien und der uns mit Worten zerschmettern wollte. Sie sind vor ihm zu Kreuz gekrochen wie die Hunde, die die Peitsche fürchten! Und unser Herr, unser alter, guter Herr — keiner hat sich für ihn geregt, keiner ist zu ihm gestanden! Sie haben ihn gemieden wie einen Aussätzigen. So hat er sich verstehlen müssen, sie haben ihm nicht einmal das geweihte Wasser abgenommen."

„Und du?" fragte die Behaimin plötzlich und sah ihn scharf an.

Er errötete.

„Ich stand an der Wand im Sechsergestühl. Hätte ich mich hindurchdrängen sollen? Es hat mir wohl in den Armen gezuckt, und ich stieß den Zur-Flüe, der neben mir stand, in die Seite, daß er mich austreten lasse. Aber er wies mich mit barschem Murren zur Ruhe, und ich mochte dort nicht streiten!"

Die Kranke nickte und fragte weiter:

„Was begehrt der Fremde? Und was schmält er an uns?"

Der Erni lächelte spöttisch:

„Er rügt, daß zu Abfrutt keine Zeichen unsers Frommseins stehen und daß wir nicht opferwillig sind. Weil wir dem Biel-Heiland keine neuen Glieder schnitzen und die Kapelle brüchig wird, donnert er wider uns. Den Himmel und die Heiligen anbetteln und seinen Jammer vor sie tragen, sei kein Christenverdienst!"

„Zu Maria Einsiedeln und anderwärts tragen sie Gold und Silber zu den Altären und opfern. Manche — so ließ ich mir berichten — legen ihre letzte Habe auf die Tische der Heiligen," sagte sinnend die Behaimin. „Hier freilich kann der Pater dergleichen nicht finden! Vielleicht, daß ihn dieses erzürnt hat."

„Unser alter Herr sagt: Das Leben sei das einzige Opfer. So dieses nach dem Willen des Allmächtigen gelebt sei, bedürfe es keiner Schwüre am Altar und keiner Hallelujagesänge. Eine geheime Brücke zwischen Gott und Mensch sei besser denn die breite Straße, darauf die Frommen mit Pauken und Zimbeln ziehen und schreien: Wir suchen den Himmel!"

„Du behältst die Worte des Alten wohl im Sinn!"

„Ich verstehe, was sie meinen, und sinne ihnen gerne nach."

Der Erni hatte seine Arme auf den Tisch gelegt und neigte den Oberkörper weit vor. Seine

Augen vergrößerten sich. Er starrte tief in Gedanken ins Leere.

„Der Gott ist ein Rätsel," murmelte er. „Was ist der Gott? Wenn er Euch erschaffen hat, Mutter, und wenn er uns zwei in dieselbe Hütte vereint hat — ist er voll Liebe! — Aber dann — er gebietet auch über Qual und Siechtum und — warum schlägt er Euch damit?"

„Gutes und Schlimmes kommt vom Himmel! Wir sollen nicht rechten, ob uns Lohn oder Strafe wird! Die Gedanken dessen, der sie austeilt, sind von unserm armen Verstande nicht zu ermessen. Wie sollten wir also darüber richten!"

Das Weib sprach voll heldenhafter Ergebenheit. Es kannte weder Trotz noch Verzweiflung trotz seiner Last.

„Aber Strafe, die Schuldlose trifft, ist eine Untat," beharrte der Erni.

Dem hielt die Behaimin entgegen:

„Kein Mensch ist ohne Schuld."

Darauf sah der Sohn sie an mit einem Blicke, der besagte, daß er an ihr kein Fehl finden könne. Doch sprach er nicht weiter. Seine Gedanken schienen plötzlich auf andres gelenkt zu sein. Er erhob sich und schritt nach dem nebenliegenden Gelaß, einem schmalen, fast dunkeln Raum, wo er seine Schlafstätte hatte. Nach einer Weile kehrte er mit einer Linnenbinde zurück, in die er eine Anzahl zerquetschter Blätter gelegt hatte. Mit dieser umwand er den eiternden Fuß der Kranken wieder, nachdem er eine alte Binde gelöst hatte. Derweilen sagte er:

„Das ist ein großer Versuch, Mutter! Der Kaplan hat lange davon gesprochen. Aber die Blätter fanden sich nicht in unserm Gebirge. Ich habe dem Wasenwirt ein halb Jahr lang in den Ohren gelegen, daß er mir die Heilpflanze aus Livinen verschaffe. Endlich hat er einen der Säumer beauftragt. Nun mag die Probe gemacht sein! — Und wenn sie nützte, Mutter!"

Er legte die Arme um ihren Leib. Angst und Hoffnung standen deutlich in seinem zu ihr erhobenen Gesicht geschrieben. Die letzten Worte waren erregt herausgestoßen, als entscheide sich die Wirkung des Mittels zur Stunde schon.

Die Behaimin fuhr ihm mit der Hand in stummer Zärtlichkeit über den Blondkopf. Dann sagte sie, die Finger ineinander legend:

„Was bleibt uns, als beten, Bub! Das andre liegt in stärkeren Händen!"

Auch den jungen Zweifler zwang etwas, es ihr gleichzutun. So sprachen sie laut und inbrünstig ein Vaterunser.

Achtes Kapitel

Es war desselben Abends, daß der Erni, der noch spät im Stalle hantiert hatte, von der Lust gefaßt wurde, ehe er in der Hütte sich legte, einen einsamen Gang zu tun.

Die Behaimin hatte ihr Lager aufgesucht; denn die Nacht war schon vor Stunden über das Tal gekommen.

Als der Erni den Stall verließ und, aufblickend, in die Weite schaute, blendete ihm eine weiße Helle die Augen. Der sichelförmige Mond stand über dem schwarzschattigen Bergrücken zur Linken; wie ein weißglühender Halbreif hatte er sich über die Tannen gehoben und schwebte in der Dunkelfarbe des Himmels als blendender Feuerbogen. Sein Abglanz traf die schwarzen Baumgerippe, die von der Berghöhe himmelan ragten, so daß sie im Licht wie riesige Schatten mit dräuend gereckten Armen erschienen. Der Erni trat hinter den Hütten auf die Matte hinaus, um das ganze Tal übersehen zu können. Die lautlose Ruhe der Nacht tat ihm wohl und verlockte ihn, sie zu genießen. Seine Glieder waren noch kaum des Schlafes bedürftig, und er dachte daran, an dem Hang, der vor ihm aufragte, sich müde zu steigen. Junge Körper schwellt oft eine Ueberfülle von Kraft, die verbraucht sein will und sich der Trägheit nicht fügt. Auch die Sorge um die Mutter, die zur Stunde

schwerer denn je auf ihm lastete, hielt den Erni noch wach.

So tat er ein paar Schritte der Halde entgegen. Als er sich umwandte, sah er im Schatten der Brunnhütte eine Gestalt, in sich zusammengekauert und wider den Mauersockel lehnend, am Boden hocken, und schärfer spähend, erkannte er die Dirne des Brunn-Balz, die Trud.

Sie hatten allezeit gute Nachbarschaft gehalten, ob auch der Erni zu sehr an Dingen grübelte, die dem Bauernvolk zu fern lagen, als daß er sich um junge Dirnen zu kümmern Zeit gefunden hätte.

Er sah jetzt, daß sie seiner nicht gewahr geworden. Sein nackter Fuß schritt lautlos über den Mattenboden. Sich ihr von hinten nähernd, bemerkte er, daß sie das Gesicht in die Hände gelegt hielt und ein Zucken, einem Aufschluchzen gleich, von Zeit zu Zeit durch ihren Körper ging. Er legte die Hand auf ihre Schulter und nannte ihren Namen. Sie fuhr jäh empor. Und als sie sich aufrichtete, als gelte es, sich wider einen Feind zu wehren, schien sie kaum mehr das Kind, das sie doch an Jahren noch war. Es fiel genug Licht in ihr schmales Antlitz, um dem Buben zu verraten, daß ihre blauen Augen in stürmischem Zürnen geblitzt hatten, darum, daß einer sie gestört hatte. Er sah auch, daß keine Spur von Tränen darinnen war. In der Haltung des schlanken Leibes lag ein unbewußter Stolz. Zum erstenmal glitt der Blick des Behaim-Burschen wohlgefällig über die Erscheinung der Nachbardirne, und sein Ton war warm, als er fragte:

„Was tust du noch um diese Stunde im Freien?“

„Kümmert es dich?“ gab sie trotzig zurück. Aber im gleichen Augenblick schien sie sich zu besinnen, daß er ihr nichts zuleide getan hatte. Darum gestand sie mit plötzlicher Zutraulichkeit:

„Sie haben mich ausgesperrt.“

Sie hatte sich bei den Worten gegen ihn geneigt und scheu um sich geblickt, ob niemand sie höre. Als nun der Erni mehr zu wissen begehrte, legte sie ihre Hand auf seinen Arm und raunte ängstlichen Tones:

„Nicht hier, nicht hier! Sie möchten uns hören! — Geh doch und laß mich! Es wird wohl keines erfrieren jetzt noch, ob es auch eine Nacht im Freien bleiben muß.“

Das Mitleid bewog den Erni, ihr Freundschaft zu bieten. Er sagte rasch entschlossen:

„Ich lasse dich nicht hier! Ich will wissen, was du getan hast, daß sie dich aus dem Hause gejagt haben.“

Sie faltete die Brauen darum, daß er ihr eine Schuld beimaß. Seinen Arm fassend, zog sie ihn hastig über die helle Matte bis zu einer unfernen Stelle, wo das leise Entsprudeln und Plätschern der Quelle im Grase sich regte. Dort hatte ein von der Halde stürzender Felsblock sich tief in den Boden gebohrt und plötzlichen Rastort gefunden. Von den Dorfhütten her war der Block nicht zu erspähen. Hoch aufgeschossenes Buschwerk bildete des Steines grüne Rücklehne. Das barg auch die Trud und den Behaim vor neugierigen Augen, wenn nicht der Schlaf schon alle geschlossen hielt.

Die Trud wies auf den Stein und meinte damit

die Ladung, daß der Erni sich niederlasse. Der folgte ihr wortlos. Sie selber blieb stehen und griff mit der einen Hand zum Halt in das Laub einer überhängenden buschartigen Esche.

„Was denkst du von dem Pfaffen, der heute geredet hat?" fragte sie dann unvermittelt.

„Ich weiß nicht," gab der andre zögernd zur Antwort. „Er redet schöne Worte — aber er — hat den Kaplan geschmäht!"

„Eben darum! — Ist das nicht genug? — Darum hasse ich ihn! — Und sie wollten mich zwingen, seine Finger zu küssen."

„Wer?" fragte der Erni.

„Der Vater und der Ohm," gab sie Bescheid, und beim Nennen der Namen zuckten ihre Lippen wie in Verachtung. Dann fuhr sie fort: „Ich habe es nicht getan. Dafür habe ich zu Hause büßen müssen. Schau her, Behaim-Erni, so gern hat mich der Vater!"

Mit plötzlicher Bewegung riß sie die Zwilchkutte ab und hob die nackten Arme; deutlich traten auf der weißen, weichen Haut die Spuren eines rohen Faustgriffs hervor; und auf den Schultern und dem Nacken, wo dieser aus dem Linnenhemde trat, waren dieselben blauen Flecken zu sehen. Das Blut stieg dem Erni in die Stirn; er hätte in diesem Augenblick den Zumbrunn-Balz um der Dirne willen schlagen können. Aber die Wallung verflog und ließ einen heimlichen Groll gegen die Trud in ihm zurück, darum, daß sie den eignen Vater bei ihm verklagt hatte. Diese strich einen der Aermel nach dem andern wieder über die Arme und fuhr weiter:

„So bleuen einem die Frommen die Frömmigkeit ein! Und weil das noch nichts gefruchtet hat, haben sie mich ausgesperrt! Sie glauben wohl, ich fürchte mich! Vor denen fürchten, haha!“

Der Erni sah unwillig auf. Ihr kurzes, höhnisches Auflachen hatte ihn empört.

„Weißt du noch, daß du von deiner nächsten Sippe redest?“ murrte er zornig.

Aber sie ließ sich nicht einschüchtern.

„Freilich weiß ich es,“ gab sie laut zurück. „Und noch dazu von den Brävsten zu Abfrutt rede ich! Und sieh doch, wie brav sie sind! Sie sind mit krummem Rücken vor dem Pfaffen gestanden und haben ihn fast angebetet. Dann sind sie heim und haben ein gutes Werk vollbracht — mich geschlagen, und dann ein noch besseres — sich hinter ihre Truhen gesetzt, darinnen sie nicht oft genug wühlen und suchen können, haben gezählt und gerechnet und mit scheelen Augen einander angesehen, weil keiner dem andern sein Teil gönnt, und endlich ist Streit geworden zwischen ihnen um einen Batzen, ein Faststreit zwischen Brüdern. Jetzt liegen sie schnarchend und schlafen die Schläge aus!“

Der Behaim-Bub erhob sich.

„Laß es genug sein,“ sagte er barsch. „In dir ist kein Gefühl, sonst würdest du den nicht vor andern herunterzerren, der dir auf der Welt der Nächste sein sollte.“

Er wollte sie verlassen, aber sie hielt ihn am Arme. Hatte sie vorhin in leidenschaftlicher Erregung gezittert, so war sie in plötzlichem Wechsel ganz ruhig geworden. Ihre Augen suchten die

seinen, und ein Rest von Kindlichkeit des Wesens trat wieder hervor, der an der Frühgereiften in der Wallung des Augenblicks völlig verschwunden gewesen war. Sie zog ihn auf den Stein nieder und schmiegte sich an ihn.

„Behaim-Bub, ist nicht dein Vater auch nicht, wie er sein sollte!"

Der Erni nickte mechanisch. Dann sagte er:

„Aber ich rede nicht wider ihn bei den Leuten."

„Weil er nicht um euch ist," sagte sie klug. „Aber wenn er dich plagte Tag für Tag — bis aufs Blut, und wenn er deine Mutter gequält hätte — bis — bis — sie gestorben wäre! Und wenn du denken müßtest, daß sie noch hätte am Leben bleiben können, wenn er sie besser gehalten hätte!"

Der Erni hatte während ihrer Rede in die Luft geschaut. Die Erkenntnis drängte sich ihm auf, daß sie bitteres Unrecht mit angesehen und selber erlitten haben mußte, und er begann ihren Groll zu verstehen. Fast unbewußt legte er seine Hand auf die ihre.

„Ich habe es einem sagen müssen," flüsterte die Trud. „Zu andern rede ich nicht davon, aber du bist ehrlich und — dich habe ich immer gern gehabt, und du mußt es begreifen!"

Er schaute in das in bleicher Lieblichkeit zu ihm erhobene Gesicht. Ein fremdes Gefühl packte ihn, das er noch nicht verstand. Er preßte die Hand, die in der seinen lag. So saßen sie eine Weile schweigend nebeneinander. Kein Laut und keine Regung störten ihr minutenlanges In-die-Ferne-

Starren. Nur die leuchtende Mondsichel war im schwarzblauen Aether unmerklich höher geglitten. Wie schwarze Riesentürme ragten der Salbit und die jenseitigen Gipfel; des Dammafirns weißleuchtende Mauer verband sie zu gewaltigem Bollwerk. Der Himmel war mit Sternen besät, aber von finsterer Färbung. Nur wo er sich gegen den Gletscher senkte, hellte er sich zu lichter Bläue. Und doch brannte dort nur ein einziges Sternlicht, ein blauweißes, feuermächtiges, vor dem der Glanz der andern erloschen zu sein schien. Von dem Sterne strömten Glanzwellen auf den Gletscher, weiß, wie ein Mond sie wirft. Die Wölbungen des Eises gleißten blendend, und scharf und dunkel furchten sich dazwischen die Risse und Schrunden. Aus dem Voralptal, hinter dem grauen Turm des Salbit hervor, quollen spinnwebdünne, silberweiße Nebel. Sie strichen gegen den Gletscher, aber ehe sie den leuchtenden erreichten, zerflatterten sie und zerrannen, als lösche sie das Licht. Nur zuweilen löste sich ein durchsichtiger Fetzen, schwebte, sich ballend und wiederum in Spitzen und Arme sich dehnend, in geheimnisvoller Eile über das breite Eisfeld, tauchte einem Räuchlein ähnlich auf in das Himmelsblau und entschwand endlich wie eine verhuschende Gestalt in schimmernder Ferne.

Ein Zauber legte sich auf den Behaim und die Dirne. Träumend hingen sie und mit staunenden Blicken an den glanzgesegneten Weiten.

„Wo der Stern ist, muß jetzt die Mutter sein,“ murmelte endlich leise und kindergläubig die Trud.

Der Erni fuhr herum.

„Sie liegt auf dem Friedhof, einfältige Dirne," sagte er erregt.

Die Zumbrunn-Dirne öffnete die Augen groß und sagte voll Zuversicht:

„Ehe sie gestorben ist, hat sie es noch ausgeredet, daß ich sie wieder haben werde. Ich habe geflennt und gejammert und habe sie halten wollen. Da hat sie mich angeschaut so — so — daß ich es halt nicht mehr vergessen kann und hat mir versprochen, daß ein Wiedersehen sei im Himmel! Und was die Mutter gesagt hat, ist immer wahr gewesen."

Der Erni sann. Seine eigne Mutter war krank, und er hatte sich nicht darüber getäuscht, daß sie an ihrem Siechtum sterben könnte. Aber der Gedanke, sie zu verlieren, war ihm unfaßlich; und wenn er in ihm aufgetaucht war, hatte er sich gefragt, ob es einen Ort gebe, wo sie auch nach dem Tode weiterlebe. Die Gewißheit, daß er sie wiederfinde, wäre ihm ein Trost gewesen. Aber sein Verstand stritt gegen den Glauben.

„Ha," versuchte er zu lachen, „wo sollten da oben alle Raum finden, die schon gestorben sind und noch sterben werden?!"

Die Trud blieb ernst.

„Das wissen wir nicht," beharrte sie, geheimnisvoll flüsternd. „In dem Herrgott seine Sachen sieht kein Mensch, sagt der Kaplan! Ich weiß aber, daß dort oben die Toten wohnen! — Die Mutter hat es gesagt," wiederholte sie, als ob das alles bewiese.

Der Behaim-Bub strich sich über die Stirn. Der jungen Dirne Rede wollte ihn fast glaubhaft

dünken. Ein Feiergefühl überkam ihn. Erst nach einer Weile sprach er wieder.

„Du, ist dir deine Mutter auch lieb gewesen?"

Tränen stiegen der Trud in die Augen. Der Bursche sah sie glänzen und legte ihr mitleidig den Arm um die Schulter. Da gestand sie ihm:

„Die Mutter — weißt — sie hat mir meiner Lebtag nur Gutes getan und — so viel lieb werde ich keinen Menschen mehr haben."

Er gedachte des siechen Weibes, für dessen Leben er zitterte, und verstand sie. Er wunderte sich, daß er sich noch nie um die Nachbardirne gekümmert hatte, die ihm, trotz ihrer jungen Jahre, der Freundschaft wohl wert schien. Da sah er sie fröstelnd zusammenschauern. Ein leiser Luftzug, der nicht mehr sommerlich war, atmete vom Firn her. Er erhob sich.

„Was willst du anfangen? Hier kannst du nicht bleiben über Nacht."

„Ich schleiche mich in den Gaden. Morgen sind sie froh, wenn ich ihnen wiederkomme."

„So willst du zurück?" fragte töricht der Erni.

„Wo sollte ich hin sonst?"

Darauf wußte er keine Antwort. Aber nach einer Weile ruhigen Sinnens sagte er:

„Im Gaden kannst du nicht nächten. Die Luft streicht durch alle Luken. Du magst in unsrer Hütte schlafen."

Sie sah ihn dankbar an.

„Und deine Mutter?" fragte sie aber.

„Was ich tue, ist ihr recht."

So suchten sie die Schatten und schlichen Hand in Hand zur Hütte der Behaimin. Als sie zwischen

den beiden Hütten standen, richtete sich der Erni entschlossen auf und sagte:

„Wenn du inskünftig nicht Frieden hast drüben oder einen brauchst, dir zu helfen, magst du zu mir kommen.“

Die Trud entgegnete kein Wort darauf, aber ihre Finger umschlossen die seinen mit zitterndem Druck.

Dann brachte er sie in die Hütte, hieß sie sachte schreiten, daß die Kranke nicht gestört werde, und wies sie auf sein eignes Lager. Er selber legte sich in der Küche am Herde nieder.

Neuntes Kapitel

Die Herrschaft des Benediktiners zu Geschenen und Abfrutt währte schon sechs Monde. Vieles war in der Frist anders geworden. „Besser" sagten die einen und drehten mit krummem Rücken den Rosenkranz; „unerträglich" murrten ein paar nur und reckten die Schultern, als laste ein Joch auf ihnen. Ambrosius hatte alle Macht an sich gerissen. Nicht jäh und trotzig, allmählich nur und mit kühler Sicherheit hatte er das unduldsame Volk unter geistliche Gewalt gebracht. Er ließ sich keine Mühe verdrießen, und mit eiserner Willenskraft dämmte er das eigne rasche Blut und den schnellere Erfolge heischenden Eifer. Was ihm zum Siege verhalf? Er durchschaute die Bauern. Alle ihre Schwächen, Fehler und Lüste erkennend, traf er sie an ihren Blößen, zwang er sich das Volk zu Diensten. Die einen wurden aus Furcht vor ewiger Verdammnis dienstbar, aus Scheu vor ihm selber andre, die meisten, weil die Menge der Schafherde gleicht — wenn die Hammel vorangehen, folgt die ganze Schar. Er stritt nicht mit Feuer und Schwert; er schreckte durch heimliches Drohen; selten zeigte er, daß er Macht besaß. Der Wasenwirt hatte sie fühlen müssen.

In der Herberge am Wasen war eine heimliche Stube gewesen, die der Justus manchen Gästen auftat, die er gerne um Stunden oder Tage länger

hielt. Prahlte er öffentlich mit der Ehrbarkeit seines Gewerbes, so ließ er in der Hinterstube Dinge geschehen, die klingende Münze in reichlicherem Maße brachten, und denen doch Heimlichkeit vonnöten war, sollte anspruchsvolleres und auf Fürnehmheit der Herberge schauendes Volk noch länger in dem Hause gasten. In der Hinterstube rollten die Würfel; wüstes Gelage war dort nicht selten. Der Wirt ließ von losen Dirnen einen Feuerwein kredenzen, der rote Köpfe machte und den Trinkern die Macht nahm, Recht und Unrecht zu scheiden.

Der Benediktiner hatte Kunde davon, sowohl wie nichts in der Gemeine ihm konnte verborgen bleiben. Und er warnte den Justus. Der verzog sein Gesicht zu grinsender Freundlichkeit und beteuerte seine Unschuld. Er lud den Pater in sein Haus und suchte den Scharfblickenden durch Mittel zu bewegen, sich blind zu stellen, die weiland an Pater Cyprian, seinem Vorgänger, nicht unwirksam gewesen. Aber Ambrosius hatte sich empört. Seine Faust war in jähem Zorn auf die Platte eines Tisches gefahren, und er hatte verheißen, daß dem Wirt schwere Strafe nahe sei, wenn er dem Willen seines Kaplans zu trotzen gedenke. Der Züricher hatte getrotzt. Und kaum um Wochen später hatten Boten vom Frauenmünster zu Zürich, das über die Herberge wie über allerlei Landsitz zu Geschenen gebot, ihm die Lehenbriefe abgefordert und ihn von Haus und Verdienst gejagt.

Denen zu Geschenen und hinterm Wald fuhr darauf ein neuer Schrecken vor dem Pfaffen in die Glieder, und sie begannen, ihm demütiger anzu-

hängen. Nur wenige standen noch offen wider ihn, der Hofer vor allen.

Der Gallus hatte sich wider den Eindringling aufgelehnt. Nach dessen erster Predigt in der Kapelle des heiligen Matthias hatte er die Gemeine zusammenberufen und dem Volke freimütig das Begehren gestellt, es sei dem fremden Pfaffen das Recht inskünftig zu verwehren, am Orte zu predigen, ja die Grenzscheide von Abfrutt zu betreten. Doch er hatte vor Tauben geredet. Der Zumbrunn-Balz war wider ihn aufgestanden, hatte den Benediktiner ob seines Eifers und seiner Frömmigkeit gerühmt und unter Augendrehen und Seufzen gestanden, daß ihm um das Heil der Seele bange und er des weisen Rates und Zuspruchs des strenggläubigen Mönches nicht entraten könne. Die Menge hatte dem Scheinheiligen beigestimmt. Wenige nur standen zu ihrem Richter. Der hatte schallend aufgelacht, die Hand auf die breite Brust gelegt und gesagt:

„Mein Herrgott und ich, wir bedürfen keines Zwischenträgers. Ich bin ehrlich vor ihm; so kann ich des Fürsprechers entbehren! Ihr andern tut, wie ihr wollt! Zu meiner Hütte mag unser alter Herr kommen, für den fremden Kuttenträger wird kein Einlaß mehr sein!“

Von da an hatten sich die von Abfrutt in zwei Haufen geschieden. Die einen nannten sich die Gläubigen und leisteten dem Ambrosius Gefolgschaft: die andern — eine kleine Zahl — hing dem Gallus an. Diese blieben in ihren Hütten, wenn die Kapellenglocke hallte, und wenn sie eines Priesters bedurften, holten sie den Martinus. Und der Weiß-

haarige, der nur noch scheu wie ein ungern Geduldeter auf dem heimischen Boden hauste, tat an ihnen redlich seine Pflicht.

Den Ambrosius quälte der Ehrgeiz, die Schar seiner Jünger lückenlos zu sehen, und glühende Begeisterung für die Sache seiner Kirche war die Triebfeder seines Tuns und Trachtens. Kein Weg schien ihm unheilig, seine Widersacher zu Fall zu bringen; doch, wenn im Grunde seines Herzens ein Groll wider den Gallus war, so lebte ungleich mächtiger der Wunsch in ihm, auch diesen Lauen in einen Frommen zu wandeln nach Maß der Frömmigkeit, wie er sie heischte und allein für recht und gerecht hielt. So schlich er sich in die Geheimnisse des Hofers ein, daß er ihn und seinen Wandel ganz durchschaue und seine eigne Schwäche, ja sein eignes Unglück wider ihn zu Felde führe.

Das Unglück des Hofers war sein Weib, seine Schwäche, daß er an die Stelle einer Liebschaft eine ehrbare Freundschaft mit der Cille hatte treten lassen.

Keines Hauses innere Geschicke bleiben so geheim, daß nicht der liebe Nachbar sie erriete. In den Dörfern ist ein Ohrenspitzen und atemloses Lauschen, wenn eine Kunde in den Gassen wispert, daß in einer Hütte der Unfriede am Herde sich breit macht, daß hier der Mann nach einer andern blinzelt als just nach dem ehelichen Gespons und dort das herzugezogene Weib keine fleckenlosen Jungfernjahre gelebt hat. Die Augen der Verleumdung sind Adleraugen. Sie erspähen Dinge, die noch kaum sind, vielleicht kaum geworden wären, hätten un-

saubere Lippen sie nicht ausgesprochen, ehe sie noch bestanden.

Die zu Abfrutt hatten das Weib des Gallus heimisch werden lassen in ihrem Kreise. Aber die Wendische, Haltlose hatte kein Ansehen bei ihnen. Was sie ihr an Ehre gaben, geschah dem Richter zulieb. Insgeheim mißbrauchten sie den Namen der Faustine, und kaum mit Unrecht. Sie redeten, daß die Launenhafte den Genossen durch kindisches und wechselvolles Benehmen quäle, daß sie eine schlechte Mutter sei, die dem eignen Kinde die Liebe des Vaters neide. Das war nicht gelogen. Sie wisperten, daß die Faustine ihres Weibtums vergesse und sich heimlich an allerlei Getränk, das ihr erreichbar sei, berausche. Sie logen auch das nicht. Aber sie vergaßen, daß das schwache Weib in guten Stunden gegen seine Schwächen stritt, daß es nur immer und immer wieder den bösen Trieben zum Opfer fiel, die die Starken in sich ersticken. Der Benediktiner, der sich bei den eifrigsten seiner Gläubigen, denen Zumbrunn, Wissen geholt hatte von dem, was am Orte von der Hoferin verlautete, erkannte den Dämon, der das Weib beherrschte. Sie war fromm geworden mit seinem, des Ambrosius, Erscheinen und hing ihm an. Er erriet auch, daß die Erkenntnis ihres eignen Unwerts und die zeitweise Verzweiflung sie zu seinen, des Lossspruchs fähigen Priesters, Füßen trieb. Und das Weib schien ihm entschuldbar. Er gedachte sie aus den Finsternissen ihrer Sündhaftigkeit emporzuziehen.

Um so viel sündhafter deuchte ihn der Hofer aus Grund dessen, was er weiter dem Gerede der

Lästerzungen entnahm. Der Eiferer unterschied nicht, daß sie hier gelogen, was sie von dem Weibe Wahres berichtet hatten. Dem, den sie zum Richter über sich selbst gesetzt hatten, war nichts Schlechtes nachzusagen gewesen, urteilten die Redesüchtigen zu Abfrutt, aber — und sie streckten weise die Hälse — er mochte schlecht werden oder geworden sein; denn in seinem Weibe die rechte Genossin entbehrend, verkehrte er mit der Cille; und mußte nicht — fragten sie — ein Vergleich zwischen den beiden Weibern zugunsten der Andermatt-Dirne fallen? Wenn er aber diese über sein Weib stellte, so mußte ihm auch bald die alte Leidenschaft zurückkehren, und trug er solche in sich, so war nur ein kleiner Schritt zur Untreue gegen die Ehegenossin. Der Mensch ist aber zumeist voll heimlicher Schadenfreude und Neides, so daß er von andern lieber das Schlimmste denn das Beste denkt, und so wähnten auch die von Abfrutt, des Hofers himmelschreiende Untreue schon zu sehen, zu spüren, und glaubten die Zeit gelegen, edler Entrüstung über fremde Untat voll zu sein. Ambrosius schöpfte aus ihnen seine Meinung über den Richter. Und als er sich klar war über das Verbrechen des Ehrlosen, machte er sich, voll heiligen Zornes und zu allem Streit gerüstet, auf nach dem Hofe des Gallus.

Er mochte sich keines Willkommens versehen, denn der Hofer hatte seine Hütte gleichsam abgegrenzt gegen den neuen Pfaffen, was von ihm kam und zu ihm hielt. Er hatte vor Monden den Boten des Ambrosius, der ihm die Buße hätte ankündigen sollen, die über ihn um Entweihung des

heiligen Tages willen war verhängt worden, mit Spott und Hohn vom Hofe gejagt. Die Verkündigung der über ihn gesprochenen Strafe in den Kapellen zu Geschenen und Abfrutt hatte er verlacht und zur Antwort vor der Gemeine furchtlos den Spruch getan, der Benediktiner möge sich hüten, die Rechte eines Freien hinter dem Wald schmälern zu wollen; er, der Richter, möchte seine Macht zu gebrauchen wissen auch wider den Fremden im Mönchskleid. Und der Gallus war Richter geblieben, dem neuen Kaplan und denen, die ihm folgten, zum Trotz und Leid. Es bestand ein Gesetz unter den Männern am Bielwald, daß einer, den die Gemeine zum Richter erkoren, der Würde nie verlustig gehen könne, es sei denn, daß er selbst einem Richtspruch des Volkes verfalle. —

Hoher, das Auge blendender Schnee, der Geröllhalden und mit Steinbrocken besäte Matten in glatte Flächen wandelte, lastete im Alpreußtal. Drei nebeldüstere Tage hatten ihn in fast unausgesetztem Flockengestöber geworfen.

Zum erstenmal nach Wochenfrist zerriß das Gewölk, und am Himmel leuchteten tiefblaue Flecke aus zerfahrenen weißen Schwaden. Der Pfad nach Abfrutt war fast ungangbar. Ein paar Holzer nur hatten sich mit ihrer Last auf dem starken Rücken vom Bielfeld nach Geschenen durchgezwungen. In ihren Fußstapfen stampfend, schaffte sich der Benediktiner, nach dem Hofe des Gallus unterwegs, wegaufwärts.

Am Kreuzenenstein erhob sich ein neuer Kruzifixus. Mitten im Winter hatte der Mönch es er-

richten lassen. Es war aus einer Rottanne geschlagen, und das frisch behauene Holz schimmerte von weitem. Der Querbalken streckte leere weiße Arme in die Luft; noch fehlte das Bild des Erlösers, das Ambrosius im Frühjahr vom Tale zu beschicken gedachte. Der Fromme neigte sich im Vorbeigehen vor dem leeren Holz und bekreuzte sich. Dann nahm ihn der Wald auf.

Er erreichte die Hütte an der Matt, und kein Mensch war ihm begegnet. Auch um die armselige Hütte der verwaisten Dirne war es still. So schritt er vorüber und erklomm den Hügel des Hofers. Als seine Gestalt aus dem Gehölz in den freien Vorraum am Gallushofe trat, hallte die Stimme des Bauern von der Tür der Hütte.

„Haltet ein, Herr! Ihr vergeßt, daß Ihr Ketzergebiet betretet!"

Leiser Hohn lag in den Worten, aber auch ein fast herrisches Gebot. Der Leib des Bauern streckte sich unter der Tür, so daß er den Eingang wie schirmend deckte, und — war es Zufall oder Absicht — der Gallus hielt eine Armbrust in den schweren Fäusten und ließ wie spielend ein paarmal die Sehne von der Kerbe schnellen.

Ambrosius hatte mit keinem Schritte gezögert; gleichmütig und der Drohgebärde des andern unacht überwand er den letzten Raum, der ihn von jenem trennte.

Da redete der Bauer lauter und barscher:

„Ihr habt mich in Bann gelegt, Herr! Ihr weigert mir Euer Gebiet, den Kapellengrund! Darum ist Euch auch mein Grund verwehrt! Hausrecht wider

Hausrecht! Tretet zurück, wenn ich Euch nicht treiben soll!"

Er spannte die Sehne seiner Waffe und griff einen Bolzen aus dem Gürtel. Es wetterleuchtete in seinem derben Gesicht, und der braune Bart zitterte kaum merklich, während er die Lippen erregt zusammenpreßte. In seiner Haltung war nicht der Trotz eines Uebelgearteten; — der Freie lehnte sich auf wider Fessel und Zwang.

Der Mönch blieb wenige Schritte vor dem Drohenden stehen. Er stützte sich auf seinen Stab. Sein Gesicht bewahrte seine kalte Ruhe. Nur der Blick gewann an feindlicher Schärfe.

„Ein übler Empfang, Hofer-Gallus! Aber Bescheidenheit ist selten die Tugend des Schuldigen!"

Das war nicht laut gesprochen, aber es traf wie ein Stachel.

Dem Gallus flog eine Röte in die Wangen. Die Ruhe des andern weckte ihm ein Unbehagen und reizte ihn.

„Wollet Eure Worte besser messen, Hochwürdiger," murrte er auf. „Es läßt sich keiner schuldig schelten, ehe ihn nicht ein Gericht so gesprochen!"

„Ich bin das Gericht," sagte stolz der Kuttenträger.

„Das ich nicht anerkenne," trotzte der Gallus; doch gleich darauf brach er los: „Aber es mag gut sein, daß ich höre, was Ihr wider mich zu sagen habt! Redet und haltet nichts zurück, daß Ihr nicht kröpfig werdet von dem, was steckengeblieben ist! Schimpft Euren Groll von der Seele, den

Ihr wohl jedem tragt, der nicht nach Eurer Pfeife tanzt!"

Der Pater warf den Kopf zurück.

„Nicht hier rede ich," sagte er voll Würde, „und nicht als Grollender bin ich gekommen, sondern weil die Pflicht von mir heischt, daß ich mit dir rechte! — Laß uns in die Hütte gehen! Hier ist nicht der Ort, ernste Dinge zu beraten!"

Der Hofer zögerte. Dann stieß er in plötzlichem Entschluß die Tür auf und stieg über die Stiege zu den Stuben, dem Mönche, den er nicht geladen hatte, es überlassend, ihm zu folgen. Dieser zögerte nicht und erreichte dicht hinter dem Bauern das Wohngemach.

Es war eine große Helle in der geräumigen Stube. Der schimmernde Schnee warf seinen Widerschein durch die Rundscheiben. Getäfel und Dielen leuchteten vor Sauberkeit und also das mannigfache Gerät, Bänke, Stühle und Tisch, das den Raum füllte. Selbst dem Mönche wollte das Gemach wohnlicher erscheinen denn jedes, das er seit Wochen betreten hatte.

Der Gallus hatte die Tür desselben offen stehen lassen, damit der andre eintreten möge. Seine Holzsandalen schlugen schwer auf den Boden, während er einer Ecke des Gemaches zuschritt, wo die Faustine über ein Korbbett geneigt kauerte. Das Licht quoll über die schlanke, schmächtige Gestalt des Weibes und leuchtete auf dem Gesichtlein des Säuglings, den sie behütete.

Der Gesichtsausdruck eines schlafenden Kindes hat rührende Gewalt. Als das Auge des Gallus

das schlummernde traf, hellten sich seine Züge und — er wunderte sich über sich selber — etwas wie Reue kam den fast allzeit sich Meisternden an, daß er vorhin gegen den Pfaffen ungehörige Worte gesprochen hatte. Sein Kind war ihm wie ein lebendiger Warner und Vorwurf; er schämte sich unbewußt vor dem schuldlosen Geschöpf, das er sein Eigen nannte, darum, daß er sich eine Blöße gegeben.

Die Nähe des Kindes edelte selbst das haltlose Weib. Auf dem bleichen Gesicht, in dem Schein der großen Augen redete die Mutterliebe. Die Begierden, die sonst im Flackern und unruhigen Glänzen der Blicke sich verrieten, schienen zum Schweigen gebracht. Eine Weihe war um Mutter und Kind. Der Bauer neigte sich kniend über seinen Erstling und streifte, von überquellenden Gefühlen gedrängt, die Stirn mit des Küssens kaum gewöhnten Lippen. Dann erst wendete er sich zu dem Weibe und sagte mit einer Stimme, durch welche Schonung und doch etwas wie Verweis klang:

„Es ist ein Gast da, der dir willkommen sein mag."

Die Faustine gewahrte, sich umsehend, den eingetretenen Benediktiner. Ihre Züge verwandelten sich, Glut überhauchte sie; demütig, aber dennoch halb in Scheu vor dem Genossen, schlich sie zu dem Mönche und küßte ihm die Hand. Der Bauer sah dem mit gerunzelter Stirn zu. Er stand vor dem Korbe des Kleinen, die Arme übereinandergelegt und wie nach Gelassenheit ringend. Endlich sagte er mit fast ungezwungener Freundlichkeit:

„Wollet Euch niederlassen, Herr, und frei herausreden, was Euch an mir mißfällt! Vielleicht, daß ich nicht so schlimm bin, wie Ihr meint, und Ihr mit besserer Gesinnung von mir geht, als Ihr mit hierhergebracht habt."

Ambrosius hatte sich dem schweren Tisch genähert. Er legte die Hand um die hohe Lehne eines Stuhles, aber er setzte sich nicht. Seine Miene verriet nichts von dem, was in seinem Innern war. Aber während die Gestalt des stiernackigen Bauers stand wie aus dem Granit seiner Berge gemeißelt, strotzend von Kraft, offene Derbheit und Geradheit in allen Linien seines Gesichts, erschien der hagere Priester doch als der überlegenere der beiden. Sein graues Auge allein war eine Macht, und die eckige Stirn zeigte feine Falten und ließ erkennen, daß hinter der weißen Schädelwand Kräfte arbeiteten, die der Bauer mit Leibesstärke nicht zu schlagen vermochte. Daß sie zum Kampfe standen, mochte keiner leugnen, ob auch ein guter Wille noch immer den Gallus beseelte, nachgiebig und gerecht gegen den zu sein, dem gegenüber er sich vorhin vergessen hatte.

„Schicke Weib und Kind weg! Es mag besser sein, daß niemand höre, was ich zu sagen habe," sagte der Mönch harten Tones.

Der Hofer lächelte.

„Wenn ich sie gehen ließe, müßte ich mich schuldig wissen. Was Ihr von mir sagen könnt, Herr, darf jedes hören, zum meisten die, die meine Ehegenossin heißt."

„Schicke sie weg!" forderte der Benediktiner zum andernmal. Die Faustine wollte den Korb fassen.

Da legte ihr der Hofer die Hand auf die Schulter und zwang sie zu bleiben.

„Redet,“ sagte er, zu Ambrosius gewendet. „Ich will, daß sie höre, was Ihr so Neues und so Wichtiges bringt.“

Es war, als entfahre ein kalter Strahl dem Auge des Kaplans. Seine Brust hob sich unter der Kutte. Er nahm die fast fröhliche Ruhe des andern für Frechheit und empörte sich mächtiger als vor seinem Kommen. Deshalb fiel auch von seinen Lippen jäh und vorzeitig die ganze ungeheure Anklage, die er dem Gallus ins Gesicht zu schleudern vermeint hatte, wenn er durch Kreuzfragen ihn erst zum Geständnis gebracht habe.

„Du brichst deinem Weibe die Ehe, Hofer-Gallus! Das Kind hat einen ehrlosen Vater!“

Das klang scharf und gemessen durch die Stube, wie ein Ueberzeugter redet, dem nicht mehr zu prüfen, nur noch zu richten obliegt.

Der Hofer war bleich geworden. Seine Lider waren blitzähnlich über die Augen gesunken, als fasse ihn ein Schwindel. Er öffnete die Arme; die Hände ballten sich zu Fäusten, und langsam, als zerbreche er in jeder mit Riesenkraft einen Gegenstand, ließ er sie an seine Seite sinken. Dann wendete er den Kopf nach dem Kinde und sagte mit verzerrtem Mund und schwankender Stimme:

„Gut, daß du das nicht gehört noch verstanden hast, Kindlein!“

Und zu Ambrosius sich kehrend, sagte er und hielt mächtig an sich:

„Wer hat dir das Märlein aufgebunden, Pfaffe?“

Die Faustine war vom Lager des Kindes emporgefahren. Vorgeneigten Leibes lauschte sie und hing mit heißen Blicken an den Lippen des Mönches, als brächten seine nächsten Worte ihr Leben oder Tod.

Die Falten in der Stirn des Ambrosius vertieften sich. Seine Nasenflügel bebten.

„Willst du leugnen, daß dein Herz an der Cille hing, der Nachbardirne, zur Zeit, da du diese zum Weibe nahmst?"

Der Gallus antwortete nicht sogleich. Er bereute, daß er dem Mönche nicht gehorsam gewesen war und sein Weib hatte gehen heißen. Sie jetzt noch hinauszuweisen, brachte er nicht über sich. Zu viel war schon gesprochen, und er war sich keiner Schuld bewußt. Aber er begriff, daß jedes Wort, das er sagen mußte, ein Stachel für das Weib sein würde, dessen Herz an ihm hing. Mit unklarer, fast leiser Stimme sprach er endlich:

„Ihr hattet recht, daß das Gespräch nicht für das Weib taugt. Hätte ich erraten, daß Ihr an Vergangenem zu rühren kommt! — Aber Ihr fragt! Gut denn! Es ist eine Zeit gewesen, da vermeinte ich, die Cille zum Weib zu nehmen."

Die Faustine ächzte und tat einen taumelnden Schritt gegen die Tür. Dann blieb sie aufs neue stehen. Sie maß den Gallus mit Blicken, in denen etwas wie Haß loderte. Aber gierig harrte sie, daß die beiden weiterredeten.

Der Hofer, als er sein Weib anschaute, fühlte sein Blut wallen.

„Was stehe ich Euch Rede!" schrie er. „Ihr

habt kein Recht zu fragen. Ich bin meines Weibes Genosse in Ehren und Treuen gewesen, ich . . ."

„In Ehren und Treuen?" unterbrach ihn forschend und voll bitteren Hohnes der andre.

„Bei Gott, ja," brauste der Hofer auf. „Wer redet anders?"

Das Kind erwachte und wimmerte. Keines achtete darauf.

Der Benediktiner hob aufs neue an.

„Mit Schwören und Schreien beweisest du nichts," sagte er kalt. „Du gehst mit der Dirne um. Es ist eine — große Freundschaft zwischen euch!"

„Eine große Freundschaft — so mögt Ihr es nennen," gab der Hofer zu, „aber nichts andres — nichts andres! — Die Dirne ist frohgemut, starken Herzens — sollte ich mich nicht an ihr freuen? — Aber mehr nicht, Pfaffe! Wer redet mehr?"

Gelassen, aber schonungslos sprach der andre:

„Die Faustine, dein Weib, ist dir fremd geworden — seit ich hier bin."

„Seit Ihr hier seid," sagte der Hofer mit seltsamer Betonung und lachte kurz.

„Sie fühlt ihre Schwäche und Sündhaftigkeit und sucht nach dem Heil — mit meiner Hilfe," fuhr Ambrosius fort. „Dir ist sie zur Last, weil sie schlecht ist."

Die Geschmähte schluchzte. Sie fiel auf die Knie und rutschte, die Hände erhoben, auf den Mönch zu, als ob sie ihn zu schweigen flehe. Es war etwas Unwahres in ihrer Zerknirschung. Ein Ekel faßte den Gallus; er konnte es nicht wehren. Härter, als er gewollt hatte, kam seine Rede.

„Ich schäme mich im stillen, daß sie sich vergißt. Zur Last ist sie mir nicht."

Ambrosius glaubte das verhüllte Bekenntnis seiner Schuld zu hören.

„Siehst du," sagte er mit erhobener Stimme, „du schämst dich deines Weibes und achtest die andre hoch! Das ist der Boden, auf dem die Begierden gedeihen. Sie sind wohl gediehen. In Gedanken — vielleicht in Taten — hast du nach dem Weibe deiner Liebe begehrt. Siehst du, wo du stehst? Und begreifst du, daß ich gekommen bin, dich zu retten? Ich habe den Weg hierher gemacht, von dir zu begehren, daß du die Buhlschaft lassest!"

Die Erklärung ernüchterte den zornigen Bauern. Er schritt zu einem Stuhle und warf sich darauf.

„Es ist ein übel Ding, gelehrt und wissend zu sein," sagte er langsam. „Da hat Eure Klugheit Dinge erfunden, die sein könnten, wenn ein Bauernschädel so weit dächte wie das Hirn eines Gelehrten. — Lasset Euch gesagt sein, daß weder die Dirne noch ich jemalen unlautere Gedanken getragen! Das mag Euch genügen und muß. Ich stehe fürder nicht Rede. Und — meidet künftig diese Hütte! Ich warne Euch! Ihr habt Unfrieden ins Dorf getragen, dieses Haus hat für dergleichen Saat nicht Raum. Geht! Euer geistlich Gewissen mag beruhigt sein. Das Schaf ist nicht so räudig, wie Ihr vermeint habt."

Seine Rede war voll Geradheit und seine Verteidigung selbst dem Mönch glaubhaft. Dennoch begehrte Ambrosius:

„Schwöre, daß du fürder kein Aergernis gibst und deine Pflicht an deinem Weibe tust!"

„Das erste kann ich nicht beschwören, weiß ich doch nicht, worüber zunächst Eure Frömmigkeit sich zu ärgern gedenkt. So Euch das zweite beruhigt — gut, ich schwöre!“

Er stand auf und hob drei Finger seiner Rechten.

Der Benediktiner wollte ihm vorsprechen: „Bei dem Schutzpatron von Abfrutt, Sankt Matthias! Bei der heiligen Mutter Gottes ...“

Aber finsterer Ernst war plötzlich in das Gesicht des Hofers gekommen, er sagte fast feierlich:

„Beim Leben des Kleinen dort, der von meinem Blut ist und vor dem ich mich schämen würde, wenn der Satan über mich Gewalt hätte!“

Seine drei ausgestreckten Schwurfinger wiesen nach dem Bett des Kindes. Die Faustine war zu diesem zurückgeschlichen. Ihr Oberkörper deckte es vor den Blicken des Hofers. Es war, als wollte sie ihm das Kind wehren. Sie schaute scheu und gehässig über die Achsel nach ihm zurück. Er achtete nicht weiter darauf, sondern beobachtete den Pater, der sich erhob, als wäre seine Sendung vollendet.

Ambrosius verriet das Gefühl des Gedemütigtseins nicht, das in ihm war, nun ihm der Bauer die Waffe entwunden hatte. Er tat ein paar Schritte, erreichte die Tür und wendete sich in deren Rahmen.

„Ich habe scharfe Augen, Hofer-Gallus. Und ich denke sie zu brauchen. Trotz und Gewalt schrecken mich nicht. Wenn ich dich inskünftig schuldig finde, wirst du von mir hören.“

Mit dieser Drohung schied er. Der Stolze hatte sie nicht zu unterdrücken vermocht.

Der Gallus hatte die Worte kaum gehört. Er

wollte sich seinem Weibe nähern, dieses aber raffte sich auf, riß das Kind aus den Linnen und stob aus der Stube, vor seiner Berührung flüchtend. Er hörte sie drüben ein Gemach betreten und die Türe wider ihn riegeln.

Für einen Augenblick drückte ihn eine ungeheure Sorgenlast. Dann machte ihn eine plötzliche Leibesbewegung der Kraft seiner Muskeln bewußt. Es ging wie ein Ruck durch seinen Körper. Und er überwand gleichsam mit Leibesstärke die Schwäche des Herzens. Es fiel ihm die Arbeit als Mittel wider die Sorge ein. Und es war ihm, als müßten ihm beim Schaffen die Augen aufgehen, daß er aus der Wirrnis der Kummerstunde einen Ausweg finde. Er schritt über die Stiege zum Hausflur. Seine Tritte dröhnten. Er ergriff Seil und Axt auf seinem Wege. Dann stieg er, sich zu befreien, durch Schnee und pfadlosen Hang zu Wald.

Seine Schläge hallten und krachten eine Stunde darauf durch die Winterstille. Jeder Hieb schlug eine Sorge tot.

So raffte sich der Starke aus der Lahmheit des Geistes.

Zehntes Kapitel

Ihr habt Unfrieden ins Haus getragen, dieses Haus hat für dergleichen Saat nicht Raum."

So hatte der Gallus den Mönch beschieden und allzu stolze Worte gebraucht. Ambrosius hatte doch den Unfrieden zurückgelassen und der Bauer ihn noch nicht wieder zu verscheuchen vermocht, obwohl er ehrlichen Willens war.

Nach dem Besuche des Benediktiners hatte die Faustine sich mit dem Kinde zwei Tage lang vor ihrem Manne in eine Kammer verschlossen. Er hatte einmal an die Tür gepocht und ihr zu öffnen befohlen, aber sie hatte in ihrem Trotze verharrt. Da ließ er sie gewähren und ging seiner Arbeit nach und stillte sein Verlangen nach dem Kleinen, indem er dem Wimmern und Weinen lauschte, das zuweilen durch die Wand drang. Erst am Morgen des dritten Tages ließ er seine Faust abermals wider das Türbrett der Kammer poltern und heischte Einlaß. Die Magd mochte bei der Hoferin hin und wieder gehen, dem Bauer blieb der Eintritt verwehrt. Der aber lehnte seine Schulter gegen das Holz und sprengte den Riegel. Gelassen, allen Trotz bemeisternd, trat er in das kleine einfenstrige Gemach. Sein erster Blick suchte das Kind. Es lag in seinem Korb und schlummerte. Eine Last fiel ihm von der Seele, als ob er gefürchtet hätte, das Kleine sei ihm verloren. Dann spähte er nach

der Faustine. Er fand sie in einer dunkeln Ecke des Gemachs auf einem Strohlager hockend.

Das weiße Gesicht und die nackten Arme der Hoferin leuchteten aus dem Dämmer. Sie hatten dem noch nahe bei der Tür zögernden Bauer das Weib verraten. Hastig trat er zu ihr. Sie erhob sich nicht. Er sah, daß sie, als ob ihr heiß sei, die Jacke sich vom Leibe gezerrt hatte. Hemd und Mieder deckten locker den Oberleib bis zum Hals; dieser war wie die Arme bloß. Die dunkeln zerzausten Haare hingen in das bleiche Gesicht. Die Augen flackerten zuweilen begehrlich auf, dann wieder sanken die Lider wie schläfrig darüber. Der Mund war leicht geöffnet und atmete keuchend. Abscheu und Schrecken stritten in dem Hofer.

Die Faustine kümmerte sich nicht um ihn. Erst als er sprach, sah sie ihn mit einem glasigen, unklaren Blicke an.

„Wer hat dir das gebracht?" zwang er mühsam die Frage heraus und wies auf Krug und Becher, die zu ihren Füßen lagen.

„Geht es dich an, du?" stammelte sie. „Wenn ich durstig bin, will ich trinken und frage dich nicht."

Es zuckte ihm in den Fäusten. Ein ungeheurer Haß kam über ihn. Er hätte sie würgen können. Aber von ungefähr stach ihm das Bett des Kindes in die Augen. Da verflog die sinnlose Wut. Er strich sich über die Stirn. Nach der Tür schreitend, rief er die Magd und hieß sie das Kleine wegnehmen. Krug und Becher hatte er mit einem Fußtritt in die jenseitige Ecke des Gemaches ge-

schleudert. Nun, da die Magd nach seinem Geheiß getan und die Stube verlassen hatte, riß er die Faustine empor. Der schmerzhafte Griff seiner Finger weckte sie. Sie suchte sich ihm zu entwinden, aber sie war wie ein Kind in seinen Armen. So zwang er sie, halb sie tragend, nach dem Wohngemach. Dort hieß er sie auf einen Stuhl sich setzen, doch sie schnellte empor und hielt sich am Tische. Als wüßte sie nicht, wie ihm begegnen, rang sie nach Worten.

Er stand an der Tür, jeden Unberufenen fernzuhalten. Endlich sagte er streng und doch voll zitternden Warnens:

„Weib, wohin soll das kommen? Du richtest uns alle zugrunde!"

Sie lachte leise und höhnisch.

„Wer ist denn schuld daran? Bist du besser als ich? Du läufst hinter einer andern! Kann mich einer schelten, wenn ich das auf meine Art vergesse?"

„Laß das faule Gerede," grollte er. „Du weißt, daß du lügst, wenn du mich anklagst."

Der höhnische Ausdruck ihres Gesichtes schwand nicht. Sie gewann allmählich wieder Gewalt über sich, und ihre Augen schimmerten streitlustig.

„Hast du dem Pater nicht gestanden, daß du dich meiner schämst?"

„Ja! Und es ist wahr, bei Gott!"

„Aber," reizte sie ihn, „du, der Richter — und hältst so viel auf deine Geradheit und deine Gutheit und schmähst dein Weib vor andern, statt ihr sich bessern zu helfen."

„Ich habe dir oft genug helfen wollen," wendete er nachdenklich ein.

Und weil sie seine Rede fast milde fand, änderte sich plötzlich wieder ihre Laune.

„Du hättest es ja gekonnt," winselte sie. „Ich wäre schon recht geworden mit der Zeit."

„Ja — du!" zweifelte er.

„Ja!" schrie sie ihn an. „Ja, dir hätte ich alles zuliebe getan. Aber du — du bist schlechter als ich. Warum hast du mich genommen und dabei eine andre im Herzen gehalten? Schau, wenn ich — schau — das zahle ich dir heim, du!"

Sie schüttelte die Faust gegen ihn. Er fühlte, wie sie sich ein Elend von der Seele schreien zu können glaubte, und er wußte, daß er an ihrer Last die Schuld trug. Ehrlichen Sinnes gedachte er sein Fehl gutzumachen. Er streckte ihr die Hand hin.

„Was geschehen und geredet ist," sagte er, „kann ich nicht mehr ungeschehen und ungeredet machen. Aber — wir müssen zusammen hausen, du und ich, und das Kind muß Vater und Mutter an uns haben. Komm, Faustine, laß uns das in Ehren sein! Wenn dich dein — Laster ankommen will, so will ich dir helfen und will an dir vor des Herrgotts Augen meine Pflicht mit gutem und redlichem Willen tun. Wenn du mich nicht mehr magst, so liegt dir doch das Kind am Herzen, und — dem zulieb — laß uns gut zusammen sein! Es wird noch gehen. Laß es uns versuchen!" Sie hatte zu Boden gestarrt und zugehört. Seine ausgestreckte Hand blieb unbeachtet. Langsam hob

sie den Blick und sah ihn versteckt und von der Seite an.

„Das Kind,“ sagte sie, „und dann wieder das Kind! Es muß Vater und Mutter haben. Es muß mir am Herzen liegen. Du — es kommt aber von dir, und du — liegst mir nicht mehr groß am Herzen! — Versuchen sollen wir es wieder zusammen? Ja — das müssen wir wohl — aber — wie es gehen wird, das wollen wir lieber nicht voraussagen, das wird schon anders kommen, als man es ausrechnen kann. — Also — deine Schlechtigkeit, die ist ausgeglichen, meinst? Und jetzt kann ein neues Leben angehen? Nun ja — leben muß einer ja, solang er nicht stirbt. Also, leben wir zwei halt! Nur wie, das muß sich noch weisen!“

Ihre sonderbaren Worte waren ihm unverständlich. Er sah, daß ihr nichts an der Versöhnung lag, aber er war fast frohen Mutes. Er meinte es gut und war gewiß, daß wieder Friede werden würde mit der Zeit. Darum drängte er sie nicht. Näher an sie tretend, sagte er:

„Ich habe dir ein Leid angetan, ohne daß ich es gewollt habe. Du hättest es nicht erraten, daß ich nicht mit dem Herzen habe dir anhangen können, als ich dich zu meinem Weibe gemacht habe. Der Kaplan hat ausgesprochen, was hätte verschwiegen bleiben sollen. Aber ist es nicht besser, wenn zwei Leute, die die Ehe zusammen halten, einander anhangen, weil eines des andern Bravheit erkennt, als wenn eine närrische Liebe sie zueinander zwingt? Und so können wir zwei immer noch werden Mann und Weib, in Ehren und mit treuem Sinn für-

einander! Verrede es derweilen noch nicht, Faustine! Versuchen wir es nur!"

Er hatte den Arm um sie geschlungen und ihr mit Gewalt den Kopf gehoben, daß sie ihn ansehen mußte. Sie biß die Zähne in die Unterlippe und schloß die Augen vor seinem Blick. Da verließ er sie, nicht im Groll, noch immer voll Hoffnung, daß alles wie vormals werde.

Wenige Tage schon belehrten ihn darüber, daß Faustine die ihr angetane Unbill nicht verwand. Das Weib schien mit sich selber zerfallen. Sie mied ihren Mann, wo sie konnte; wenn sie ihm aber begegnete, zeigte sie ihm Haß und Hohn. Das Kind liebkoste sie in der einen Stunde mit unsinniger Zärtlichkeit; in der nächsten weigerte sie ihm jede Sorge, als sei ihr das eigne Geschöpf verhaßt. Mehr denn früher, so daß die Schwäche zum herrischen Laster wurde, frönte das junge Weib dem Trunke; mit diebischer Schlauheit täuschte sie den Hofer und erschlich sich den Feuertrank. Wenn ihr vor sich selbst der Ekel kam, verfiel sie in selbstquälerische Frömmigkeit. Sie wand sich zu Füßen des beichtehörenden Benediktiners und flehte um schwere Strafe, und vor dem Altar rutschte sie die Knie wund. Letztlich hatten sie sie ohnmächtig aus der Kapelle Sankt Matthias heimgetragen. Sie hatte, sich zu kasteien, über Vermögen lang in dem kalten Gelaß auf scharfkantigem Holzstück gekniet. Die Zumbrunnbrüder hatten sie vor dem Altar liegend gefunden und sie tot vermeint. Aber sie erwachte zu Hause wieder. Die um sie waren, bekamen zu spüren, daß sie lebte.

In denselben Tagen lief ihr die Cille in den Weg. Und auf die hatte sie gepaßt. Die Dirne erschien ihr als die Giftmischerin, die den Trank, daran sie jetzt krankte, bereitet hatte.

Die Faustine war auf dem Weg zu dem nahen, seitwärts im Gestein stehenden Gaden. Ein warmer Morgen weckte erste zage Frühlingsstimmen. Das Sonnenlicht glitt gleichsam streichelnd über den Schnee und machte ihn lebendig. Da und dort löste sich eine Flocke von der weißen Decke und zerrann am Boden. Tausende schimmernder Tropfen einten sich zu kristallhellen Bächlein und suchten den lauten, stimmgewaltigen Bruder, den Alpbach, der, wachsender Kräfte sich bewußt, die letzten Eiskrusten von seinen Steinen riß und in Jagesprüngen zu Tal zu schießen begann. Manches der Wässerlein versank wohl und versickerte oder blieb als trübe Lache in einem Erdloch stehen; aber immer neue Quellen flossen. Das ganze Gelände schien rege. An den Geröllhalden reckte das Buschwerk die hageren, blattlosen Zweige; keine Last drückte sie mehr, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Vogel sich auf einen der kahlen Aeste schwang, sich wiegte, das Gefieder der Sonne bot und zaghaft, gleich wieder verstummend, zu einem Singen ansetzte.

Die Andermattdirne kam von der Waldhöhe gestiegen. Mit der hellen Frühe hatte sie sich hinaufgemacht. Nun war ihre Arbeit getan. Sie schleppte ein schweres Reisigbündel am Seil herab durch den Schnee. Ein schwaches Rot lag auf den Wangen. Das Kopftuch war ihr in den Nacken geglitten; sie ließ sich Gesicht und Scheitel von der Sonne

bescheinen und genoß die neue Wärme mit unbewußter Lust. Ihr Busen dehnte sich, die Arme schienen wie gestählt, eine große Schaffensfreude regte sich in ihr.

Als die Cille sich dem Hofe des Gallus, an dem ihr Pfad vorüberführte, genähert hatte, löste sie sich die Steighölzer von den nackten Füßen; denn der Weg war von da ab breit und zertreten. Aber den Kopf hebend, gewahrte sie den Gallus, der, zum Waldgang gerüstet, ihr entgegenkam. Sie löste die Rechte aus dem Seil und bot sie dem Bauern, der sie zu rauhem Druck faßte und fallen ließ. Dann sagte die Dirne, ihm ernsthaft ins Gesicht sehend:

„Unfreundliche Miene paßt schlecht in den ersten Taumorgen. Ich hätte dich kaum erkannt, als mir dein Zorngesicht vor Augen kam."

„Es hat mir noch keiner viel Lachen und Uebermut vom Gesichte lesen können," wich er aus.

Aber sie erwiderte mitleidig:

„Gib dir doch vor mir keine Mühe! Du hast Sorgen, Nachbaur!"

Sie erwartete, daß er sich seine Last vom Herzen rede. Es war allzeit klar zwischen ihnen gewesen, und die Dirne meinte nicht anders, als daß es ihm wohltue, wie sonst, von der Mühsal auf sie abzuwälzen. Obwohl sie für sich war und kaum den Fuß ins Dorf setzte, war ihr wohlbekannt, daß die Gegnerschaft des Benediktiners und seiner Anhänger dem Gallus zu denken und zu schaffen gab. Auch daß der Unfriede sich bis in seine Hütte geschlichen, war ihr nicht fremd. Und sie war bereit, ihn zur Geduld zu mahnen.

Der Hofer wollte sprechen. Da ließ ihn ein kreischendes Rufen die Worte unterdrücken.

Die Faustine stand drüben am Gaden und schwang die Fäuste gegen die beieinander Stehenden. Ihr Haar hatte sich gelöst; sie mochte, als sie mit zorniger Gebärde das Kopftuch zurechtgerissen, die Strähne entknotet haben. Ihre Augen leuchteten irr.

„Schamlose!“ schrie sie hinüber. „Am hellen Tag kommt ihr nicht los voneinander. — Lauf, Buhldirne, daß ich dir die Augen nicht auskratze! Was tust du auf dem Hof? Weg, sage ich — oder —“

Außer sich eilte sie durch die Steine hinauf zu jenen. Sie schmähte und lästerte und warf sich wie eine Wildkatze der sich starr aufrichtenden Dirne entgegen.

„Hast du keine Scham? Der hat Weib und Kind. Und du ziehst ihn ein! Pfui über dich, Metze!“

Der Hofer schnitt ihr die scheltende Rede ab. Er war jäh zwischen die beiden Weiber getreten. Ein wilder Zorn leuchtete in seinem Gesicht. Mit rauhem Griff umspannte er die Handgelenke der Faustine und zwang sie selbst zur Seite.

„Schweig — oder — es möchte dich gereuen, daß du mehr redest!“ knirschte er.

Und sie erschrak vor dem Ausdruck seines Gesichts und taumelte rückwärts. Da wendete er sich zu der Dirne.

„Geh heim,“ sagte er finster. „Du magst ihr verzeihen. Sie ist von Sinnen gewesen.“

Die Cille stand noch immer starr und mit großen

Augen. Das letzte Blut war aus ihrem Gesicht gewichen. Ganz ruhig sagte sie endlich:

„Du magst — freilich — Sorge haben, Hofer-Gallus."

Und nach der seltsamen Rede zog sie das Seil ihrer Last an sich und stieg abwärts. Als sie gegangen war, führte der Hofer sein keuchendes Weib, das ihm halb ohnmächtig am Arme hing, hinab zur Hütte.

Von der Zeit an wurde die Andermattdirne fast zur Einsiedlerin. Sie mied den Hofer-Gallus wie die böse Pest. Die Augen waren ihr aufgegangen von dem, was die Faustine gesagt hatte, und über vieles andre, das nicht gesagt worden war.

Elftes Kapitel

In der Behaimhütte hatte die lähmende Sorge Wohnung genommen. Das kranke Weib sah sie Tag für Tag des schleichenden Winters bei sich zu Gaste. Wenn es zur Dämmerzeit müßig und erschöpft sich auf sein Lager warf, stand der Schatten an seinem Lager und raunte trübe Geschichten zu der Siechen Erbauung. „Auf dich hat der langsame Tod seine Hand gelegt," lernte da die Behaimin. „Er will an dir sein Kunstwerk vollbringen. Der Leib soll absterben Glied für Glied und doch die Lebensflamme nicht erlöschen können. Herz und Hirn läßt er dir gesund bis zuletzt, daß du selber die Tage berechnen lernst, wann das Siechtum den Sitz des Lebens erreichen mag. Fühlst du die Wunde im Nacken wachsen? Andre mögen aufbrechen, ehe diese sich schließt. Ein Menschenrücken vermag viele Beulen zu tragen."

Wenn die Gunde der Zukunft und ihrer Schrecken dachte, dann faßte ein Schwindel die Starke. Sie schlug die Hände vor die Augen, stöhnte auf und fragte im stillen: „Barmherziger des Himmels, wäre es möglich, daß, was mich im bösen Traum heimsucht, wahr werden könnte?"

Dem Erni verschwieg sie die heimliche, wahnsinnige Angst. Die beiden täuschten einander und übten eine Verstellung, die ihren Naturen zuwider war und weh tat, doch ihnen die Liebe eingab.

Ihre tägliche Rede blieb: Der Herr im Himmel schickt wieder bessere Zeiten! Und beide verzagten doch am guten Ende. Und dieselbe Furcht und Unrast peinigte beide. Der Erni kauerte tagelang grübelnd in seiner Kammer oder suchte den Martinus auf, daß er mit ihm berate, oder lief stunden- und tageweit zu Tal, alles das, damit er ein Heilkraut finde, der Mutter zu helfen. Alsdann kam er von Zeit zu Zeit mit hellem Antlitz und brachte eine Pflanze, eine Wurzel oder einen Saft und jubelte: „Jetzt wird es gut, Mutter!" Im stillen flackerte ihm kaum noch zuweilen die Hoffnung auf, daß er zu helfen vermöge. — So auch das Weib. Sie tat nach des Burschen Geheiß, als wäre er der Welt größter Heilkundiger und Helfer — vielleicht war er es, wenn die Liebe die machtvollste Helferin ist —, aber auch die Behaimin verzagte, daß der Bursche ein Mittel gegen ihr Siechtum finde.

So gingen die grauen, nebelschweren und die glanzgesegneten und die sturmtollen Wintertage. Die Sorge hockte fest am Behaimherde. Aber das Weib und der Bursche hatten doch eine Waffe dawider. Das Bewußtsein, daß eines des andern Nähe noch genoß, daß eines dem andern noch lebte, das war ihre Helle und ihre Zufriedenheit. Diese Gegenwart ließ sie zuweilen der unsicheren Zukunft vergessen.

Manchmal suchte Martinus sie heim. Die Behaimin vermochte nicht mehr zur Kapelle zu gehen, wo der Benediktiner predigte und mit seiner Worte Gewalt auch den Grübler, den Erni, halb gefangen genommen hatte, so daß eine scheue Ehrfurcht vor dem strengen Mönche den Gesellen erfüllte. Darum

kam Martinus, mit dem Weibe zu beten, das dem neuen Kaplan nicht günstig gesinnt war. Der Weißhaarige, der erkannte, vor welch furchtbarer Leidensfrist die Kranke stand, hatte ein großes Mitleid für dieselbe und spendete allen Trost, den er zu geben wußte.

Die Nähe eines ehrwürdigen Alten ist wohltuend; eine große Ruhe liegt im Winter, auch im Winter der Menschen. So war es der Behaimin, wenn Martinus ihr Gemach betrat, als trete der Friede zu ihr, und sie mochte neben ihrem Burschen keinen lieber an ihrem Lager oder neben ihrem Stuhle sitzen sehen. Die Sieche und der Greis sprachen nicht von Genesung und besseren Tagen. Sie waren sich beide wie vom Schicksal Gezeichnete, die den Rufer vor der Türe wissen. Sie sprachen von dem Tod, der ein Erlöser ist.

„Sterbet Ihr gerne?" verlangte die Behaimin zu einer der Stunden zu wissen.

Und Martinus hob das gebeugte Haupt, strich langsam das Silbergelock aus der Stirne und sah sie aus zufriedenen Augen an.

„Warum nicht?" sagte er. „Ich bin doch lange bereit. Wenn es mich zur Stunde träfe — ich kann nur die Hände falten und das ‚Amen' sagen, es ist nichts zu tun noch zu denken geblieben."

Dabei fanden sich seine dürren Finger auf seinen Knien. Die Lider fielen ihm über die Augen. Sein Haupt neigte sich auf die Brust. Das war gleich einem Entschlafen und währte eine lange Weile. Und derweilen starrte die Behaimin auf den Gebeugten, zu scheu, um seine Ruhe zu stören, und

doch halb ungewiß, ob er nicht just aus dem Leben gegangen sei. Es kam ihr dabei zum Bewußtsein, welch ein Segen um ein solches „Bereitsein" sei, und etwas von der Seelenstille des Martinus ging auf sie über. Dann, als der Kaplan aus seiner Versunkenheit oder Schwäche erwachte, verlangte sie Beichte zu sagen und redete sich das Herz von viel Unrast frei. Und für Tage lang verschonten sie die Schreckbilder, die ihr sonst die Angst malte.

Dann kam der Benediktiner. Der Pflichteifrige mied die Hütte nicht, wo er eine Sieche wußte. Mehr denn einmal hatte er die arme Behausung der Behaimin betreten. Diese empfing ihn mit Neugier und Staunen. Dann, als der Mönch ihr ohne Schonung zu wissen tat, daß kaum etwas andres denn der Tod ihr zu hoffen bleibe, und da er von den Schrecken des ewigen Gerichts zu reden anhob und mit seinem Dräuen sie mehr erzürnte und verwirrte als demütigte, lehnte sie sich wider ihn auf und hieß ihn fernbleiben. Der Eiferer stritt mit allen Waffen seiner Begeisterung und Ueberzeugtheit wider das einfache Weib und fand so flammende Worte, daß er dem grübelnden Erni, der ihnen lauschte, einen Zweifel in die Seele legte, ob nicht demütigere Buße der Mutter vonnöten und ein besserer Weg auch zu ihres Leibes Gesundheit sein möchte. Die Behaimin jedoch blieb kalt und hieß zum andernmal den Pater gehen. Insgeheim freilich blieb eine Qual auch in ihr, denn sie sann wohl seinen Worten nach, die keinen noch so zagen Trost enthalten hatten. Ihr Gemüt verdüsterte sich

ob solchem Sinnen und vergaß des Guten, das Martinus verheißen hatte.

So härtet ein Priester die Herzen seiner Hörer, wenn er nicht mit der Strenge die Barmherzigkeit zu paaren weiß. Die Rede eines Seelsorgers mag dräuen und schmälen, aber die Verzeihung muß in seinen Blicken stehen, und seine Hand muß mild und versöhnlich sein wie die einer Mutter. Ambrosius hatte keine Milde.

Zur Zeit, da die Sonne an Kraft gewann, das Zirpen der Vögel von den Hängen erscholl und die Hütte der Siechen noch erreichte, wollte ein Schimmer auch diese durchleuchten. Der Leib des Weibes erstarkte, die Wunden und Beulen verheilten. Der Erni hatte das Wunder vollbracht. Aus allerlei Heilmitteln, die er an der Mutter erprobt und unwirksam oder doch nur lindernd befunden hatte, gewann er eine Salbe von, wie er wußte, starker, zuerst ihn fast ängstigender Wirkung. Tage und Wochen hatte er fieberhaft erregt an dem Rätsel gesonnen, dann hatte er den Martinus aufgesucht und ihm in Hoffen und Zweifeln von dem gesprochen, was er gefunden zu haben vermeinte. Der Alte hatte ihm reglos gelauscht, unter den weißen Brauen hervor einen staunenden Blick auf den Gesellen geworfen und endlich seine Hand in seine beiden genommen und etwas gesagt, das dem Erni unverständlich war.

„Deine Mutter ist ein reiches Weib!“

Und alsdann hatte er ihm nicht widerraten, sein Mittel zu erproben.

Noch desselben Tages hatte die Behaimin ihres

Buben Geheiß getan und auf ihre Wunden die Heilsalbe gelegt und war daran in Wochen fast genesen. Mit dem Frühling, der in die Hänge stieg, alles Erdreich befreiend, grünen Sammet hinbreitend über die Talgelände und Goldfeuer fachend auf den Steintürmen, kam es auch wie eine Erlösung über die Behaimin und den Erni. Sie sahen einander an jedem Morgen mit hellen Augen an und lasen ein jedes aus des andern Blicken die Gewißheit, daß das Siechtum und die Sorge besiegt seien. Und danach ging der Erni leichten Herzens und mit dem Singsang des Uebermütigen an sein Tagewerk, zu dem er sich bei dem Hofer verdungen. Wenn er durch die Gasse schritt, lag auf seinem Gesicht ein Ausdruck, der fast wie Verklärtheit war. Die Bauern gafften in das knabenhafte Jünglingsantlitz und fühlten dem Blondkopf sich zugetan, wie man einem Freudigen nicht gram sein kann, wo immer er einem nahetritt. Des Gesellen Gestalt reckte sich mächtig und baumhaft; die Dirnen spähten nach seinen Zügen, und das Ebenmaß der Glieder stach den Neugierigen in die Augen. Der Hofer aber hatte einen eisenstarken und des Schaffens nie müden Knecht an ihm.

Während der Erni im Gallushofe war, waltete die Behaimin ihres ihr ungewohnt gewordenen Amtes am Herdfeuer, in Hütte und Gaden. Sie schien an der Arbeit noch zu erstarken. Die Genesende schritt aufrechten Ganges hin und wieder. Nur das Gesicht blieb hager und farblos und faltig; der Stift des Siechtums hatte zu tiefe Furchen hineingegraben. Dennoch wäre alles gut

gewesen, so daß Mutter und Sohn ihr eignes Glück bestaunten.

Eines Tages kam der Erni zu früherer Stunde denn sonst zur Hütte. Ein schwerer Regen hatte die Arbeit auf dem Hofe behindert und frühes Feiern geboten. Die Schauer hatten den Gesellen durchnäßt, ehe er die schützende Hütte erreichte; feucht quoll es ihm aus den Locken in Stirn und Wangen. Vom raschen Lauf noch keuchend, blieb er unter der Türe stehen und blickte in das Geriesel der Tropfen und nach den wirbelnden Nebeln, die, in wilder Jagd an den Lehnen dahinfahrend, sich westwärts gegen die Gletscher wälzten. Die grauen, hastenden Schwaden verdunkelten das Tal; ein frostiger Windzug zerriß sie zuweilen, dann war an den Höhen ein Flockenstieben zu sehen, als käme der Winter zurück. Der Erni lehnte eine ganze Weile rastend am Pfosten der Türe. Er war in ein traumhaftes Sinnen verfallen, daraus ihn plötzlich der Gedanke schreckte, daß kein Laut sich im Hause rege, wo ihn seit Tagen das Hantieren der arbeitsfrohen Mutter gegrüßt hatte. Hastig warf er die Holzschuhe von den Füßen und betrat die Stube. Sein Schritt war so leise wie früher, da er ihn um der Siechen willen gedämpft hatte. Die Tür aber hatte in ihren Angeln geknarrt und der Behaimin sein Kommen verraten. Dennoch hatte sein rasches Auge gesehen, wie die Mutter die Arme mit gefalteten Händen weit vor über den Tisch gelegt und wie ihre gesenkte Stirn die harte Holzplatte berührt hatte, so, als hätte sie sich in Verzweiflung niedergeworfen und an dem Gerät einen Halt

gefunden. Wohl stand sie nun scheinbar gefaßt und gleichgültig, die Hand noch leicht auf den Tisch gestützt, und fragte mit fast sicherer Stimme:

„Bist du schon zurück?"

Ihre Lippen nur zitterten noch, und ihre Mundwinkel zuckten wie in Verbitterung.

„Was ist Euch, Mutter?" drängte sich der Erni an sie. „Ihr habt — es ist Euch ein Leid geschehen. Ihr habt geweint oder doch Euch gesorgt. Ich will wissen, was an Euch gekommen ist."

„Törichter Bub," versuchte sie zu lächeln, „was sollte mir fehlen? Du bist ängstlich wie eine Dirne. — Ich ..."

Sie stockte, und ihre Augen richteten sich groß auf den Jungen, dessen Gesicht sich verdüsterte und die Furcht verriet, die ihn peinigte. Mit plötzlich sich änderndem Ton und, als ob sie nur gezwungen beichte, sagte die Gunde:

„Nein doch! Es nutzt ja nichts, es zu leugnen. Deine Augen sind scharf. — Und du mußt es wissen — früher oder später —, der — Fortunat Behaim ist zu Uri!"

Sie hatte sagen wollen „der Vater", aber das Wort wollte sich ihr im Munde nicht formen. Der Schamlose verdiente den Namen nicht.

„Der Vater?" fragte jetzt erstaunt der Erni.

Die Gunde nickte. Alsdann erzählte sie:

„Die Trud hat es zu Geschenen vernommen, dahin der Zumbrunn sie am heutigen Tage, ein Geheiß zu tun, gesandt hatte. In der Lammherberge, dahin sie Botschaft zu tragen hatte, saß eine Rotte Söldner, die sich stritten und eifrig Hin- und Wider-

rede führten. Die Dirne, die in der Schenkstube wartete, hörte, daß die Männer zur Stunde anherzogen und auf dem Wege zum Gotthard und nach Mailand wären. Da sie zu vielen Malen denselben Namen, der ihr bekannt war, nannten, wurde sie aufmerksamer und horchte näher hin. Der Name Behaim klang über die Tische, und die Trud erfuhr, daß der so hieß zu Altdorf verblieben sei und den andern das Geleit geweigert hatte. Des ferneren vermochte sie zu erlauschen, daß der Behaim sich Fortunat nannte und zu Uri Heimrecht habe. Es wäre viel Lachen und Reden gewesen über selben, daraus ersichtlich, daß er der Rotte Leiter in Abenteuer und schlimmer Fahrt gewesen, und daß sie in ihm ihren Meister mißten. Die Dirne vermeint, daß dieser Behaim darum wohl ein wilder und unguter Gast sein müsse, da noch kein zügelloser Volk denn jene Rotte ihr unter die Augen gekommen. Und wundernd, ob der Geselle unsrer Sippe sei, kam die Trud zu mir, zu fragen und Botschaft zu geben."

Der Erni faltete die Stirn, die sich zornrot färbte.

„Der Vater! — Er ist es — wer könnte es sonst sein? So habe ich ihn mir gedacht!" murmelte er in sich hinein. Hierauf fragte er:

„Ihr grämt Euch, Mutter? Er möchte kommen, meint Ihr?"

„Gewiß wird er kommen," sagte die Behaimin kalt.

„Und was will er von Euch? — Redet, und ich verwehre ihm die Hütte!"

Der Erni ballte die Fäuste und stand wie zum Streit. Auch die Gunde hob den Kopf, als gelte

es schon jetzt, einem Feinde zu wehren. Es schien sich etwas in ihr aufzubäumen wider den bloßen Gedanken, daß der einstige Genosse ihre Hütte betrete. Ihre Augen schimmerten in mühsam gedämmter Zornesglut, ein Zucken war um Nasenflügel und Lippen. Ungesprochene, schwer geduldete Schmach redete aus ihrer Haltung. Endlich brachte sie mühsam heraus:

„Er sollte dir zunächst stehen! Und ich kann dir nicht sagen, daß du dich auf ihn freuen sollst. Wenn er kommt, nimm dich zusammen, Bub! Dein Vater — nun — er hat uns verjagt — uns zwei — und du wirst ihm das kaum vergessen! Aber — es möchte dich besser dünken, verjagt zu sein, denn in seiner Nähe bleiben zu müssen. — Verzeihe mir der Himmel die sündigen Worte! Ich will, daß du vorbereitet bist. Er ist ein roher Geselle, und — ich will keinen Streit zwischen euch. Hörst du? Versprich mir — keinen Streit! Die Blutsbande lassen sich nicht leugnen noch lösen, darum soll Friede zwischen euch bleiben. Gib mir die Hand, daß du fügsam sein willst und ihn erträgst, solange er hier verweilt!"

Der Erni nahm ihre ausgestreckte Hand nicht. Eine Spannung kam in sein Gesicht.

„Ich verspreche nichts! — Ihr wißt mehr von dem Vater. Daß er uns verstoßen hat, auf der Straße zu verkommen, ist nicht seine ganze Schuld. Er hat an Euch mehr gefrevelt. Euer Gesicht verrät es. Sagt mir alles! Ich will alles wissen, und — bei Gott ..."

Die Drohung blieb ungesprochen. Die scharfe Stimme der Gunde hatte sie abgeschnitten.

„Still! Seit wann fragst du nach dem, was ich nicht sagen will? Und seit wann weigerst du mir den Gehorsam? — Bist du nicht besser denn die andern, denen die Mutter nichts mehr gilt, kaum daß sie Männer geworden sind?"

Der Junge starrte unentschlossen zu Boden.

Da sprach die Gunde weich und leise: „So bitte ich dich, Bub, halte Frieden, wenn er kommt! Du magst mir doch vertrauen, daß ich alles zum Guten meine."

Ihr Ton war fremd und ging ihm zu Herzen. Widerwillig und zögernd hob er die Hand. Endlich umschloß er die Finger der Behaimin mit festem Drucke. Aber, als grollte er ihr, daß sie ihm das Versprechen abgezwungen hatte, schwieg er und schritt gegen die Nebenkammer.

Die Gunde sah ihm nach. Ihre Augen schimmerten feucht.

„Erni!" rief sie plötzlich. Das starke Weib zitterte.

Jener schaute sich um, und da er die Mutter wanken sah, trat er zurück in die Stube. Doch schon hatte sie ihre Ruhe wiedergewonnen.

„Es ist — noch nicht — alles gebeichtet," sagte sie stockend. „Aengstige dich nicht! Es mag wieder besser werden, aber . . ."

Er unterbrach sie in atemloser Erwartung und Angst:

„Mutter — Ihr seid kränker? — Die Wunden?"

„Die erste — brach gestern auf — heute — ist noch eine geschlossen."

Ein Aechzen entfuhr dem Gesellen. Er wollte reden, aber die Lippen bebten, und ein wildes

Schluchzen wogte aus seiner Brust empor und wollte laut werden. Er verbiß es. Aber den Tropfen, die ihm den Blick verschleierten, vermochte er nicht zu wehren. Er legte die Hand über die Augen.

Als sie sein bitteres Leid sah, ermannte sich die Gunde.

„Dein Mittel — die Heilsalbe! — Ich lege sie wieder auf. Alles kann noch gut werden!"

Sie tröstete und glaubte nicht an den Trost, den sie bot.

„Die Wirkung hat versagt! Es ist alles nutzlos," sagte der Erni in dumpfer Verzweiflung.

Da fühlte er den Arm der Mutter um seinen Hals. Das Weib hatte Mut und Ergebung zurückgewonnen.

„Was kann andres kommen als der Tod?" sagte sie fest. „Du wirst mir helfen, ihn zu erwarten, Bub! — Und wenn er mich genommen hat, wird eine andre dich trösten."

„Redet nicht so," fuhr er auf. „Ihr dürft nicht sterben! Wenn eine Barmherzigkeit ist und ein Gott, kann er Euch nicht sterben lassen."

Er begann in großen Schritten die Stube zu messen und zu sinnen, was getan werden möge. Dann setzte er sich an den Tisch, daran die Behaimin sich niedergelassen hatte. Sie berieten lange zusammen.

Dieselbe Nacht sah den Erni ruhelos. Er zermarterte sich den Kopf und betete und wanderte in seiner engen Kammer. Die Behaimin schlief. Sie hatte alle Zagheit verwunden.

Zwölftes Kapitel

Das Blau des Himmels war wie von Silberduft überhaucht. An den Bergspitzen hingen weiße Wolken. Der Sonnenglanz durchleuchtete einige derselben, daß sie dünnen Schneegeweben glichen; andre, dunklere trugen goldene Säume. Zuweilen löste sich eine der Schimmerwolken von ihrem Felsenturme und segelte unendlich langsam und majestätisch an den Blaugründen nordwärts.

Das sind die Geisterschiffe, die lautlos gleitenden, von ewigen Sonnen umflammten, welche die Seelen der Erlösten zu den Himmeln tragen! So ging vor Zeiten eine Sage in den Hütten, da noch Wunder und Zeichen not taten, dem Christentum Einlaß zu schaffen.

Ein Strahl der westwärts sich neigenden Sonne streifte noch das Kreuz auf der Bielhöhe und machte die vergüldete Dornenkrone flirren, die das Haupt des neuen Christusbildes trug, das der neue „Herr" zu Geschenen und Abfrutt den Gemeinen — mit deren Gelde — gestiftet hatte. Derselbe Strahl flammte auf den sich senkenden Pfad und zerstob wie in Funken an schimmerndem Metall.

Gewaffen blitzte. Eine Sturmhaube tauchte auf, und es folgte Haupt und Gestalt eines Mannes, der die Höhe erklomm, rastend den schweren Stab, darauf er sich gestützt hatte, weglegte und sich selber an den Kreuzfelsen lehnte. Er nahm die Haube

vom Haupte, das von einer Mähne graublonden Haares wild und überüppig umwallt war, und strich sich mit narbenzerrissener, eisenbrauner Hand über Stirn und Scheitel. Er war von hohem Wuchs und mit Gliedern gerüstet, wie sie zu blutigem Streit und unmenschlichen Mühen denen, die das Kriegshandwerk erwählt haben, wohl zugute kommen. Sein Gewand war ein Fetzenkleid, wie es schlimmer und abenteuerlicher kein fahrendes Volk trug. Hose und Wams aus zerschabtem, brüchigem Leder, zerrissenes Strumpfwerk, zertretene, fast von den Füßen sich lösende Schuhe. Der Geselle weckte kaum Vertrauen, obwohl ein fast kostbares Wehrgehäng, in dem das breite Söldnerschwert steckte, sich ihm um die Hüften schlang. Das Gesicht des Staubbedeckten, der einen weiten Weg hinter sich haben mochte, hatte einen mürrischen Ausdruck. Der Geselle hatte des ihn umglimmenden Goldscheins nicht acht noch des heiligen Bildes, das auf ihn herniedersah. Ein struppiger Bart fiel ihm blond und lang auf die Brust; der Schnurrbart verdeckte den Mund. Die Nase und die Wölbung der Brauen waren von edler Zeichnung, auch die Stirn hätte ein wohlgefälligeres Antlitz nicht verunstaltet. Dennoch war in den Zügen nur die Spur des Schlimmen — keine Linie, die anzog —, sie trugen den Stempel regellosen, durch Sitte und Zwang nie gehemmten Wandels. Die fast kupferdunkle Haut war da und dort gedunsen. Aus tiefen Höhlen blickten kleine, entzündete, triefende Augen. Narben und Male brannten rot auf Stirn und Wangen des Verwilderten.

Eine kurze Weile rastete der Geselle. Der Pfad war leer, kein Mensch dem Bergansteigenden begegnet, und keiner störte sein Verweilen.

„Eine gott- und leuteverlassene Wüstenei," murrte der Einsame in sich hinein. Alsdann ergriff er die Haube mit der Rechten und drückte sie tief in die Stirne. Dabei hatte er ungeschickt und schwerfällig den linken Arm gegen das Haupt erhoben, doch nur um den hilflosen sinken zu lassen. Ein lumpenumwundener Handstumpf schaute aus dem Aermel seines Wamses. Das Glied war des Fechters letzter Kriegszoll gewesen.

Aufs neue anschreitend durchmaß der Fremde den Bielwald. Die Tannenfinsternis schien ihm fast wohler zu behagen als das Wegleuchten der Sonne. Sein Gesicht hellte sich und trug ein breites Lachen, als jenseits des Waldes die Hänge von Abfrutt sichtbar wurden. Langsam und lässig, kaum nach dem Ziel verlangend, strich er aus dem letzten Buschwerk und unter der Matthütte hin. Er spähte nach einem, der ihm den Weg weise. Um die erste Hütte war es still, kein Mensch war sichtbar. Aber im Weiterschlendern traf der Fremde auf einen jungen Hirten, der, barfuß und barhaupt, eine Melktanse auf dem Rücken, einen der Hänge zu erklimmen sich anschickte.

„Hallo, Bub! Bin ich doch froh, eine lebendige Seele zu spüren," lachte der Söldner. „Fast hätte ich gemeint, in ein ausgestorbenes Dorf zu kommen! He, Bub, wer lebt noch außer dir? Ist hier am Ort eine, die sie die Behaim-Gunde heißen?"

Der junge Aelpler blieb am Hange stehen und

schaute halb scheu, halb trotzig auf den Fragenden. Da er nicht Bescheid gab, fuhr dieser ihn rauh an.

„Kennst du das Weib nicht? Oder willst du sie nicht kennen? Sie muß wohl einen Buben haben, der in deinen Jahren steht, wenn — er überhaupt noch steht und nicht da unten irgendwo — modert!“

„Die Behaimin kenne ich,“ bequemte sich der Hirt zum Reden. „Und der Erni lebt noch wohl. Den Weg zu ihnen mögt Ihr selber suchen; Ihr seid keine Tagfahrt mehr von der Hütte.“

Nach diesen Worten stieg der Bursche den Hang hinan, sorglich zurückspähend, ob nicht den Fremden die Spottrede zu ahnden gelüste. Aber es scholl nur ein Fluch hinter ihm her. Der Graubärtige schritt des Weges dahin, sicher wie einer, der die Straße kennt und sein Ziel weiß.

Seit Jahren und Jahren war an den Hütten zu Abfrutt kaum Stein und Balken gerückt worden. Ein nach langer Frist Heimkehrender mochte leicht seine Stätte wieder erkennen. Der Zerlumpte fand die Behausung, die vor langer Zeit sein gewesen war, ihm gelassen von Vater und Mutter — leere vier Wände, ein Dach, darunter zu hungern.

Ein Bild stieg vor dem zwischen den Hütten Schreitenden auf. Während neugierige Blicke ihm folgten und einmal ein Bauer, den die Neugier quälte, ihn anrief, hafteten seine Augen am Boden, als stände das Bild der Vergangenheit, die ihm vorschwebte, auf die lehmige Erde gezeichnet.

Eine niedere Hütte, rauchschwarze Wände, ein höhlenfinsteres Gelaß! Auf den Dielen zwei Lager aus Farnlaub und in den Blättern zwei Schläfer,

die so reglos schlafen, daß das trockene, raschelnde Laub nicht ein einziges Mal knistert. Ein brennender Kienspan zu Häupten, einer zu Füßen! Rote Flammenblitze zucken über zwei fahle, verzerrte Gesichter. Der Tod hat Mann und Weib in derselben Stunde erschlagen. Sie haben sie aus dem Walde hereingetragen in ihre Hausung. Die Mörderin, die Tanne, die im Sturze diejenigen traf, die sie mit Beilen schlugen und mit Stricken zerrten, wird die Kistenbretter hergeben müssen, darein sie die Körper legen. Eine schwere Stille ist in dem engen Gelaß; zuweilen nur knirscht einer der Späne und spritzt ein paar Funken zu Boden.

Stiller noch als das Holz und die Flammen, so still wie die beiden Gefällten, die alles Reden und Regen vergessen haben, ist der junge Mensch in der Ecke, wo die Stube am düstersten ist. Der Bub — er hat fünfzehn Jahre Zeit gehabt, zu lernen, daß die Gestorbenen es gut mit ihm meinten und an ihm redlich Elternpflicht geübt haben — reißt die schreckhaften Augen auf und starrt aus dem Dunkeln auf die Feuer und die zwei Leiber. In ihm ist alles fast so tot wie die. Er hat noch nicht einmal verstanden, was eigentlich geworden ist. Jetzt schüttelt ihn ein Schauer, und in seinem Kopf dämmert langsam die Erkenntnis auf. Er ist der Fortunat — und Fortunat, hat einmal die Mutter gesagt, ist ein glückbringender Name. Die ihn so geheißen haben, sind von allem, was er gesehen hat — das ist freilich wenig gewesen — das allerbeste gewesen. Jetzt sind sie tot, und jetzt ist ihm erst, daß er nicht ohne sie leben könne. Sie sind immer um

ihn gewesen, er hat es hingenommen und gedacht, daß es gut sei. Und noch am Morgen ist er mit ihnen zu Wald gegangen, und sie haben gescherzt mit ihm und ihm vom Zehrbrot das schönste Stück gebrochen, und über den blonden Haarwulst hat ihm die Mutter noch gestrichen, wie sie am Hange gesessen haben. Also hat sich zuweilen eine ihm wohltuende Zärtlichkeit des rauhen Weibes verraten; darum ist ihm die Gebärde zu Sinn verblieben. Unter Reden und Lachen sind sie wiederum an die Arbeit gegangen, da das Brot verzehrt war, und dann — vor seinen eignen Augen hat der Stamm über sie hingeschlagen; ein Ast hat ihm selber die Wange getroffen, daß ihm gewesen ist, als sause ihm eine Peitschenschnur ins Gesicht. Als er wiederum hat sehen können in Geäst und Erdstaub, da hat er die zwei Toten geschaut. — Welch ein glückbringender Name Fortunat ist! — Jetzt liegen sie dort, stehen nie mehr auf, und — er hat sie doch gern gehabt. Das Elend packt ihn und die Verzweiflung. Schon ist es Nacht draußen, aber er weiß nicht, was ihn treibt. Er springt auf, die Angst jagt ihn und das Leid — wohin weiß er nicht. So ist er in sein verfehltes Leben hineingerannt!

Der Söldner hatte wie im Traum die Kapelle erreicht. Er war so versunken in sein Sinnen, daß er auf einmal selbst das Weiterschreiten vergaß. Er blieb an der rohen Mauer der Gotteshütte stehen und sah das Bild der Vergangenheit zu Ende. Keine Reue war in ihm, und keine Weichheit regte sich ob dem Auftauchen der Gestalten derer, die ihm einmal lieb gewesen waren. Es gibt Naturen, die

ein Schmerz härtet wie die Flamme das Eisen. Fortunat, der Söldner, erinnerte sich jeder Regung jener trübseligen Stunde, aber er hätte lachen können darum, daß er einmal so schwer gelitten hatte. Und keiner der Sturmtage, die er in der Fremde gelebt hatte, war ihm zur Last. Er sagte sich selbst, daß durch seine Schuld wenige gute darunter gewesen, und blickte gleichgültig und reuelos auf sie zurück. Also wird mancher mit Willen zum Verbrecher, weil er mit einem Schlage alles Erdenglück verliert und sich in Trotz oder Faulheit die Mühe nicht nehmen mag, ein neues zu suchen. —

Als der Fortunat Behaim beim Eintritt in das Heimdorf den lang vergangenen Tag, an welchem er von ihm geschieden, in der Erinnerung noch einmal durchlebt hatte, besann er sich langsam, daß er an der Kapellenmauer lehnte. Er warf einen scheuen Blick um sich. Es war ihm keiner gefolgt, und an der Hütte des Kaplans, die gegenüberstand, war die Tür verschlossen. Der Alte mochte lange gestorben sein, und vielleicht war kein neuer anhergezogen!

Der Fortunat hob den Kopf und spähte nach der Hütte, die auf der Westseite der Kapelle lag. Er tat ein paar schleichende Schritte gegen dieselbe. Alles noch wie sonst! Vielleicht, daß die Bretter und Balken und die Dachsteine noch grauer geworden! Aber auch die Menschen bleichen dem Zerfall entgegen; weswegen nicht das Haus! — Da also wohnte das Weib, die Gunde? Zu Altdorf hatte er sie erfragt. Mehr, als daß sie hinterm Bielwald hause, hatten sie dort nicht gewußt.

Und zu Geschenen hatte er nicht gerastet; er war an den Lehnen entlang bis hinter das Dorf gestiegen. Die Kumpane mochten dort noch liegen, und er wollte ihnen nicht in die Hände fallen. Er war ihrer überdrüssig. Der Schwerthieb, der ihm die Hand vom Arm schlug, hatte auch das Band zwischen ihm und den noch Streitbaren zerhauen. Der Neid fraß ihn in ihrer Nähe. Darum lief er ihnen davon.

Mit einem Ruck sich aufreckend, umging der Söldner in ein paar letzten hastigen Schritten die Behaimhütte und gewann die Türe. Er entledigte sich des Stabes, lockerte die Eisenhaube und rückte am Wehrgehänge, so daß das breite Schwert einmal mit leisem Klirren gegen ein Flurbrett schlug. Dann tastete er sich durch den kurzen, finsteren Gang. Sein Tasten war laut und bärenhaft. Ehe er das Türbrett erreichte, riß eine feste Hand es von innen auf. Die Behaimin stand, auf einen Stock gestützt und nicht so aufrecht wie in den alten Tagen, im Rahmen der Türe.

„Ich habe dich erwartet," sagte sie frostig und gefaßt und bot ihm keinen andern Gruß. Sie hinkte zum Tische hinüber und harrte, daß er nähertrete. Die Helle einer Fensterluke fiel auf ihre Gestalt. Rauhes Gewand, Rock und Zwilchjacke, hüllte ihre Glieder. Der Fortunat maß ihren abgezehrten Leib, dann tat er einen fast furchtsamen Blick in das zerfallene Gesicht und staunte. Das Weib war einst schön gewesen; es war dieselbe nicht! Und doch — wer hätte sie sein können?

„Du bist nicht schöner noch jünger geworden,"

sagte er heiser, herantretend und sich auf einen Stuhl werfend. Klirrend flog die gelöste Haube zu Boden, und das Schwert schlug mit Gepolter neben sie hin.

Die Gunde stand noch immer.

„Ich kann dir die Rede zurückgeben," sagte sie. „Schöner und jünger ist keines von uns. Wie sollte es? Ich bin siech; du krankst. Mich hat der Herrgott geschlagen, du schlägst dich selber!"

„Deine Zunge ist frech geblieben," höhnte er und lauerte an ihr empor, ob sie sich errege.

Sie blieb ruhig.

„Welcher Wind weht dich da herauf?" fragte sie trocken.

„Das Verlangen nach dir!" Ein häßliches Kichern folgte den Worten.

Die Gunde zuckte nicht.

„Ich will es dir sagen," redete sie und sah ihn durchdringend an. „Der Boden ist dir zu heiß geworden anderswo. Beute und Gold sind spärlich für einarmige Räuber. Kein Herr dingt dich mehr. So hat dich die Feigheit gepackt. Hungern tut nicht wohl, noch ist es leicht, auf der Straße sich zum Sterben zu legen. Beides hätte dich ankommen mögen. Du bist ja nutzlos. Darum — bettelst du bei mir, die du verscheucht hast!"

„Wer sagt, daß ich — —"

Der Behaim hatte vorgeneigten Leibes zugehorcht. Während sie sprach, war ihm das Blut langsam zu Häupten gestiegen, und ein Keuchen war ihm entfahren, als ringe er nach Zornworten und fühlte die Kehle verschnürt. Nun, da sie geredet hatte, fuhr er auf, aber er stockte im Sprechen. Die Haut

seines Gesichtes färbte sich bläulich, und tastend und taumelnd sank er auf den Stuhl zurück.

„Wasser!“ murmelte er angstvoll.

So schnell sie es vermochte, ging die Gunde nach dem Verlangten. Sie hob ihm den Becher an die Lippen und netzte ihm Stirn und Schläfen. Da schlug er die Augen auf. Sein Blick wanderte suchend umher und blieb auf dem Weibe haften.

„Ist — das der Tod?“ zitterte er. Seine Augen rollten unstet.

Die Gunde hatte ein verächtliches Zucken um den Mund. Dieser hatte im Streit gewürgt, mit Freude Blut vergossen und vor Gier nach dem Leben andrer vergessen, daß sein eignes in Gefahr war. Jetzt aber, da der Tod ihm nur drohte, jetzt wollte er sich verkriechen und zagte.

„Es wird vorbeigehen! Tröste dich!“ sagte sie endlich frostig. Sie füllte ihm den Becher mit Wein, den der Erni ihr selbst zur Stärkung geschafft hatte. Und sich niederlassend, wartete sie, daß er sich erhole.

Nach einer Weile griff er nach dem Getränk und schlürfte es gierig. Er heischte mehr. Als er zum zweitenmal den Becher geleert hatte, kehrte ihm die Kraft zurück. Nur die Zunge schien ihm noch schwer, denn obwohl seine Rede laut und barsch wurde wie zu Anfang, formten sich ihm die Worte langsam im Munde.

„Du hast — die Schuld! Deinetwegen kam die Wut über mich. Du bist frech geworden. Das Alleinsein hat dich verwöhnt. Ich will dich wieder kirre machen!“

Langsam streckte er den Arm über den Tisch und schloß bedächtig die offene Hand zur Faust. Es war eine Drohgebärde, die mehr sagte als alles Schelten und Schmähen.

Die Gunde blieb ruhig.

„Laß uns rechnen, du," sagte sie tonlos. „Wir sind noch allein und können besprechen, was werden soll. Hier ist nicht mehr die Landstraße oder das Feldlager. Diese Hütte gehört dem Buben, der — — auf Ordnung hält!"

„Lebt der Balg?" fuhr der Behaim dazwischen. „Oder — — es muß ja nicht — der meine sein!"

Er wunderte sich, daß die Gunde selbst das ertrug.

Dieser war wohl alles Blut siedend zu Häupten gefahren, aber sie hatte eine große Gewalt über sich.

„Du kannst mich nicht schmähen," sagte sie. „Es gibt keinen Schimpf mehr, den du mir nicht angetan hast. Nun prallt alles ab, das du mir noch anhaben wolltest."

Ruhig fuhr sie fort:

„Der Bub — dein Blut — aber, allen Heiligen sei Dank, nicht nach dir geraten — lebt. Er hat Recht und Unrecht voneinander scheiden gelernt. Er wird dich kennen, wie er mich kennt, und wird richten, wenn du dich vergissest — nicht nach deinem Willen, sei gewarnt! Er ist treu wie der Hund, ohne Falsch wie ein heller Tag, gerecht und — sei abermals gewarnt — von starkem Leibe. Und" — ein merkwürdiges Aufleuchten ging durch ihr finsteres Gesicht, „er liebt mich!"

„Du hast ihn nach deiner Form geformt," murrte der Behaim.

Die Gunde achtete nicht auf den Einwurf. Langsam, jedes Wort erwägend, fuhr sie fort:

„Du und ich sind — Mann und Weib. Du bist des Buben Vater. Wie das hat werden können — mein Gott — es geschehen Dinge auf Erden, so die Menschen guten Willens beginnen und ein Höherer schlecht endet. Da ich dir gefolgt bin, meinte ich es dir gut; ich kannte dich kaum, und du warst freundlich zu mir gewesen. Guttat wiegt schwer bei einer Betteldirne. Die eine Guttat habe ich bezahlt. Dein Wille zu mir verflog; er ist eine Laune gewesen. Du bist meiner überdrüssig geworden; da hast du mich zu martern begonnen. Du hast mich beschimpft, geschlagen, gequält. Da du" — sie zögerte; ein furchtbarer Blick traf den vor sich Niederstarrenden; dann vollendete sie: „Da du mich verkuppeln wolltest, bin ich dir entkommen mitsamt dem Kinde."

Sie atmete schwer. Es war, als wage der Geselle nicht, zu erwidern; oder saß er nur, ohne ihrer langen Rede zu achten.

„Siehst du," fuhr die Gunde fort, „wie schlecht du bist, redet keiner aus, wenn er hundert Zungen hätte! — Wenn der Erni wüßte! Die Hütte hätte nicht Raum für dich! — Aber ich habe ihm eine Geschichte vorgelogen: du hättest aus Ueberdruß uns heimgesandt. Das vermeint er als Wahrheit. Ich habe dich nicht geschont, ich habe dich ihm gezeigt, schlecht und roh, wie du bist, und doch — das eine habe ich nicht sagen können! Nun liebt er dich nicht, grollt dir wohl, verachtet dich, aber — noch bleibt ein Raum — er mag dir verzeihen mit der Zeit! Und so will ich dich dulden, will alles Vergangene

ruhen lassen — will dich beherbergen, daß du dich legen kannst, wenn der Tod kommt, der vielleicht — so fern nicht ist, wenn du mit dem Knaben Frieden hältst, dich vor ihm zähmst, vielleicht seinethalben — dich besserst!"

Der Behaim schaute auf. Die letzte Spur seines Anfalls schien vorüber.

„Ei, wie barmherzig du bist! — Aber — deine Barmherzigkeit ist löcherig. Du mißbrauchst den Namen des Vaters vor dem Kinde! Fromme Seele, wie verträgt sich das mit deiner Frömmigkeit! Wenn du deinen Buben anlügst, warum hast du ihm nicht eine recht schöne Geschichte vorgelogen, statt einer so häßlichen?"

Die Gunde schaute ins Leere. Die Hände faltend sann sie. Ein träumerischer Ausdruck kam in ihr Runzelgesicht.

„Du hast recht," sprach sie vor sich hin, „es wäre nicht mehr Lüge gewesen als das andre. Aber dann hätte sich die Natur in ihm regen mögen, er hätte sein Herz an dich gehangen — und das bist du nicht wert! Ich hätte es dir neiden müssen. — Und dann hätte er dich erkannt und durchschaut und hätte damit auch den Glauben an mich verloren! Den will ich mir wahren!"

Sie unterbrach sich plötzlich. Ein Geräusch hatte sie erschreckt. Sie glaubte den Erni kommen zu hören.

„Versprich mir!" fuhr sie hastig und halblaut fort, „zähme dich vor dem Knaben! Halte Frieden mit ihm! Bei Gott, es ist zu aller Besten. Der Erni ist nicht oft daheim! Wenn er fort ist, magst

du deine Galle an mir auslassen. Solange er um uns ist, halte Ruhe!"

„Weißt du denn, ob ich hierbleiben will? — Oder — ob ich euch nicht beide verjage? Die Hütte ist mein, nicht des Buben!"

„Der Hofer — der Richter — hat sie dem Erni zugesprochen. Dein Anrecht ist verjährt! — Ob du hierbleiben willst? — Ich müßte dich schlecht kennen, wenn du andres im Sinne trügest!"

„Du bist nicht unklug, Weib! Mich wundert es, wie dein Nachwuchs geraten ist. Wann kommt der Ausbund? Laß ihn doch rufen! Dem Vater gebührt, daß ihn der Sproß empfange!"

Er schlug eine Lache auf. Die Gunde aber drängte zum andernmal:

„Versprich mir — wegen des Buben —"

„Gib doch Ruh'," knurrte er. „Es wird schon werden, wie es wird! Wenn der Geselle folgsam ist, mag kein übel Zusammenhausen sein!"

Die Gunde erhob sich.

„Ein lahmes Versprechen," sagte sie, und es war, als unterdrücke sie einen Seufzer. Nach einer Weile lauschte sie nach der Straße hinaus.

„Er kommt," flüsterte sie und wartete, die Hand wider die Brust gepreßt, in geheimer Angst auf das Zusammentreffen der beiden Männer.

Dreizehntes Kapitel

Der Erni war leise eingetreten. Alltäglich schlich er sich mit derselben schonenden Lautlosigkeit, sonst nicht Bauernart, in den Raum. Als er den Gast erblickte, blieb er wie angewurzelt stehen. Eine Falte grub sich in seine Stirn. Mit finsteren Augen maß er den Fremdling. Er steckte die Daumen in seinen Ledergürtel, als wolle er verhüten, daß eine der Hände zur Grußgebärde sich verirre.

„Das ist also der Vater," sagte er. Sein Ton verriet, daß er mit sich selber stritt. Langgenährter Groll wollte laut werden, aber er hielt der Mutter den Gehorsam.

Indessen starrte der Behaim mit weit aufgerissenen Augen seinen Buben an. Er verschlang sein Bild; es war, als suchte er in des Jungen Gesicht nach den eignen Zügen. Er hätte sie finden können, nur wie von größerer Künstlerhand gemeißelt. Es tat wohl, in das helle, kläräugige Antlitz des Gesellen zu schauen. Doch fast andächtiger noch maß der Behaim den Kraftleib seines Sprossen. Die Zwilchkutte verbarg die breite Wölbung der Brust nicht, und starkknochig, gebräunt und fest traten Knie und Bein aus der kurzen Hose. Eine Zärtlichkeit faßte den Söldner für den zurückgeworfenen Hauptes herausfordernd Stehenden. Er blinzelte ihn an, halb spöttisch, halb freundlich, und sagte:

„Das ist der Vater, Bub! Heran und schlag ein, wie sich's ziemt bei so naher Sippschaft!"

Er hob lässig die rechte Narbenhand und streckte sie dem Erni entgegen.

Der rührte sich nicht von der Stelle. Er hatte einen Blick auf die Mutter geworfen, doch deren Gesicht verriet nichts von ihrem Denken. So tat er, wie ihm ums Herz war.

„Seid gegrüßt," sagte er frostig und schritt an dem Dasitzenden vorbei nach der eignen Kammer. Sein Gebaren verriet, was er verschwieg, daß er des Gastes Anwesenheit ungern dulde, aber auch nicht sich dawider auflehne, so lange sie nun einmal dauern möge.

Der Behaim hatte ihn mit lauerndem Blick verfolgt.

„Ganz wie das Weib!" stieß er durch die Zähne und vollendete lauter, gegen die Gunde gewendet: „Wenn Friede sein soll, magst du dem Burschen bedeuten, daß er höflicher wird."

Das Weib antwortete nicht. Auf den Stock sich stützend, schritt es nach der Küche, den Männern das karge Mahl zu richten. Die Seelenlast war der Gunde leichter geworden. Es schien ihr, als sei es nicht umsonst gewesen, daß sie die beiden vorbereitet hatte. Ihr gerader Sinn verabscheute die Winkelwege, und sie hatte dieselben dennoch gewählt, einen Frieden zustande zu bringen. Nun war ihr, als hätten ihre Worte so bei dem Söldner als dem Buben gewirkt. Eine Scheu schien jeden von ihnen vom Reden zurückzuhalten, als müßten Worte laut werden, die dem andern nicht wohl ans Ohr klingen

möchten. So duldeten sie einander, mürrischen Schweigens zwar, aber doch bereit, nebeneinander hinzuleben.

Und es blieb so. Des Morgens ging der Erni zur Arbeit, und wenn er abends zurückkam, war sein Gruß zumeist das einzige Wort, das er an den Vater richtete. Der Behaim ließ ihn gewähren. Es schien fast, als sei er froh, Obdach und Atzung zu haben. Seit den ersten Tagen schien eine Mattigkeit über ihn gekommen zu sein, die ihn an einen Stuhl oder das Lager fesselte.

„Faulheit" nannte der Erni es grollend, als er eines Tages allein mit der Mutter war. Diese aber verwies ihm seine Rede und bedeutete ihm, daß des Alten Aussehen sie befremde. Ein Keuchen entringe sich zuweilen seiner Brust, und alles Blut dränge ihm zu Haupte, so daß sein Gesicht sich blaurot färbe und ein fürchterlich Ansehen habe. Der Heimgekehrte erscheine ihr als ein Gezeichneter, und gezieme es sich mitnichten, einen Menschen zu schelten, auf den der Tod schon seine Finger gelegt haben möchte. Der Erni schwieg darauf beschämt und versuchte von der Stunde an, dem Vater freundlichere Miene zu zeigen. Dieser selbst jedoch verdarb ihm den guten Willen.

Der Behaim hatte eine Höllenqual zu tragen. Er litt an der Furcht vor dem Tode. Was ihn heimgetrieben hatte in das verlorene Nest und zu dem verscheuchten Weibe, war noch ein unbestimmtes Gefühl gewesen; es wurde ihm schon nach den ersten Wochen, die er zu Abfrutt verlebte, klar. Manchmal fühlte er eine Glut zu Haupte wallen, daß er zu

ersticken meinte, dann wieder erstarrten ihm Hände und Füße, und es schien, als stocke urplötzlich alles Blut in seinen Adern. Diese Wechselerscheinungen folterten den Gesellen. Verzweiflung packte ihn zeitweise, er verbarg sie vor dem Weibe und dem Buben, indem er ihnen die ganze Roheit seines Wesens zu kosten gab. Dann wieder faßte ihn eine unsinnige Wut; auch diese hatten, die um ihn waren, zu fühlen. Zumeist die Gunde! Dem Buben zeigte er einen schweigenden Haß, dem knurrenden Hunde gleich, der die Zähne fletscht, doch zu beißen sich scheut. Aber die Gunde mußte die alten Tage abermals durchkosten, die zu den härtesten ihres Lebens gehört hatten. Sie ertrug schweigend alle Unbill, ja sie verheimlichte dem Sohne ängstlich, daß sie nicht nur vom Siechtum litt. Und auch dieses hatte sich zum Schlimmen gewendet.

Der Erni lebte die Tage dahin und sah scharfäugig um sich und ahnte, was ihm die Mutter verschwieg. Endlich erforschte er die Wahrheit: der Vater heischte Magddienste von seinem Weibe, er folterte sie mit tausend Launen, er verspottete ihr Siechtum und verhöhnte ihre Liebe zu dem einzigen Sohne. Vielleicht mißhandelte er die in Stunden schwereren Leidens Wehrlose, wenn er, Erni, nicht daheim war! Als der junge Geselle der schlimmen Wendung der Dinge inne wurde, biß er sich in wildem Zorne die Lippen blutig. Ein unendlicher Haß gegen den Verkommenen erfüllte ihn. Er harrte des Augenblicks, da er der Mutter Recht zu verschaffen und ihrem Peiniger zu vergelten vermöchte. Drohende Worte fielen zwischen dem Behaim und seinem Buben;

es mochte nicht lange mehr anstehen, so gab es bittere Feindschaft und Streit, der die beiden nicht mehr unter dem gleichen Dache hausen lassen würde.

Da wurde plötzlich Friede, der für Wochen, vielleicht für immer dauern mochte.

Wenige Tage nach der Heimkehr des Söldners betrat der Pater Ambrosius abermalen die Behaimhütte, der er sonst nicht mehr genaht war, seit die Gunde ihn zurückgewiesen hatte. Es sollte in seinen Gemeinden keiner sein, den er nicht geprüft und erkannt hatte; darum suchte er den Söldner auf.

Er fand den Behaim in seinem Stuhle, den Kopf über die harte Lehne zurückgebeugt, so daß die Mähne seines verwilderten Haupthaares wie Gestrüpp über das Stuhlholz hinabhing. Der gleich einem Gefällten Liegende schlief; aus weit offenem Munde stieg ihm in Stößen ein ekler Atem. Der Benediktiner wandte voll Abscheu das Haupt. Aber die Gunde weckte den Schlafenden.

Der Behaim schreckte empor, und als er den Kuttenträger erkannte, ging ein Ruck durch seinen Körper. Kerzengerade richtete er sich auf, als trüge er noch das Söldnergewand seiner guten Tage und nicht die lose, armselige Bergbauerntracht, die ihm die Gunde geschafft hatte. Er schielte nach der Ecke, wo das breite Schwert stand, dem Rost verfallen.

„Wer hat dich gerufen, Pfaffe?“ schrie er in heiseren Lauten. „Weg, sage ich, aus der Hütte mit dir! Ich brauche dich nicht! Ich will dich nicht brauchen! Wer sagt dir, daß ich sterben will! Haha! Es ist noch nicht an dem — noch nicht an dem! — Fort, Schleicher, oder —“

Er stürzte nach der Waffe. Und während die Behaimin sie ihm zu verwehren strebte, verließ der Benediktiner die Hütte, kaum aus Furcht, vielmehr, weil ihm nichts zu tun verblieben schien.

Mann und Weib standen sich gegenüber, die Behaimin hatte allen Körperschmerz verwunden.

„Wahnsinniger, was hat dir der Mönch zuleide getan!“ sagte sie. Es klang hart wie Hammerschlag.

Aber der Wütende, als er den Feind entwischt sah, warf seinen Zorn auf das Weib.

„So bist du es, die ihn hat kommen lassen, den frommen Schleicher! So nahe vermeinst du deine Erlösung! Haha! Noch fühle ich Stärke genug, dir viel gute Tage zu machen, mein schönes Gespons! — Und — bei allen Teufeln — ein Denkmal an diese deine Fürsorge — ich pflanz' es dir —“

Er hob die Faust. Da taumelte die Gunde rückwärts und stand mit flammenden Augen und todweißem Gesicht.

„Schlage nicht! Schlage nicht! Ich dulde deine Gewalt nicht mehr! Und, beim Himmel, ich rufe den Erni wider dich zu Hilfe, wenn du künftig nicht Friede hältst!“

Nicht ihre Worte, die Haltung ihres Leibes und ihre Blicke ernüchterten und bezähmten den Behaim. Mit einem Lästerwort trat er von ihr weg und verließ Gemach und Hütte.

Spät in der Nacht kam er zurück. Er hatte seine Wut im Weine des neuen Schenkwirts im Lammkrug zu Geschenen ersäuft. Dort war ein schlimmes, stundenlanges Trinken gewesen. Er war mit umnebelten Sinnen auf die Gasse getaumelt,

als der Lammwirt die Herberge schloß, und hatte schweren, stolpernden Schrittes den Aufstieg nach Abfrutt begonnen. Ein Rauschen und Brausen hob da urplötzlich in seinem Kopfe an, als strömte ihm alles Blut zum Hirn; eine Glut brannte ihm auf Wangen und Stirn, und seine Blicke wurden trüb und unklar. Da trieb eine gräßliche Angst ihn vorwärts und gab seinen Füßen Jugendschnelle und seinen Schritten Stetigkeit. Er stürmte atemlos bergan und ohne Besinnung, nur nach der Hütte verlangend, wie das weidwunde Tier die Höhle sucht. Die Lippen dürr und die Zunge lechzend, ein betäubendes Hämmern in Schläfen und Brust, so torkelte er über die Schwelle der Behaimhütte, und den glühenden Kopf gegen das Holzgewänd des Flurs schlagend, keuchte er den Namen seines Weibes. Zweimal schlugen die angstvollen, bettelnden Laute an das Ohr der Gunde, dann raffte sie sich auf und ging, nach dem Stöhnenden zu sehen. Der Erni kam und hellte das dunkle Gemach mit flackerndem Span. Indessen saß der Berauschte und fuhr sich mit unsicherer Hand immer und immer wieder über die Stirn und flüsterte einmal ums andre:

„Das Blut! Wische mir das Blut weg, Gunde! Ich sehe nichts mehr! Alles ist rot! Alles ist Blut! Trockne das Blut, Gunde, oder — ich muß sterben!"

Und mitten in bettelndem, kleinmütigem Klagen schrie er nach dem Pfaffen. Er verlangte nach dem Beichtiger, als wäre ihm mit einemmal eine ungeheure Last folternden Schuldbewußtseins auf die Seele gefallen.

Ohne eine Frage, einem Blick der Behaimin gehorsam, ging Erni, den Martinus zu rufen. Aber als der Greise kam und milde Worte zu sprechen anhob, Verzeihung verheißend, ehe sie gefordert war, da bäumte der Zerknirschte aus seinem Sitze sich auf und verfluchte sich selbst und verwünschte den Alten.

„Nicht diesen!“ flehte er. „Schafft mir den andern, der Macht hat und hart und unbarmherzig ist! Der Henker ist zum Richter für meine Sünden noch zu milde!“

Und wiederum stürmte der Erni in die Nacht und brachte nach Stunden den Benediktiner. Sie fanden den Behaim bewußtlos. Der Schlag hatte ihn getroffen. —

Nach Wochen genas der Kranke nur halb. Nach Tagen erst hatte er wieder zu sprechen vermocht; doch raunte sein verzogener Mund noch jetzt fast unverständliche Worte, und der handlose Arm hing noch schlaff und kraftlos herab. Auch das Bein derselben Hüfte schleppte der Geselle beim Schreiten, also zum elenden Krüppel geworden. Dennoch erschien sich der Feige wie mit tausend Wonnen gesegnet, darum, daß ihm das Leben verblieben war; und die seltsame kriecherische Demut und Frömmigkeit, die über ihn gekommen war, als er sterben zu müssen vermeint hatte, blieb ihm. Er hatte sie übergeworfen gleich einem Gewand; wie ein solches trug er sie zur Schau, nun er langsam genas. Gleich alten Fetzen schimmerten — nur den beiden, die zumeist um ihn waren, bemerkbar — durch das neue Kleid wiederum, und mehr und mehr, je weiter er

erstarkte, die Roheit und Härte seines Charakters. Vor Ambrosius wie vor dem Volk verbarg er diese. Reuig und nach Buße gierig kroch er vor dem Pater, und so ergeben war er dem Redegewaltigen, daß dieser ihn mehr noch als die Zumbrunn-Brüder zu seinem Werkzeug erkor und durch ihn Einfluß auf andre zu gewinnen trachtete.

Die Kunde ging um zu Abfrutt: der Fortunat, der Söldner, war zum Büßer geworden. Und wenn der Gelähmte seinen schweren Leib, halb von Siechtum, halb von Demut gebeugt, zur Kapelle schleppte, bestaunte ihn das Volk. Der Sendbote des frommen Stiftes zu Zürich vollbrachte Wunder: er hatte den Unband, den Behaim, gezähmt.

Eine seltsame Art war zwischen dem Behaim und seinem Buben. Den Jungen mit dem großen Herzen zwang das Mitleid, daß er dem Siechen Gutes tat, obwohl er fast die Augen schloß, wenn seine Hand sich zum Wohltun erhob, damit ein Blick in das von Leidenschaften gezeichnete Antlitz ihm nicht Reue wecke. Dem Behaim aber triefte vor dem Sohne der Mund von den frommen Reden, die er dem Mönche abgelauscht hatte. Er hieß sich selber einen Bekehrten und trachtete auf Bekehrung des Jungen; es war, als suche er durch sein scheinheiliges Gefasel und Getue sein Gewissen einzulullen. Ein Ekel packte den Erni ob der Zweizüngigkeit, er durchschaute den Heuchelnden und sah dessen Tiernatur täglich im stillen die fromme Verhüllung durchbrechen.

Aber was der Alte nur zum Schein, gleichsam aus Angst tat und redete, das Evangelium des

eifernden Mönches, klang dennoch nach in der Grüblerseele des jungen Burschen.

Indessen verkehrte Ambrosius häufiger denn je zu Abfrutt und in der Hütte der Behaimin. Das Volk hinter der Mauer des Bielwaldes, das sie ihm als unzugänglich und verstockt verschrien hatten, war ihm gehorsam und eifrig geworden. Er freute sich seines Werkes und hatte kein Bangen um dieses, obwohl die Frist seines Verweilens zu Uri, einem Befehle der frommen Frauen zu Zürich gemäß, ihrem Ende nahte.

Vierzehntes Kapitel

Der neunte Mond des Jahres ging zu Ende. Die im Tale der Reuß hätten ihn den Sonnenmond benennen mögen. Dreißig Tage lang hatte keine Wolke das goldige Leuchten des Tagesgestirns verdüstert. Mehliger Staub bedeckte die holperige Landstraße und legte sich selbst über die schmalen Pfade des Geschener Tales. Heute, am letzten Tag Septembris, strich ein Wind über die Hütten von Abfrutt einher und wehte unterhalb des Bielwaldes graue Wolken von Weg und Straße. Sie stoben an den Hängen empor und legten über das satte Grün eine fahle Decke, wie von körnigem Rauhreif.

Das Glöcklein der Kapelle hallte. Es erhob das heisere Stimmlein zur höchsten Höhe und bimmelte so eifrig und unablässig, als wären ihm Flügel gewachsen, und schwänge es sich los aus dem engen Holzgehäuse, darinnen es alt geworden. Zuweilen versagte dem übereifrigen Metall der Ton; das klang, als ginge einem Schreier der Atem aus. Dann zog der Zumbrunn-Matthis, der am Strange stand, mit ärgerlicher Gewalt den Strick noch hastiger. Das Blut stand ihm in den Wangen; der Fromme hatte sich in eine mächtige Begeisterung hineingeschafft. Sein fettes Antlitz strahlte, als gebiete er über tausend Erzstimmen und lasse sie alle erdröhnen zu des einen Ehren, der sich zur Ausfahrt von Abfrutt rüstete.

Ambrosius hatte in der Kapelle zum letztenmal zu seiner Gemeine gesprochen. Er hatte alle Künste der Rede aufgewendet, gedroht und gepriesen, Seligkeit und ewige Verdammnis verheißen und meinte, daß seiner Worte Nachklang nach Jahren noch in den Ohren der Hörer sein möchte. Vielleicht nicht mit Unrecht! Er hatte die zu Abfrutt aus Gleichgültigkeit und alltäglicher Frommheit aufgeschreckt und sie zu Büßern und Eiferern gemacht — alle bis auf wenige. Unter dem Banne seiner hallenden Worte waren sie ihm aus der Kapelle gefolgt und geleiteten ihn — Männer, Weiber und Kinder — durch die Gasse talauswärts.

Es war ein langer Zug. Der Benediktiner schritt ihm zu Häupten, und mit gebogenen Hälsen schlichen der Zumbrunn-Balz und andre neben ihm. Selbst der Fortunat Behaim schleppte sich im Zuge. Seine schärfere Waffen gewohnten Finger drehten die Betschnur, und seine Lippen stammelten fromme Formeln.

Langsam trollte sich die Menge. Die Sonnenstrahlen brannten auf die Geleitschar und ihren Führer. Die Glockenklänge wallten und wanderten mit ihnen.

Die Zumbrunn-Trud stand in der Gasse und schaute ihnen nach, die Augen wider die Sonne schattend. Als sie sich umwandte, stand der Erni hinter ihr.

„Der Zwingherr ist wohl fort von Abfrutt," schalt sie und schüttelte die Faust dem Mönche nach.

Aber der Erni blickte sie aus sinnenden Augen an und sagte:

„Laß das Aufbegehren, Dirne! Vielleicht, daß seine Strenge uns gut war!“

Damit wandte er sich und verließ sie. Staunend und betrübt sah sie ihm nach. Sie mochte ihn wohl, und es ging ihr zu Herzen, daß sie weder sein Wesen noch seine Rede verstand.

Indes erreichte die Schar den Vielwald und zog unter den Stämmen dahin. Die Glocke war verstummt. Mit lauter Stimme fing Ambrosius zu singen an, und die Menge stimmte ein in die Litanei. Ein seltsames Summen erfüllte den schattendunkeln Tann.

Auf der Vielhöhe stockte der Zug. Der Mönch nahm Abschied. Er reichte seine beiden Hände, segnete diesen und jenen und stand wie ein Heiliger vor dem kriechenden Volk. Dann stieg er talabwärts, und sie schauten ihm nach; einige winkten; die sich in heiligem Dienste nicht genug tun konnten, beteten. Seine Gestalt entfernte sich — weiter — weiter; wie ein dunkler Schatten erschien sie jetzt im Sonnenlicht. Da war es, daß es wie ein einziger stockender Atemzug der Befreiung durch die Menge ging. Keiner gestand es sich, sie neigten die Köpfe in Trauer und Demut, und dennoch war eine Last von ihnen genommen. Nur der Behaim und der Zumbrunn-Balz erhoben ihre betenden Stimmen lauter.

Auf einmal stand ein Mensch über ihnen am Kreuzenenstein. Er hielt den einen Arm um das helle Holz geschlungen; die Rechte, zur Faust geballt, drohte talwärts, wo der Benediktiner just die ersten Hütten von Geschenen erreichte.

„Da geht er, der Unfried'! Jetzt bist du erlöst, Abfrutt!"

Dies rief der wie aus dem Boden Gewachsene über die Häupter der Erstaunten. Es war der Hofer. Sein Antlitz trägt einen finsteren Ausdruck, und seine Stimme war rauh und hart. Sie sahen, daß graue Fäden sich dem noch Jungen in Haupt- und Barthaar gesponnen hatten, und sie wußten, daß er schwere Tage lebe. Auch hatte der Starke noch Macht genug über sie. Er war der Richter, und nur der Tod konnte ihm die Würde nehmen. So wagte keiner zu widersprechen. Leises Beifallsmurmeln erhob sich sogar, zag noch und verstohlen; der Haufe wollte mündig werden. Aber plötzlich erstickte ein Murren den Beifall. Der Hofer hatte, hinter sich greifend, ein verborgenes Beil erfaßt. Es blitzte im Sonnenlicht hoch auf und schmetterte wuchtig wider den Fuß des Kreuzstammes.

„Zu Abfrutt ist nicht Raum für Zwingherren und Götzen! Das Bild hat der Unfried' gepflanzt, daß wir uns davor bücken! Bückt euch vor dem heiligen Gott wie vordem! Der Kaplan soll kein Andenken zurücklassen! Zu Boden mit dir!"

Worte und Beilschlag klangen scharf ineinander. Mit dem letzten Worte sank das Kreuz. Das Christusbild zerschmetterte an den Steinen des Saumpfades.

Da erst erwachte die Menge aus ihrer Erstarrung. Eine Stimme schrillte auf:

„Er hat den Christus geschändet!"

Der Behaim drängte wie ein Rasender nach dem Kreuzenenstein. Aber der Hofer war verschwunden,

durch das Tannendickicht zurückgeschritten, aus dem er getreten war.

Das war zu Abfrutt der Anfang einer neuen Zeit.

Folgenden Tages hatte Gallus, der Richter, die Gemeine berufen. Auf der ebenen Matte, zwischen der Hütte der Andermattdirne und dem Erdwall, die die Hausungen von Abfrutt verdeckte, tagten sie. An die vierzig Männer standen sie im Ring, den Richter umschließend und Martinus. Die Kapellenglocke hatte sie geladen, und da die Klänge schwiegen, begann die Gemeine. Der Kaplan leitete sie ein.

Fast wider seinen Willen hatten sie den Weißhaarigen, der, verschüchtert und müde, seine Tage im Frieden seiner Hütte zu beschließen gedacht hatte, zur Matte geführt. Nun entblößte er mit tastenden Händen das wallende Gelock und sprach, die Finger über seinem Stock faltend, das Gebet vor der Tagung. Seine Stimme trug nicht mehr weit, die Worte gingen den meisten verloren, aber der Jahrbelastete hätte, selbst wenn er stumm gewesen wäre, Ehrfurcht und Andacht geweckt. Die Männer knieten und sprachen ihre Flehworte nach altem Brauch und aufrichtigen Sinnes. Neben Martinus hatte sich der Hofer ins Knie gelassen. Er war bleich, und die strengen Furchen seines Gesichts gruben sich tiefer denn sonst. Er ahnte einen Sturm; denn die Mäuler der Weiber und Frommen hatten seit gestern nicht geruht, ihn zu verdammen, und wenig freundliche Gesichter waren ihm zugewendet. Aber er streifte mit ruhigen Augen die Umstehenden und hob an zu reden. Sie mochten seine Worte im ganzen Kreise hören.

„Männer von Abfrutt! Ich habe die Gemeine berufen, und es sind keine Geschäfte. Es ist hier der Ort, wo geredet wird, und da es mir not zu tun deuchte, daß geredet werde untereinander und miteinander, habe ich euch beschieden. Hier ist der Ort, Streit zu schlichten. Und da viel Streit ist zu Abfrutt, mag er jetzund geschlichtet werden. — Vordem ist dahier eine große Stille gewesen; der Vielwald ist eine gute Wand und hat eine friedliche Stätte verschlossen. Jetzt haben die Schelle am Kirchlein nicht Ruh vor Läuten und eure Mäuler nicht vor Beten und heimlichem Schimpfen. Warum? Ein Fremder ist gekommen und hat euch mit Schelten und Schmeicheln verwirrt. Sonst ist zu Abfrutt nichts Fremdes geduldet worden, den Kuttenträger habt ihr aufgenommen wie die Talleute einen Kaiser. Dafür hat er euch widereinander gehetzt. Die Faulheit in euch ist Meister geworden über eure Arbeitslust. Ihr schaffet nicht mehr, ihr betet und vermeint euch ewiges Heil zu erbeten, ohne daran zu denken, daß ihr dabei auf Erden verhungern müßt. Den Heiligen sei Dank, daß die Frist des Mönches nicht länger gedauert hat. Das Dorf und ihr alle wäret verkommen. Jetzt, da der Störenfried fort ist, muß es anders werden. Ihr habt mich zum Richter gesetzt, also daß ich euch und eure Dinge leite! So hört denn, was ich euch ansage, und haltet in Treuen, was in Abfrutt inskünftig Gesetz sein soll:

„‚Kund und zu wissen jedem aus euch, daß unser derzeitiger Herre und Kaplan heiligen Dienst zu halten gedenkt an den Festen der Heiligen und

solchen Tagen, die dafür seit Vorzeiten bestimmt sind! Solange dieser unser Herre lebt, soll kein andrer geistlichen oder weltlichen Standes über unser Kapellenrecht gebieten. Und sei inskünftig keinem Fremden verstattet, länger denn zwanzig Tage zu Abfrutt und in dessen Grenzen zu verweilen, es sei denn, die versammelte Gemeine hätte ihn zu Recht und Ehren als Ansässe angenommen!‘

„Ich, der ich diese Satzung aufstelle, der Gallus am Hof, durch euern Willen Richter am Ort, bekunde und stehe dafür mit Leib und Gut, daß ich nur euer Wohlsein und eure Zufriedenheit vermeine!

„Ich rate euch des ferneren: Lasset die Arbeit, so hart und schwer sie auch sein möge, euer Tagewerk sein und betet zu den Stunden, die dazu gesetzt sind, oder wann euer Herz euch treibt! Alleweil ist der Herre-Gott sichtbarlich über euch gewesen und hat es euch gut vermeint, wie ihr bisher gelebt habt. Inskünftig, denke ich, kann es nicht schlimmer sein. — So aber welche unter euch sind, die anders denken und aus irgendeinem Grunde wider mich stehen, so mögen sie jetzund hervortreten und reden. Es ist zu beraten und jedes Meinung zu achten. Hin- und Widerrede bringt Klarheit. Keiner schweige darum oder berge einen Groll. Es sei ehrlich alles besprochen und geschlichtet. — So aber — zum letzten — mehr denn die Hälfte von euch wären, die mich, den erwählten Richter, ledig sprechen meines Amtes, so bin ich willens, es niederzulegen, obzwar nach uraltem Brauch ich seiner pflegen müßte und dürfte bis zu meinem Absterben. — Redet und ratet und beschließet! Ich bin zu Ende!“

Eine Stille folgte den Worten. Die Blicke der vielen hingen an dem Hofer; der war wie zu ihrem Meister geschaffen. Er stand aufrecht wie eine der alten Tannen am Berghang und hatte doch nichts vor den Bauern voraus als seinen Willen und seine scharfe und kluge Rede. In diesem Augenblick schon gingen dem Ambrosius ein Häuflein seiner Getreuen verloren. Aber plötzlich entstand eine Unruhe im Ring.

„Er hat den Heiland geschändet! Was steht er noch dort und will uns predigen? Verjagt ihn, den Heiligenschänder! — Richtet . . .“

Die letzten Worte des Schreienden gingen unter im Gemurmel und Rufen, das anhob. Einige der Frommen drängten nach dem Platze des Gallus; die reckten die Fäuste wider ihn. Aber er rührte sich nicht von der Stelle. Die Arme über der Brust kreuzend, den Kopf leicht zurückgelehnt und mit einem Gesicht, darin keine Muskel zuckte, schrie er mit gewaltiger Stimme in die Menge:

„Wenn ihr mich hören wollt, will ich mich rechtfertigen.“

„Verjagt ihn!“ gellte der Behaim, der zuerst geschrien hatte. Er war an den Hofer herangestürmt und hob seinen schweren Stock zum Schlage, aber die Faust des Bauern traf ihn, daß der Lahme den Rasen maß.

Darauf wurde Ruhe. Die Bedächtigen und die, welche dem Hofer anhingen, schafften, daß der zu Worte kam. Und der Bauer sprach ernsthaft, aus dem Herzen herauf, so daß sie sahen, wie ihn die Sache kümmerte.

„Ich bin nicht darauf ausgegangen, das Bild des Heilandes zu zerstören, nur das Andenken des friedebrechenden Mönches. Ich zerschlug das Kreuzbild, aber ich bin ruhig, denn der Herre-Gott mag wissen, daß das Bild des Gekreuzigten in mir ist so wohl wie in der Brust jedes Frommen. Ich habe ein Kind in meiner Hütte, das mir lieb ist über die Maßen, und weiß, daß der Herre-Gott Macht hat, es mir zu lassen oder zu nehmen. Sollte ich den Mächtigen erzürnen wollen? Daß ich das Andenken an den Schleicher und Schürer Ambrosius eher ausreiße, darum habe ich sein sichtbares Werk zerstört. Es ist nur ein hölzernes Bild gewesen, daran nichts Heiliges war. — Lasset den Kaplan reden! — Habe ich recht oder unrecht getan, Herr?"

„Was soll der halbtote Alte wissen? Der ist dem Hofer zu Willen, so oft er mag."

Der Behaim, der sich erhoben hatte, schrie, und wie ein Irrsinniger hieb er mit den Armen in die Luft.

Die Männer schrien ihn nieder.

„Der Herre, der Kaplan, soll entscheiden!"

Martinus redete. Seine zitternde Stimme erhob sich ein wenig und wurde hörbar; es war still geworden im Ring. Der Greise strich sich mit den Knochenfingern die Silberhaare zurück und maß, in den müden Blicken ein leises Aufflammen, die Menge.

„Der Wille des Richters ist gut gewesen. Der Herre im Himmel fragt aber nach dem Willen, nicht nach der Tat. — Ihr könnt einen Heiligen in Holz schneiden, aber das hölzerne Bild wird nicht lebendig, also daß es euch Gutes oder Böses tue.

Ihr mögt lange vor dem Bilde knien und beten, es wird sich nicht rühren, euch zu helfen. Der Heilige hilft wohl, aber weil ihr ihn selber verehrt, nicht weil ihr sein Holzbild anbetet. So könnt ihr auch den Heiligen nicht schänden, indem ihr sein Bild zerstört, sondern nur, wenn ihr ihn aus euern Herzen reißt. Der Hofer aber ist gläubig und hat das Beil an das Kreuzholz gelegt, wie man einen Baum umschlägt, der nicht steht, wo er soll, nicht weil er den Christ treffen wollte. — Ich spreche ihn los!“

Als der Greise geendet hatte, begann ein Gerede im Haufen der Männer. Ein alter Bauer trat aus dem Ring. Er war vordem wider den Hofer gestanden, aber er schritt auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Keine Zwietracht mehr,“ sagte er.

Die Hände der Männer einten sich in hartem Druck. Andre wollten dem Beispiel folgen. Da stand der Zumbrunn-Matthias zum Reden. Der kleine wollhaarige Geselle hatte sich händereibend und den Graukopf in schmeichelnder Freundlichkeit auf die linke Schulter gebogen vor den Ring gestellt. Mit singender, fast weiberhaft weicher Stimme hob er an:

„Der Hofer-Gallus ist ein braver Mann, und alle Achtung vor ihm und alle Achtung vor dem Kaplan, der zu ihm steht. Aber kann nicht auch ein braver Mann in Versuchung kommen? Der Richter hat das Bild des Gottsohns geschändet, aber er sagt, er habe nichts Böses vermeint, und es ist nicht an mir, das nicht zu glauben! Aber im Ort geht noch ein andres Gerede, das mir nicht

gefallen will. Warum soll ich es dem braven Gallus nicht wiedererzählen? Ich sage nicht, daß es wahr ist, und — eine große Freude möchte es mir machen, wenn der Gallus bewiese, daß das Gerede gelogen hat ..."

„Mache es kurz! Was soll das katzenfreundliche Gefasel? Ich weiß es ja doch, wie du es meinst. Also sage, was du weißt!"

Eine Ungeduld hatte den Gallus gefaßt. Mühsam hielt er an sich.

Der Matthias räusperte sich und rieb abermalen die Finger. Ein widerliches Lachen glitt über sein glattes Gesicht. Dann brachte er seine Sache zu Ende.

„Du magst mich nicht, Richter! Ich habe dir doch nie etwas zuleide getan. Jetzt rede ich erst recht mit schwerem Leide. Aber — gewiß — du beweisest, daß das Gerede falsch ist — und ich — freue mich — und — Es heißt und hat Laut im Dorf, daß viel Unfriede auf deinem Hof sei, und daß — dir mag ja freilich die Geduld manchmal ausgehen und ein Verlangen nach anderm kommen — daß du die Hütte der Andermatt-Cille, mehr als gut ist, heimsuchst!"

Als er die Anklage ausgesprochen, trat der Matthias hastig in die Reihen zurück, und seine Aeuglein schielten fast furchtsam nach dem Hofer. Ueber den schien mit dem höchsten Zorn eine sonderbare Ruhe gekommen zu sein; freilich kehrte das Blut nicht in sein Gesicht zurück.

„Du bist mutiger, als ich geglaubt hätte," sagte der Gallus und meinte den Zumbrunn. „Was du

ausgesprochen hast, hat mir lange genug in den Ohren geklungen. Ich danke dir, Zumbrunn-Matthis, daß du das heimlich Gehaltene mir hast ins Gesicht sagen dürfen. Du bist fast ehrlich in deiner Falschheit, Geselle. — Jetzt aber — was ich zu sagen habe gegen das müßige Gemaule, heißt also!“ — Seine Stimme schwoll. Die ganze Empörung des Rechtschaffenen über ihm angetane Schmach lag darin.

„Zum ersten hat nach meiner Hausung und dem, was darinnen geschieht, keiner das Recht zu fragen als ich allein. Meister bin ich auf meinem Hofe und schulde keinem Rechenschaft noch gebe ich sie. — Zum zweiten: Ist Unfriede zwischen mir und meinem Weibe, so mag das auch keinen kümmern. Schande über den, der das Unglück des Nachbarn austrägt! Wenn ihr aber zu wissen verlangt, wer den Unfrieden in mein Haus gebracht hat, — der ist es gewesen, der im ganzen Ort den Frieden gestört hat, der Pfaffe von Zürich! — Zum dritten und letzten: Wenn einer die Cille schilt, ist sein Maul unsauber, und es soll ihm zugetan werden mit harter Buße. Zu Abfrutt, vielleicht zu Uri, ist keine Dirne ehrbarer und von sittsamerem Wesen, denn die mir gegenüber haust! Und was es heißt, daß zwischen mir und der Dirne sei, das möchte ich verlachen, wenn es nicht so ernst wäre. Weil ihr aber so schwer an alle Bravheit glaubt, will ich Ruhe schaffen: Ich tue einen heiligen Eid vor euch und diesem schneeweißen Manne, der in nicht mehr langer Zeit vor dem Herre-Gott stehen mag, daß zwischen der Andermatt-Cille und mir

kein andres Band denn nachbarliche Freundschaft ist, noch in alle Zukunft sein wird."

Der Gallus hatte die Schwurfinger auf das Halskreuz des Mönches gelegt und feierlich das Versprechen getan. Als es heraus war, kam es wie ein Schwindel über den Gesunden, und eine jähe, unbestimmte Furcht packte ihn, als habe er sich selbst ein Glück zerstört.

Die Männer im Ring hatten gezögert. Ein Tuscheln und Besprechen ging. Plötzlich umringte ihn das Volk, als sollte ihm Abbitte geleistet werden. Das Andenken an Ambrosius war fast verwischt. Ein Jubelsturm ging durch die Schar, als wären sie von einem Joche frei geworden. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit war wohl noch nie so groß gewesen unter den Gliedern der verlorenen Gemeine. Der Hofer stand wie ein Träumender inmitten der ihm die Hand Pressenden. Er fühlte, daß er noch zu reden hätte; aber eine Schwere drückte ihm die Stirn. Er ließ den Beifall der Genossen über sich ergehen und hatte ein großes Verlangen, aus der Menge zu fliehen und mit seinen Gedanken allein zu sein. Da hörte er den Martinus sagen:

„Es mag keiner zu Abfrutt sein, der den Gallus vom Richteramt befreien will! Wenn aber einer ist, möge er reden!"

Die Menge blieb stumm. Nur der Behaim hatte abermalen reden wollen, doch die ihm zunächst Stehenden zwangen ihn zu schweigen.

Martinus tat kund:

„So sei der Gallus im Hof im Richteramt be-

stätigt, und segne ihn der Herre, unser Gott, daß er lange lebe, es zu üben!"

Er nahm die Hand des Schweigenden und führte ihn aus dem Ring. Am Wege schied er von ihm und schritt zu den Hütten, dahin die Schar der Männer sich verlief.

So endete die Gemeine.

Auf der Matte, wo sie getagt hatte, war nur ein einziger Geselle zurückgeblieben. Er stützte sich schwer auf seinen Stock; die lange, wie von einem Blitzschlag gekrümmte Gestalt streckte sich wie der Leib eines spähenden Raubtiers. Der Behaim starrte dem Hofer nach, der just an der Hütte der Cille vorüber nach seinem Hofe stieg. Unzusammenhängende Worte fielen von den Lippen des Krüppels. Sie klangen bald wie Drohungen, bald wie Beten. Und als er endlich sich von der Matte und dem Dorfe zu schleppte, hielt er dem Gallushofe zu Füßen einen Augenblick inne und schüttelte die Faust gegen die Behausung.

„Er hat den Christus geschändet," murrte er in sich hinein, und ein sonderbarer Ausdruck kam in sein gedunsenes Gesicht, als sei der Behaim verwirrten Geistes geworden.

Fünfzehntes Kapitel

Martinus, der Kaplan, hatte sterben wollen, als er neben dem Benediktiner unnütz geworden war. Als Ambrosius die Gemeine verlassen hatte, kam gleichsam eine neue Kraft über den Greis. Der zu Abfrutt und in der Sorge für sein rauhes Volk grau Gewordene hatte eine machtvolle Liebe für die Gemeine. Als sie von ihm abgefallen war, hatte ihn das Leid darüber töten wollen. Nun deuchte es ihn, es käme jetzt erst ein Frühling hinter den Bielwald gezogen, ging ihm doch eine junge Blüte auf, die Anhänglichkeit seiner Heimgenossen.

Zur Stunde, da er von der Tagung heimgeschritten war, trat dem Alten einer und der andre der Bauern nahe, reichte ihm fast scheu und wie nach langer Trennung die Hand und tat so in stummem Gruß ein Frohgefühl kund, daß zu Abfrutt nun alles wieder wie ehedem sei. In ihren Gesichtern war zu lesen, daß ihnen heute das Heimdorf trauter und bekannter erscheinen wolle denn sonst. Der leidenschaftliche Mönch hatte das einfache, ruhige Volk wohl aufzuschrecken und mit sich fortzureißen vermocht, aber da der Wortgewaltige nicht mehr war, ihnen zu drohen und sie zu erregen, empfanden sie die Milde des alten Hirten wie einen Segen. Und langsam, wie sie Mann um Mann zu ihm zurückkehrten, erstarkte die Lebenskraft des Jahrbelasteten.

Von der Tagung zurückgekehrt, fand Martinus die Tür seiner Hütte offen, und als er den Flur betrat, lockte Lachen und Reden zweier junger Stimmen ihn nach der Küche. Dort fand er den Urban, den Knecht, am Herdstein hocken, und die Dirne des Bannwarts saß neben ihm, hatte den dunkelhaarigen Kopf an seine Schulter gelehnt und duldete es, daß der junge Geselle sie mit seinen beiden Armen umfangen hielt. Und langsam, ohne zu erschrecken, hob die Barbara das Haupt, als der Greis eintrat, und der Hirte schaute ihm keck und treuherzig ins Gesicht.

„Verzeihet halt, Herr! Ist doch Festtag jetzt! Der schwarzkuttige Freudestörer hat den schlimmen Abfrutter Staub von den Füßen geschüttelt. Und ist es doch, als sei ein Schatten von unsrer Sonne gewichen, seit der Ueberstrenge uns verlassen hat."

„Was redest du unbedacht und leichtherzig? Strenge wäre dem wohl vonnöten, der mit Volk von deinesgleichen zu tun hat. Habe ich dir nicht die Hütte verboten und dir verwehrt, daß du die Dirne heimsuchst?"

Der Kaplan wollte streng sein, aber in seinen Augen leuchtete eine leise Freude an den beiden.

Der Urban stand auf, doch behielt er die Hand der Dirne in der seinen.

„Herr," sagte er mit heller Stimme, „möchtet Ihr dem Alpbach verwehren, daß er über die Steine tollt und sich Durchlaß erzwingt zum Tal? Ich meine aber, daß die Liebe auch wie ein Wasser sei, das sich Weg sucht und sich nicht halten läßt. Dem fremden Mönch zum Trotz wäre ich hundertmal

heimlich zu der hier gelaufen. Vor Euch, Herr, mag ich nicht hehlen, so komme ich bei Tage!"

„Er heischt mich zum Weibe," ergänzte die Barbara.

Martinus lächelte.

„Ihr seid wie die Kinder, seid fast noch Kinder und denkt an die Ehe. Glaubt ihr von der Minne zu leben, die eines dem andern trägt? Wenn die Vögel sich paaren, hängt ihnen ein Nest an irgendeinem Baum, oder sie haben einen Unterschlupf unter einem Stein gefunden; wo wollt ihr leichtsinniges Volk euch einnisten? Du verdingst dich als Knecht, Geselle. Soll diese bei demselben Bauern Knechtin werden? Leicht möchte der Meister nicht zu finden sein."

„Herr," sagte der Urban fröhlich, „bin ich Knecht und ist die Dirne nur Magd gewesen, so braucht unser Haus nicht zu stehen wie der Hof des Gallus; eine Bretterhütte wie die der Behaimin ist stolz genug. An den Hängen ist Raum. Die Gemeine spricht mir den Platz wohl zu. Und wo die Sonne am längsten scheint, schlage ich die Pfähle. In diesen Tagen fälle ich das Holz; wenn der Schnee liegt, schaffe ich es zum Ort. Die Stelle ist gewählt, Herr! Dicht unterhalb dem Hang, wo unter dem Regliberg der Wald am dichtesten steht und wie ein Bollwerk ist wider die Lauinen, hoch über dem Hoferhaus, auf dem Sonnenspitz soll die Hütte gezimmert werden. Wenn ich diesen Winter die Mondscheinnächte nutze, kann zum Frühjahr das Aufrichten beginnen, und dann — hole ich diese!"

„Dann holst du diese! Die Hütte wird stehen!

Und ihr nährt euch von Tannenzapfen, die euch der Wald auf das Dach wirft, und trinkt die Sonne, wenn sie euch in die Hütte lugt!"

Der leise Spott erzürnte den Gesellen.

„Warum verlacht Ihr uns, Herr? Ich bin jung, und die Arbeit ist mir lieb. Und habe ich tagsüber den Bauern gewerkt, wird mir der Weg zu meiner Behausung nicht schwer sein. Eine Geiß handle ich ein, ehe noch die Babe mein Weib wird. Leicht habe ich einen ernährt bis zum heutigen Tag; leicht wird es auch für mehr reichen. Ich meine, daß es besser ist, sich eines zu nehmen, um das man sorgt und sich müht, denn zeit seines Lebens zuerst an sich selber als das Nächste sinnen zu müssen."

Die Dirne schmiegte sich näher an den Buben.

„Herr," sagte sie, „zwei, die sich gut sind, mögen wohl lieber miteinander hungern denn fern voneinander ein Schlemmerleben führen. Ich freue mich auf die Hütte da oben, und ich traue dem Urban, daß er mich gut hält. Ist es Euch so schwer, uns einen guten Wunsch zu sagen?"

Der Gebrechliche wurde ernst. Es schimmerte in seinen Blicken. Mit zitternder Stimme sagte er:

„Ich habe viele einander Treue verheißen hören zu Abfrutt! Aber Verheißen und Halten sind zwei Dinge! Viele sind Mann und Weib geworden und haben einander nur Gutes wollen, und am Ende hat keiner des andern guten Willen erkannt. Und viele haben sich ein Haus geschaffen, sind hineingeschlüpft, als wären alle Wände von Gold und drinnen ein Paradies, und sie haben daraus

eine Hölle gemacht! Aber wenn sich zwei die Treue halten und das Zusammenhausen verstehen, nicht zu viel erhoffen, aber mehr sich schaffen, so ist ein großer Segen in der Ehe. Mich deucht fast, es möchte euch beiden glücken. Wenn im Frühjahr die Sonnenspitzhütte steht und der Wintersturm mich nicht fortgeweht hat aus dieser Hütte, will ich wohl gerne eure Hände zusammenlegen."

„Segnet uns heute," bettelte die Barbara, „daß wir zu Recht einander gehören und keiner dazwischentreten darf. Es soll Euch gedankt sein! Ihr müsset nie darum Reue tragen!"

Sie zog den Urban in die Knie vor dem Alten. Dann neigten sich die Häupter.

Martinus zögerte. Aber eine große Zuversicht und Kraft wollte ihm in der Liebe der beiden zu sein dünken. Ein hohes Vertrauen zu dem blutjungen Gesellen und seiner Dirne kam über ihn und zwang ihm die Hände auf ihren Scheitel.

„Der Herre-Gott lasse euch einander Treue halten," sagte er.

Da standen sie mit leuchtenden Blicken auf und schritten wortlos Hand in Hand aus der Tür. Der Kaplan sah sie nach der Kapelle gehen.

So war des Martinus erstes Amten nach des Benediktiners Ausfahrt nicht nach dem Sinne des verzogenen Gestrengen.

Und in wenigen Tagen zerfiel, was der Eiferer gebaut hatte; und was er dauerhaft auf Monde und Jahre vermeint hatte, war Schein gewesen, der erlosch, sobald das treibende Feuer — er selbst — verschwunden war. Wie Gewitterdunkel ging nur

noch vor der Erinnerung dieses oder jenes die drohende Gestalt des Mönches vorüber, und eine Aengstlichkeit, die in manchem wurzelte, verriet sich noch darin, daß die Kapelle an Festtagen kaum die Beter zu fassen vermochte. Allda waren noch die Zumbrunn die Eifrigsten. Sie redeten und trauerten laut dem Ambrosius nach. Ob sie es aufrichtig meinten? Die Brüder redeten viel schöne Worte!

Auch der Behaim trug des Benediktiners Namen im Munde, der zu Abfrutt nur noch ungern und scheu genannt wurde. Aber der Behaim war ein sonderbarer Geselle geworden, den die Leute gern mieden, weil er aus bösen Augen schaute.

Den Richter suchten sie heim. Seit der Gallus vor allem Volk seine eigne Rechtlichkeit beschworen und sich ihnen als Meister erwiesen, hingen sie ihm zu Abfrutt an wie nie zuvor. Sie taten ihm Ehre an, als wäre er mehr denn sie alle; und wenn einer Rat benötigte, holte er ihn bei dem Gallus; und wenn einer etwas zu unternehmen gedachte, wurde der Hofer zuvor befragt.

Es war aber eine Veränderung mit dem Richter vorgegangen, die beitrug, ihm ein Uebergewicht über seine Heimgenossen zu geben. Eine Unrast quälte den ehemals zufriedenen, nicht über die Alltäglichkeit seines Daseins Hinausschauenden. Sie hatte angehoben zu der Stunde, da der Gallus geschworen hatte, daß zwischen der Andermatt-Dirne und ihm selber — in alle Zukunft kein andres Band sein sollte denn nachbarliche Freundschaft.

Der Gallus war heimgeschritten damals. An der Tür ihrer Hütte hatte die Cille gelehnt. Da

war er mit abgewendetem Gesicht, von unbekannter Macht bezwungen, zum erstenmal ohne Gruß an ihr vorbeigegangen. Und wie er zu Hause in seine Stube getreten war, hatte sich sein Weib in Hast von ihrem Stuhle aufgerafft und hatte wie immer, wenn er nahte, das Gemach verlassen. Sein Auge aber war auf ihr gewesen. Und wie ein Blitz hatte ihn ein sündiger Gedanke durchzuckt. Das Weib siechte! Die bleichen Wangen, das ganze weiße Gesicht waren schmal wie bei einem Kinde geworden. Dafür schien es, als hätten sich die dunkeln, heißen Augen vergrößert und einen fiebrigen Glanz gewonnen. Wenn das Weib — stürbe! Die Leidenschaftliche verzehrte sich, und das Laster, dem sie verfallen war, half mit den Leib zerstören! Wenn das Weib — stürbe! Der Hofer war zusammengeschauert, als er sich auf dem Gedanken ertappte. Aber dann hatte er sich in einen Stuhl geworfen, die Ellbogen auf den Tisch gestützt und, die Stirn in die hohlen Hände gelegt, das Böse zu Ende gedacht. Neben der Gestalt der Faustine war eine andre aufgetaucht, so kräftig, als die der Faustine zerfallen, so gesund und aufrecht, als die seines Weibes schmächtig war und krank. Der dieses starke Geschöpf freite, warb sich einen Gefährten, einen Freund und Kameraden und eine Hilfe!

„Du hast sie abgeschworen vor allem Volk und für alle Zeit,“ sprach der Hofer in sich hinein.

„Wenn aber die andre stürbe!“ gellte es abermals in ihm.

Und das Bild der Cille wuchs vor ihm immer deutlicher und immer begehrenswerter. Er sah drüben

seinen Knaben im Linnen liegen, aber der ihm sonst das Höchste und Einzige war, vermochte ihn nicht aus dem Grübeln zu wecken. Er streifte den Korb mit verlorenem Blick und dachte immer sehnlicher der Cille und fühlte in sich all das erstehen, was er just für immer abgeschworen hatte.

Verbotene Früchte! Seit Adams Fall lechzt das schwache Menschengeschlecht nach dem am meisten, so ihm verwehrt ist. Laß einen an einem Glück vorübergehen und höre ihn sagen: Mich verlangt nicht danach, ich berühre es nicht! Und sprich alsdann: Es ist dir verboten! Hei, wie ihm das Unbegehrte in den herrlichsten Lockefarben erstrahlen wird, wie eine Sonne aus dem Dunkel entflammt! Hei, wie ihm die Hände nach dem zucken, das er nicht berühren soll! Und wie die Versuchung ihn jach überkommt und langsam ihn zwingt!

Der Gallus war lange in sich versunken gesessen. Auf einmal kam ihm ein wildes Verlangen. Er fuhr auf und verließ mit großen Schritten Stube und Hütte. Er suchte die Cille. Was er bei ihr wollte, wußte er selber nicht, einzig — er mußte ihr sagen, welchen Eid er getan hatte. Mit denselben schweren, zielbewußten Schritten stieg er den kurzen Weg zur Andermatthütte und betrat die stille. Er fand die Dirne in der niederen, spärliches, sauberes Gerät haltenden Stube. Sie erhob sich. Es schien, als habe sie in untätigem Sinnen gesessen und sei ihr kräftiges Gesicht fahl. Er blieb dicht vor ihr stehen und starrte sie an.

„Was willst du?“ fragte sie, ihn verwundert messend.

war er mit abgewendetem Gesicht, von unbekannter Macht bezwungen, zum erstenmal ohne Gruß an ihr vorbeigegangen. Und wie er zu Hause in seine Stube getreten war, hatte sich sein Weib in Hast von ihrem Stuhle aufgerafft und hatte wie immer, wenn er nahte, das Gemach verlassen. Sein Auge aber war auf ihr gewesen. Und wie ein Blitz hatte ihn ein sündiger Gedanke durchzuckt. Das Weib siechte! Die bleichen Wangen, das ganze weiße Gesicht waren schmal wie bei einem Kinde geworden. Dafür schien es, als hätten sich die dunkeln, heißen Augen vergrößert und einen fiebrigen Glanz gewonnen. Wenn das Weib — stürbe! Die Leidenschaftliche verzehrte sich, und das Laster, dem sie verfallen war, half mit den Leib zerstören! Wenn das Weib — stürbe! Der Hofer war zusammengeschauert, als er sich auf dem Gedanken ertappte. Aber dann hatte er sich in einen Stuhl geworfen, die Ellbogen auf den Tisch gestützt und, die Stirn in die hohlen Hände gelegt, das Böse zu Ende gedacht. Neben der Gestalt der Faustine war eine andre aufgetaucht, so kräftig, als die der Faustine zerfallen, so gesund und aufrecht, als die seines Weibes schmächtig war und krank. Der dieses starke Geschöpf freite, warb sich einen Gefährten, einen Freund und Kameraden und eine Hilfe!

„Du hast sie abgeschworen vor allem Volk und für alle Zeit," sprach der Hofer in sich hinein.

„Wenn aber die andre stürbe!" gellte es abermals in ihm.

Und das Bild der Cille wuchs vor ihm immer deutlicher und immer begehrenswerter. Er sah drüben

seinen Knaben im Linnen liegen, aber der ihm sonst das Höchste und Einzige war, vermochte ihn nicht aus dem Grübeln zu wecken. Er streifte den Korb mit verlorenem Blick und dachte immer sehnlicher der Cille und fühlte in sich all das erstehen, was er just für immer abgeschworen hatte.

Verbotene Früchte! Seit Adams Fall lechzt das schwache Menschengeschlecht nach dem am meisten, so ihm verwehrt ist. Laß einen an einem Glück vorübergehen und höre ihn sagen: Mich verlangt nicht danach, ich berühre es nicht! Und sprich alsdann: Es ist dir verboten! Hei, wie ihm das Unbegehrte in den herrlichsten Lockefarben erstrahlen wird, wie eine Sonne aus dem Dunkel entflammt! Hei, wie ihm die Hände nach dem zucken, das er nicht berühren soll! Und wie die Versuchung ihn jach überkommt und langsam ihn zwingt!

Der Gallus war lange in sich versunken gesessen. Auf einmal kam ihm ein wildes Verlangen. Er fuhr auf und verließ mit großen Schritten Stube und Hütte. Er suchte die Cille. Was er bei ihr wollte, wußte er selber nicht, einzig — er mußte ihr sagen, welchen Eid er getan hatte. Mit denselben schweren, zielbewußten Schritten stieg er den kurzen Weg zur Andermatthütte und betrat die stille. Er fand die Dirne in der niederen, spärliches, sauberes Gerät haltenden Stube. Sie erhob sich. Es schien, als habe sie in untätigem Sinnen gesessen und sei ihr kräftiges Gesicht fahl. Er blieb dicht vor ihr stehen und starrte sie an.

„Was willst du?" fragte sie, ihn verwundert messend.

„Ich habe vor der Gemeine geschworen, daß zwischen dir und mir nie andres sein soll denn nachbarliche Freundschaft," sagte er, als hätte er die Worte auswendig gelernt.

„Ich weiß es," sagte sie ruhig.

„Du — weißt —" stammelte er ungläubig und von ihrer Fassung betroffen.

„Einer, der hier vorüberkam, wußte die Mär zu vermelden," fuhr sie fort. „So du uns beiden Ruhe geschaffen hast, hast du recht getan."

Er glotzte sie an.

„Aber — wenn — einmal —"

Sie erriet aus seiner Miene, was in ihm vorging, und erschrak.

„Kein Aber und kein Wenn! Du hast beschworen, was wir auch ohne Schwur gehalten hätten. Vor dem Himmel ist dein Eid eine Narrheit. Das, was er verspricht, nicht zu halten, wäre die ungeheuerlichste Sünde. Das Volk will aber schwer verstehen. Daß du ihm geschworen hast, ist darum gut!"

„Aber, wenn die Zeit käme . . ."

Sie schnitt ihm aufs neue die Rede ab. Ihre Gestalt streckte sich.

„Wenn ich nicht geringer von dir denken soll, guter Freund, so schweige! — Was ist mit dir vorgegangen? Hast du getrunken? — Schäme dich, Hofer-Gallus! Geh und schäme dich! Du warst nahe daran, deine Ehre wegzuwerfen."

Er starrte ihr fassungslos ins Gesicht. Dann schlug ihm das Blut in Wellen zu Häupten, und beide Fäuste vor die Stirne pressend stürmte er hinaus.

Seitdem war an dem Hofer eine mächtige Verschlossenheit und eine noch größere Strenge denn früher zu sehen. Sein Leib schien höher geworden, und sein Blick wurde scharf und zielbewußt. Keiner erriet, daß er eine heimliche Unrast mit sich herumtrug, denn er zeigte eine hohe Gelassenheit und Selbstbeherrschung. Etwas Unbäurisches kam in seine Art zu reden und in sein ganzes Wesen, und so fing er an, die Heimgenossen zu überragen. Allmählich gewann er eine fast unumschränkte Gewalt über sie.

Der aber die Gemeine mehr denn je zu beherrschen begann, hatte über ein Weib keine Gewalt. Die Faustine trotzte seinem Zorn wie seiner Güte. Sie war wetterwendisch wie des Jahres Frühmonde. Tage und tagelang umgab sie das Kind mit überzärtlicher Sorge, schaffte in Hof und Eigen, überwachte Knecht und Magd, alles das, als wäre sie allein Herrin und hätte für alles zu denken. Dann kamen plötzlich schlimmere Stunden. Sie schloß sich in eine Kammer ein. Wenn der Hofer sich dort den Eintritt erzwang, fand er sie im Rausche. Für ihn hatte sie nicht Wort noch Blick. Sie stand ihm kaum Rede. Er mußte lernen, sie schweigend zu ertragen. Er hatte Friede zu machen versucht, doch umsonst. Sie mied ihn wie einen Aussätzigen.

So lebte der Richter ein verschwiegenes Martyrium. — Zwischen dem Gallushofe und der Andermatthütte war es still geworden. Die Cille vergrub sich in der Einsamkeit, und der Hofer umging ihre Hütte scheu wie ein Geschlagener.

Sechzehntes Kapitel

Von dem Behaim ging ein Gerede zu Abfrutt. Der Krüppel, dessen Leib zerfiel, fing an, am Geist zu kranken. Die Kinder flohen, wenn der Lahme sichtbar wurde, und die Erwachsenen mieden ihn, wo sie konnten. Er aber schleppte sich ortauf und -ab und umlauerte die Hütten. Im Gehen bewegte er die Lippen in ewigem Flüstern. Die Bauern glaubten, daß er bete. Aber er sprach mit sich selbst. Verworrene Dinge raunte er in sich hinein, selbst unacht dessen, was er plapperte. Zuzeiten überkam ihn ein Wahn. Er glaubte der Ambrosius zu sein. Dann schlich er sich unter alle Hüttenluken und schielte ins Innere und spähte nach Fehlbaren und Sündigen. In der Dämmerung stahl er sich nach der Kapelle, warf sich vor dem Altar zu Boden und wälzte sich vor Zerknirschung und Demut. Manche wollten klatschende Schläge wie von Geißelhieben gehört haben und vermuteten, daß der Behaim im Wahn den Leib kasteie.

Einmal, als Martinus in der Kapelle Gottesdienst hielt, befiel den Behaim, der bei keinem Dienste fehlte, der Wahnwitz. Er drängte sich aus den Reihen der Andächtigen und trat vor den Altar. Dort warf er die Arme aus nach Art des Ambrosius, wenn dieser die Gemeine gescholten und bedroht hatte, nannte mit gellender Stimme die Schar derer von Abfrutt einen Haufen Gottver-

gessener und Gottverfluchter und hätte wohl weiter gelärmt und verwunschen, wenn nicht der stärksten Männer einige den sich wütend Sträubenden aus der Kapelle geführt hätten.

Der einstige Söldner, der sich aufrecht getragen und stählerne Glieder besessen hatte, hatte derzeit ein schreckhaftes Aussehen.

In den Wäldern ob St. Niklausen hatte vorzeiten ein Einsiedler gehaust, von dem die Aeltesten zu Abfrutt zu berichten wußten, daß Väter und Großväter ihn gesehen und von ihm erzählt hätten, Kopf- und Barthaare hätten ihm in Strähnen wie das graue Gespinst, das von verwitterten Tannen hängt, das Haupt umwallt. Dem Waldmenschen — so ging die Rede — glich der Behaim. Sein Leib war gebückt, hagere Beine trugen ihn unsicheren, schleppenden Ganges. Der Kopf war vorgebogen, so daß er allzeit wie ein Lauernder erschien. Das eisgraue Haar umstand wild und rauh wie Felsgras den Schädel; es fiel in die Stirne und überhing die Brauenbüschel. Die kleinen Augen blickten rotumrändert halb scheu, halb frech durch die Haarsträhne. Der Bart fiel schwer und lang und zerzaust über die eingesunkene Brust. Wenige blonde Flachsfäden standen noch neben den wustenden grauen. Was von dem Gesicht in dem Haarwust noch sichtbar blieb, war wie Kupferwerk, stach braunrot und gedunsen hervor. Wenn diesen Gesellen die irre Wut überkam, war er kein erfreulicher Genosse.

Dennoch hatte er noch niemand geschädigt. Nur mit Worten stellte er den Unfrommen nach, wenn ihn selber die Frommheit überkam. Einem von diesen,

dem Hofer-Gallus, dachte der Irre Unheil zu. Zuzeiten, zumeist zur Nacht, umschlich er den Hof oder legte sich lauernd in das Untergehölz davor. Er schien an einem Plan zu sinnen, während er das Haus umstreifte. Das Geflüster seiner Lippen wurde lauter, und drohend erhoben sich manchmal seine Fäuste. Einmal, als der Hofer vor der Hütte stand, sauste ihm ein Stein dicht am Kopfe vorbei und fuhr mit peitschendem Schlag gegen die Mauer. Das schrille Gelächter des verborgenen Werfers verriet diesen dem Richter. Doch der Gallus hatte nur Mitleid für den Gesellen, dem sich mehr und mehr der Geist verdüsterte, und ließ ihn ungestraft, ja ließ den Unheimlichen sorglos gewähren.

Zuweilen noch, und vor allem daheim, hatte der Behaim dennoch gesunde Stunden. Dann trat jenes Zwitterwesen zutage, das ihm seit seiner Verkrüppelung anhaftete: gleißnerische Frömmelei, hinter der die rohe Natur des Gesellen sich notdürftig verbarg. In diesen Stunden marterte er sein Weib.

Der Erni hatte es lange gefürchtet und mit scharfen Augen gewacht. Eines Abends gewahrte er, daß der Heimgekehrte sich an der Mutter vergriff.

Die Behaimin war siecher geworden. Seit Tagen war sie ans Lager gefesselt. Ihr Leib bedeckte sich mit Wunden; ihre Kräfte begannen zu erlahmen. Eines Morgens erhob sie sich, die Zähne verbissen, zwang sich auf und betrat die Stube. Da saß der Erni über seiner Schale Milch, und als er die Mutter erblickte, fuhr er empor, und die Augen füllten sich ihm mit heißen Tropfen.

„Es sollte gehen, Bub, und es — will nicht mehr,“ keuchte die Gunde und sank wider die Wand.

Er hob sie vom Boden auf und versuchte sie zu tragen; aber als er seine Arme um sie schlang, tat sie einen halbunterdrückten Schrei. Sie ertrug die harte Berührung nicht. Mühsam geleitete er sie zum Lager zurück. Und als sie sich auf das Farnbette streckte, war der Schmerz kaum verwindbar, den ihr das Niederlegen gab. Mit zitternden Händen half der Erni, dann sank er an ihrem Lager in die Knie und vergrub den Blondkopf verzweifelnd in das Linnen.

„Ich kann nichts für Euch tun,“ stöhnte er.

Da drückte sie eine der wächsernen Hände in sein Haar und flüsterte:

„Freilich, freilich, Bub, mein Bub! Beten magst du, daß der Herre-Gott es nicht zu lange sein läßt, daß ich hier liegen muß.“

„Sprecht nicht so! Ich lasse Euch nicht sterben,“ entgegnete er ungestüm.

Aber geheimnisvoll hieß sie ihn sich trösten, als wüßte sie, daß von dem Bette kein Aufstehen mehr für sie wäre.

Von diesem Tage an verlor der Erni die Ruhe. Eine Hast trieb ihn von Ort zu Ort, wenn ihn nicht Arbeit an eine Stelle zwang. Er träumte noch immer von einem Heilmittel für die Mutter und irrte ziellos umher, als müßte er es von ungefähr am Wege finden. Die Behaimin litt schwer, aber ihr Bub war um sie auf die Folter gespannt. Seine Wangen wurden schmal, jede Weichheit wich aus seinem Gesicht, und eine Sorgenfalte grub sich

zwischen seine hellen Brauen. Als dem Erregten, Rastlosen die Erkenntnis wurde, daß die Mutter Mißhandlung von dem einstigen Genossen erfahre, empörte sich alles in ihm wider den, dem er den Vaternamen nicht mehr gab.

Er kehrte eines Morgens heim. Die Nacht, die der Mond zum Tage gehellt hatte, hatte er genützt, hoch im Gefels nach neuen Kräutern zu suchen. Müde und mit leeren Händen kam er an die Hütte. Er stahl sich mutlos in den Flur und gedachte heimlich seine Kammer zu erreichen, damit die Mutter die vergebliche Suche nicht ahne. Die laute, zänkische Stimme des Krüppels, die im Wohngemach scholl, ließ ihn plötzlich den Schritt verhalten.

„Ich habe zu trinken begehrt; hörst du nicht, Weib? Wenn mich dürstet, hast du mir den Trunk zu schaffen.“

„Du weißt, daß nichts andres denn Wasser in der Hütte ist.“

„Lügnerin!“

Der Behaim schien nach dem Nebengelaß, das die Mutter seit seiner Ankunft innehatte, zu hinken.

„Willst du dich rühren! Du verfaulst, Müßiggängerin! Du sollst mir den Trank schaffen! Willst du mich aushungern und verdursten lassen! So lästig bin ich dir! Seit ich hier bin, hast du mir gegeizt und gekargt, ich habe geschwiegen! Aber jetzt — hab acht, Liebste, Schöne, ich lehre dich!“

Der Ton wurde drohender. Der Erni hielt sich nicht länger. Im nächsten Augenblick stand er am Bette der Siechen und schleuderte den Rohen zur Seite, dessen Faust just auf die Schulter seines

Weibes gefallen war. Die Gunde hatte sich halb aus dem Linnen erhoben. Als sie den Buben zu ihrem Schutze nahe sah, sank sie kraftlos zurück. Der Erni stand mit bebenden Lippen.

„Feiger! Unhold!“ stieß er mit keuchender Brust heraus. Seine Blicke loderten. Der Behaim mochte sich hüten; ein unbezwingbarer Zorn schüttelte den jungen Gesellen.

Der Krüppel raffte sich mühsam von der Wand, an die er gefallen war, auf.

„Mein edles Jungkraut,“ höhnte er. „Welch kindliche Minne wider deinen — —“

„Sage das Wort nicht,“ schrie der Erni. Dann hob er die Fäuste und trat an den andern heran.

„Ich muß dir den Schlag zurückgeben, ich muß — ich muß —“

Er krallte die Arme nach dem Halse des Zurückfahrenden — und ließ sie in Unentschlossenheit sinken.

„Erni,“ mahnte die Sieche bittend.

Da geschah etwas Seltsames. Der Behaim, als wäre ihm die Gegenwart plötzlich aus der Erinnerung geschwunden, faltete die Finger, neigte den Kopf und begann laut und mit ängstlicher Dringlichkeit ein Paternoster zu sprechen. Und immerfort betend verließ er die Kammer.

„Ich verjage ihn,“ sagte der Erni. Die Rede stockte ihm. Allmählich nur gewann er seine volle Stimme zurück.

„Du darfst nicht!“ entgegnete die Gunde.

„Wer will es mir wehren? — Er vergreift sich an Euch — warum ihn nicht vertreiben! Er ver-

dient das Obdach nicht mehr. Wenn wir im Tale wohnten, ließe ich ihn in Ketten legen; hier heißt es sich selber helfen! Ich verjage ihn, Mutter!"

„Du darfst nicht!"

„Haha! Ich hasse ihn! Ich zahle ihm heim, was er an Euch gesündigt hat! Wer hindert mich?"

„Dein eignes Gewissen," sagte gewichtig die Gunde.

Der Erni wandte sich zur Tür. Noch immer lohte der Zorn in seinem Gesicht. Dennoch zögerte er.

„Komm hier heran, mein Bub," gebot die Behaimin.

Er gehorchte schweigend und widerwillig. Als er am Bette stand, ergriff das Weib seine Hand und hob leise und feierlich an:

„Ich habe ihn zu hassen geglaubt. — Vielleicht hasse ich ihn. Er hat mir viel Leides getan. Vor Tagen noch hätte ich dich geheißen, mich an ihm zu rächen. — Aber — der Tod ist ihm nahe — näher, vermeine ich, denn mir! Und nun, da ich selber das Sterben vor mir habe, nun weiß ich, wie es täte, auf die Straße gejagt zu werden. — Wenn sie ihn draußen fänden, Bub? An der Straße — verendet wie ein Tier — durch deine Schuld? Wie würdest du noch Frieden haben können? Ich kenne dich: du bist nicht wie die andern! Allem Geschehenen sinnst du nach! Du müßtest zugrunde gehen! Das Bild verließe dich nicht mehr: der — der dein Vater gewesen ist — im Staub ver— —"

Er unterbrach sie erregt.

„Lasset! — ich werde es bedenken!"

Langsamer, in Sinnen verloren, fuhr er fort:

„Mag sein, daß ich ihn sähe — den Toten — aber — das andre — wie er die Hand hebt — gegen Euch — das vergesse ich ihm mitnichten! — Und — wer kann sagen — ob er Euch ferner in Ruhe läßt!"

„Du wirst für mich Sorge tragen," sagte sie zuversichtlich.

„Ich bin selten daheim."

„Gleichviel! Ich fürchte mich nicht! Und er wird sich hüten, weiß er doch, daß ich ihn anklagen mag vor dir!"

„Ihr wollt mir die Furcht nehmen, aber ich kann nicht ruhig sein."

Da zog sie mit mühsamer Bewegung seinen Kopf zu sich herab, bis sein Ohr ihren Mund berührte. Eindringlich und geheimnisvoll sprach sie zu ihm:

„Du weißt, daß keine Heilung für mein Siechtum ist! Nein! Nein! Laß die Widerrede! Warum es länger verhehlen? Es mag lange dauern; aber es ist keine Hoffnung, daß ich genese. Nur — die Qualen mögen wachsen, und — der menschliche Leib ist schwach — wenn die Schmerzen fuchtbarer werden und furchtbarer — mag eine Stunde kommen, daß ich schwach werde und nach dem Tode schreie. Und wenn ich dann müde bin — Schlaf habe — Bub — du weißt — einen Trank — zum Schlafen! Gib mir — ich will — ihn verbergen — und — —"

„Was sinnet Ihr?"

Der Erni stand mit weitgeöffneten Augen.

Sie drang wieder in ihn.

„Die Wurzelknollen — du hast sie wohlver-

wahrt — ich habe sie gesucht und nicht gefunden! — Darum heische ich sie von dir! — Ich sage nicht, daß ich den Trank brauche. Nur — wenn das Gräßlichste kommt und das Unerträglichste — und ich möchte erlöst sein — Bub — gib mir — wenn doch Erlösung von bitterster Qual sein kann — gib mir den Trank, daß ich ihn zur Hand habe! — Und — wenn er, der Gottverlassene, mich doch marterte — deine Hand bliebe unschuldig — so möchte ich mit diesem armen Leib ein Ende machen!"

Er wandte ihr sein Gesicht zu. Eine grenzenlose Innigkeit durchsonnte seine Züge. Er legte schmeichelnd den Arm um sie und strich mit der andern Hand über ihren grauenden Scheitel.

„Ihr redet irr, Mutter! Besinnet Euch! Eine Schwäche ist über Euch gekommen. Legt Euch nieder! Ich wache bei Euch!"

„Ich sehe grauenhafte Tage kommen," sagte sie, den stieren Blick ins Leere richtend. Dann fuhr sie aufs neue herum.

„Du wehrst mir das Erbetene? Soll ich nicht entscheiden dürfen, wenn es genug ist!"

„Ehemals lehrtet Ihr mich, daß über solches nur der Herre-Gott entscheidet. — Aber still! — Was Ihr gesagt habt, ist nicht Euer Ernst gewesen. — Und jetzt hört, was ich sage: Ich weise dem, den Ihr fürchten müßt, die Tür!"

Die Behaimin machte eine heftig abwehrende Bewegung. Der Erni fuhr fort:

„Widersprecht nicht! Ihr heischet den Trank, daß Ihr, wenn er Euch abermalen marterte, das Gift nehmen möchtet! Seht Ihr, wie Ihr un-

geborgen seid! Die Gefahr ist nahe, solange der — Behaim mit uns haust! Ihr wisset es wohl, und Ihr ersinnet das Unmögliche, daß mir eine Sorge genommen sei."

Sie sah ihn durchbohrend an. Dann ließ sie den Oberkörper in die Kissen schlagen.

„Sei es, wie du vermeinst!"

Er drückte seine Lippen auf ihre Stirne und trat zur Türe.

„Wohin willst du gehen?" fragte sie in leiser Ungeduld.

„Tun, was getan sein muß," gab er zum Bescheid und verließ das Gemach. Die Behaimin verhüllte das Haupt mit den Linnen ihres Lagers, nicht um zu flennen, nur um zu sinnen, bis die Sinne sich ihr verwirrten und ein Schlummer sie überkam.

Der Erni fand das Wohngemach leer. Und halb unbewußt trat er in seine eigne schmale Kammer. Er ließ sich auf sein Lager nieder, schlang die Arme um die nackten Knie und starrte gedankenvoll vor sich hin.

„Du wirst den Frevler, der die Mutter geschlagen hat, suchen," sagte er sich. „Er soll die Hütte nicht mehr betreten!"

Im nächsten Augenblick kamen ihm die Worte der Behaimin wieder zu Sinn. Wenn sie ihn draußen fänden, Bub, an der Straße, verendet wie ein Tier — durch deine Schuld?

‚Und doch — er hat tausendmal Schlimmeres verdient,' fuhr es ihm alsdann durch den Kopf. Dann sah er die Sieche vor sich, wie sie sich noch

krümmte unter dem just empfangenen Schlage der unmenschlichen Faust. Alles Blut drängte ihm zu Häupten, ein namenloser Grimm überkam ihn. Sein Blick durchflog den kahlen Raum, als suche er eine Waffe; er blieb an einem Wandbrett, ähnlich dem in des Martinus Stube, haften. Und hastig richtete der junge Geselle sich auf. Er schob den Holzriegel vor die wurmzerfressene Tür. Vor das Brett mit den Kräutern, Wurzeln und kleinen Gefäßen tretend, griff er unterhalb desselben, mit sorglichem Druck es lösend, ein Holzstück aus der Wand und nahm aus einer Nische, die er selbst gebrochen und sorglich jedem andern Auge zu verbergen gewußt hatte, ein Tonfläschchen, das er lange betrachtete.

„Er hat sie geschlagen — geschlagen — Herre-Gott — es treibt mich, ihn zu strafen! — Und keine Strafe ist schwer genug! — — Wenn — ich ihn tötete!“

Als er das vor sich hinmurmelte, ging es wie ein Schauer durch seinen Leib. Mit bebenden Händen setzte er die kleine Flasche zurück und schloß die Nische. Ein furchtbarer Schrecken schien ihn gefaßt zu haben.

„Mörder? — Herre-Gott, nein, ich bin kein Mörder! Ich weiß nicht, wie der Gedanke mich ankam.“

Von plötzlicher Sehnsucht erfaßt, sank er ins Knie und betete ein Vaterunser mit der Inbrunst seiner Kinderjahre.

Nicht daß der Bursche schwach oder feig war. Zu Abfrutt war nicht einer, der die Schrofen und Grate so furchtlos zwang, und von den jungen

Männern hätte sich keiner leichten Herzens an den Erni gewagt. Aber der Reine, der die Gedankensünde begangen, als sein Blut in Empörung sott, schauderte zurück vor der Tatsünde. „Das Leben, das der Herre-Gott erflammen läßt, soll nicht von Menschenhänden erlöschen!" Also hatte der Benediktiner einmal gepredigt. Das Bild des Eiferers haftete noch in der Erinnerung Ernis und so dessen Rede. Und daß er selbst wider das Gesetz, das in jener Rede aufgestellt war, freveln könnte, erschien ihm undenkbar, jagte kalte Fieber durch seine Adern. Die Seele des Gesellen war lauter wie Gold.

Als er sich nach einer Weile beruhigt hatte, nahm er seinen Platz auf dem Lager wieder ein. Dort sann er nach, was geschehen müsse, die Mutter zu schützen. Er fand keinen andern Weg als den, den Krüppel fernzuhalten, zu verjagen. Und als er auch dieses überdachte, erschien es ihm Sünde wie das andre. Unentschlossen und mit sich selbst zerfallen verließ er seine Kammer.

Und in derselben Nacht befreite ihn und die Behaimin das Schicksal.

Siebzehntes Kapitel

Die Nacht ist die Ruhe. Der Tag redet und lärmt und jubelt und zetert; die Nacht ist stumm. Der Tag hat eine rastlose Hand, die so vieles schafft, daß die Menschen vom Zusehen müde werden; die Hand der Nacht ist kühl und weich und tut wohl auf glühenden Stirnen. Es ist ein Segen um die Nacht!

Der Erni trat vor die heimische Hütte, als die Dunkelheit über das Tal kam. Die Behaimin schlief. Der Krüppel war noch nicht zurückgekehrt. Der Erni suchte ihn nicht; es war ihm fast leichter, daß er fortblieb. Mit gierigem Atem sog er die kühle Spätluft ein. Seine Brust hob und senkte sich freier, und der Gletscherhauch tat seinen heißen Schläfen wohl. Er stand an den Türpfosten gelehnt und spähte in die Finsternis und sah nichts als die Umrisse der Brunnhütte, die kaum unterscheidbar aus den schwarzen Verhängen traten. Die Dunkelheit und das lautlose Schweigen predigten dem Einsamen einen großen Frieden, und allmählich ließ der Gequälte ihn über sich kommen. Und je länger er verharrte und Wacht hielt, daß der Unwillkommenste sich nicht doch noch zu Gaste bitte, desto klarer wurde sein Kopf, der ihm von vergeblichem Grübeln dumpf gewesen war.

Nach einer Weile war das Huschen eines leichten, nackten Fußes vernehmbar. Gleich darauf stand

die Zumbrunn-Trud neben ihm und nestelte in vertraulichem Gruße ihre Finger in die seinen.

Zwischen den zweien war eine Freundschaft ersprungen. Das Leben schlug die mutterlose Dirne, die der Vater schlechter denn eine Magd hielt, und den Gesellen, dem die Mutter siechte und der Vater mehr denn verloren war, mit viel ähnlichen Sorgen und zwang sie einander nahe. Beide hatten einen Hang, über Dinge zu träumen und zu sinnen, um die sich sonst kein Bauernschädel müht, und beide waren Kinder an Makellosigkeit. Die heimlichen, nächtigen Stunden, die sie, an einer der Hütten zusammenhockend, verbrachten, waren der Dirne die Feierzeit ihrer Tage, dem Gesellen ein lieber Zeitvertreib. Sie pflegten Hand in Hand, fest aneinander geschmiegt, zu sitzen, und doch war kein Gedanke in ihnen, der ihnen die Berührung der beiden Leiber zur Wonne gemacht hätte. Sie empfanden wohl die Trautheit der Stunde, aber ihre Herzen schlugen nicht rascher. Sie rieten vereint an den Rätseln des Lebens herum, zuweilen in eigner, unfroher Erfahrung die Lösung findend. Die Trud vergaß in der Nähe des Behaim aller Unbill und Last, die sie auf allzu jungen Schultern trug, und dem Erni war das Bewußtsein Wohltat, der Dirne ein Schützer und Freund zu sein.

Binnen Jahresfrist war die Trud gereift. Die Sechzehnjährige war zum Weib geworden. Ihre Gestalt hatte sich gestreckt, und in schönem Ebenmaß waren ihre Glieder geschwellt. Bittere Tage zählen doppelt im Leben der Menschen.

„Hast du mich erwartet?" fragte die Trud und lehnte sich an ihn.

„Wie sollte ich?" entgegnete er gedankenlos. „Du hattest kein Versprechen zu halten."

„Hast du vergessen, wie wir das letztemal davon redeten, daß die mondlosen Nächte für uns geschaffen seien. Keiner stört uns. Tut nicht die Stille wohl? Aber — was sage ich? Du hast meiner nicht geharrt! Es ist Zufall, daß ich dich finde. Vielleicht bin ich dir im Wege?"

Sie löste ihre Hand. Ihre Worte hatten nichts von kindischem Schmollen. Sie war fügsam und voll Vertrauen gegen den Gefährten und bereit, zu gehen, wenn er es heischte. Aber er legte den Arm um ihre Schulter.

„Es ist gut, daß du gekommen bist. Mir ist der Kopf von schweren Gedanken wirr, und ich mag mich nicht legen. Vielleicht lerne ich bei dir mehr Ruhe, Dirnlein."

„Deine Mutter — ist — das Siechtum will schlimmer werden?" fragte sie leise.

„Es ist schlimmer geworden — und mehr — es ist kaum mehr Hoffnung — und mehr — ihre Qual wächst von Tag zu Tag! Und ich sehe die Marter mit an und kann weder helfen, noch auch nur lindern! Und ich weiß, daß sie die Zähne zusammenknirscht, auf daß ich nicht ahnen soll, was sie erträgt, und ich trage es doch mit ihr! — Herre-Gott, warum schlägst du gerade sie mit diesem langsamen Foltertod? Was hat sie dir getan? Warum ist für sie keine Hilfe, die besser ist als jedes andre Weib!"

Sein Leid kam so plötzlich und so gewaltig über ihn, daß er ihm nicht mehr zu gebieten vermochte. Vor der Kameradin fand die lang verhaltene Sorge Worte. Er löste den Arm von ihrer Schulter und lehnte aufschluchzend, aber tränenlos den Kopf wider den Türpfosten.

„Erni," sagte die Trud mit einer Stimme, die über ihn Gewalt hatte. „Du bist ein Mann, Erni, und Männer flennen nicht."

„Ich flenne nicht," zürnte er, „ich kann nicht flennen! Ich wollte, ich könnte mir mit lauten Schreien die Last aus dem Herzen schreien! — Du weißt freilich nicht, was ich da drinnen mit ansehe."

„Der Herre-Gott wird sie erlösen," sagte sie fast feierlich." Bete, daß er ihr Ruhe schickt. Ich will dir helfen; alle Tage will ich darum bitten!"

„Ich soll bitten, daß die Mutter stirbt," sagte er auf einmal mit seltsamer Ruhe. „Was faselst du? Als ob ich sie missen könnte! Sie darf nicht sterben! Sie muß gesund werden! Alles andre — ist nicht auszudenken!"

„Du hast deine Mutter lieb, wie ich die meine gehabt habe. Ich gönne der meinen, daß sie gestorben ist. Sie hat nur schlechte, elende Tage gelebt. Und wenn das Siechtum die deine martert, warum wolltest du nicht froh sein, wenn sie erlöst würde!"

Ein Staunen faßte den Erni ob ihren altklugen Worten. Er nahm sich zusammen.

„Ich will versuchen, zu denken wie du. Aber — ich vermag nicht auszusinnen, wie es sein wird, wenn da drinnen die Mutter nicht mehr ist."

„Du wirst vermeinen, auch sterben zu müssen," fuhr sie weiter, „und die Tage werden dir zuerst lang wie Monde erscheinen. Dann wirst du dich wieder einleben und wirst froh sein, daß du leben darfst. Und auf einmal wird dir eines in den Weg kommen, das du gern hast! Dann ist bessere Zeit. Dann vergeht dir die Traurigkeit oder lastet doch nicht mehr so schwer."

„Woher weißt du dies alles?"

„Von mir selber. So ist mir zumute gewesen!"

„Und dann hast du die Mutter vergessen können?"

„Vergessen nicht! Aber ich habe gelernt zu denken, daß alles so, wie es jetzt ist, gut ist."

„Und — es ist dir eines begegnet, das du lieb hast — wie deine Mutter?"

Der Erni fragte das, beinahe ohne zu wissen, was er sagte.

„Wie die Mutter —" sann die Trud, „ich weiß nicht, ob das so gleich ist, aber ich freue mich auf dich, wenn ich dich zu sehen komme! Und ich denke an dich, wenn es mir schlecht geht und ich mich kümmere; dabei wird mir leichter zumute."

Er erschrak fast ob ihrer Offenheit.

„Meinst du mich?" fragte er ungläubig.

„Ja, dich," bestätigte sie ohne Scheu noch Geziertheit.

Darauf schwiegen sie beide eine lange Weile. Zu der Stunde spann sich ein unsichtbares Gewebe um sie. Der Erni umfaßte abermalen der Dirne Hüften. Die Sorgen gingen ihnen schlafen über dem Bewußtsein, daß sie einander nahe waren.

Die Nacht hellte sich nicht. Tiefschwarze Schatten

lagerten über dem Engtal so undurchdringlich, daß sie selbst die Riesenglieder der Berge und die ragenden Tannen verhüllten. Ein paar verlorene, mattleuchtende Sterne standen in dem finsteren Himmelsgewölbe. Ihr weißes Licht spendete keinen Schein. Von den Firnen kein Luftzug mehr! Die Wanderweise des Alpbachs selbst ging unter in der dumpfen Stille. Auch der Dirne und dem Gesellen fehlten die Worte. Einmal nur flüsterte der Erni:

„Ich möchte dich immer an der Seite haben."

Die Trud antwortete nicht.

Viele Augenblicke später war es, daß der Blick des Burschen durch Zufall nach der Seite wanderte, wo der Bergwald die grünen Lehnen säumte. Eben war dort noch undurchdringliche Nacht gewesen. Nun ging ein sonderbarer Flackerschein über die Tannenwipfel und zeigte deutlich das dunkelgrüne Gezweig. Es war wie der Widerschein einer Fackel. Zuweilen leuchtete, selbst grell beschienen, ein grauer Stamm aus der Waldnacht.

Der Erni war zusammengefahren, krampfhaft umspannte er mit den Fingern den Arm der Dirne und spähte vorgeneigten Leibes nach der zuckenden Helle.

„Dorthin sieh, Trud," mahnte er.

Die Blicke der Dirne folgten den seinen.

„Jesus, das ist —"

„Brandfeuer," ergänzte der Erni. „Wir müssen über die Lehne hinan, daß wir die Flamme finden, die den Schein wirft," stieß er danach hastig hervor.

Sie stoben den Hang hinan, als rennten sie

um ihr Leben. Unter den Tannen, wo eine rote Helle die nächtige Dunkelheit brach und durchleuchtete, wandten sie sich. Der Feuerschein zuckte über ihre bleichen Gesichter. Ihre Blicke fanden eine zur Garbe wachsende Flamme am Dorfende. Sie schien aus dem Bielwalde aufzulodern, denn rings um sie reckten die Bäume ihre hageren Gerippe und standen schwarz und gespenstisch inmitten des Lichtes.

„Der Wald brennt," stammelte die Trud, den Arm des Gefährten umklammernd.

„Der Gallushof," keuchte der. Seine Stimme klang fremd, eine wilde Angst zitterte darin, so daß die Trud jäh zu ihm aufsah.

Sie sah, wie seine Lippen bebten und wie es in seinen Zügen arbeitete. Er war kein Furchtsamer. Dennoch schüttelte ihn eine grausame Angst, während er nach dem wachsenden Brande starrte.

Die Trud drängte ihn:

„Eile doch, wenn es der Hof ist! Hilf retten! Es wird lebendig im Dorf! Was stehst du noch hier!"

„Ja — ja —" raunte er gedankenlos. „Ich — will —"

Gleich darauf flüsterte er, sich selbst unterbrechend:

„Er — er hat es getan."

Und kaum war ihm das entfahren, als er zusammenzuckte und die Trud von der Seite ansah, als fürchte er, sie möchte die Worte gehört haben.

Als sie ihn fragte: „Was ist dir? Was redest du?" schoß ihm das Blut zu Häupten.

„Nichts, nichts!" schrie er ihr zur Antwort und

stürmte wie ein Toller hangabwärts gegen die Feuerstätte.

Drüben erhob sich die Flamme gleich einer Säule. Ein Bronnen von Funken, stob sie gen Himmel und sank wie rotgoldener Feuerregen zurück. Mit leuchtenden Armen langte sie höher und höher, als lechze die Erdenglut nach der der Sterne. Der Widerschein, den sie über das Tal warf, wuchs. Das Vieh, das an den Hängen nächtete, stob auf und jagte verängstigt aus der Taghelle nach dem dunkleren Wald. Ein angstvolles Gebrüll schallte zuweilen wie Hornruf talwärts. Die nackte Felsbrust gleißte auf in dem jähen Glanz. Der weiße Gischt der Sturzbäche färbte sich rot, so daß es anzuschauen war, als entströme ein Blutstrom dem Herzen der Berge.

Mit auf die Brust gepreßten Händen wachte die Trud über den Schrecken und der Pracht des Brandes.



Achtzehntes Kapitel

Als der Fortunat Behaim das Gelaß seines Weibes verlassen hatte, war er bis zum Abend im Walde umhergeirrt. Seine Sinne waren dumpf; der Krüppel war nicht Herr seines Willens noch seines Tuns. Aber als die Dunkelheit kam, schlich er sich nach der Kapelle. Er hörte nicht auf, Gebete zu plappern, während er nach dem Kirchlein taumelte. Was am Bette des Weibes geschehen war, war aus seinem Gedächtnisse entschwunden. Der rohe Geselle war mit einem Schlage wieder der blinde Nachäffer des Ambrosius geworden. Er stieß mit tastenden Fingern die Tür der Gotteshütte zurück.

Trübes Dämmer nahm ihn auf, und die feuchtkühle Luft des leeren Raumes jagte ein Frösteln durch seine Glieder. Er suchte im Dunkel das Weihwasserbecken, das an der Holzsäule hinter dem ersten Gestühle hing, und fuhr mit der Faust in das geweihte Naß. Die feuchte Hand legte er sich auf die Stirn und ließ sie sinken, mitten in der Gebärde hatte er vergessen, daß er das Kreuzzeichen hatte machen wollen. Langsam schlich er sich durch den Mittelgang dem Altar zu, dahin das kümmerliche Flämmlein der ewigen Lampe ihm leuchtete. Er kniete vor den Stufen nieder und neigte den Kopf so tief auf die Arme, daß die Wirrnis seiner ins Gesicht hängenden Haare den Boden streifte. So verharrte er lange und erfüllte den leeren Raum mit

seinem Gemurmel. Die Finsternis wuchs um ihn mit dem sinkenden Tag, zuletzt stand sterngleich nur noch der Lichtpunkt ob ihm im Dunkel. Da kam den Uebereifrigen eine Schwäche an. Die Knie trugen ihn kaum mehr. Ein paarmal stöhnte er und stockte im Geplärre, wenn das Schmerzen der Glieder unerträglich wurde. Endlich mußte die gesunde Hand den Rosenkranz lassen, damit er sich stütze. Sein Kopf hämmerte, fing an zu fiebern, und während er über die Granitplatten des Bodens kroch, schwankte sein Körper hin und her und drohte seitwärts zu schlagen. So fand er mühsam die Altarwand. Er lehnte den Rücken an diese und streckte die hageren Beine weit von sich. In sich zusammengesunken, wie ein Entschlafener, hockte er eine Weile und stierte vor sich hin. Die Augen gingen ihm über. Farbige Lichter tanzten vor seinen Blicken. Er riß die Lider weiter auf.

Da — vor ihm — im Raum, wo die Meßgewänder hingen, — stand — eine Gestalt! Das lange schwarze Kuttengewand kaum erkennbar, aber der hohe hagere Leib, und dort die starken weißen Hände — über der Brust gekreuzt — und das Gesicht — fahl, streng, steinern — und der Blick, der Blick! „Herre-Gott! — Pater Ambrosius!"

Der Behaim wollte dem stillen Manne entgegenrutschen, daß er ihm den Kuttensaum küsse; aber als er sich vorneigte, packte ihn ein Schwindel, und er sah den Mönch nicht mehr. Und doch, als er sich wieder aufrichtete, stand auch der Pater wieder dort! Und jetzt — hob der an zu reden! Er bewegte die Lippen nicht, aber er redete doch; es klang dem Behaim in den Ohren.

„Was ist aus meinem Werk geworden zu Abfrutt?" fragte der Finstere. Der Behaim wollte antworten, aber die Zunge klebte ihm am Gaumen. So vermochte er dem Gaste nicht zu sagen, wie er, der Fortunat, so eifrig und treu geblieben sei in der räudigen Herde der andern. Und abermalen hörte er den Kuttenträger sprechen: „Schläfst du, Behaim? Weißt du nicht, daß du sie strafen mußt, die Abtrünnigen, die Lauen, die Vergeßlichen, die Schmähzüngigen, deine Heimgenossen, den Heuchler Martinus, dein Weib, das mich leugnet, deinen Buben, der dem Martinus anhängt und zu dem Weibe, seiner Mutter, steht?"

Der Krüppel fuhr auf. Es kam Leben in sein übermattes Knochengerüst. Am Altar sich anklammernd, zwang er sich empor. Der einzige Abstrahl des rauchenden Lämpleins fiel auf sein Gesicht, das sich zu entsetzlicher Fratze verzerrte. Halb tückisch, halb scheu glühten die Augen unter den Brauen.

Und wieder surrte ihm ein Schwall geflüsterter Worte ans Ohr: „Und den Christusschänder — hast du vergessen, Behaim? Er läuft noch herum, ungestraft! Und du lässest es geschehen! Weißt du nicht mehr, wie der heilige Leib am Weggestein zerschellt ist? Und der Gottleugner lebt! Seine Hütte steht hoch! Ist keiner, der ihn im Namen des gerechten Himmels straft? Vergissest du so dein Amt, Fortunat?"

Ein heiseres, kurzes Auflachen, mehr dem Murren eines gereizten Tieres ähnlich, brach die Stille der Kirche. Der Krüppel hatte den Laut herausgestoßen. Er taumelte der Stelle zu, wo der Pater stand. Es

war ihm, als sehe er, wie er die Hand reckte und schüttelte, so, als rufe er ihn zur Rache. Und als er nach seinem Gewand griff, fuhren seine Finger in die leere Luft. Einen Augenblick glotzte der Irre in das lautlose Dunkel. Da war er doch gestanden — da — da! Abermalen lachte der Behaim. Und plötzlich kochte eine Wut in ihm auf. Er lebt noch, der Christusschänder, der Gottleugner, der ungerichtete Richter! Ha! Das Feuer, das heilige Feuer mag ihn fressen, den Ungläubigen!

Mit dem gesunden Arme fuhr der Behaim nach dem Oellicht zu seinen Häupten. Er hing sich daran, daß die Ketten rissen. Gleich darauf hielt er die zischende Flackerlampe. Die Flamme drohte zu erlöschen. Da riß er den Docht weit aus dem Gefäß, und das Licht stieg rauchig. Er ließ ein häßliches Kichern hören und schleppte sich vorsichtig aus dem Raume.

Trotz seines lahmen Beines schlich er mit wundersamer Behendigkeit in den Schatten des aufragenden Hanges. Er deckte die leuchtende Flamme so geschickt mit seinem Leibe, daß die Helle ihn nicht verriet, und schützte sie mit seiner breiten Hand vor dem Erlöschen, während er das Gefäß mit dem Stumpf der Linken an sich hielt. Stetig keuchte er vorwärts. Die Glieder wurden ihm schwer. Sie waren des Eilens entwohnt. Ein paarmal leckte die Flamme an den Enden seines wirren Bartes. Er war dessen kaum acht. Fieber trieben ihn vorwärts, wie sie ihn in der Kapelle befallen und ihm das Bild des Ambrosius gezeigt hatten. Haha! Der Fortunat Behaim hielt das himmlische Feuer und zog aus, im Namen

des Himmels zu strafen! „Zuerst du, Gallus! Christusschänder! Dann die andern! Hei, wie die Glut euch Demut lehren, euch frommbrennen wird! Hei, auf Erden schon das Fegefeuer für euch! Und der Behaim ist erwählt, euch zu richten! Hihi! Er kommt schon! Leise, leise, verstohlen! In der Nacht! Hihi!" —

Die zu Abfrutt legten sich mit dem Tage zur Ruhe; mit dem Tage waren sie wieder auf. Keiner ahnte den Schleicher in den Matten. Und hätte einer die schreckhafte Gestalt gesehen, er möchte sich bekreuzigt und an einen Spuk gedacht haben.

Der Krüppel erreichte den Hügelwald, der den Gallushof umschloß. Er duckte sich und glitt, fast kriechend, durch das Gehölz. Er umspähte sorglich den stillen Hof. Schwacher Lichtschein glänzte in den Rundscheiben des Wohngemachs. Nichts rührte sich in und außer der Hütte. Da wand sich der Behaim durch das Gestrüpp und gewann die Rückseite des Hofes, allwo der Gallus die Tannenscheite zu einem mächtigen Stoß geschichtet, der sich an die Wand seiner Hausung lehnte. Reisig deckte die langen Scheite. Der heiße Sommer hatte sie wie das Holz gedörrt. Der Krüppel grinste. Ins Gehölz zurücktretend, barg er die Lampe in einer Lichtung im Gestrüpp. Im nächsten Augenblick drückte er sich an der Mauer entlang nach der Hüttentür. Das wetterbraune Brett hing in rostigen Angeln. Er betastete diese und fand sie fest. Abermalen kam das leise, höhnische Kichern über seine Lippen. Darauf begann er in atemloser Hast und Heimlichkeit zu schaffen. Er band die Tür mit Stricken fest, die er aus dem

nahen Gaden holte, so daß sie von innen nicht zu öffnen war. Der Einhändige tat sein Werk mit der Schnelligkeit eines Gesunden. Der Haß und der wilde, fiebrige Eifer schafften mit ihm. Und als er mit der Arbeit zu Ende war, hatte kein Laut die Stille gebrochen. Der Behaim lehnte sich wider das verrammelte Brett. Die Stricke dehnten sich nicht unter seinem Drucke, sie waren straff gespannt. Beinahe hätte der Unselige gelacht und gejubelt, daß ihm glückte, was er werden zu sehen vermeinte. Die Schritte kaum mehr dämpfend ging er, seine Leuchte zu holen. —

Ein sonderbarer Schein war an der Hinterwand des Gallushofes zu der Stunde, da zu Abfrutt der letzte Oeldocht erloschen war und kein Mensch mehr zu wachen schien. Der Lichtschimmer in den Scheiben des Wohngemachs war nicht mehr zu sehen; sie schliefen in der Hütte. Aber der Schein an der Hinterwand wuchs und glitt zuweilen huschend um eine der Hausecken, eine blitzgleiche Helle nach vorn werfend. Ein kaum vernehmliches Knistern raschelte an dem Holzstoß. Das Verderben war aus der Ampel des ewigen Lichtes gestiegen. Das Gefäß lehnte unter dem Reisig; von ihm zur Höhe der Scheiterschicht lief eine Leiter huschender Flämmlein. Das kroch und züngelte höher und höher und einte sich zur Flamme, zur Lohe, griff nach dem Gebälk der Hütte und kletterte empor nach dem strohdürren First. Dann lohte die Fackel in die lichtarme Nacht. Der Gallushof leuchtete in die Runde greller denn die Sonne am Mittag. Die heilige Ampel schürte und schürte, zischend entströmte der umgestürzten das Oel.

Ein grelles, jubelndes Auflachen schallte aus den Stämmen der Waldlehne. Der Lahme tanzte wie toll beim Anblick des roten Feuers. Es schien, als berauschte er sich an dem Flammenzucken und dem Blendglanz des Brandes. Auf einmal rannte er nach der Türe der Hütte. Eine Hand rüttelte heftig an dem verrammelten Brett.

„Wer hat das getan?“ keuchte innen der Hofer. Dann donnerte seine Stimme heraus: „Löse die Stricke, Unhold! Sicher weißt du nicht, was du tust, daß du mir Weib und Kind elend willst umkommen lassen!“

„Ich weiß, was ich tue!“ schrie der Behaim dagegen. „Haha, Christusschänder, ich weiß! Denk an deine Sünden, Gallus! Und beichte — beichte! Ambrosius hat mich geschickt, der fromme Ambrosius! Tue Buße! Die Zeit ist dir knapp!“

Keine Antwort kam von innen. Aber plötzlich fuhr, von einem einzigen Beilschlag getroffen, das Türbrett in Stücke. Dann zerschnitt die Axtschneide die Stricke, und der Hofer trat über die Schwelle. Er trug seinen Knaben, sorglich in Linnen gehüllt, im linken Arme; seine Rechte hielt das Beil gefaßt. Das Gesicht des Richters war bleich, aber fast ruhig. Er hielt das Kind am Herzen; da er dieses geborgen wußte, kam ihm in diesem Augenblick kaum das Leid um seine Hütte an. Der Schein der Flammen übergoß ihn. Finsteren Blickes starrte er umher. Er suchte den Krüppel. Der schaute mit weit aufgerissenen Augen auf den Geretteten. Das Feuer sprühte in Garben aus dem glühenden Herde. Die Schindeln lösten sich vom Firste und fuhren gleich

Sternschnuppen in die Nacht. Im Gehölz leuchteten die fallenden wie Irrwische. Der Hofer schritt unversehrt aus dem Regen der Funken und dem tollen Tanz der Flammen. Der Behaim faßte es nicht. Er rührte sich nicht von der Stelle, ob auch der Richter, die Hand noch immer mit dem Beile gewaffnet, ihm entgegenschritt. Da wimmerte das Kind in des Bauern Arm, und er wandte sich dicht vor dem Frevler.

„Ich werde dich finden," sagte er und schickte sich an, mit seiner Last pfadabwärts zu schreiten.

Indessen war aus der brennenden Hütte die alte Magd entwichen, kaum bekleidet, in der Hand, als trüge sie Berge geretteter Dinge, einen silbernen Haarpfeil haltend. So wandelt plötzlicher Schrecken manche Menschen zu Kindern, daß sie die kostbare Zeit nicht zu nützen vermögen und, ihrer Sinne unmächtig, das tun, was zu tun am wenigsten vonnöten gewesen.

Auf dem Pfade, der zum Gallushof führte, kamen die Scharen der Bauern gestürmt, die meisten mit leeren Händen und ungewiß, was zu schaffen sei. Doch trugen einige Gefäße voll Wasser, die sie am Bache gefüllt hatten. Der Hofer hatte sie nahen sehen. Er blieb stehen und erwartete sie. Da erblickte er die Cille, die aus den Bäumen trat. Er rief sie erregten Tones an sich heran und legte, da sie nahte, das Kind in ihre Arme.

„Hüte mir dieses," bat er. Seine Stimme war unsicher. Da sah sie ihn durchdringend an und sagte:

„Es soll ihm nicht an Sorge fehlen. Aber wo ist die Faustine?"

Der Hofer fuhr zurück. Im Blick der Dirne hatte ein furchtbarer Vorwurf gelegen. In der Sorge um das Kleine hätte er des Weibes vergessen! Noch ehe die andern die Hütte erreichten, stürmte er durch die zerschlagene Tür ins Innere.

Ein Kampf um das brennende Haus hob an. Die Aufgeschreckten besannen sich, daß sie zu retten hatten. Von der Hütte zum Alpbach war eine Reihe emsiger Menschen gebildet. Die Gefäße gingen von Hand zu Hand. Droben am Hügel stiegen sie in die Tannen und warfen von dort das Wasser in die Brunst. Die Glut sengte ihnen Haare und Brauen und Bart. Ihre Augen schmerzten und verloren die Sehkraft im Blendschein der Flammen, aber die Wetterharten wichen nicht. Ein zähes Volk, langsam zur Tat, aber eisernen Willens im Vollbringen!

Der Hofer war dem Brandherde noch nicht wieder entronnen.

Eine helle Stimme schallte aus der Menge, angstvoll und in dringendem Warnen.

„Nordwind!"

Der Erni hatte geschrien. Er hatte mit den übrigen die Höhe erreicht. Ein Verzweifelter mochte nicht eifriger schaffen denn der Behaim-Bub, als er sich den Bauern eingereiht hatte. Eine wahnsinnige Angst hatte ihn gejagt, als er herangestürmt war; sie spornte ihn, daß er mit unmenschlicher Kraft wider die Flammen stritt.

„Nordwind!" hatte er geschrien.

Ein langatmiger Windstoß fuhr aus dem Tale herauf, faßte die Flammen und zerriß sie in fliegende

Feuerzungen, die er gegen die Hütten von Abfrutt trug. Der Erni sah, daß den Behausungen das Verderben drohte. Der Gedanke durchfuhr den Gesellen, daß alle Fährde für die Heimstätten die gen Himmel zuckende Lohe, die Todesnot des Gallus, von der Behaimhütte kamen. Und er fühlte sich mitschuldig. Inmitten des Streites wider die Brunst fiel ihm die Last auf die Seele und lähmte ihm für Augenblicke die regsamen Glieder. Als er keuchend innehielt und einen fast hilfeheischenden Blick in die Runde warf, sah er eine Gestalt unter den Waldstämmen in der Höhe verschwinden, heimlich, wie ein Schuldbelasteter sich wegstiehlt. Er kannte den lahmen Schleicher. Und: „Greift ihn!“ wollte er schreien, aber die Stimme versagte ihm.

Just da krachte das Giebelgerüst des Hofers. Funken stoben auf, das Gebälk knirschte und kreischte und schlug nach innen. Aber dem Hüttenausgang entwich der Hofer. Er schleppte in rauchgeschwärzten Armen die Gestalt der Faustine. Ein gräßlicher Anblick! Die nackten Arme und Beine des Eisengliedrigen war dunkel gesengt, Beulen und Wunden bedeckten sie. An der bärtigen Wange klaffte dem Gallus das rote, zuckende Fleisch, und den Bart hatte die Flamme gerodet. Das Weib schien leblos. Ihr Gewand hing in Fetzen, das todweiße, unverletzte Haupt lag kraftlos über den Arm des Bauern gebogen. An dem Leibe hatte das Feuer gehaust.

Der Hofer bettete die dem Brande Entrissene unter den Tannen. Männer und Weiber umdrängten ihn. Er blickte ohne Scheu, aber mit in Leid feuchten

Augen auf sie und erzählte, auf die Gerettete deutend:

„Die Angst hatte sie verwirrt. Sie entfloh in die Winkel und verschloß sich. So habe ich sie mühsam gefunden und gebändigt.“

In seinem Innern war ein Geheimnis. Die Faustine hatte das Feuer gesucht. Als er das Kleine gerettet hatte, wähnte er, daß die Mutter ihm folge. Sie hatte hinter ihm gestanden, als er die Türe zerschlug. So hatte die Cille ungerechten Verdacht; er hatte die Faustine gesichert geglaubt. Aber sie hatte zu sterben gehofft. Sie war den Flammen nachgestiegen, und der Hofer hatte mit ihr selbst um ihr Leben streiten müssen.

Die Weiber sorgten um die Daliegende. Sie war nicht gestorben, obwohl ihr Atem nur noch in stockenden Stößen ging. Danach trugen sie sie zur Andermatthütte. Der Gallus hatte sich seinem Hofe wieder zugewandt. Die Männer stießen mit jungen Stämmen, die sie eilig gehauen und entästet, das Gerippe der Balken nieder, auf daß das Feuer in sich zusammensinke. Mächtiger fauchte der Nord. Aber die Lohe ermattete. Die rote Säule schrumpfte ein, kaum daß sie noch über die Gipfel der Bäume schlug. Die heiße Schürhand reichte nicht mehr nach den Hütten des Dorfes hinüber. Und als der Erni sah, daß die Gefahr vorüber war, preßte er beide Hände vor die Brust und stammelte ein zitterndes: „Dank dir, Herre-Gott!“

Dann schaute er sich um, als sollte niemand seinen Weg sehen, und schlich hinweg. Als sie später den Namen des Unermüdlichen riefen, kam

keine Antwort. Der Geselle hatte sich unwürdig geglaubt, unter die Retter gezählt zu werden.

Die ganze Nacht hindurch umhallten Beilschläge die Brandstätte. Sie rodeten den Wald, daß das Feuer nicht wandere. Der Hofer war nach der Andermatthütte gestiegen. Nach einer Weile trugen vier Männer auf einer Bahre, die sie aus jungen Stämmen gezimmert hatten, die reglose Hoferin nach der Hütte des arzneikundigen Martinus. Der Gallus schritt hinter ihnen, sein Kind im Arme, über das er sich zu vielen Malen in Angst und Liebe neigte, um zu wissen, daß es lebe.

In der Stube der Cille hatten die versammelten Weiber etwas Seltsames gesehen. Als die Gefahr, daß der Brand sich ausbreite, vorüber war, war der Hofer gekommen, Weib und Kind zu holen. Sie hatten die Faustine auf den Boden gebettet, und die Cille kniete neben ihr, mit geschickten Händen der Schwerwunden wartend. Das Kind schlief ruhig in einem Korbe zur Seite. Da war der Gallus in die Tür getreten. Es schien, als hätten ihm alle Mühen und Anstrengungen nichts angehabt; er hatte in aufrechter Haltung auf der Schwelle gestanden. Wenn nicht die Spuren des Feuers an ihm gewesen wären, hätte keiner erraten, was er durchlebt hatte.

„Ich sage dir Dank, Cille, daß du dich der beiden erbarmt hast," hatte er in fremdem, kaltem Ton gesprochen. Und, Raum gebend, hatte er die Männer, welche die Bahre brachten, näher treten lassen.

Die Cille hatte sich aufgerichtet. Das anmutige Haupt frei erhoben und den Blick groß auf ihn ge-

wendet, hatte sie, als wisse sie, daß sein Weib und sein Kind hier nicht bleiben könnten, gefragt:

„Wohin bringst du sie?"

„Zum Kaplan."

Da war die Dirne beiseitegetreten und hatte stumm zugesehen, wie sie die Wunde auf die Bahre legten und vertrugen, und wie alsdann der Hofer sein Kind aus dem Linnenkorbe hob, heftig an sich drückte und wortlos und ohne Gruß der Bahre nachschritt.

Die Weiber staunten. Es war von dem Hofer und der Dirne viel geredet worden; daß sie einander feind wären, hatte noch keine der geschäftigen Zungen vermeldet. Und doch — jetzt bot des Gallus Nachbarin mit keinem Worte diesem und seiner Sippe Obdach, obwohl Martinus zum Besten aller den Weg wohl eher hätte zur Andermatthütte machen mögen, als daß ihm das sieche Weib zugetragen werden mußte.

Neunzehntes Kapitel

Die Hoferin war gestorben. Unter unsäglichen Qualen, die lange Stunden die Sinne des armen Weibes verwirrten, waren ihr die letzten Lebensfristen verglitten. Ganz zuletzt, als der Tod die Hand schon auf sie gelegt hatte, hatten sich die dunkeln Augen noch einmal geöffnet und einen Schein getragen, wie er kaum je darinnen gewesen. Sie hatten sich auf den Hofer gerichtet, der ihr zur Seite treulich ausgehalten, und dann hatte sie ihn sich herabneigen heißen, daß er ihre Rede höre.

„Halte mir kein so schlimmes Gedenken," flüsterte sie. „So ich dir Leides getan habe, tat ich es ja mir selber doppelt, da doch mein Herz an dir hing."

„Wenn es noch einmal sein kann," gab er zurück, „soll es zwischen uns besser werden!"

Das klang, als wäre an ihm alle Schuld.

Sie lächelte, müde, mit zitternden Lippen, wie schmerzgepeinigte Kinder lächeln, und starb. Und der Tod legte eine große Reinheit auf ihre Züge, als wäre ihr Leben ohne Fehl und Sorge und Haß gewesen. Also sühnt oft die eine kurze Sterbestunde lange, schlimme Jahre des Lebens.

Der Gallus bestattete sein Weib und erwies der Toten viel Ehre. Er redete wenig, aber als er zu einem von der Verstorbenen sprach, kamen nur Worte des Lobes über seine Lippen. Der Faustine wurde, wie sie es erbeten hatte, zu Abfrutt ein

gutes Gedenken gehalten; der Richter trug Sorge darum.

Zwei Monde lang verweilte der Gallus mit dem Kinde in der Hütte des Kaplans. Derweilen zimmerten sie auf dem Hügel ein neues Haus. Der Winter mochte über kurz oder lang über die Talschaft kommen, vorher sollte die Hütte des Hofers stehen. Es war aber zu Abfrutt eine Sitte, die sich von den Altvordern erhalten, daß für einen, den Feuer, Wasser, Schnee oder Sturm geschädigt, die ganze Gemeine einstand und ihm das Verlorene ersetzte. So wuchs die neue Hütte aus dem Boden, und der Bau wurde schmuck und schaute ladend aus dem dunkeln Tannenrund. Jeder Mann und jedes Weib hatte daran seinen Frondienst geschafft; viele waren gewesen, die freudig das Doppelte von dem taten, was Pflichtdienst gewesen wäre. Keiner aber hatte eifriger gearbeitet als der Behaim-Erni. Der junge Geselle war alltäglich zur Stelle gewesen und hatte in stummem Eifer das Werk gefördert. Die Heimgenossen nannten ihn einen Verschlossenen und meinten, daß sonderbare Laune ihn zwänge, die Kraft der jungen Glieder ganz einem andern zu widmen, statt sie zum eignen Vorteil zu nutzen.

Es war kein Geheimnis, daß der Fortunat Behaim den Hof des Gallus zerstört habe. Wenn noch Zweifel hieran gewesen, schwand er, als der Irre von dem Tag an verschwunden blieb. Dennoch erriet keiner die Scham und Scheu, die den Sohn des Entflohenen drückten. Und keiner dachte daran, daß der Wille, des Vaters Schuld zu zahlen, den Gesellen trieb, kein andres Tagwerk zu kennen, so-

lange der Hofer ohne Obdach war. Zuweilen fuhr einer der arbeitenden Bauern, nachdem er zuvor den Erni betrachtet, mit dem Finger zur Stirn, um zu sagen, daß dieser wohl zurzeit nicht klarer im Kopfe sei, als es der Verschwundene gewesen war. Der Erni hatte freilich ein sonderbares Wesen. Er war so wortkarg geworden, daß er nur redete, wenn er gefragt wurde, und seine sonst so hellen Augen blickten scheu und trüb unter gesenkten Lidern hervor. Den Hofer mied er mit ängstlicher Sorgfalt. Er wich ihm aus, als ertrüge er seinen Blick nicht. Und als dieser, der ihm gut war, ihn eines Tages milde ermahnte, sein fremdes Gebaren zu ändern, blickte er ihm mit finsterem Ernst ins Gesicht und sagte:

„Ihr seid barmherziger, denn Ihr solltet, Richter! Aber die Mutter und ich empfinden nur doppelte Scham, wenn Ihr gut zu uns sein wollt!"

Sagte es und schlich hinweg.

Mit der siechen Behaimin grübelte er über ihren Anteil an der Schuld des Vaters.

„Wir haben ihn in die Hütte aufgenommen und ihn als zu unsrer Sippe gehörig erkannt, so ist in unsrer Hausung das Unglück des Hofes genährt und großgezogen worden."

So sagte der Erni.

Die Gunde wendete ein:

„Wir konnten nicht wissen, Bub, daß solches von des — Behaim Handen geschehen könne. Keiner wird uns die Schuld beimessen."

„Keiner als wir selbst," murmelte der Geselle gesenkten Hauptes. „Aber," fuhr er fort, „ist Euch

nicht, als müßtet Ihr versinken oder Euch verkriechen vor den Blicken der Heimgenossen, darum, daß der mit Euch gehaust hat, der Hab und Gut und Leben aller gefährdet hat. Ihr habt recht, keiner redet wider uns, aber es nimmt uns auch keiner das Schamgefühl darob, daß der schlimmste Geselle zu Abfrutt aus unsrer Sippe gewesen ist. Ist es nicht so?"

Die Behaimin nickte und faßte die Hand des neben ihrem Lager Sitzenden.

„Auf die Hütte ist eine Schmach gekommen, du hast recht, Bub! — Die Zeit mag sie wieder lösen; du wirst es wohl erleben! Indessen laß uns Geduld haben und für uns sein!"

„Das ganze Dorf konnte in Schutt und Asche fallen," raunte der Erni gedankenvoll in sich hinein; „es fehlte nicht viel, so fing die Hütte des . . ."

Die Behaimin unterbrach ihn.

„Sie haben ihn noch immer nicht gefunden," sagte sie heimlich.

„Sie werden ihn nicht finden," gab der Erni Bescheid. „Mir scheint, er fand eine Grube, die tief genug war, sich und die Schuld zu begraben."

Von der Zeit an lebten die Sieche und ihr Bub wie Einsiedler. Der Erni verdingte sich wohl wie sonst den Bauern zu allerlei Dienst, aber er war ihnen wie ein stummes Werkzeug und verschlich nach der stillen Hütte, sobald immer sein Tagwerk getan war. Daheim war er der Alte. Er hegte die Sieche, deren Tage schwerer und schwerer wurden, und schaffte, daß ob seiner unendlichen Geduld und Treue die Behaimin zuweilen ihrer Leiden vergaß. Der greise Martinus suchte sie zu Stunden noch

heim, doch auch vor der Nähe des Weißhaarigen faßte die beiden jeweilen ein Unbehagen, das ihnen seine Gegenwart zur Last machte. Nur die Zumbrunn-Trud kam und ging und war willkommen über Maßen. Es gibt Menschen, deren Nähe und Reden und deren Blicke wohltun wie warme Sonne. Die stille Trud war eine der also Gesegneten. Sie trug die einzige Helle in die Hütte, welche die Sorge verdunkelte.

Als der Winter kam, blieb auch die Trud der Behaimhütte fern. Das kam aber so und mochte nicht ewig dauern.

Die Frommen vom Brunngut waren in den letzten Tagen des elften Jahrmonds mit einer Herde Vieh über den heiligen Gotthard gezogen. Sie hatten Kunde, daß zu Livinen mancher fremde Bauer sich den Säckel mit harten Talern fülle, der seine Viehware alldort zu Markte bringe. Es ist aber alleweil eines Frommen liebste Pflicht gewesen, dem Nächsten seine Last zu erleichtern, und so zogen die Ergebenen des Ambrosius gen Livinen mit großen leeren Säckeln, dahinein sie als gute Unterlage die Betschnur legten, zogen aus, diese Säckel zu spicken. Obwohl sie zum ersten Male mit dem schlauen Welschvolke handelten, erfeilschten sie ansehnliche Beute; denn so fest ihr Glaube auf die Heiligen des Himmels stand, so schwach schien ihr Vertrauen zu den Unheiligen der Erde, und sie wußten diesen so mit Vorsicht und Mißtrauen zu begegnen, daß die welschen Händler keinen Vorteil über sie gewannen, sondern vielmehr ihnen als ihren Meistern reichlichen Lehrtribut zu entrichten hatten.

Als die Brüder auf dem Rückwege das zu oberst in Livinen gelegene Eriels verließen, um zum zweitenmal den Gotthard zu übersteigen, hielt der zwölfte Jahrmond mit Frost und Schneegestöber Einzug. Der Matthias und der Balz trugen ihre Kotzen um den Leib geschnallt, deren Inhalt sie genau geteilt hatten, auf daß keiner den andern um ein Mehr beneide. Die Nähe der harten Taler hielt den Gesellen die Herzen warm, aber ihre Leiber froren. Sie erklommen die Paßhöhe unter schlimmer Mühsal; auch die Heimaterde empfing sie nicht glimpflich. Ein zum Sturme wachsender Wind strich aus dem urnerischen Felsgeklüft über die stillen Seen des Hochgeländes, als wollte er den beiden Einsamen den Weg durch das Steintor im Norden verwehren. Sie bargen sich für eine lange eiskalte Nacht in den schlechten Mauern des verlassenen Hospizes, das wie schon früher der Wächter entbehrte.

Es ist ein sonderbar Ding um die Barmherzigkeit der Menschen; sie spendet zumeist gern und mit offener Hand, solange sie selber im Ueberfluß hat, aber sie lernt nicht andern zu geben und selbst zu entbehren. Auf dem Hospiz hatten letzlich Mönche aus Rhätien gehaust und den Bergfahrern inmitten der Steinwildnis eine Stätte offen gehalten, darinnen sie Schutz wider die Berggewalten und Rast von der schweren Fahrt finden mochten. Einen Sommer, einen Winter und abermalen einen Sommer hatten die beiden Väter auf dem Berge ausgehalten, und als es wieder kalt werden wollte, waren sie verzogen, weil es ihnen ungerecht scheinen wollte, daß sie selber die Unbill der Sturmtage litten, um andre

davor zu retten. Seither stand das Zufluchtshaus leer, wie es vor den Tagen der Mönche gewesen war. Der Sturm fuhr durch die brüchigen Mauern, kaum daß darin sich eine Ecke fand, dahin der Frosthauch nicht reichte. Die Schneeflocken, die in nebeldichtem Gestiebe vom Himmel schwirrten, fanden Ritzen und Löcher, sich in das verlassene Haus zu stehlen. So war dasselbe kaum ein besserer Unterschlupf denn irgendein überhängender Fels unter freiem Himmel.

Die Brüder glaubten ihr Leben lassen zu müssen, während sie im Hospiz gasteten. Ein Schneesturm, wie ihn nur der siegestollste Winter bringt, überfiel das morsche Haus. Der Matthias und der Balz waren im Streit wider die Wintergefährden alt geworden, aber zur Nacht und fahrtmüd kein sicheres Obdach zu haben, ist kaum dem Geiste unterhaltsam oder dem Leibe von Nutzen. So kam es, daß die beiden Verlassenen den Tag mit Sehnsucht erwarteten und, wie mit plötzlichem Siechtum geschlagen, während ihnen die Zähne im Fieber aufeinander klapperten, am Morgen in die graue Nebelfrühe hinaustaumelten. Und die Heimkehr vollendete, was die Rast auf dem Hospiz begonnen; die Brüder, die zeit ihres Lebens kein Gebreste gekannt hatten, zahlten ihre erste Welschlandfahrt mit ihrer Leiber Wohlsein. Die Beine wollten sie nicht mehr tragen, ihre Körper waren elend. So schleppten sie sich hinter den Bielwald.

Die Trud erschrak beim Anblicke der beiden Sturmzerzausten. Sie kamen, als sie, unter der Hüttentür stehend, nach der Behaimhausung gespäht

hatte, torkelten ohne Gruß mit gelbfahlen, feuchten Gesichtern an ihr vorüber. Sie vernahm das Krachen der Stabellen in der Stube, als die beiden Wegmatten sich schwer darauf warfen. Und als sie darauf nach ihnen zu sehen ging, fand sie sie inmitten des Gemachs an dem schweren Tische sitzend, in zitternden Händen die Betschnüre und Schweißtropfen auf den Stirnen. Die Frommen trugen Kummer um ihr Leben und riefen mit der letzten Kraft den Himmel um Gnade an. Wenn einen allzeit Gesunden plötzlich ein Siechtum befällt, ist er wie ein Kind in der Angst um seinen Leib. Das Fieber, doch noch mehr die Furcht vor dem Sterben schüttelte die Brüder.

„Seid Ihr müde, Vater? Laßt mich warmen Trank schaffen," meinte barmherzig die Trud und erwartete das barsche Murren, das ihr stets Antwort war, wenn sie fragte.

Aber der Balz hob den Kopf, schnitt eine Jammerfratze und hieß seine Dirne fast freundlich nach ihrer Rede tun. Die Trud bereitete den Trank, den die beiden gierig schlürften. Alsdann bargen sie ihre Kotzen im Stroh ihrer Lagerstätten, die in demselben Gemach an zwei Wandseiten bereitet waren. Während sie sich bückten, schielte ein jeder zum andern hinüber und neidete ihm den Schatz, den er verbarg. Und todmüde, wie sie waren, harrte jeder, daß der andre sich lege. Doch weil keiner kränker sein wollte denn der Genosse, rafften sie sich beide auf und gingen an das gewohnte Tagwerk. Eine Schwäche befiel den Matthias und warf ihn im Stalle zu Boden, so daß die Trud ihn mühsam zur Stube

und auf sein Bette brachte. Endlich, als er den Bruder auf dem Siechbett sah, legte sich auch der Balz mit schlotternden Knochen. Nun hatte die Trud zu pflegen. Viele Tage lang lagen die beiden Bauern in bösem Fieber; die Dirne vermeinte nicht, sie wieder aufstehen zu sehen. Aber Martinus übte seine Kunst und rettete die Brüder. Es kam ein Morgen, da der Balz als der stärkere und jüngere seiner Sinne wieder mächtig war. Als die Trud das Gemach betrat, sah sie den Vater, wie er den Oberleib aus dem rauhen Linnen hob, mühsam auf einen Arm sich stützend, und nach dem Bette des Matthias hinüberspähte.

„Husch, Dirne," raunte er, den Finger an den Lippen, als die Trud ihm näher kam. „Ist er tot oder schläft er, der Ohm?"

„Er ist schwer siech," murmelte die Dirne, und um ihren harten Mund zuckte es spöttisch.

„Den Beutel," flüsterte abermalen der kaum selber der Gefahr Entronnene. „Lange seinen Beutel heraus und lege ihn zu meinem!"

Aber die Trud verließ die Stube, als hörte sie nicht.

Folgenden Tages erwachte auch der Matthias. Auch des Grauhaarigen erster Gedanke war die Sorge um den siechen Bruder, nur daß sein Antlitz sich sauer verzog, als sein Blick dem des Genesenden begegnete.

„Es steht wohl schlecht, Bruder?" redete der Balz ihn teilnahmsvoll an.

„Dir geht es leicht schlimmer?" klagte mit trüber Miene der Matthias.

Dann sanken beide zurück und schwiegen. Jeder sann, wie lange wohl dem andern noch zu leben verbliebe.

Und von dem Tage an begann ein lustiges Wechselspiel. Jeder der Brüder wartete auf des andern Tod. Stundenlang horchte der Matthias auf die Atemzüge des Stubengenossen, und wenn er sie plötzlich nicht vernahm, fuhr er auf und glotzte nach dem Siechbett, hoffend, einen Toten zu sehen. Und des Balz erstes Tagwerk war, zu erforschen, ob die Nacht nicht den Lästigen hinweggenommen, der über dem zweiten Talersäckel lag. Weil aber beide frommen Gemütes waren, führten sie tagsüber oft erbauliche Gespräche und redeten von ihrem Vorbild Ambrosius, den sie zurückersehnten, daß er in diesen Stunden der Heimsuchung seine siechen Jünger hätte trösten mögen.

„Der fromme Pater wäre dir wohl ein rechter Stärker geworden in diesen deinen letzten Tagen, armer Bruder," ließ der Matthias sich einmal hören.

Darauf erwiderte salbungsvoll der Jüngere:

„Ich möchte ihn vielmehr dir gönnen, Matthis! Sicherlich würde dir doch das Sterben leichter, das dir so nahe ist!"

Nach diesem Gespräch falteten sie die Hände und flehten gemeinsam und laut alle Heiligen an, daß sie ihnen — jeder meinte den andern — ein Sterben schenken möchten, das des Lehrers Ambrosius würdig sei.

Der Trud, die im Flur die Komödie der beiden mitanhörte, traten die heißen Zornestränen in die Augen ob der Heuchelei. Es litt sie nicht in dem-

selben Raum mit jenen. So stürmte sie nach der Behaimhütte. Dort redete sie sich den Zorn vom Herzen. Mit rotglühenden Wangen und blitzenden Augen stand sie und schloß ihre Kunde mit hohndurchbebten Worten:

„Bin ich nicht von edler Sippe?“

Die Behaimin und ihr Bub verstanden die Empörung der Dirne. Aber sie schwiegen. Eigne Scham war auf ihnen.

Die Brüder aber genasen. Als sie zum erstenmal zur Kapelle schritten und die Bauern die Wiedererstandenen bestaunten, rieben diese die Hände ineinander und schlugen die Augen gen Himmel.

„Die lieben Heiligen haben es uns gut vermeint,“ lispelte der Matthias.

„Die Kunst des Kaplans ist groß,“ ging ein Gemurmel unter dem Volk.

Aber der Trud fuhr es durch den Sinn:

„Sie haben einander zum Trotz das Sterben gezwungen.“



Dann sanken beide zurück und schwiegen. Jeder sann, wie lange wohl dem andern noch zu leben verbliebe.

Und von dem Tage an begann ein lustiges Wechselspiel. Jeder der Brüder wartete auf des andern Tod. Stundenlang horchte der Matthias auf die Atemzüge des Stubengenossen, und wenn er sie plötzlich nicht vernahm, fuhr er auf und glotzte nach dem Siechbett, hoffend, einen Toten zu sehen. Und des Balz erstes Tagwerk war, zu erforschen, ob die Nacht nicht den Lästigen hinweggenommen, der über dem zweiten Talersäckel lag. Weil aber beide frommen Gemütes waren, führten sie tagsüber oft erbauliche Gespräche und redeten von ihrem Vorbild Ambrosius, den sie zurückersehnten, daß er in diesen Stunden der Heimsuchung seine siechen Jünger hätte trösten mögen.

„Der fromme Pater wäre dir wohl ein rechter Stärker geworden in diesen deinen letzten Tagen, armer Bruder," ließ der Matthias sich einmal hören.

Darauf erwiderte salbungsvoll der Jüngere:

„Ich möchte ihn vielmehr dir gönnen, Matthis! Sicherlich würde dir doch das Sterben leichter, das dir so nahe ist!"

Nach diesem Gespräch falteten sie die Hände und flehten gemeinsam und laut alle Heiligen an, daß sie ihnen — jeder meinte den andern — ein Sterben schenken möchten, das des Lehrers Ambrosius würdig sei.

Der Trud, die im Flur die Komödie der beiden mitanhörte, traten die heißen Zornestränen in die Augen ob der Heuchelei. Es litt sie nicht in dem-

selben Raum mit jenen. So stürmte sie nach der Behaimhütte. Dort redete sie sich den Zorn vom Herzen. Mit rotglühenden Wangen und blitzenden Augen stand sie und schloß ihre Kunde mit hohndurchbebten Worten:

„Bin ich nicht von edler Sippe?“

Die Behaimin und ihr Bub verstanden die Empörung der Dirne. Aber sie schwiegen. Eigne Scham war auf ihnen.

Die Brüder aber genasen. Als sie zum erstenmal zur Kapelle schritten und die Bauern die Wiedererstandenen bestaunten, rieben diese die Hände ineinander und schlugen die Augen gen Himmel.

„Die lieben Heiligen haben es uns gut vermeint,“ lispelte der Matthias.

„Die Kunst des Kaplans ist groß,“ ging ein Gemurmel unter dem Volk.

Aber der Trud fuhr es durch den Sinn:

„Sie haben einander zum Trotz das Sterben gezwungen.“



Zwanzigstes Kapitel

Ueber dem neuen Hof des Gallus war eine große Stille und Trautheit, so daß er friedlich wie eine Kapelle von seinem Hügel schaute. Der Friede war auch inwendig. Der Hofer hauste mit der Magd und seinem Knaben, und ihre Tage vergingen wie sturmlose Lenzzeiten, wann die Sonne am stillsten und hellsten strahlt und Tag um Tag in gleichem Glanz sich erneut. Nicht, daß der Hofer sorgloser und leichtherziger geworden wäre! Sein Antlitz war finster wie der wolkige Tag und seine strenge Art nicht milder geworden. Er bearbeitete sein Land und arbeitete für zwei. Er richtete und schlichtete zu Abfrutt. Die mit ihm zu tun hatten, trugen eine geheime, an Ehrfurcht grenzende Scheu vor ihm. Dennoch waren Stunden, da der Gallus lächeln konnte und seine Lippen zu Scherzworten sich teilten. Wenn der Richter mit Anbruch der Dunkelheit seine Stube betrat, ging es wie ein Lichtschein über sein Gesicht. Sein Kind trippelte auf unsicheren Füßen auf ihn zu, schlang die Aermchen um sein Knie und schaute an ihm empor, als wäre er lange erwartet worden. Er hob es vom Boden hoch auf die mächtigen Arme; sein eignes Haupt streifte fast die niedere Diele. Dann begann ein Spiel, bei dem das Jauchzen des dunkellockigen Kindes mit dem kurzen Auflachen des Mannes zusammenklang. Er wiegte das kleine Ge-

schöpf, ließ es auf seinen Knien reiten und beugte unverdrossen die aufrechte Gestalt, daß er mit ihm auf den Bodenbrettern spiele. Die Magd saß daneben und wunderte sich täglich über die Verwandlung des Finsteren und wunderte sich, daß in den Augen des Ergrauenden noch ein Feuer blitzen konnte, wie es das Jungvolk in den Blicken hat. Zuweilen war es, als hielte der Gallus mitten im Spiel inne und hinge mit Blicken verzehrender Sorge am Gesichte des Kleinen, dessen Augen tiefblau und klar waren und dessen Züge einen großen Liebreiz hatten.

So überfällt den Reichen etwan plötzlich die Erkenntnis, wieviel er zu verlieren hat, und treibt ihm das Blut in wilder Angst zu Herzen.

Den Gallus bewegte die Furcht fast häufig. Aber zuzeiten geschah es auch, daß er in plötzlichem Ernstwerden die Augen auf dem Knaben ruhen ließ, weil neue Züge und wechselnder Ausdruck in dessen Antlitz ihn fesselten und ihm zu denken gaben.

Kinder sind Rätsel: Und der ein Kind lieb hat, der weiß kein lieberes Tun, als in dessen Antlitz zu lesen. Eine mächtige Sprache steht darinnen geschrieben. Der sie lesen will, muß fleißig lernen, ansonsten er sie nie errät. Wer aber sein Kind ziehen will, lernt gerne. — Kinder sind Sonnenblicke! Kummer und Sorge und Zorn und Mißmut weichen dem, der sein Kind um sich hat, wie die Wolken dem Tageslicht. Kinder sind Richter! Keine größere Scham denn die vor dem eignen Blut! Wer vor den Augen seines Kindes fehlt, ist ein Verlorener!

Der einfache Bauer lernte in der Stille seiner Hütte und in Gesellschaft seines Kindes eine große Wissenschaft: Menschenkenntnis! Er lernte sie an dem Knaben und an sich selber. Wenn die Magd den Kleinen in die Linnen gebettet hatte, saß der Hofer grübelnd neben seinem Korbe. Alsdann sann er über alles Vergangene nach, über das Weib, das er ohne Liebe gefreit hatte, und über die andre, die er abgeschworen hatte vor allem Volk, über der ersteren Schwachheit und Sühne und Tod und daran, daß die letzte — lebte. Und wenn er dieses letzte dachte, stieg ihm das Blut zu Häupten und packte ihn ein Zorn über sich selbst. Er kannte sich und wußte, daß er Gewalt über sich besaß. Wenn je einer nach Menschenart gerecht richtete, so war er es; denn sein Blut war kühl geworden, und sein Blick blieb ungetrübt von Rachelust oder Liebe oder Furcht. Aber wenn er an die Cille dachte, ging ihm die Macht über Wollen und Können verloren; dann erkannte er eine Schwäche an sich und bäumte sich dawider auf und vermochte sie doch nicht zu bezwingen. Dann geschah es, daß er manchmal seine Wange wider das schmale Gesichtchen des Kindes legte, unacht, ob er es aus dem Schlafe zerre, und in heißer Scham vor dem Kleinen erbebte, an dem jener Gedanke ihm eine Sünde schien.

Indessen kam der Winter strenger über das Tal. In der Christnacht sank eine Flockendecke aus den Wolken und legte sich über das stille Land. Ein schweres Gewebe aus fahlen, feuchten Sternen hüllte die Lehnen und Wald und die braunen Hütten so tief ein, daß der verlorene Ort wie begraben er-

schien. Die Steinwände allein stiegen grau auf aus dem Schnee, und der Salbit hob sein Felsenhaupt in finsterer Starrheit. An zwei seiner Zacken hing der Schnee wie weißbuschige Brauen in eines Alten verwittertem Gesicht.

Am Abend des letzten Jahrtags kam ein toller Sturmwind talauf gesprengt, die grauen Nebelrosse jagten vor ihm einher, und er trieb den von neuem vom Himmel schwirrenden Schnee zu wildem Tanz. Es war gut, eine sichere Zuflucht zu haben, während alle Wintergewalten ihrer Fesseln ledig geworden.

Von den Scheiben des Gallushofes zuckte ein unsicherer Lichtschein in das Getriebe. Da überwarf der Sturm jene mit Flocken und verhüllte die rote Helle. Und doch brannte die rote Oellampe die ganze, lange Nacht im Wohngemach des Hofers. Die letzte Hütte im Dorf wurde dunkel, der Schein im Gallushofe erlosch nicht, nur der Schnee vermauerte von außen die Scheiben dichter.

Leise Schritte gingen im Wohngemach. Die nackten Füße eines schweren Mannes maßen den Boden sorgsam, fast verstohlen, aber in rastlosem Hin- und Wiederwandern. Der Hofer hatte eine ruhelose Nacht. An der einen Seitenwand stand der Korb des Kindes. Die alte Magd kauerte daneben und spähte ratlos in das fieberrote Gesicht des Kleinen. Von Zeit zu Zeit kam ein Wimmern aus den Linnen, ein-, zweimal schrie das sieche Kind durchdringend auf. Dann blieb der Gallus stehen und lauschte vorgeneigten Leibes; Angst und Pein standen ihm in scharfer Schrift ins Gesicht geschrieben.

„Weicht die Glut nicht?“ fragte er ein paarmal mit schwankender Stimme.

Die Magd, die aus einem Holzgefäß Schnee auf des Kindes Füße legte, schüttelte ängstlich das Haupt, so oft er fragte. Dann nahte er sich dem Bette und betrachtete sein Kleines. Eine seltsame Weichheit kam ihn an. Ein Schluchzen wollte ihm in die Kehle steigen; aber er verwand die Wallung. Und wanderte wieder.

Nach einer Weile hörte er die Alte beten.

„Hör auf!“ stieß er rauh hervor.

Der Gedanke hatte ihn durchzuckt, sie bete an einer Leiche. Die Magd schwieg halb erschreckt, halb verletzt. Da hieß er sie in der Küche eine Arbeit tun und ließ sich selber neben dem siechen Kinde nieder. Es lag mit über die Augen gesunkenen Lidern, das Köpfchen glühte, schwach und röchelnd kam das Wimmern aus seiner kleinen Brust. Jeder Laut ging dem Bauern durch die Seele wie ein Dolchmesser. Die Angst, die ihn folterte, wurde fast unerträglich.

„Der Kaplan — wenn der Kaplan hier wäre! — Aber die Nacht — der Greis stürbe in der Gasse — ich darf ihn nicht rufen!“

Er murmelte Wort um Wort in sinnender Hast in sich hinein. Dann saß er mit in die Hände gelegtem Haupt und zuckte bei jedem Stöhnen des Kindes. Am gestrigen Tage war der Knabe erkrankt, heute war der Tod auf ihm. Die leise Flamme des jungen Lebens flackerte, glimmte, sank.

„Herre, mein Gott,“ seufzte der Hofer auf.

Darauf tat er, was er dem alten Weibe ver-

wehrt hatte. Er betete mit grenzenloser Inbrunst. Sein Leib zitterte; seine Flehworte waren wie das Anklammern eines Ertrinkenden an rettendes Ufer. Als er geendet hatte, neigte er sich weit über den Korb.

„Stirb mir nicht! Stirb nur du mir nicht," murmelte er mit brechenden Lauten.

Und blitzähnlich öffneten sich die Augen des siechen Kleinen und sahen ihn wie in stummer Klage an, und doch war es, als hätte ein Lächeln um die Kinderlippen gezuckt.

„Kannst mir's nicht sagen, wo es dir weh tut, Kleines! Kannst nicht reden! Und ich errate es nicht, so viel Mühe ich mir gebe! Wenn — du reden möchtest, wäre vielleicht zu helfen! Armes, Unbeholfenes, was nützt es dir, daß hier einer sitzt, der dich gern hat, wenn er nichts tut für dich und dir nichts weiß!"

Der Hofer murmelte weiter, halb unbewußt. Plötzlich kam ihm ein Gedanke.

„Ita!" rief er die Magd.

Die Alte kam atemlos geeilt, schlimme Kunde erwartend.

„Wagst du dich zur Matthütte in diesem Sturm?"

„Die Cille möchte Hilfe wissen," sagte die Magd nachdenklich. „Als — den zweiten Winter vor diesem — unter den Kindern das große Sterben war, hat sie wider das Siechtum gestritten und — manches errettet. Vielleicht . . ."

Der Hofer unterbrach ihr Selbstgespräch.

„Ich kann nicht fort von ihm," raunte er, auf das Kind weisend. „Wenn du gehst, will ich es dir nie vergessen."

Da knüpfte die Alte ihr Busentuch fester und warf eine Decke um sich. So schlich sie hinunter.

Der Gallus hörte, wie sie die Hütte verließ. Er hielt darauf die Wacht bei dem Kinde. Mit sorglicher Hand wechselte er zeitweise das schneegefüllte Linnen an den Füßen des Kleinen. Dazwischenhinein saß er, mit verhaltenem Atem lauschend. Draußen holte der Sturm heulend zu langen Stößen aus, das Geriesel der Flocken tönte an den Hüttenwänden. Die Schritte, die der Hofer erwartete, kamen nicht. Plötzlich rührte sich das Kind. Es erhob sich aus den Linnen und streckte die Aermchen, dann sank es zurück und begann wieder zu wimmern. Just da wurde es laut im Flur. Mühsam keuchte es über die Stiege. Die Magd kam hereingetaumelt.

Der Hofer öffnete die Augen weit. Er wollte fragen.

Da stammelte die Sturmzerzauste:

„Sie kommt nicht.“

Der Gallus fuhr zurück.

„Sie kommt nicht?“ wiederholte er ungläubig.

„Ich habe gebettelt, wie ich nur konnte, aber sie hat mich ruhig angesehen und gesagt: ‚Der Richter hat es nicht bedacht. Was soll ich helfen? Sage ihm, daß ich nicht komme.‘“

Ein neuer Schrei des Kleinen jagte den Hofer von seinem Stuhle auf. Er schwankte. Dann streifte er mit den Blicken das glutüberhauchte Gesicht seines Einzigen.

„Bleib,“ beschied er die Alte. „Hab acht! Es muß Hilfe kommen, wenn er uns nicht sterben soll!“

Schon war er in der Tür. Er sah noch einmal zurück. Dann stürmte er ins Freie. Die Flocken schlugen ihm zum Empfang gleich einer Geißel ins Gesicht. Er mußte die Augen schließen. Aber barhaupt, wie er war, stieg er über den wohlbekannten Weg hinab. Er sank knietief ein. Der Schnee legte sich ihm wie eine kühle Binde in sein Haupthaar und über die Stirn. Es tat ihm wohl. Seine Sinne wurden klar und seine Pulse ruhiger. Seine Muskeln stählten sich und er stritt wider den Sturm wie einer, der unbesiegbarer Kraft sich bewußt ist. Dann erreichte er die Matthütte. Sie lag dunkel; Tür und Luken waren geschlossen. Seine Faust dröhnte wider das Brett, das den Eingang schloß.

„Cille, ich brauche dich!" rief er fast herrisch.

Da wurde es laut in der Hütte. Er hörte die Dirne an die Pforte treten.

„Was kommst du selber? Hast du nicht meinen Bescheid? Was könnte ich deinem Kinde nützen? Ich bin der Heilkunst so unkundig wie du!"

„Deine Hand ist ruhig und sicher. Du hast um Kinder gesorgt. Die Ita und ich sind unwissend. Du mußt mit mir!"

„Du mußt?" fragte sie abermals. „Ich gehe nicht über die Schwelle deines Hofes!"

Noch schied sie die Tür. Nun neigte sich der Hofer nahe an das Brett. Er fürchtete, daß sie wegtrete, und dann wollte Zorn ihn ankommen, daß sie ihn, den Richter zu Abfrutt, hier betteln ließ. Aber die Angst überwog. Den Mund an ein Loch im Holz gelegt, sagte er in einem Tone, wie ihn die Cille noch nie von seinen Lippen vernommen hatte:

„Bist du so anders geworden, Dirne? — Weil das Kind mein Kind ist, lässest du es sterben!“

Da stieß sie den Riegel an der Pforte zurück. Der dürftige Schein ihrer Lampe fiel in den Flur und umfloß sie. Ihre graublauen Augen maßen ihn mit einem klaren, unscheuen Blick.

„Ich bin bereit,“ sagte sie.

Er nahm sich nicht Zeit, zu fragen, woher ihr der plötzliche Entschluß gekommen sei. Auch den Dank vergaß er.

„Komm,“ sprach er, und dann: „Die Nacht ist schlecht, nimm eine Hülle für dich.“

Sie war an ihm vorbeigetreten, die Tür hinter sich zuziehend.

„Ich brauche nichts,“ sagte sie und schritt ihm barhaupt voran.

Schweigend kämpften sie sich durch den Schnee hinan. Als sie sich der Hütte nahten, trieben Ungeduld und Angst den Hofer. Er arbeitete sich an der Dirne vorüber und gewann das Haus. Er erstieg die Treppe in wilder Hast. Vor der Wohnstube blieb er stehen und lauschte. Wenn es gestorben wäre! Er öffnete die Tür mit zagen Fingern. An den Pfosten gelehnt, spähte er hinein. Die Magd saß neben dem Bette des siechen Kindes. Sie mochte eingelullt gewesen sein, denn sie fuhr erschreckt empor, als sie seine Stimme hörte.

„Lebt es?“ fragte der Gallus leise.

Als sie bejahte, schoß ihm das Wasser heiß in die Augen. Gleich einem schwachen Alten hielt er sich an der Wand und atmete keuchend. So erwartete er die Mattdirne. Sie sprach nicht, als

sie neben ihm stand und in das Gemach trat. Zum Korbe des Kindes schreitend, besah sie das Fiebernde. Dann tauchte sie ein Stück Linnen in das Schneewasser und schlang es um Leib und Brust des siechen Kleinen. Und als es aufschrie, hatte sie eine seltsame zwingende Weise, die es beruhigte. Endlich wendete sie sich zu dem Bauern.

„Ich bin keines Heilmittels kundig, noch sehe ich, was deinem Kinde fehlt. Ich habe getan, was ich meinem eignen Kinde täte, wenn ich eines hätte und es siech und ohne Hilfe wäre. Wenn ich Schaden getan habe oder tue — du hast mich gezwungen, daß ich komme —, so mußt du es tragen.“

Der Hofer antwortete nicht. Seine Blicke hingen an ihr. Ihre Nähe, ihre Sicherheit und Ruhe waren wie Bürgen, daß sie das Kind errette.

„Und es hätte sein mögen, daß die Dirne seinem Hofe Herrin geworden wäre!“

Reue und Verlangen wurden in seiner Brust laut. Sie dämpften beinahe die wilde Sorge um das Kleine.

Da tönte die klare Stimme der Cille:

„Lege dich, Ita! Du bist alt und des Wachens entwohnt. Wenn ich doch hier bin, mag ich wohl mit dem Kinde allein bleiben.“

Die Magd verließ die Stube. Der Gallus hatte sich auf die Bank in der Gemachecke, der Cille im Rücken, gesetzt und verharrte dort, das Sieche der Dirne vertrauend und aus ihren Zügen Botschaft lesend.

„Das Kleine ist dir viel lieb?“ sagte diese nach einer Weile, ohne ihn anzusehen.

Seine Augen ließen nicht von ihr, als wollte er ihr Bild für immer in sich aufnehmen.

„Das Kind ist alles, was mir verblieben ist," gab er ihr Bescheid. Und als sie abermals fast lang stumm gesessen hatten, fragte er, ohne sich zu nähern:

„Was — hältst du — von ihm?"

„Ich kann es nicht sagen. Es ist still geworden, es schläft. Aber vom Schlaf zum Tod ist ein kleiner Schritt. Wir mögen ihn nicht sehen. Vielleicht — verlierst du — das Letzte, Gallus!"

Er umkrampfte mit bebenden Fingern das Holzbrett der Bank.

„Es darf nicht sterben!" stieß er heraus.

Sie entgegnete ruhig:

„Wider den Herre-Gott hat dein Wort nicht Geltung."

Und später sagte sie:

„Ich mag — vielleicht, daß ich mich täusche — die Ruhe mißfällt mir — wenn du das Kind verlierst, Gallus — du bist stark, du mußt das Leid verwinden."

Er saß wie aus Stein gehauen danach. Eine schlimme Falte grub sich zwischen seine Augen. Seine Arme ruhten auf den Knien, seine Finger waren ineinander gelegt. So wachte er ohne Hoffnung. Er sah die Cille um das Sieche geschäftig, aber seine Gedanken waren nicht mehr bei ihr; die Trauer wuchs über ihn, Trauer, die zu früh kam.

Der Sturm, der an den Wänden gerüttelt hatte, verstillte. Das Flockengejage kam zur Ruhe. Danach war es, als wachse der weiße Schnee, der an

den Rundscheiben klebte, in die Stube herein. Ein langsames Dämmern hob an um die Fenster. Graues Licht stahl sich durch dieselben. Es glitt auf den Fußboden, und die Helle wuchs wie langsam steigendes Wasser; mählich überquoll sie die Dielenbretter. Die Cille löschte die rauchende Oellampe. Als sie dann sich über das schlummernde Kind neigte, sagte sie erregt:

„Es atmet leicht."

Der Hofer horchte auf und schwieg ungläubig und rührte sich nicht.

Der Tag kam. Die Dirne schob den Korb des Kindes gegen das eine der Fenster und ließ das Licht auf des Kleinen Antlitz fallen. Darauf kniete sie nieder, legte die Hand auf die Stirn des Schlummernden und das Ohr an die kleine, ruhig atmende Brust. Plötzlich fuhr sie auf. Ihre hellen Augen leuchteten.

„Gallus — ich glaube — ich weiß nicht — aber ich habe viel Hoffnung, daß es genese."

Der Vorsichhinbrütende fuhr sich über die Stirn. Schwerfällig erhob er sich. Zag und ungelenk kam er näher. Er preßte die Hände vor die breite Brust.

„Jesus und Maria, belüge mich nicht!"

Er wagte kaum einen Blick auf das Kleine zu werfen. Aber dann ergriff ihn jähe Freude. Die Wangen des Kindes waren nur leise gerötet, sein Atem ging in stillen, gleichmäßigen Zügen.

„Herre-Gott, so es sein kann, daß du mir das Kleine lässest! — Ich kann es dir nicht danken," wendete er sich zu der Dirne.

Sie hörte die mächtige Erregung, die er müh-

sam niederzwang, aus seiner Stimme klingen und wandte sich wortlos ab. Da verließ er das Gemach und blieb wohl eine Stunde fern. Als er zurückkam, stand die Cille am Fenster. Sie schien ihn erwartet zu haben.

„Das Kind wird gesund," sagte sie. „Und nun magst du den Kaplan rufen. Der Tag ist auf. Der Sturm hat vertobt. Ich mag wohl heimgehen."

Er hob den Blick und suchte den ihren. Die Angst um das Kind war gelöst. Es war Raum für andre Gedanken. Ihre Augen ruhten groß und fest ineinander und so lange, als hätten sie alles um sich her vergessen.

„Du willst heim?" brach der Bauer das Schweigen. „Und es ist doch just gewesen, als gehörtest du zum Haus. Ein gutes Ding wäre es schon, wenn du hierbleiben könntest. Die Hütte und die Wirtschaft und das Kind und ich — der Segen würde über uns kommen! — Wenn du immer bei uns bleiben könntest und — wolltest?"

Die Cille war leichenblaß geworden.

„Siehst du, darum habe ich nicht kommen wollen. Die schlimme Stunde wäre uns beiden erspart geblieben. Jetzt mag es ausgesprochen werden, Gallus! Hast du so bald vergessen, was du vor der Gemeine geschworen hast?"

Er senkte die Augen nicht.

„Ich bin nicht so leichten Sinns, und meine Gedanken sind nicht so kurz, wie du meinst. Der Schwur ist gesprochen und hat gegolten bis zum Tag, an welchem mir die Genossin gestorben ist. Seitdem — wer wollte uns wehren, daß wir zusammengehen?"

„Die Faustine.“

„Die tote?“

„Die tote Faustine! — Es hat im Dorf geheißen, du habest schlecht gelebt mit ihr, und sie haben weiter geredet, du und ich, wir hielten heimlich zusammen! Würden sie jetzt nicht sagen: Das Weib ist ihm glücklich gestorben, jetzt nimmt er seine Metze. Würde es nicht heißen, daß das arme Weib uns lange im Wege gewesen sei, daß wir auf ihr Sterben gewartet hätten? Jede Dirne im Dorfe magst du freien, mich nicht, Hofer!“

Sie sprach laut und klar.

„Ich lerne immer wieder deine große Bravheit,“ sagte der Hofer danach. Und ihr näher tretend, faßte er ihre Hand, welche sie ihm ruhig überließ.

„Du magst schlecht von mir denken, aber sagen muß ich dir doch, was mir auf dem Herzen ist. Willst du hören?“

„Rede!“

„Wir sind zusammen aufgewachsen, und mit uns ist das groß geworden, was uns zusammengehen heißt. Bis zum heutigen Tage hat es nicht sein können, daß wir eins werden! Und heute kann es sein! Sollen wir jetzt das Glück wegwerfen?“

„Wenn das Glück die Bravheit kostet, ja.“

„Hier mag für uns zwei kein Hausen sein! Aber es gibt mehr Berge und mehr Land auf der Welt. Ich nehme den Bub auf den Arm und dich an die Hand. So gehen wir aus. Und diese Arme“ — er hob seine eisenbraunen Glieder — „vermögen schon den Hunger von euch zu halten.“

„Das wäre schon gut. Und wir hörten nicht,

was sie uns nachsagten. Aber — du hast dich ausgesprochen. Laß mich auch mein Teil sagen!"

Sie hielt, ihre Hand lösend, inne und fuhr dann langsamer, deutlicher und wie jedes Wort übersinnend fort:

„Du bist zum Richter von Abfrutt gewählt, Gallus! Wer Richter sein will, muß ohne Makel sein! Die dem Volke vorangehen müssen, dürfen keine schlechten Wege beschreiten, sonst läuft auch ihre Schar ins Verderben! Der Ambrosius — du weißt, ich habe dem Eiferer nicht angehangen — aber, was er dem Volke gepredigt hat, hat er selber gehalten! Was mag das Volk mehr groß auf Treue sehen, wenn sein Richter untreu wird? Du leitest die verlorene Gemeine, die der Vielwald von aller Welt scheidet, so daß sie nur auf dich als ihren Höchsten schauen kann und schaut. Seit du Herr über ihr Mißtrauen geworden bist, glaubt sie an dich. Ihr Glaube geht in die Brüche, wenn du vor ihren Augen fehlst, und das Rechttun wird zu Abfrutt wenig hoch mehr gehalten werden. Durch deine Schwachheit wird das Volk schwach. Du magst wissen, wer schuld hat, wenn diese Gemeine verkommt!"

Sie schwieg. Auch der Hofer sprach nicht; er schien mit sich selber zu streiten. Da schlang die Cille die Hände ineinander, ihre Augen wurden feucht, und zum erstenmal war etwas von weibischer Schwäche an ihr, als sie wieder anhob:

„Uebersinne es, Hofer-Gallus! Du bist Meister über mich! Ich gehe mit dir, wenn du es gebietest! Aber überdenke es, ob du mit gutem Gewissen von hier fort kannst."

„Du hast mich noch im Herzen?“ fragte der Hofer ganz leise.

„Wen sonst? Und warum soll ich es leugnen?“

Er schritt zum Bette des Kindes hinüber und ließ sich daran nieder.

„Du bist anders als alle andern,“ sprach er, ohne sie anzusehen. „Du tust einem die Augen auf, wenn sie noch so blind sind! Und du hast recht. Wenn ich mit dir fortzöge — die zu Abfrutt würden es nicht deuten, wie es ist. Es würde ungut von dir und mir gedacht und geredet! Und schlechtes Beispiel steckt an! — Wenn ich an dies alles denken müßte, schämte ich mich vor dir und . . .“

„Vor dir selber,“ fiel sie ein. „Du bist nicht glücklich, wenn du nicht die Pflicht getan hast!“

Sie hatte sich der Tür genähert. Nun hob er den Kopf und blickte nach ihr hinüber.

„Du willst heim? Du hast recht, es ist nichts mehr zu sagen. Nur zu danken hätte ich noch. Aber das sagt sich nicht so leicht! Mußt es wohl erraten! Und“ — er erhob sich pötzlich und reckte seine Gestalt, so daß sie etwas Gebietendes hatte — „keine Angst, Dirne, ich mache deinem Rate Ehre!“

Der Schein eines frohen Lächelns ging über ihre Züge.

„Und die alte Freundschaft in Ehren, Nachbaur! Es soll ein guter Friede sein zwischen deinem Hof und meiner Hütte.“

Sie grüßte und verließ die Stube.

Ita, die Magd, kam nach dem Kinde zu sehen.

Einundzwanzigstes Kapitel

Der Behaim war verschollen. Seit der Brandnacht hatte ihn keiner zu Abfrutt gesehen, und so viel sie nach ihm gespürt hatten im Geklüft und in den Wäldern, so viel sie ihn auch talab gesucht hatten, der Lahme war nicht zu finden gewesen. Also blieb die Uebeltat an dem Richter ungesühnt. Die Zeit fuhr mit mächtiger Hand über das Geschehene und strich es langsam aus. Der Behaim und seine Tat wurden langsam vergessen. Nur zwei sannen daran, und die Erinnerung lastete auf ihnen, so daß sie noch immer die Blicke derer scheuten, die einer aus ihrer Sippe gefährdet hatte.

Zu Anfang des zweiten Jahres, nachdem der Behaim ohne Spur verschwunden war, ging ein Gerede in der Leute Mund über dessen Weib. Der Erni hatte sich seit Wochen nicht mehr zur Arbeit verdungen. Seine Mutter sieche dem Sterben entgegen, sagten die Leute. Sie leide Höllenqualen und lebe ein Martyrium, das mit jedem Tage grauser werde, wußte einer zu berichten. Bald darauf weckte der Erni den Fleiß der gesprächigen Zungen.

„Der Bub hat die Krankheit des Vaters; die Liebe zu der siechen Mutter und das Leid um die Verlorene haben ihm den Sinn verwirrt," wußten sie von dem Gesellen zu erzählen.

Der hatte freilich seit Tagen ein absonderlich Gebaren. Zerfahren, mit sich selber redend, unacht

seiner Straße, irrte er oft stundenlang umher, so daß ihm die Leute kopfschüttelnd nachgafften. Sie errieten das Naheliegende nicht, daß eine wahnsinnige Angst ihn von Ort zu Ort trieb.

Der Erni sah die Tage kommen, welche die Behaimin sich selber prophezeit hatte. Sie kamen über ihn und die Mutter mit allen ihren Schrecken. Der Leib des siechen Weibes bedeckte sich mit Wunden und Beulen, so daß die Gunde sich nicht mehr vom Lager zu erheben vermochte. Selbst das Liegen begann sie zu schmerzen, die wunden Glieder ertrugen kaum mehr die harte Lagerstatt. Die sieche Heldin duldete in verbissenem Schweigen das Furchtbare. Sie klagte nicht, nur ihre Augen redeten manchmal, und der Erni erlauschte zuweilen ein Stöhnen oder ein mit zuckenden Lippen gestammeltes: „Erlöse mich, Herre-Gott!" das laut wurde, wenn die Behaimin sich allein wähnte. Und er hatte seine Mutter lieb. Er litt mit ihr tausend Schmerzen, ihre Qual zermarterte ihm die Seele und nahm ihm die Ruhe zur Tag- und Nachtzeit. Verzweiflung packte ihn, wenn er an ihrem Lager stand und die Zerstörung vor Augen hatte, die an ihr geschehen war und noch geschah. Dann mußte er die Zähne grimmig aufeinander pressen, daß er nicht aufheulte in Leid und ohnmächtigem Grimm. Er verhehlte ihr, wie ihm zumute war. Und dennoch erriet sie manches. Dann streichelte sie, unendlich mühsam die Hand vom Lagerlinnen lösend, seine Finger und sagte wohl:

„Sieh weg, Bub, lieber Bub! Geh halt beten, daß es bald mit mir zu Ende sei!"

Einmal — der Morgen graute kaum und war

einer rastlosen Nacht gefolgt, die ihn das Stöhnen des siechen Weibes hatte belauschen lassen — pochte der Erni an die Pforte des Martinus.

Der Greise, der trotz seiner Jahre sich vor dem Tage erhob, öffnete ihm. Er schaute in ein farbloses Gesicht, das ein unbändiges Leid entstellte. Die Locken des Gesellen waren von wühlenden Händen wirr gezaust. Die Augen hatten einen wilden, dunkeln Blick. Des Alten Handgelenk umkrampfend, zog der Erni den Kaplan nach der Stube. Dort brachen von seinen weißen Lippen Worte, die den Martinus erschreckten.

„Noch einmal — zum letztenmal bin ich gekommen,“ keuchte der Blonde. „Wenn es um Leben und Tod geht, mag man ein Ding, das retten kann, eher tausendmal denn nur einmal versuchen! Herr, Eure Kunst — Ihr kennet alles Gewächs, heilsames und todbringendes, und ich habe Euch hundertmal gefragt, ob nicht ein Kraut gewachsen sei, das das Siechtum der Mutter zwingt. Besinnet Euch, Herr, nehmet all Euer Wissen zusammen, besinnet Euch noch einmal! Möchte nicht noch eines sein, das unversucht geblieben ist und das noch helfen könnte?“

Martinus sah ihn mitleidig an und schüttelte den schneebleichen Kopf.

„Was fragst du noch? Du weißt es so gut wie ich selber! Ich kenne keine Heilpflanze, die nicht auch dir bekannt ist!“

Da fuhr der Erni im Grimme weiter:

„Eure und meine Heilkunst ist gleich nichts! Aber Ihr rühmt Euch, noch mehr zu wissen. Ihr lehrt die Gemeine, daß im Himmel eine Barmherzigkeit

sei. Warum läßt sie das Ungeheure zu, daß die Mutter zu Tode gefoltert wird? Wenn Eure Kunst nicht hilft, versucht es noch einmal und betet für uns! Mein Geflehe hat nichts gefruchtet, sehet noch einmal zu, ob das Eure hilft! Gehet und kniet einen Tag lang, wenn es sein muß! Betet, bis Euch die Zunge lahm wird! Ich will Euch zahlen mit allem, was ich habe! Ihr habt dem Himmel eine Seele zurückgebetet, wenn Ihr erhört werdet! Redet auch Ihr umsonst, — dann —"

Der Alte hob die dürre Hand und unterbrach den Erregten.

„Sprich nicht aus, was dich reuen möchte! Die Sinne sind dir wirr! Du weißt nicht, was du redest! Wie würdest du dich sonst wider den Höchsten auflehnen! Beten will ich, wie schon oft. Tue du desgleichen! Demut geziemt sich besser denn dein ohnmächtiger Grimm. Und Beten allein kann noch helfen!"

Der Erni stand gesenkten Hauptes, die Hand schwer auf den Tisch gestützt, als hätte der Sturm seines Zornes seinen Leib erschöpft.

„Ihr habt recht, Herr, Ihr habt schon recht! Der Kopf ist mir wirr! Und hier drinnen" — er griff sich an die Brust — „wühlt es und wühlt! Ich muß alles mit ansehen, was die Mutter — Herre-Gott, was muß sie ertragen!"

Mit diesem Aufstöhnen taumelte der Geselle von dannen.

Danach wurde für die Behaimin gebetet. Martinus legte das große Mitleid, das er für die Verlorene hegte, alltäglich dem Höchsten vor Augen. Auch der Erni betete. Die von Abfrutt sahen ihn

so oft vor dem Altare ihrer Kapelle liegen, daß sie von ihm sagten, seines Vaters irre Frommheit sei über ihn gekommen.

Das Beten war umsonst. Die Marter des armen Weibes wuchs.

Da kam der Frühling, und der Sonnenstrom quoll über die Berge und spülte den Schnee von den Matten. Zu oberst an den Lehnen der Sonnenseite löste sich die weiße Decke zuerst. Unter dem Schnee, aus seinen Tropfen gleichsam ergrünend, färbten sich die Hänge. Der Erni gewahrte es eines Morgens, und eine neue Hoffnung und eine neue Hast überkam ihn. Noch einmal ging er auf die Suche nach dem Wunderkraut, das der Mutter helfen sollte und von dem er nichts wußte, als daß es — vielleicht — irgendwo wachsen möchte. Er suchte unverdrossen und ohne Mattigkeit Tag um Tag. Die Lauinen lösten sich derzeit. Aus allen Höhen stürzten die schimmernden Wolken, auf denen der Tod zu Tal ritt. Der Behaim trug nicht schuld, daß ihn keine begrub. Seine Augen hafteten an den grünenden Erdflecken, nicht an den Höhen, daher das Verderben kam. Dennoch kehrte er allabendlich heim, heil und gesund und mit leeren Händen.

Warme Tage legten alsdann dem Tale das Lenzgewand an. Der Kuckuck schrie im Walde über der Behaimhütte. Der Erni fragte sich heimlich, ob er den Totenvogel höre; es war die Zeit gekommen, da er wünschte, der möchte es sein.

Gestern, da er aus dem Walde heimgekehrt war, hatte ihn ein Schrei an die Schwelle der Hüttentür gebannt. Er hatte gelauscht. Noch einmal war der

halblaute, entsetzliche Schrei gekommen. Da hatte er gewußt, daß die Mutter ihn ausgestoßen hatte. Er war nach ihrer Kammer geeilt. Die Gequälte lag auf ihrem Bette und starrte ihn an. Ihr Haupt war zu einem Totenkopfe gemagert, nur die Augen lebten noch und hatten dunkel und schmerzvoll noch das Aufleuchten, das des Weibes Liebe für den Einzigen verriet.

„Habt Ihr gerufen, Mutter?“ hatte er gefragt.

„Ich wollte nicht! Nur — mein Körper brennt wie Feuer! Und — Herre-Gott, wenn das dauert! Es ist, als ob Flammen mich verzehrten!“

Der Erni hatte sich über sie geworfen.

„Sagt, was ich Euch tun kann! Sagt, was Euch die Pein mindert! Lasset mich helfen! Ich kann nicht zusehen, wie Ihr Marter leidet!“

Ein neuer Sturm von Schmerzen überfiel sie. Sie wand sich und biß die Zähne in die Lippe, daß sie sich rot färbte vom Blut des zerbissenen Fleisches. Endlich sagte sie atemlos:

„Siehst du, Bub, so wächst die Pein von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag! Erst dann wird ein Ende werden, wenn der Leib sie nicht mehr erträgt; dann kommt das Sterben! Und warum diese Marter! Kann nicht der Tod mich jetzt treffen, der mir doch so sicher ist wie der Wechsel vom Tag zur Nacht! Wenn eines zum Sterben gezeichnet und bereit ist und sein Schicksal will, daß es eine lange Folter ertrage, nur um sterben zu dürfen — warum soll dieses sich nicht selber helfen dürfen, sich dem Tode nicht in die Arme legen können, daß es der grausamen Folter entgehe?“

„Lasset diese Gedanken, Mutter! Ihr wißt, und wenn ich redete wie Ihr, würdet Ihr es mich lehren, daß der Herre-Gott das Leben gibt, das der Mensch nicht nehmen soll!"

Sie achtete seiner Worte nicht.

„Gib mir den Saft, Bub, den Sterbenstrank!" preßte sie heraus und faßte mit heißen, trockenen Händen nach den seinen.

Aber der Erni fuhr wie schon einmal in wildem Schreck zurück. Das Begehren erschien ihm ungeheuerlich. Er stand mit verkrampften Fingern und starrte die Mutter an. Dann brachte er unendlich mühsam ein paar Worte über die Lippen.

„Ich will nicht mehr von Eurem Lager gehen. Was ich Euch tun kann, will ich tun — nur das nicht, Mutter! Ich kann es nicht zulassen, daß Ihr Euch selber den Tod trinkt! Ich lasse Euch nicht mit einer Sünde aus der Welt gehen!"

Darauf war die Behaimin still geworden. Sie hatte ihn sinnend angeschaut und bald ihm gedankt, daß er ein so guter Geselle sei. Stundenlang hatte er dann an ihrem Bett gesessen. Mitten in der Nacht waren die Schmerzen des Weibes erträglich geworden. Ein fast froher Ausdruck war in ihre Züge zurückgekehrt. Bis zum Morgengrauen waren die beiden beisammen gesessen wie zwei Erlöste.

Also ist denen zumute, die einer sündigen Regung Herr geworden.

Und es war das letzte Mal gewesen, daß die Behaimin des Gifttranks Erwähnung tat.

Gegen Abend desselben Tages kam die Zumbrunn-Trud, nach der Siechen zu sehen. Der Erni

ließ die Weiber allein und sah indes in der Hütte zum Rechten. Die Trud saß lange bei der Behaimin, und als sie das Gemach der Gemarterten verließ, leuchteten die blaudunkeln Augen der Dirne stolz, als wäre ihr eine hohe Pflicht auferlegt oder ein schweres Geheimnis vertraut worden. Sie fand den Erni im Wohngelaß, dahin er just zurückgekehrt war. Er saß am Tische, den Kopf in die hohle Hand gelegt und mit trüben Augen zu Boden starrend. Die Trud trat an ihn und legte die Hand auf die Schulter.

„Sie leidet über Menschenkraft," sagte sie mit gedämpfter Stimme. Ihre Lider wurden feucht.

„Ich weiß es wohl," murrte der Geselle verzweifelt.

„Sie kann nicht genesen. Wenn der Tod sie erlöste, wäre es ein Glück zu nennen."

„Warum redest du mir Dinge vor, die ich lange gelernt habe? Jetzt — ihre Pein ist zur Stunde erträglich — diese Nacht mag sie Ruhe finden. Mit dem neuen Tag kommt ihr neue Marter."

Der Blick des Burschen verlor seine Starrheit nicht.

Da neigte sich die Trud näher über ihn und flüsterte:

„Der Heilige zu Sankt Niklausen ist viel wundertätig. Wenn wir ihn aufsuchten, ihn zu bitten, daß er deine Mutter sterben lasse!"

„Eine seltsame Wallfahrt," murmelte der Erni und fuhr fort, zu sich selber zu reden: „Ich bin gläubig gewesen. Ich sehe den strengen Mönch noch und höre sein Evangelium, das mir zu Herzen ge-

gangen ist. Wenn er mich in meinen Zweifeln sähe, wie möchte er seine Zornworte wider mich schleudern! Und doch — wie soll ich auf den Himmel hoffen und seine Heerscharen von gütigen Heiligen, wenn sie unser Elend zulassen!"

„Das Weib des Holzers Z'graggen — du weißt, die Tanne traf ihn, daß sie ihn für tot nach seiner Hütte trugen — hat in der Kapelle zu Niklausen eine Kerze geopfert, und ihr Genosse ist fast genesen, dem sie doch den Tod vorhergesagt hatten!"

Der Dirne Worte, die fest und ernst klangen, wie eine Ueberzeugte spricht, weckten den Erni. Er maß sie mit einem langen Blick.

„Du bist fast noch ein Kind," sagte er nachdenklich. „Du glaubst, was du redest! Fast möchte ich dir folgen!"

„Du mußt!" drängte sie.

Darauf schritt er, sie plötzlich verlassend, nach dem Gemach der Mutter. Die Trud erwartete ihn. Als er nach einer Weile zurückkam, sagte er leise:

„Sie will es."

„Wann gehen wir?" fragte die Trud.

„Warum warten? Morgen schon mag ihre Qual mich nicht von ihrem Lager lassen. Und die Nacht ist hell. Nicht lang und der Mond wird auf sein über der Rienalp. Dann gehen wir."

„Gut, du findest mich am Torsteg."

Die Dirne verließ ihn.

Eine Weile später zogen sie taleinwärts. Der Mond leuchtete. Er stieg an, hinter den letzten Schattenwipfeln der Rienalp sich lösend, und erfüllte das Tal mit seinem Glanz. Der Erni und

die Trud hatten sich am Torsteg getroffen. Der also benannt war, war ein schwankes Brückengefüge, ein gut Stück hinter den Hütten. Die beiden hatten schweigend die Hände ineinandergelegt und zogen gleich wandernden Kindern fürbaß. Der Silberglast traf ihre bloßen, in demselben Haargold schimmernden Häupter.

Der schmale, oft kaum sichtbare Pfad führte durch Geröll und Flußsand, dann über kaum ergrüntes kurzes Alpgras. Hier und da stand ein zur Buschhöhe gediehener Tannenzweig seitab oder ein Steinblock querte den Weg, von weitem einem kauernden Tiere ähnlich. Den Schreitenden zur Linken floß der Alpbach vorbei. Seine Spritzwellen glitzerten empor und versanken gleich geworfenen Perlenschnüren. Ueber alles lag das weiße Licht des Mondes gegossen, als werfe der Schnee der Berge seine fleckenlose Helle zurück und über das Talland. Der Erni und die Dirne schritten schweigend. Die machtvolle Schönheit, die sie umgab, war ihnen verloren. Sie waren von ihrem Entschlusse erfüllt und sannen an das Wegende, nicht an den Weg. Sie taten eine Wallfahrt, wie vor ihnen niemand getan; sie gingen, um den Tod zu bitten für eine, die ihnen teuer war. Die Worte fehlten ihnen. Aber daß ihre Hände ineinanderlagen, war ihnen Trost, legte einen hohen Frieden auf sie. Zuweilen sperrte eine Laue ihren Weg. Sie überstiegen die Schneemauern, die sich oft höher aufbauten denn ihre heimischen Hütten, und der Erni stützte sorglich die Dirne, wenn ihr Fuß versank oder strauchelte.

Dann schlossen sich die Berge vor ihnen zu-

sammen. Ein Wald, mächtiger und düsterer denn der auf dem Biel, starrte auf. Ein Wall von Steinwänden umgab den Forst im weiten Rund. Ein Wegunkundiger hätte sich an einem verrammelten Tore, an einem verschlossenen Ausgang aus den Tälern der Erde vermeint.

Die Hand der Trud zuckte leise in der des Gesellen.

„Der Wiggenwald,“ flüsterte sie, als schauerte sie zurück vor dem Eintritt in die Nacht der todstillen Stämme.

„Komm!“ sagte der Erni und zog sie voran.

Seit der Einsiedler zu Sankt Niklausen spurlos verschwunden war, war der Wald verschrien; das Volk betrat ihn ungern zur Nachtzeit. Aber dahin der Erni schritt, zögerte die Dirne nicht, den Fuß zu setzen. Sie traten in das Dunkel und stiegen über Wurzeln und Steine eine steile Halde empor. Der Erni fand sich wohl durch die Finsternis. Zuweilen glitt ein fahler Strahl durch schwarzes Geäst. Dann rasteten sie hoch aufatmend und starrten nach den Sternen, die sie durch die Lichtung erblickten. Ein Donnern und Tosen erfüllte die Waldhallen; der Alpbach stürzte aus dem Westgeklüft, aber die Berganziehenden sahen ihn nicht. Sein Bett war tief im Gefels, auf dem der Wald wurzelte, und sein Tosen klang, als rauschten die tausend Wipfel in jähem Sturm.

Allgemach erreichten die Fahrer eine Stelle, wo eine grüne Halde mitten im Tann lag. Das war die Wiggenmatte. Schweigen thronte über der Alpwiese, selbst das Brausen des Baches klang nur

fernher und verloren. Licht und Schatten zeichneten seltsame Bilder auf dieselbe, so daß es zuweilen wie ein Huschen fremder Gestalten am Hange ging. Der Erni und die Dirne bekreuzten sich. Dann stiegen sie weiter. Ein schmaler Steg trug sie über den Bach. Und abermalen auf mächtig steilem Pfade ansteigend, erblickten sie fast senkrecht über sich, wo die Stämme sich lichteten, ein rohes, zerfallenes Gemäuer. Schattenhaft traten die Umrisse hervor. Eine rote Flamme schimmerte, als schwebe sie in der Luft. Der stiegen die beiden entgegen. Als sie die Felsplatte erreichten, darauf des heiligen Niklaus Kapelle stand, war die Stelle hell. Die ewige Lichtlampe, die von bröckelnder Diele herniederhing, spendete einen roten Schein. Der floß über die Steinfliesen der Waldkirche und quoll zum offenen Eingang heraus.

Der Gesell und die Dirne traten über die Schwelle. Der Raum war schmucklos. Steine, die sich aus den Mauern gelöst hatten, bedeckten den Boden. Der Nachthimmel schaute durch die Luken im Holzfirst. Nur die Rundwand, wo der bemalte Altar eingefügt war, trotzte noch der Zeit und den Stürmen. Und das ewige Licht war nicht erloschen; die Hirten, die zu Alp trieben, spendeten das Oel, und im Winter stieg von Zeit zu Zeit einer aus dem Dorfe herauf und speiste die sinkende Flamme.

Die beiden standen scheu in dem verlassenen Bethaus. Die Einsamkeit des heiligen Ortes, wo seit langer Zeit kein Priester amtete, lastete auf ihnen.

Dann ermannte sich der Erni. Die Dirne nach sich ziehend, kniete er unter der Lampe. Er faltete die Hände und neigte das Haupt. Plötzlich schien ihn die Erinnerung an die Qual, die die Mutter litt, mit Fiebergewalt zu fassen und ihm allen Zweifel an der Kraft seines Flehens zu nehmen. Er sprach mit lauter, vor Inbrunst zitternder Simme:

„Laß sie sterben, Heiliger! Wenn du im Himmel bist, so magst du mich durch diese Nachtstille hören. Sie kann nicht mehr gesund werden, die Mutter! Aber sterben laß sie halt! Sie hat dir nichts zuleide getan, dir nicht und keinem im Himmel und auf Erden! So erlöse sie doch, wenn du barmherzig bist! Sie ist mir viel lieb, aber nimm sie! Laß sie nur erlöst sein von aller Marter! Es ist Zeit, Heiliger, sie ist weit über Recht und Gerechtigkeit heimgesucht! Ich bin arm, aber ich will dir zwei geweihte Kerzen auf den Altar pflanzen und will diese Hütte bessern, wo sie morsch ist und bröckeln will, daß du immer eine Statt hast hier, solange ich lebe! Aber — laß sie sterben, die Mutter!"

„Laß sie sterben!" fiel das Echo von den Lippen der Trud.

Und noch eine Weile knieten sie nebeneinander, als warteten sie auf ein Zeichen der Erhörung. Als der Erni sich erhob, waren seine Augen voll glänzender Tropfen, und es zuckte in seinen Zügen von unbändigem Leid. Er wandte sich in Hast dem Ausgang zu. Vor dem Gemäuer ließ er sich auf einen Stein nieder und stützte den Kopf in die Hände. Die volle Erkenntnis dessen, was er gebetet

hatte, kam mit Sturmmacht über ihn. Eine wütende Angst begann ihn zu schütteln, es möchte das Gebet in Erfüllung gehen.

„Und — wenn — sie — tot ist!" raunte er in sich hinein. Die Verzweiflung, die in den Worten lag, zwang der Trud ein Geheimnis ab.

Sie stand plötzlich neben ihm. Die Helle, die sich über die beiden ergoß, war gewachsen. Als der Erni aufblickte, erfaßte ihn inmitten aller Trauer ein sprachloses Staunen.

Die Trud! Daß das die Trud war! Ihr Gesicht war schöner denn jedes, das er je zu sehen vermeint hatte! Eine heiße Sehnsucht nach ihr quoll in ihm auf.

Die Trud redete:

„Wenn sie tot ist, bin ich da! Die Mutter will, daß ich um dich sei, wenn sie gestorben ist! Verjagst du mich?"

Er sah sie seltsam an.

„Wenn du um mich sein willst, mußt du meine Genossin werden! Du mußt in meiner Hütte hausen und mich schaffen lassen für dich, und kein andrer darf dich mehr kümmern, auch deine Sippe nicht! Das wirst du nicht wollen?"

„Was hätte ich anders gemeint! Du weißt, daß ich dein bin! Rede, so gehe ich nicht mehr von dir!"

„Du bist schön! Viele schauen nach dir!" zweifelte der Erni.

Da entgegnete sie:

„Was kümmern mich alle außer dir! Ich habe dich allein lieb!"

Er sprang empor und warf die Arme auseinander, aber dann ließ er sie schlaff am Leibe sinken. Das Leid um die Gemarterte daheim überwand das Verlangen nach der Dirne.

„Ich will dich an das mahnen, was du gesagt hast. Jetzt —"

Eine mächtige Ungeduld faßte ihn und trieb ihn heimwärts.

„Wir müssen zurück," sagte er hastig. Dann begann er den Abstieg. Die Trud folgte. Sie eilten. Die Nacht des Waldes nahm sie auf, und als sie, laufend, den offenen Pfad zu Füßen der Waldhöhe erreicht hatten, war der Mond versunken. Sie strebten ihres schlimmen Weges weiter. Da — mitten im Laufe hielt der Erni inne.

„Du kennst den Weg," beschied er die Trud. „Ich lasse dich allein! Du vermagst nicht Schritt zu halten, und ich muß weiter!"

Sie erkannte, was ihn trieb, und fühlte dieselbe Furcht, daß er die Mutter nicht lebend treffe.

„Eile!" sagte sie.

Er stob davon wie gepeitscht.

Aber die Trud schritt ihm in Sinnen versunken nach. Alles, was sie dachte, wies nach demselben Ziele. Eine große Treue wuchs in ihr empor, die dem Erni galt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Die Behaimin war nicht gestorben, noch konnte sie sterben, derweil ihre Martertage einer zum andern lahmen Ganges sich reihten. Der Erni ging umher und tat sein Tagwerk und hatte doch nur für eines Gedanken. Er brachte sein Sinnen von den Leiden der Gequälten nicht ab. Ihr Stöhnen klang ihm in den Ohren, ob er arbeitete oder feierte. Er verwachte die Nächte am Lager der Siechen, und zwang ihm eine Mattigkeit die Lider zum Schlaf, so schreckten die Schreie der Gefolterten ihn auf. Das Antlitz des Gesellen wurde schmal und hager, seine Augen gewannen einen unsteten, verlorenen Blick, wie ihn jene haben, die nach innen schauen und Schlimmes lesen. Die Trud ging ab und zu in der Behaimhütte. Wann sie kam, ging es wie eine bleiche Sonne durch das Haus der Elenden, wann sie schied, blieb die Finsternis. Die Trud sorgte sich um den Erni. Es wollte ihr scheinen, als sinne er an etwas, das er nicht auszudenken vermöge. Sein ganzes Wesen arbeitete an der Tatmachung eines einzigen Gedankens; aber die Dirne fürchtete, daß er über dem Sinnen und in der Qual um die Mutter sich selber verliere.

Allmählich wurde es Sommer im Tal. Die Matten standen üppig. Die Bergbäche versiegten. Wo sonst Wasserstaub über graue Wände stürzte, träufelte eine letzte, trocknende Feuchte.

Zuweilen kam ein Wetter über den Dammafirn daher und spendete Segen für das versengte Land. Die Donner widerhallten alsdann an den Wänden des finsteren Salbit, daß das Rollen und Schlagen dumpf und unaufhörlich wie das Brummen einer ungeheuern Sturmglocke zu Tale scholl.

„Es ist, als sollten die Felsen bersten," raunte die Behaimin während eines der Stürme dem Erni ins Ohr. Der Geselle fühlte, wie sie sich sehnte, daß der stürzende Berg sie erlöse.

Das war es, was ihn über Maßen peinigte, daß er das wilde Verlangen der Mutter nach dem Tode sah und begriff und daß doch keine Klage mehr ihre Sehnsucht, zu sterben, verriet, seit er ihr den Gifttrank verweigert hatte. Ihr Schweigen war ihm wie ein Vorwurf. Es begann ihm in den Ohren zu klingen: Du kannst sie erlösen und du legst die Hände in den Schoß und siehst zu, wie sie sich windet vor Qual!

Als die heimliche Stimme lauter wurde, fand er sich eines Tages vor der Wandnische stehen, darinnen er den Sterbetrank barg. Er spielte mit zitternden Fingern über das Brett, das die Oeffnung deckte. Auf einmal schreckte er zusammen und hastete aus Kammer und Hütte. Die Furcht war auf ihm, daß die Versuchung ihn zwinge.

In denselben Tagen gebar das Weib eines Bauern ein mißgestaltetes Wesen, ein Geschöpf mit dem Leib eines Menschen und dem Kopf eines Tieres, armlos und elend, aber zum Leben begabt. Das Weib war verstorben aus Gram und Entsetzen, als seine Augen auf seines eignen Leibes

Frucht gefallen waren. Aber der Verstorbenen Ehegenosse hatte den Martinus aufgesucht und ihm geklagt, wie der Anblick des Unwesens ihm die Seele zermartere, hatte mit tränendem Auge gebeten, daß ihm verstattet sei, die Hände an die Mißgeburt zu legen und das leise Leben, das ohne Vernunft darinnen pulse, zu ertöten, ihm selber und aller Welt zur Erlösung. Martinus hatte ihn mit seinem Anliegen an den Richter gewiesen. Und der Hofer entschied allem Volk zu Wissen und Frommen:

„So ein Geschöpf zur Welt kommt von unmenschlicher Gestalt oder mit schmerzhaften und unheilbaren Gebresten behaftet, also daß dasselbe Wesen sich selber und allen Mitmenschen zum Kummer, Unheil und Schrecken wäre, möge von dem, der ihm das Leben gegeben, das Leben auch wieder genommen werden.“

Der Bauer tat nach dem Spruch des Richters, und es war zu Abfrutt keiner, der dawidergeredet hätte.

Am Tage, nachdem der Gallus sein Urteil verkündet hatte, stieg der Erni vom frühen Morgen zum Abend in den Bergen umher. Die Trud wachte für ihn am Lager der Siechen. Er jedoch war der Hütte entlaufen, daß er einen Streit ausfechte, der in seinem Innern entbrannt war.

„Sie haben das mißgestaltete Geschöpf getötet — erlöst, wie sie es nennen! Sie sagen, daß es sich selber und andern zur Qual gewesen wäre, wenn es gelebt hätte! Eine verzehrt sich in Qual und lechzt nach Erlösung. Sie trägt ein unheilbar

und schmerzhaft Gebreste nach den Worten des Richters!"

Dermaßen waren die Gedanken im Kopfe des Umherhastenden rege. Er warf die Hände empor wie ein Verzweifelter. Auf einmal war ihm, als hätte er die Lösung eines Rätsels gefunden. Er schrie in die Stille des Geklüfts: „Ihr dürft Euch erlösen, Mutter!" Er dachte heimzueilen und der Siechen die Tonflasche zu reichen, daß sie nach ihrem Willen tue. Aber im nächsten Augenblick kamen neue Zweifel. Sie folterten ihn durch Stunden und Stunden. Er kehrte ohne Entschluß zur Hütte zurück.

Die Gedanken, die er an diesem Tage verwarf, kehrten wieder. Abermalen geschah es bald nachher, daß er sich unbewußt jener Nische näherte, und abermalen schreckte er davor zurück. Endlich wuchs das Mitleid mit der Mutter so übermächtig in ihm empor, daß er alles Zaudern überwand. In einer Nacht, die der Behaimin nicht den leisesten Schlaf gegeben und ihn mit Entsetzen erfüllt hatte ob den Qualen, die sie der Mutter brachte, reifte ihm der Entschluß. Zweifel und Angst und Gewissensbisse verstummten, einzig das eine gewaltige Verlangen verblieb ihm, der Mutter Qual zu enden. Und als er seinen Weg klar vor sich sah, wurde er ruhiger, als er seit langem gewesen war. Ein Gefühl, das fast Freude war, kam über ihn. Er begann es als Segen zu empfinden, daß er die Macht besaß, die Mutter zu erlösen.

Starke Menschen, die ihren Blick auf ein hohes, unverrückbares Ziel gerichtet haben und der Er-

reichung desselben sicher sind, haben eine seltsame Art gegen ihre Genossen. Sie wachsen über sich selber hinaus; Zorn und Schmerz und laute Freude haben weniger Gewalt über sie, und deshalb ist in ihrem Wesen eine fremde Geduld, ein fast liebreiches Verstehen, die denen, die um sie sind, zugute kommen. Der Erni hatte dermaßen sich verwandelt.

Gegen die Mutter hatte er ein Wesen, das der Siechen die Tränen in die Augen trieb. In Stimme und Blick offenbarte sich eine grenzenlose Anhänglichkeit, seine Hand wurde weich wie die eines Weibes, wenn sie den siechen Leib der Mutter berührte, und eine Gabe, Trost zu geben, kam über den sonst Unberedten. Es geschah deshalb, daß die Behaimin sich völlig in seine Gewalt begab; sie tat in allem nach seinem hohen, nur auf das Beste gerichteten Willen.

Am Tage der heiligen Anna hieß er die Trud an seiner Statt die Wache am Lager der Siechen halten. Dann gürtete er sich zur Hochfahrt und stieg zu Berg. Spät des Abends kam er zurück; in seinem Zwilchhemde verborgen trug er weiße Wurzelknollen. In derselben Nacht hantierte er in seiner Kammer, eine Stunde nützend, da Erschöpfung die Behaimin dem Schlaf in die Arme zwang. Er leerte das kleine Tongefäß und füllte es wieder mit bräunlichem Safte, wie er ihn dem Fläschchen entnommen. Seine Hand zitterte nicht, während er sorglich seine Arbeit tat. Nur, da er das Gefüllte ruhigen und scharfen Blickes betrachtete, stieg noch einmal ein Zweifel in ihm auf, ob er nicht eine sündhafte Tat ersonnen. Nicht

daß er seinen Entschluß bereute! Dieser stand fest. Und er selbst war überzeugt, nur das Rechte zu wollen. Aber es fiel ihm ein, daß seine Gedanken nicht die des strafenden Gottes sein möchten. Und nun begann ihn eines zu peinigen. Er hatte vermeint, der Mutter den erlösenden Trank zu bieten und die Macht in ihre Hand zu geben, aller Qual ein Ende zu machen zur Frist, die sie sich selber setzen wolle. Da ihm nun der Zweifel kam, wie der höchste Richter die Selbsterlösung der Mutter wägen werde, ersann er einen neuen Weg, den die Goldtreue ihm eingab, die in seinem ganzen Wesen war.

„Wenn sie den Tod tränke und stürbe als Sünderin und sie müßte mit dieser letzten schweren Sünde von hinnen!" redete er vor sich hin.

Und dann beschloß er, daß ihre Hände rein bleiben sollten. Wenn ein Makel wäre an der Tat, so sollte er sie nicht treffen, darum — gedachte er diese selbst zu vollbringen.

Am andern Morgen lugte die Sonne in die Fensterluken am Gemach der Behaimin. Ein breiter zitternder Streif leuchtenden Staubes spann sich von der Wand zum Sandboden. Die Sieche schaute aus tief in die Höhlen gesunkenen Augen nach dem Spiel des Lichtstrahls. Die so lange kranken, werden genügsam. Ein Sonnenstrahl mag ihnen ein Glück bedeuten. Ein matter Schimmer der Freude huschte über das magere Knochengesicht der Gequälten.

Da trat der Erni über die Schwelle. Die Mutter hatte länger denn sonst geschlafen. Sie

grüßten sich wie zwei, die einander durch Tage entbehrt haben. Dann wies die Behaimin nach dem Schimmer.

„Der kommt weit her," meinte sie. „Wenn der einem zur Leiter wäre, möchte man zu einem Orte ansteigen, wo gut wohnen wäre."

Der Erni ließ sich am Lager nieder. Er strich mit der Hand über ihren dünnen, eisgrauen Scheitel. Dann sagte er:

„Vielleicht läßt der Herre-Gott bald eine Leiter für Euch hernieder."

„Du meinst es gut, Bub, mit deinem Trost."

Da nützte der Erni seine Stunde.

„Ich glaube doch, Mutter, daß — der Kaplan — Ihr habt ihn lange nicht mehr gesehen — und Ihr truget sonst Verlangen nach der heiligen Wegzehrung."

Sie forschte in seinen Zügen. Es schien, als lebe eine Ahnung in ihr auf und vergehe, kaum daß sie ihrer inne geworden.

„Du hast recht. Es mag mir leichter sein. Und wer kann wissen! — Vielleicht . . ."

Ihr großes Auge leuchtete auf. — Wie sie nach der letzten Stunde dürstete!

„Rufe den Kaplan," gebot sie darauf.

Der Erni tat nach ihrem Geheiß. —

Zur Mittagsstunde kam Martinus. Die Gunde beichtete. Dann saß der Jahrbelastete lang an ihrer Seite. Es war, als banne das fromme Gespräch, das sie führten, die Pein des Weibes. Die zwei wurden nicht müde, von dem Gewaltigen zu reden, der sie beide gezeichnet hatte, dem Tod.

Ehe er schied, spendete der Greise der Behaimin die Segnungen.

„Es ist mir viel leicht geworden; ich sollte dir Dank sagen, Bub, daß du mich an die Beichte gemahnt hast."

Wiederum hatte der Erni ein liebkosendes Streicheln zur Antwort. Und späterhin rief er die Trud, hieß sie bei der Siechen verweilen und legte, als geschehe es gedankenlos, der beiden Hände ineinander. Es war ihm, als müßte jedes der zwei, die ihm lieb waren, noch einmal die Nähe des andern empfinden. Sie verweilten beisammen, bis der Tag versank. Einmal kam ein Sturm von Schmerzen über die Behaimin, so daß die Trud, die zum erstenmal die Qual der Gemarterten mit ansah, die Hände vor die Augen schlug, damit sie nicht länger das Furchtbare schaue. Aber der Erni war über dem Stöhnen der Kranken von seinem Sitze emporgefahren. Es schien einen Augenblick, als wolle er aus der Stube eilen. Dann besann er sich und neigte sich nahe zu der Leidenden. Sein leises Reden tat ihr wohl. Allmählich ging der Anfall vorüber.

Die Trud verließ die Hütte, als die letzte Helle aus dem Gemach der Behaimin gewichen war. Der Erni hatte die Mutter allein gelassen. Sie lag mit gefalteten Händen und geschlossenen Lidern. Die Schatten wuchsen in dem dämmerigen Gelaß. Zuweilen war an der Wand wie ein Wandeln einer Gestalt. Mit dem Abend war Gewölk am Himmel aufgezogen, und wann einer der dunkeln Nebelfetzen über der Luke vorüberschwebte, warf er seinen Schatten in die stille Kammer.

Die Behaimin schreckte plötzlich empor. Der verstohlene Tritt nackter Füße war über die Schwelle des Gelasses gegangen. Gleich darauf fühlte sie die Hände des Erni die ihren umklammern. Sein Kopf legte sich auf das Linnen ihres Lagers, und es war, als hätte er geschluchzt.

„Was ist dir?“ fragte die Gunde zitternd.

„Nichts! Nichts!“ stammelte er darauf. Und nach einer Weile: „Mutter, Ihr wisset nicht, was Ihr mir seid!“

„Ich fühle es, Bub, und bin glücklich.“

Danach schwieg er lange. Und plötzlich erwachend, sagte er fest:

„Es ist Zeit für Euern Abendtrunk.“

Er löste seine Hände und schritt hinaus. Als er zurückkam, trug er eine hölzerne Schale, mit Milch gefüllt. Er trug sie behutsam und hob sie tastend an die Lippen der Ruhenden.

„Du vergissest, Licht zu machen,“ mahnte die Gunde.

„Ihr sollt schlafen — nachher — und . . .“

Er stockte. Das Weib hatte einen durstigen Zug aus der Schale getan und trank sie leer zum letzten Tropfen.

„Ich danke dir,“ sprach sie.

Er nahm die Schale und setzte sie auf eine Truhe zur Seite. Dann nahm er seinen Platz am Lager wieder ein, und abermalen umschloß er ihre beiden Hände mit den seinen.

Da fuhr die Behaimin leise zusammen, und gleich darauf richtete sie sich hoch auf, als fülle eine mächtige Kraft ihren gemarterten Leib.

„Erni, mein Erni! Auf deine Knie, mein Bub! — Du hast — eine Wohltat — wie sie noch kein Sohn seiner Mutter getan hat, noch tun wird, hast du mir getan! Ich segne dich, Bub, mit meinem letzten Atem! — Keine Reue! — Der Herre-Gott — mißt — und erkennt — die Tat! — Es ist gut — o — es ist — gut! Ich — danke dir!" —

Sie begrub ihre Hände in seinen Locken. Die Worte versagten ihr. Langsam glitten die Finger vom Haupte ihres Erlösers. Sie sank in die Linnen zurück.

„Schlafet — wohl — Mutter!"

Der Erni suchte ihr Antlitz und strich über ihre Lider und kreuzte ihre Arme vor der Brust. Darauf trat er die Wache am Bette der Gestorbenen an.

Er saß ganz ruhig und bedachte das Geschehene. Es war eine lautlose Stille in der Kammer. Sie tat unsäglich wohl! Gestern nacht, heute noch hatte das Stöhnen der Siechen die engen Wände erfüllt! Nun war ein großer Friede über die Gemarterte gekommen. Und er hatte ihr den Frieden gegeben! Das Bewußtsein, daß sie erlöst sei, ließ selbst das Leid um die Verlorene nicht aufkommen. Eine so hohe Zufriedenheit erfüllte den Gesellen, als stände er, ein alter Mann, am Ende schwerer Arbeitstage und hätte seine Pflicht getan.

Wie sie ihm noch gedankt hatte! — Er würde es sein lebelang nicht mehr vergessen! — Und ihre Hände hatten auf seinem Scheitel gelegen — zum Segen! — So kummerlos und froh hatte das Sterben sie gemacht! —

Keine Reue — hatte sie gesagt! — Seltsam —

warum Reue? — Da sie doch jetzt den Frieden hatte? Es war nun alles gut für sie — von seinen Händen — warum also Reue?

Ueber dem Sinnen kam ihm eine Sehnsucht, das Antlitz der Mutter zu sehen. Er hatte warten wollen, bis der Tag die Kammer zu hellen beginne. Aber weshalb? Er wollte sie sehen, solange er sie noch bei sich hatte. Denn — nachher — mußte er ihr die Grube graben!

Er stand auf und holte die Oellampe. Er stellte sie zu Häupten der Toten, so daß der Widerschein der Flamme über ihr wächsernes Antlitz zuckte. Alsdann versank er ins Beschauen ihrer Züge.

Ihr Gesicht war schmal wie das eines Kindes, aber die dünnen, grauen Haarsträhne machten es alt. Und die Furchen, die vielen tiefen Striche! Das Siechtum hatte einen scharfen Stift. Aber um den Mund — was — war das? Hatte sie nicht gelächelt, so wie sie sonst nie die Lippen teilte? — Torheit! Sie war tot! Doch mußte sie leicht gestorben sein! Ein so glücklicher Ausdruck hatte nie auf ihrem Gesicht gelegen! —

Wie es doch gut war, daß er sie erlöst hatte!

Der Erni saß und schaute und sann. Zeit und Raum kümmerten ihn nicht. Er mußte immer wieder daran sinnen, welche Marter er dem Weibe abgenommen hatte.

Darüber kam der Tag. Graues Licht stahl sich durch die Gemachluke; es streifte den Holzboden, hellte einen Fleck erst und wuchs und füllte das Gelaß. Als es auch die Lagerstatt der Toten erreichte, löschte der Erni den Oeldocht.

Nicht lang nachher erklang der Schritt der Trud in Flur und Wohnstube. Er ging hinüber, sie zu rufen.

Wie es stehe, wollte sie fragen.

Aber er kam ihr zuvor. Er lächelte.

„Komm! Sie ist erlöst!"

„Wann?" fragte die Trud.

„Wer fragt wann?" redete er sonderbaren Tones, „so sie doch nur der Marter entronnen ist!"

Die Dirne forschte nicht weiter. Sie hatte erwartet, daß das Leid den Erni beim Tode der Mutter daniederdrücken werde, obwohl er um ihre Erlösung gebetet hatte. Nun erschien ihr sein Wesen fremd; doch sie scheute sich, in dieser Stunde ihn durch Fragen zu stören und harrte, daß sie ihn verstehen lerne. Sie begann, zur Seite des Lagers kniend, die Totengebete zu sprechen.

Derweilen verließ der Geselle die Hütte und ging den Martinus zu rufen. Der Greise sah staunend das Leuchten in des Burschen Gesicht, das eine frohe Botschaft verhieß. Der Erni hatte für ihn dieselben Worte wie für die Dirne:

„Kommt! Sie ist erlöst!"

Martinus, der des siechen Weibes letzte Leidenstage gesehen hatte, glaubte zu verstehen, daß der junge Geselle froh war, einer Last ledig, eines furchtbaren Anblicks enthoben zu sein. Die Trauer würde noch über ihn kommen! So geleitete er ihn, daß er die Leiche sehe.

Als sie an die Hütte kamen, wies der Erni nach der Kapelle.

„Verstattet, daß ich der Mutter läute," bat er.

Martinus ließ ihn nach seinem Willen tun. Da betrat er das heilige Gemäuer, während der Kaplan nach der Hütte schritt. Und darauf klang die Glocke in die Morgenhelle hinein, daß die zu Abfrutt die Hälse reckten und ob der Klarheit staunten, in der das alte Erz ertönte. Der Erni läutete ohne Tränen, fast leichten Herzens der Mutter ins Ende.

Andern Tags grub er ihr die Grube auf dem Acker der Gestorbenen zu Geschenen, dahin die von Abfrutt ihre Toten vertrugen. Er grub und schaufelte tief in das harte Erdreich und weitete das Grab, wie es sorglicher nicht für den fürnehmen Herrn ausgeworfen worden war, der zu Geschenen vor Jahresfrist, auf einer Welschlandfahrt begriffen, verstorben war. So tat er bis zuletzt, was er immer getan hatte: alles, was der Mutter zuliebe war.

Abermals einen Tag später legte der Erni selbst den in sauberes Linnen gehüllten Leib der Behaimin in den Brettersarg. Als er die Gestalt vom Bette hob, schlug sein Herz wild wider den kalten Körper, sein Atem stockte, doch die Schwäche ging vorüber. Dann bettete er die Geliebte ruhig und fürsorglich in ihre letzte Liegerstatt. Martinus segnete den Schrein. Ein paar Weiber, die neben der Entschlafenen gebetet hatten, sprachen das letzte Paternoster über dem Brettergefüge und starrten den Erni an, welcher mit demselben fast frohen Ausdruck, den seine Züge der Tage trugen, den Sarg auf seine Gabel band und diese vor der Hütte auf seinen Rücken lud.

„Vergelte der Herre-Gott euch allen den Dienst,“ sagte der Geselle, als er zur Gräbte gerüstet stand.

Dann bot er, als gehöre es sich so, der Trud, die ihm zur Seite war, die Hand und zog mit ihr, den Sarg der Mutter auf starkem Rücken tragend, dem Vielwald zu.

Die Weiber entfernten sich zischelnd. Nachdenklich schritt Martinus nach seiner Hütte.

Der Erni und die Dirne durchschritten schweigend den Wald. Als sie die Vielhöhe erreichten, wo vordem das Kreuz des Ambrosius gestanden hatte, warf die Trud den ersten scheuen Seitenblick auf den Genossen. Dieser, die Augen in verlorenem Sinnen zur Ferne gerichtet, zog sie fast eilig vorwärts.

„Du bist so sonderbar," sagte die Dirne. „Es möchte einer glauben, du wüßtest nicht, was dir widerfahren ist."

Er wandte sich gelassen ihr zu.

„Ich begrabe die Mutter," sagte er. Er schien ihre Worte nur halb gehört zu haben.

Nach einer kurzen Weile fuhr er wie im Selbstgespräch weiter:

„Wie mag sie froh sein, wenn sie nun bald ganz still liegt!"

Wiederum schwiegen sie und gewannen wortlos das Totenfeld. Sie stiegen über die Steinstufen, die in das tiefgelegene führten. Vor der ausgeworfenen Grube hielten sie, und die Dirne half dem Burschen seine Last zu Boden setzen. Dann lösten sie die Stricke, die den Sarg hielten. Der Erni fuhr liebkosend über das rohe Holz, als gelte es, ein Kissen zu glätten. Darauf stieg er in die Grube, und beide legten Hand an den Sarg, den sie versenkten. Die

Trud hörte den Erni ein paar unverständliche Worte murmeln. Sie kniete nieder und betete, während er sorgsam Scholle um Scholle mit den Händen um und über den Sarg legte. Erst als dieser ganz unter den Erdstücken verschwunden war, ergriff er, aus dem Grabe steigend, den Spaten und füllte die Oeffnung. Er setzte danach ein roh behauenes Holzkreuz auf den sich wölbenden Hügel. Dann kniete auch er zum Gebete. —

Eine leise Unruhe war über den Erni gekommen, als sie später ihres Weges zurückschritten. Er erzählte von der Toten, von ihrem Gutsein, davon, daß sie nun so tiefe Ruhe habe, wie einer in der Welt nicht finde. Ein paarmal redete er, daß alles so wohl gekommen sei. Die Trud glaubte zu hören, wie er mit lauter Rede einen geheimen Zweifel zu betäuben suche. Sie horchte auf das, was er sagte, und sprach wenig dagegen. Schweigen ist den Leidgetroffenen besser denn mitleidige Worte.

Am Ende ihres Weges schien er verwundert, daß die Dirne von ihm schied.

„Warum bleibst du nicht bei mir?“ fragte er.

Sie sah ihn fest und ehrlich an, und wie sie stets ohne Scheu und Hehl redete, sagte sie:

„Es geht nicht an, daß ich über deine Schwelle gehe, nun du allein bist. Ich bin bereit, wann du — mich für immer begehrst.“

Seine Gedanken wanderten wieder. Er achtete ihrer Rede nicht weiter. Mit einem leise gemurmelten Gruß für sie betrat er die leere Heimhütte.

Und da: — er schritt nach der Wohnstube und fühlte eine grenzenlose Stille ihn bedrängen. Das

Gefühl der Erleichterung, das auf ihm gewesen war, wich mit einem Schlage.

„Mutter, wo seid Ihr?“ redete er nach dem Schlafgemach der Siechen hinüber.

Keine Antwort! Die dunkeln Wände starrten ihn an. Und die Stille blieb — die große, reglose Stille.

„Mutter!“

Das gellte von seinen fahl gewordenen Lippen. Er stürzte nach dem Raum hinüber, wo sie gelegen hatte. Dort warf er sich wie ein Wahnsinniger über das leere Lager. Die Erkenntnis, daß die Erlöste ihm gestorben war, war über ihn gekommen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Der Erni Behaim hatte die Mutter von Leibesqual gerettet und dafür schwere Seelenfolter auf sich geladen. Seit er vom Totenfeld zurück war, trug er ein Heimweh mit sich herum. Und der alte Grüblersinn kam über ihn. Zwar ging er des Morgens aus, in den Diensten dieses oder jenes Bauern sein Brot zu verdienen. Sein Leib stählte sich unter harter Arbeit, und er kehrte nach langem Tagwerk nie zurück, ohne daß ihm die Glieder von rastloser Tätigkeit schwer waren. Aber wenn der Leib erschlaffte, begann der Geist zu schaffen.

Wenn er des Abends die Hütte betrat, bedrängte ihn wie am ersten Tage die lautlose Stille. Dann warf er, dessen Gesicht und Hände erzfarben geworden und dessen Leib die Höhe der Kraft und Männlichkeit erreicht hatte, sich schwer auf eine der Stabellen. Aus den dunkeln Zügen, gegen die das helle Haupthaar und der sprossende Bartflaum fast weiß schimmerten, leuchteten die blauen Augen in düsterem Licht. Drei tiefe Striche gruben sich zwischen die blonden Brauen. Der Ausdruck, der dem Knaben eigen gewesen war, hatte sich unverkennbar geändert. Der Erni mochte alsdann wohl eine Stunde lang und mit weit auf den Tisch gebreiteten Armen auf seinem Stuhle sitzen und die Wände anstarren. Zuweilen lauschte er, als müßte er Tritte hören. Wenn ihm das Schweigen unerträglich wurde, begann er,

aller Erschöpfung unacht, die engen Räume des Holzbaus zu durchwandern. So lernte er allabendlich, daß er einsam sei. Die Sehnsucht in ihm wuchs, und wie Unkraut die gute Saat überwuchert, erstickte sie jene Zufriedenheit, die ihn erfüllt hatte, als er die Mutter in qualloſem Schlaf gesehen hatte. Allmählich weckte sie die Selbstsucht, die jedem Menschen anhaftet. Etwas wie Reue kam ihn an, daß er sich selbst der Viellieben beraubt hatte. Aus dieser Reue wuchs ein andres empor. Als dunkler Schatten stand es eines Abends vor der Seele des Einsamen, als er auf seinem Sorgenstuhle saß. Er hatte an das Sterben der Mutter gedacht. Eine selbstsüchtige Stimme fragte in ihm: „Warum hast du sie erlöst? — Warum hast du sie getötet?“ klang es ihm gleich darauf in die Ohren. Er fuhr wild herum und suchte, ob einer mit ihm im Raum sei. Dann wurde ihm klar, daß er selber gestammelt hatte. Von da an begann er über seine Tat zu grübeln. Zuerst tauchte, leise Unruhe weckend, das Bedenken wieder auf, ob er recht getan habe. „Sie hat dich gesegnet dafür,“ redete er sich ein, und zwei Tage lang stillte dieses Bewußtsein sein waches Gewissen. Am dritten hatte er einen neuen Zweifel. Martertage mochten die Mutter und ihn selber unfähig gemacht haben, Recht und Unrecht zu scheiden. Wie würde ein andrer richten? — Ambrosius? — Vor dem Auge des Selbstfolterers tauchte die Gestalt des strengen Mönches auf, wie sie am Altar predigend sich reckte — die scharfen, bis ins Innerste schauenden Augen unter dräuender Braue, das fahle, von schwarzem Haar ableuchtende Gesicht, die machtvolle Richterrede.

„So einer seinen Bruder schlägt, wird sein Fuß flüchtig, sein Herz furchtsam und sein Sinn rastlos. Er ist verstoßen von Gott und den Menschen, ob er auch straflos unter dem Himmel und über die Erde schreite, denn in ihm wächst eine Scheu empor, die ihn die Hände nicht mehr zum Schöpfer erheben, noch seine Blicke die Augen der Menschen in Liebe oder Freundschaft finden läßt."

So hatte der Eiferer eines Tages in der Kapelle zu Abfrutt geredet, als er die zehn Gebote vor der versammelten Gemeine ausgelegt hatte.

Worte verhallen in der menschlichen Seele, aber nach Jahren mag ihr Echo klingen. Das Echo hallte wie Sturmesbrausen in die Ohren des Grüblers. Zu jener Stunde schrak er auf wie einer, der schlafwandelnd vor einem Abgrund erwacht. Er fühlte die Rastlosigkeit in sich, von welcher Ambrosius gesprochen hatte. Langsam, mit grausamer Schonung dämmerte das Bewußtsein in ihm empor, daß er — *gemordet* habe. Er verlieh ihm Worte, sagte es laut vor sich hin: „Du hast gemordet!"

Eine ungeheure Last fiel auf ihn und benahm ihm den Atem und verwirrte seinen Geist. Er stürzte gleich einem Gefällten zu Boden. Eine Ohnmacht hielt ihn stundenlang gefesselt. Im Fahllicht des Morgens erwachte er, und sich aufrichtend, starrte er entsetzt und als ob er fremd am Orte wäre, um sich. An demselben Tage lief er, sich aufraffend, in die Wälder. Er vermochte nicht an Arbeit zu denken.

Ein Selbsterhaltungstrieb wohnt dem Elendesten inne. Der von seiner heimlichen Last Gebeugte hatte

ein heißes Verlangen, sich zu befreien. Zwei Tage lang stieg er unter den Stämmen des Vielwalds umher, hinauf bis an die höchste Berglehne. Eine Hoffnung war in ihm, als er zurückkehrte: die Trud lebte noch! Warum hatte er seine Trud vergessen? Ihr wollte er beichten — mochte sie dann entscheiden! Das wildeste Verlangen war in ihm, einem zu sagen, was ihn bedrückte. Er hob die Arme, daß die Brust sich weitete. Reden, schreien, die Last sich von der Seele schreien! Kummerbelastete und Schuldbeschwerte vermeinen darin ihre Erlösung.

Der Erni rannte aus seiner Hütte, die Trud zu suchen. Kaum der Schwelle entwichen, hemmte er den Schritt. Das Herz pochte ihm wider die Rippen wie ein Hammer. Er erblickte die Dirne von ferne. Sie schaute ihn traurig an und winkte. Sie mochte ihm zürnen, daß er sich nie um sie gekümmert hatte. Scham und Angst faßten ihn. Flammen Blutes schlugen ihm ins Gesicht. Er verstob in seine Hütte und schloß sich ein.

Tage nachher hatte er einen Ausweg gefunden. Er mußte reden, wenn er nicht zugrunde gehen wollte. Und er war zu stark und zu gottgläubig, unterzugehen. Einmal blitzte der Gedanke in ihm auf, den Leib zu zerstören. Der Tod lauerte überall auf Raub — warum ihm nicht die Beute vorwerfen, die dem Leben nutzlos ist? Der Erni dachte es und erschauerte, legte die Hände zusammen und stammelte halb unbewußt ein: „Verzeihe mir, Herre-Gott!“ Danach wurde er fast ruhig und ersann einen Weg, sich zu befreien. Der weißhaarige

Kaplan hatte ein langes Leben gelebt und mochte viel Sünde gesehen haben, und er stand vor dem Tode, da jeder sich strenger richtet denn allzeit vorher. Wenn der Kaplan ihn freisprach, mochte er ruhig sein. Das Wort eines Todbereiten hat Geltung.

Aber der greise Martinus wollte just sterben.

Es kam die Zeit, da der Tag früh sank und die Sonne an Glut verlor. Die rotgelbe Sterbefarbe des Herbstes malte sich unmerklich da und dort in das Hellgrün der Laubbäume, die spärlich zwischen den düsteren Tannen standen. Wenn die Natur sich zum Sterbefest rüstet, erheben jahrbelastete Menschen die Häupter und lauschen, als müßte durch die ersten Rauhstürme ein Ruf klingen, der ihnen gälte. Sie sitzen mit in den Schoß gelegten Händen, die der Arbeit müde geworden sind, und harren Tag für Tag, daß der Tod sie aus der Welt führe, in der sie beinahe fremd geworden sind. Sie wundern sich über jeden neuen Morgen, der ihnen beschieden ist. Weißhaarige Leute rechnen mit kurzen Fristen.

Auch Martinus wollte sterben. Mit einem Male, wie zur Zeit, da Ambrosius, der Mönch, ihn verdrängt hatte, kam eine große Mattigkeit über den Alten. Seine Füße wurden zittrig und trugen ihn unsicher, seine Augen trübten sich. Es kam ein Tag, da er sich auch über seine Goldfackel, den vom Morgenglanz umlohten Salbit, nicht zu freuen vermochte. Das Licht wollte ihn blenden, die Helle ermüdete ihn. Er schlich von der Straße, dahin er sich, zum Kirchgang gerüstet, begeben hatte, in seine Hütte zurück und gewann mit Mühe die Stube. Dort sank er in seinen Stuhl. Die Lider fielen ihm

schwer über die Augen; ein Halbschlummer umfing ihn. Wenn ihn einer gesehen hätte, hätte er einen Gestorbenen zu finden vermeint. Die Stunden verschlichen, und Martinus erwachte wieder. Aber die Schwäche war nicht von ihm gewichen. Er vermochte nicht sich von seinem Stuhle zu erheben.

„Wie du willst, Herre-Gott," stammelte der Sterbebereite und faltete die Finger, die dürr waren wie die grauen, abgestorbenen Aeste einer hundertjährigen Tanne.

Dann dachte er über sein Leben nach, das so lange gedauert hatte, daß viele Jahre ihm fast aus der Erinnerung geschwunden waren. Er fragte sich, zu was er gut gewesen, und fand keinen Bescheid. Der Kaplan Martinus ließ keine tiefe Spur zurück. Aber es hielt ihn auch nichts am Leben. Frohe und trübe Tage desselben hatten sich aufgewogen, und die ewig wendischen hatten aus ihm einen Gesellen geformt, der just zum Sterben reif geworden. — Auf einmal fiel ihm ein später Wunsch ein; und war er doch des Wünschens lange schon entwöhnt gewesen. — Wenn er drüben in dem Gemäuer sterben dürfte, das ihn hatte amten und im Amte ergrauen sehen! — Wenn die Barbara noch bei ihm wäre, sie müßte ihn stützen, daß er hinüberschritte! Aber die war fort und hauste mit ihrem Genossen auf dem Sonnenspitz. Ein Weib aus einer nahen Hütte sorgte für den Alten, wenn sie seiner nicht vergaß. Zur Stunde war er allein. — Er mußte sich schon bescheiden, er erreichte allein die Kapelle nicht!

In demselben Augenblick ging ein schleichender Fuß über die Flurbretter. Die Gemachtür wurde

behutsam geöffnet, und der Kopf eines Mannes ward sichtbar. Spähende, in unruhigem Feuer flackernde Augen hafteten auf dem gebrechlichen Alten. Der Eindringling war ein junger, verwilderter Gesell. Blondes Haar umwallte mähnenartig und wirr sein Haupt; in seinem fahlen Gesicht waren Striemen und Risse, als hätte der Bursch sich durch Dorngebüsch gewunden.

„Erni," flüsterte Martinus. Es war, als belebe ihn der Besuch des ihm Lieben.

„Wie du aussiehst," fuhr er gleich darauf fort, und das Mitleid weckte ihn völlig aus seiner Erschlaffung.

„Seid Ihr allein, Herr?" fragte der Behaim. Er sprach behutsam und scheu, als möchte ihn jemand hören.

Martinus winkte ihn heran. Da trat er mit taumelnden Schritten über die Schwelle. Der Alte erschrak. Sollte der Erni verkommen? Sein Gewand war zerrissen, seine Füße wund und blutig, und sein Gesicht hatte einen Ausdruck wie nach einer Schlemmernacht.

„Wo bist du gewesen?" fragte der Kaplan.

„In den Wäldern!"

„Wozu?"

„Das zu sagen, bin ich gekommen! Ihr sollt mir Beichte abnehmen, Herr!"

„Ich vermeine — ich will — ich — bin müde . . ."

Der Behaim nahm die Stammelworte des Alten für Weigerung, seiner Bitte Gehör zu geben. Verzweiflung faßte ihn. Er kroch auf den Knien zu dem sich Zusammenkauernden.

„Verstoßt mich nicht, Herr! Ihr seid immer gut zu mir gewesen! Hört mich noch diesmal an! Ich muß meine Seele erleichtern oder — hier innen" — er schlug sich wider die Stirn — „verwirrt es sich!"

Martinus raffte sich empor. Nach der Kapelle? Es mochte noch angehen! So lange mußte die Herzglocke noch schlagen! Diesem Gesellen noch einen Liebesdienst und damit den Tod! Was wünschest du mehr, Martinus?

„Hilf mir, ich bin matt," sagte er.

„Wohin wollt Ihr?" fragte der Erni zwischen Furcht und Hoffen.

„Zum Beichtstuhl!"

„Kann ich nicht hier reden?" wendete der Erni ein.

Aber Martinus hatte sich schon an ihn geklammert und arbeitete sich der Tür entgegen. Da stützte er den Weißhaarigen mit seinen Muskelarmen und geleitete ihn über den Dorfweg nach der Kapelle.

Sie erreichten das Gemäuer und den Beichtstuhl. Martinus betrat ihn. Als er sich niedersetzte, faßte ihn ein Schwindel. Er lehnte das Haupt wider das Holz des Stuhles und schloß die Augen. Da fühlte er seine Hände mit wildem Ungestüm erfaßt; ein fiebriges Haupt preßte sich darauf und benetzte sie mit heißen Tränen.

„Erlöst mich, Herr! Sie war schwer siech! Sie hat Höllenqual erduldet, unmenschliche Folter gelitten! Sie wünschte sich den Tod! Ich habe Euer Vertrauen mißbraucht! Ich wußte um die Todpflanze! — Ich . . ."

Wie ein Sturm brachen die Worte von den Lippen des Reugepeinigten, und dann schöpfte er

Atem, tief und lang, und sprach, daß es laut und fremd durch den leeren Raum tönte:

„Ich habe die Mutter getötet!"

Des Martinus weißes Gelock lehnte noch immer an dem harten Holz. Die Worte des Beichtenden schlugen wie von ferne an sein Ohr, und ferner jetzt und immer ferner und unverständlicher. Jetzt war es totenstill im Raum, und der Tag entfloh! es wurde dunkel — dunkel — dunkel!

Der Kaplan Martinus war tot.

Der Erni redete weiter. Er verschwieg nichts; es schienen ihm nur immer noch zu wenig der Anklagen wider sich selbst.

„Und doch — wenn ich es noch einmal tun müßte," unterbrach er sich plötzlich — „vielleicht täte ich es wieder!"

Darauf harrte er der Absolution. Die Lippen des Beichtigers blieben stumm. Der Erni umklammerte seine Hände in heißer Angst.

„Euer Urteil, Herr! Ist keine Barmherzigkeit für mich? Was muß ich tun, daß ich die Tat sühne? Ich habe sie zum Besten vermeint! Bedenkt, Herr! Straft mich, aber nehmt die Schuld von mir!"

Plötzlich, inmitten seines Bettelns, fuhr ihm ein Schauer durch den Leib. Die Hände, die er mit den seinen umschloß — eine sonderbare Kälte ging aus ihnen auf die seinen über.

„Herre-Gott!"

Er löste seine Finger. Da sanken die Hände des Martinus kraftlos zurück. Der Erni fühlte seinen Herzschlag stocken. Er riß die Tür des

Beichtstuhles auf. Dann stand er wie versteinert, mit weitgeöffneten Augen. Jener lag zurückgesunken, das lange Gelock quoll am braunen Holze des Stuhles nieder. So fahl wie dieses schien das Furchengesicht des Gestorbenen. Der Erni betastete den Reglosen mit angstbebenden Fingern. Es war kein Leugnen, daß er tot war.

Ein Stöhnen!

So mag der letzte Klagelaut des weidwunden Hirsches verzittern, wenn ihm das Messer des Jägers ins Herz fährt. Vor den Augen des Gesellen drehte sich Stuhl und Toter und das alte Gemäuer.

Daß es stürzte! Daß die bröckelnden Steine ihn begrüben! Der Kaplan war tot! Gestorben, während er beichtete! — Das Ungeheure, das sein ganzes langes Leben ihm nicht gebracht hatte und das ihm die Beichte eines Verworfenen offenbarte, hatte sein Grauen geweckt. Er war alt und gebrechlich. Er vermochte nicht mehr zu zürnen und den Unseligen zu verfluchen, der sich selber entsetzlicher Untat zieh. So übermannte ihn das Grauen und — tötete ihn! ... Du hast auch diesen gemordet, Behaim-Erni!

Lange stand der Geselle betäubt und die stieren Blicke auf den Toten gerichtet. Sein Geist verwirrte sich; er redete sinnlose Worte in sich hinein. Endlich ließ er sich auf die Altarstufen nieder, legte die Hände um die Knie, und allmählich kehrte ihm die Fähigkeit zurück, klar zu denken.

Sollte er Leute rufen, daß sie den Toten fänden? Er erhob sich mühsam; dann fiel ihm ein, daß sie ihn fragen würden. Es graute ihm vor ihrer Neu-

gierde, vor ihren Blicken nur, vor der Nähe der Menschen. — Er mußte fort, weit über die Scheide des Vielwalds hinaus! — Er wollte zur Nacht gehen, wann ihn niemand sah! — Bis dahin — wer suchte den Kaplan? — Wer betrat die Kapelle noch vor der Frühmette? — Und ihn selbst barg die Hütte, bis es dunkel war!

Er wandte sich zum Gehen. Doch ehe er die Pforte erreichte, schaute er sich noch einmal nach dem Toten um. Der Beichtstuhl stand offen. Der Kaplan saß wie ein Schlafender. Die Liebe zu dem Alten, der ihn vieles gelehrt hatte, faßte den Erni; und es verlangte ihn, seine Lippen auf die leblosen Hände zu drücken. Aber es fiel ihm ein, daß er unwürdig sei, den Frommen zu berühren. So stand er ferne und schwur insgeheim dem Toten Sühne zu, so Sühne sein möge. — Gleich darauf hätte er laut auflachen mögen in Selbsthohn und Verzweiflung. Wo gab es Sühne und wo Befreiung für die Last, die auf ihm war?

Scheu verschlich er. Er öffnete die Tür wie ein Dieb, der gesehen zu werden fürchtet, und an dem Gemäuer hinschleichend, gewann er die Hütte.

Hinter verrammelter Tür erwartete er die Nacht. Er sann nach über das, was nun werden sollte. Aus dem Gewirr von Plänen und Entschlüssen stieg ihm die Erinnerung auf, daß die Mutter dereinst auf des Martinus Rat nach Maria Einsiedeln gezogen war. Wohl hatte sie von der wundertätigen Gottesmutter Heilung nicht zu erflehen vermocht, aber sie hatte das fromme, erbauliche Wesen und die Güte der Väter des Klosters vielrühmend her-

vorgehoben. Wenn er dorthin zöge! Wenn er vor dem Altare betete und dem Gerichte der Mönche sich anheimstellte! — Er zauderte nicht lange. Zur Nacht wollte er ausziehen! — Und wenn er zu Maria Einsiedeln nicht Befreiung fand, mochte die Wanderung weitergehen! Die Welt war groß, und sollte er sich die Füße wund und den Leib siech laufen, so wollte er nicht müde werden, einen Ort zu suchen, wo er Ruhe hatte und büßen konnte.

Aber die Trud? Er sah sie plötzlich, wie sie bei der Kapelle des heiligen Niklaus vor ihm gestanden war. Und jetzt, da er sie verlassen wollte, kam ihm die Erkenntnis, daß er mit unlösbaren Fesseln an ihr hing. Sie möchte ihn alles vergessen machen. Wenn er sie hätte, versänke alles andre! Sie möchte ihm helfen, die Schatten zu verscheuchen. Aber — haha — sie wußte es ja nicht! — Herre-Gott, wenn sie es wüßte! Wie würde sie von ihm zurückfahren! — Also fort auf die Suche — nach andern Tälern, andern Leuten, die Angst und die Qual in sich ertöten — irgendwie!

Als es dämmerte, begann er zusammenzuraffen, was er nicht zu missen vermochte. Er schnallte die Sandalen unter die nackten Füße, gürtete die Lenden fester und drückte den dunkeln Filz ins Haar.

Ein dumpfer Schmerz bedrängte ihn, als er eine Stunde danach die Hütte verlassen wollte. Es war nicht leicht, von daheim zu fliehen. Dann biß er die Zähne zusammen und öffnete behutsam die knarrende Tür.

Es war ganz Nacht geworden. — Wenn er der Lehne entlang sich hinschlich, vertrat ihm keiner den

Fluchtweg! Er bog fast hastig um die Hüttenecke. Da erhob sich eine Gestalt von der Holzbank, wo er mit der Trud oft gesessen hatte.

„Wohin gehst du?“ fragte die Nachbardirne.

Die Finsternis verbarg sein Erbleichen. Aber das Zittern seiner Stimme verriet ihn.

„Was tust du hier?“ fragte er fassungslos.

„Ich habe auf dich gewartet — heute, wie an manchem Tag zuvor! — Freilich — du hast dich nicht mehr gekümmert und hast mich nicht gebraucht, dir dein Unglück ertragen zu helfen! — Wenn du willst, daß ich gehe — rede!“

Ein übermächtiges Verlangen packte ihn. Für einen Augenblick vergaß er alles Vergangene und alle Last der Gegenwart. Er riß sie an sich, als müsse er sie töten. Da schlang sie ihre nackten Arme um seinen Hals. Ihre Lippen fanden sich. Eine giere Wildheit lag in dem einen Zusammenpressen der Lippen. Dann keuchte der Erni, sie von sich haltend:

„Frag nicht! Denk nicht nach! Vergiß, daß einer gewesen ist, der Erni geheißen hat! Ich gehe fort! Jetzt! Gleich! Du siehst mich nicht mehr! — Der Herre-Gott behüte dich! — Ich . . .“

Er wollte sich losreißen, aber sie klammerte sich an ihn.

„Wohin willst du? — Sage mir, was dich forttreibt!“ fragte sie trotz seines Verbotes.

Da stieß er sie wie in Entsetzen mit Gewalt von sich, so daß sie taumelte und fiel, und floh wie gehetzt über die Matte.

„Erni!“

Ihr angstvoller Ruf verhallte. Sie tat, sich emporraffend, ein paar Schritte in der Richtung, in der er davongeeilt war. Dann sah sie ein, daß sie ihn nicht einholen würde. Sie setzte sich auf die Bank und begann zu grübeln, was über ihn gekommen sein möchte. Am Ende löste sie das Rätsel. Eine Schuld mußte ihn vertreiben. — Törichter Gesell, als ob eine Schuld wäre, die sie ihm nicht verziehen hätte!

Eine große Verlassenheit kam sie an. Aber sie war stark. Sie verwand das Schluchzen, das in ihr aufquoll. Mit verbissenen Lippen zwang sie das Elend, das sie bedrängte. Und während sie zur Brunnhütte schritt, tat sie ein heimliches Gelübde. Es galt dem Erni und war voll Zuversicht. Sie glaubte zu wissen, daß er wiederkommen würde.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Der Erni wanderte.

Als er in der Nacht, im Schatten der Lehne schleichend, gegen Geschenen kletterte, gönnte er sich keine Rast, nicht einmal ein Zurückschauen. Zu Geschenen war kein Licht mehr. Schwarze Klumpen ragten die Hütten aus der Finsternis. In der „breiten" Matte, die der Kapelle gegenüberlag, verhielt der Flüchtige die Schritte und spähte umher. Die Nacht verriet ihn nicht. Ein paar glanzlose Sterne standen am dräuenden Himmel, sonst war keine Helle. Der Riesenschatten des Rienalpstocks reichte bis zur Stelle, wo der Erni zögerte. Der konnte nicht an dem Orte vorübergehen, wo die Mutter lag. Er schlich hinüber und stieg in den Totengarten. Unschwer fand er die Grube. Als er über der Erdwölbung stand, fehlte ihm fast der Glaube, daß da unten die Mutter begraben sei. Und doch! Er hatte selber den Sarg versenkt. Er kniete nieder und legte sein Ohr an das Erdreich. Es war eine so machtvolle Stille in aller Runde, daß ihm war, als müßte er Laute aus dem Grabe vernehmen. Als ob Tote redeten! schalt er sich danach. Dann kamen ihm die Worte zu Sinn, die die Behaimin beim Sterben gesprochen:

„Keine Reue!"

Er hatte damals nicht gewußt, was sie damit meinte. Nun begriff er es. — Und warum folgte

er ihr nicht? Weil — ja, weil — Reue und Gewissensqual sich nicht zwingen lassen. Seine Mutter hatte ihn freigesprochen, aber — vielleicht war auch das aus blinder Liebe geschehen!

Mit einem Male stand die Stunde vor seinen Augen, da er der Siechen den Trunk gereicht hatte. Es litt ihn nicht mehr; er floh vor den Schatten, die seine Sinne ihm vorzauberten. Wie ein Verrückter stob er in die Nacht.

Als er seine Schritte verlangsamte, hatte er Geschenen weit hinter sich gelassen. Zu seiner Linken brauste die schlimme Reuß. So ungestüm stürzten die Wasser über Geröll und durch Felsengen, daß das Tal von dem Donnern erfüllt wurde und das menschliche Wort verschlungen worden wäre von dem Getöse. Der weiße Stromschaum und die staubgraue Linie der Straße schimmerten in der Finsternis. Sie leiteten den Wandernden. Der schritt mächtig aus, und nur, wenn er an dunkeln Hütten vorüberzog, dämpfte er die Tritte. Wenn er wiederum ein Dorf durchschritten hatte, atmete er auf, daß niemand ihm den Weg gekreuzt hatte.

Mit dem dämmernden Morgen hatte er Altdorf umgangen und gelangte an den See. Er erschrak fast, als er zu Flüelen die Straße enden sah und die Wellen des Vierländersees an das Ufer schlagen hörte. Ein großes Wasser war ihm fremd.

Er ließ sich hart am Ufer auf einen Stein nieder. Nauen lagen an Pfählen gebunden zu seinen Füßen, und die Flut schaukelte sie auf und nieder. Leises Glucksen und Knarren und Gieren brach in

regelmäßigem Wechsel die Stille. Der Erni saß und erwartete, daß es völlig Tag werde. Ueber den östlichen Felswehren, die starr aus dem See aufstiegen, war eine graue, wachsende Helle. Je breiter der Streif am Himmel anwuchs, um so mehr lichtete sich das diesseitige Ufer, grünes Gelände tauchte aus dem Dämmer; dunkle, in Silber sich kräuselnde Wellen wälzten sich dort vorüber. Der See dampfte. Ein Heer von Nebelgeistern glitt über die schwarze Flut. Die hatte die Mutter und ihn landein getragen, da er noch ein Kind gewesen war. Er vermochte die Zeit nicht zurückzudenken. Aber die Erinnerung an die Gestorbene kam aufs neue über ihn.

Da schreckte ihn eine Stimme auf. Barsch und rauh klang sie ihm ins Ohr. Als er sich umwandte, sah er einen graubärtigen Fergen unweit der Stelle, wo er saß, seinen Nauen lösen. Der Geselle war so hoch und stark gebaut wie droben zu Abfrutt der Hofer. Seine Arme hoben spielend das schwere Ruder und legten es in die Spieren. Der kurzgeschnittene Bart umgab ein furchiges, verwittertes Gesicht, und gleich diesem waren die Glieder des Schiffers, wo sie aus der Gewandung traten, im Streit mit den Wellen und Winden hart und rauh geworden.

„Bist du zumal deines bißchen Lebens schon satt," fragte der Graubärtige, von seiner Arbeit herüberschauend, „daß du so fleißig die Wassertiefe missest?"

Der Erni bot ihm, sich erhebend, ein scheues: „Grüß Gott!" und wollte sich entfernen.

„Hallo, Geselle!“ hielt ihn der andre an. „Tag meines Lebens sah ich keinen Mann von so weibischer Furcht. Bist doch landfremd, wie mir scheint, und nicht übermaßen wegkundig, das mag ein Kind merken! Warum tust du dein Maul nicht auf und redest? Ich habe noch keinem Auskunft geweigert. Und dir täte sie wohl not! Aber deine Zunge scheint angstlahm!“

Der Erni wendete sich zu ihm.

„Ich fürchte Euch nicht,“ sagte er mit einem dunkeln Blick. Ein wohlgefälliges Lächeln ging darob durch des andern Furchenzüge.

„Und wenn Ihr denn glaubt, mir raten zu können — ich will nach Maria Einsiedeln. Aber mein Beutel ist leer, und ich weiß keinen, der mich um Gottes Lohn über das Wasser brächte!“

Der Schiffer maß ihn forschend.

„Du redest gerade heraus. Manch einer fährt und klimpert mit Goldgulden und vergißt zuletzt das Fahrgeld. Freilich — so — just um deine freie Rede führt dich keiner nach Brunnen. Magst wohl umkehren oder am Ort erst das Fahrgeld erhausen.“

Es wurde lebendig am Seestrand. Einzelne Fergen und Fischer kamen über den breiten Platz, der die Hütten vom Ufer schied, geschritten. Ein emsiges Hantieren hob an in den schwerfälligen Fahrzeugen.

„Da wartet einer, der über den See möchte,“ redete der Graubärtige, auf den Erni weisend, ein paar Nachbarn an.

Sie beglotzten den mit verschlungenen Armen in Sinnen versunken Stehenden.

„Nimm ihn mit, Töni," lachte einer zur Antwort.

„Ich wollte, daß ich müßte," gab der Alte zurück. „Wenn er die Worte spart, spare ich die Mühe."

„Wußte ich, daß Ihr fahrt?" murrte der Erni finster, und nähertretend zwang er sich zur Bitte. „Daß ich nicht zahlen kann, wißt Ihr. Nehmt Ihr mich mit? Vielleicht zahlt die Mutter Gottes, die ich suchen gehe, den Dienst."

„Als ob nicht Raum wäre im Nauen," lud der Alte plötzlich ein. „Ich glaube fast den Grund deiner Wallfahrt zu wissen. Warum soll ich dir nicht verhelfen, daß du deine Dirne gesundbeten kannst? Habe ich recht geraten? Solches oder Aehnliches treibt dich zu den Vätern von Einsiedeln?"

Er hatte spottend, aber leiser gesprochen. Derweil war der Erni seiner Ladung gefolgt und hatte wortlos im Schiffe Platz genommen. Der Fahrer sann nicht an das sonderbare Wesen des Alten. Wie die Aufforderung geschehen war, so tat er ihr Folge.

Just die kurze, finstere Art gewann den Töni. Halb aus Mitleid, halb aus Neugier hatte er den Fremden geladen.

Kurz danach stießen sie ab. Der Töni stand im hohen Hinterteil des Nauens und führte das lange Ruder. Mit tief fassenden Schlägen trieb er das Schiff.

Ein bläulicher Schein kam über den See. Um die nächste, weit ausragende Felsspitze des Axen blies ein frostiger Wind und trieb die Wellen dem

Boot entgegen. Mit leisem Pfeifen schnitt es die Widersacher. Rings in den Höhen glänzte der Goldschein des Morgens auf.

„Du bist mir noch den Bescheid schuldig, was dich ausführt," wunderte der Töni, als sie eine Strecke weit vom Ufer gerudert waren.

Der Erni fuhr zusammen.

„Ihr habt fehlgeraten," sagte er nach einigem Zögern kalt und wendete das Gesicht nach dem Wasser, daß er weitere Fragen vermeide.

Aber der Redselige ließ ihm nicht Ruhe.

„Gehst du für deine sieche Mutter beten? Oder ist dir deine Dirne untreu?"

„Habe ich Euch gefragt, wer Ihr seid?" murrte der Erni dagegen.

Da gab sich der andre zufrieden.

„Just höflich Gebaren ist nicht deine Stärke, Gesell! Aber es möchte einer mit grauen Haaren von deiner Jugend lernen, daß Neugier zu nichts nutz ist."

Eine Weile glitt der Nauen über die Flut, und weder der Erni noch sein Fährmann sprachen. Indessen wuchs die leuchtende Morgenhelle. Die grüne Zinne des Seelisbergs, dessen Wand schräg in den See abfiel, stand in goldenen Flammen. Der Erni schaute rückwärts und sah das Schneehaupt des Rotstocks im Feuer des Morgens glühen. Da war ihm, als sähe er die Heimberge zum letztenmal. Es wurde ihm zumut wie einem Verbannten. Warum ging nicht der Nauen unter? Es mußte eine große Wohltat sein, in der frostkühlen Flut zu sinken — sinken, also daß das inwendige

Feuer, die Reue und die Qual um alles Verlorene erlosch!

Die Stimme des Töni weckte ihn. Der reckenhafte Geselle stand hoch aufgerichtet. Seine grauen Augen hatten ein blitzendes Licht, und es schien, als strafften sich dem Manne die Muskeln. Sein Arm wies nach einer Felsplatte am Ufer, die, überhangen von Gestrüpp und schwankenden Aesten, grau aus dem See auftauchte.

„Dort ist er ans Land," sagte der Ferge.

Halbvergessene Geschichten tauchten dem Erni auf. Die Mutter hatte von großen Tagen zu erzählen gewußt, da die in den Waldstädten ein schweres Joch abgeworfen und allorts in den Ländern gewaltige Taten geschehen waren, wie sie die Gegenwart nicht sah. Mit verhaltenem Atem hatte er den Mären gelauscht, die Fäuste geballt, wenn das Weib von der Reichsvögte Arglist und schlimmer Gewalt gesprochen hatte, und tatenlustig die Arme gereckt, wenn sie den Streit um die Freiheit pries.

„Ihr redet vom Tell,"[1]) murmelte er sinnend, nur halb für den Töni gemeint.

Der hob das Ruder, daß das Wasser in mächtigem Bogen, gleich einer Kette schimmernder Steine, aufspritzte und zurückfloß.

„Wenn ich da vorüberfahre, packt es mich,"

---

[1]) Der Glaube an seinen Nationalhelden wurzelt so tief im Urnervolke, daß hier als Tatsache vorauszusetzen, was oft als Sage bespöttelt wird, dem Verfasser nicht zu gewagt erschien.

sagte er laut und erregt. „Das waren Zeiten, Gesell! Mein Großvater hat den Tellen gekannt! Mein Vater wußte seiner sich zu erinnern, obwohl er ein Bub war, als der Schütz im Schächen ertrank! Jetzt leben wir laue Tage. Aber wer weiß! Der von Mailand führt eine mächtig freche Sprache. Der Landammann und die Räte verlieren zuletzt wohl die Lammsgeduld! Wenn es noch einmal über den Gotthard geht, weiß ich einen, der nicht zurückbleibt."

Der Erni starrte vor sich nieder. Er vermochte des andern Begeisterung nicht zu teilen und empfand es bitter, daß er es nicht konnte. Dennoch fühlte er jenes Wunsch mit, es möchte Streit geben. Vielleicht — sein Sinnen zielte nur auf das eine — fände sich im Waffenlärm und Kampf Vergessen für Geschehenes, vielleicht ein ehrlich Ende von feindlicher Hand!

„Du bist ein absonderlicher Grübler, Bursche," brach der Töni wieder das Schweigen. Sie waren ein weites Stück vorwärts gefahren, und der Alte hatte seinen Fahrgast lange wortlos betrachtet. Als er auch jetzt ihm nicht Rede stand, fügte er, ihm scharf ins Gesicht sehend, hinzu:

„Wäre dein Aussehen nicht so ehrlich, möchte ich glauben, ich hülfe einem davon, den ich besser gebunden und zu Flüelen belassen hätte."

Der Erni entgegnete ruhig:

„Dort liegt das Seil, hier sind meine Hände! Bindet, wenn Euch die Lust treibt! Ich wehre mich nicht!"

Und er streckte ihm gelassen die Hände hin.

„Aus dir werde ein andrer klug," knurrte der Töni.

Er handhabte das Ruder eifriger, als verdrieße ihn das Gespräch.

Bald danach weitete sich der See. Aus Dunst und Glast tauchte das Gestade von Brunnen.

Nach geraumer Weile legte der Nauen des Töni drüben an. Der Erni erhob sich und bot dem Fergen die Hand.

„Was würde es Euch nützen, wenn ich Euch sagte, wen Ihr gefahren habt, Ihr hättet meinen Namen doch nie gehört. Aber ich wünsche Euch Gottes Lohn, und der Herre-Gott wird wohl wissen, was Euch not tut!"

Sie schieden danach. Der Töni schaute, die Augen schattend, dem sonderbaren Gesellen nach, der ohne Rast die Häusergasse zu Brunnen durchschritt und die Straße gen Seewen suchte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Ein Wegmüder pochte an der Klosterpforte zu Einsiedeln. Seine ärmliche Kleidung von der Art, wie das Hochgebirgsvolk sie trug, war über und über mit Staub bedeckt. Im blonden Haar und im Gesicht trug er dieselben Spuren langen Wanderns. Der Erni hatte das Kloster gefunden, wo er Richter zu treffen hoffte, an denen kein Makel war. Fast ruhig hatte er, Einlaß heischend, den Schlag wider das mächtige Tor getan. Der lange Weg hatte ihn erschöpft und seine Sinne gegen den dumpfen Schmerz um die Mutter abgestumpft. Dennoch verlangte er mehr danach, gerichtet zu werden, denn nach der Rast, die die stillen Mauern der Abtei boten.

Der Pförtner, der ihm durch eine kleine Tür Eintritt in den weiten Hof gewährte, betrachtete ihn grimmig und mißtrauisch. Er vermeinte einen frechen Bettler zu sehen, einen von denen, die er sonst vor der Pforte abfertigte.

Der Erni grüßte demütig, und mit der Ungelenkigkeit des Bauern redete er seines Kommens Grund aus:

„Ich bin einer, der den Frieden verloren hat! Ich bin gekommen, den Vätern des Klosters zu beichten."

Ein Lächeln ging über die breiten, unschönen Züge des Türwächters.

„Der ganzen Schar wollt Ihr beichten? Ist an einem nicht genug?“

Darauf wies er ihn nach der Kirche, die inmitten der mächtigen Steinbauten sich erhob und deren Turm Ausblick gewährte über die gewaltigen, die Klostergebäude schützenden Ringmauern und über den weiten, düsteren Wald, der rings die Mönchsburg umschloß und zweimal weiter in die Runde reichte denn die schwarzen Forsten des Geschener Tales. Eine Bangigkeit bedrängte den Behaim. Es war ihm, als hätte er einen Kerker betreten. Die Nähe der Steinmauern bedrückte ihn, noch mehr die feierliche Stille, die über den Gebäuden lag. Er tat einen tiefen Atemzug, aber die Schwere wich nicht von seiner Brust. Es war nicht die Luft seiner Berge, die er atmete. Endlich suchte er den Weg nach dem prunkhaften Gotteshause. Demütig gesenkten Hauptes schritt er über die Steinfliesen des Vorhofes und trat durch die offene Flügeltüre aus schwerem Eichenholz. Ein paar dunkelgewandete Mönche schritten an ihm vorüber; er bog das Knie, und sie schauten erstaunt den Zerlumpten, aber sie kümmerten sich nicht um ihn.

Als er die weiten Hallen der Kirche betreten hatte, getraute er sich nicht, den Fuß weiter zu setzen. Die Pracht der Altäre blendete den Gebirgler. Das Gold der Mittagssonne quoll durch die hohen gotischen Fenster und spielte in kostbarem Metall und edelm Gestein und allerlei Flitter, wie er die Hochaltäre schmückte. Ein Funkeln und Blitzen wie von vielfarbigen Flammen war in den Tiefen des Kirchenschiffes. Aber der Vorraum mit

den Stühlen aus dunkelm Holz lag in rosigem Dämmer, das zu beiden Seiten, wo mächtige Säulen den Oberbau der Kirche trugen, sich verdunkelte.

Der Behaim stand, gleich einem Träumenden, nahe der Eingangspforte. Dann besann er sich, daß er hier den Frieden für alle Unrast seines Innern suche. Und der Friede schien ihm zu fürnehm für den armen Bauern, der er war. Wer würde hier der Mär horchen, die er zu erzählen hatte! Er sah wohl die Beichtstühle in einem der Säulengänge und schaute einen der Mönche, wie wie er just eines Weibes Geständnisse hörte. Aber wie sollte er es wagen, nach dem Weibe sich dem Beichtiger zu nähern!

„Was suchst du hier, mein Sohn?"

Der hallende Klang einer Stimme, die ihm wohlbekannt war, schreckte ihn auf. Zurückschauend starrte er halb erschrocken, halb freudig in das Gesicht des Paters Ambrosius.

Der Mönch, der zu Geschenen geamtet hatte, hatte ein krankendes Aussehen. Seine hagere Gestalt war nicht so aufrecht wie sonst, sein finsteres Gesicht hatte eine Totenfarbe. Der Blick der grauen Augen war weder kalt noch klar mehr, es lag eine stechende Unrast darin, und die Leidenschaft des Eiferers sprach mehr daraus denn früher.

„Pater Ambrosius!" stotterte der Erni, indem er sein Knie bog und die Lippen an den Kuttensaum des Mönches legte.

„Woher kennst du meinen Namen, Gesell?" fragte der Bleiche.

Der Behaim hatte sich nicht erhoben. Wenn einer Strenge übte, mußte es *dieser* sein, der zu Abfrutt mit nie gewohnter Härte geamtet hatte.

„Herr, Ihr waret zu Geschenen! Ihr — ich komme von hinter dem Bielwald. Die sieche Behaimin war meine Mutter.“

Die Stirne des Mönches faltete sich. Das Gedenken war ihm unlieb. Es war ihm nicht verborgen geblieben, daß seine Saat zu Abfrutt nicht aufgegangen war. Er hatte gehofft, noch einmal die verlorene Pfründe heimsuchen zu können, als das Machtwort seiner Oberen ihn der Mönchgemeinde zu Maria Einsiedeln zugesellte.

„Was bringt dich hierher?“ fragte er den Burschen. „Die von Abfrutt sind vordem nicht wanderlustig gewesen, noch trieb sie allzu große Frömmigkeit auf weite Wege. Solltest du ein Anliegen haben? Ich traue nicht, daß andres denn Eigennutz dich hertreibt.“

Der Kniende ließ die Augen an den Steinen des Bodens haften.

„Ihr redet wahr, Herr! Eigennutz treibt mich! Ich möchte meine Seele von schwerer Sünde erleichtern! Hört meine Beichte, Herr!“ brach er plötzlich los und faßte die Hand des Starren.

Die allzeit wache Bereitwilligkeit, eine Seele zu retten, machte den Pater willfährig.

„Folge mir!“ beschied er den Bauern.

Ein paar Mönche, die das Gespräch und der Fußfall des Verwahrlosten herbeigelockt hatte, steckten die Köpfe zusammen. In ihren Gesichtern war fast

ein Mitleid, als sie den Burschen dem Klostergenossen folgen sahen.

Indessen näherten sich die beiden einem der Beichtstühle. Ehe der Pater diesen betrat, legte der Urner eine unsichere Hand auf seinen Arm. Er gedachte des Martinus.

„Ihr müßt Fürchterliches hören," flüsterte er wie zur Warnung.

Ambrosius antwortete nicht.

Danach begann die Beichte und währte lange. Abgebrochene Laute, gleich dem Aufschluchzen eines Verzweifelnden, klangen in die Stille. Die Stimme des Mönchs war unhörbar. Nur zuletzt scholl sie hart und spröd in das Stammeln des Knienden.

„Ich vermag dir nicht Absolution zu spenden! Der Abt mag entscheiden, was dir geschehen soll! Bis dahin bleibst du im Kloster!"

Als sie zusammen die Kirche verließen, hatte der Junge alle Spuren gewaltiger Erregung an sich. Der Mönch trug die Ruhe seiner früheren Tage zur Schau. Er preßte die schmalen Lippen zusammen; nichts verriet, daß er eben das Geständnis eines von unerhörter Qual Gemarterten gehört hatte. Nur seine Blicke flackerten seltsam. Der Pater gedachte einen Verlorenen zu retten.

Zwei Tage lang wurde hierauf der Behaim in einer Zelle eingeriegelt gehalten. Ambrosius hatte ihn selbst dorthin gewiesen und die Tür hinter ihm geschlossen. Der Erni war dankbar wie der Hund, der die Hand seines Züchtigers leckt. So ihn nur einer richtete! Er heischte nichts andres.

Am dritten Tage raschelte der Schlüssel im

Schloß seines engen Gelasses. Ein dienender Bruder holte ihn ab. Er sei zum Abte beschieden.

Sie schritten über Gänge und Treppen; die Steinfliesen widerhallten mit hohlem Ton unter den Sandalen des Mönches. Endlich betraten sie ein Vorgemach, und dieses durchschreitend, gewannen sie einen weiten, vom Tageslicht grell durchfluteten Saal, an dessen dunkel gebeizten Wänden an die fünfzig Kuttenträger saßen und standen. Schweres, geschnitztes Gestühl füllte die Nischen der aus kunstvollen Scheiben gebildeten Fenster. Am Nordende des langen Gemachs stand ein Tisch, daran in reichen, mit kostbaren Stoffen gepolsterten Stühlen drei alte Mönche mit klugen Gesichtern Platz genommen hatten. Eiserne Leuchter mit ragenden Armen standen auf dem Tisch. Sie trugen brennende Kerzen, deren Licht ohne Helle war, da der Tagglanz es überstrahlte.

Der Erni fühlte sein Herz klopfen, nicht in Angst, nur in Erwartung. Bescheiden aber fest richtete er seine hellen Augen auf den mittelsten der Mönche am Tische. Seine Blicke hatten das irre Licht verloren, nun, da er einen Ausweg aus der inneren Zerfahrenheit sah. Die Geradheit des Knaben leuchtete darin.

Auf der Brust des ältesten der Benediktiner lag ein schweres, von goldener Halskette getragenes Kreuz, das von edeln Steinen flirrte und schimmerte. Er saß in sich zusammengesunken, aber sein feines, blasses Gesicht zeigte in den scharfgeschnittenen Zügen die rege Aufmerksamkeit, die er dem Vorgeforderten schenkte. Seine schmalen weißen Finger

spielten mit der Samtdecke des Tisches; seine grauen Augen hafteten mit durchdringender Schärfe auf der schlecht gewandeten Gestalt des Urners. Er war der Fürstabt des mächtigen Klosters. Die Schar der Mönche harrte fast demütig, daß er rede. Aber der Abt blickte bedeutend nach einer der Nischen hinüber, wo die Gestalt des Ambrosius der freundlichen Sonne den Einblick wehrte. Der Finstere stand mit unterschlagenen Armen; er hatte der Aufforderung des Abtes, Zeugnis abzulegen, gewartet.

Nun, da sie erfolgt war, redete er, auf den Erni weisend:

„Dieser Gesell, eines armen Weibes Kind, hat mit seiner Mutter im Gebirge gehaust — zu Abfrutt, einer verlorenen Gemeinde im Lande Uri. Die Mutter siechte. Sie hatte eine schwere Last und trug sie jahrelang. Als ihr Gebreste sich verschlimmerte und dieser die Qual des Weibes, von dem er sagt, daß es ihm teuer war, nicht mehr mit anzusehen vermochte, mischte er ihr Gift in ihren Abendtrank, daß er ihre Leiden ende. Sie starb daran. Darauf faßte ihn Reue und Gewissensqual. Er legte dem Kaplan der Gemeine, der alt und schwach war, seine Beichte ab. Der Schrecken ob des ungeheuern Geständnisses tötete zur Stelle den Jahrbelasteten. Da floh der Schuldbeladene zur Nacht und kam hierher, Erlösung von seinen Sünden zu suchen."

Der Strenge hatte in kurz abgebrochenen Sätzen seine Geschichte erzählt und weder beschönt noch verheimlicht; er gedachte gerecht zu sein.

Der Abt forschte in den Zügen des Verklagten.

Ein leises Rot kam und ging in den verhärmten Wangen desselben. Der bittere Gram zuckte um seine Lippen. Es war, als leuchte das Auge des fürstlichen Priesters in Milde auf. Dennoch gebot er:

„Es werde ihm kund getan, wie seine Tat gesühnt wird."

Der eine der neben ihm sitzenden Mönche hob eine Schriftrolle und verlas mit lauter Stimme das kurze Gebot:

„So einer tötet, geschehe ihm desgleichen!"

Der Abt faltete die Stirn, seiner Rede Nachdruck zu verleihen.

„So einer tötet!" hob er an. „Wer einen Mitmenschen erschlägt, ist dem Tode verfallen! Es geschehen viele Untaten! Gier und Haß verblenden diesen und jenen, daß er seine Hand wider seinen Nächsten erhebt! Aber die eigne Mutter? Jedes Tier hängt an dem Geschöpf, das ihm das Leben gegeben hat. Der Mensch, der verworfenste, vermag nicht die weiche Regung zu ersticken, die der Gedanke an diejenige in ihm wachruft, die ihn geboren hat. Wer seine Mutter schlägt, ist zwiefach verflucht, der ist kein Mensch mehr, der ist —"

Ein sonderbarer Laut unterbrach ihn. Der Erni war vorwärts getaumelt. Er hob die zitternden Hände langsam, als müßte er sein Elend in Gebärden deuten.

„Haltet ein, Herr! Was tut Ihr mir an! Sie ist mir mehr gewesen als alle Menschen, die in meinen Weg gekommen sind! Wie hätte ich so — wie Ihr sagt — an ihr tun können! Ich habe sie

erlöst. Sie sehnte sich nach dem Tode, nach nichts anderm mehr! Und nichts andres war vor ihr als langsames, martervolles Sterben! Darum gab ich ihr den leichten Tod! Im Himmel war keine Barmherzigkeit! Da litt es mich nicht länger! So bin ich barmherzig gewesen! Und ich glaubte recht zu tun! Erst — danach kamen — die Zweifel — ob — meine Tat vor dem Himmel nicht Sünde sei!"

„Und zweifelst du noch? Bereust du deine Tat?"

„Das ist es —" sagte der Erni langsam, die Augen groß und starr ins Leere gerichtet. „Als ich den Kaplan tot sah, an meiner Sünde gestorben, da packte mich der Wahnsinn, da hat die Reue in mir geschrien! Und zuweilen — oft — ist sie in mir und foltert mich und läßt mich nach Strafe dürsten! Aber dann, wenn ich die Mutter sehe — Herr, ihre Qual — ich mußte sie erlösen — und wenn es tausendmal Todsünde gewesen ist, ich habe es tun müssen! Und — ich täte es wieder! Könnt Ihr mir diesen Zwiespalt nehmen? — Darum bin ich gekommen! Straft mich, tötet mich, wenn ich schuldig bin! Erlöst mich, wenn Ihr, der an Stelle des Himmlischen steht, verzeihen könnt! Nehmt mir nur meine Unrast! Gebt mir Gewißheit!"

„Ich sehe klar," entgegnete ruhig und entschieden der Abt. „Der Leib des Menschen kommt von Gott! Nur der ihn geschaffen hat, darf ihn zerstören! Kein Mensch mag über Leben und Tod entscheiden!"

Ein hoher, weißhaariger Mönch trat aus den Reihen der andern. Er verneigte sich vor dem Abte.

„Darf ich reden, Herr?"

Der Abt nickte Gewährung.

Mit tönender Stimme sprach der Mutige:

„Wenn ein Tier an einer unheilbaren Wunde siecht, gibt der Mensch dem gequälten den Gnadenstoß! Den gequälten Bruder läßt er um die Gnade des Todes winseln und versagt sie ihm. Eine christliche Satzung voll unchristlicher Unbarmherzigkeit! Warum soll der heilkundige Arzt, sieht er seine Kunst versagen, nicht das letzte Heilmittel, den Tod, gebrauchen dürfen?"

„Alle Qual kommt von Gott. Nur Gott darf sie enden!" sprach abermalen der Abt. Seine Stimme klang scharf und herrisch.

Aber der Pater fuhr fort:

„Der Mensch richtet und straft mit Tod, entzündet Krieg und schlägt blutige Schlachten — im Namen Gottes, und er scheut sich, im Namen Gottes barmherzig zu sein."

Still trat der Mönch in die Reihen der andern zurück. Der Erni staunte ihn mit leuchtenden Blicken an. Wie eine Sonne ging es vor ihm auf.

Da sprach der Abt:

„Der Pater Isidor vergißt sich, er redet einem unchristlichen Geiste das Wort — vielleicht — lasset mich hoffen — weil das Mitleid mit diesem Gesellen ihn fortgerissen hat! Ich empfinde Leid, daß der Pater Isidor von dieser Stunde an in unsrer Mitte fehlen wird."

Eine Stille folgte den Worten. Dann wendete sich der Abt zu dem Erni.

„Du hättest den Tod verdient, Gesell! Nach

Recht und Gesetz müßtest du sterben! Ist dem nicht so?"

Er sah sich im Kreise um, und ein dumpfes Murmeln der Mönche gab Antwort.

Der Pater Isidor hatte den Saal verlassen.

Der Abt fuhr fort:

„Es darf dem Himmel keine Seele verloren gehen. Die deine irrt, Behaim. Daß sie das Rechte finde, magst du leben. Diese Mauern sind ein stiller Ort; keiner stört dich, wenn du über deine Taten sinnst. Ich gebe dir einen zur Seite, der dir auf gute Wege helfen wird. Pater Ambrosius mag dich in seine Obhut nehmen! Man kleide den Urner ein unter die dienenden Brüder!"

Der Erni stand wie betäubt. Noch hallte die leise Freude in ihm nach, welche die Worte des Paters Isidor geweckt hatten, aber schon tauchten wieder die alten Zweifel empor. Der Abt verkündete ihm Bußezeit! Er nahm sie willig hin. Als Ambrosius neben ihn trat und ihm folgen hieß, verließ er hinter ihm das weite Gemach. —

Von da an für die Frist eines halben Jahres hauste der Erni Behaim im Kloster. Die ersten Monde machten aus dem einst helläugigen Gesellen, der weder Zwang noch Kerker kannte, einen verschlossenen, in strenger Klosterzucht gewandten Kuttenträger. Sie kleideten ihn ein und schoren ihm die Tonsur, als er zwei Monde lang in Gebet und Buße seine Reue bekundet hatte. Ambrosius war ein guter Lehrmeister. Der Erni hatte die Erkenntnis gefunden, die er gesucht hatte. Pater Ambrosius sagte es des Tages

zwanzigmal, es war sein Morgengruß und sein Abendsegen:

Die Erde hatte keinen verworfeneren Sünder denn den Erni Behaim! Nur wenn jeder Tag seines Lebens in strenger Kasteiung des Leibes und des Geistes ihm vergehe, vermöge er sich vor den Schrecken der Hölle zu retten!

Und der Erni war willig und gelehrig; er erfaßte die Aufgabe, und mit heiligem Ernst ging er ans Werk, das sündhafte Selbst zu strafen für vergangene, fast unsühnbare Missetat. Selbst der Eiferer vermochte nicht, ihm Lauheit vorzuwerfen. Zu Anfang lag er so viele Stunden lang auf den Knien, daß sie den Starken ohnmächtig vor dem Altare fanden. Er hungerte und versagte sich alles, was dem Leibe zum Genusse hätte sein können. Er schlug dem Rücken blutige Striemen und ließ sich in seiner Zelle von seinem Besserer einen Dornenkranz in die Stirne drücken.

„Wenn du guten Willens bist, magst du gerettet werden," tröstete da zum erstenmal der Pater seinen Schutzbefohlenen.

Danach, als der Erni den dienenden Brüdern zugesellt wurde, heischte er für sich die schwerste Arbeit, schaffte er tagsüber, bis die Finger bluteten, und des Nachts lag er im Gebete und sank erst wie ein Gefällter auf die Steine seiner Zelle, wenn der Leib der Erschöpfung erlag. Ambrosius fachte die Glut in ihm, wenn sie ermattete. Der Mönch hatte das Bild der erlösten Mutter aus der Seele seines Schützlings gedrängt und dafür die Erkenntnis seiner grauenhaften Sünde so gefestigt, daß

diesen zuweilen eine wahnsinnige Verzweiflung ankam und er sich gänzlich verloren wähnte. Dann wuchs jeweilen sein Bußeifer. Er würde sich langsam getötet haben!

Da rettete ihn ein Befehl des Abtes.

Ein strenger Winter hatte die Holzstöße des Klosters gelichtet. Der Frühling war stürmisch und rauh. Die Mönche feuerten die Kamine, daß sie ihr Nest warm hielten. Als der sechste Jahrmond anbrach, waren die Tannenscheite selten geworden im Kloster. Da befahl der Abt, daß ein Stück Wald gerodet werde, das so groß war, daß es dem Kloster für Jahre Feuerung lieferte. Bruder Clemens, der früher Erni Behaim geheißen war, zog mit den Holzknechten. Der Abt hatte den Niemüden auserlesen, die Arbeit der Knechte zu überwachen, um so mehr, als der Urner des Holzschlags wohl kundig war.

Am ersten Tage, da die Schar zu Wald zog, wob die Sonne ein wunderprächtig Strahlengewebe um Berge und Wald.

Der Erni verließ die Mauern des Klosters und schattete seine geblendeten, schmerzenden Augen mit hager gewordener Hand wider das ungewohnte Licht. Und doch fühlte er den Goldschein auf dem bloßen Haupt wie eine Spende neuer Kraft. Seine gemarterten Glieder regten sich leichter, seine Muskeln spannten sich, ein fremdes Gefühl der Befreiung wogte in ihm. Er atmete hoch auf. Dann schritt er fürbaß, den vorausziehenden Knechten nach. Aber plötzlich, als er eine geheime Freude in sich erwachen fühlte ob der Freiheit, die er genoß, schrak

er zusammen, beugte den Nacken in Demut und schlug die Augen zu Boden. „Du bist der Gottessonne, die dich bescheint, nicht wert,“ fuhr es ihm durch den Sinn.

Sie hatten nicht weit nach dem Saum des riesigen Waldes zu gehen. Der Bruder wählte die Stelle nach des Abtes Weisung. Dann begann die Arbeit. Der Aufseher der Knechte stand an eine hohe Tanne gelehnt, in sich versunken, vom Hall der Beilschläge umdröhnt, die ihn an vergessene Zeiten mahnten. Der Erni war kaum mehr zu erkennen. Sein Gesicht war von blondem, der Brust zustrebendem Barte umrahmt, wie ihn die dienenden Brüder nach Klostersitte tragen mochten. Das blonde Haupt ragte gealtert aus der dunkeln Kutte. Der Ausdruck der Züge verriet ein scheues Insichgekehrtsein, und das unruhige Wechsellicht der Augen ließ den an sich selbst Verzweifelnden erraten.

Der Erni stand mit verschränkten Armen und lauschte selbstvergessen dem Geräusch der brechenden Aeste, dem pfeifenden Schlag der Eisenschneide und dem Todesächzen der stürzenden Bäume. Zu dieser Stunde erwachte ein Jungtrieb in dem Gesellen, wie der, der den kranken Baum gesunden läßt. Von Schaffenseifer ergriffen, nahm er einem der Knechte das Beil aus den Händen und schwang es in gewaltigen Schlägen gegen den Stamm einer Tanne. Er arbeitete und fühlte seine Brust sich weiten und seine Sinne klarer werden. Das Leben war ihm zum Ekel gewesen, zur Stunde war es ihm fast lieb. Er schaute, innehaltend, empor in die beim Erzittern des schlaggetroffenen Baumes rauschenden Kronen,

sah die Sonnenhelle das grüne Gewölbe durchzittern und wußte auf einmal wieder, daß er das alles schon einmal gesehen und liebgehabt hatte. Das Herz schwoll ihm zum Zerspringen, er war heimwehsiech geworden. Das Grab der Mutter fiel ihm ein und danach — an das er lange nicht mehr gesonnen hatte — ihr Sterben. Und er vermochte daran zu denken, ohne vor sich selber zu erschrecken. Es wollte ihn bedünken, als sei er nicht ganz so unrettbar, wie der Pater Ambrosius ihn nannte.

Das war am ersten Tage. Er fühlte danach in schlafloser Nacht den irren Drang des Verlorenen nach Sühne erwachen, stritt ihn mit dem neuen, im Walde geborenen Glauben nieder, daß noch Kraft und Gutheit in ihm sei, und ersehnte den nächsten Tag. Der kam und nährte die neue Hoffnung, die der erste geweckt hatte. Während des Holzschlags aber, zu dem sie wiederum auszogen, führten die Knechte ein eifrig Gespräch und erzählten, daß die zu Uri die Eidgenossen wider Galeotzen, den Herzog von Mailand, gemahnt hätten, daß ein Fähnlein Schützen der streitbaren Zürich in frühester Morgenfrühe des gestrigen Tages, wie Augenzeugen erzählt hätten, über den Sattel nach Altdorf gezogen wären, daß Glarus rüste und Appenzell, und zu Schwyz wohl nicht werde gesäumt werden, den Brüdern zu Uri Zuzug zu leisten. Als der Erni diese Kunde angehört hatte, erfaßte ihn eine so gewaltige Unruhe und Erregung, daß er vermeinte, die Knechte müßten ihn befragen, was ihm sei. So verließ er die Schaffenden wider des Abtes Gebot und drang tiefer in den Wald. Die Schläge der

Holzer verhallten hinter ihm. Er wunderte sich, wie zwischen den schweigenden Stämmen ein größerer Friede war denn in den gotischen Hallen der Klosterkirche. Er atmete tief, und es war ihm, als söge er mit dem Harzduft der Tannen eine junge Stärke in sich hinein. Er begann zu sinnen.

Die von Uri rüsteten zum Streit! Indessen verbrachte er seine Tage in den sicheren Mauern des Klosters, und die Hand, die just wie jede andre eine Hellebarde zu fassen vermocht hätte, drehte den Rosenkranz! Löschte Betteln und Kriechen vor Gott eine Sünde? Ambrosius sagte es, und Ambrosius hatte ihm Rettung verheißen. Aber sah Ambrosius in sein Inneres? Da war Unrast, Verzweiflung, dann wieder heißes Verlangen nach Taten. — Gute Taten mögen im Himmel gewogen werden wie die bösen. Warum floh er nicht aus dem engen Bereich, das ihn zum Nichtstun verdammte, wenn nicht unablässiges Flehen Schaffen hieß! — Die von Uri rüsteten zum Streit! Warum zog er nicht mit? Der Töni, der Schiffer, würde sich waffnen! Wie hatte dem sein Auge geblitzt, als er vom Waffengang geredet hatte! Und in der Schlacht war jedem der Tod am nächsten! Der Tod, der alle Schuld sühnt! Warum zog er nicht aus?

Der Grübelnde hatte sich auf einen Moosplatz niedergelassen, den himmelanragende Tannen schatteten. Die hohen Kronen badeten im Goldlicht; die Moosstelle lag kühl und lichtlos. Ein früher Falter taumelte herab in das grüne Düster, und wie von neuer Sehnsucht nach der leuchtenden Helle erfaßt,

streifte er den Boden und schwang sich empor hoch ins Geäst und höher, bis er über die schimmernden Baumspitzen gaukelnd entschwand.

Der Erni blickte ihm nach, bis ihn die Augen schmerzten, und die Sehnsucht nach Freiheit wuchs in ihm. Der Waldwinkel war ihm der Kerker, der leuchtende Himmel das freie Land. Fast hätte er zur selben Stunde seine Kutte abgestreift und durch alle Waldtiefen den Weg nach Schwyz und fernerhin an den Vierländersee gesucht. Aber die Klugheit gebot ihm anders. Er besann sich auf seine Gesellen. Hastig schritt er zu der Arbeitsstelle zurück. Bald danach vermischten sich seine wuchtigen Beilschläge mit denen der andern. Und am späten Abend kehrte er heim mit den Knechten.

Aber als die Schar der Holzer zum drittenmal das Kloster verließ, trug der Bruder Clemens unter seiner Kutte ein verschlissenes Gewand, das er in einem Winkel seiner Zelle verwahrt gehalten, unbewußt den Gedanken nährend, es möchte sein Weg ihn noch einmal aus den Mauern von Maria Einsiedeln führen.

Und desselben Abends vermeldete der Oberknecht dem Pater, der ihm vorgesetzt war, daß der Bruder Clemens im Walde verschwunden und nicht mit der Schar der Baumschläger zurückgekehrt sei.

Als die Sache dem Abte hinterbracht wurde, gab der Greise der Meinung Worte, der Schuldbelastete möchte, von Verzweiflung ergriffen, sich selbst gerichtet haben. Und er ließ tagelang vergeblich nach dem Leibe des Verlorenen forschen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Am 27. Junius des Jahres 1422 herrschte auf dem Marktplatz und in den Gassen zu Altdorf ein Leben, wie es der Ort noch selten gesehen hatte. Waffen blitzten. Banner wehten über den Scharen Gerüsteter, die eng gedrängt und in Reihen und Haufen gesondert vor dem Rathaus aufgestellt waren. Zuweilen unterbrach der Ruf eines Hornes das Gemurmel und erregte Stimmengewirr der Menge. Am Südende des Platzes, da, wo durch eine Gasse hochgiebeliger Häuser die Straße nach Flüelen führte, kredenzten Jungfrauen, aus zinnernen Krügen emsig die Becher füllend, einer Schar hellebarden- und spießbewehrter Jünglinge und Männer den Abschiedstrunk. Das weißblaue Banner von Zug war das Feldzeichen der letzteren. Peter Kollin, der Bannerherr, hielt es in nerviger Faust und ließ es, hin und wieder schwenkend, sich blähen, da kein Wind das bunte Tuch erfassen wollte. Müßiges Volk, das in bunten Haufen die Streitgerüsteten umstand, flüsterte sich zu, daß die von Zug vor wenigen Stunden erst Einzug gehalten und dennoch, ohne lang Rast zu begehren, mit dem kleinen Heer der Genossen bergwärts zu ziehen gedächten. Darum mochte es sein, daß die Sorge der sittsamen Töchter vor allem ihnen zugewendet war. Aber auch unter den übrigen Gewaffneten war manches Jungfräulein und manches Weib zu sehen, das Abschied zu nehmen oder mit

letzter Gabe den Gatten oder den Trauten zu bedenken sich durch die Reihen gedrängt hatte. Die Zeichen von Luzern, Unterwalden und Gersau und das weißblaue Fähnlein der Bogenschützen von Zürich, die einem andern Haufen, den ihre Stadt entsandte, vorausgeeilt waren, zeigten sich nahe vereint auf dem menschenbesäten Plan. Das im gelben Felde den Stierkopf tragende Banner der Urner wehte dicht unter der Altane des Rathauses, auf welche soeben der Landammann Hans Rot in Begleitschaft seines Bannerherrn, des Ritters Heinrich Püntiner, und andrer Männer herausgetreten war.

Dreimal scholl dröhnend der langgezogene Ruf des Urner Harsthornes über die Menge und forderte Ruhe. Die Blicke der Umstehenden richteten sich nach dem Häuflein schwergerüsteter Führer. Dann hob der Landammann mit weithin tragender Stimme an zu reden. Er dankte in warmen Worten den herzugezogenen Eidgenossen, daß sie in der Stunde der Not der alten Bünde gedachten und willig, ja freudig zur Hilfe herbeigeeilt waren, und forderte dann mit jugendlichem Feuer, das den Weißbärtigen fortriß, auf, den Aufstieg ins Reußtal unverzüglich zu beginnen, auf daß, wie er meinte, kein Faulen und Zögern den heißen Wagemut der Scharen erkalten lasse.

Das Rasseln der Schwerter und Hellebarden und das Aufflattern der Banner gaben ihm Bescheid, wie seine Worte gezündet hatten. Unruhige Bewegung kam in die Massen. Das Fähnlein der Zürcher bahnte sich Weg und suchte die Straße, die ersten beim Anstieg zu sein. Schar um Schar folgte,

wie sie die Führer wiesen. Aber Hans Rot hatte auf der Zinne verweilt, und plötzlich hatte sich in die Furchenmiene des Würdigen, der viele Jahre zu des Landes hoher Ehre geamtet hatte, ein Zug trüber Sorge gestohlen. Er wandte sich nach dem ebenfalls zögernden Püntiner um und murmelte:

„Viel Eifer! Wenig Eintracht!"

Als aber der Ritter ihn fragend ansah, meinte er:

„Ist es nicht, als zöge jeder auf eigne Faust und ginge der Weg des Nachbars ihn nichts an?"

„Sie werden sich zusammenfinden," tröstete der Ritter. Aber auch in seinem Gesicht stand die Sorge geschrieben.

Die Urner waren die letzten, die sich um ihr Banner scharten. Wegkundig und des Kletterns wohl gewohnt, hatten sie kaum Sorge, nicht rechtzeitig mit den übrigen zur Stelle zu sein.

Es war ein auserlesener Haufe. Kein Panzer schützte die breiten Brüste der zumeist mit dem Hirtenhemd Bekleideten. Die Eisenfäuste trugen die Hellebarde oder den Morgenstern; um die Hüften hatten manche das Wehrgehänge gegürtet, das das breite Schwert hielt. Die Arme und Knie waren nackt und gebräunt wie die wetterharten Gesichter, die zumeist ein kurzgeschorener Bart umgab. Sie waren aus allen Tälern herbeigekommen. Wenn der Landammann rief, horchten sie zu Uri auf, ein lenksam Volk. Nur aus der verlorenen Gemeine hinter dem Bielwald hatte keiner den Weg nach Altdorf gefunden.

Und doch — einer!

Unter der zum Abzug bereiten Schar stand in

den letzten Gliedern ein hochgewachsener Alter. Sein Bart war fast zu fahl gebleicht für einen, der noch zum Streite zieht, aber seine Augen hatten einen jungkecken Schein, und seine Glieder verrieten zähere Kraft denn manches Jungen wohlgeformter Leib. Der Schiffer-Töni von Flüelen hatte sein alterndes Weib verlassen, um wider die frechen Mailänder zu streiten. Die großen Zeiten kehrten zurück, wie er sagte, und es galt, ihrer würdig zu sein, ehe die Knochen morschten.

Der Töni stand auf seine gezähnte Keule gestützt und scharrte in ungeduldigem Spiel mit dem nackten Fuße im Sandboden. Der Landammann verzog, wie er meinte, viel zu lange im Rathaus. Aber plötzlich wurde er aufmerksam. Durch die dichten Reihen der Weiber, die des Abzugs der Ihren harrten, drängte sich ein fremder, zerlumpter Geselle, der zuweilen anhielt und ängstlich spähend den Haufen musterte. Der Fremde hatte gestutzt, wie sich besinnend, an derselben Stelle verweilt und sich dann hastig Bahn durch die Menge geschaffen.

Nun drängte er heran und legte eine Hand auf den Arm des Gerüsteten. Der erkannte, daß jener fast jung war trotz des Bartes, der blond und üppig sein sorgenschmales und weibisch bleiches Gesicht umgab. Er hatte ein Bündel um den Leib befestigt, das sich fast ansah wie ein geknülltes Mönchsgewand. Der Blick, den der Alte dem Unbekannten zuwarf, war unfreundlich. Er hatte nicht Muße mehr für alltägliches Volk, da zu jedem Augenblick der Hornruf den Anstieg ansagen mochte.

„Ihr kennt mich nicht mehr?“ stieß der Fremde hastig hervor.

„Woher denn?“ barschte der von Flüelen und wollte sich abwenden.

Aber die Finger des andern schlugen sich kräftig in seinen Arm und zwangen ihn zu hören. Einige der Nahestehenden wurden aufmerksam.

„Was will der?“ ging ein Fragen.

Da richtete der Zerlumpte sich auf.

„Mit euch will ich!“ sagte er stolz.

An seinen Lauten erkannten sie den Heimgenossen.

Und zum Töni sich wendend bat er mit wachsender Hast:

„Ihr habt mir schon einmal geholfen! Wißt Ihr nicht mehr? Im Herbst ist es gewesen, daß Ihr mich nach Brunnen geführt habt in Euerm Nauen. Wollt mir jetzt Rat und Hilfe nicht versagen, daß ich über den Gotthard und zum Streit wider den Herzog von Mailand komme!“

„Beim Himmel, der! — Deine Wallfahrt hat lange gewährt, Bursche, wenn du jetzt erst heimkommst! — Aber da kommt der Landammann. Sprich selber für dich und sieh zu, ob er dich mitnimmt!“

Herr Hans Rot und seine Begleitschaft hatten das Rathaus verlassen und schickten sich an, sich an die Spitze des Haufens der Ihrigen zu stellen. Das Volk gab den Wägsten des Landes ehrfurchtsvoll Raum. Ernsten Gesichtes winkte der Landammann im Vorbeischreiten den Seinen zum Abschied. Da drängte sich der Erni Behaim an ihn und bog dicht vor ihm das Knie, so ihn zwingend, ihm Gehör zu geben. Der Geselle hatte, fast über Menschenkraft

sich anstrengend, den weiten Weg aus den Klosterwäldern nach Altdorf durchmessen und die Eidgenossen noch ereilt, ehe sie verzogen.

Verwundert und nicht ohne Mißmut schaute der Landammann auf den Knienden. Einer seiner Begleiter, der ob des Säumnisses zürnte, wollte diesen beiseiteschieben. Aber der Erni sprach laut und fest:

„Herr, ich bin ein Urner! Außer den Grenzen hörte ich, daß Ihr zum Streit gerufen habt. Ich bin herbeigeeilt, so rasch mich meine Füße getragen haben. Gebt mir eine Waffe und laßt mich mitziehen! Wollt mich nicht verschmähen! Es soll Euch nicht gereuen! Ich bin stark und willig, Euch Ehre zu machen."

Derjenige, der zuerst wider ihn gewesen, meinte laut:

„Der Mailänder möchte sich Wegelagerern gegenüber glauben, wenn er Gesellen wie den dort vor sich sähe!"

Aber streng ging der Rat ihn an:

„Nicht das Gewand soll zu Uri gelten, sondern das Herz!"

Zu dem Erni sich wendend sagte er kurz und gemessen:

„Die Zeit ist kostbar. Ich kann nicht verweilen und dich befragen. Hast du gelogen oder vermeinst du es weniger ehrlich denn deine Worte, so werde ich dich ausfinden! — Man gebe ihm ein Beil! Dann reihe dich ein, Gesell!"

Der Erni ergriff mit hastiger Faust die Waffe, die zwei Söldner brachten. Sein Herz schlug rascher, fast freudig, als er die Wehr fühlte. Ein Gedanke

an die Mutter durchfuhr ihn blitzähnlich und war ein Gelübde:

„Ich mache dir Ehre!"

Harsthornruf und Waffengeklirr! Dann des Landammanns scharfe Stimme, die den Aufbruch gebot. Die Schar der Urner zog aus Altdorf.

In schnellem Anstieg bewegte sich das kleine Heer der Eidgenossen dem Gotthard zu. Die Dörfer des Reußtales waren bald durchzogen. Weiber und zurückbleibende Männer standen in den Gassen und boten den sieggewissen Streitern Atzung und Labtrank nach bescheidenem Vermögen. Diese nahmen kaum zu scherzendem Dank sich Zeit und drängten übermütig vorwärts. Alle trieb dasselbe ehrgeizige Verlangen, als erste an den welschen Feind zu kommen. Keiner war mutlos, keiner bedachtsam. Nur Hans Rotens bärtiges Antlitz durchflog immer wieder ein sorgenvolles Sinnen, und er mühte sich umsonst, die Haufen zu einem eng verbundenen Heere zusammenzuschließen. Sein eignes Volk drängte vorwärts und riß ihn mit sich fort, also daß die Urner zu Geschenen schon den vorausgezogenen Zürchern und Obwaldnern auf den Fersen waren.

Als die Schar der Urner durch Geschenen zog, schritt der Behaim an der Seite des Schiffers hastig fürbaß und schaute weder zur Rechten noch zur Linken. Aber seine Scheu wäre nicht vonnöten gewesen. Es kannte den entlaufenen Gesellen keiner mehr. Unbemerkt gelangte er mit den andern durch das Zolltor.

Im Dämmer des sinkenden Abends stiegen sie durch die finsteren Wände des Schellenen hinauf.

Die stürzende Reuß dröhnte ihren Gruß an die Felsen empor, daß es wie Donnern über den Häuptern der Ziehenden scholl. Und die Schlucht wurde düsterer und unwegsamer. Es wehte kalt durch das mächtige Steintor, über dem der Himmel sich verfinsterte. Darauf erreichten sie den „stiebenden Steg", und die Scharen lösten sich zu langer Reihe. Einer hinter dem andern zogen sie über die fährliche Brücke, die in gewaltigen Ketten an der Wand hing und Einlaß nach Urseren gewährte. Im weißen Gischt sott und sprudelte die Reuß zur Rechten der Wandernden. Der Wasserschaum netzte die Bretter des Steges und ergoß sich wie Sturmflut über die Schar. Mancher, der sonst im Tale hauste, starrte mit leisem Grauen in die gähnende Tiefe, wo die Wasser brodelten. Die Pferde verweigerten zuweilen den Gehorsam; die Hufe glitten auf den feuchten Planken des schwankenden Steges aus, und es bedurfte starker Arme und ruhigen Blickes, den ganzen Troß über die Brücke sicher in das Herberge bietende Tal zu bringen. Die Sterne standen am Himmel, als sie dieses erreichten. Und sie rasteten eine lange, schöne, stille Nacht auf den grünen Alpflächen zu Andermatt.

Am folgenden Tage überschritten sie die Paßhöhe und gelangten noch desselben Abends tief hinein ins Livinental. Die Urner und die von Obwalden hatten die übrigen überholt, und so sehr der besonnene Landammann ihren Uebermut zu dämpfen und ihrer verderblichen Hast zu wehren suchte, so wurde er doch von den andern Führern überstimmt und vermochte es nicht zu hindern, daß die Kampfbegierigen nahe an Bellenz zogen, das

sie in der Morgenfrühe des nächsten Tages zu berennen gedachten.

Freundliches Sternenlicht hellte das Hügelgelände bei dem Dorfe Arbedo, allwo die Haufen der Urner und Obwaldner lagerten. Die Feuer der Rastenden leuchteten und strebten in roten Lohen höher und höher, als läge nicht hinter den Mauern von Bellenz ein mächtiger Gegner, der die Sorglosigkeit der Eidgenossen wohl zu nutzen verstände.

Im Zelte des Landammanns von Uri wurde Kriegsrat gehalten. Finsteren Antlitzes saß Herr Rot inmitten einer Schar von Freunden und Hauptleuten. Es war ihm Kunde gekommen, daß die Schwyzer und Glarner, statt ihm ins Lager von Bellenz zu folgen, ins Eschental gedrungen waren. Noch verzog der luzernische Schultheiß, der zum Feldherrn des kleinen Heeres erkoren worden war, mit dem Gewalthaufen. Und dennoch war der wahnsinnige Wille unter dem lagernden Volk, Bellenz anzugreifen.

„Und ich sage euch, ihr versucht Gott selber, so ihr diesen Streit beginnt, ehe noch unsre Schar vollzählig ist! Ich kenne den Carmagnola! Er weiß seine Vorteile zu nutzen. — Soll euer alter Ruhm vor diesem Bellenz zersplittern? Und beim Herre-Gott, wie ein Scherbengefäß zerfährt er, wenn der Mailänder will! Mit zwanzig wider einen ist es leicht, Schlachten zu schlagen und zu gewinnen. Lasset ab von euern Plänen und fasset euch in Geduld! Wenn der Gewalthaufe anrückt, halte ich euch nicht länger!“

Der Landammann war aufgestanden und hatte

sein Schwert zur Erde gestoßen, daß es klirrte. Er war bleich und erregt. Seit zwei Tagen vermochte der in Kämpfen und schwerem Tagwerk Ergraute sich eines seltsamen Bangens nicht zu erwehren.

Ein junger Adliger, der zu Gersau hauste, stand wider den Warner auf.

„Wenn etwas den Ruhm schmälert, ist es das feige Zögern. Euer Mut ist fadenscheinig geworden, Herr Landammann! Ich gedenke nicht zu warten, bis ein andrer sich mit mir in die Arbeit teilt. Viel lieber schaffe ich sie allein."

Herr Hans biß sich grimmig die Lippe. Ein Zanken wollte sich unter den Versammelten erheben, von denen einige zu dem Urner standen, weitaus die meisten aber dem Junker zustimmten.

Da stürmte ein Bote ins Zelt. Er vermeldete mit grußloser Hast, daß die Fähnlein von Zürich, Zug und Luzern durch das Dunkel sich nahten. Ein Jubelrufen begrüßte die Botschaft. Und als wieder Stille geworden war, fuhr der Bote, zu Rot gewendet, ruhiger fort:

„Herr Walter, Schultheiß zu Luzern und durch Euern Willen Oberanführer des Heeres wider Mailand, entbietet Euch Gruß und Handschlag und läßt Euch durch mich vermelden, daß vierhundert Waffengenossen ihn wider sein Geheiß zu Toratsch verlassen haben und nach Misox gezogen sind, den von Sax zu züchtigen. — Er selber wird binnen kurzem hier mit euch sein und erwartet, euch zum Rate versammelt zu finden."

Hans Rot war zurückgefahren. Seine Fäuste

ballten sich. Aber sich zwingend, sagte er lauten, schweren Tones:

„Der bröckelnde Gneis ist leichter zerhauen denn der harte Granit! Seht, Herren, wie das bröckelt! Und habt acht, was der Morgen bringt!"

Heimliches Kichern, laute Gegenrede, auch besonnenes Zustimmen und ernstes Mahnen schollen darauf ineinander. Zwietracht wurde offenkundig, und es kam keine Beratung auf, da jeder sich vornahm, nach eignem Ermessen zu handeln.

Auch als eine Stunde später der Haufe der Eidgenossen anrückte und alsobald sämtliche Hauptleute in des Landammanns Zelt sich zusammenfanden, fehlte die Einheit und ein starker Wille, der der Menge *einen* gemeinsamen Weg zum Ziele angab und sich vor ihr Geltung verschaffte. Die meisten der Führer unterschätzten den Feind und pochten auf vergangene Taten. Die Stimme der Mahner und Rater wurde übertönt, und wiederum, da die Versammlung auseinanderging, trug jeder den Ehrgeiz in sich fort, ohne Rücksicht auf Plan oder Befehl der erste am Feind zu sein.

Die Meinung der Führer teilte sich ihren Völkern mit. Es war eine laute Nacht im Lager. An vielen Enden der Zeltstadt festeten die Männer, als ginge es frühmorgens zum Spiel.

Indes lag Schweigen über Bellenz

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Am Fuße des Hügels, auf dem ein rohes Gemäuer, der zerfallene Sitz eines kleinen Edeln, sich erhob, hatte der Haufen der Urner, um das Zelt des Landammanns sich scharend, Raststätte gesucht. Die Berge warfen ihre Schatten über Ruine und Lager. Aber die Feuer hellten das Dunkel.

Eine Schar von Waffengefährten, die aus demselben Orte verzogen waren, hatten sich an einer der Feuerstellen zusammengefunden. Lautes Gerede, Scherzen und Spotten ging im Kreise der auf üppiger Matte Lagernden. Da erhob sich einer, der bisher wortlos und kaum der andern acht gesessen hatte, und schritt scheu, als fürchte er eine Frage nach seinem Weg, zur Seite.

Der graubärtige Töni, der Flüeler Schiffer, der neben ihm gesessen hatte, wandte den Kopf nach ihm zurück, schüttelte ihn mehrmals und bedächtig und sagte dann:

„Jetzt läuft er schon wieder davon! Ich möchte wissen, was in ihm ist! Nirgends läßt es ihm Ruhe! Habt ihr gesehen, wie er in die Luft gestarrt hat, während der Z'berg seine Geschichte zum besten gab. Kein Lachen kommt ihn an, kein Zorn, wenn ihn einer foppt! Ein ekler Geselle in vielem! Und doch — wenn die Rede geht von Streit und Sterben am Feind, dann wird er wach

und vermeint, nicht warten zu können, und fährt mit beiden Fäusten nach dem Stecheisen. Der Teufel weiß aus dem klug zu werden."

Der Erni Behaim, der aus dem Kreis der Lauten verschlichen war, stieg im Schatten der Lehne gegen die Ruine hinan. Halb unbewußt tat er den Weg. Der Lärm hatte sein Sinnen gestört, und allerlei Gedanken stürmten rastloser denn sonst auf ihn ein und wollten ausgesponnen sein.

Langsam erkletterte er den Hügel. Die Helle der Feuer erreichte ihn nicht. Schwere, fremde Ruhe lag über dem bröckelnden Gemäuer, auf das er zuschritt. Es war, als verschwämmen die Mauern. Der rohsteinige Bau schwebte wie ein Schattengebilde im Dämmer. Der Erni trat heran und legte die Hand an die Mauer, als prüfte er ihre Wirklichkeit. Sie war kalt und fest. Er preßte die an ihr gekühlten Finger gegen die heiße Stirn. Andre Gaukelbilder waren zu bannen, nun das eine zur Wirklichkeit geworden war. Vorschreitend setzte er sich auf einen Mauerrest. In der Tiefe war ein Gewimmel emsiger Schatten. Zuweilen blitzten Waffen oder drang ein Erzklang herauf. Manchmal brach auch Lachen oder Johlen die Stille.

‚Morgen um diese Stunde magst du tot sein,' dachte der Einsame.

Der Gedanke machte sein Herz nicht rascher schlagen. Die Zeit war noch zu nahe, da er den Tod als eine Wohltat ersehnt hatte. Aber er begann wie ein gewissenhafter Alter mit sich abzurechnen.

Zweimal hatte er gebeichtet, und es war ihm

nach den Geständnissen nur schwerer ums Herz gewesen denn vorher. Jetzt ging es ans Sterben — mochte er drum sein eigner Beichtvater sein! — — Er begann sein Leben zu überdenken. Sein Blick war klar und scharf geworden wie nie zuvor. Die Nähe des Todes hat eine erläuternde, beruhigende Macht.

Er hatte ehrlich gelebt und keine Schuld auf sich geladen, bis — verstehe es recht, Erni Behaim, kein Beschönigen hilft und keine Ausrede — er die Mutter getötet hatte. — In den Augen der Menschen war er ein zwiefacher Mörder! Was er vor Gott war? Er erkannte aller Sünde Wurzel! Mochte er ihn richten, er wollte nicht zucken! — Seltsam, daß er so ohne Angst war. Machte das nahe Sterben so mutig!

Der Grübelnde fühlte sich immer mehr wie von einer Last befreit. Die Erinnerung an das Geschehene hatte keinen Stachel mehr. Er schaute mit stillzufriedenen, verlorenen Blicken vor sich hin und da — plötzlich — stand die Mutter vor ihm. Deutlich unterschied er die hohe, hagere Gestalt, die dunkeln Augen, den schmerzverzogenen Mund! Der Mund lächelte! Die Gestalt erhob die Hände! Segnete sie ihn? Warum nicht? Es ging zum Sterben, und Mütter versagen den sterbenden Kindern keine Liebe! — Und jetzt tauchte neben der Behaimin ein zweites Weib auf! Die — Herre-Gott! — die Trud! Sie redete! Oder war es der Wind? Oder klang es nur so aus seinem Sinnen heraus? „Sei ruhig, Erni, ich trage dir ein gutes Gedenken!"

Ein Hornruf scholl in die Nacht. Unten mochte ein spätes Fähnlein das Lager erreicht haben. Der Erni fuhr taumelnd empor. Er strich sich über die Stirn. — Er hatte Unmögliches gesehen und gehört. Fiebernde schauten, wie er wußte, Bilder, die wie das Leben waren, und hörten Stimmen. So mußte es über ihn gekommen sein! Nun empfand er es schmerzlich, daß er nicht an das Geschaute glauben konnte. — Aber die Ruhe blieb ihm. Er empfand, daß er am Morgen in den Streit ziehen werde wie einer, dem just der Pfaffe die feierliche Absolution gespendet und den er seiner Reinheit gerühmt hat.

Eine Weile schritt er auf dem ebenen Vorraum am Gemäuer hin und wieder. Er wollte die Nacht da oben verbringen. Wenn die Hörner riefen, war er rasch zur Stelle am Lager. Und die Stille des Ortes war besser als Schlaf! — Einmal fiel ihm ein, er möchte auch heil aus dem Streite gehen! „Was dann?" fragte er sich und verhielt den Schritt. Und da überkam ihn dasselbe allmächtige Heimweh, das ihn vor Tagen im Klosterwald gepackt hatte. Ein Entschluß reifte in ihm: Wenn diese Schlacht den Streit, doch nicht sein Leben endete, wenn die Eidgenossen heimzogen, wollte er auf heimlichen Wegen das Heimdorf — — nein — nicht dieses — nur den Wald oder eine Felsschlucht oder einen verlassenen Gaden hoch im Gebirg suchen, auf daß er wieder Heimluft atmete, dieselben Steinzacken schaute und dieselben Waldlehnen, weil — weil — wo einer ein Kind gewesen und, herangewachsen, seine Dirne gefunden hat, und wo die

Mutter begraben liegt — er eine heilige Stelle hat, zu der es ihn mit zwingender Gewalt zurücktreibt, und je länger, je übermächtiger! —

Die Stunden der kurzen Nacht verstürmten dem Sinnenden. Die ruhigen Sterne verloren allmählich den Goldschein. Fahler schimmerte das Blau des Himmels. Ein heller Streif lag über den östlichen Bergen.

Frisch, als hätte er lange und ruhig geschlafen, stieg der Erni gegen das Lager. Ein kühler Lufthauch strich über sein Haar und rührte seine Stirne. Es war ihm, als löse ihm eine Hand die letzte Dumpfheit der Gedanken. Er reckte kraftbewußt, kampffreudig die Glieder. So erreichte er die Gefährten und fand die Stelle, wo er Schwert und Streitaxt gelassen, und fand eine große Unruhe unter dem Volk.

Am Westende des Lagers hatte sich ein Streit entsponnen. Ein Fähnlein von Gersau hatte dort gelagert. Ihr Führer, derselbe, der in der Beratung der Hauptleute wider Hans Rot gewesen war, hatte beim Anbruch des Tages das Zeichen zum Aufbruch gen Misox gegeben. Eigensinn und Trotz trieben den Ehrgeizigen, seine Schar den Streitern nachzuführen, die schon zu Toratsch das Heer verlassen hatten. Er erhoffte mehr Ruhm von dem Raubzug, denn bei dem Zögern zu Arbedo zu holen sein möchte, und gedachte zugleich, die Urner und den Luzerner Schultheißen zu ärgern damit, daß er zu dieser Stunde auf eigne Faust handelte.

Umsonst eilten einige Besonnenere hinüber, ihn zurückzuhalten, und mahnten ihn, daß er verweile,

solle doch in der nächsten Stunde schon der Angriff auf Bellenz unternommen werden. Andre, Uebermütigere mischten sich in den Lärm.

„Lasset sie laufen! Um so mehr Ehre für uns! Wir schlagen die Mailändischen allein! Wir brauchen keine faulen Gersauer zu der Arbeit!"

Der Hohn tat seine Wirkung. Die Gersauer verharrten in Starrsinn. Im ersten Frühlicht verzogen sie.

Abermals verging eine Stunde. Unentschlossenheit herrschte im Lager der Eidgenossen. Boten eilten von Haufe zu Haufe. Diese forderten den Angriff. Jene mahnten zum Abwarten. Da entschied ein andrer.

Staub wirbelte auf in der Richtung gegen Bellenz. Donnernde Hufschläge und Panzergeklirr! Näher und näher! Der Feind kam heran.

Von der Lagerseite der Urner schallt das Harsthorn. Der Ton brüllt auf und verschlägt an den Wänden. Der Stier stößt mächtiger hinein. Nun fährt der Ruf hinaus und mahnt. Die Luzerner reihen sich und so die von Obwalden und die Schützen von Zürich. Eine Mauer steht. Mit furchtbarem Anprall fahren die Reiter des mailändischen Unterfeldherrn Pergola dawider. Die Menschenmauer steht. Die Barbaren verstehen zu streiten; die nackten Arme meistern die eisengeschützten Feinde. Die Pferde zuerst, dann den Reiter! Die Streitaxt mäht; es schmettert der Morgenstern; dem sie den Schlaf segnen, der wacht nicht mehr auf.

Aber Carmagnola ist schlau. Die Reiter des Pergola weichen. Fußvolk tritt an ihre Stelle, bis

sie selber der Pferde ledig geworden. Und das Heer des Oberfeldherrn entfaltet sich. Drei gegen einen! Sehet euch vor, Barbaren!

Wo die Luzerner stehen, wird am härtesten gestritten. Die Obwaldner und Urner eilen zu Hilfe. Da fällt sie der Bär von der Seite an. Drüben wächst die Not. Ein paar Feiglinge senken die Waffen. Die übrigen kämpfen blutend, kämpfen, bis das letzte Leben verronnen ist. —

Es war gegen Mittag. Die Sonne brannte. Langsam wichen die Eidgenossen der Uebermacht. Keiner sah rückwärts. Aber sie wußten einen Hügel in ihrem Rücken. Wenn sie diesen erreichten, mochte dem Feinde standgehalten werden.

Der Landammann von Uri stritt im ersten Gliede der Seinen. Sein Schwert fuhr auf und nieder wie der Zickzackstrahl des Blitzes. Und wie der brachte es den Tod. Da schwirrte ein Pfeil und traf den Wackeren, daß er vornüber in die Feinde stürzte. Noch im Sterben riß er einen der Gegner, ihn mit mächtigen Armen umkrampfend, zu Boden.

Das gefiederte Geschoß, das den Landammann getroffen, hatte den blonden, entblößten Scheitel des Erni Behaim gestreift. So dicht war es darüber hingefahren, daß der Erni aufschrak. Und der Gedanke durchzuckte ihn jäh, daß der Pfeil von hinten gekommen sei. Das Gewirr benützend, das um den Leib des gefallenen Landammanns entstanden war, trat er einen Schritt zurück und wandte das Haupt. Ein jähes Erbleichen ging über seine Züge; er biß die Zähne zusammen und brach sich Bahn nach einer Stelle, wo der Ritter Heinrich Püntiner, mit der

Linken sein Banner umklammernd, die müde Rechte mit der Axt bewehrt, mühsam die Feinde von sich hielt.

Wilder und gewaltiger stritten die Urner. So die übrigen Eidgenossen. Aber viel edles Blut floß in den Staub. Die Reihen lichteten sich.

Der Erni Behaim erreichte den Bannerherrn. Neben sich sah er den Flüeler, den Töni, sich Raum schaffen, sah ihm eine Lanze zwischen die Rippen fahren und hatte vor Augen, wie der grauhaarige, ehrliche Geselle, das Eisen tief durch den Leib sich rennend, mit letzter Kraft noch den, der ihn gestochen, zu Boden schlug. — Und er war nicht der einzige Held.

„Herr,“ keuchte der Erni, dicht an den Ritter sich machend und mit heiseren Lauten den Lärm des Streites überschreiend, „es täte not, daß wir vier Augen im Kopfe hätten. Die Mailändischen stehen uns im Rücken!“

„So helfe uns die heiligste Mutter Gottes,“ stammelte der Ritter.

Ein fahler Schein flog über sein stolzes Gesicht. Noch einmal holte er zum Schlage aus; aber eine Lanze riß ihm den Harnisch auf. Seine Knie brachen. Hoch wehte das gelbe Banner und sank, schlug nieder, den Mailändischen vor die Füße. Zwanzig Fäuste fuhren danach. Der Behaim war vorgesprungen. Sein Fuß stemmte sich auf den Schaft. Er schien zu wachsen. Mit beiden Händen schwang er das Beil und mähte eine grause Mahd. Und inmitten höchster Not gedachte er der Mutter. Seine Kraft schwoll mächtiger. Von zwei Seiten stürmten die Genossen heran. Ein grimmes Spiel

um das gesunkene Feldzeichen. Die Urner gewannen. Sich bückend, riß der Erni das bunte Tuch empor. Zwanzig Leiber schützten im nächsten Augenblick das wiedergewonnene.

Der Streit wogte fort. Die Eidgenossen waren in schlimmer Klemme. Die übermächtigen Feinde drängten von zwei Seiten. Carmagnola hatte, den blinden Eifer der ungestümen Kämpen nützend, einen Teil seines Heeres ihnen in den Rücken gesandt. Aber dennoch zitterte der Welsche um sein Waffenglück. — Wie dieses Volk focht! Santa Madre, wie diese Menschenmauer stand!

Vor dem Gewühle und Gemetzel verschlich sich der Tag. Als die Sonne hinter den Bergen sank, schollen die Harsthörner. Es tönte wie Schmerzschrei über die Ebene. Die Scharen der Eidgenossen schlossen sich zusammen. Wie ein Sturzfall aufschäumt, wenn er auf Felsen trifft, fuhr das kleine Heer in grimmer Wut empor und erstritt sich einen Durchlaß in den Reihen der sie umzingelnden Feinde. Sie zogen eine schwere Straße, die mit toten und wunden Leibern gehägt war. So groß aber war die scheue Bewunderung der Welschen für das flüchtige Volk, daß sie ihnen nicht zu folgen wagten.

So fand sich der geschlagene Haufe auf unverlegtem Heimwege. Sie zogen durch Livinen hinauf, ermattet, niedergedrückt von ihnen nie erhörter Schande, in Trauer die einen, die andern in Zorn. Etliche mahnten zur Umkehr und Rache, insbesondere als die Schwyzer ihnen begegneten, die unterwegs unguterweise gesäumt hatten. Diese ernteten grimmen

Spott und harte Worte, aber, ob sie auch die Scharte zu wetzen begehrten und abermalen talwärts zu stürmen heischten, das lückige Heer der Geschlagenen zog seines Heimweges weiter.

Zu Eriels hielten sie lange Rast und gedachten der Toten. Tiefe Stille war im Lager. Es gab vielschwere Botschaft heimzubringen. Die Wägsten waren gefallen. Aber die Banner waren gerettet; eines nur, von Luzern, war verloren gegangen.

Die von Uri rasteten abseits. Johannes Püntiner, der Bruder des gefallenen Bannerherrn, hatte die Führung des Haufens. Er ließ die Gebliebenen zählen. An die sechzig fehlten. Ein Fragen ging plötzlich nach dem zu Altdorf zum Haufen gestoßenen Gesellen, der dem Feinde das Banner abgestritten hatte.

„Er hat wacker bestanden," sagte der Püntiner, „so mag er sich wohl zeigen."

„Er hat mit unmenschlicher Tapferkeit gestritten," meinte ein andrer.

Und ein dritter sagte leise:

„Fällt mir doch ein — als des Gesellen Haupt bloß war, sah ich, daß ihm eine Mönchsglatze geschoren war."

Darauf ging baß ein Verwundern im Kreise. Und das Fragen erneute sich, bis einer Bescheid wußte, daß der Blonde bis anher mit dem Haufen gezogen, hier aber plötzlich verschlichen und — wie er vermeine — bergan, den übrigen voraus, gezogen sei.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Um die Hochmauern des Geschener Tales spann die versinkende Sonne rote Schleier.

Von der glutübergossenen Rienalp stieg einer zu Tal. Ein blondbärtiger Gesell, barhaupt, klomm er bedächtig über die steinige Halde hinab. Er stützte sich auf einen rohen Stock. Sein verschlissenes Gewand wies kaum auf Reichtum, und ein Bündel, das er trug, mochte wenig Gut verbergen. Aber im Arm lag ihm eine Streitaxt; und er wahrte sie wie eine teure Habe. Seine Blicke gingen über das Tal, das sich weit nach Westen dehnte, bis wo der silberschimmernde Damma sein Haupt in den Himmel erhob. Ein leiser Duft lag auf den grünen Matten, ein Vorbote der Dämmerung. Der weiße, unruhige Streif des Alpbachs tauchte da und dort aus dem Grün des Geländes. Der Erni Behaim, der sich auf unbegangenem Weg in sein Heimattal einschlich, überflog das Bild, das ihm lieb war und ein Gefühl halb von Trauer, halb von zitternder Freude in ihm wachrief. Dann hemmte er den Abstieg und setzte sich auf einen Steinblock. Zu seinen Füßen gähnte die Schlucht, wo die Reuß und der Alpbach sich einten. Ob den Wänden, die den letzteren einzwängten, standen die braunen Hütten von Geschenen; grau ragte der Burgturm über sie hinaus. Der Behaim suchte und fand den Fußpfad nach Abfrutt. Er erblickte den reglosen Bielwald. Ungelichtet

starrte der mächtige auf; ein leiser, goldiger Dunst schwebte über ihm. Und dahinter! Es war, als stiegen einzelne dünne Rauchwolken kerzengerade in die klare Luft. Dem Behaim stockte der Herzschlag. Dort lag das Heimdorf. Wenn er nun hingehen dürfte wie einer, der sich willkommen wußte! Dort — plötzlich packte es ihn — dort war es geschehen beim sinkenden Tag!

Er fragte sich, was er da oben wollte. „Daheim sein halt," klang die Antwort in ihm.

Dann suchte sein Auge den Totenacker. Er lag zu tief; Hütten verbargen ihn. Aber schon das Suchen weckte in ihm die Scheu, die lange still gewesen war.

Er begann sein Hirn mit tausend neuen Zweifeln und Fragen zu martern. Die Ruhe, die in ihm gewesen war, während er zu Einsiedeln zum erstenmal wieder den Wald gesehen, und später, als er den Leib dem Feinde geboten hatte, verschwand. Neuer Zwiespalt kam ihn an. Und also von innerer Unrast gepeinigt, beschlich der Erni nach Stunden sein Heimdorf.

Er hatte seinen Steinsitz nicht verlassen, bis die Nacht hereingebrochen war. Er betrat auch jetzt das Dorf nicht. Er schlich sich an derselben Lehne an Geschenen vorüber, an der hin er sich vor Monden geflüchtet hatte. Es wollte ihn zu der Grube der Mutter ziehen, aber eine neue Feigheit war in ihm. Er wagte es nicht, weil ihm vor der Erinnerung graute, weil es ihm wie Krallen in die Brust ging, wenn er nur an den Erdhügel dachte, den er gegraben hatte.

So vermied er das Dorf und suchte seinen ungebahnten Weg im Dunkel. Ohne zu wissen, wohin, streifte er bergan, dem Bielwald entgegen, und als er die stillen Nadelkronen über sich wußte, atmete er fast leichter. Darauf fühlte er, daß er müde war. Harte Tage lagen hinter ihm. Die Erschöpfung zwang den kräftigen Leib. Er sank auf einen verborgenen Moosplatz; und die Gedanken fanden Ruhe; kaum daß er den Kopf in das grüne Kissen gedrückt hatte, schlief er ein.

Als er erwachte, lagen die Lichter der Morgensonne auf den Aesten der Tannen. Er erhob sich erschreckt. Wenn ihn ein früher Holzer gefunden hätte! Er drang tiefer ins Dickicht, und an einer Quelle Gesicht und Hände kühlend, begann er zu sinnen, was werden solle.

Er suchte die Einsamkeit. Sie war nicht weit. Wenn er höher stieg, war es leicht, sich vor den wenigen zu verbergen, die bis unter die Firne klommen. Und er hatte, was er gesucht hatte, Heimluft. Aber aus was sollte er leben? Die Gemse war zu flüchtig, das Murmeltier zu wachsam, als daß das Beil die Tiere erreichte. Und leben mußte er! — Der Senne der Alpweiden war gastlich. Dort weigerte ihm keiner Milch und Brot. Aber unverdiente Speise schmeckte nicht! — Plötzlich fiel ihm ein: Hatte er nicht beten gelernt? Und der Klosterbruder mochte für die armen Alpbauern amten. Die Kinderfrommen zahlten gern die Wohltat. Das mochte für den Sommer gehen. Im Winter mußte wieder Rat werden. — Und ob ihn einer erkennen würde? Pah — sein Bart — und dann — die

Kutte — er legte diese an! Wer suchte im Mönchsgewand den Erni Behaim? Der mochte zu Abfrutt lange verschollen sein!

Ein zerlumpter Geselle hatte sich in das Walddickicht gestohlen. Der dasselbe verließ, war ein Klosterbruder. Der Blondbart fiel ihm auf die Brust; das Haupthaar war, die Tonsur schon fast verbergend, zu üppig für einen Mönch, aber es half, den Behaim unkenntlich zu machen.

Langsam stieg er bergan. Er fragte kaum, wo seine Füße ihn hintrugen. Daß er ja nur wieder über Heimboden schritt! — Er wollte lernen, das Leben auszuleben; er gedachte sich ein Tagwerk zu schaffen; aber er wußte nicht, wie noch wo ein solches zu finden.

Die Tannenreihen lichteten sich. Ein Verlangen nach Speise und Trank befiel den Streifer. Plötzlich starrte eine Felswand jäh aus dem Walde auf. Senkrecht ragte sie empor, über die Spitzen der Tannen hinaus, die sich zur Linken und Rechten an ihrem Fuße hinzogen, als hätte ein Pfeiler das grüne Meer geteilt. Der Erni blieb stehen und hob den Blick. Es war still ringsum, selbst das Murmeln der Quellen, das da und dort den Wald belebte, schwieg. Da sah er hoch über sich, wohl auf dem Rande der Steinwand, ein Bunttuch flattern, wie es die Weiber zu Uri trugen. Ein Wind mußte es vertragen haben, die Aeste eines hängenden Strauches hatten es aufgefangen. Ob da oben Menschen wohnten? Zur Zeit, da er zu Abfrutt gehaust, hatte keine Hütte auf dem Sonnenspitz gestanden. Er umschritt den Felsen und fand

einen schmalen Fußpfad, der sich zur Höhe wand. Er stieg ihn hinan und erreichte die mit kurzem Gras überwachsene Platte. Die Sonne schien in die Luken einer neugefügten Hütte. Sauber und traulich leuchtete das frisch behauene Balkenwerk zu Tal. Der Sonnenspitz verdiente den Namen; der erste Lichtstrahl, der über den Rienalpstock hinzuckte, traf den Felsen, der letzte, der vom Dammafirn herniederflammte, weilte auf der Hütte des Hirten Urban. Die grundete auf sicherem Boden, und so fest wie seine Hütte rühmte der Urban sein Glück, das der greise Martinus gesegnet hatte.

Der Behaim näherte sich der weißglänzenden Hütte. Er umging sie, damit er den Eingang finde. Als er an die waldbeschattete Rückseite trat, fuhr ein junges dunkelhaariges Weib von einer rohen Bank, die am Hause gezimmert war, empor.

„Herr Jesus, ein Pater! — Seid Ihr irr gegangen, Herr?"

Es kam niemand zu Besuch auf die Sonnenspitzhütte. Was mochte der fremde Kuttenträger suchen?

Der Erni hatte die Barbara erkannt, die dem Kaplan hausgehalten. Er verhielt den Schritt in plötzlicher Angst, daß sie ihn wie er sie erkenne. Er vergaß, ihr Rede zu stehen.

Da trat sie bescheiden näher.

„Was suchet Ihr, frommer Vater? Ihr habt Euch verstiegen, denke ich?"

Er sah, daß sie nicht erriet, wer er war. Freilich, er war viel anders geworden.

„Ich habe einen langen Weg hinter mir," sagte

er. „Wenn Ihr mir einen Trunk zu bieten vermögt, will ich Euch Dank wissen und Euch nicht länger zur Last sein."

Sie schien sich zu fürchten. Sein Aeußeres war verwildert und sein Wesen fremdartig.

„Wo wollt Ihr hin, daß Ihr über diese Lehne steigt?"

„Ich gehe der Stille nach," sagte der Behaim.

Das beruhigte sie. Sie hatte von frommen Mönchen gehört, die sich in die Einsamkeit vergraben. Ein solcher mochte vor ihr stehen! Nach der Bank weisend, bat sie:

„Ruhet aus derweil. Ich schaffe Euch Milch und Brot."

Und als er sich setzte, trat sie in die Hütte. Ehe sie in der Tür verschwand, schaute sie sich plötzlich um. War es nicht, als trage der Fremde eine Waffe unter der Kutte? Auf der Schwelle verweilend, schickte sie einen jauchzenden Ruf nach der Höhe. Vom Alpgrund über dem Walde scholl ihr Antwort. Da schwand ihre geheime Furcht völlig; sie ging, dem Gaste die Stärkung zu holen. Dann brachte sie das hölzerne Gefäß, bis zum Rande mit Milch gefüllt, setzte es auf die Bank und legte das heimgebackene Brot daneben. Der Behaim legte nach Klostersitte die Hände zusammen, und als er gedankt hatte, brachte er das Gefäß an die Lippen. Er leerte es in langen, gierigen Zügen und brach das Brot inzwischen. Kaum, daß er sich gesättigt hatte, knackten die Aeste im Kurzholz oberhalb der Hütte. Der Urban stürmte durch die Büsche. Seine Wangen waren vom Lauf gerötet, in den hellen Augen hatte

ein Ausdruck der Furcht die Keckheit verdrängt. Ein unfreundlicher Blick traf den Mönch. Eine große Sicherheit kam über diesen, als er wußte, daß er auch dem Burschen fremd war.

„Ich habe mich bei deinem Weibe zu Gast geladen. Nun will ich weitergehen. Kein dritter soll die junge Haushaltung stören.“

Die beiden, beschämt ob ihres Mißtrauens, hießen ihn verweilen. Sie waren nebeneinander getreten und hatten Hand in Hand gelegt. Das Glück leuchtete aus ihren Augen. Der Erni schaute fast ehrfürchtig in die zufriedenen Gesichter. Kummergeschlagene Menschen neiden andern den Frohsinn nicht, sie stehen nur staunend seitab und wie vor nie Gesehenem und Unerreichbarem.

„Der Herre-Gott lasse euch die frohen Tage nicht enden,“ sagte er leise. Dann dankte er für das Genossene und wandte sich zum Gehen. Der Urban wollte ihn nach seinem Wege fragen, aber schon war er unter den Stämmen verschwunden.

„Ein sonderbarer Geselle,“ sagte der Hirte. „Du hattest Furcht vor dem Fremden? Es ist zu verstehen. Er sieht aus, als hätte ein übles Geschick ihn weit in der Welt umhergeschlagen.“

„Er scheint jung und trägt doch die Stirn voll Furchen,“ flüsterte die Barbara. „Es war, als drücke eine Last ihm den starken Nacken. Kaum weiß ich, wie mich Furcht fassen konnte. Es ist mir, als sollte ich ihn bemitleiden, jetzt, da er fort ist.“

Noch lange sprachen sie von dem Seltsamen. Den Heimgenossen erkannten sie nicht mehr.

Und nach einigen Tagen ging zu Abfrutt ein

sonderbares Gerede. Ein neuer Einsiedler hauste in den Höhen. Gewaltigen Leibes, mit in die Seele schauenden Augen rühmten ihn die einen. Einen mächtigen Zauberer und Hexenmeister nannte ihn ein alter Senne, der zu vermelden wußte, daß der Fremde seine Hand auf seinen todkranken Stier gelegt und ihn geheilt habe. Die Sennen und Alpdirnen meinten, daß sein Kommen Segen bringe. Sie trugen ihre Spenden bis in die höchsten Hütten, daß der Mönch sich labe, denn der Einsame hauste bald da, bald dort, aber an Orten, wo, wie sie sagten, kein Fuß sonst schritt. Zuweilen wurde er auf dieser oder jener Alp gesehen. Er erschien nur dort, wo Hilfe nottat. Wo Mensch oder Vieh siechte, stand nachts urplötzlich der Mönch in der Tür. Und er hatte eine wundersame Macht wider alle Krankheit. Er heilte mit Kräutern und Wurzeln. „Er bannt den Tod,“ redete das Volk. Der Einsiedler wurde heilig in seinen Augen.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Am Westfuß des düsteren Salbit lag ein ödes Hochtal. Es strebte aus dem Dunkel des Wiggenwaldes auf, der mit dem Tannenforst ein Ganzes bildete, in dem die Kapelle des heiligen Niklaus sich erhob. Das Tal war eine Steinwüste. Das Gestein, das seit Jahrhunderten aus den Wänden und Schrofen der seitlichen Berge gebrochen, lag in Schutt und Trümmern, in Brocken und Blöcken in die Talrinne gesät. Da und dort wuchs ein Alpenrosenstrauch aus dem Geröll oder ein grüner Gräserstreif randete einen Wildbach, der von einer der Lehnen fuhr. Sonst war alles wüst, wie eine Stätte, auf der ein Fluch lastet. Die Geier horsteten in den Klüften der Hochstöcke; im Geröll und an den Steinhalden bauten die Murmeltiere. Aesende Gemsen strichen bisweilen bis in die Schuttiefen. Diese durchrauschte ein Wasser, das der Alpreuß zuschoß. Es kam vom Voralpgletscher. Eine Welt ewigen Eises war, wo es entsprang. Eine Alabastersäule, trug dort das Susthorn den blauen Himmel, blau wie dieser schimmerten seine Firnrisse. Von seiner Höhe reichte das Eismeer in gewaltigem Halbkreis hinüber bis auf die Lugegghöhe, den Tummelplatz der Stürme, eine grasüberwachsene Felsspitze. Am Ausgang des Gletschers, wo das graue Eis kaum von den Felsen, darauf es ruhte, zu unterscheiden war, standen mächtige

Steinblöcke aneinander auf, dermaßen eine Höhle bildend, die wider das Eis geschlossen, aber dem grünen Rasen des Lugeggs offen war. Die Natur ist unermüdlich in ihrem Fleiß. Weiter und weiter hatte sich der Teppich der Halme gesponnen, als hätte eine menschliche Hand ihn in das Steinloch gebreitet. Erst dort, wo kein Sonnenstrahl mehr hindrang, war nacktes Erdreich. Die Höhle gab seit zwei Monden dem Behaim-Erni Obdach. Nicht, daß er oft darinnen verweilte. Aber vor Neugier und Nachforschung floh er dahin, und es hatte ihn dort annoch keiner gesucht.

Der Erni gesundete in der Stille, wie er im Walde zu Einsiedeln neuen Lebensmut geholt hatte. Nicht, daß seine Zweifel ihn verließen oder der Zwiespalt seines Innern zur Ruhe kam, aber er hatte ein Tagwerk gefunden, das ihm bessere Sühne schien denn Klosterzucht und strenge Kasteiung; er gewann es lieb, und er vergaß zu grübeln. Kehrte er von seinen Alpfahrten heim, so predigte das heilige Schweigen, das kein Menschenlaut brach, ihm Dinge, darüber ihm die Last seines Herzens leichter wurde.

Wenn er die Welt beschaute, die ihn umgab, war sie nicht voller Wunder in ihrer Einsamkeit? Mochte die Sonne auf den Bergtürmen flammen, mochten die Heere der Nebelgespenster über die Firne huschen, mochten die Stürme jauchzen in den Klüften oder der Himmel im Feuer zucken — war sie nicht schön, und war er nicht froh, darinnen zu sein? Die Brust wurde ihm weit, und sein Auge wurde scharf für alle Pracht, die das Gebirge barg.

Wenn er übersann, daß er Schönheiten entdeckte, für die er sonst kein Auge gehabt hatte, lernte er, daß die Einsamkeit ihn sehend gemacht hatte. Er fand, daß er zufriedener geworden sei, und erriet, daß die Unzufriedenheit nur gedeiht, wenn der Mensch sein Los an dem andrer mißt. Es gab Tage, an denen er zu wissen vermeinte, alles Unglück und alle Sorge komme von den Menschen selbst, und es gebe kein unverschuldetes Schicksal. Und eine Heilung wollte ihm einfallen für alle Seelenkrankheit: die Einsamkeit!

Aber der Mensch wurde nicht zur Gesellschaft der Steine und Felsen geschaffen, es verlangt ihn nach seinesgleichen.

Der Zufriedene vom Lugegg stieg immer wieder zu den zerstreuten Alphütten, und als der Herbst nahte und die Sennen tiefer zogen, faßte ihn eine Bangigkeit. Er mochte die wenigen Menschen nicht missen.

In denselben Tagen, da er unentschlossen und von Zweifeln gequält war, wo im Herbst und Winter zu hausen, war er eines Morgens gegen den Wiggenwald gestiegen, halb ziellos schweifend, halb daran sinnend, ein Obdach für die rauhen Monde zu suchen. Er war trüben Sinnes, eine schlaflose Nacht lag hinter ihm. Alte Erinnerungen hatten ihn gefoltert, sie kamen über den Genügsamen wie die Stürme über sonniges Land. Er hatte es nicht vermocht, die Salbitenalp zu ersteigen, wo eine kranke Sennin ihn sehnlich erwartete. Wenn die alten Zweifel lebendig waren, scheute er die Menschen. Lange schon war der Sonderbare gestreift. Wie er unter den Tannen

dahinstrich, hatte er ein fremdartiges, verwildertes Aussehen. Sein starker Leib war in die dunkle Kutte gewandet, die kaum mehr als solche erkennbar war. Haar und Bart waren üppig gewachsen; in blonden Locken fiel jenes auf Rücken und Schultern, dieser wallte in langen Strähnen auf die Brust. Das junge Gesicht war eisenbraun. Sonne und Schneelicht hatten es gefärbt. Die Augen leuchteten groß und in dunklerem Blau denn ehemals; ihr sinnender, fast verlorener Blick legte einen mächtigen Bann auf das ihm anhängende Volk.

Der Erni hatte eine Felswand erreicht, die, vom Salbit auslaufend, wie eine schwarze Mauer den Wiggenwald vom Spicherwalde schied. Die Stämme waren nahe an den Felsen gedrängt, eine Wirrnis dunkler Kronen hielt das Tageslicht ab. Dennoch unterschied der Geselle greifbar nahe vor sich, wider die Steinwand lehnend, das weißschimmernde Knochengerüst eines Menschen. Er blieb stehen und starrte nach der Stelle. Seine Augen gewöhnten sich an das Dämmer des Waldes. Der da saß, war ein grauer Alter gewesen, noch hafteten Fetzen des Haares am Schädel. Wie kam der herauf? Wie mochte er also, ohne auf Rettung zu sinnen, den Tod erwartet haben? Fast schien es, als hätte er sich niedergelassen, just um zu sterben, um zu warten, daß der Tod komme.

„Herre-Gott!"

Der Erni taumelte vorwärts und sank neben dem Gerippe in die Knie. Dem Gerüste fehlten die Knochen der linken Hand. Der Behaim betastete den Boden umher, suchend kroch er an der Halde

nieder, aber es hatte sich keines der Gebeine gelöst.

„Er — ist es," stammelte der Geselle, als er wiederum den Toten erreichte. Zorn und Abscheu faßten ihn, und ein Empfinden, das er nicht verstand, stritt dawider.

Da lehnte er den Rücken wider eine Tanne, verschlang die Arme und starrte nachdenklich auf den Gefundenen. Es war der entwichene Irre, der Brandstifter an des Hofers Hütte, der — Vater!

Die Gedanken jagten sich im Kopfe des Erni. Sie brachten ihm wunderbar klar das Leben in der Behaimhütte zurück. Das Heimweh nach der Mutter erwachte mächtiger denn je, darein mischte sich ein wilder Groll gegen den Toten da vor ihm, der vordem sein sieches Weib mißhandelt hatte. Dann tauchte die Frage auf: ‚Bist du selber besser? Er hat sie geschlagen, du hast sie getötet!'

Er wollte davoneilen, aber er stand wie angewurzelt. — Sollte der Tote ferner unbegraben liegen? fragte er sich nach einer Weile. Er verdiente nichts andres, gab er sich selber Bescheid. Und dann erschrak er. ‚Du richtest, du?' klang es in ihm.

Darauf, weil er selber voller Schuld war, begrub er den Schuldigen. Hart am Felsen riß er mit der Axt, die er unter der Kutte trug, Moos und Erdreich auf. Als die Grube tief genug war, legte er die Reste des Behaim hinein, überwarf sie hastig mit den weichen Schollen, bis das Grab gefüllt war, wandte sich rasch und schritt durch das Gestämme davon.

Von der Stunde an war er elend wie nie zuvor.

Eine wilde Trauer um alles Verlorene hatte ihn gepackt. Er verließ auch seltener seinen Schlupfwinkel. Die Alpleute vermißten ihn schmerzlich, aber sie hegten eine so große Scheu vor ihm, daß sie ihn nicht um sein langes Fernbleiben zu fragen wagten, wenn er sie wieder einmal heimsuchte.

Es war um die Zeit der ersten Herbsttage, daß ein junger Senne den Einsiedler nach langem Suchen im Wiggenwalde fand und ihn mit der Hast eines Geängstigten bat, ihm zu seiner schwersiechen Dirne zu folgen. Der Sommer hatte eine trostlose Dürre über alles Land gelegt. Die Graslehnen waren rot gesengt, die Luft war dumpf und staubgeschwängert. Hinter dünnen Nebeln flammte die Sonne noch. Ihre Glut durchdrang das Schleierwerk. Die Firstbretter der Hütten von Abfrutt bogen sich unter der Hitze. Die Bauern faulten herum oder taten lahmes Tagwerk. Eine Schwüle lastete über Land und Volk. Dieses harrte der Donnerschläge. Aber das Unheil kam heimlich und zur Nachtzeit an die Hütten geschlichen. —

„Gehe voran, ich werde kommen," beschied der Einsiedler den Sennen. Die sieche Dirne wohnte zu Abfrutt.

Der junge Aelpler zögerte.

„Werdet Ihr die Hütte finden, Herr? Es sah Euch noch keiner im Dorf!"

„Ich finde sie," gab der Behaim zurück.

Da küßte der Bursche, ehe er es zu wehren vermochte, in Ehrfurcht den Saum seiner Kutte.

„Ihr wißt alles," stammelte er. — „So kommt bald," bat er noch treuherzig, dann stieg er talwärts.

Der Erni stand und starrte vor sich nieder. Die Gebärde des Gesellen hatte ihn erschreckt. Sie fingen an, ihn für zaubermächtig zu halten! Und er war ihresgleichen — weniger — ein falscher Mönch! So ihn einer erkannte!

Er wartete die Nacht ab. Erst dann machte er sich auf den Weg nach dem Heimdorfe.

Auch die Nacht brachte keine Kühlung. Sternlos der Himmel! Ueber der Rienalp tauchte ein roter Feuerball empor, das umflorte Auge der Nacht, der Mond. Er stieg an und an, verschwand hinter zerrissenen Wolken und glitt wieder hervor, und kein Licht strömte von ihm. Dieselbe brutheiße Stille wie am Tage. Am Salbit sammelten sich graue Wolken; langsam wallten sie tiefer am Gefels, kein Tropfen fiel aus den Schwaden, zu denen der Tann emporlechzte.

Der Behaim betrat den Fußpfad, der nach Abfrutt führte. Sein Herz klopfte so ungestüm, daß er die Faust wider die Brust preßte, als könnte er die Schläge hemmen. Einmal — schon erblickte er von weitem die Zumbrunnhütte — übermannte ihn die Scheu vor Entdeckung, er dachte daran, umzukehren. Doch eine unsägliche Sehnsucht meisterte die Scheu. Er zog langsam fürbaß. Mit abgewandten Blicken schritt er an dem Hause vorüber, wo die Trud wohnte. Wenn ihn eines erkannte — die!

Und dann sah er die Heimhütte vor sich. Er taumelte über den menschenleeren Weg nach der verrammelten Behausung, betastete sie mit zärtlichen Händen, wie ein Blinder nach dem Haupte seines Kindes fährt. Er legte die Stirn an das Gebälk;

ein Schluchzen brach von ihm, das seinen Leib erschütterte. Wenn noch einmal alles wäre wie vordem!

Torheit! fuhr er im nächsten Augenblicke auf. Was wünschte er die Foltertage zurück, denen die Mutter endlich entronnen war! Der Grund seines Kommens fiel ihm danach ein. Er schalt sich, daß er der siechen Dirne vergessen hatte. Das Haupt aufwerfend, als schüttle er eine Last von sich, schritt er hastig der Hütte zu, die ihm der Senne bezeichnet hatte. Der stand am Eingang, seiner harrend.

„Der Herre-Gott segne Euch, daß Ihr unser nicht vergessen habt," grüßte der Geselle und schritt ihm voran in das niedere Gemach, darin die Mutter, über das Bett der Dirne geneigt, auf den Knien lag.

Die Angst redete aus den Zügen der Knienden, als sie sich nach dem Eingetretenen umwendete. Sie faßte nach seiner Hand und näherte ihr die Lippen. Ungestüm löste er die Finger.

„Herr," sprach sie demütig und zitternd, „sie rast und will auf. Dann wieder liegt sie wie tot. Legt ihr die Hand auf, daß sie genese! Sie ist mein einziges und diesem" — sie wies auf den Gesellen — „versprochen!"

„Ich bin und weiß nicht mehr wie ihr selber," grollte der Erni. „Was sagt ihr mir Macht nach, die ich nicht habe!"

Im nächsten Augenblick neigte er sich über die Schlummernde, die reglos und mit geschlossenen Augen lag. Fieberflammen brannten auf der jungen Dirne Gesicht, ein Zucken ging manchmal durch ihre Züge, die Lippen waren wie schmachtend geteilt.

Der Behaim starrte sinnend auf sie nieder. Sein Gesicht gewann einen Ausdruck, wie ihn die haben, die mit verbissenen Zähnen an ein gewaltiges Wagnis gehen. Es ging um Leben und Tod. Der Erni fühlte eine mächtige Kraft in sich.

„Hole Wasser vom kalten Brunnquell," gebot er dem Gesellen kurz und rauh. „Schaff Linnen, Weib," darauf der Alten.

Als beides gebracht war, hüllte er den glutheißen Leib der Dirne in die eisigen Linnen. Dann hieß er das Weib die Nacht am Lager durchwachen und lehrte sie wider das Siechtum streiten. Dem Aelpler gebot er, noch zur Stunde mit ihm zu Berg zu steigen. Seine Rede war karg und hart, aber ein großes Vertrauen zu ihm faßte das Weib am Lager. Ohne Abschied verließ der Erni die Hütte und unacht, ob der Senne folge. Der hatte Mühe, mit dem bergan Hastenden Schritt zu halten.

Als der Morgen dämmerte, erreichte der Senne die Hütte der Dirne wieder. Er brachte ein Heilkraut.

Tage danach ging das Gerede zu Abfrutt, der Einsiedler hätte ein neues Wunder getan. Die Dirne des Schickerweibes war vom Tode erstanden.

Indessen aber ging der Tod um zu Abfrutt. Von der Schickerhütte war die Seuche ausgeschritten. Sie drang in jegliche Hütte und warf Greise und Männer, Weiber und Kinder, daß ihre Leiber in Hitze glühten und in Frost erzitterten und am neunten Tage der Tod an ihrem Lager stand. Ein Weheschrei gellte auf. Die zu Abfrutt wollten verzweifeln. Die Weiber schrien zuerst nach dem wundertätigen Mönche.

Aber der war verschwunden. Die Männer zogen aus, ihn zu suchen. Sie fanden ihn nicht. Keiner wußte, daß er geflohen war, weil er seiner Kunst mißtraute.

Eines Abends stand er in der Dorfgasse. Irgendwie hatte es ihn zurückgetrieben. Von da an begann er den Streit wider den Tod. Und er überwand ihn. Das Volk segnete den Fremden, aber mit scheuen Blicken sahen sie auf ihn. „Wer ist er?“ ging ein ewiges banges Fragen durch Klage und Jammer, durch ihren Dank und ihren Jubel über die Erlösung.

Dreißigstes Kapitel

Heute war zu Abfrutt einer der Seuche erlegen. Der Zumbrunn-Matthis lag tot in der Hütte; der Balz zählte schon die Münzen, die jener im Strohlager geborgen gehalten. Daß aber der Matthis gestorben war, das war also gekommen.

Eine große Todesfurcht erfaßte die Brüder, als die ersten Sterbenden im Orte lagen. Als jedoch das Fieber den Matthis packte, überwand der grimme Neid den Schrecken, und er hielt sich tagelang aufrecht; er wollte nicht krank sein, derweil der Bruder noch gesund herumlief. Der Balz sollte nicht erben! Endlich zwang ihn die Krankheit. Er sank bewußtlos auf sein Lager. Aber noch im Fieber drohte er dem Bruder und schrie aus, daß er nicht sterben wolle. Was fragt der Tod nach dem Wehgeschrei der Gewürgten? Am neunten Tage lag der Matthis kalt und starr. Das alte, sanfte, volle Gesicht war eingesunken und trug nicht mehr den süßfrommen Ausdruck; es war eine entstellende Angst darin. Die gebetfrohen Lippen hatten zuletzt ein seltsames Wort gestammelt. „Geld" hatte das geheißen.

Am Tag, an dem der Ohm sich legte, riet die Trud dem Vater, den heilkundigen Einsiedler, der im Dorfe seine Wunder tat, herzubescheiden. Der Balz machte Ausflüchte. Aber die Trud war nicht zu täuschen. Folgenden Tages mahnte sie abermalen und ernster den Vater.

Sie hatten sich zu kargem Mahl im Küchengelaß zusammengefunden. Der Schein des offenen Herdfeuers zuckte grell über die Züge des am rohen Holztisch sitzenden Zumbrunn-Balz. Er fuhr mit dem Holzlöffel emsig in die dicke Milch und zum Munde und lauerte dabei nach der Dirne, die noch immer seitab hantierte und nicht Miene machte, sich ihm gegenüberzusetzen. Die Nähe der Trud war ihm unbequem; er mied sie, seit sie ihn an unliebe Pflicht erinnert hatte. Plötzlich wandte sich die Dirne nach ihm um.

„Der Ohm ist schlimmer! Ich werde den Waldpater rufen, wenn Ihr es nicht tun wollt," sagte sie hart und entschlossen.

Aus der halb kindlichen, zartleibigen Dirne war ein schlankes Weib geworden. Ihr Gesicht war blasser, die großen Augen waren still und dunkel und schön. Es war zu Abfrutt mancher, der sich kümmerte, wie schön die Zumbrunn-Dirne war, und keiner, der begriff, daß sie den harten Willen eines Mannes hatte und kein „Nein" zurücknahm, das sie einem Werber gegeben. Die beiden, der Ohm und der Vater, erfuhren freilich den Willen, aber die stritten mit schweren, ekeln Waffen dawider — mit Schlägen.

Dennoch hatte der Balz ein unbehagliches Bangen, als die Trud abermalen und fester ihre Mahnungen von gestern wiederholte. Sie stand aufrecht vor ihm, ihre Blicke maßen ihn furchtlos, so daß er die eignen kleinen Aeuglein unter den frommen Lidern verbarg.

„Seit wann befiehlst du im Zumbrunngut?"

lächelte er hämisch. Ein Blitz schoß unter den Augendeckeln seitwärts.

„Keine Ausflüchte, Vater!"

Sie verschränkte die Hände. Der Ton ihrer Stimme war scharf. Abneigung und Hohn klangen darin.

„Der Pfaffe kommt nicht hierher, solange ich in der Hütte hause," murrte der Balz. „Mußt dich schon bescheiden, daß dein Wille nicht viel gilt," lächelte er alsdann mit widriger Freundlichkeit.

„Soll ich Euch sagen, warum?"

Sie war erregt. Ihre Lippen bebten fast unmerklich.

Der Balz löffelte. Mit vollem Munde sagte er:

„Was mühst du dich unnütz?"

Dann faltete er die Finger, als wollte er den Tischspruch sagen. Aber die Trud brach los. Es war, als breche lang angesammelter Groll sich Bahn.

„Ihr ruft den Waldpater nicht, weil Ihr bangt, daß er den Ohm retten möchte! Ihr wollt, daß er stirbt!"

Der Balz blieb ganz ruhig.

„Ei, ei, wußt' ich doch gar nicht, daß dir der Alte so am Herzen liegt!" sagte er lauernd.

Seine Frechheit raubte ihr die Worte. Sie wandte sich zum Gehen. Schneller aber war der Zumbrunn auf. Er lehnte den Rücken wider das Türbrett.

„Wohin, Dirnlein?" fragte er. Es klang drohend.

„Laßt mich! Ich rufe den Pater!"

„Du bleibst, wo du bist!"

„Nein! — Wenn es nicht jetzt ist, ich komme Euch schon aus!“

„Dafür mag gesorgt sein!“

Der Fromme war flink und stark. Er riß seinen Leibgürtel ab, wand die Arme um den Leib seiner Dirne, und mit roher Faust fesselte er ihre Hände. Sie wehrte sich. Dann schien sie sich plötzlich zu besinnen. Starr wie ein Bild stand sie, wo er sie losließ. Er riß einen Strick von der nahen Wand.

„Das für die Tür,“ sagte er und ging daran, das rohe Brett von außen zu festen, so daß sie gefangen war.

Sie trat ganz nahe an den Spalt. Ihr Gesicht war fahl, ihre Nasenflügel öffneten sich weit; in Stößen ging ihr Atem.

„Es ist schrecklich,“ raunte sie durch die Oeffnung. „Hört Ihr, es ist nichts so grauenhaft, aber ich kann es nicht helfen: Ich weiß keinen, den ich mehr hasse denn den eignen Vater!“

Ein fast zutrauliches Kichern antwortete ihr. Dann blieb sie in Gefangenschaft, und der Vater gab sie nicht frei, bis der Matthis auf seinem zerwühlten Strohlager weit sich streckte und dem Bruder wider Willen den größten Gefallen tat, den, zu sterben.

Der Balz krallte seine Finger in das Fetzenbette, ehe noch der Körper des Gestorbenen erkaltet war. So mächtig war seine Gier, daß er vergaß, wie die Seuche sich von einem zum andern übertrug. Erst, als er das harte, runde Metall Stück um Stück durch die Hände gleiten ließ, durchfuhr ihn ein heißer Schrecken. Wenn an dem Gelde oder — er

hatte das Lager des Gestorbenen berührt, wenn an seinen eignen Händen das Gift der Seuche wäre! Das Geld entfiel ihm. Schon glaubte er die Fieberschauer zu spüren, die, wie sie sagten, die Seuche im Geleit hatte. Er stürmte nach der Küche, wo er die Trud eingesperrt hielt. Die Dirne sah im Licht der Späne, die sie flammen ließ, daß des Vaters Gesicht aschig war. Aber er taumelte auf sie zu und löste mit unsicheren Händen ihre Stricke.

„Den Pfaffen! — Den Waldpater!" keuchte er. „Lauf!"

Sie sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an.

„Für Euch?" sagte sie, den Mund in bitterem Hohn zuckend. „Wieviel Sorge macht Euch das bißchen Leben, das Ihr andern gar nichts wertet!"

Er hob die Fäuste, als wollte er sie schlagen, doch gleich darauf verfiel er wieder in sein winselndes Betteln.

„Lauf, Dirne! Verliere nicht Zeit! Ich ..."

Er hatte ein Versprechen geben wollen; doch ehe er auszureden vermochte, hatte die Trud den Raum verlassen. Sie schritt aus der Hütte und ging, den Einsiedler zu suchen.

Um die Stunde des Einnachtens betrat der Erni Behaim die Hütte der Zumbrunn-Trud. Die Dirne hatte ihn nicht gefunden, als sie nach ihm ausgegangen war. Sie hatte einem Weibe, deren Ehegenosse siech war, Botschaft für ihn hinterlassen. Und er war gekommen. Einen Augenblick hatte er gezögert und ermessen, ob er es wage. Dann hatte der Gedanke ihn sicher gemacht, daß keiner zu Abfrutt ihn erkannt hatte.

Eine Stille empfing ihn. Als seine Sandalen auf dem Flurbrett klatschten, riß Trud die Tür des Wohngemachs auf. Sie reichte ihm beim Eintritt das geweihte Wasser aus dem Becken, das am Türpfosten hing.

„Habt Dank, daß Ihr gekommen seid," sagte sie gemessen.

Eine brennende Oellampe stand auf einem Tische, der roh aus Holz geschnitzt war. Ihr Schein war dürftig; und die Haarfülle schattete das Gesicht des Erni. Dennoch war es, als starre die Trud mit leisem Befremden in des Heilkundigen Antlitz. Und ihr Blick gewann an spähender Schärfe, je länger sie in seinen Zügen forschte.

Der Behaim trat an ihr vorüber in die Stube. Flüchtig streifte sein Auge ihr Gesicht, und jache Erregung faßte ihn. Mühselig zwang er sie.

Das war die Dirne noch, die sich ihm angelobt hatte! Und er hing an ihr! Herre-Gott, gab es eine Gewalt, die stärker war als das jähe Verlangen, dieser zu eigen zu sein? Was war die Furcht, erkannt zu werden? Was das Schuldbewußtsein? Was das Heimweh nach der gestorbenen Mutter? Das war die Trud, seine Trud! Darin ging alles andre unter!

Dennoch schritt der Kuttenträger bis mitten in die Stube und maß wie im Traum die beiden Lagerstätten, die am Fußboden aus Stroh gerüstet waren. Auf der einen lag ein starrer, unbeweglicher Leib. Der Behaim sah, daß kein Heilkraut mehr für den Gesellen war. So wandte er sich, langsam die Gewalten seines Innern zwingend, dem andern

Lager zu. Der Zumbrunn-Balz wälzte sich hin und her und hatte den struppigen Kopf mit dem Linnen bedeckt, als sei ihm der Anblick des Mönches unerträglich. Der Balz fürchtete die Rede des Heilkundigen. Der konnte im nächsten Augenblick sagen, daß keine Hoffnung für ihn sei, daß er sterben müsse! Ihm graute vor dem Urteil! Er wollte nicht sterben, wollte nicht davon hören, noch daran sinnen. Darum verkroch er sich.

Der Behaim kniete neben seinem Lager nieder und zog ihm die Decke vom scheuen Gesicht. Blinzelnd und sich duckend, als gelte es, einer Rute auszuweichen, lag der Fromme. Danach erschien ihm ein Vaterunser wohl angebracht; er krampfte die Finger zusammen und fing an, dem Mönch zu Gefallen zu beten.

„Schweigt!" gebot der Erni barsch.

Der Angstschweiß perlte auf der Stirn des Bauern.

„Die Todesfurcht schüttelt ihn! Es sind viel feige Männer auf Erden!"

Das sagte die Trud. Sie war hinter den Erni getreten und sah voll Hohn auf den sich Windenden.

Der Erni wandte sich um.

„Es ist nichts," sagte er. „Vielleicht hat die Angst ihm das Leben gerettet! Wenn er die Furcht verschlafen hat, wird er gesund sein."

Er stand auf und wollte sich entfernen. Da faßte der Balz in sein Strohlager, holte ein Geldstück heraus und bot es mit abgewendetem Gesicht, auf daß es ihn nicht reue, dem Mönche. Sein Herz krampfte sich zusammen, als er sich des Geldes

entblößte, aber die Worte des Mönches hatten ihn von so wilder Angst erlöst, daß es ihm wie eine unabwendbare Pflicht erschien, ihn zu zahlen.

Der Behaim nahm das Geld. Der Balz folgte mit gierigen Blicken seinen Fingern, wie sie die Münze in die Lendentasche legten.

„Für einen, der in Not ist," sagte der Behaim. Zum erstenmal klang seine Stimme voll und klar. Die Trud schrak zusammen. Sie hatte noch immer in seinen Zügen nach bekannten Linien gesucht. Nun, da er sprach, tat sie einen Schritt rückwärts. Ihr Atem stockte. Ihre Hände waren, als horche sie fernhin, auf der Brust gekreuzt. Mit übermächtiger Kraft sich meisternd, bot sie gleich danach dem scheidenden Mönche die Rechte.

Die ineinander liegenden Hände zitterten. Rascher wandte sich der Erni.

„Begrabt euern Toten," mahnte er noch. Dann verließ er die Hütte.

Die Trud stand noch inmitten der Stube und starrte auf die Tür, die sie von dem Davonschreitenden trennte. Die Stimme des Vaters weckte sie aus ihrer Versunkenheit. Der Balz hatte sich von seinem Bette aufgerichtet. Sein Gesicht trug noch etwas von der kriecherischen Scheu vor dem Heilkundigen, aber erwachende Neugier schien aus seinen blinzelnden Augen.

„Was kommt dich an?" fragte er spöttisch. „Möchte nicht einer vermeinen, du hättest dich in den Waldmenschen vergafft, stehst du doch da wie angedonnert!"

Sein Ton ernüchterte sie vollends. Sie drehte ihm das Gesicht zu.

„So seid Ihr schon wieder gesund, Vater! Und laßt Eure Finger noch nicht im Gelde wühlen? Vollends geheilt seid Ihr doch wohl noch nicht, sonst hielte nichts Euch von Euerm Lieblingsgeschäft!"

Sie lachte hart und mißtönend auf. Dann schritt sie hinaus.

Sie ging, die Männer zu rufen, welche, seit der Tod Ernte hielt zu Abfrutt, die Toten nächtlicherweile vertrugen.

In derselben Nacht schafften sie den Leichnam des Matthias auf den Siechenacker. Als sie den Sarg aus der Hütte genommen hatten, tat der Balz einen tiefen Atemzug; nun war nur mehr ein Zumbrunnbauer am Gut!

In seiner Freude hätte er beinahe der Trud ein gutes Wort gegeben. Aber diese war sonderbar zerstreut; sie lief wie eine Traumwandlerin aus der Stube, als der Balz sein Gesicht zu freundlicher Rede verzog.

Einunddreißigstes Kapitel

Es hatte geschneit. Das erste Flockenrieseln war auf durchfrorenen Boden niedergegangen. Nun war ein dünner Teppich wie von bleichen Sterbeblumen über Wege und Lehnen gelegt, an den Tannen stand der Schneebluſt, wie weißer ihn kein Lenz wob, als schmückte der Wald sich zu festlicher Zeit.

Der letzte Mond des Jahres hatte eben begonnen.

Zu Abfrutt war ein Feiertag, keiner, den der Kaplan angesagt hatte; er war vom Volke angesetzt. Der neue Kaplan, der seit Jahresfrist zu Geschenen amtete, predigte und las Messe. Seine Predigt war nach des Volkes Willen ein Dankgebet für Errettung aus schwerer Not. Seit zehn Tagen war zu Abfrutt die Seuche erloschen, die in den Dörfern außer dem Vielwald erst im Ersterben war. Fünf Menschen hatten sie nach Geschenen getragen, von wannen es für die keinen Weg zurück mehr gab. Die Hälfte des Volkes war siech gewesen. Außer den fünfen waren alle genesen.

„Es war ein Schutzgeist," erzählten sie, wann sie gefragt wurden, und sie meinten den Waldbruder. Den hatten sie heute zum Feste geladen, obwohl sie wußten, daß er nicht kommen werde; und sie vermißten ihn, obwohl keiner gehofft hatte, ihn zu sehen. Er hauste näher am Dorfe, seit die Herbststürme ihn vom Lugegg vertrieben hatten. Seine rohe,

niedere Hütte stand an der Kapelle zu Sankt Niklausen. Von der Berglehne geschützt, schmiegte sich das weiße Brettergefüge an das uralte heilige Gemäuer. Der Waldbruder hütete dort das ewige Licht. So erzählten sie zu Abfrutt und priesen ihn dafür, der so gut war, daß nur Segen von seinen Händen kam, und so scheu, daß ihn kein Dank erreichte. Und zürnt ein Dankschuldiger, wenn ihm das Danken erspart bleibt?

Der Erni blieb dem Feste fern. Der Kaplan predigte, die Weiber flennten ob seiner schönen Worte. Die Männer waren in Gedanken schon über den Krügen des Hofers, in dessen Hütte der Welschwein ihrer wartete; aber die Kapelle hatte nicht Raum für die Andächtigen. Wie zu des Ambrosius Zeiten stand eine dichtgedrängte Schar an der Pforte.

Nach dem Gottesdienst vermochte das Wohngemach des Gallus die Festenden nicht zu fassen. Sie saßen auf Flur und Treppen. Der schwere rote Wein ergoß sich über die Dielen und, was schlimmer war, stieg zu den Köpfen vieler. Sie festeten dem Leben, sie höhnten im Taumel den Tod, der dräuend durch den Bielwald davongezogen; sie festeten laut und sorglos, als hätte ein Gott ihnen ewiges Leben verheißen. Die aber ernster und kühler waren, saßen mit dem Hofer zusammen, seitab von den andern und in stillem Gespräche. Der Richter hatte seinen dunkellockigen Knaben auf seinen Armen soeben zu einer der Firstkammern getragen und dort ihn gebettet.

Warum er fort müsse, hatte, nach Kinderart schmollend, der Kleine gefragt. Und der Hofer

hatte sich über ihn geneigt, ihn beruhigt und gemurmelt:

„Wenn einer groß werden will, darf er nicht sehen, wie Große klein werden."

Der Gallus hütete seinen Einzigen und sein Einziges. —

Beim Feste fehlten zwei Dirnen: eine, die ihre Hütte an lauten Tagen nie verließ und alltäglichem Tagwerk nachging nach Art der Genügsamen, denen der Reiz des Lebens im Gewohnten, nicht im Ungewohnten liegt. Die Cille mied die Lauten und lächelte ob dem Johlen der Erlösten, das zu ihrer Hütte drang. Wie die das Leben werteten, daß sie vor Freude über das wiedergewonnene zu Narren wurden! Die Dirne trat an die Hüttenluke, die nach dem Dammafirn Ausblick bot. Eine Strahlenglorie war um die Zacken des Gletschers gelegt. Wo sie mit dem Blau des Himmels zusammenfloß, war wie eine Pforte aufgetan, schien das All weit, unendlich, voll höchster Klarheit. Die Dirne staunte hinüber. Wenn sie den Jubel der Festtollen nicht begriff — das Wunderwerk Gottes, das ihre Augen bestaunten: es war ein Segen, es schauen zu dürfen. Darum und noch um eines verwand sie die Gedanken an des Lebens Unwert. Das Kind des Gallus hatte seine Arme um ihren Hals gelegt, heute wie täglich! Der Knabe liebte sie. Die Cille lächelte.

Um dieselbe Stunde verließ die Zumbrunn-Trud das Dorf und schritt zu Wald. Sie trug ein dunkles Gewand, arm und grobstoffig, aber es schmiegte sich wohl um ihren schlanken Leib, weiß schauten Hals

und Hände aus dem Wollwerk, und fahl schimmerte das Gelock gegen das dunkle. Sie hatte ein Tuch um ihre Schultern geschlungen. Eine Kälte ging vom Neuschnee aus, und die Luft, die über den Wiggenwald herniederstrich, trug den Hauch der Firne zu Tal. Das bloße Haupt aber bot die Dirne dem Frost. Wie eine kühle Hand lag es auf ihrer Stirne, und die Gedanken darunter waren selber klar und kühl; die Trud wußte, was sie wollte.

Ohne Hast, aber stetig stieg sie bergan. Der Wald nahm sie auf. Zuweilen, während sie die Halde hinanstieg, lösten sich Schneesterne aus den schwarzen Tannenästen und rieselten vor ihr zu Boden oder legten sich wie Bluftschmuck in ihr Haar. Die Dirne strich gedankenvoll mit der Hand über den Scheitel. Im Tale flochten sie aus weißen Blüten den Brautkranz! Wenn eines abergläubisch wäre!

Allmählich gelangte sie zur Wiggenmatte. Sie zögerte, ehe sie die Lichtung betrat, und spähte nach der Waldlehne, wo das Gemäuer der Kapelle durch die Stämme schaute. Das Weißholz der Bretterhütte schimmerte daneben. Aber die Stätte lag tot. War der Rastlose verzogen? Sie verweilte und spähte. Und nach einer Weile klang ein leiser Erzton in die unendliche Stille, als würde vom Winde der Schwengel eines Glöckleins gerührt.

Der Behaim bewegte zuweilen die spinnwebumwobene Glocke, die im Holzturme der Kapelle hing, nicht um zu läuten, nur, wie um eine Stimme zu hören in der Einsamkeit.

Die Trud atmete hoch auf. Darauf stieg sie dem leisen Klingeln entgegen.

Der helle Tag schaute durch die Fensterluken in die Waldkirche. Die Schneenacht hatte ein paar Flocken ins Innere geworfen. Sie lagen am Steinboden wie auf dem Waldpfad, gleich verstreutem Blust. An die eine Seitenmauer gelehnt, stand der Behaim. Die Hand hielt noch den morschen Glockenstrick, zuweilen schlossen sich, dem vor sich Hinstarrenden fast unbewußt, die Finger, dann klang das Metall in traumhaftem, verlorenem Schlage an, eine Musik, die sich wohl mit dem Sinnen des Einsamen einte. Den ganzen Tag über hatte der Behaim derer von Abfrutt gedenken müssen, die ihn, den sie ihren Retter nannten, zum Feste geladen.

War er ihr Retter? Pah, alles Wissen kam von Gott! Und die Heilkraft der Kräuter kam von Gott! Was war es Besonderes, daß er das Werkzeug des Höchsten gewesen! Aber er hatte sein eignes Leben nicht geachtet, als es andre zu retten galt! Die Seuche konnte ihn selbst befallen! Er war mutig gewesen! Aber gab es nicht mehr Mutige zu Abfrutt? Und er vermeinte, alle Schuld durch seinen Mut zu sühnen!

So wog der Behaim Wert und Unwert.

Manchmal tauchte plötzlich das Bild der Trud vor ihm auf. Dann vergaß er alles andre und stand vorgeneigten Leibes, als lauschte er auf leise Stimmen. Wenn sie dir gehören dürfte! erwog er. Dann lachte er fast laut, daß es übel in den heiligen Raum klang. War er von Sinnen? Einer, der schwere Sünde getan, einer, der die Mönchsweihe empfangen und dem Kloster entsprungen war? Schlage dir die Weiber aus dem Kopf, Behaim! —

Noch übte der in sich Versunkene sein Spiel mit dem Glockenseil. Die heilige Lampe warf einen roten Schein auf sein Gesicht; die Taghelle erreichte ihn nicht. Da trat ein fester Fuß den Rasen vor dem Gemäuer. Der Erni hatte kein Ohr für das Geräusch, er lauschte nach innen; da wollte es nicht still werden.

„Erni Behaim!“

Eine Gestalt trat unter die Kapellentür. Als wehre sie ihm jede Flucht, richtete die Trud am Ausgang sich auf.

Jäh hatten die Finger des Behaim das Seil umkrampft, die einzige Stütze haschend, die ihm nahe war. Die Glocke hatte den Schrei getan, der ihm auf den Lippen erstorben war. Nun duckte er das Haupt wie in Scham und Scheu. Gebrochen, gleich einem Alten, harrte er und flüsterte endlich, da sie stumm blieb:

„So hast du mich doch erkannt!“

„Zur Stelle, als ich dich wiedersah! — Wo bist du gewesen? Was soll dieser Aufzug?“

Er tat einen unsicheren Schritt und suchte den Ausweg.

„Das frage lieber nicht! Laß mich nur! Ich gehe schon — so weit — viel weiter noch denn bisher — daß ich keinem mehr in den Weg trete!“

Der harte Klang ihrer Rede scholl gegen sein scheues Stammeln.

„Ich lasse dich nicht entrinnen! Ich habe deiner Mutter zugelobt, daß ich bei dir verharre, wenn sie gestorben sei! Du bist mir entflohen! Jetzt sei zwischen uns beiden ausgeredet! Lässest du mich bei

dir oder verjagst du mich? Und wenn du mich verjagst, warum tust du es? Du hast es einmal anders vermeint!"

„Du bist pflichttreu — hältst dein Gelöbnis wohl! Geh, ich entbinde dich!"

Die Trud preßte die Hände vor die Brust. Ihr Leben war leer gewesen! Dieser eine füllte es! Wenn er sie noch einmal verließ, war ihre Welt öde, graute ihr vor der Zukunft. Sie stritt um ihrer Seele Seligkeit. Und sie wuchs mit der Leidenschaft, die in ihr alle Schranken brach. Zum erstenmal hob der Erni die Augen zu ihr auf. Sie stand wie zu leiblichem Kampfe gerüstet, die Fäuste geballt, den Kopf zurückgeworfen und mit leuchtenden Augen. Ihre Züge strahlten in Lieblichkeit und Kraft und Liebe.

„Höre mich an," sagte sie und tat sich Gewalt an, daß sie ruhig blieb. „Höre mich an! Dann magst du entscheiden! Es ist nicht Weiberart, dem Mann sich hinzuwerfen! Aber ich kann nicht anders. Mir ist, als müßten wir beide zugrunde gehen, wenn jetzt nicht Klarheit zwischen uns wird! Du willst nicht beichten! So rede ich! Warum bist du mir entflohen? Warum verschmähst du mich? Keiner verwehrt seinem treuen Hunde, ihm zu folgen. Soll Tiertreue über meine gehen? Ich weiß nicht, was dir geschehen ist! Eine Last drückt dich schier zu Boden! Du brauchst mich! Und ich habe dich lieb! Was an dich gekommen ist, und hättest du die Hände mit schlimmster Untat besudelt — ich könnte nicht anders — ich — habe dich —"

Er hatte an ihren Lippen gehangen. Nun unterbrach er sie in wilder Hast.

„Still! Still! Du weißt nicht, was du redest! Du weißt nicht, was ich getan habe! Du — ich — Die Mutter ist nicht dem Siechtum erlegen! — Als die Qual dauerte und dauerte und — nicht schwand — ich weiß ein Gift, das schmerzlos tötet — ich — habe es ihr gegeben!"

Die Trud starrte ihn fassungslos an.

„Siehst du," sagte er ganz still, „siehst du, wie dir nun graut!"

Aber noch immer die Augen in fassungslosem Staunen auf ihn gerichtet, stammelte sie:

„Du? — Kein Mensch, an dem du hingst, wie an ihr! — Deine Mutter — ist ein Stück gewesen von dir und — Herre-Gott! — daß er sie erlöse, nahm er das auf sich! Das ist nicht Sünde! Das ist Guttat, die der Höchste lohnt! Ermanne dich! — Wer hat dir den Sinn verbittert und dich blind gemacht?"

„Ich bin nicht blind! Ich weiß, daß ich eine Todsünde auf mir habe, obzwar ich es wohl meinte! Der Kaplan — Martinus — der Schrecken tötete ihn, als ich ihm beichtete!"

„Der Schrecken? — Der Kaplan lag im Beichtstuhl — ja —" sann die Trud. „Hast du ihn sterben sehen? Nahm er dir die Beichte ab?"

„Ja," gab er dumpf Bescheid.

Ein Freudeschein verklärte das Antlitz der Dirne.

„Du warst erregt! Zweifel waren in dir! So hast du das Unmögliche für wahr gehalten! — Wir fanden den Kaplan wie einen friedlich Schlafenden. Der Greis war müde, er starb leicht und froh. Wenn es wäre, wie du sagst — meinst du,

daß nicht Abscheu und Schrecken sich in das Antlitz des Toten gezeichnet hätten? Ermanne dich, Erni! Schlimmer Trübsinn quält dich! Dein Blick ist trüb! Du bist gut und willst doch schuldig sein!"

Frage die Mönche zu Einsiedeln. Sie wissen es besser!"

„Ich frage keinen als mich selbst! Und ich weiß, daß du ohne Schuld bist, und ich will dich gesund machen! Nimmst du mich zu deiner Genossin? Wohin du willst, will ich mit dir gehen, in das höchste Geklüft, in die fernste Hütte, so weit und so hoch du willst! Und ich will dich heilen, Erni!"

Nun flammte auch er aus seiner Gebrochenheit.

„Schuld ist nicht zu heilen! Ich bin im Kloster gewesen und siecher geworden! Dann zog ich zum Streit wider die Welschen, und mitten in der Schlacht war die gemordete Mutter bei mir. Aber ich genas nicht im Getümmel! Dann habe ich mich unter die Firne verkrochen und in die Stille — und die Schuld drückt mich noch! Und du willst mich heilen! Geh heim und laß mich! Was mühst du dich um mich?"

„Ich sagte es schon! Ich kann nicht von dir! Ich habe dich lieb! Und du — vermeintest einst — Hast du mich ganz vergessen?"

Er war plötzlich wie einer, der aus schweren Fiebern erwacht und die Sonne auf sein Lager spielen sieht. Er strich sich mit zitternden Händen über Stirn und Scheitel einmal — zweimal —

„Ich kann nicht glauben, was du sagst! Torheit! Die Reue käme dich früh genug an."

Unschlüssig und willenlos stand er vor ihr. Mit festem Griff faßte sie sein Handgelenk. Sie zog ihn vor den Altar. Der Feuerstern des ewigen Lichtes leuchtete ob ihnen im Dämmer. Ihre Gestalten ragten schattenhaft in der Nische, hoch und entschlossen das Weib, der Geselle in scheuer Gebücktheit, noch immer halb im Traum. Da schwur die Trud, die Finger an das Bild des Gekreuzigten gelegt, das eine Vertiefung des Altars barg.

„Beim Allerheiligsten, ich will dir angehören! Ich trage deine Schuld mit dir, wenn du schuld hast! Wenn dich Strafe trifft, treffe sie auch mich! Wider alle Welt, wider dich selbst will ich dir zur Seite sein!“

Er staunte sie an. Ihre Rede war eidskräftig; kein Zweifel mehr, sie meinte, was sie sagte.

„Ich habe die Weihen empfangen!“

Nun erst erschrak sie.

„Warum tatest du das?

„Ich hoffte Ruhe zu finden! Ich fand sie nicht, dann bin ich entronnen!“

Sie besiegte auch das letzte Zögern.

„Ich habe geschworen! Was ich gesagt habe, gilt: Ich bleibe bei dir! Der Bielwald scheidet die Welt von uns! Hier mögen wir hausen! — Rede — Vertraust du mir?“

„Ich ziehe dich nicht in meine Unrast! Wir würden wie zwei Geächtete hausen, ohne Obdach, ungesegnet! Es geht nicht an! — Aber — aber“ — er zauderte und faßte ihre Hände gleich einem Ertrinkenden — „redest du nicht aus Mitleid? Hast du zu mir gesprochen, wie es dir von Herzen kam?“

„Was muß ich tun, daß du mir glaubst?“

„Trud! Meine Trud!“

Er sank zu ihren Füßen nieder und drückte das Gesicht an ihr Gewand. Ein Schluchzen brach von ihm, das seinen starken Leib erschütterte. Die ganze Qual, die auf ihm gelastet hatte, schien sich in dem einen Tränenstrom lösen zu wollen.

Sie streichelte sein Haar und neigte sich zu ihm. Als wäre sie um Jahre gealtert und er ein weinendes Kind, tröstete sie ihn. Und aus ihrem Trost klang immer wieder ein furchtloses: „Ich heile dich!“

Nach einer Weile — sie hatte durch die verfallene Tür nach dem Stande der Sonne geschaut — sagte sie:

„Ich muß heim! Aber ich komme wieder! Versprich mir, daß du nicht fliehst.“

Er sah auf.

„Schwöre!“ gebot sie. „Bei der Seele deiner toten Mutter, schwöre, daß du ausharrst, bis ich dich zu retten versucht habe — und mich!“

Er lächelte wehmütig.

„Warum sollte ich nicht! Du hast so viel für mich getan! Sollte ich nicht für dich Geduld haben können!“

Sie drückte ihm die Hand und sah ihn fest an.

„Bist du gewiß, daß du mich liebst?“

Er erwiderte ihren Blick.

„Du weißt es!“

„So helfe uns der Herre-Gott!“

Sie schied. Als sie durch die Stämme abwärtsstieg, brannte das Spätrot über dem Salbit. Rote

Wolken zogen über den flammenden Berg. Ihr Widerschein fiel in die Haine des Waldes. Eine Lohe verklärte das Antlitz der Trud, das sich nach dem Erni zurückwandte.

„Du wirst hören von mir,“ scholl ihr letzter Gruß zu ihm hinauf. Dann verschwand sie im Walde.

Er starrte auf die Stelle, wo er sie zuletzt gesehen hatte. Lange wußte er nicht, ob er geträumt hatte oder ob sie in Wirklichkeit bei ihm gewesen war. Und als er die Wahrheit erkannte, schlich er nach seiner Hütte, warf sich auf sein Lager und schloß die Augen. Er grübelte nicht. Daß er ein Bild festhalte, grub er den Kopf in das Stroh seines Lagers.

Es wurde eine friedvolle Nacht.

Zweiunddreißigstes Kapitel

„Ein seltsames Jahr," sprachen die zu Abfrutt. Der Schnee war noch einmal verschwunden. Und noch immer blieb der Himmel klar; ob das Jahr sich auch dem Ende neigte, die Stürme, die sonst den Einsamen von Abfrutt die Heimat vermauerten, blieben aus.

Am viertletzten Jahrtage versammelte sich noch die Gemeine unter freiem Himmel.

Es war Richttag. Die Männer standen im Ring. Weiber und Kinder hockten in scheuer Entfernung, ungewohnter Dinge gewärtig. Ein feierlicher Ernst war über den Versammelten. Zwei weißhaarige Gesellen leisteten dem Richter Geleitschaft, der, ein Schwert quer über den Arm gelegt, in die Mitte des Ringes trat. Sie trugen bäuerische Gewandung, aber ihre harten Züge waren streng. Kein Tag zu Abfrutt so hoch wie der Richttag!

Gallus, der Hofer, stieß sein Schwert in die harte Erde. Er legte die Hände auf den Knauf des noch vom Stoße zitternden und sprach laut und hallend ein:

„Im Namen Gottes!"

Und die Richtschar neigte die Häupter. Drei stumme Vaterunser! Das Tal lag still. Das Totengelb des Winters schimmerte durch den Reif der Lehnen.

Nach kurzem erhob der Hofer das Haupt. Sein Gesicht war hager, er alterte früh.

Nun winkte er. Der Ring öffnete sich. Die Zumbrunn-Trud trat in die Mitte der Männer. Von zwei Knechten geleitet, wie die Sitte es forderte, schritt darauf der heran, wider den Klage war. Eine Erregung ging drüben durch die Schar der Weiber. Murmeln hob an im Kreise der Männer. Der Einsiedler von Sankt Niklausen trat vor die Richter. Er hatte die Kutte abgelegt; Zwilchjacke und Kurzhose kleideten ihn, nur das wallende Haupthaar und der zur Brust reichende Bart erinnerten an den Waldbruder. Er stand aufrecht, und sein Blick war frei, wie ein träumerisches In-die-Ferne-Starren, wie das Schauen nach einem neu aufglänzenden Licht. Der Behaim schien völlig verloren für alles, was um ihn her vorging. Auch die Stimme des Hofers weckte ihn nicht.

Der Richter hob an:

„Es ist Klage wider diesen, den Erni Behaim, der vordem unser Heimgenosse gewesen, dann verschollen ist und seit Monden in den Wäldern unsrer Heimberge gehaust hat, unerkannt, aber in Guttaten eifrig und unserm Volke zum Segen! Richtet gerecht im Namen des Gerechten, der euch richtet! — Der Kläger rede!“

Wieder ging Stimmenrauschen wie ferner Sturm durch die Menge: Der Behaim! Jetzt erst erkannten sie ihn!

Die Trud hatte einen Schritt gegen den Erni getan. Die Blicke der Männer hafteten an der Dirne, die, zum Weibe gereift, zurückgeworfenen

Hauptes, einen Schimmer wie Wettergeleucht in den dunkeln Augen, im Ring stand.

Der Erni schaute sie befremdet an. Einen Augenblick lang wirkte wütende Furcht ihm die Kehle: Wenn sie falsch wäre! Sie klagte ihn an! Dann lächelte er verloren vor sich hin. Die Trud und falsch! Welcher Gedanke!

Von nun an lauschte er andächtig ihrer Rede. Sie klang laut und furchtlos. Bis zu den Weibern drang sie hinüber.

„Dieser, der Erni Behaim, hat seine Mutter getötet. Er hat an ihr mehr gehangen als an seinem eignen Leben, mehr, als jeder von euch an seinem Liebsten hängt! Ihr wißt es alle, die Behaimin trug ein furchtbares Siechtum, und seine Treue ist ehedem in euerm Munde gewesen! Eine Liebe, wie sie zwischen diesem und seiner Mutter war, findet sich nicht mehr, nicht zu Abfrutt noch andern Orts! Sie war so groß, daß, als das Weib in unerträglicher Qual sich wand, er ihr den Tod gab! Er kannte ein sicheres Gift; mit dem hat er die Mutter von ihrer Marter erlöst. Aber die Tat ist wider die Satzung der Menschen! — Richtet den Behaim, ihr Männer!“

Eine lastende Stille!

Dann redete der Richter:

„Die Klage ist gesprochen! Wer steht für den Schuldigen auf?“

Abermalen trat die Trud vor.

„Ich!“

Ihre Stimme zitterte leise, aber sie festete sich, während sie weitersprach:

„Ich kenne diesen seit langem! Seine Mutter hat mich ihm zum Weibe bestimmt! Heute wie vordem folge ich ihm, wohin er mich führen will! Von Zweifeln gejagt, wie sie nur den Guten, der vor der Sünde zurückschrickt, bedrängen, ist er, als er die Mutter begraben hatte, nach Einsiedeln gezogen! Dort hat er gebeichtet, die Mönche sprachen ihn schuldig. Als dienender Bruder tat er Buße im Kloster; aber eine Unrast war auf ihm, die der Klosterfrieden nicht heilte. — Als die Harsthörner die Männer zum Zug über den heiligen Gotthard riefen, packte ihn das Verlangen, alle Sünde mit seinem Herzblut zu sühnen! Erinnert euch! Der Landammann von Uri ließ vor Monden talauf und -ab verkünden, daß der, der bei Arbedo das Landbanner gerettet, sich auf dem Rathause zu Altdorf zu Lohn und Ehrung stellen möge! Es hat sich keiner gestellt! Dieser, der hätte gehen mögen, hat sich in den Bergen vergraben! — Was seitdem geschehen ist, wißt ihr! Wenn einer unter euch ist, der diesem nicht Dank schuldet, trete er vor und rede!"

Sie schwieg und sah sich um. Da alles still blieb, hob sie noch einmal an:

„Richtet jetzt, ihr Männer! Nicht nach dem Gesetz, nur nach euerm Herzen! Ist einer unter euch, der diesen verurteilte? Einer, der sagte, er habe nicht Strafe genug gelitten? — Gebt ihm eine Heimstätte, daß er wieder Ruhe finde! Helft ihm, daß er die Zweifel besiege, die in ihm sind! Rette deinen Retter, Volk von Abfrutt!"

Sie hatte in wachsender Erregung gesprochen.

Das Bergvolk war wortkarg; auch die Trud wußte sonst nicht viel Worte zu machen. Die Leidenschaft und das wilde Verlangen, den Schuldigen zu retten, hatten sie fortgerissen.

Die Mienen der Männer im Ring blieben starr; keiner verriet, was in ihm war. Der Spruch, der jetzt kam, war heilig, nicht Lärm noch geheime Unterredung durfte ihm vorangehen; das Urteil eines jeden mußte unbeeinflußt sein. Nur der Richter hatte Freiheit der Rede.

„Du hast eine gute Fürsprecherin, Geselle," murmelte der Hofer zu dem Behaim gewendet. Dann forderte er die Schar zum Spruch:

„Richtet gerecht im Namen des Gerechten! Nach alter Satzung steht für diesen der Tod! Frei oder schuldig? — Wer den Behaim freisprechen will von Schuld und Fehle, der hebe die Rechte!"

Ein Rauschen wie von schlagenden Fittichen! Der Erni starrte ungläubig, kaum fassend, was vorging, in den Ring. Mit erhobenen Händen sprachen sie ihn los von Schuld.

„Ich deute den Spruch," fuhr der Hofer fort. „Vor euch ist dieser kein Mörder, er ist ein Erlöser. Ihr, eine ganze Gemeine, nehmt seine Tat auf euch! Und er mag mit euch und unter euch hausen! Ihr gebt ihm Schutz und Schirm! — Dieses das Urteil! — Du bist frei, Behaim!"

Der Erni faßte sich mit beiden Händen an die Stirn. Er taumelte. Die Trud ergriff seine Hand. Sie wollte ihn aus dem Ringe führen. Da scholl ein kreischendes Rufen.

„Bringt die Dirne weg!" Was will sie mit

dem Mönche? Er hat die Weihen empfangen! Für ihn ist kein Weib mehr!"

Die Trud kannte die Stimme. Sie richtete sich auf und sandte einen Blick auf den Sprecher, der diesen verstummen machte. Der Zumbrunn-Balz verschwand in der Ringreihe.

Aber die Trud sprach laut:

„Er gehörte mir, ehe er nach Einsiedeln zog! Ich habe ältere Rechte als das Kloster, und ich heische ihn für mich!"

Und zum erstenmal öffnete der Behaim die Lippen:

„Mit dieser das Leben — ohne diese den Tod!"

Das Volk hatte eine Laune, zu beglücken.

„Laßt sie! Er mag sie zum Weibe nehmen!" scholl es im Ring.

Sie drängten näher. Der starre Ernst wich lachendem Frohsinn.

Mühsam erstritten der Erni und die Trud sich Bahn. Hand in Hand entkamen sie endlich dem sie feiernden Volk. Als sie in der Dorfgasse verschwunden waren, zerstreute sich auch dieses. Der Richter schritt zuletzt allein nach seinem Hofe.

Als er die Matthütte erreichte, warf sich ein dunkellockiger Bub, der Hüttentür entrinnend, in seine Arme. Er hob ihn und preßte die Lippen an seine Wange. Als er ihn niedersetzte, stand die Cille neben ihm. Es zuckte in seinem Gesicht.

„Sie haben zweie glücklich gemacht," sagte er mit leisem Neid.

„Hartverdientes Glück," meinte die Dirne.

Er starrte zu Boden.

„Und wir?“ fragte er plötzlich.

Sie sah ihn mit ihren klaren, ruhigen Augen an.

„Fühlst du, wie das Volk dich hochhält, Gallus?“ fragte sie dagegen.

Und als er, sie verstehend, schwieg und mit der Rechten gedankenvoll über das Haar des Kindes strich, fuhr sie fort, auf den Knaben weisend:

„Und haben wir nicht diesen?“

Dann ruhten ihre Hände einen Augenblick mit kräftigem Druck ineinander, und der Richter schritt mit dem Knaben zum Hofe empor.

Schluß

Eine Hütte stand auf der Wiggenmatte, ein einsamer Bau, den die Tannen beschatteten. Ein junges Weib schaltete in den neugefügten Wänden. Sie hatte eine emsige Hand, die eine trauliche Stätte schaffte. Der Winter hatte die Hütte eingedeckt und die Trud und ihren Genossen begraben. Die Wege waren ungangbar. Wochenlang war kein Entrinnen aus dem Hause gewesen. Da hatten in der düsteren Stille alte Zweifel den Behaim fassen wollen. Aber sein Weib hatte ihn bewacht. Ein seltsamer Friede kam über den Grübler, wenn die Trud um ihn war.

Nun lenzte es im Hochgebirge. Die Lauinen stoben von den Lehnen. Der Wiggenwald widerhallte von dem Donnergetöse, und zuweilen ging es wie ein Sturmhauch durch die stillen Kronen.

Als zum erstenmal die Sonne über den Schrofen und Wällen um Sankt Niklausen stand und Goldglanz sich auf die Wiggenhütte ergoß, trat der Behaim auf die Schwelle. Er schattete geblendet die Augen wider den Schein, aber eine frohe Unrast erfüllte ihn plötzlich. Er rief einen Namen in das Gemach zurück. Die Trud trat ihm zur Seite. Und die vor Erregung zitternden Hände hebend, wies er ihr das Schaffen des Lenzes, die schwer von den Bäumen taumelnden Flocken, das Quellen im Hangschnee, eine Grasstelle, die grün aus dem

flirrenden Weiß der Winterdecke lugte. Und nahe Arbeit fiel ihm ein. Er freute sich auf Beil und Sense. Von allerlei Tagwerk hob er an zu reden. Die Trud hing mit frohen Augen an den Lippen des Genesenden.

Sie standen lange. Der Himmel schimmerte ob ihnen in tiefdunkler Bläue. Kein Mensch störte ihren einsamen Frieden. Nur die Stimmen des Frühlings grollten und schwollen mächtiger in der Runde.

Grethe Auer

Bruchstücke aus den Memoiren des Chevalier von Roquesant

3. Auflage. Geheftet M 5.—, gebunden M 6.—

Dr. Carl Busse in Velhagen & Klasings Monatsheften: „Das weitaus Beste, soweit ich sehen kann, was an erzählender Prosa in dem tristen Winter von 1907 auf 1908 erschienen ist. Es reiht sich würdig den guten, ernsten und großen Romanen an, die uns während der letzten Jahre erfreuten, und es wird hoffentlich gleich ihnen seinen Weg machen. Grethe Auer hat es nicht nötig, ihre Gestalten in einen lyrisch-pathetischen Dampf zu hüllen, denn diese Gestalten vertragen das helle Licht und das nüchterne Anschauen. Wundervoll klar und lebendig stehen sie in der Zeit: Regnard, der ‚goldene Goldschmied', heiter, lebensselig, spielfroh, ein Künstler mit strahlendem Herzen; die harte, fromme und saure Germaine, seine kalvinistische Hausfrau, an der er am Ende doch zugrunde geht; Benedikte, sein goldhaarig Töchterlein, dem ein besseres Los fällt an der Seite des Chevaliers von Roquesant; dieser Chevalier selber, der vom eitlen Pagen, Spielgefährten Philipps von Orleans und starren Katholiken allmählich zum tüchtigen Mann und Soldaten mit halb kalvinistischen Neigungen wird . . . Zu welch prachtvoller Novelle wächst sich die Episode aus, da Roquesant auf Freiersfüßen geht, und er sein Spiel treibt mit der vermeintlichen Pächterstochter! Wie zart und rührend, und doch mit welcher Zurückhaltung, wird die Liebe der sterbenden Susanne erzählt! Alles Peinliche des Stoffes wird hier gleichsam verzehrt. Je weiter man liest, um so größer wird der Respekt, den sich das Buch erzwingt."

Dr. J. V. Widmann im Bund, Bern: „Grethe Auers großer, an historische Gestalten und Begebenheiten Frankreichs unter Ludwig XIV. anknüpfender Roman ist die alle Erwartung weit übertreffende Erfüllung dessen, was die früheren Schriften der Verfasserin zu verheißen schienen. Wir haben ein Meisterwerk vor uns. Wenn diese fingierten Memoiren des Chevalier de Roquesant als ein im Nachlasse von Conrad Ferdinand Meyer aufgefundenes Manuskript wären herausgegeben worden, so würde man sie als eine Schöpfung seiner besten Zeit erklärt haben. Literaturkundige Leser werden sich auch an Ricarda Huch erinnert fühlen. Denn nur mit den Besten ihrer Zeit kann Grethe Auer künftig verglichen werden."

Geschenkbücher für die Frauenwelt

Aus der Töchterschule ins Leben. Ein allseitiger Berater für die jungen Mädchen. Von **A. Baisch.**
11. Auflage. Gebunden M 6.—

Das junge Mädchen auf eigenen Füßen. Ein Führer durch das weibliche Berufsleben. Von **A. Baisch.**
3. Auflage. Gebunden M 3.—

Das Seidene Buch. Eine lyrische Damenspende. Von **O. J. Bierbaum.** Mit 12 Bildern von Hans Thoma und Ornamenten von Peter Behrens. 3. Auflage.
In Seide gebunden M 6.—

Die deutsche Küche. Vollständiges, praktisches Handbuch der Kochkunst für den täglichen Gebrauch, enthaltend 2449 selbsterprobte Rezepte. Von **Anna Huyn.** 2. Auflage.
Gebunden M 4.—

Die elegante Hausfrau. Mitteilungen für junge Hauswesen. Von **Isa von der Lütt.** 5. Auflage. Gebunden M 5.—

Aus dem Tagebuch eines Säuglings. Abgeschrieben von seinem Vater **K. E. Schmidt.** Mit Buchschmuck von E. Kreidolf.
5. Auflage. Gebunden M 3.—

Mein Sohn und ich. Aufzeichnungen eines Vaters. Von **K. E. Schmidt.** 3. Auflage.
Geheftet M 2.—, gebunden M 3.—

Des Kindes Chronik. Ein Merkbuch des Lebens, von Mutterhand begonnen, zur späteren eigenen Fortführung. Aus praktischer Erfahrung zusammengestellt von **H. von Schrötter.**
Gebunden M 5.—

Vom Schulmädel bis zur Großmutter. Plaudereien. Von **Tony Schumacher.** 4. Auflage.
Gebunden in Leinwand M 4.—, in Seide M 5.—

Spaziergänge ins Alltagsleben. Plaudereien. Von **Tony Schumacher.** 3. Auflage. Gebunden M 4.—

Memoiren

von

Bertha von Suttner

Mit 3 Bildnissen

Geheftet M 10.—, gebunden M 12.—

Alfred H. Fried im „**Berliner Tageblatt**": „Wer an der Zeit mitarbeitet, ihr dienstbar ist oder sie zu beherrschen sucht, der kann immer etwas erzählen, das die Mitwelt interessiert, aus dem sie lernen kann. Ja, er hat sogar in gewissem Sinne die Pflicht, zu reden. Und gar erst einer, der sein Leben lang wider den Stachel gelökt hat. Ein solcher Mensch ist Bertha von Suttner. Und darum wird man ihre Lebenserinnerungen mit Interesse zur Hand nehmen und — wie man auch zu ihr stehen möge — zu Ende lesen, ohne daß dieses Interesse eine Abschwächung erfährt."

Hamburger Nachrichten: „Frau von Suttner weiß fesselnd zu erzählen, die Persönlichkeiten, mit denen sie in Berührung gekommen ist, anschaulich zu schildern. Sie hat des Interessanten viel erlebt, auch als sie noch keine europäische Berühmtheit war."

Die Zeit, Wien: „Dieses Leben einer tapferen Frau ist reich — reich an Erinnerungen, an Begegnungen und Ereignissen, an Initiative. Der Name der Baronin Suttner ist Programm geworden. Er bezeichnet eine Idee, einen der mächtigsten und weitesten Widerhall findenden modernen Gedanken, die Propaganda des Friedens. Wie sie aus einem bescheidenen Komtesserl eine begabte Schriftstellerin und schließlich die Trägerin der Friedensidee wurde, das erzählt Bertha von Suttner in ihren ‚Memoiren'. Sie sind mehr als persönliche Geschichte, mehr als eine Selbstbiographie — sie sind die

Historie einer großen Tendenz, ein Stück moderner Kulturgeschichte."

rken
eier
den.

6.—

ngs=
zur
dem
dem.
hlen

ffer
lche
rfes
nso=
s=
ein
s."

—

slg
an
ger
da
cht
en.
n=
s=
so
ch

VOLUME

2

Ernst Zahn's Gesammelte Werke

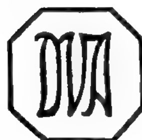
Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Ernst Zahns
Gesammelte Werke

Erste Serie

Zweiter Band

Bergvolk



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Bergvolk

Von

Ernst Zahn



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Zum 50. Geburtstag

widmet dieses Buch

seiner lieben Mutter

der Verfasser

Dich leg' ich, Buch, in jene Hand,
Die ich in der Welt als die treuste erfand!
Es richte über dich der Mund,
Den wahrhaft ich wußte zu jeglicher Stund'!
Ich gebe dich zu eigen ihr,
Die selber stets redlich geteilt hat mit mir,
Der Mutter übergeb' ich dich!
Und leuchtet ihr Auge, durchblättert sie dich,
Und färbt ein leiser Stolz ihr die Wangen,
Dann hast du, Buch, die Weihe empfangen!

Inhaltsverzeichnis

	Seite
St. Gotthard . . .	9
Der Büßer	127
Der „Guet!“ . . .	236

St. Gotthard

Eine Geschichte aus vergangener Zeit

1. Der Barmherzige

Segne mein Tagewerk, mein Gott," betete Isidor, der Mönch.

Hinter den Zinnen und Türmen der Berge des heiligen Gotthard hob des Tages erstes Leuchten an. Flammen aus purem Golde lohten unsichtbar. Wie Blitze zuckten ihre Vorläufer jach und hell um in den Himmel ragende Zacken. Die Wolkenbogen gewannen Farbe, ein schimmerndes Blau überrann das Luftgewölbe und wurde tiefer, tiefer, bis es Italiens Himmelsazur an wundersamem Glanz übertraf. Der Mönch stand wie in einem Tempel, dessen Säulen die gewaltigen Berge und dessen Dach der morgenstrahlende Aetherraum.

„Segne mein Tagewerk, Gewaltiger des Himmels," flüsterte der frühe Beter wieder.

Sein Auge tauchte trunken in das erwachende Licht. Seine breite Brust atmete in großen Zügen des Morgens Eishauch ein.

Wo er betete, war ein Hügel, an dessen Fuß ein steingefügtes schmuckloses Gebäude sich erhob. Das war das Hospiz, der Rastort der Müden, der Schmachtenden Labestatt, der aus Stürmen Ge-

borgenen Obdach und je auch der von den Berggewalten Zerschmetterten Totenhaus.

Die vier armseligen Mauern hatten eine armselige Geschichte. Die Barmherzigkeit hauste jeweilen jahrelang darinnen zum Segen aller Bergpilger und verschlich darauf wieder auf lange Zeit feige vor ihrer Schwester Entbehrung, mit der es auf dem Berge zusammen zu wohnen galt. Mailändische Mönche hatten zuletzt liebreichen Amtes im Schirmhause gewaltet. Pater Isidor, der Ursener, den ein Gelübde an ein bündnerisches Kloster band, war vor zwei Jahren in deren Erbschaft getreten. Sein Werk gedieh. —

Eine Erzstimme erfüllte die morgenkühle Luft. Der Mönch war hinabgestiegen zu der kleinen Kapelle, welche unweit des Schirmhauses zwischen zwei Riesenfelsbrocken stand. Von seinem Arm gerührt, bimmelte das Glöcklein seinen Ruf zur Mette hinüber zum größeren Bau und weit über Saumweg und Trümmerhalden, über die in Totenruhe lauschenden Seen, bis er im nördlichen Grenzgeklüft verhallte.

Um das Schirmhaus wurde es lebendig. Zwei baumlange Knechte traten aus dem Stall, welcher dem Hauptgebäude gegenüberlag, und wandten sich nach der Kapelle. Bald danach entrann aus dem letzteren ein buntes Gemisch von Menschen, an die zwanzig an Zahl, die dem Meßruf folgten. Säumer und Händler waren es zumeist, die im Schirmhaus gerastet hatten. Aber auch zwei wildblickende Gesellen in verschlissenem Soldatenwams waren drinnen zu Gast gewesen; ein Bettelmönch mit wunden

Füßen und von hungrigem Aussehen schritt hinter ihnen her zum Kirchlein, und als letzter folgte ihnen Herr Matthias Zurflüh, der weise Landschreiber von Uri, den ein hochpolitisch Geschäft nach Livinen rief und der es nicht verschmäht hatte, seinen hageren und in würdige schwarze Tracht gehüllten Leib auf dem Stroh des Hospizes zur Ruhe zu legen.

Eine halbe Stunde dauerte die Andacht in der Kapelle.

Währenddessen war in der geräumigen Gaststube des Schirmhauses ein Klirren irdenen Geschirrs. Tonio, der Knecht, den der Mönch noch von den Mailändern übernommen und der Koch und Kellermeister, Spülmagd und Hausknecht und noch vieles mehr in seiner eigenen, verschrumpften, buckligen Person vereinigte, richtete das Morgenmahl. Er hatte die gehörige Anzahl irdener Teller und zinnerner Löffel auf den langen, weißgescheuerten Tisch, an welchem die ungeschlachten Bänke standen, gesetzt. Ein paar Laibe Schwarzbrot lagen davor und ein mächtiger Käs, der aus Ursern stammte, harrte des anschneidenden Messers.

Prüfenden Blickes überschaute der häßliche Welsche seine Stube. Der Raum lag zu ebener Erde und war so düster wie der ganze Bau. Drei Wände waren fensterlos, der vierten vergitterte, kleine, halbblinde Scheiben gingen nach vorn und schauten auf die Holzsäulen, welche hier den überragenden Oberbau des Hauses trugen. Die Einrichtung der Stube war die einfachste. Sie bestand aus dem Tisch, den Bänken, ein paar schweren Stühlen und einem Kamin aus Granitplatten.

Rohes Balkengefüge bildete die Wandung; der tannene Boden war mit Sand bestreut.

Des Welschen Musterung hatte ihn belehrt, daß er unterlassen, dem Ehrengaste der vergangenen Nacht seinen Platz zu richten. Dem wohlbestallten Schreiber der höchsten urnerischen Behörde stand das vornehmste Trinkgefäß des Hospizes, die ohrentragende Tasse, zu. Der Knecht setzte die irdene Reliquie mit einer gewissen Feierlichkeit zu Häupten des Tisches nieder, rückte einen der schweren Stühle heran und verließ dann erst, seines Werkes zufrieden, in Holzschuhen klappernd, die Stube.

Kurz nachher füllte sich diese mit lärmendem Reisevolk. Geräuschvoll nahm Mann um Mann am Tische Platz. Der Landschreiber war der letzte, der in seiner für die Bergfahrt fast zu steifen Gewandung sich in würdiger Haltung auf seinen Sitz begab.

Indessen war Tonio, der Knecht, schon mit einer Melkter schäumender Milch erschienen. Er füllte mit seiner Holzkelle Herrn Matthias' Trinkgefäß zuerst und schöpfte darauf jedem der Männer seinen Anteil. Und als er geendet hatte, stand der hohe Mönch in der Türe.

Der Pater trat an das untere Ende des Tisches, die Hände über der Brust gekreuzt, auf die der dunkle Bart in weichen Wellen niederfiel.

„In nomine Deo!" sagte er mit einer Stimme, die selbst in ihrer Ruhe wie ein leiser Erzton in den Saal scholl.

„In nomine Deo!" wiederholte der Schreiber,

und ihm folgend, faltete die Tischrunde mehr oder minder andächtig die Hände zum Eßspruch.

Als der Kapuziner das Haupt hob, ging am Tische das Löffeln an.

„Wollet mithalten, Pater Isidor," lud Herr Matthias ein.

„Ich habe gegessen," entgegnete der andre freundlich, während er sich dem Schreiber näherte. Als er durch die Stube schritt, hing manch ein Auge in Staunen an der gewaltigen Gestalt. Die braune Kutte hob den hohen Wuchs des Mönches und verbarg den mächtigen Bau der Glieder nicht. Auf dem Leib saß ein Kopf, mild und ernst wie der eines Heiligen, und auf der noch jungen Stirn thronte eines Alten Weisheit. Das scharf und kräftig geschnittene Antlitz schaute bleich aus braunem Haupt- und Barthaar. Die braunen Augen blickten mild und zwingend zugleich.

Herr Matthias lächelte gnädig, als der Pater sich neben ihm auf einen Stuhl niederließ.

„Ihr bietet uns labsamen Morgentrunk, frommer Vater," schnarrte er.

„Ich biete, was Sankt Gotthard gewährt," war die Antwort.

Darauf wurde das Gespräch allgemein. Der und jener verriet Weg und Ziel und heischte des Gastgebers Rat auf weitere Fahrt.

Gelassen und klar gab der einem jeden zu Nutz und Frommen Bescheid.

Nach einer Weile riß Herr Matthias die Unterhaltung wieder an sich.

„Saget mir, Herr Pater, redet das Gerücht

nicht zu viel, das besagt, Ihr kennet alle Mittel der Heilkunst und stehet wider jede Krankheit, ja selbst gegen das Sterben hierzulande?"

Der verborgene Spott in des Urners Rede kümmerte den Mönch nicht.

„Menschenmacht hat enge Grenzen," sagte er. „Wenn Gott nicht will, ist mein armes Wissen wie Dunst im Sturm. Wenn das Gerücht sagt, daß ich Kräuter und Wurzeln kenne und zu nützen weiß, so hat es nicht gelogen. Zuweilen ist mir ein böses Uebel zu bannen gelungen. Wollet Ihr verweilen, Herr Landschreiber, so mögt Ihr wohl auch heute allerlei Volk gewahr werden, das den Weg hier herauf nicht scheut, mir Rätsel aufzugeben. Solche Rätsel zu lösen des Leibes wie der Seele, das ist mein Tagewerk geworden."

„So sehet Ihr täglich Kunden?"

„Im Sommer, ja!"

„Und es wäre wahr, daß die Leute Euch zulaufen von Ursern, dem Wallis, den Bündner Bergen?"

„Sie kommen! — Selber von Uri, Herr!" lächelte der Mönch.

Der hagere Schreiber besann sich, daß er ein leidend Ehegespons zu Hause gelassen, obwohl er sonst auf Reisen gerne dieses Umstands vergaß. Hier war ihm Gelegenheit, auf bequeme und wohlfeile Weise ein Präsent für seine Gestrenge zu erwerben, und Herr Matthias versprach sich von der Arznei für den siechen Leib auch einen günstigen Einfluß auf den selten zu freundlichem Empfang geneigten Sinn seiner Frau Liebsten. Eben wollte er dem Mönche sein Anliegen vorbringen, als

Tonio eintrat und, sich an seinen Herrn machend, ihm etwas ins Ohr raunte.

Der Pater erhob sich.

„Meine ersten Kranken," sagte er, indem er sich gegen die Tür wandte.

Neugierig folgte ihm Herr Matthias kurz nachher hinaus.

Auf den Granitplatten vor dem Hause hatten vier Träger eine Art Bahre niedergelassen. Ueber diese war der Mönch gebeugt, als der Urner in die Türe trat. In scheuer Andacht, als erwarteten sie einen Zauber zu sehen, standen die vier Männer um den Arzt. Nach einer Weile richtete sich der Pater auf. Der Urner sah ein Mädchen auf der Bahre liegen, abgezehrten Leibes, mit eingesunkenen Wangen, auf denen heiße Fieberrosen blühten.

„Ihr kommt von Faido?" wandte sich der Mönch an die Träger.

Einer der Männer, ein weißhaariger Alter, der mit ängstlicher Spannung auf des Arztes Entscheid über seine Kranke wartete, bestätigte die Frage.

„Wir sind die Nacht gewandert, Herr," berichtete er. Und zitternd fügte er hinzu: „Wollet Ihr helfen?"

„Das Kind ist Eure Enkelin?" forschte der Mönch weiter.

„Ja, Herr! Sie und ich sind allein. Sie ist die Freude des Dorfes gewesen, bis im Frühjahr die Krankheit an sie kam. Darum sind diese" — er wies auf die Genossen — „mit mir gezogen."

„Wollet Ihr helfen?" wiederholte er dringender.

Der Pater winkte, daß sie die Bahre nach einer

Stelle trugen, wo das frühe Gold, aus Osten über schneeige Zacken quellend, warm und voll Glanz auf steinigem Boden spielte.

Dort wies er auf das leise sich färbende Antlitz des vor Ermattung schlummernden Mädchens.

„Luft und Licht müßt Ihr der Kranken geben und mit ihr von euerm Orte weiter südwärts gehen, als Ihr gestern und heute gegen Norden gezogen seid! Seid Ihr frei, zu hausen, wo Ihr wollt?“

Der Alte fuhr sich durch das bleiche Haar und gab Bescheid.

„Ich habe viele Jahre gearbeitet. Nun darf ich ruhen, wenn ich will. Ich muß nicht sorgen!“

„So wendet Euch mit dem Mädchen zum langen See, sucht einen stillen Ort, den die Winde meiden und — so Gott will — wird sie Euch wieder gesund.“

Der welsche Bauer war enttäuscht.

„Und Ihr gebt ihr nichts?“ fragte er.

„Mein Rat ist mein Mittel,“ antwortete der Mönch.

Der andre faßte seine Rechte.

„Legt Eure Hand dem Kinde auf die Stirn, Herr! Ich flehe Euch an! Euer Griff ist heilig und macht sie gesund.“

Unwillig befreite sich der Pater von dem Dränger.

„Narr, was redest du? Ich bin ein Mensch wie du!“

Damit verließ er wie in Ungeduld die Gruppe und schritt nach dem Hause.

Kurz darauf holte Tonio die Welschen mit ihrer Kranken dorthin, daß sie sich erquickten, ehe sie den Rückweg antraten.

Herr Matthias suchte indessen und fand den Mönch in einem kleinen Raum, welchen dieser allein bewohnte. Der seiner Würde bewußte Schreiber hatte die Türe ohne weiteres geöffnet und trat ein, als er seinen Gastgeber erblickte.

Pater Isidor wandte sich ab von dem vergitterten Fenster, an dem er gestanden, und maß den Eindringling mit einem Blick, der diesen so aus der Fassung brachte, daß er eine späte Entschuldigung stammelte.

„Ihr wolltet?“ fragte der Mönch.

Des Urners Blick irrte durch die Zelle. Rohe Bretter liefen an den Wänden und trugen schwere Bücher und Schriften. Ein Kasten und eine Truhe verrieten ihren Inhalt nicht. Dort mochten die Arzneien des Kapuziners ruhen. So viel erhaschte Herrn Matthias' Auge, ehe er des andern Frage erwiderte.

„Ich bin gekommen, Euch Dank zu sagen für Obdach und Aetzung und Abschied zu nehmen, da ich talwärts zu steigen gedenke. Vorher hätte ich noch eine Bitte an Euch, hoher Arzneikundiger. Es ist mir soeben ein Beweis geworden von dem Vertrauen, das die in Eure Kunst hegen, welche zu Euch kommen, und meine eigene Fiducia ist mächtig gewachsen.“

„Das, was Ihr Vertrauen nennt, das möchte mir mein Wissen verleiden,“ sagte der Pater. „So ist das Volk! Uebernatürliches suchen sie in mir und messen mir Kräfte bei, die ich nicht habe noch mir andichten lassen will.“

Herr Matthias lächelte mit dünnen Lippen.

„Das Volk will seine Götzen haben, die es anbetet. Ihr seid auf gutem Wege, frommer Vater, dieser einer zu werden!"

Des Priesters Auge ging ruhig über des Urners spöttische Züge.

„Ihr irrt, Herr, ich lasse mich nicht anbeten! — Doch — Ihr kamet um meinen Rat — —"

Der Schreiber kramte sein weitläufiges Anliegen aus, und der Mönch, nachdem er ihn ruhig angehört hatte, versprach ihm ein wohltuendes Tränklein für sein krankes Weib, das er bereithalten werde, wann Herr Matthias auf seiner Rückreise abermals im Hospiz einkehre.

Eine halbe Stunde später zog der Landschreiber mit zwei Gefährten talabwärts. Vor ihm noch hatten die übrigen Gäste der Nacht die Berghöhe verlassen.

Für eine Stunde oder länger war das Schirmhaus leer. Dann aber nahten andre Wanderer. Nicht wenige kamen um Pater Isidors Rat und Hilfe. Und des Mönches Tagewerk war ein Trost- und Hilfespenden.

Darüber verstrich der strahlende Julitag. Auf der Berghöhe wurde es still, und das Hospiz lag in dämmernden, fast kalten Schatten. Es hatte zur heutigen Nacht wenigen nur Herberge zu bieten, wenn nicht mit Einbruch des Dunkels noch weitere Gäste herauf sich fanden.

Ueber den steinigen Pfad, der neben den toten Seen hinlief, wandelte der Mönch, in Sinnen versunken. In der Tiefe des Wassers, von dem die Sonne kaum die Eisbande gelöst hatte, brannte ein

glühroter Widerschein, der Abglanz der Lohe, die noch auf den Steintürmen in der Runde flammte. Der Schreitende genoß der erlöschenden Pracht. Aber die heimlichen, lichtzerstörenden Schatten wuchsen. Im Nordgeklüft brauten sich weiße Nebelwolken zurecht.

Dort, wo der ebene Pfad in plötzlichem Abfallen in den Felsen verschwand, tauchte die Gestalt eines Hirten auf. Fast hastigen Ganges erreichte er die Höhe. Nun suchte sein heller Blick das im Dämmern stehende Hospiz. Er verhielt den Schritt und fuhr mit der gebräunten Hand über die schweißnasse Stirn. Wie um die letzte Spur von Anstrengung zu verwinden, reckte er die schlanke kräftige Gestalt. Aus dem braunen Hemde mit der über den Rücken hängenden Kapuze schaute ein keckes, aschblondes Haupt. Das junge Gesicht zeigte grobe, offene Züge; über die hellen Augen waren dunkle Brauen gestrichen; auf der Oberlippe keimte brauner Flaum. Felix, der Knecht des Talvogts, war kein übler Geselle, vielmehr geschaffen, Weiberköpfe zu verdrehen.

Der Hirt setzte seinen Eilweg fort. Dann sah er vor sich den Mönch, welcher langsam, das dunkle Haupt auf der Brust, gegen ihn heranschritt. Beflügelten Fußes überwand er den letzten Raum, der ihn von jenem trennte. Der schaute erst auf, als der Bote vor ihm stand. Dann haftete sein ruhiges Auge auf den jungen erregten Zügen mit so scharfem Blick, daß dem Hirten zum Mute war, als brauche er nicht mehr zu reden und habe der andre jedes zu sprechende Wort schon aus seinem Gesichte gelesen.

„Rede!" sagte aber der Mönch.

Und der Knecht, noch keuchend vom Lauf, gab

Bericht: „Herr, Eure Mutter entbietet Euch Botschaft, daß der Talvogt von Ursern zu Mittag gestorben ist!“

Ein Staunen leuchtete blitzartig in des Paters Antlitz auf. Wie ein Seufzen der Befreiung brach es von ihm. Im nächsten Augenblick war die Wallung bezwungen.

„Komm!“ gebot er dem Hirten, ohne eine einzige weitere Frage zu tun.

Hastig strebten sie dem Schirmhaus zu.

„Erquicke dich,“ mahnte dort der Pater den Knecht. Und weiter befahl er:

„Dann eile, haste deinen Weg zurück, wie du hierherstiegst, Braver! Sage der Talvögtin, meiner Mutter, daß ich noch diese Nacht bei ihr sein werde!“

Das kurze Lob, das in dem Gebote lag, hatte dem Blonden das Blut in heißer Freude zu Herzen getrieben. Er stürzte einen Becher Weines, welchen Tonio ihm bot, hinunter. Dann beugte er lachenden Blickes das nackte, gebräunte Knie.

„Herr, gebt mir Heimsegen!“

Des Mönches weiße Hand legte sich in sein Blondhaar.

„Sankt Gotthard walte über deinem Niederstieg,“ sagte er leise.

Kaum, daß er geendet, eilte der Knecht davon.

Da rüstete sich Pater Isidor zur Nachtfahrt nach Ursern. Er rüstete eilig, als ob es ihn innerlich dorthin dränge.

Eine kurze Weile später schwebte seine Fackel über dem Weg, wo dieser, in Felsen sich windend, verschwand.

---

2. Zu Hospental

Dem Talvogt von Ursern leuchteten in seinem Hause zu Hospental die letzten Kerzen. Der unruhige, qualmende Flackerschein tat dem gewaltigen Leib, der wie ein gefällter Block auf eine Art Staatsbett gebahrt lag, keinen Dienst. Er raubte dem Toten den letzten Ausdruck von Frieden. Als wäre das von Furchen durchschnittene Gesicht mitten in grimmem Zürnen jäh erstarrt, so schaute es aus dem Linnenpfühl. Die acht Weiber, welche die Totenwache hielten, vermieden, auf das fahle Antlitz zu schauen. Und wenn ja ein Blick die gefürchteten Züge streifte, lief der Schauenden ein Gruseln durch den alten Leib. Nur die älteste der acht betenden Greisinnen, die hundertjährige Furger-Vroni, starrte aus glanzlosen, schier in den Höhlen verschwundenen Guckern auf den mächtigen Körper und wunderte sich. Seit manchem Jahr war der Vroni Geschäft das Totenwachen, und jedesmal, wenn sie eine Leiche sah, kam es ihr vor, als müßte sie diese um Verzeihung bitten, daß sie selber noch lebe, an der so lang die Reihe des Sterbens gewesen. So betete sie Jahr um Jahr viel junges Blut, rüstiges Volk und manchen morsch gewordenen Alten ins Jenseits, und von einem zum andern wunderte sie sich mehr über sich selber. Aber gram war sie dem Tod nicht, daß er sie vergessen hatte.

Das Murmeln der Weiber erfüllte das niedere

Gemach. Die Lichter flackerten, und durch das eine offene Fenster quoll kühle Nachtluft. An den runden, in Blei gefügten Scheibchen des andern summte ein Nachtfalter und tobte im kleinen, daß er nicht hindurchkam, wie weiland der Talvogt Renner im großen getobt hatte, wenn ihm etwas wider die Stierstirne gestanden. Das Summen des Falters und das Brummen der Weiber bildeten die richtige Totenmusik. Daran wäre der Vogt wieder entschlafen, wenn ihm ja der Sinn noch einmal ans Wachen gekommen wäre.

Nun kreischte irgendwo im Hause ein Flurbrett. Wohltuend störte das Geräusch das Plappern im Sterbegemach.

Die Vroni rastete einen Augenblick. Ihre Blicke musterten neugierig ihre Umgebung.

Außer dem Lager des Toten in der Mitte der Stube und den Stühlen der Weiber war jegliches Gerät aus dem großen Raume entfernt worden. Ein paar an den getäfelten Wänden hängende Stiche verrieten das Wohngemach des Vogts. Das alte Weib staunte, daß in der Stube des Reichen der Boden just nur mit weißem Sand bestreut war wie in ihrer eigenen Hütte. Ueber dem Staunen und Vorsichhingrübeln wurde sie schläfrig. Der Kopf sank ihr vornüber. Aber das Knarren der Stubentür schreckte sie auf.

Die Vögtin war zu den Weibern getreten.

Ihr Haupt, dessen graues, geknotetes Haar die Haube hielt, streifte beinahe die niedere Decke der Kammer; so hoch trug sie die kräftige Gestalt. In dem weißen, unbäurischen stolzen Gesicht stand in

harten Strichen der Charakter der Rennerin geschrieben: Willenskraft, Rechtlichkeit und Treue. Die hohe, schimmernde Stirn kündete durchdringenden Verstand, die dunklen Augen forschten und brannten; aber die Lippen waren wie in Verbitterung zusammengekniffen.

Beim Eintritt der Vögtin war in die lässig gewordenen Weiber ein Schrecken gefahren. Wie neu aufgezogene Uhrwerke rasselten sie ihre Vaterunser herunter und neigten sich neben dem Toten. Die Rennerin tat laut und fest die paar Schritte zur Bahre. Ihre steinerne Miene verzog sich nicht, während sie einen Kranz aus Alpenrosen auf die Leichendecke legte. Ohne ein Wort an die Weiber wandte sie sich ab und zum Gehen. Da öffnete sich die Tür zum andern Mal, und der Mönch vom Gotthard stand in ihrem Rahmen.

„Ihr riefet mich, Mutter! Ich habe nicht gezögert! Hier bin ich!"

„Gehet hinaus, Ihr!" hieß das Weib die Beterinnen. „Ich will allein sein mit diesem!"

Die Alten verschlichen scheu und verwundert.

Der Mönch war näher getreten.

„Er ist tot," sagte die Vögtin hart und wies auf den Gebahrten. „Ich kann nicht trauern, aber bete du für ihn!"

Der Pater schaute ihr tief in die Augen.

Wie sie so nebeneinander standen, konnten sie nimmer leugnen, daß sie Mutter und Sohn waren. Jede Linie in den Gesichtern war gleich, nur daß auf des Priesters Antlitz der verbitterte Zug fehlte.

„Es ist schnell gekommen," sagte er.

„Ja! Mitten im vollen Leben! Er hatte sich im Rausch erzürnt — über deinen Bruder. Und der ließ nicht nach, ihn zu reizen. Wie zwei wilde Tiere standen sie gegeneinander, und da — mitten im Wüten, während er die Hand hob zum Schlage, da schoß ihm ein roter Strom aus dem sein eigen Blut verfluchenden Mund, und er schlug jählings zu Boden!"

Das Erzählen des Weibes scholl wie eine Anklage. Die Kunde von einem Frevel, der nach Sühne schrie, lag in ihrer Haltung.

Der Mönch sprach leise und weich danach.

„Habt Ihr so schwere Tage gelebt, Mutter?"

„Ich klage nicht!"

„Hat er Euch Schimpf und Unbill nicht erspart?"

„Was fragst du?" sagte sie bitter.

Er forschte weiter, als schaue er in ihre Seele; seine Gestalt zitterte in Schauern.

„Er hat sich vergriffen an Euch?"

Statt aller Antwort hob sie die rechte Hand. Ueber das arbeitsharte, aber dennoch weiße Glied lief eine häßliche blaurote Schramme.

Pater Isidor fuhr zurück.

„Wann?" stammelte er.

„Er schlug nur einmal," sagte sie mit aufgeworfenem Haupte, ohne seiner Fragen zu achten. Dann gebot sie:

„Jetzt bete für deinen Vater!"

„Nein!"

Es war ihr eigener, harter Ton, in dem er sprach.

Aber die Vögtin zwang ihn.

„Will der, von dessen Barmherzigkeit das Ursener Gebirg widerhallt, dem eignen Vater die letzte Liebe versagen?“

Da trat er an die Leiche und sprach ein langes Gebet inbrünstig; denn er tat nichts halb.

Mit verschränkten Armen harrte die Vögtin, bis er zu Ende war.

Nach einer Weile wandte er ihr sein Gesicht wieder zu.

„Ich bedarf deines Rates,“ sagte sie da.

„Redet!“

„Wer soll Talvogt werden in Ursern?“

„Lasset das Volk bestimmen!“

„Das Volk braucht eine Vorsehung,“ sagte sie bedeutsam.

„Zeno steht das Recht zu!“

„Er ist seines Vaters Sohn,“ fuhr die Vögtin leidenschaftlich auf. „Sein Blut ist wie die Wasser des Wildbachs. Fließt es träg und seicht zuzeiten, so ist es zu andern nimmer zu dämmen, und dann muß Unheil sein, eher wird nicht Ruhe!“

„Berauscht er sich?“ fragte der Pater.

„Noch nicht! — Aber — wer weiß, wie lange er sich hält!“

„Ihn verlangt nach der Vogtschaft?“

„Er dürstet danach und fürchtet den Entscheid. Die Hälfte des Volkes steht für ihn, die andre ist lau. Das weiß er und begehrt deine Hilfe. Was wirst du tun?“

„Nichts!“

„Er ist dein Bruder. Und die Renner haben im Rat gesessen, solang dieses Tals Geschichte weiß!“

Der Mönch stand sinnend. Die unruhigen Kerzen warfen wechselnde Schatten auf sein gesenktes Gesicht.

Da begann das Weib aufs neue:

„Entscheide später und höre noch dieses: Dein Bruder wirbt um das Kind! — Nicht geduldig und still wirbt er um sie; ungestüm und wie der Herr die Knechtin begehrt er sie zum Weib!“

„Und sie stößt ihn zurück?“

„Sie weicht ihm aus, und ihr bangt vor ihm!“

„Ich wußte es! — Gotthardа und er — Granitblock und Genziane! Ein unleidlich Begehren!“

Des Paters hohe Stirn hatte sich umdüstert. Die eine Hand griff in die Falten der Kutte und knüllte das Gewand. Mit der Bewegung zwang der Mönch den heimlich lodernden Zorn. Die Vögtin trat näher an ihn heran.

„Mein Weiser,“ sagte sie seltsam, „hast du einen Blick in deines Bruders Natur getan?“

„Ich durchschaue ihn!“

„So mußt du wissen, welch unbändige Kraft in ihm wohnt. Sie zum Guten zu dämmen, will ich, daß sein Ehrgeiz und sein Liebesheischen befriedigt werde. Du mußt mir helfen!“

Nun hob er das Haupt; Mutter und Sohn maßen sich.

„Nun denn — zum ersten, so Ihr es verlangt: ja! — Nein zum zweiten!“ sagte der Pater.

Die Stimme der Rennerin schwoll.

„Er ist mein Letzter!“ sprach sie. „Ich will ihn retten vor sich selbst! — — Muß ich dir erzählen,

was ich besaß und was mir übrigblieb? Von fünf Söhnen — dieser eine?"

„Und ich?"

Dir muß dein Gelübde über der Mutter stehen! Ich habe kein Recht mehr an dich! Aber eine Schuld hast du noch: Du *mußt* mir helfen dieses eine Mal!"

Er legte ihr beide Hände auf die Achseln und bohrte seinen zwingenden Blick in den ihren.

„Meine Mutter, das Urbild alles Rechts seid Ihr mir gewesen von der Stunde an, da ich Recht und Unrecht unterschied! Diesmal — zum erstenmal verstehe ich Euch nicht! — Aber ich will trachten, Euch zu verstehen; ich will Eure Pläne verfolgen und — wenn mein Gewissen es nicht verbietet — will ich dann — dann vielleicht helfen!"

„Du wirst," sagte das Weib ungerührt, „denn du *mußt*!"

Und sie schritt ihm voraus nach der Türe ohne einen Blick auf den Gestorbenen.

Des Paters Auge suchte noch einmal das friedlose Totengesicht.

„Zeno," murmelte er, als erblicke er den Bruder statt des Vaters auf der Bahre. Ein grausiges Bild schien vor seiner Seele aufzutauchen. Hastig folgte er der Vögtin hinaus.

Im Flur stand ein Harrender. Des Vogtes Aeltester stieß die Tür einer Kammer auf und hieß den Mönch eintreten. Ihre Mutter war nach einem andern Raum gegangen.

Kerzenlicht hellte auch die Schreibstube, wohin der Renner den Bruder ihm zu folgen aufgefordert

hatte. Auf einem rohen Tische lagen Schriftstücke die Menge. Eine Truhe schloß der Talschaft Gesetze, Vermögen und sonstige Urkunden ein. Schwere Lederstühle mit hoher Lehne vervollständigten die sparsame Einrichtung.

In einen der letztern warf sich der Renner-Zeno. Das Eichengestell ächzte unter der Last des mächtigen Körpers. Der war an Wuchs dem des Mönches fast über und ein großer Kopf saß darauf, welcher des Paters Züge, nur roher und härter, zeigte. Derselbe schwarzbraune Bart wallte auf die Brust des Vogtsohnes. Aus den Augen aber, die unter buschigen Brauen lauerten, schauten nur halb verschleierte, unzähmbare Begierden, und um den Mund lag die Härte eines Spartaners geschrieben.

Zeno schlug die narbige Hand lässig auf die Platte des nahen Tisches und beugte den Stiernacken halb in Demut, halb in heimlich spähender Schlauheit.

„Hast du Zeit für mich, Heiliger?" knurrte er.

„Du siehst es: ich bin hier," entgegnete der Mönch, und der Wohlklang seiner Stimme war wie Glockenschlag nach dem barschen Murren des andern.

„Ich brauche deine Hilfe."

Das Geständnis schien den Renner schwer anzukommen. Wort für Wort war mühsam herausgequält.

Der Pater half ihm.

„Du willst Talvogt werden in Ursern. Das ist auch der Mutter Wille! Gut denn — du sollst es sein!"

„Weil die Mutter will, Heiliger?“ höhnte der andre.

„Ja! Ich traue dir nicht!“

Der Renner reckte sich auf.

„Was du denkst, schert mich nicht! — Hilfst du oder nicht?“

„Ich helfe, weil ich dich die Probe machen lassen will. Aber ich stehe hinter dir, und ich lasse dich fallen, wie ich dich hob, wenn du nicht tust, wie du mir versprechen sollst!“

Der Mönch stand gebietend über dem Bruder; und dieser duckte sich unter seiner Uebermacht.

Da forderte der Pater:

„Zum ersten sei all dein Sinnen und Wirken auf der Talschaft Macht und Größe gerichtet!“

Zenos Gestalt wuchs neben der des Bruders auf. Seine Blicke lohten.

„Bei deinem heiligen Gotthard, Mönch, ich will nichts andres!“

„Achte das Volk, daß es dich achte! Knechte es nicht! Stelle sein Wohl über das deine!“

„Es sei versucht!“

„Nicht versucht! Dein Entschluß sei es und dein Schwur!“

„Ich schwöre nicht auf die unsichere Zukunft!“

„So schwöre, daß du guten Willens bist, zu tun, was ich verlangte!“

„Nicht mehr? — Hier!“

Der Renner streckte drei Finger der narbenzerrissenen Hand gerade vor sich.

Da begehrte der Pater zum letzten:

„Zähme dich! Zwinge dein jaches Blut und halte deine Begierden im Zaum!“

„Du kannst das Predigen nicht lassen, Pfaff," lachte rauh der Ehrgeizige. „Stehst du so ganz dafür, daß deine heilige Seele nicht untreu wird? — Aber, pah — sei auch hier versichert, daß ich guten Willens bin!"

„Ich will die Probe sehen," sagte der Mönch.

Darauf trennten sie sich für die schon halb verronnene Nacht.

---

3. Peter, der Schmied

Fahles Frühlicht zerteilte allmählich die letzten Dunkel. Der Klumpen ragender Mauerschatten entwirrte sich. Hütte um Hütte wurde sichtbar. Wie eine zusammengedrängte Herde standen sie am Berg, und das ewige Donnern der stürzenden Reuß grollte um sie. Das gemauerte Haus des Vogts starrte grau wie eine Festung am Eingang Hospentals auf den Pfad, der durch ebenes Mattenland nach Andermatt führte.

Das Murmeln der noch betenden Weiber drang durch das offene Fenster der Totenstube auf die Straße.

Aus der Küche, wo das Morgenmahl war eingenommen worden, wandte sich das Gesinde des Vogts der Arbeit zu.

Ueber ihren Schalen frisch gemolkener Milch saßen im Küchengelaß in schweren Stühlen zu Enden des langen eichenen Eßtisches die Vögtin, der Pater und ein Mädchen. Rede und Widerrede ging zwischen der Rennerin und dem Mönch. Die junge Dirne saß schweigend und streifte nur zuweilen mit leuchtenden Blicken die Gesichter der Redenden. Halb Kind noch, halb schon Weib, hatte sie in den wie zu aller Menschen Wohlgefallen gemeißelten Zügen einen sinnenden Ernst. Die Augen zeigten das Blau der Genziane, das Haar war blond und weich; ein silberner Pfeil schmückte den

Knoten am Hinterhaupt. Als sie aufstand, das Licht zu löschen, das in des Tages höher steigendem Schein überflüssig geworden war, streckte sich die junge Gestalt zu schlanker Höhe. Das Mieder aus gewirktem Stoff schloß sich knapp um blühende Formen.

Die Fremde war heimisch geworden im Vogthause. Aus dem Schneesturm im Gotthardgeklüft wie durch ein Wunder gerettet, das einzig Ueberlebende einer Säumerkarawane, welche die Lawine in die Tiefe gerissen, hatte vor fünfzehn Jahren das Kind, nicht wissend, woher und wohin, namenlos und ohne Heimat, in der Vögtin eine Mutter gefunden. Der junge Vogtsohn hatte das Leben der Kleinen den Mächten des Gebirgs abgezwungen, als er als Novize zum letztenmal im Vaterhaus einzukehren sich anschickte, und die Vögtin hatte die Fremde an ihr Herz genommen und den Findling Gottharda genannt.

„Ich gehe zu Berg," sagte aufstehend der Mönch den Weibern. „Ehe Ihr morgen den Toten begrabt, werde ich wieder hier zur Stelle sein."

„Ich harre deiner," sagte Frau Pia.

Dann, als ihre Hände sich zum Gruße einten, raunte sie:

„Vergiß nicht, daß du mir helfen mußt!"

„Ihr wisset meinen Bescheid, meine Mutter!"

Er reichte die Hand der Dirne.

Die neigte sich, leicht das Knie beugend, über die weißen Finger und drückte die Lippen in andächtiger Scheu darauf.

Da zürnte er:

„Laß das Gebaren, Harda! Ich hasse die Unterwürfigkeit. Du sollst dich nicht demütigen!"

„Soll ich die Hand nicht küssen, die mir das Leben geschenkt hat?" stammelte das Mädchen verwirrt.

„Danke den Heiligen des Himmels, die dich retteten!"

Der Mönch verließ den Raum.

Als er aus dem Gebäude ins Freie trat, wandelte der junge Tag lichtstreuend ins Tal. Von zuckenden Goldblitzen gestreift, schritt der Pater bergan ins Dorf. In der steilen, holprigen Gasse war Leben. Geschäftig ging das Volk an neues Tagewerk. Dem Schreitenden voraus lief ein Wispern: „Der Barmherzige!", und die Kunde von seinem Nahen verbreitete sich von Hütte zu Hütte. Die Leute harrten seiner unter den Türen und bogen die Knie, während er vorüberging. Und ein Blick des Gotthardmönches war wie Morgensegen für die Menge.

Der Pater durchschritt die lange Hüttengasse. Unweit des letzten Holzbaues hielt er an. Die rauchschwarze Hütte stand entfernt von den übrigen, just wo der Pfad, in scharfem Bogen sich wendend, ins Gebirge führte. Trotz der frühen Morgenstunde tönten wuchtige Hammerschläge auf die Gasse. Der Amboß klang, und einzelne Funken sprühten zur offenen Tür heraus. In der rauchigen Werkstatt stand Peter, der Schmied, an der Arbeit.

Der Mönch verweilte sinnend am Wege. Seine Augen ruhten auf der Tür der Schmiede. Vor der Schwelle derselben streckte sich ein kleiner weißer

Hund in einem warmen Lichtstrahl, der auf die Steine rann. Das Tier dehnte sich behaglich und blinzelte in die Sonne. Da ruhte in der Werkstatt plötzlich der Hammer. Ein noch glühendes Stück Eisen kam durch die Tür geflogen und streifte das sich sonnende Tier so hart, daß es mit einem gellenden Aufschrei davonstob und jämmerlich winselnd sich hinter das nächste Haus verkroch. Gleich darauf trat der Werfer auf die Schwelle. Des Schmiedes häßliches Gesicht verzog sich zu einem schadenfrohen Grinsen, während er nach dem Hunde ausschaute. Als er des Mönches ansichtig wurde, wandte er sich hastig in die Werkstatt zurück und riß die Tür hinter sich zu; aber der Pater folgte ihm. Die Roheit des Gesellen hatte ihm das Blut jäh ins Gesicht getrieben. Nun legte er die Hand an die ungastlich verschlossene Tür, sie aufzustoßen. Die Pforte widerstand.

„Oeffne!" gebot der Mönch laut.

Ein Riegel wurde zurückgeschoben; dann trat der Pater in die Werkstatt. Auf seinen schwersten Hammer gestützt, erwartete ihn der Schmied, dessen Körper alles Ebenmaß und alle Kraft der jungen Mannesjahre zeigte und dessen Gesicht entstellt war, daß es Kinder hätte schrecken können. Ueber die Stirn unter dem leichtgelockten Blondhaar hervor zogen rote Rinnen. Dieselben häßlichen verwachsenen Narben verunstalteten Nase und Wangen des bartlosen Antlitzes. Statt des linken Auges lag eine entzündete Höhle unter finster gefalteter Braue, und das unversehrte Auge blickte halb wild, halb verschlagen.

„Was hat dir der Hund getan?“ fragte streng der Mönch, den giftigen Blick auffangend, den der Einäugige ihm zuwarf.

„Nichts!“ murrte der Schmied.

„Um nichts marterst du dein Vieh, Elender,“ zürnte der Priester.

„Dem Hund war zu wohl! Ich selber darf mich auch nicht faulenzend in die Sonne legen. Soll mein Hund es besser haben!“

„Dein Gemüt ist verbittert!“

Der Schmied schlug vor des Mönches Richtermiene den Blick nieder. Aber in seiner ganzen Haltung lag unbändiger Trotz.

Der Pater fragte:

„Betest du?“

„Zu wem?“ höhnte der Einäugige. „Meine Mutter hat mir von einem Herrgott erzählt, der allmächtig sei und irgendwo da oben in den Wolken wohne. Sie sprach von einem wundertätigen Weibe, der Gottesmutter, und wußte von einem ganzen Heer von Heiligen zu berichten. Der Alten lief dabei ein andächtiger Schauer nach dem andern durch die Glieder. Aber all ihr Frommsein — was hat's ihr genützt? Sie ist eines gräßlichen Todes gestorben! Und ihren Jungen haben die Heiligen auch nicht gehalten, als er ins Geklüft stürzte und sich sein menschlich Gesicht zu einer Fratze verschnitt, so daß er sein Leben lang der Spott der Leute ist!“

„Du frevelst,“ sagte der Mönch schwer.

Aber ein wütender Zorn überkam den Schmied. Er hob den gewichtigen Hammer und schwang ihn spielend in der Luft.

„Schert es Euch, was ich rede! Ich habe Euch nicht gerufen! Zum Teufel mit Euerm Predigen! Ich hasse Euer glattes Gesicht, und Ihr könnt Euch hüten vor meinem Neid!"

Des Paters eiserne Faust hatte sich um das rußige Handgelenk des Grollenden gelegt und zog den Arm mit dem Hammer mit unwiderstehlicher Kraft nieder. Seine Gestalt schien zu wachsen. Peter fand kein Wort über den seltsamen Mann.

Dieser sagte laut und klingend:

„Du hast einen Teufel in dir, Schmied, und er hat eine unselige Macht über dich! Hüte dich! Du wirst der böse Geist der Talschaft werden, wenn du den wahnsinnigen Neid nicht verwindest, der an dir frißt. Ich habe dich erkannt. Im Groll über das Ungemach, das dir zustieß, kannst du kein Glück mehr um dich dulden und gehst auf Zerstörung aus alles Guten und sinnst auf Trüben alles Reinen! Hüte dich, daß du kein schleichendes Raubtier wirst, das zuletzt dem Messer des Jägers verfällt!"

Der Schmied knirschte mit den Zähnen, als suche er einer fast übermächtigen Erregung Herr zu werden. Mühsam zischte er heraus:

„Sie nennen dich den Barmherzigen, Mönch! Aber du schmähst nur und hast kein Pflaster für heimliche Qual!"

Ein Schimmer durchsonnte des Paters Züge, daß sie wie heilig schienen.

„Komme zu mir ins Hospiz, wenn du guten Willens bist — nicht einmal nur — immer wieder! Ich will dich heilen!"

Der Einäugige starrte zu Boden. Etwas wie

Wärme kam ihm ins Herz. Aber die Regung verflog.

„Ich bin nicht krank und begehre nicht geheilt zu werden," murrte er böse.

„So will ich warten, bis du zu mir kommst," sagte der Mönch ruhig. Und das Gespräch ändernd, fuhr er fort:

„Ich bin mit einem Auftrag für dich gekommen! — Du bist der Talwaibel! Entbiete allen, die im Rat von Ursern sitzen, daß, wenn sie meiner vor der Wahl des Talvogts bedürfen, ich morgen mittag hier zu Hospental im Hause der Rennerin derer warte, die zu mir kommen wollen!"

„Es ist gut," sagte kurz der Schmied.

„Sankt Gotthard mit dir! Erinnere dich meiner Worte."

Pater Isidor trat in die Lichtflut zurück, die wärmer und voller denn vorher in den Steinpfad quoll. Dann begann er langsam bergan zu steigen.

An den schwarzen Pfosten seiner Tür gelehnt, starrte der Schmied ihm nach, das Auge mit der Rechten wider die Sonne schattend. Ein leises Zittern lief durch seinen muskelstarken Leib. Alle Leidenschaften tobten in seinem Innern.

„Hüte dich, Pfaff," geiferte er in sich hinein. „Sein Gesicht ist wie ein glatter See, den kein Sturm kann wellen machen! Wie die lebendige Ruhe geht er einher! — Hüte dich, Pfaff! Ich will deine Ruhe stören!" —

Sich zur Esse umwendend, faßte er mit krallenden Fingern seinen Hammer. Aber ohne zu arbeiten, fuhr er fort in seinem Selbstgespräch:

„Bin ich ein Raubtier? — Feuer und Flammen! Da innen brennt's wie blutheischende Gier! Die Weiber der Talschaft kichern, wo sie mich sehen, die Männer höhnen und spotten! — Krieg der Talschaft! Ich bin Euer böser Geist, Mönchlein, ich bin es schon! Haha!"

Der Hammer fuhr auf und dann nieder auf ein kaltes Hufeisen, das auf der Esse lag. Es gab einen schrillen Ton und zersprang, und ein Mauerstein flog aus dem Herd, in Splitter geschlagen.

Und wieder riß Peter die Werkstattür auf und badete den häßlichen wie in Fiebern glühenden Kopf in der Morgensonne.

Der Mönch war verschwunden.

Eine Weile blieb es still um die Schmiede.

Dann kamen aus dem Dorf herauf zwei Mäher gegangen, Felix, der Vogtsknecht, und eine dunkeläugige Dirne, deren Gesicht im Rot der Jugend und der Verschämtheit strahlte. Das dunkle Haar hing ihr in Zöpfen über den Rücken. Die kräftige Gestalt schritt aufrecht und leicht und trug im Antlitz die Frische und den Reiz des leuchtenden Sommermorgens.

Fast unacht, wo sie gingen, zogen die zwei lachend und scherzend und Blicke tauschend. Nun kamen sie an der Schmiede vorüber und übersahen den Einäugigen, bis ein häßliches Kichern sie umschauen ließ.

„Was lachst du, Schmied?" fragte der Knecht herantretend und unmutig.

„Ueber euch," erwiderte dieser, den Mund im Spott verzogen.

„Und weswegen?" brauste Felix auf.

„Weil mir ein Gedanke gekommen ist!"

„So rede, was du für lustige Gedanken hast!"

„Mir fiel nur ein, wie bald die Dirne da um einen Gevatter wird ausgehen müssen!"

„Giftiger Hund! Ich zahle dir deinen Spott!"

Der Knecht streifte die Kotzenärmel an seinen nervigen Armen hoch.

„Komme nur," sagte der Schmied, ein Messer aus dem schmutzigen Hemde greifend.

Da trat die Dirne zwischen beide.

„Keinen Streit, Männer! Komm weiter, Felix! Was schert dich der Scheele!"

Und mit kräftigem Griff umfaßte sie des Burschen Schulter und zog ihn, der nicht widerstrebte, vom Hause hinweg.

„Es ist dir nicht geschenkt, Schmied," rief der Knecht im Fortgehen über die Achsel zurück.

„Deinem Weibsbild auch nicht," brummte da Peter finster hinter ihnen her.

„Der Scheele — soso — Furger-Helmine, der Scheele!" sprach er trocken und gehässig für sich weiter, während er im Hause verschwand. Das Blut war in die Narben auf seiner Stirn getreten.

---

4. Hausrecht

Seit der Gräbt des Talvogts war eine Woche vergangen.

Die Furger-Vroni ruhte vom Beten und Nachtwachen noch immer aus, sintemal ihr seither keiner mehr zu Gefallen gestorben war. Sie saß vor ihrer Hütte, die an Alter mit ihr selber wetteiferte, und ließ sich die Lederhaut des Gesichtes und den dünnen, schneeweißen Scheitel von der üppig spendenden Sonne überquellen. Mit schläfrigen Augen blinzelte sie über die Dächer Hospentals.

Die niedere Hütte, deren Bretterdach mit großen Steinen beschwert war, klebte zu oberst an dem Hügel, welcher der Reuß zur Seite aufragte, und lugte in all ihrer Dürftigkeit herab auf den übrigen Häuserhaufen. Blauer Rauch stieg durch die Dachbalken in die heiße glitzernde Luft. Das Herdfeuer war seit dem Mittagsmahl noch nicht erloschen.

„Aeh," gähnte die Alte auf dem Holzstumpf, der ihr als Sitz diente, und die schlaffen Lider deckten die rotgeränderten Augen.

Aus der Hütte trat die Helmine, der Vroni Urenkelkind. Sie hatte sich am Herd zu schaffen gemacht und das Gesicht glühte ihr. Sie löste das Busentuch, und ihr Nacken schimmerte weiß, wo sonst das Tuch ihn deckte. Die runden nackten Arme lagen lässig am Rücken verschlungen. Aber sie sah aus, als hätte sie Wichtiges zu erzählen.

„Gesegnete Ruhe, Aehne,“ sagte sie gedankenlos und weckte die nickende Alte so jäh, daß diese, auffahrend, beinahe vom Holzstumpf glitt.

Da sah die Dirne, was sie getan hatte, und lachte bedauernd.

„Habe ich Euch gestört?“

„Was willst du denn?“ fragte die Alte unwirsch.

„Erzählen habe ich Euch wollen! — Ich war im Vogthaus heute morgen.“

Die Neugier der Greisin schien geweckt. Sie rückte ein wenig auf ihrem Sitz, und die Junge ließ sich neben ihr nieder.

„Die Vögtin hat Euch nachgefragt, Aehne,“ begann sie ihren Bericht. „Ihr seiet ein Wunder, hat sie gesagt! Und Ihr würdet sicher sie selber überdauern und viele andre im Tal.“

„Wer redet vom Leben und denkt ans Sterben, wenn es Sommer ist!“

Das sprach die Vroni in scheltendem Ton. Sie wollte es nicht hören, daß ihr Alter unnatürlich sei.

Aber die Helmine fuhr weiter:

„Sie hat mir auch ein Stück Schaflende mitgegeben für Euch und Eier, einen Korb voll! — Sie ist gut und spendet allen Armen. Aber stolz ist sie! Fast hätte ich das Danken vergessen. So scheu bin ich jedesmal, wann sie vor mir steht!“

Die Alte murmelte etwas Unverständliches und ließ die Dirne weiterreden.

„Auch den neuen Vogt habe ich gesehen,“ erzählte diese.

„Wer ist das?“

„Der Sohn der Vögtin, der Zeno! — Er begegnete mir allein im Flur und fragte nach meinem Begehr. Dann faßte er meinen Arm und wollte mich küssen. Doch als ich ihm wehrte, stieß er mich wider die Wand und fuhr mich rauh an, so daß ich schleunig die Küche zu gewinnen trachtete. Der wird ein Gestrenger!"

In den Furchenzügen der Greisin ging ein sonderbares Mienenspiel an. Sie kicherte und sprach in sich hinein.

„So haben sie den zum Vogt gewählt! — Ich dachte es. Seine Handlinie deutet auf Macht. Aber — das andre — hm — hm — das andre!"

„Was habt Ihr, Aehne? Habt Ihr dem Vogt wahrsagen müssen?"

Eine Flut von Gedanken schien auf die Alte einzudringen. Sie vergaß der Dirne an ihrer Seite und plapperte, mit den fleischlosen Fingern im Schoß tändelnd, vor sich hin.

„Er ist ein Neugieriger, der Zeno, hihi! So hungert er nach der Herrschaft im Tal, daß er selbst nicht verschmähte, ein altes Weib um ihre Meinung zu fragen! — — — Er hat eine große Hand! Wie Striche auf Pergament liest sich die Schrift darinnen! — Geschwungen, scharf die Daumenlinie und hoch hinauf! — Hoch hinauf will er — und er kommt hoch hinauf! Hihi, er war zufrieden, als er das hörte. Einen Gulden griff er aus dem Wams. — Hätte ich ihm da die Freude verderben sollen? — — Aber ich weiß mehr! — Das Kreuz in der Hand! — Talvogt, wahre dich! Viele Alte überdauern dich, den baumstarken Zeno! Hihi!"

Die Augen des greisen Weibes öffneten sich weit, als schauten sie in die Zukunft. Adlerartig spitzten sich ihre Züge zu. Sie hatte in diesem Augenblick ein schreckhaftes Aussehen.

„Ihr macht mich fürchten, Aehne," raunte ihr die Dirne zu.

Da zitterte die andre.

„Bist du da?" fragte sie, als erwache sie just.

Die Junge erhob sich und scharrte mit dem Holzschuh im Wegsand.

„Ich sitze ja schon lange neben Euch," sagte sie. „Und ich habe Euch auch etwas beichten wollen."

„Beichte," sagte die Alte zänkisch. „Hast du die Milch verschüttet? Alltäglich Geschäft für dich! Oder hat das Stallvieh hungern müssen, weil du keine Zeit zum Füttern hast?"

„Ihr seid böser Laune, Aehne! — Nicht um Milch noch um Vieh geht's. Den Vogtsknecht Felix geht es an!"

„Was will der von uns?"

„Mich will er!"

„Narrheit! Du bist ein Kind!"

„Neunzehn Sommer, Aehne, mit Verlaub!"

Die Alte saß, als ob sie rechnete; aber ihre Laune wurde nicht besser dabei.

„Nun willst du mir davonlaufen, da du flügge geworden bist! Nichts da! Zu dem Unsinn ist Zeit genug, wann — ich gestorben bin!"

„Aber ich gehe nicht von Euch," beharrte die Dirne. „Ihr bleibet bei uns!"

Darauf die Greisin:

„Ich gebe es nicht zu, lasse dir's gesagt sein!"

Schmollend wandte sich die Junge zur Hütte, und die Vroni kauerte zusammen und redete nach Altweiberart laut ihre Gedanken aus.

„Wann ich gestorben bin! Wer redet vom Sterben! Lange kannst du warten, Knecht, die Furger-Vroni stirbt noch nicht!"

Das dürre Weib genoß die Sommerwärme, und es war, als gösse die Flut neues Leben in ihre Adern.

Sie richtete sich auf.

Da trat ein Schatten zwischen sie und das Licht. Sie hob den Kopf und erkannte den Schmied.

„Ist doch nicht Zinstag heute," murmelte sie.

„Nein, aber Kündtag," höhnte der Narbige.

Da fing die Vroni an zu zittern und rief nach der Dirne. Als die Helmine neben die Alte trat, verzog der Schmied den Mund zu einem Grinsen.

„Bist du auch da? Recht! Kannst meine Botschaft mit anhören."

Er fuhr in geschäftsmäßigem Tone weiter:

„Furger-Vroni, ich künde dir meine Gült auf dein Haus von heut an auf Martinitag! Ist sie bis dahin nicht abbezahlt, lege ich Hand auf dein Gut!"

„Ihr seid von Sinnen," fuhr es der Dirne aus bebenden Lippen.

Aber die Alte war sonderbar gefaßt.

„Wer hat Euch etwas zuleid getan, Schmied?" fragte sie, und ihre Augen spähten wie Geierlichter.

„Fraget die da!"

Der Peter wies auf die Dirne.

Unacht seiner Handbewegung fuhr die Alte fort: „Ich habe den Zinstag pünktlich gehalten!"

„Ich sage nicht nein," erwiderte der Einäugige. „Ablösen kann ich die Gült nicht. Wollet Ihr mich aus der Hütte treiben, wo ich tags meines Lebens gewohnt habe?"

„Nimm deine Geldsäcke aus dem Stroh, Vroni, und zahle," foppte er weiter.

„Suchet sie! — Ich hätte Euch nicht zum Schuldgeber, wenn ich Geld hätte, Euch nicht! — Aber — Ihr stellt ein armes, altes Weib in die Gasse!"

„Was schert mich Euer Alter! Mein Geld will ich!"

Der Alten wurde weh. Die Knie bebten ihr. Sie mußte sich auf dem Baumstumpf niederlassen.

„Schmied," begann sie zu betteln.

Aber die Junge unterbrach sie.

„Lasset gut sein, Aehne! Bittet den da nicht! Es muß ein Ausweg sein!"

„Hoho du! Meinst, daß das Geld dir zufliegt? Willst darum betteln gehen im Tal oder zahlt es etwa der Vogtsknecht für dich?"

„Schweig!" herrschte die Dirne mit weißem Gesicht.

„Der Talvogt muß Recht sprechen," wandte sie sich an die Alte. „Seid ohne Sorge, Aehne, der Talvogt spricht uns günstig!"

„Immer zu, Weiber," lachte der Scheele. „Klaget, ihr Eulen, bis euch der Vogt verjagt!"

Die Helmine trat an ihn mit geballten Fäusten.

„Geh," sagte sie in verbissener Wallung, „daß ich dich nicht anspeie, Schleicher!"

Und der Schmied lachte lauter ob dem Groll der Dirne und dem trüben Vorsichhinstarren der Greisin.

„Auf Wiedersehen beim Talvogt!"

Dann stieg er ins Dorf.

5. Rechtspruch

Zeno, der Talvogt, saß, in brütendes Sinnen versunken, in seiner Schreibstube. Er rechnete an seinem eignen Leben herum und fand, daß die Rechnung stimmte bis dahin. Nun begann er in die Zukunft zu denken. Das war ein schweres Exempel! Er rutschte tiefer in dem Lederstuhl; sein Kopf sank auf die Brust und seine Brauen trafen sich. Der rechte Arm lag auf dem rohen Tischbrett; den Gedanken folgend, spreizten sich die Finger an der braunen Hand und krallten sich langsam zur Faust zusammen, als packten sie einen Raub. Zeno, der Vogt, war gierig geworden, nun ihm das Glück einen Wunsch erfüllt und ihn zum Ersten der Talschaft erhoben hatte. Vor den Augen des Sinnenden schwebte eines Weibes Traumgestalt. Blondes Gelock, ein Gesicht wie Lenzbluft, ein jugendlich edler Leib: — mit dürstenden Blicken verschlang der Vogt das Bild seiner Sinne.

Ein hartes Pochen jagte ihn aus seinem Traumland. —

„Wer ist's?" herrschte er hinaus.

„Peter, der Schmied!"

Der sich genannt hatte, trat ein, ohne des Vogts Befehl abzuwarten.

Dieser hob den Kopf und maß den Häßlichen mit stechendem Blick.

„Wer hat dich gerufen?" fragte er barsch.

Der Schmied krümmte den Rücken und verzog die entstellte Larve zu kriechender Freundlichkeit.

„Verzeihet, Herr! Ich dachte — — Wollet Ihr, daß ich gehe, ich — —"

„Bleib! Was willst du, Waibel?"

Der Einäugige trat von der Tür zurück und näherte sich dem Stuhle des Renners.

„Ich bin Euer Knecht, Herr! Euer Vater brauchte mich! Daß ich auch Euch zu dienen bereit bin, wollte ich Euch sagen!"

„Du warst des Vogts Spion!"

„Des Vogts drittes Auge!"

„Ein scheeles Auge," lachte der Renner schallend auf, und der Schmied ballte heimlich die Faust. Aber er vergaß nicht, warum er gekommen war.

„Ich gedenke ohne dich fertig zu werden," sagte der Vogt.

„Wie Ihr wünscht — aber Ihr werdet schweren Stand haben!"

„Du bist eingebildet, Narr! Rechnest du dich so hoch?"

„Talvogt und Talvolk sind zwei Mächte! Von jeher hat ein Abstand sie getrennt, den Ehrfurcht oder — Furcht schufen. Es braucht eine Brücke zwischen beiden!"

„Und die willst du sein! Der Steg scheint mir wacklig!"

Der Schmied achtete des Hohnes noch immer nicht.

„Regieret wie Ihr wollt, Herr, das Volk wird nicht immer mit Euch gehen!"

„Du wirst aufdringlich! Ich verlange deine Warnung nicht!"

Der Renner erhob sich schwerfällig aus seinem Stuhl. Seine hohe Gestalt richtete sich auf, bis er gebietend dastand. Dann fuhr er fort:

„Wenn ein Abstand ist zwischen Vogt und Volk, so wisse, daß der Vogt vorangehen wird auf Wegen, die dem Tal Nutzen und Glück bringen sollen. Das Volk wird nicht zaudern, ihm darauf zu folgen! Und der Abstand wird nicht mehr sein!"

Lauernd war der Einäugige dem stolzen Reden des andern gefolgt. Nun sagte er wagemutig:

„Der Vogt ist ehrgeizig! Vor der Größe des Volkes wird ihm die eigne gehen!"

„Schweig, Schuft!"

„Ihr werdet den Schuft brauchen! — Wenn es im Volke gärt, wie wollt Ihr es wissen? Die Wühler und geheimen Feinde, wie wollt Ihr sie kennen? Ihr werdet mich brauchen, Herr!"

Langsam war der Vogt in seinen Stuhl zurückgesunken. Eine Weile starrte er finster vor sich nieder. Dann hob er die argwöhnischen Augen gegen den Scheelen.

„Sind schon jetzt Unzufriedene im Dorf?" fragte er in verändertem Ton.

„Der Renner-Zeno war nicht allen genehm," entgegnete der Schmied. „Hätte der Barmherzige nicht für Euch geredet, Herr — Ihr wäret schwerlich gewählt!"

Der Stachel saß. Aber der Vogt brauste nicht mehr auf.

„Du hast recht, Waibel," sagte er seltsam. „Ich brauche dich!"

„Ich sagte es!"

An der Tür ging neuerdings ein Pochen.

„Sieh zu, wer schon wieder nach mir verlangt!“ befahl der Vogt dem Schmied.

Dieser steckte den Kopf aus der Tür und gab Bescheid.

„Ein Weib, mit dem ich vor Euch rechten muß, Talvogt!“

„Laß sie warten!“

Noch einmal schloß die Tür die beiden Männer ab. Der Vogt setzte das Gespräch fort:

„Unser Geschäft ist nicht zu Ende, Waibel! Ich verlange zu wissen: Was treibt dich, mir dienstbar zu sein?“

„Ich liebe es, mich mit dem Spürhund an Schlauheit zu messen.“

„Ein eklig Geschäft! — — Wie zahle ich deine Dienste?“

„Erinnert Euch dieser, wann die Zeit ist!“

„In deiner Streitsache zum Beispiel, Schleicher! — Du bist schlau und schlecht. Aber ich lasse mich nicht binden! Freie Hand muß ich haben in allen Dingen! — — Rufe deine Widersacherin!“

Auf des Schmiedes Geheiß trat die jahrbelastete Furgerin ein. Ihr folgte die Helmine. Ein breites Lachen lag um des Einäugigen Mund, als er fast höflich die Weiber einließ.

Der Vogt legte den Kopf an die Lehne seines Stuhles und sah die Eingetretenen an. Als er die Dirne erkannte, lohte eine Flamme über seine Stirne und verschwand. Dann saß er wie aus Stein gehauen.

„Streiten ist Weiberart,“ sagte er laut. „Und

werden sie hundert Jahre alt, sie vergessen das Zanken nicht!"

Die Greisin näherte sich und sagte, ohne zu zittern:

„Ich bin hundert Jahr geworden und habe nicht vergessen, daß es eine Gerechtigkeit gab in Ursern! Achtet auch Ihr sie, Vogt, so richtet danach!"

„Was ist die Klage?" fragte der Starre.

Die Dirne redete vorschnell.

„Herr, der Schmied will die Aehne aus dem Hause treiben!"

Der Vogt runzelte die Stirn.

„Warte, bis du gefragt wirst," grollte er.

Darauf verfocht die Greisin ihr Recht.

„Die Hütte war mein zeit meines Lebens. Aber vor fünfzig Jahren war eine böse Zeit in Ursern. Alles Volk hat gehungert. Und als die Not an mich kam und meine Sippe, nahm ich eine schwere Gült auf mein armes Häuslein. Ich habe sie nimmer abzulösen vermocht und vermag es heute nicht, da die Schrift in des Schmiedes Händen ist! Doch — fraget ihn, ob ich einmal, seit er der Zinsherr ist, ihm meine Schuld auch nur einen Tag zu spät entrichtet! — Nun hat er ohne Grund und Ursach die Gült aufgesagt und weiß, daß er mich forttreibt aus der lieben Hütte und weiß, daß ich lebendig nicht gehen kann!"

Erschöpft hielt die Furgerin inne.

Der Schmied grinste.

„Die Gült ist mein und ich brauche das Geld. Rechtzeitig habe ich gekündet! Was schert mich das andre! Im Dorf ist viel Unterkunft zu finden, wenn Ihr nur suchen wollt!"

„Und ich sage Euch, Ihr nehmt mir das einzige Dach, das mich vor Wind und Wetter barg!“

Erregung faßte die Alte. Mit unsicheren Händen tastete sie über den weißen Scheitel, als ließen Gedanken und Worte sie im Stich.

Der Schmied weidete sich an der Ohnmacht der zwei Weiber.

„Sprechet Recht, Herr,“ sagte er siegesgewiß.

Die Dirne bäumte sich wider den Höhnenden auf. —

„Wenn Ihr dem Recht gebet, verdreht Ihr das Recht, Vogt!“ rief sie außer sich.

Der Renner hatte noch immer vor sich hingestarrt. Nun furchte sich die Falte tiefer zwischen seinen Augen. Die vorlaute Dirne hatte ihrer Sache geschadet.

„Der Schmied hat getan, was Rechtens war,“ sprach er laut und streng. „Ihr habet Euch zu fügen, Weiber!“

Mit blitzenden Augen maß ihn Helmine.

„Und Ihr wollet Richter sein in Ursern!“ warf sie ihm ins Gesicht.

Da drängte die Alte heran. Als wäre etwas Unerhörtes über sie gekommen, starrte sie den Vogt ungläubig an. Ihre Zunge lallte.

„Herr — meine Hütte — ich wollte sterben dort — ich hatte sie lieb — ich — —“

Sie sank plötzlich wie vom Blitz getroffen zu des Renners Füßen zusammen. Mit einem gellen Aufschrei warf sich die Helmine über sie. Der Leib der Alten lag reglos, als wäre die letzte Kraft darin verdorrt. Die Furgerin war gestorben.

Während der Wehschrei der Dirne das Haus durchhallte, warf der Vogt seinen Stuhl zurück und herrschte den Schmied an:

„Rufe einen Knecht und schaffe mir die beiden vom Halse."

Dann lehnte er mit verschränkten Armen am Fenster und harrte des Weggesandten. Vor seinen Füßen wimmerte die Dirne über der Toten.

Zwei Knechte folgten dem Schmied nach einer Weile. Als sie herantraten, die Leiche aufzunehmen, erhob sich die Helmine mit brennendem Gesicht. Sie wies auf die Gestorbene.

„Das ist dein Werk, Schmied! Ich und ein andrer werden es dir gedenken!" sagte sie und schüttelte die Faust gegen den Einäugigen.

Der lächelte eisig und schaute zu, wie die Stube sich leerte.

Die grollende Stimme des Vogts machte ihn zusammenfahren.

„Was suchst du noch? — Geh!"

Vor dem zornbebenden Geheiß stob er hinaus.

Vor den Renner trat seine Mutter. Eine Seitentür hatte ihr Einlaß gewährt. Und wie sie vor ihm stand, hochaufgerichtet, die Züge härter denn die seinen und doch wie von geheimem Leid durchzuckt, senkte er die Augen vor den ihren.

„Noch einmal richte so, und das Volk von Ursern richtet über dich!" sagte sie mit schwerem Vorwurf.

Da loderte sein Hochmut auf.

„Mein Wille sei Gesetz in Ursern! Wehe dem, der meinen Richtspruch anficht!"

Ein kurzes Auflachen hallte durch den Raum.

„Großsprecher,“ sagte die Vögtin hart, „ehe das Jahr sich endet, hast du dir die Stierstirne blutig gestoßen an all dem, was deinen Wünschen im Wege ist!“ —

„Pah! Was im Wege ist, muß zur Seite, wenn das Endziel das Sturmrennen verlohnt!“

„Versuche das Wegräumen! Aber sei gewarnt! Es gibt Ziele, die dir unerreichbar sind!“

Langsam nahte sich die Vögtin der Türe wieder.

„Habt Ihr Botschaft vom Gotthard, Mutter?“ fragte der Vogt, da sie hinausgehen wollte.

„Er kommt!“

„Wann?“

„Morgen!“

„Gut denn! Ich ersehne die Stunde!“

Die Vögtin verließ die Stube. Aber der Renner reckte sich höher und hob wie zu weit ausholendem Schlag die Arme. Es war, als müßte er sich leiblich wappnen zu nahem Streit.

6. Schauer

Auf dem Saumweg vom Gotthard her nahte sich Isidor, der Mönch, Hospental. Ihm entgegen brauste der Nordwind mit ungestümer Gewalt. Es war, als hielten wegsperrende Arme den Schreitenden zurück von seinem Ziel. Zu seinen Häupten jagten Nebelgespenster. Ein wildes, flüchtiges Heer trieben sie am Gebirge hin. Kalter, peitschender Regen klatschte auf die Felsen und netzte den wehenden Mantel des Kapuziners. Scharfe Eiskristalle fingen sich in seinem Bart. Aber hastig, wie in Ungeduld, strebte er talwärts. Wie er gegen Wind und Wetter anschritt, glich der in einen dunklen Ueberwurf Gehüllte eher einem Kriegsmann denn einem Gottesdiener.

„Früher Herbst," murmelte er einmal, als auf einen Augenblick weiße Flocken sich in die Tropfenschauer mischten.

Da bog um die letzte Straßenwindung, die ihn von Hospental trennte, ein bergan schreitendes Weib. Mantelgeschützt, unbekümmert um Frost und Sturm, stieg die Vögtin dem Sohne entgegen.

„Ihr seid es, Mutter!"

„Dem Gaste, der Gutes bringen soll, gehe ich entgegen!"

„Ihr ließet mich rufen, weil Ihr meines Rates bedürft!"

„Der Hilfe, die du mir zugesagt hast!"

„Zeno ist Talvogt! Was ich tun konnte, ist getan!"

„Nur halb," sagte sie streng, während sie Seite an Seite gegen das Dorf stiegen.

Angesichts der Hütten hielt die Vögtin den Mönch zurück.

„Vollende dein Werk, mein Weiser! Du hast deines Bruders Ehrgeiz gestillt, nun heile die Wunde seiner Brust! Gib dem Gewalttätigen eine Warnerin an die Seite!"

„Gotthard a?" fragte der Pater mit gerunzelter Stirn. „Wollt Ihr die freie Gemse an den starren Felsblock ketten? Stehet ab von Euerm Plan! Ihr opfert das Kind! Und wollt Ihr sie opfern, warum habt Ihr sie an Euer Herz genommen? — Es ist Euer Ernst nicht! Könntet Ihr gegen die Gerettete falsch sein?"

Ihre Augen sahen ihn groß und dunkel an.

„Verstehest du mich nicht?"

„Ich verstehe! Die Gerettete soll einen andern retten. Aber dieses Opfer ist Sünde!"

„Nicht einen andern — sich selbst — uns alle!"

„Erklärt mir, Mutter!"

„Nein! — Ich rühre nicht an Dingen, die besser verschwiegen bleiben, solange das Schicksal sie ruhen läßt!"

Die Vögtin hatte in einem Tone düstern Warnens gesprochen. Nun schritten sie in die Gasse und sprachen nicht mehr. Der Mönch wandelte in sich versunken. Das hohe Weib spähte nach seinen Zügen und wußte, daß ihm ihr Wort in die Seele gegangen.

Dann tauchten die finsteren Mauern des Vogthauses vor ihnen auf, in dem sie verschwanden. — —

In der Stube, wo der tote Vogt gelegen hatte, harrte darauf der Rater, den die Vögtin gerufen, derer, die ihn befragen wollten.

Mit verschränkten Armen stand der Mönch in der Fensternische und sann an peinigenden Rätseln.

Da knarrte die Tür. Gottharda, die Gefundene, trat in die Stube, demütig und gesenkten Blickes, wie eine, die zur Beichte geht.

Das Grau des Nebeltages stahl sich in fahlen Lichtern durch die Scheiben. Der mit schwerem, durchgebeiztem Gerät erfüllte Raum erschien düster und ungastlich. Aber die Dirne trug fast eine Helle hinein. Schlank und jung stand sie da und suchte mit großen, vertrauenden Augen des Mönches milden, forschenden Blick. Das blonde Haar fiel gelöst über den Rücken, eine goldene Last, und nur am Kopf hielt es die Haube. Langsam näherte sie sich dem schweigend stehenden Priester und bog das Knie grüßend vor ihm.

„Die Mutter wies mich an dich, Pater Isidor!"

„Sie hat recht getan! Ich habe dich erwartet! Was hast du mir zu sagen?"

Er ließ sich in einem Stuhle nieder. Da glitt sie zu seinen Füßen und legte die gefalteten Hände auf seine Knie.

„Mein Herr, ich bin in Bedrängnis und verlor den Weg! Hilf du mir, daß ich nicht mehr irr gehe!"

„Mein Bruder Zeno wirbt um dich?" kam er ihrer Beichte zuvor.

Sie schauderte zusammen. Dann brachen die Worte wie ein Sturm von ihr.

„Er hat seiner Werbung nicht Worte gegeben; aber er bedrängt mich, und seine Augen folgen mir, wo ich gehe. Er zwingt mir seine Nähe auf und foltert mich mit seinen Wohltaten, die wie Schmähungen sind! Aber ich hätte ihn ertragen und die Antwort gewußt, hätte er mich zum Weibe gefordert. Nun ist es anders! Die Mutter will, daß ich mich ihm zu eigen gebe! Sie hat mir Gutes über Gutes getan — aber der Preis ist zu hoch, den sie begehrt. Mein Leben mag sie nehmen — aber dem Vogt zu eigen werden — ich kann nicht, bei Gott und seinen Heiligen, ich kann nicht, mein Herr!"

Des Mönches Züge waren tiefernst geworden.

„Du hassest den Vogt?" fragte er mit schwerer Betonung.

Da kroch sie näher an ihn. Ihre Hände umklammerten die seinen.

„Hassen? — Ich weiß nicht — — ich fürchte ihn! Hast du je seine Augen flammen sehen, wenn eine Gier ihn packt! Herr, ich fürchte deinen Bruder, wie man das Raubtier fürchtet, und — — —!"

„Vollende!"

„Nein," sagte sie seufzend.

„Harda, was verbirgst du vor mir?"

„Forsche nicht! Ich *will* nicht reden!"

Er legte die Hand auf ihr Haupt und bog es zurück, daß er ihre Augen finde.

„Weißt du, was Barmherzigkeit ist?" fragte er.

„Du bist sie, wandelnd unter den Menschen," sagte sie aufwallend, schwärmerisch.

Er faltete die Brauen.

„Du bist ein Kind! Es ist nicht die Stunde zu scherzen! — Willst du barmherzig sein?"

„Wenn ich es kann!"

„So reiche dem Bruder die Hand, daß du ihm Warnerin werdest und Retterin!"

Jäh richtete sie sich auf und starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

„Auch du verlangst es, mein Herr? — Soll ich barmherzig sein, warum seid Ihr es nicht gegen mich?"

Der Mönch trat näher zu ihr und legte die Hand abermals auf ihren goldigen Scheitel. Dann hob er an zu reden mit tönender Stimme. Eine fast unwiderstehliche Macht lag in seinen Worten, und seine Augen leuchteten wie zwei Sterne der Wahrheit.

„Sei ihm eine Hüterin, Gottharda! Wann der Jähzorn seine Stirnadern schwellt, lege ihm deine Hand kühlend aufs Haupt! Wann die Leidenschaft Herr wird in ihm, setze all' dein Mitleid schmeichelnd dagegen, und du wirst siegen! Ziehe ihn empor zu dir, daß er gut werde! Lehre ihn dich ehren und lenke das Gute in ihm zum Segen der Talschaft! — Deine Aufgabe ist groß, Mädchen, und groß wird dein Werk sein! Aber ich vertraue dir, du wirst es vollenden!"

Als er geendet hatte, blickte die Dirne langsam zu ihm auf. Sie sprach ganz leise.

„Deine Stimme ist wie Glockenklang, der zur Andacht ruft. Und ich möchte gehorchen, mein Herr! Aber was du verlangst, geht über meine

Kraft! Ich bin nicht so gut, wie du denkst! Mein Herz ist jung und läßt sich nicht fesseln! Ich kann nicht tun, was du forderst, nie — in alle Ewigkeit — an diesem nicht!"

Pater Isidor trat zurück. Seine Miene verriet weder Zorn noch Freude. Er nahm seine Stellung am Fenster wieder ein.

Da flog die Tür krachend auf. Laut und rasch trat der Vogt in die Stube. Ihm folgte die Rennerin.

„Hast du geworben für mich, Mönch?" fragte Zeno, indem er sich am Tische niederließ, der inmitten der Stube stand.

„Ja," klang des Paters Antwort.

Die Vögtin war an der Türe stehengeblieben. Mit heftigem Griff schob sie einen Holzriegel vor, jeden Unberufenen fernzuhalten. Ihr gegenüber stand die Dirne geneigten Hauptes und mit verkrampften Händen.

Des Vogtes Blick haftete durstig auf ihr. Da sie ihn nicht anschaute, stieg ihm das Blut langsam und dunkel zu Kopf.

„Wann kann die Hochzeit sein?" fragte er rauh.

Der Mönch gab gelassenen Bescheid.

„Es wird nicht Hochzeit sein!"

Ein krachender Laut! Der Stuhl des Vogts lag zersplittert. Er hatte ihn aufstehend mit rasender Wucht auf den Boden gestoßen. Nun stand er, als ersticke ihn des Zornes Uebermaß. Aus rotglühendem Gesicht quollen ihm die Augen und rollten, und die Zähne trafen knirschend zusammen. Mit der breiten Hand griff er in den wallenden Bart;

die einzige Bewegung verriet, wie er gegen den wahnsinnigen Zorn ankämpfte.

„Dirne, hier tritt her!"

Bleich wie eine Gestorbene, aber furchtlos nahte sich ihm Gotthard a.

„Du verschmähst mich?" keuchte er stockend heraus.

„Ich liebe dich nicht," sagte sie und richtete ihren Blick groß und fest auf den Wütenden, „und ich kann dein Weib nicht sein!"

„Das ist kein Grund! Faule Ausreden, Weib! Ich bin Herr in dem Hause, das dich hält, seit jener dich von der Straße aufgelesen, und ich zwinge dich an meine Seite, wenn du nicht gutwillig gehorchst!"

Sie wollte wegtreten von ihm. Auch ihr heißes Blut kam ins Wallen.

„Du mich zwingen!" sagte sie zitternd und hohnvoll. —

Da griff seine Hand roh in ihre blonden Locken und riß sie vor seine Füße.

„Und ich sage dir: Du mußt mein sein!"

Er wollte sich über die Zusammengesunkene neigen.

Aber ein stahlhartes Reden scholl durch die Stube.

„Laß die Dirne los, Feigling!"

Die Vögtin war herangetreten, indes der Mönch, die Brauen finster gerunzelt, mit sich selber stritt und dem Verlangen, den tobenden Bruder zu bändigen.

Und die Rennerin fuhr fort:

„Du hast kein Anrecht mehr auf die Dirne, die ich dir bestimmt hatte! Ich gebe die, die jener vom Tode gerettet hat, in keine irdische Hölle! Was ich hoffte von dir, hast du in dieser Stunde zunichte gemacht! Du rennst in dein Verderben,

Maßloser! Diese wird nicht untergehen mit dir! Zurück! Wer unter meinem Schutze stehet, den rühre keiner an, auch der Vogt nicht!"

Vor der Hoheit der Mutter beugte sich der Gewaltige. Wie ein knurrender Hund ließ er ab von Gotthardа.

Und als diese sich frei fühlte, fuhr sie auf und warf den Kopf in den Nacken. Umsonst winkte die Vögtin ihr Schweigen. Sie schleuderte ihm Worte glühenden Zornes in das von Leidenschaft durchzuckte Gesicht.

„Höre, was ich dir sage, Vogt von Ursern, du Großmächtiger, der du wähnst Herr zu sein über das Volk und die Talschaft und über mich am Wege gefundenes Weib! Schau jenen an, deinen Bruder! So schlecht du bist, so gut ist jener! Der wohnt in dem Herzen des Volkes, dem gehorchen sie auf den Wink seiner Hand und das Lächeln seines Mundes. Frage doch, frage doch, Großmächtiger, wer in Ursern gebietet! Und willst du wissen, wer Herr ist über mich? Jenem will ich mich fügen, mag er heischen, was er will: Soll ich Marter und Tod erleiden nach seinem Willen, ich will nicht murren! Ich bin sein Geschöpf in Sinnen und Wollen und — mit dem Herzen! Das wisse, Renner-Zeno, und begreife, wie ohnmächtig du bist gegen diesen!"

„Schweige, Harda!" befahl der Mönch laut.

Gehorsam preßte sie die Lippen zusammen.

Mit dem Vogt war eine seltsame Wandlung vorgegangen. Aller Zorn schien von ihm gewichen. Auf dem Stuhl, auf den er sich geworfen hatte,

beugte er den mächtigen Oberleib wie zu lauerndem Spähen. Sein dunkler Bart quoll ihm beinahe auf die Knie. So hob er das fahle Antlitz, bis er des Mönches Gesicht sah.

„Heiliger — dein Gewand ist besudelt! Lege es weg, Verführer! Dein Eheweib wartet!“

Ein trockenes Lachen folgte der Schmähung.

Ueber des Mönches Antlitz flog eine leichte Röte.

„Dies Gewand ist rein und wie ein Panzer um menschliche Brust. Kein Schmähen und kein Schmeicheln, kein Minnewort findet Eingang! Sei ohne Sorge, mein Bruder!“

Die Stube war dunkel. Der Pater allein stand noch von fahlem Schimmer umflossen, und er stand groß und stolz wie ein gegen alle Sünde Gefeiter.

Gotthardа kniete zu seinen Füßen und küßte demütig und wie in Reue den Saum seiner Kutte.

Der Vogt erhob sich. In demselben sonderbaren halblauten Ton fuhr er weiter:

„Brüste dich, Heiliger! Du bist dennoch abtrünnig geworden in deiner Seele, und du hungerst nur noch zum Schein, daß du später um so gieriger fressest!“

„Gehe!“ gebot die Vögtin, während der Pater unbewegt und fast lächelnd auf den Bruder schaute.

Den Kopf noch immer tief auf die Brust gesenkt, verließ der Vogt den Raum.

„Gehe auch du!“ befahl die Rennerin Gottharda.

Die Dirne gehorchte.

Als die Türe hinter ihr sich schloß, wendete sich die Vögtin gegen den Mönch.

„Und nun?“ fragte sie.

Um ihren Mund lag eine grenzenlose Bitterkeit.

„Ich habe geworben für ihn — umsonst, wie Ihr sehet!" gab er zurück.

„Begreife und fasse: Ihr ‚Nein' hat uns alle verurteilt! Das Verderben nehme seinen Gang!"

„Noch seid Ihr, zu wachen, und ich!"

Sie nickte ungläubig.

„Wer wachen will über andre, muß seiner selbst sicher sein!"

Müden Schritts ging sie hinaus.

Der hohe Mönch lehnte die leuchtende Stirn an das Blei der Scheiben und sann an der Mutter Worte.

Und es wurde Nacht um ihn.

7. „Giftsaat"

Der Winter hatte sich zum Herrscher aufgeworfen am Gotthard, und seine Hand lastete schwer auf dem Bergland. Das Volk duckte sich unwillig unter seiner Willkür, fast so unwillig wie unter die eiserne Hand des selbstgewählten Ammanns. Seit Wochen brauste Schneesturm um Schneesturm über Ursern. Das Tal hatte keinen Ausweg mehr. Im Schöllenengeklüft, wo der Weg sich hinabwand nach dem ersten urnerischen Dorfe Geschenen, lag der Schnee in Bergen aufgetürmt und wehrte jedem Wanderer den Eingang. Verweht, ungangbar hing im Teufelstal der stiebende Steg in seinen Ketten und wagte sich keiner aus der „Matt" hin über die schneebelastete Brücke und in den Hexenkessel der Schöllenen. Aber auch am Gotthard war kein Durchgang. Der Mönch und seine Knechte waren wie begraben im Schirmhause. Seit vielen Wochen hatte aus Ursern zum Gotthard und umgekehrt keine Kunde verlautet.

Also war Zeno, der Ammann, allein Herr in Ursern. Der allerhöchsten Obrigkeit in Uri wurde der Weg dahin durch den Schnee gründlicher vergällt, als die allzu selbständigen Ursern ihr ihn je hätten verleiden können. Was dem Vogte noch besser behagte — auch der Warner und Mitregent vom Gotthard blieb ferngehalten. So hatte der Ehrgeizige freie Hand. Aber er konnte sich dessen nicht freuen. Innerer Zwiespalt verdarb ihm wie

Gift alles, was er zum Guten gemeint hatte. Zwei Schlangen fraßen an der Seele des Finsteren. Die eine war die Qual des Verschmähtseins und die andre die Erkenntnis, daß im Volk ein tiefes Mißtrauen gegen ihn selber Wurzel zu schlagen beginne.

Während der langen Sturmtage schlimmster durch Hospental wütete, saß der Vogt, wie er dieser Zeit oft tat, finsteren Auges in seinem Lederstuhl im düstersten Gemach des Hauses, seiner Schreibstube. Zeno war mit sich und mit der Welt zerfallen. Als er Ammann wurde, hatten große Pläne sein Hirn durchkreuzt. Das Band zwischen Uri und Ursern war schwach; eine kräftige Faust genügte, es zu zerreißen und Ursern frei zu machen. Diese Faust sollte die seine sein! Und das freie Urserntal sollte groß werden und reich unter seinem Ammann, dem Renner-Zeno! — Ha! Zum Teufel mit allen Plänen und gutem Willen! — Eines, das dem Vogt am meisten am Herzen gelegen, war mißraten. Nun hatte er die Lust an den größeren Zielen verloren.

Lange und reglos saß der Vogt. So versunken war er in sein Grübeln, daß er nicht hörte, wie die Tür leise sich öffnete und der Schmied sich katzenartig hereinschob ins Gemach.

Der Einäugige blieb an die Wand gelehnt stehen und spähte, die Arme unterschlagen, auf den Brütenden. Es war, als lese er den Groll und den Trübsinn auf der geneigten Stirn und als labe er sich daran. Peter, der Schmied, hatte den Vogt kennen gelernt. Er sah in die geheimsten Seelentiefen des Gewalthabers von Ursern und wußte das

zu nutzen. Unentbehrlich war er diesem geworden und hatte allzeit Einlaß in des Ammanns Gemach. Langsam und unmerklich befestigte er sich in seiner Gunst und gewann Macht über ihn, der allzusehr das Spiel seiner Leidenschaften war.

An die Butzenscheiben der Schreibstube warf sich eine so gewaltige Wolke von Schneestaub, daß der Raum urplötzlich sich in Dunkel hüllte. Da erhob sich der Vogt schwer von seinem Stuhl, schlug Feuer und entzündete ein Oellicht, das auf dem Tische stand. Eine rauchige Flamme stieg auf und beleuchtete den an der Wand lehnenden Späher. Des Ammanns Blick richtete sich finster auf ihn.

„Wann kamst du herein, Schleicher?" fragte er barsch.

„Vor einer Weile, Herr!"

„Warum ließest du mich nicht wissen, daß du da seiest?"

„Ich wollte Euer Sinnen nicht stören!"

Halb Hohn, halb Mitleid klang aus des Schmiedes Worten. Der Vogt achtete nicht darauf. Er wandte sich seinem Stuhle wieder zu.

„Was bringst du Schlechtes?" fragte er von dort.

Der Einäugige trat ganz nahe an den Stuhl des Vogts. Er stützte die aus den beschmutzten Aermeln seines braunen Wamses schauenden zerarbeiteten, rußschwarzen Hände auf die Lehne eines andern Sitzes und stierte so dem Ammann ins bleiche Gesicht.

„Ihr seid krank, Herr," sagte er mit seltsam verhaltener Stimme.

„Was geht dich mein Leid an?" wies ihn der Vogt zurück.

Der Schmied ließ sich nicht beirren. Er fuhr flüsternd fort:

„An Euch frißt ein Wurm — der Neid!"

„Zum Teufel mit deinem aufdringlichen Geschwätz!" brauste der Vogt auf. — Er vertrieb den andern nicht.

„Mit Euch ist es wie mit mir, Herr! Ihr möchtet etwas haben, und irgend etwas hat zwischen Euch und das, was Ihr begehrt, eine Mauer gebaut! Ich weiß, wie das tut!"

Fast wider Willen nahm der Vogt das Gespräch auf.

„Du? — Was fehlt denn dir?"

Der Schmied grinste — eine furchtbare Grimasse.

„Mein Gesicht ist zerfetzt. — Ich bin wie ein Aussätziger in den Augen des Volkes und mir selber zum Ekel! Wäre ich so zur Welt gekommen und hätte von nichts anderm gewußt, ich hätte es ertragen. Aber ich war wie die andern, bis — — Nun kocht eine ewige Wut in mir und steigt mir in die Kehle und will mich ersticken — zuweilen! Ich mochte eine Dirne leiden vordem und — sie mich, wie ich dachte. Haha! Sie hat einen andern genommen, kaum daß die Blutrunsen mir auf Stirn und Wangen vernarbt waren. Dem Beispiel ist die Talschaft gefolgt. Die Männer meiden mich; die Dirnen kichern in meinem Rücken, und die Mütter jagen ihre Gofen in Schrecken mit der Drohung: ‚Ich sag's dem Scheelen!' Dem Scheelen, Vogt! das bin ich — ich! Ihr wißt es!

Aber Ihr wißt nicht, daß ich jeden töten könnte, der das Wort sagt!"

Der Häßliche hatte in übermächtigem Zorne aufgeschäumt. Die Wut schüttelte ihn dermaßen, daß der Renner die Hand zur eignen Verteidigung erhob und einen Wahnsinnigen vor sich zu haben glaubte. Erst die letzten Worte sprach der Schmied mit unheimlicher, plötzlich leiser werdender Stimme.

Noch immer schaute der Ammann forschend und schweigend auf den Gezeichneten.

Der fuhr höhnisch fort:

„Aber ich räche mich an allen, die auf mich herabschauen und meinen, besser zu sein, und an allen, die es besser haben!"

„Ich lasse dich in Ketten legen, schleichender Räuber," sagte der Renner langsam und scharf.

„Das werdet Ihr nicht tun; denn Ihr werdet das gleiche sein, was ich bin! Ihr seid es schon!"

„Schweig, Frecher!"

Der Schmied schwieg nicht. Wieder neigte er sich näher zu dem Sitzenden.

„Ihr wißt noch nicht, wie wohl es tut, andre zu quälen, wenn einem selber Höllenqual in den Eingeweiden brennt. Versucht es, kranker Herr!"

Er hatte heimlich, und die Wirkung seiner Worte abmessend, gesprochen.

„Teufel," brummte der Vogt. Aber er sann an des andern Rat.

„Ihr habt die Macht!" flüsterte dieser weiter. „Brauchet sie! — Warum sollen andre lachen, während Euch die Freude vergällt ist! Verleidet

den Toren das ewige Kichern und den Uebermut!"

„Geh!" befahl der Renner.

Der Einäugige, als wollte er gehorchen, wandte sich zur Tür; aber die Hand am Schloß fragte er unterwürfig:

„So wollet Ihr nicht hören, was ich hier und zu Andermatt erkundet habe?"

Der Vogt wurde aufmerksam. Von plötzlicher Neugierde erfaßt, winkte er den Späher an seine Seite und hieß ihn sich niederlassen.

„Ihr wolltet wissen, was das Volk von Euch hält! Ich habe fleißig in den Schenken verkehrt und heimlich das Reden der Weiber belauscht in Euern drei Dörfern. Begehrt Ihr's, so bin ich bereit, zu berichten!"

Der Renner hatte wieder seine sinnende Stellung angenommen, so verbarg er am besten jede Regung seines Gesichtes.

„Berichte!" sagte er scheinbarleichthin.

Der Schmied begann:

„Als der Talrat Euch vorschlug zum Vogt von Ursern, ging im Tal die Rede um, Ihr seiet nicht schlechter als Euer Vater! Einige meinten, der Barmherzige würde Euch die rechten Wege weisen. Einen hörte ich sagen: die Ursener hätten einen bösen Tausch gemacht gegen den Toten. Und einer — es war der Wirt zur Stegschenke in Zumdorf — tat einen Fluch und schimpfte — —"

Er stockte, als scheue er sich zu vollenden.

Der Vogt hatte mit verbissenen Lippen gesessen, wie um jeden Zorn im Keime zu ersticken.

„Was sagte er?" forschte er mit harter Stimme.

„Das Raubtier ist tot; sein Junges wird gefräßiger sein!"

Eine dumpfe Stille folgte. Sie dauerte minutenlang.

„War er der einzige?" fragte dann der zu Boden starrende Vogt.

Der Scheele erkannte den Eindruck seiner Worte. Er fuhr fort:

„Damals — ja! Seither habe ich Schlimmeres gehört! — Der Pfistertoni zu Andermatt ist Euch nicht grün, und Columban, der Dorfvogt, lästert Euch. Auch den Stegwirt habe ich abermals wider Euch reden hören!"

„Was wußte er diesmal?"

Die Frage klang wie ein Keuchen. Dunkle Blutwellen drängten nach des Vogtes Stirne. Er zwang sich mühsam.

„Nichts Gutes, Herr! Kein gutes Haar läßt er an Euch! Ein Bluthund sei Meister in Ursern, für den keine Kette zu schwer sei, ihn zu fesseln! Das sprach er zu den Räten in Zumdorf, als sie am Sonntag bei ihm einkehrten. Mir deucht er ein Verschwörer und Wühler, der Gesell! Ihr mögt Euch vorsehen und ein Auge auf ihn haben!"

„Der war ein Freiheitsschwärmer von jeher und nicht acht seiner selbst, wenn es galt, gegen einen Höheren zu stehen. Ich kenne ihn. Sie nennen ihn den Ehrlichen! Ein gefährlicher Gesell!"

Der Vogt raunte das mit zusammengepreßten Zähnen in sich hinein. Da schürte der Schmied.

„Wenn er erführe, daß Ihr ihn kennt und ihn nicht fürchtet — es würde nicht schaden!"

Der Vogt gab keinen Bescheid.

„Wenn er Eure schwere Hand fühlte, möchte er seinen Mund künftig besser hüten!"

„Für sein Reden steht kein Zeuge als du! Ich kann ihn nicht strafen!"

Der Vogt richtete zwei blutunterlaufene Augen auf den Angeber.

Der las die wilde Rachgier, die er geweckt, in dem furchtbaren Blicke und vollendete sein Werk.

„Die Strafe sei heimlich!"

Wieder schwieg der Vogt. Und der andre riet weiter.

„Sein Steinhaus steht hochmütig unter dem Bretterhaufen von Zumdorf! — Wenn — — das Feuer es fräße!"

Jäh fuhr der Renner auf. Seine Blicke glühten.

„Wer es tut, sei straflos," sagte er laut und tat einen mächtigen Atemzug, als müßte er die belastete Brust befreien. Dann wies er den Schmied hinaus.

„Noch vor einem laßt Euch warnen, Herr!"

„Schweig und geh!" herrschte der Vogt.

„Felix, der Knecht — in Euren Diensten — —"

Der Vogt griff nach der Armbrust, die an der nahen Wand hing. Drohend spannte er die Sehne.

Da erst verschwand der Schmied.

„Der Knecht ist falsch," raunte er im Hinausschlüpfen.

Als die Tür sich geschlossen hatte, griff sich der Vogt an die heiße Stirn. Zweimal maß er die Stube mit dröhnenden Schritten. Dann scholl ein hallender Schlag, Eisen auf Eisen, durch das Haus. Vom Küchengelaß ging der Ruf zum Mittagsmahl. Auch der Renner folgte demselben.

8. Willkür

Die an dreißig Köpfe zählende Gesindeschar harrte, um den Eßtisch stehend, des Hausherrn. Ein scheues Flüstern ging unter den Knechten und Mägden. Die holzbeschuhten Füße traten leise auf den Granitplatten des Bodens auf. Draußen hatte das nahende Schreiten des Gefürchteten geklungen.

Aber der Vogt ließ auf sich warten.

Im Flur, der nach dem eichenen Haustor führte, war er unversehens auf Gotthارda gestoßen. Wie Fremde lebten sie nebeneinander, seit die Dirne des Vogtes Werbung zurückgewiesen hatte. Auch jetzt schritt das junge Weib, den blonden Kopf in den Nacken geworfen, an dem Manne vorüber. Den aber zwang eine Laune, stillzustehen. Er schlug die Arme übereinander und verfolgte düsteren Auges die nach der Türe Schreitende. Sie trug ein dunkles Gewand, wie es aus Schafwolle im Vogthause selber gewoben wurde. Die schlanke Gestalt erschien höher, gereifter und gegen die tiefe Farbe des Kleides schimmerte wie Gold das blonde Haar.

Gottharda öffnete die Tür. Eine Flockenwelle trieb ihr entgegen, und der Sturm stieß sie fast von der Schwelle zurück. Sie legte die Hand zum Halt an den eisigen Granit des Türpfostens und spähte in das Getriebe der Nebel und Schneegebilde. Wo sonst der Weg nach dem Hospiz sichtbar blieb, hatten

ungeheure Schneeschichten jede Spur eines Pfades verwischt. Bleiern und furchtbar lastete die Decke über allem Land.

„Kein Wetter für Weiber," tönte des Renners harte Stimme neben der Dirne.

Sie zuckte zusammen.

Da lachte er höhnisch.

„So leicht erschrickst du?"

„Ich hörte Euch nicht kommen!"

„Das nenne ich beichten! Du hattest nur Auge und Sinn für den verlorenen Weg da hinauf — zu — —"

„Laßt mich vorbei!"

„Der Vogt hielt den Rückweg ins Haus versperrt und achtete nicht auf der Dirne Gebot.

„Mich freut noch die Zwiesprach," höhnte er. Dann kam ihm eine heiße Lust, sie zu martern.

„Es mag lange dauern, bis wieder ein Mensch hindurch sich findet zu den Hütten des heiligen Gotthard," sagte er, die Augen fest auf ihr Gesicht gerichtet.

Die Dirne erbleichte und biß die Zähne zusammen.

Der Vogt fuhr weiter:

„Ob das Hospiz noch steht? — Die letzten Tage war des Donners kein Ende im Gebirge. Du weißt, was der Lawinen Getöse verheißt!"

„Laßt mich ins Haus!" stieß die Dirne aufs neue heraus.

Der Renner wich und wankte nicht. Er legte die Hand schwer auf die ihrige und neigte sich näher zu ihr.

„Wir werden deinen Heiligen suchen müssen, wenn das Frühjahr die Leichendecke von seinem Leibe nimmt!“

Sie wußte, daß seine Worte keine Unmöglichkeit enthielten. Einen Augenblick schwankte sie und zitterte. Dann trat sie wortlos hinaus in den Schnee, schritt über den Hof und gelangte durch eine kleine Nebenpforte auf der Rückseite des Hauses in den Schutz des umtobten Hauses zurück.

Der Vogt hatte ihr fast betroffen nachgestarrt. Dann gewann sein Blick allmählich etwas Wildes, Verzehrendes. Eine unbändige Begehrlichkeit kam über ihn. —

„Hochmütige Bettlerin!“ Ob ich dich nicht doch noch zwinge!“ grollte er in sich hinein.

Er warf die Tür zu. In schlimmster Laune betrat er darauf das Küchengelaß.

Felix, der Knecht, stand ihm zunächst, als er eintrat.

Ein Hohnlächeln irrte um des Zornigen Mund beim Anblick des blonden Gesellen. Aber schweigend schritt er zu dem Stuhl mit der reichgeschnitzten Lehne, der zu Häupten des langen Tisches seiner harrte. Als er sich niederließ, kam die Vögtin und nahm den Platz zu seiner Rechten ein. Die Wirtschafterin, ein hohes, hageres, grauhaariges Weib, setzte zwei einfache Gerichte in mächtigen zinnernen Schüsseln vor die Rennerin. Diese sprach mit tönender Stimme den Tischspruch. Alsdann begann das Mahl.

Während des Essens pflegte der Vogt dem Gesinde neue Pflichten anzuweisen und über getanes

Tagewerk zu reden. Kurz und barsch gingen seine Fragen über den Tisch an die, denen sie galten.

An einen gebückten, ausgedienten Knecht kam die Reihe.

„Ist die eingebrachte Tanne verholzt?“ fragte der Vogt.

In der Runzelhand des Alten zitterte der Löffel.

„Zu Abend, Herr, hoffe ich fertig zu sein!“

„Faulenzer,“ schmälte der Renner, „nicht Essen und Trinken verdienst du mehr. Der nichtsnutzigen Fresser bin ich reichlich satt!“

„Ich habe geschafft ohne auszuruhen,“ sagte leise erregt der Greis. „Es war eine Last Holz!“

Die Entschuldigung reizte den Vogt.

„Schweig,“ zürnte er, „und hole dir am Wochenschluß dein Dinggeld!“

Dem Alten traten ein paar salzige Tropfen in die tiefliegenden Augen.

„Dreiundvierzig Jahre diente ich hier, Herr,“ wagte er zu stammeln.

„Also hätte ich dich früher jagen sollen,“ war des andern Bescheid.

Da erhob sich der Vertriebene taumelnd von seinem Stuhl und wollte den Raum verlassen. Ein leises Murren ging am unteren Ende des Tisches, wo die jüngsten Knechte saßen. Aber das übertönte der Vögtin harte Stimme.

„Nicht also war es gemeint, Jürg! Daß du längst volle Ruhe verdientest, wollte der Vogt sagen! Du magst dich in Zumdorf stellen bei Adelrich, dem Vorknecht. Mein Haus dort hat eine Stube für dich; ich gebe dem Adelrich Weisung!“

Des Knechtes schluchzendes Dankmurmeln ging unter in dem zornlauten Reden des Vogts, dem die Worte der Mutter den letzten Rest von Selbstbeherrschung geraubt hatten. Sein Gesicht hatte sich gerötet. Vor dem Gesinde schonte er die Rennerin, aber über einen andern ging seine Wut.

„Wo hast du gestern gesteckt — du dort — Strohhaariger?"

Dem Felix schoß das Blut jäh ins Gesicht.

„Ich bat die Herrin, mich auf vier Stunden fortzulassen. Die Helmine ist krank, die mein Eheweib wird, und hat niemand, der wohl für sie sorgt!"

„Den Dirnen läufst du nach, statt auf dein Vieh zu achten. Vielleicht auch hast du Neues gewußt von deinem Vogt, das deiner Sippe zu klatschen dich gelüstete. Oho, Bursche, wir kommen zusammen! Tritt her du und beichte! Ich höre, du bist nicht immer zufrieden mit mir, was denn mißfällt dir so?"

Furchtlos war der Knecht vor den Vogt getreten, der sich, von seiner Speise lassend, weit in seinen Stuhl zurücklehnte.

„Mich hat der Schmied verleumdet, Herr," sagte er einfach. „Eure Worte verraten es, und ich kenne den Schleicher, der mir übel will. So lange ich diene bei Euch, ist meine Zunge nicht wider Euch, — des möget Ihr gewiß sein!"

Der Renner lächelte eisig.

„Ich fürchte deine Zunge nicht! Aber ich hasse die Falschen und, Gesell, dein Kerbholz ist voll!"

„Was tat ich, Herr?"

„Genug — daß ich dich jage, zur Stelle — jetzt!"

In plötzlich losbrechender Wut wies der Vogt nach der Türe.

„Ich gehe nicht, ehe ich weiß, warum ich gehen muß!“ sagte Felix zornig.

„Hinaus!“ schrie der Renner und hob die Faust.

Da wurde der andre bleich.

„Schlaget nicht! Es möchte Euch reuen,“ sagte er ganz still.

„Greift ihn!“ befahl der Vogt heiser den Zunächststehenden.

Der Knecht ballte die kräftigen Hände und lehnte an die Wand.

„Gewalt gegen Gewalt,“ keuchte er. „Den ersten, der mir naht, trifft mein Schlag!“

Und auf einmal legte sich der Lärm der streitenden Stimmen. Die Vögtin stand zwischen den Männern.

Scheu und gehorsam blickte die Schar des Gesindes auf das hochaufgerichtete Weib, dessen Haar silbern schimmerte und dessen Züge wie aus Erz gegossen waren.

„Felix, du gehst! — Wann die Wege frei werden, liegt dein Ziel vor dir! Pater Isidor erwartet dich und die du zum Weibe begehrst! Verlasse in Ruhe dies Haus!“

Der Knecht bog das Knie. Ein Aufleuchten war in seinen Augen gewesen bei der Kunde der Vögtin; aber er sagte kein Wort. Rasch schritt er hinaus.

„Greift ihn!“ schrie der Vogt.

Seine Stirnadern schwollen wie Strähne. Er hatte alle Gewalt über sich verloren.

Aber die Rennerin gebot:

„Laßt das Mahl beendet sein!“

Da drängte das Gesinde fast vorschnell zur Türe und der Raum wurde leer.

Mit schwer arbeitender Brust, und die Lehne eines Stuhles zum Brechen umkrampfend, stierte der Vogt nach dem Ausgang, wo Knechte und Mägde verschlichen waren.

Die Stimme der Rennerin weckte ihn.

„Wahnsinniger, ich bemitleide dich!“ sagte sie schneidend.

Da schnellte sein Haupt in den Nacken. Seine Nasenflügel bebten.

„Du hast dich vergessen, Weib,“ sprach er wie zu einer Dienerin. „Dort ist die Tür! Herr bin ich im Hause und weise dich von seiner Schwelle!“

Sie zuckte nicht.

„Du darfst mich nicht fortweisen; denn du weißt, was mir zusteht! Und ich gehe nicht, denn du brauchst mich, Verlorener!“

Ihr Ton traf ihn. Er senkte den funkelnden Blick.

Etwas wie Scham stahl sich in das finstere Gesicht. Zweimal füllte er einen Becher mit schwerem italienischem Wein und trank ihn leer. Dann verließ er das Gelaß.

„Verlorener!“ murmelte abermalen die Vögtin. Ein Schauer ging durch ihre Gestalt.



9. Im Schirmhaus

Der Sommer spann seine Fäden über duftende Matten. Auf grauem Geröll und silbergleißenden Blöcken spielte Mittagsglanz. Von Sonnenflammen umloht stiegen der Gotthardstein und der Berg Prosa in tiefblaues Aethergewölbe.

Auf dem Alpgrund am Gotthardsaumweg lagerten schläfrig die Herden von Hospental. Ein paar Säumer zogen träg in der Glut des Tages bergan. Sie nahten sich dem Schirmhaus an der Wegwindung, wo nur ein kurzer Aufstieg noch sie von der Paßhöhe trennte. Aber Menschen und Tiere dürsteten. Trank heischend, rasteten sie am Pfad, als sie das Schirmhaus erreicht hatten.

Ein junges, dunkelhaariges Weib trat aus dem Hause. Sie kredenzte den Wanderern den welschen Wein, den sie mit dem Naß der nahen eisigen Quelle mischten. Dann wies sie ihnen die Tränke für die Tiere. Und während sie die Wegmüden erquickte, lachten ihr Mund und Augen. Wie eine von tausend Wonnen Gesegnete ging sie hin und wieder, und die Männer staunten fremd in ihr leuchtendes Antlitz. Als das Weinen eines Kindes aus dem Hause scholl, folgte sie wie ein Sturmwind dem Laut. Bald darauf kam sie mit einem halbjährigen blonden Knaben geschritten. Auf leichten Armen trug sie das schöne, blauäugige Kind.

„Mein Kleiner!" Mit diesen Worten wies sie es den Fremden, und das Glück machte ihre Blicke feucht.

„Wer ist sie?" stieß einer der Säumer den andern an.

Ein dritter gab Bescheid.

„Eines Knechtes Eheweib. Der Mönch vom Hospiz hieß sie hier wohnen."

Nach einer Weile zogen die Männer ihre Straße.

Helmine, das Weib des Felix, sah ihnen mit geschatteten Augen nach. Dann begann sie mit dem Kleinen zu spielen.

Fast eine Stunde verging, während welcher das Jauchzen des Kindes und das sorglose Lachen der Mutter ineinander klangen. Allmählich wurde das Kleine schläfrig. Das junge Weib trug eine auf hohen Füßen stehende, weidengeflochtene Wiege aus dem Haus, stellte sie dorthin, wo die Sonne am wärmsten schien, und legte ihr Kind sorgsam in die Linnen. Mit gefalteten Händen blieb sie über das Entschlummernde geneigt. Da schollen Fußtritte auf steinigem Pfad. Aus einem Seitental, vom See Lucendro her, kam Felix, der Knecht, geschritten. Hinter ihm stieg der Mönch zum Hause ab.

„Hohoihe!" kam des Knechtes Ruf heran.

Sein Weib richtete sich auf und winkte grüßend den Nahenden.

Der beiden Bauern Gesichter strahlten, als sie darauf Auge in Auge standen. Nur die Scheu vor dem Mönch hielt sie zurück, daß sie sich küßten.

„Es schläft," sagte das Weib.

Ihr erstes Wort galt dem Kinde.

Und des Mannes Augen leuchteten. Er wies auf die Wiege.

„Wir sind wie die Seligen, Herr," murmelte er, zu dem Mönche gewendet.

Der Barmherzige lächelte mild und küßte das schlafende Kind.

Das Weib brachte Speise und Trank, daß sich die Männer stärkten. Dann ließ sie sich an des Knechtes Seite nieder und lauschte der Stimme des Mönches, der von der Wanderung zum See sprach.

Indessen kam auf dem Saumweg ein einzelner Geselle gezogen.

Er erreichte das Schirmhaus erst, als der Mönch, von dem Knecht und seinem Weibe geleitet, sich auf den Weg nach dem Hospiz gemacht hatte.

Wo der Pfad dem Blick verschwand, standen die Bauern und der Priester, zum Abschied die Hände ineinander gelegt. Indessen zögerte der Wanderer am Hause. Der Mann war einäugig. Sein schielender Blick erspähte das Kind. Peter, der Schmied, erbleichte vor Neid. Mit dem Scharfsinn des Verbitterten hatte er die Stätte des Friedens erschaut. Lauernd fast stand er am Weg. Da sah er einen Berghund aus dem Hause und an die Wiege schleichen, ein junges, tappiges Tier. Stoßend beschnupperte er die Schlafstelle des Kindes.

Dem Schmied kam ein Gedanke. Er grinste, und sein Auge begann zu funkeln. Den Atem verhielt er vor Gier nach etwas Ungeheurem.

Und es geschah.

Schwerfällig erhob sich der Hund auf die Hinterfüße, schwer schlugen seine Vorderpranken auf den

Rand des leichten Geflechts. Ein ächzender Ton und — die Wiege schlug um. Ueber den Hang kollerte ein Linnenbündel. Ein kurzes Wimmern ging, als es vorbei an des Mannes Füßen in die Tiefe rollte.

Da lachte der Schmied mißtönig. Aber er erschrak vor dem eignen Lachen und vor dem grellen Aufschrei, der von der Wegwindung kam.

Mit flatternden Gewanden kam es herangestoben. Die schweren Flechten des jungen Weibes hatten sich im Laufe gelöst und wehten hinter ihr, und einmal — zweimal brach der verzweifelnde Aufschrei von den weißgewordenen Lippen. Eilenden Laufes folgten ihr der Mönch und der Knecht. Lange vor ihnen erreichte sie den Schmied, der fast scheu zur Seite wich.

„Mein Kind — wo hast du mein Kind, Schrecklicher?" schrie sie ihn an, und ihre Hände krallten in sein Wams.

Er löste mit überlegener Kraft ihren Griff.

„Frage den Hund, Weib," sagte er kalt.

Da erstarrte sie. Schweifwedelnd kroch das Tier an sie heran und spielte mit ihrem Kleid. Sie ließ es geschehen. Ihr Blick war heiß und tränenlos auf die leere Wiege gerichtet.

Nun kamen die Männer zur Stelle. Der Bann löste sich von dem Weibe. Der Felix umfing sie, und sie schmiegte sich zitternd an ihn.

„Da hinunter," murmelte sie, hinter sich weisend, „da hinunter!"

„Und der Hund," erklärte sie weiter.

Sein Blick ging in die Tiefe. Ein wildes Leid

machte seine braunen Züge zucken. Mit der freien Hand fuhr er sich ein paarmal gedankenlos ins krause Blondhaar. Auf einmal erkannte er den Schmied.

„Du hättest es halten können, Mörder," brüllte er auf wie ein todwundes Tier und wollte Hand an den Scheelen legen.

Doch der Mönch hielt ihn zurück.

„Felix, mein Felix!"

Eine wunderbare Gewalt lag in den drei Worten. Vor ihnen verrauchte die Wut des Leidgetroffenen. Er neigte sich über sein Weib. Und auf einmal konnten sie weinen.

Da machte sich der Schmied hinweg.

Der Mönch führte die Trostlosen auf eine Bank am Hause. Dann stieg er in die Tiefe.

Die Sonne zog westwärts. Ein leiser Schatten löschte das Gold, das auf die Häupter der beiden Schluchzenden geflossen war. Sie saßen wortlos und versunken in Kummer.

Wohl eine Stunde später klomm der Pater wiederum dem Hause entgegen. In seiner Kutte verborgen trug er eine leichte, reglose Last. Als er das graue Gemäuer erreicht hatte, schritt er vorbei an den Gramgebeugten und legte das tote Kind in die Wiege, mit einem Linnen es verhüllend. Aus nahen Steinen brach er einen mächtigen Zweig glutroter Bergrosen und schmückte das schimmernde Bahrtuch.

„Schuldlos und leidlos," sprach er laut und feierlich. „Vom Himmel gekommen, zum Himmel genommen! Neiget eure Häupter in Demut vor dem Willen des Herrn!"

Der Knecht und sein Weib fuhren auf und sahen den Gewaltigen wie einen Propheten stehen.

„Tretet heran!“ gebot er.

Wie verschüchterte Kinder mit tränenden Augen schlichen sie näher. Da fielen ihre Blicke auf die kleine Leiche. Das Weib wankte aufstöhnend und drohte zu fallen. Der Felix stützte sie. Doch der Mönch sprach hohe Worte, die wie Balsam auf frische Wunden fielen.

„Die Sonne verzieht, bald will es dämmern! Ihr trauert, als wäre es ewiger Abend geworden!“

Er faßte die Hände der beiden und sah sie mit feucht schimmernden Augen an.

„Schmerzen gibt es, die nimmer heilen, Wunden, zum Tode geschlagen! Doch ihr seid jung, und was der Herr euch nahm, kann er euch wiedergeben! Glaubet und hoffet! Ehe das Jahr sich erfüllt, wird neuer Segen keimen!“

Seine Rede war fest, als ob er Gewisses verkünde. Die Trauernden glaubten. Darauf wollte er sie verlassen. Doch der Knecht bat:

„Harret bei uns, Herr, bis wir das Kleine gebettet haben!“

Da blieb er. Im sinkenden Abend begruben sie das Kind und setzten ein rohes Kreuz auf den sich wölbenden Hügel.

„Glaubt und hofft!“

Der Mönch schritt bergwärts darauf.

Der Knecht und sein Weib standen beisammen und schauten sich still und gefaßt in die Augen. Der Trost des Barmherzigen klang in ihnen nach.

---

10. Flucht

Eine leuchtende Nacht lag über dem Hospiz. Die düsteren Mauern warfen lange Schatten. Die Kapelle stand vom Schimmerlicht des Mondes übergossen. Wie gewaltige Alabastersäulen ragten die Berge, blaudunkel ruhte der Himmel darauf. Einzelne Lichter flammten still und weit im blauen Grunde; ihr Schein verblaßte vor dem machtvollen Glanz des Mondes. Wo dieser niederrann am Gebirge, war jeder Fels, jeder ragende Stein deutlich erkennbar. Und der Schimmer floß in die todstillen Seen. Es gab ein geheimnisvolles Funkeln und Blitzen, wo starke Welle und feuchtes Licht ineinander strömten. Heiliger Friede lag über dem Schirmhaus.

Im Innern des Hauses schlief alles. Viel wegmüdes Volk rastete diese Nacht im alten Bau. Spät hatte sich auch Tonio, der Knecht, gelegt, dessen Tagewerk ein schweres gewesen. Einzig der Mönch wachte noch. Er saß hinter dem Fenstergitter seiner Zelle, sein Haupt schwer in die hohle Hand gestützt. Sein Bart wallte auf die Brüstung. Auf seinem bleichen Gesicht ruhte der Schimmer, der vom Himmel quoll, und färbte es weiß. Seine Blicke gingen nach den reglosen Seen.

„Still — wie gefeit gegen allen Sturm," murmelte er in sich hinein, und es war, als beneide der Hohe die Gewässer.

Aber gleich darauf neigte er das Haupt über seinen Rosenkranz und betete lange.

Als er aufsah, fuhr er zusammen und richtete sich spähend am Gitter empor. In den Steinen am Ufer des nächsten Sees schlich ein Weib, Haupt und Gestalt von wehendem Tuche umhüllt. Sie kam näher und näher, vorsichtig und wie sich verbergend vor neugierigen Augen. Der Pater erhob sich, stieg über knarrende Stufen hinab nach dem Flur und verließ das Haus. Als er unter den Holzsäulen desselben stand, hörte er die huschenden Tritte nahe am Gebäude. Dann wehte ein dunkles Gewand, eine leichte, schlanke Gestalt strich scheu am Hause vorbei; blonde Locken schimmerten im Fahllicht.

„Wohin geht dein Weg, Gotthardа?" fragte der Mönch ruhig und laut. Er trat aus dem Schatten.

Sie war zusammengezuckt. Ein leiser Schrei entfuhr ihr. Dann schaute sie mit weitgeöffneten Augen und abwehrend auf den an sie Herantretenden.

„Warum hinderst du meine Flucht? — Ich wollte dich meiden und doch war kein andrer Weg als dieser."

Irr und von geheimer Furcht erfüllt, schaute sie um sich.

„Fasse dich," sagte der Priester streng, „und erzähle!"

Sie schauderte.

„Nein, nein! Laß mich! Halte mich nicht! Sein Bluthund ist mir gefolgt den ganzen Tag. Mühselig barg ich mich vor dem Späher in den Klüften. — Wenn er mich hier erreicht!"

Pater Isidor zog die Dirne in den Schatten des schweigenden Gebäudes. Auf einem Steinblock hieß er sie sich niederlassen.

„Berichte!" gebot er dann weiter.

Da wurde sie gehorsam wie ein Kind und, zu seinen Füßen sitzend, hub sie an zu erzählen.

„Schwere Dinge gehen vor in Ursern. Du weißt, das Haus des Stegwirts in Zumdorf, der offen wider den Vogt gestanden, ist in Flammen aufgegangen. Da der Mann seine Zunge nicht hielt und mit Fingern nach dem Vogthaus wies, ausschreiend, dort wohne der Brandstifter, fand man ihn vor zwei Wochen in der Reuß mit einer klaffenden Wunde in der Brust. Ein andrer, der Pfister zu Andermatt, ist seit ein paar Tagen verschwunden; sie sagen: aus dem Wege geräumt auf des Vogtes Befehl. Auch er war ein Widersacher deines Bruders. Aber das Schlimmste geschah am Tage vor gestern. Die Mutter hörte ein Gespräch mit an, das Zeno führte mit seinem Späher, dem Schmied. Zwölf Namen nannte ihm der, ehrlicher Männer, die murrten wider das unerhörte Gebaren des Ammanns. Und der Schmied wußte das wilde Blut deines Bruders siedend zu machen und ihm den Tod der Zwölfe abzubetteln. Da trat die Mutter dazwischen. Mit einem Beil gewaffnet ging sie auf den Verderber des Ammanns zu und hob die Waffe zum Schlag wider ihn. Zeno entriß ihr die Axt und schmähte sie vor dem Ehrlosen. Da hielt sich die Mutter nicht länger. Wenn Worte richten könnten, die beiden hätten ihre Häupter gebeugt und sich verkrochen wie stehlende

Hunde. Nun — Zeno war berauscht. Von sinnloser Wut geschüttelt, hieß er den Schmied die Knechte rufen und die Mutter in Ketten legen. Und sie haben sie gefesselt. Nun liegt sie im tiefsten Kellergelaß. Mich aber ließ der Vogt in seine Stube bringen und wollte mir das Jawort abzwingen, das ich ihm so lange verweigert. Als ich mich wehrte und mich aufbäumte gegen den Verworfenen, riß er mich in seine Arme, und ich fühlte seinen ekeln Atem auf Wangen und Mund —"

Zusammenschaudernd hielt die Dirne inne. Das letzte hatte sie in immer steigender Erregung und vorgeneigten Leibes geredet. Ihre Augen sprühten ein wildes Feuer und hingen fest an des schweigsamen Mönches Antlitz. Als dieser kein Wort erwiderte, vollendete sie ihre Geschichte.

„Da ich mich endlich losgerissen aus seinen Tigerklauen, hob er an zu schmähen und zu schwören, daß er mich kirre mache. Dann schloß er mich in seine Stube ein. Aber des Nachts entschlüpfte ich durch das Fenster, an einem Seil mich zu Boden lassend. Darauf floh ich zu Berg. Den ganzen Tag hielt ich mich verborgen in den Felsen, denn der Schmied suchte mich. Ich entkam dem Verfolger; sicher kam ich hierher. Dieses Tuch gab mir Helmine, des Felix Weib, als ich mich an ihr Haus schlich vor Stunden. — Nun will ich weiter — weiter!"

Endlich redete der Mönch. Seine Züge waren finster geworden. Ein Ausdruck von Härte legte sich um seinen Mund.

„Ich kann dich nicht rühmen, Harda! Du fliehst

statt auszuharren bei der, die dich schützte. Die dir Mutter war, lässest du im Elend!"

Sie richtete sich hoheitsvoll auf.

„Schmähe mich," sagte sie einfach, „aber höre mich erst! — Ich gedachte der Mutter einen besseren Schutz zu schaffen als mich schwaches Weib!"

Sie zog ein zerknittertes Pergamentstück aus dem Busengewand und reichte es ihm.

„Das hättest du heute gefunden, Herr!"

Er las:

„Schläfst du, Barmherziger? Dein Volk schmachtet und deine Mutter stirbt!"

Das war mit Blut geschrieben.

Pater Isidor forschte und ersah die Schramme, wo sie den Arm sich geöffnet hatte.

„Bin ich blind gewesen, daß ich nichts sah von den Greueln! Die Scharen der über den Berg Wandernden zwangen mich, hier zu verweilen, und keine Klage drang aus Ursern zu mir!"

„Weil der Tod darauf stand," warf die Dirne dazwischen.

„Was redest du?"

„Keiner hat es gewagt, dich zu rufen. Der Schmied wittert leicht. Und er wachte am Gotthard."

Der Pater verstand. Auf seiner Stirne thronte ein machtvoller Zorn.

„Ich darf nicht zögern," sagte er. „Wann der Morgen graut, steige ich nieder. Wirst du mich begleiten?" sprach er in plötzlichem Entschluß.

Sie wurde bleicher und zitterte.

„Ich gehe dort hinab."

Sie wies nach den livinischen Bergen.

„So fürchtest du den Vogt?" sagte er hohnvoll.

„Weißt du denn, ob ich nicht vor einem andern fliehe?"

Ihre Blicke brannten. Sie wuchs neben dem hohen Mönche auf. Leidenschaft schüttelte sie.

„Ich verstehe dich nicht," sagte der Pater. „Was willst du da unten — jung und schön und arm? Du verkommst in der Fremde!"

„Was bleibt mir sonst? — Zurück kann ich nicht! Ich hasse den Vogt, und — — —"

„Was soll das Rätsel? Rede zu Ende!"

„Willst du es wissen?"

Sie sah ihn durchdringend an.

„Ja," sagte er ruhig.

„Ich habe dich lieb, Herr!"

Fast demütig war das Geständnis über ihre Lippen gekommen.

Einen Augenblick schien es, als wolle ihn die allmächtige Gewalt über sich selbst verlassen. Dann streifte seine Hand den Rosenkranz an seinem Gürtel, krallte sich in die Schnur und zerdrückte eine der Perlen, daß die Scherben ins Fleisch drangen. So gewann er seine Ruhe zurück.

„Du frevelst, Dirne," sagte er herb.

Nun flammte sie auf.

„Warum trägst du dies Kleid? Wärest du im Hause deiner Mutter geblieben, du Großer, Edelster, du Starker, du hättest Segen über Segen getan. Dein Gewand ist deines Hauses Fluch. Die Mutter entbehrt dich. Der Bruder steht an der Stelle, die dir gebührt, und verunglimpft sie. Ich, die ich dein bin mit Leib und Seele, muß darben in ewiger

Armut. Und du selber? Leugne es nicht, was hilft es! In deinen strafenden Augen, von deinen Lippen lese ich besser! Wärest du ein Mensch wie die andern, du zwängest das heiße Drängen deiner Seele nicht! So aber — was keiner kann, kannst du! Der Sünde Gifthauch berührt dich nicht! Aber du trägst doch deine Last!“

Wie von ferne klang seine Stimme.

„Du bist von Sinnen, Weib! Ich fasse deine Worte nicht!“

Sie trat ganz nahe an ihn heran. Ihre blauen Augen bannten die seinen. In ihrem Blicke war kein unreines Feuer; es war mehr eines Kindes liebeheischendes Schauen.

„Warum verstellt du dich?“ sagte sie weich. „Du bist mein, wie ich dein bin!“

Er kreuzte die Arme über seine wogende Brust und schaute sie voll an. Die leuchtende Nacht verklärte ihre seltsame Schönheit. Wie eine Goldkrone schimmerte ihr Haar, von dem das Tuch geglitten war, und ihre Züge waren weiß wie der Schnee der Berge. Der Gewaltige wollte erliegen. Da rührte ein plötzlich heranfauchender Windatem leise, fast unhörbar den Schwengel der Kapellenglocke. Der Mönch redete langsam und schwer.

„Gehe beten, Unselige! Bis der Tag sich erneut, knie da drinnen und beichte deine Sünde dem Höchsten! — Dann steigen wir nach Hospental!“

„Gebietest du?“ fragte sie.

„Ich befehle es!“

Da schlug sie das Tuch fester um sich und schritt zur Kapelle hinüber. Auf den lichtüber-

ronnenen Fliesen rutschte sie sich die Knie wund, bis der Morgen kam; aber ihr Gebet war wirr und ohne Andacht. — —

Als im Ost der Himmel fahl sich hellte, stand der Mönch in der Tür der Kapelle. Sein Gesicht war hart und streng.

„Komme!" sagte er nur.

Sie gehorchte ohne Widerspruch. Dann zogen sie talwärts.

---

11. Rechenschaft, Vogt von Ursern!

In den Lüften war ein gewaltiger Streit entbrannt. Er hatte um Mitternacht begonnen. Aus Nordosten wehte ein Wind; fast wimmernd fuhr er durch die Gasse von Hospental. Noch waren seine Atemzüge lang, und gemächlich heulte er um die Hüttenecken den langgezogenen klagenden Ton. Aber hoch in den Wolken schwoll er zum Sturme. Er trieb weiße Schleier über verblassende Sterne. Sie flossen wie Rauch bald auseinander, bald wieder zusammen, den Himmel verhüllend, dort und hier das leuchtende Blau noch einmal freigebend. Ein ruheloses Treiben, ein Aufwirbeln und Sichballen, ein Zerrinnen und Zerfließen.

Die Unrast der Wolken schien das Volk von Ursern angesteckt zu haben. In Hospental war ein sonderbar Zusammenschleichen von Männern und Weibern. Scheu und heimlich trat Nachbar zu Nachbar; und eine Kunde lief um. Harmlos ziehende Boten trugen sie nach Andermatt und Zumdorf:

„Der Barmherzige war endlich zu Tal gestiegen.“

Zu frühester Morgenstunde hatte das Tor des Vogthauses unter des Mönches pochender Faust gedröhnt.

Ein fremder Knecht öffnete mit Unwillen. Scheel sah er auf den Kuttenträger, frech auf die Dirne, welche beim Gesinde als vom Ammann verjagt galt.

„Wo ist der Vogt?“ fragte Pater Isidor.

„Wer seid Ihr?" fragte der Knecht dagegen.

Aber der Mönch reckte sich gebietend.

„Gib Antwort, Gesell! Wo ist mein Bruder, der Vogt?"

Der andre erschrak und krümmte kriecherisch den Rücken.

„Er schläft," sagte er fast abbittend.

„So wecke ihn!"

„Herr, der Vogt hat die Nacht über dem Becher gesessen."

„Ich verstehe," sagte der Mönch bitter lächelnd.

„Führe uns zur Vögtin!" forderte er dann.

Der Knecht trat zurück.

„Ich darf nicht," stammelte er.

„Du mußt!"

Des Mönches Stimme hatte metallenen Klang. Sie wehrte jedem Widerspruch. Der Kriecher stand in tausend Aengsten und wußte sich nicht zu helfen.

Da wurde es lebendig auf dem Flur. Aus dem Küchengelaß kamen Mägde und Knechte. Als sie den Mönch erblickten, beugten sie die Knie.

„Der Barmherzige," ging es wie erlösendes Flüstern von einem zum andern.

„Sankt Gotthard mit Euch," grüßte der Hohe.

Sie traten herzu und faßten seine Hände.

„Ich komme um eure Herrin," drängte er ungeduldig. „Weist mir den Weg!"

Ein silberhaariger Knecht schritt ihm voraus. Die andern hieß er an ihr Tagewerk gehen. Mit Gottharda stieg er jenem nach zu den Kellergewölben. Ihre Schritte hallten auf den granitenen Stufen wieder. Feuchte, schlimme Luft umfing sie. Dann

knirschte des Alten rostiger Schlüssel im Schloß einer schweren Tür.

Spärliche Helle fiel in das Gewölbe, an dessen Wänden weißer Schimmel wie Spinnweb hing. Der moderige Raum erschien unheimlich düster. Doch gerade dort, wo das hohe Weib in schwarzer Gewandung auf faulenden Balken saß, fand der Lichtschimmer Einlaß und beleuchtete ihr stolzes, todweißes Gesicht.

Sie hatte den Kopf erhoben, als die Tür gegangen war. Nun richtete sie sich auf. Die Kette klirrte, die ihre Hände fesselte. Wortlos hielt sie die beiden eisenbelasteten Glieder dem Mönche entgegen.

Seine Stirne furchte sich.

„Schließe auf!" befahl er dem Knecht.

Der holte einen seltsam geformten Schlüssel hervor und befreite die Vögtin. Als die Bänder fielen, neigte sich der Pater und drückte seine Lippen auf die Male, die sie gelassen.

„Geht auf Eure Stube, Mutter! Führe sie, Harda! Wann ich Zeno gesprochen habe, werde ich euch folgen!"

Festen Ganges verließ das stumme Weib ihren Kerker und stieg die Stufen empor. Die junge Dirne faßte ihre Hand und geleitete sie. Der Mönch folgte ihnen langsam bis zu des Vogtes Gemächern. Dort ließ er sich die Stube weisen, wo der Ammann schlief.

Er trat leise hinein und zog hinter sich die Türe zu. Dann stand er wie gebannt. Auf zerwühltem Lager ruhte angekleidet der Vogt, das vom Barte

umwallte Antlitz aschfahl, die Lider rot und geschwollen, den Mund wie schmachtend geöffnet. So lag er und stöhnte und atmete schnarchend.

Den Reinen ekelte.

„Erwache!" grollte er.

Der Schlummernde stieß ein lauteres Stöhnen aus. —

Da hielt sich der Pater nicht länger. Seine Finger griffen hart nach des Vogtes herabhängendem Arm und zerrten den Schläfer aus seinem Taumel. Dieser stierte mit gläsernen Augen um sich. Allmählich kam er zum Bewußtsein und erkannte den Mönch. Mit einem Schlage wurde er nüchtern. Er erhob sich und maß den Kuttenträger.

„Was willst du — Heiliger?" murrte er.

„Rechenschaft, Vogt von Ursern," sagte der Mönch laut und drohend.

Der andre vermochte seinen Blick nicht auszuhalten. Seine Augen hafteten fast scheu am Boden und alles Blut drängte ihm in die Schläfen. Das weckte seinen Grimm.

„Wessen erfrechst du dich, Mönch? Du dringst in meine Kammer und schiltst mich, als wäre ich dir leibeigen! Wahre dich, Scheinheiliger! Ich habe gehorsame Knechte und — Hunde, dich mir vom Halse zu schaffen."

„Gib Antwort, Verbrecher!" zürnte der Mönch ungerührt, und wie in einem Banne wagte der andre noch immer nicht, zu dem Grollenden aufzusehen.

Dieser wiederholte:

„Gib Antwort! Wie hast du dein Versprechen

gehalten? Hast du das Volk geachtet? Hast du sein Wohl über das deine gesetzt?"

„Nein!"

In bitterer Ehrlichkeit stieß der Vogt das heraus, und seine Wut war wie mit einem Schlage verschwunden.

„Warum nicht, Ehrloser?" fragte der Mönch.

„Ich wollte es. — Aber es ist anders gekommen!"

„Was entschuldigt dich?"

„Mißtrauen stand mir entgegen, und dann —"

Des Vogtes lauernder Blick ging an dem Mönche empor. Er rückte nahe an ihn heran. Vertraulich neigte er sich zu ihm.

„Ich glaube, Mönchlein, du weißt, wie unerfüllbare Wünsche brennen da drinnen!"

Er berührte die Brust des Paters und fuhr fort:

„Du gehst zu Grunde an jenen! Ich kühle die Gier in andrer Schmerzen!"

Der Pater trat einen Schritt zurück. Er erkannte des Bruders innerstes Fühlen, und etwas wie Mitleid kam über ihn; aber er gab ihm nicht Raum.

„Und nichts sonst hast du zu sagen zur Rechtfertigung des Ungeheuren, das du tatest?"

„Nichts sonst!"

„So lege deine Würde ab!"

Der Vogt lachte schallend auf.

„Du faselst, Heiliger! Bist du deshalb gekommen? Sei ruhig, ich bleibe Vogt von Ursern, ob du willst oder nicht!"

„Beharrst du darauf?"

„Und sicher!"

„Wohl denn, das Volk entscheide! Ich berufe die Talgemeinde. Da du nicht freiwillig gehst — —"

„Das wirst du nicht tun, Pfaff!" schäumte der Vogt aufs neue auf.

Des Mönches Stimme schwoll mächtig.

„Ich werde es tun! Und wenn du verjagt bist von deinen Geknechteten, dann sollst du der Mutter fußfällig den Schimpf abbitten, den du ihr angetan!"

Ehe der Renner Worte gefunden in seiner nun alle Schranken brechenden Wut, hatte der Pater die Türe geöffnet und war verschwunden.

Der Vogt riß die kaum verschlossene Türe auf. Sein Ruf machte das Haus dröhnen; er verlangte nach seinem Späher, dem Schmied.

Eine Totenstille folgte dem tobenden Ruf. Eine Weile darauf schlich der Scheele nach des Vogts Gemach.

Er prallte entsetzt gegen die Wand zurück, als er die Tür hinter sich geschlossen hatte. Der Vogt saß in seinem Stuhl zusammengesunken, sein Dolchmesser in der Faust, und schnitt langsam Wunde um Wunde in seine linke Hand. Das Blut rann über das mißhandelte Glied, und mit Raubtierblicken stierte der Zornbebende auf die rinnenden Tropfen.

„Bist du da, Spion?" fragte er ohne aufzusehen. Und als der andre das Antworten vergaß, höhnte er: „Graut dir, Feigling, daß ich dem Blut Ausgang schaffe, das mir allzu heiß ins Gehirn drängt!"

Der Einäugige zwang sich und kam näher.

„Herr," sagte er, „endet das Spiel!"

Der Renner bot ihm die geschändete Linke.

„Verbinde!" gebot er.

Der Schmied riß sein Ueberhemd aus Zwilch in Fetzen und legte es als Verband um die blutige Hand.

Dann sagte er:

„Ihr riefet mich?“

Der Renner richtete sich wie geweckt empor. Ein fürchterlicher Zug kam in sein Gesicht. Er legte die schwere Rechte auf die Schulter des Einäugigen und zog ihn ganz nahe an sich heran.

„Töte den Mönch,“ zischte er ihm ins Ohr.

Der Gewissenlose erschrak.

„Den Barmherzigen? — Er hat mir nichts zuleid getan!“

„Er oder du,“ sagte der Vogt mit eisiger Ruhe. „Daß er nicht Zeit findet, die Talgemeinde einzuberufen, bürgst du mit deinem Hals, Gesell!“

Der Schmied schien zu überlegen.

„Ihr befehlet, Herr — ich gehorche,“ murmelte er nach einer Weile. Verschlagen wie der Fuchs verbarg er das höhnische Zucken der Lippen, das ihn bei dem Versprechen angekommen war.

Und wie zu großer Aufgabe trollte er sich.

12. Beichte

Die Vögtin saß am Fenster ihres hochgelegenen Schlafgemachs und schaute in den sich trübenden Tag. Ueber die Matten von Andermatt kam es wie Nebeldünste geschlichen; schwarz traten die Felszacken der Berge aus fahlgrauem Himmel. Zuweilen flatterte eine zerissene Wolke wie ein huschendes Gespenst um einen der ragenden Steintürme. Um die grauen Mauern des Vogthauses fuhr in immer kürzeren Stößen der sich entfesselnde Sturm.

Das Weib am Fenster lauschte auf nahende Tritte. Sie erwartete den Mönch. Hinter ihr stand, die Hände auf die Stuhllehne gelegt, bleich und mit wogender Brust, die Augen dunkel vor Erwartung, Gotthardа.

Die beiden sprachen nicht. Der, den sie erwarteten, gebot über ihre Geschicke. Sie hatten sich nichts zu sagen.

Endlich kam er. Das Holz der Sandalen verriet sein Nahen. Die Dirne zitterte. Da wandte sich die Vögtin um nach ihr. Wie eine, die lang Erwartetes entdeckt, schaute sie sie an.

Darauf trat der Pater in die Stube.

Sein Auge überflog das Gemach. An dunkelgebeizten Wänden hing nicht ein schmückendes Bild; nur die Glieder eines sterbenden Christus stachen schreckhaft weiß vom dunkeln Getäfel ab. Alles Gerät, das die Stube füllte, war schwer und alters-

braun, selbst das Lager der Vögtin deckte ein mächtiges schwarzes Tuch, wie man es über einen Sarg legt. Das hohe, nie lachende Weib, Pia, die Rennerin, paßte zu ihrer Behausung.

„Ich sehe Euch gefaßt, Mutter," sagte der Eintretende. „Ihr habt das Leid verwunden, das ein Verblendeter Euch angetan."

Sie nickte und wies auf einen nahen Stuhl. Doch er übersah das und wandte sich an die Dirne. Es war, als wolle er sie prüfen.

„Ich habe einen Auftrag, Harda! Wenn du den Sturm nicht scheust, magst du ihn ausführen."

„Rede, Herr," drängte sie hastig. „Was ist mir der Sturm in den Lüften, wenn ich dir dienen kann?"

„Eile nach Andermatt und suche den Dorfvogt auf. Sage ihm, Pater Isidor entbiete der Talschaft durch ihn, daß morgen, eine Stunde nach Mittag, an der Kapelle des heiligen Joseph zu Hospental Talgemeinde gehalten werde und möge keiner fehlen, der Klage habe wider meinen Bruder, den Vogt!"

„Ich höre und werde keines deiner Worte vergessen," sagte die Dirne und schlang ein Tuch um Haupt und Schultern. Dann wollte sie gehen.

Der Mönch rief sie noch einmal zurück.

„Des Vogtes Späher sind eifrig. Wohl suchen sie nach Männern, die Botschaft tragen. Darum sende ich dich. Doch auch du bist gefährdet. Dein Weg ist auf Leben und Tod. Fürchtest du dich?"

Sie warf das blonde Haupt in den Nacken und ging wortlos hinaus.

Er murmelte einen Segen hinter ihr. Dann wandte er sich nach der Mutter um. Seine hohe

Gestalt bebte wie im Fieber. Er wankte zu ihr, und plötzlich sank er in die Knie und barg das Gesicht in den Falten ihres Gewandes. Sie fuhr mit der Hand über sein dunkles Haupt.

„Die Stunde ist da, die ich habe kommen sehen und die auch dich übermannt, mein Starker," sagte sie fast feierlich.

Er sah auf zu ihr wie zu seinem Beichtiger.

„Mutter, meine geschändete Mutter, weist mir den Becher bitteren Lebenstrankes, den Ihr genossen bis zur Hefe, daß ich den meinigen geduldiger leere!"

Sie verstand ihn und begann zu erzählen.

„Mahne mich, von den sonnigen meiner Tage zu reden, und ich habe wenige Worte zu sagen. Soll ich von den dunkeln erzählen, magst du Geduld haben! — Aber nein! Du willst nur Leid an Leid messen! So höre! — Aus der Burg des Vaters in Bünden holte mich Zeno, der Renner, als ich siebzehn Jahre geworden war. Warum? Ich hatte mich einem angelobt, der dem Vater ungenehm war, und als er zu Markt fuhr nach Ursern, verhandelte er mit seinem Rindvieh sein einziges Kind. Als ich einzog in das Vogthaus zu Hospental, zog das Elend mit mir und hat an meiner Seite ausgehalten, bis mein Haar grau geworden. Ich sollte deines Vaters Magd sein, aber ich bin nicht geschaffen, mich zu beugen. So war es ein ewiger Kampf. — Aber die Kinder brachten Licht in meine Tage. Ihr wuchset heran, meine Söhne, hoch und gewaltig und klugen Geistes, und ich war stolz auf Euch. Da griff der Tod die zwei ältesten, meine Zwillinge. Am Gotthard begrub sie die Lawine. Ich verwand

den Schmerz. Sechs Monde freute ich mich der mir Gebliebenen. Dann kehrte Beatus, mein dritter, von der Jagd auf das Grattier nicht mehr zurück. Vier Wochen später trat Isidor, mein Liebling, ins Kloster, weil ihn ekelte vor dem Leben im Vaterhaus und weil seine Seele auf Taten der Barmherzigkeit sann. Von da an wachte ich über meinen letzten — und er hat mich in Ketten gelegt!"

Die Stimme des Weibes sank. Die letzten Worte hatte sie härter und bitterer gesprochen, und ihr Gesicht war wie zu Marmor erstarrt.

Der Mönch erhob sich. Als er sich neben der starren Frau aufrichtete, wich die letzte Schwäche von ihm. Er begann zu reden:

„Ich bin ins Kloster gegangen. Wäre es nicht geschehen — wer weiß, ob unsre Geschicke sich besser erfüllt hätten!"

„Wer weiß!" nickte die Vögtin.

„Aber die Bande der Kirche sind irdische Bande. Sie lassen sich lösen. Dies Kleid — leicht ist es weggelegt. Wenn Ihr es heischet, meine Mutter — ich reiße mich los!"

Der Mönch sprach erregt.

Sinnend murmelte danach das Weib vor sich hin:

„Du kämest spät — aber du kämest!"

Dann plötzlich sah sie ihn durchdringend an.

„Geheime Wünsche reden aus dir! Laß mich in dein Innerstes sehen! Beichte mir ganz oder ich habe zu hoch gedacht von dir!"

Der Pater preßte die Fäuste vor die keuchende Brust. Der Sturm seines Innern riß ihn fort.

„Darum kam ich! Alles sollt Ihr hören, Ihr

allein. Nicht zum Beichtstuhl der Kirche bin ich geschlichen, als ich meiner selbst nicht mehr Herr war, zu Euch komme ich, meine Höchste, an die ich glaube, wie an des Himmels Heilige, zu Euch, meine Mutter! — Der ich die Bande freiwillig auf mich nahm, dürste nach Freiheit! Der ich der Welt entsagt habe und allen Lüsten und Begierden, sehe eines Weibes Antlitz mir in Liebe geneigt! Blondes Gelock — schimmernde Augen — mich verlangt danach Tag und Nacht! Ich vergehe in Sehnsucht, und ich höre die Stimme: ‚Nimm, sie ist dein, was zögerst du?'"

Er schwieg und starrte wie ein vor sich selbst sich Scheuender zu Boden.

„Du hast alles gebeichtet," sagte die Vögtin. „Nichts hältst du zurück! Fügst du dich meinem Urteil?"

Neben ihn tretend, faßte sie seine Hand. Hoch und mit leuchtenden Augen stand sie, und als seine Blicke die ihren trafen, sagte er:

„Was du gebietest, sei getan!"

Da wurde ihre Stimme mächtig wie die einer Seherin.

„Zwinge dich selber, mein Heiliger! Wie du die Hunderte, die deine Wege kreuzen, zwingst, daß sie dich ehren und deine Herrschaft erkennen, also werde Herr über dich. Freiwillig nahmst du dein Kleid — trage es weiter, daß dich nicht Scham bedrücke in künftigen Stunden! Groß will ich dich sehen und von keinem menschlichen Fehl behaftet! Bleibe der Mönch, der du bist, und — entsage dem Weibe!"

Draußen war es fast finster geworden noch mitten am Tage. Und wie wenn eine der ragenden Bergsäulen donnernd zusammenstürzte, erschütterte ein Krachen die Luft. Ein Flammenzucken war ihm vorausgegangen. Das Unwetter hub an.

Der Pater trat unter das Kruzifix. Bleich wie die Glieder des Heilands leuchtete sein Gesicht aus dem Dämmern. Auf die breite Brust fiel leise zitternd der Bart. Seine Gestalt richtete sich zu reckenhafter Höhe auf. Dann hob er die Hand zum Schwur.

„Die Stürme brausen! Die Stimmen des Himmels sind laut! Bei allem Heiligen und Höchsten, das redet in Donner und Blitzesleuchten — ich entsage dem Weibe!“

Und nahe zu ihm, ganz nahe schritt die Vögtin. Sie legte ihr graues Haupt auf seine Schulter und sagte mit eigentümlich brechendem und doch hartem Ton:

„Du schwurest zu des Hauses Untergang, aber — ich segne dich dafür!“

Eine Weile hielt sie die Stirne an ihn gelehnt, als sei sie zum letztenmal bei ihm. Endlich fragte sie:

„Wo nächtest du?“

„Beim Hochwürdigen von Hospental,“ war sein Bescheid, und er fügte hinzu:

„Ihr bedürft der Ruhe, meine Mutter. Ich gehe.“

Ihre Hände verschlangen sich. Dann schritt er gewichtigen, sicheren Fußes hinaus.

Aber durch das Tal hallte das Tosen des Gewitters.

Lauschend achtete die Vögtin auf das Grollen

der Donner und das Niederstürzen der Wasser. Sie rührte sich kaum, bis die Schlacht der Elemente geschlagen war. —

Stunden darauf erst kam ein leises Klopfen an der Tür der Einsamen, und als sie öffnete, trat Gotthardа ein.

Der Sturm hatte ihr Blondhaar zerwühlt, in Strähnen hing es in das weiße Gesicht. Die Kleider trieften ihr. Aber in den Augen flackerte der Wagemut.

„Mutter, es ist alles getan. Die Gemeinde wird tagen! — Wo ist — —"

Die Vögtin fiel ihr ins Wort.

„Isidor, der Mönch, nächtet im Hofe des Hochwürdigen. Was du getan hast, ist gut, meine Tochter! Nun magst du schlafen!"

Die Dirne blieb wie angewurzelt mitten in der Stube stehen. Isidor, der Mönch — das Wort war mit seltsamer Betonung gesprochen. Eine Ahnung dämmerte in der jungen Seele auf: die Vögtin hatte des Barmherzigen Beichte gehört.

Gottharda neigte das wirr umlockte Haupt.

„Ich habe verstanden, Mutter!"

Dann verließ sie das Gemach, welches die Rennerin, hin und wieder schreitend und vom Schlaf geflohen, durchmaß, bis der Morgen hinter den Bergzacken aufblitzte.

13. Das Gericht

Was das Unwetter der Nacht an Kühle über die durstigen Matten gegossen, hatte der flammende Morgen aufgesogen. Glutheiß lohte der Tag. Alles Gestein gleißte. Die Felsen brannten wie in Diamantenfeuer, und der Himmel hing schwer und beengend in wolkenloser Bläue über dem Tal.

Auf Pfaden, die sich mit weißem Staub überdeckten, zog alles Volk von Ursern zur Kapelle des heiligen Joseph in Hospental. Wo der Weg der Reuß entlang durch Mattenland nach Andermatt führte, überragt von etlichen Tannen, die an einem kleinen Hügel standen, schaute aus flachem, grünem Grunde das rohe Gemäuer der Kirche. Fast hoch stieg der Turm neben dem niedrigen, für an die hundert Menschen bemessenen Betraum auf. In hölzernem Giebel hing die wimmernde Glocke, deren dünne Stimme über das schmachtende Gelände hallte. Zuweilen verschlang das Grollen der Reuß das ladende Läuten. Die Glocke sagte Talgemeinde an. Auf drei Seiten der Kapelle war weites Mattenland; hier sammelte sich im Ring das Volk, Greise, hoch und knorrig wie verwitterte Tannen, Männer von mächtigem Gliederbau und reifende Jünglinge. Zwei Waibel in Amtstracht nahmen würdigen Schreitens ihren Platz auf erhöhtem Brettergerüst, von dem aus sie alles Volk überschauten. Hellebardiere in

schwarzgelbem Wams, den Stierkopf auf der Brust, hielten zu beiden Seiten des Kapellentors. Ein Summen und erwartungsvolles Flüstern ging in der Menge. Noch fehlte der Gemeinde der Leiter, und suchende Blicke flogen öfter und öfter nach den Hütten Hospentals, vor denen das Vogthaus wie ein Wachtturm stand.

Endlich löste sich eine Gruppe von Männern aus der engen Dorfgasse. Spähend harrte alles Volk der Näherkommenden. Vor jenen ging der Mönch einher. Langsam und gemessen schritt er, wie ein Trauernder, doch hoch hielt er das Haupt, einem Richter gleich. Seine Stirne leuchtete, und die Reinheit des Siegers strahlte aus seinem Blick. Hinter ihm trugen vier Knechte eine Bahre. Es waren starke, bergharte Gestalten. Aber sie trugen schwer an der Last. Ein mächtiger Körper lag auf dem Holzgefüge, unbedeckt, über breiter Brust die Hände zusammengelegt, deren eine ein Verband umschlang. Auf einem Pfühl aus schwarzem Tuch ruhte ein fahles, finsteres Haupt. Die Lider geschlossen, die Stirn wie in jähem Grimm gefaltet und die Lippen zusammengepreßt, war das Gesicht der sengenden Sonne zugekehrt, und güldene Lichter spielten in dem dunkeln, wallenden Bart. Zeno, der Vogt, kam tot zur Talgemeinde.

Näher und näher zogen der Kuttenträger und die Schar der Knechte. Da drängte jach alles Volk gegen den Weg hinauf. Mit vor Schrecken und Neugier weit geöffneten Augen stierte Mann an Mann auf den Gefällten und sein Geleit. Dann winkte der Mönch, und es wurde ein Weg in der

Menge. Schweigend schritten sie hindurch bis zur Tür der Kapelle; auf den Granitfliesen ließen die Träger die Leichenbahre zu Boden. Das Volk stand im Ring, Kopf an Kopf gedrängt.

„Wer tat es?" lief verstohlen und zitternd ein Fragen Reih auf, Reih ab.

Der Talvogt von Ursern beengte noch im Tode das freie Reden seiner Geknechteten.

Der Mönch trat neben den Toten. Er wendete sich gegen das flüsternde, Kunde heischende Volk, und mit einem Schlage wurde Ruhe im Kreis. Auch die Glocke verstummte.

Des Barmherzigen Stimme hallte:

„Männer von Ursern! Der euch Leides getan und zum Himmel schreiendes Unrecht, ist gerichtet und gefällt! Zeno, der Vogt, starb diese Nacht. Als er aus dem Tor seines Hauses treten wollte, gestern zu nächtiger Stunde, traf ihn dies Geschoß, und er sank an der Schwelle!"

Der Pater hob den blutigen Pfeil einer Armbrust hoch und zeigte ihn dem Volke.

Dann fuhr er fort:

„In der Brust ist die Wunde. Der Schütze kannte sein Ziel. Wo ist er? Er mag unter euch sein und frevlen Auges auf das Opfer blicken seiner Tat, sich rühmen in seinem Herzen, daß er ein Volk befreit! Aber über ihn ist das Gericht, und es wird ihn treffen! Der da liegt, euer Vogt, mein Bruder, er hat nicht getan an euch, was Rechtens war! Aber also ihn zu strafen kam keinem von euch zu. Der also tat, ist ein Feigling; denn er schlich des Nachts auf wehrlose Beute! Und der

also tat, ist ein Mörder, nicht besser als jeder, der seinen Bruder schlägt! — Volk von Ursern, sprich Recht über den Verruchten!"

Drohend wuchs des Mönches Gestalt an der sonnenbeleuchteten Kirchenpforte empor. Seine machtvolle Stimme scholl verständlich und hell in die letzte Ecke des lauschenden Ringes.

Ein Murmeln, wie Branden des Meeres, hub an.

„Der also tat, sei geächtet," schwur das Volk mit erhobenen Händen.

„Daß er keine Statt habe hierzulande, weder Haus noch Heim, weder Schutz noch Schirm, weder Speise noch Trank! Daß ihn jeder straflos vom Leben zum Tode bringe! Daß er jagdbar sei wie das Wild!"

Das schauerliche Urteil klang eintönig über die Bahre des Toten.

Da nahm der Pater noch einmal das Wort:

„Die Bahre sei niedergelassen vor dem Altare des Herrn, und ein jeder trete herzu und zeuge dem Toten, daß seine Hand rein von seinem Blute, und jeder spreche: ‚Ich bin schuldlos!'"

Die Knechte hoben die Leiche auf und trugen sie in die Kirche. Vor dem Altar, unter der Lampe des ewigen Lichtes, setzten sie ihre Last zu Boden. Der Mönch trat daneben und lehnte, die Arme verschlungen, an die Brüstung des Altars.

In der Kapelle, deren Fensterbalken geschlossen waren, herrschte Halbdunkel. Sterngleich schwebte darinnen die ewige Lampe. Ihr Schein traf das Gesicht des Ermordeten und verriet eine rotgefärbte Stelle im schwarzen Wamse des Leichnams.

Die Menge des Volkes quoll durch die offene Tür, und Sonnengold strömte über die Häupter der Eintretenden. Mann für Mann nahten sie sich der Bahre. Sie legten drei Finger an die durchbohrte Brust des Toten und sprachen mit leiser Stimme ihren Schwur: „Ich bin schuldlos."

Der Mönch stand wachend und prüfend. Kein Muskelzucken entging seinem forschenden Blick. Er sah die Verdrossenen, die halb höhnend von ihrer Nichtschuld zeugten, andre, die mit Augen, in denen heller Haß glühte, auf den Toten schauten, sah die Furchtsamen, die wie schuldbeladen an der Leiche standen; und der Kuttenträger rührte sich nicht.

So wogten die Scharen herein und hinaus. Und endlich waren alle vorübergegangen. Hinter dem letzten fiel die Pforte der Kirche zu. Wie von einer Last befreit wandte sich der Mönch vom Altare. Da löste sich aus dem Schatten der Sakristei eine schleichende Gestalt.

„Willst du meinen Schwur nicht, Mönch?" klang es hohnvoll, aber leise durch den Raum.

Peter, der Schmied, trat in die Helle der Lampe.

Der Mönch war zusammengezuckt. Sein Auge glitt über des Narbigen schreckliches Antlitz, und seine Lippen öffneten sich.

„Du hast es getan!" sagte er.

Der Fürchterliche trat näher. Er flüsterte, auf den Toten weisend:

„Töte den Mönch, war sein Auftrag! Dafür traf ihn mein Pfeil! Es war meine erste Guttat!"

Das Grauen schüttelte den Pater. Plötzlich trat ihm die Stunde vor Augen, da er den Schmied

hatte den Hund mißhandeln sehen. Ein jähes Mitleid mit dem Verworfenen rührte die große Seele des Barmherzigen.

„Beichte, Verlorener, und ich will dir das Sterben erleichtern! Es ist alles, was ich noch tun kann an dir!"

„Ich begehre deine Wohltat nicht! — Wisse, was mich zu dir trieb: Als ich den da fallen sah, den ich meinen Haß gelehrt, ekelte mich das Leben. Ich werfe es weg, Mönch! Sieh zu!"

Wie ein Wahnsinniger stürzte er nach der Tür, und sie aufreißend, zeigte er dem Volke sein zerfetztes, von Blutwellen durchflutetes Antlitz.

Die Männer hatten schweigend des Mönches geharrt, den sie im Gebete an der Leiche wähnten. Nun trafen haßerfüllte Blicke den Narbigen, der also plötzlich an der Pforte aufgetaucht war.

Der aber schrie mit zum Spotte erhobenen Händen:

„Wenn du dem Toten da drinnen ein Andenken behältst, Volk von Ursern, so schneide diese meine Fratze in Stein! Ich habe es verdient um dich! Ich habe dir mehr Beulen geschlagen als dein Vogt! Ich habe dich gehaßt, denn du hast mich ausgestoßen! Denkt an den Scheelen, ihr alle! Ich lenkte die Hand eures Quälers, ich — der ihn erschoß!"

Er höhnte nicht weiter. Wie Wölfe drängten sich die Männer an ihn; hundert Fäuste griffen nach ihm. Aber er duckte sich und entrann. Und mitten im Gemenge lachte er noch einmal schrill und gellend auf.

„Hahaha! Auch das gönne ich dir nicht, feiles

Gesindel, daß du mich erschlägst! Da — hin ist deine — Freude!"

Blitzschnell hatte der Gesell ein Messer aus dem Wams gegriffen und es bis ans Heft in die eigne Brust begraben.

Im Knäuel der nach ihm Haschenden stürzte er zusammen. In diesem Augenblick trat der Mönch aus der Tür der Kapelle.

„Ruhe!" gebot er. Sein Gesicht war fahl.

Wie auf ein Zauberwort ließ die Menge von der Leiche des Gehaßten, die sie in unbändigem Grimm mit Füßen getreten.

„Vergolten ist denen, die gesündigt haben! Keiner schände die toten Leiber! — Wähle deinen Ammann zu würdigerer Stunde, Volk von Ursern! Gehet, ihr Männer! Ich will die Gestorbenen bestatten!"

Seine Würde zwang die Erzürnten. Sie wichen und teilten sich und zogen heimwärts. Nur acht Knechte blieben bei dem Pater.

Als der Spätwind kühlend über glühendes Gestein und versengte Matten strich, hieß er sie die Toten aufnehmen. Sie trugen sie hinauf gegen das Vogthaus und gruben bei des Tages ersterbendem Schein zwei Gräber im Mattenland, das hinter dem grauen Gemäuer lag.

Dort legten sie den Vogt neben seinen Verderber.

Die Knechte murrten, daß der Mörder neben dem Gemordeten ruhe.

Da antwortete der Barmherzige:

„Sie ziehen denselben Weg vor den Thron des Gerechten!"

14. Lebe wohl, Gottharda!

Der Sommer sollte scheiden. Mit Augen, von Angst und Sehnsucht trüb, spähte alles Volk nach dem Himmel, den keine Wolken mehr verdunkeln wollten und der sein segnendes Naß seit Monden der dürstenden Erde versagte. Es sollte Herbst sein; aber die Nebel brauten im Unterland, und in Ursern brannte die Sonne. Als wäre eine Feuersbrunst über das Tal gegangen, lagen Hänge und Matten versengt, und im spärlichen Tann fielen die Nadeln. Ein Wüstenhauch wehte durch die Dörfer. Eingetrocknet träufelte die Reuß — von silbernen Tropfen eine dünne Reihe — zu Tal.

Aus den Schöllenen stieg ein fahles Gespenst. In glutheißer Nacht kam es an die Hütten von Andermatt geschlichen, klopfte am Hause des Dorfvogts und hockte bis zum lohenden Morgen zu Gast. Als es schied, war der Vogt an jähem Fieber verstorben. Das Sterben aber zog um von da an. Das Totengeläute in Ursern kam nicht mehr zur Ruhe. Und Männer und Weiber schlichen wie Fluchgebeugte hin und wieder. Da verließ der Barmherzige seine leerstehende Herberge auf der Berghöhe und stieg zu den Heimgesuchten. Er begann den Kampf wider den Tod. Und das Volk atmete auf, als wäre ein Heiliger unter sie getreten.

Als der achte Mond des Jahres anbrach, wich

die Seuche, die das Tal verheert hatte, und hundert Gerettete dankten dem Helfer in Kutte und Tonsur. Der Heilkundige hatte wider das Uebel einen übermenschlichen Kampf gestritten. Ruhelos und wie gefeit gegen alle Müdigkeit war er von Hütte zu Hütte gewandert, Tag und Nacht. Wo er kam, war Hilfe, und wo er eintrat, war Rettung. Alles gedieh wie ein Wunder unter seiner Hand. Das Klagen in Ursern schwieg.

Nun regnete es seit Tagen. Die heißen Dünste zerstoben vor dem Nord, der mit mächtigen Stößen aus den Felsen des Teufelstales blies. Die letzten Kranken genasen. Nur im Vogthaus noch schwebte ein junges Weib zwischen Leben und Tod.

In der Vögtin Gemach, dessen Fenster weit ins Gelände schauten, war Gottharda gebettet. Die Rennerin wachte bei ihr. Nebel strichen an den runden Scheiben vorüber, und schwere Tropfen schlugen mit eintönigem Geräusch wider das bleigefügte Glas.

Der Dirne glutüberhauchtes Haupt ruhte in den Linnen des Lagers. Die feinen Lider waren geschlossen; aber ein Zucken ging unaufhörlich über das schöne Gesicht. Die Locken umringelten wie ein Golddiadem die Stirn, die Lippen regten sich, als wollten sie leise Worte der Liebe stammeln. Unverwandt achtete des älteren Weibes Blick auf das Mienenspiel der Kranken. Die Vögtin saß in schwarzer Gewandung, und das Fahllicht des Nebeltages streifte ihr schneeig gewordenes Haar.

Auf den Steinplatten des Flurs schollen leise schreitende Sandalen. Dann trat der Mönch ein.

Er war nicht mehr der Alte. Seine Gestalt war hager geworden und das bartumwallte, blasse Gesicht eingefallen, aber im Blicke glimmte noch das zwingende Feuer, halb Milde, halb Ernst, das dem Pater seines Volkes Herzen gewonnen hatte. Er nahte sich dem Lager und neigte sich tief über die Ruhende, ihre langsam gleichmäßiger werdenden Atemzüge belauschend. Seine Brauen hatten sich gefaltet, und die tiefe Furche in der Stirne redete eine trübe Geschichte aus. —

Als er sich aufrichtete, war sein Antlitz von leiser Freude erhellt. Er wandte sich flüsternd an die Vögtin:

„Der Trank hat gewirkt! Sie ist gerettet!"

Die Rennerin erhob sich. Sie tauchte den dunkeln Blick in den seinen und sagte:

„Ich wußte es, mein Weiser! Du kämpftest machtvoll, und — die Liebe ist stärker denn der Tod — du zwangest ihm die Beute ab!"

Er starrte zu Boden. Da rührte sich die Dirne und richtete sich plötzlich halb auf im Pfühl.

„Lege deinen Arm unter mein Haupt, mein Herr! Ich möchte sicher ruhen," bat sie.

Der Mönch zögerte einen Augenblick. Dann ließ er sich an der Lagerstatt nieder und legte den Arm über den Pfühl. Die Dirne ließ das blonde Haupt daraufsinken und seufzte auf wie erlöst. Dann blieb eine Weile alles still. Die Vögtin stand hinter des Barmherzigen Stuhl und schaute auf die Letzten des Hauses, deren Geschicke getrennt waren für alle kommende Zeit.

Endlich wandte Gotthardа das in Schönheit und

Blässe leuchtende Gesicht dem über sie Geneigten zu. Sie war ganz wach geworden.

„Ich lebe,“ sagte sie.

Er tröstete: „Ja!“

„Warum ließest du mich nicht sterben?“

„Weil du jung bist und dem Leben gehörst!“

Ein Gedanke schien ihr zu kommen. Heiß und schimmernd traten ihr die Tränen in die Augen.

„Hast du mich gerettet — für dich?“ stammelte sie.

Da riß er den Arm zurück, auf dem sie lag, und stieß ein verzweifelndes „Nein!“ zwischen verbissenen Lippen hervor.

Sie blieb ganz ruhig. Als wäre er krank statt sie, sprach sie zu ihm:

„Mein Herr, warum stößest du mich von dir, die ich dir treu bin? Deine Hunde lässest du vor deiner Pforte liegen — ich begehre nichts andres! — Und du liebst meine Nähe! Leugne es tausendmal — ich weiß es! — Herr, warum verschmähst du meine Treue?“

„Schlafe, Gotthardа! Du fieberst!“ sagte er.

Ein bitteres Lächeln umzuckte ihre Lippen.

„Du weißt, daß ich fieberlos bin!“

Und auf einmal fuhr sie auf:

„Bist du ein Mensch, daß du also Gewalt hast über dich und dein innerstes Herz?“

Da sprach die Vögtin:

„Ueber allem steht die Pflicht! Der festhält daran, hat die Krone des Lebens! Lerne dich bescheiden, Mädchen!“

Die Dirne sank zurück und drückte das Haupt in wortlosem Leid in den Pfühl.

Der Pater erhob sich.

„Meine Arbeit hier ist getan und meine Zeit ist um. Das Hospiz bedarf meiner. Ich steige zu Berg!“

Er reichte der Vögtin die Hand und wollte das Gemach verlassen. Ein Schluchzen scholl in seinem Rücken.

„Nicht also,“ heischte die Vögtin. „Hast du der Schwester kein Lebewohl zu bieten?“

Er zuckte zusammen. Noch einmal trat er zu der Geretteten. Langsam zog er ihr die Hand von den tränenden Augen.

„Lebe wohl, Gotthardа!“

„Sei gesegnet, mein Herr!“

Nun schritt er hinaus. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

In Tagen und Wochen genas Gotthardа.



15. St. Gotthard

Der Friede der Erlösung von schwerer Bedrängnis lag über Ursern. Es herbstete, und dann kam der Winter. Das Volk sah in Ruhe den Wandel der Tage und gedachte des Mönches am Gotthard wie seines Heiligen. Der verließ sein Schirmhaus nicht mehr; aber zu ihm zogen die Pilger in Scharen, und keiner stieg zu Tal, dem er nicht eine Wohltat getan.

Als das Jahr sich neute, verschüttete Schnee die Pfade im Gebirge. Isidor, der Mönch, und seine Knechte blieben im Hospiz gefangen. Vier Monde noch dauerte des Winters grimme Herrschaft. Wohl zwangen Wegkundige sich nach der Behausung des Paters durch; aber den Säumern und Händlern, den Scharen, die über Berg zu wandern pflegten, blieben die Wege verlegt.

Im Donner der Lawinen kam der Maimond. Das Grollen und Krachen im Gebirge hatte kein Ende. Aber am fünften Maitag war das Fest des heiligen Gotthard. Da machte sich in Ursern alles Volk auf zur Wallfahrt nach dem Hospiz. —

Wolken, weiße, schimmernde, strichen rastlos am Himmel dahin; dazwischen leuchtete es auf, tiefblau und lenzverheißend. Sonnenpfeile zuckten nieder und trafen blitzend auf vereiste Wände. Das Eis barst. Ein Drängen und Brechen, ein Träufeln und Quellen ging an jedem Hang und jeder Fluh.

Dem Gotthard zu stieg eine gewaltige Schar. Ein Kreuz schwebte, von einem dunkellockigen Burschen getragen, vor den Berganziehenden. Es gleißte im flammenden Sonnenlicht. Hinter dem Kreuzträger schritten drei greise Priester im Festornat: der „Herr" von Zumdorf, die von Hospental und Andermatt. Ihnen folgten die Weiber aus Ursern; an deren Spitze stiegen in schwarzer Gewandung, die Häupter wie die übrigen entblößt, die Vögtin und Gottharda. Den Schluß des langen Zuges machten die Männer. Nur die Gebrechlichen waren in den Dörfern zurückgeblieben.

Die Schar strebte höher. Sie schritten zu zweien und zweien. Schier endlos schien die Menge der Frommen im schimmernden Schnee und wintriger Stille. Unter den Wallfahrern ging Lachen und Scherzen, auch wohl Beten und Singen. Der Tag des heiligen Gotthard verhieß den Frühling. Keiner trauerte heute. Ernst und schweigend ging nur die Rennerin und ihr zur Seite die goldhaarige Dirne.

So nahte das Volk sich dem Schirmhause, wo Felix, der Knecht, und sein Weib lebten. Der blonde Mann stand wartend vor dem gastlichen Hause. Lange hatte er nach der nahenden Menge gespäht. Als nun noch die letzte Windung sie vom Hause trennte, ging er ihnen entgegen. Sein Gesicht war fahl, seine Lippen bebten, und die starken Beine trugen den jugendlichen Leib unsicher. Jauchzen grüßte ihn, als die Schar ihn erkannte. Er aber winkte fast angstvoll und trat zu den Priestern.

„Herr, meines Weibes schwere Stunde naht," sprach er zitternd in Bangen und Hoffnung zu dem

Aeltesten. „Lasset das Volk vorüberziehen. Ich kann Euch keine Labung bieten!"

Der weißhaarige Diener der Kirche wandte sich an die Zunächststehenden. Ein Flüstern hub an und setzte sich fort, hinab bis zur letzten Reihe.

„Das Weib des Felix, das sein Kind verlor vor Jahr und Tag, harrt seiner Stunde."

Und wie mit einem Schlage wurde es still unter den Wallfahrern. Fast leisen Schreitens und wortlos stiegen sie fürbaß und vorüber an des Felix Haus.

„Segne das Weib," beteten die drei Greise hinter dem Kreuze. —

Eine Weile später traten die ersten des Volks aus dem Geklüft. Wie mit Diamanten übersät lag die Paßhöhe. Der haushohe Schnee flirrte in blitzenden Körnern. Unter der Schimmerdecke lagen die Seen begraben. Wie eine Insel in blendendem Meer tauchte das Hospiz auf. Langgezogen, von leisem Winde verweht, tönten die Schläge der Kapellenglocke zu der Schar der Fahrer herüber. Fast angstvoll klang das Grüßen. Ueber den Lauschenden aber zerfloß urplötzlich alles Gewölk, und die Sonne brannte in weißem, mächtigem Feuer im tiefblauen Aether. Die Berge der Runde ragten fahl und gewaltig in das flammende Blau.

„Ein heiliger Tag," sagten die Priester.

„Ein heiliger Tag," echote das Volk.

Unter der Tür des Hospizes war des Barmherzigen hohe Gestalt erschienen. Sein dunkles Haupt war im Glanze des Lichtes erkennbar. Er hob grüßend die Hand. Die Sonne umfloß ihn.

Das Volk staunte in Liebe und Demut auf den Gewaltigen. Dann blitzte das Kreuz und schwankte voran und das Volk zog dem Hause des Friedens näher.

Noch stand der Mönch harrend.

Irgendwo in der Höhe dröhnte eine Lawine. Es war kein Achten darauf. Näher strebte das Volk dem Hospiz.

Da hob ein Donnern an, als stürzten die Berge. Hoch am Hang, der anstieg hinter dem Schirmhaus, stob es herab, eine weiße, mächtige Wolke. Krachen und Schmettern füllte die Luft. Das Volk erstarrte. Dann schollen Wehegeschrei und gellende Rufe: Zu Hilfe! — Die ins Rollen geratene Last stiebenden Schnees nahm mit Windeseile den Weg nach dem Schirmhaus. Dort stand der hohe Mönch noch immer. Die Kapellenglocke hallte. Tonio, der Knecht, zog den Strang. Seine Gefährten in den Ställen erkannten zuerst die Gefahr. Sie rannten in der Richtung gegen das Volk der Wallfahrer. Aber der Pater traute dem Schirmhaus. — Da fegte die Wolke heran. In Zischen und Brausen brach sich die Spitze an den Mauern. Staub und Rauch! Aechzen und Splittern! Wild — unaufhaltbar rollte die Schneemacht ihren Weg. Mit schrillem, schreiähnlichem Laut verstummte die Glocke. Im Geflute und Gewoge ging das Hospiz unter.

Aber eine Dirne jagte den stürzenden Mauern zu. Wie Gold wallte ihr Haar. Und durch den Sturm der Lawine kam ihr ein Ruf, hell, sehnsuchtdurchzittert:

„Harda!"

Und noch einmal schwächer, verhallend:

„Harda!"

Da wankte die Dirne und stürzte, und ihr Haupt schlug lautlos in den weißen Schnee.

Eine hallende Stimme weckte das untätige Volk. Auf starrendem Fels stand die Vögtin.

„Rette deinen Barmherzigen, Volk von Ursern!"

Das Getöse der Lawine vergrollte langsam.

Die Männer hasteten hinüber nach der Stelle, wo das Haus gestanden. Der Schnee lag turmhoch. Mit den Händen wühlte die schreckengetroffene Menge in der weißen Mauer.

Die Vögtin gebot aufs neue.

„Schaffet Spaten! Sucht in den Ställen nach Gerät!"

Einzelne wateten nach den unteren, verschont gebliebenen Gaden.

Indessen gruben sie die Dirne aus, die im letzten Schneegeriesel versunken war. Sie erwachte und richtete sich auf. Dann erschaute sie die Vögtin. Ohne der andern zu achten, wankte sie hinüber zu dem hohen, weißhaarigen Weibe. Der Vögtin Gesicht zuckte nicht. Ihre Augen waren trocken. Starr und gefaßt wachte sie über der schaffenden Menge.

Die Dirne sank ihr zu Füßen und umschlang, um Trost und Hilfe bettelnd, ihre Hüfte. Da legte sie die Hand auf den Scheitel Gotthardas.

„Trage dein Leid," sprach sie, „ich will dir helfen!"

Lange blieben sie Seite an Seite.

Als sie die Geräte brachten, suchte alles Volk nach den Verschütteten. Und sie fanden den Mönch,

und aus der Kapelle gruben sie den Knecht. Von ihrem Felsen erspähte es die Vögtin. Sie hob die Dirne an ihre Brust und wies ihr die Toten. Zum erstenmal klang ihre Stimme in Leid verschleiert.

„Begrabe deinen Liebsten, nun er dein ist!" sagte sie.

Dann stiegen sie zu den Gebahrten, um die alles Volk mit gefalteten Händen und fließenden Augen stand. —

Im Dunkel der Nacht zog die Menge fackeltragend vom Hospiz. Auf schwankender Bahre trugen sie den Barmherzigen und seinen Knecht. Schluchzen und Jammern widerhallte im Geklüft. Aber stark und tränenlos schritt die Rennerin und stützte die wankende Dirne.

Sie erreichten das Haus des Felix. Licht schimmerte durch die Tür. Da legte die Vögtin den Arm um die Gefährtin und führte sie vor die Pforte. Unhörbar öffnete sie diese.

„Siehe!" gebot sie.

Auf kargem Lager rastete Helmine, des Felix Weib, und hielt ein Kleines in sorgsamen Armen. Zu ihren Füßen kniete der Knecht, und seine Augen ruhten in denen des Weibes, und in dem Blicke war leuchtendes Glück.

„Begreife die Stunde, Mädchen," sagte leise die Rennerin. „Alle Wunden vernarben, wann die Zeit da ist!"

Und sie traten in das Dunkel zurück.

Der Zug der Trauernden schlich vorbei an der Glücklichen Statt.

Der Büßer

Erstes Kapitel

Die frommen Andergandner waren entrüstet. Im Dorf, welches den eifrigsten Pfarrherrn im weiten Umkreis hatte und das für eine Heimstätte streng kirchlicher Gesinnung galt, war ein Diebstahl vorgekommen.

Die frommen Andergandner hatten keine Laster. Zwar war der Branntwein ein angesehenes Getränk im Ort und der Holzfrevel blühte und der Jagdfrevel gedieh, aber das waren Schwächen der Gebirgler, von denen sich selbst einer oder der andre vom Rat nicht frei hielt; Laster jedoch hatten die frommen Andergandner nicht.

Und nun der Diebstahl!

Dem Gültenbauern, dem brävsten Mann im Dorf, war ein ganzes Säcklein voll Gold — es waren bare zweihundert Franken gewesen — gestohlen worden. Der Dieb war ein fünfzehnjähriger, verwahrloster Bub, der Steiner-Lori!

„Wie könnte es anders sein, wenn einer einen solchen Vater gehabt hat," rätschten ein paar Weiber im Dorf herum.

„Man hätte das Pack ausweisen sollen, als der Alte gestorben ist," warfen ein paar andre dazwischen.

Denen das Reden galt, die hatten sonst nicht der Gunst der Bauern sich zu freuen. — — —

Das Dorf lag in einer engen Senkung mitten im Hochgebirge, die verlorene, verborgene Heimat von an die tausend Menschen, unter welchen die wenigsten mehr von der Welt wußten, als was sie gerade von den Steintürmen des Gebirges erschauten.

Verwitterte Holzhäuser standen zu beiden Seiten des Baches, der das Tal durchrauschte. Sauber verputzt schimmerten ein paar Steingebäude aus dem Hüttendurcheinander. Der Turm der Kapelle überragte das Ganze. An den Hängen, welche zu beiden Seiten des Dorfes aufstrebten, lagen stundenweise verstreut die Gehöfte, Ställe und Heugaden. Ueber denen starrte dunkler, schweigender Wald, und Steinwände bauten sich auf. In die Wolken ragten rings die gewaltigen Firnberge; deren höchster war der Winterstock, ein fahler Riesengesell, der wie ein drohender Wächter über dem Tale stand.

An dem Hang der Sonnenseite klebte die armselige Hütte der Steinerin. Hoch oben, wo die ersten Tannen wurzelten, hatte das Bettelweib mit seinem Letzten sich ein Obdach erworben, als der Mann dem Branntweinteufel erlegen war.

Der Steiner, der seit zwei Jahren die Grube hielt, hatte sich als blutjunger Bursche ein fremdes Weib geholt und damit in den Augen der Bauern einen Fehltritt begangen. Der Frau wäre es besser gewesen, sie wäre nimmer ins Dorf gekommen. Als sie dem Mann gefolgt war, hatte sie freilich nichts aufzugeben gemeint. Sie war ein blutjunges Ding und der Knecht ihr gut genug gewesen zum Ehe-

mann. Aber von der Stunde an, da sich dieser mit seinem Ersparten in Andergand ein kleines Gut erworben hatte, war es mit ihm abwärts gegangen. Er war auf einmal arbeitsscheu und bis zum Verbrechen leichtsinnig geworden. Seinem Weib war die vierzehnjährige Ehe eine Kette der Leiden gewesen. Als der Tod ihr den rohen Gesellen von der Seite riß, hatte sie aufgeatmet. Doch die Zukunft hatte grau vor ihr gelegen.

Die Steinerin war nicht stark, kaum daß sie auf leichtem Taglohn das Zehrgeld für sich und die Kinder erwarb. Dennoch hatte sie sich elend und mühselig durchgeschlagen die letzten zwei Jahre. — —

Die Maisonne sandte ihren strahlendsten Lichtsegen ins Tal. Das goldene Feuer fraß die letzten Schneeflecken aus den Trümmerhalden und zwischen den schweigenden Tannen. Der Himmel prangte in lachender Bläue. Die Firne gleißten. Uebergossen von der warmen Himmelsflut lag das Dorf, friedlich wie eine Stätte alles Guten. Selbst die Hütte der Steinerin wollte heimelig erscheinen in dem Glanz, der sie umfloß. Nur das bleiche Weib, das mit den beiden Kindern gerade aus der Tür trat und gegen das Dorf hinabzusteigen sich anschickte, paßte nicht in den lichten Tag.

Die Steinerin hatte ein vergrämtes, müdes Gesicht, das einmal hübsch gewesen sein konnte, jetzt aber ob dem Stempel der Leiden, den es trug, nur noch Mitleid zu wecken vermochte. Eine gewisse fromme Ergebung lag darin, sprach besonders aus den großen dunkeln Augen; aber den Zügen fehlte jede Energie. Noch war das glattgescheitelte Haar

schwarz, und die volle Gestalt ließ erkennen, daß die Frau die Mitte der Dreißiger kaum erreicht hatte. Sie hatte ein schwarzes, vielgetragenes, aber sauberes Feiertagskleid an. An der Hand führte sie das schöne, blonde Kind, das Felici, das zuweilen wie scheu an der Mutter emporsah. Der standen die Augen in Tränen, während sie bergab stieg.

Ein ganzes Stück hinter ihr ging der Lori, ein großer, kräftig gebauter Bub, die Hände in den Hosentaschen zu Fäusten geballt. Man sah ihm an, daß etwas in ihm arbeitete. Er glich der Mutter. Sein Gesicht war ebenso schmal und blaß; dieselben dunkeln, schwermütigen Augen standen darin, und auch sein Haar war schwarz. Hier aber hörte die Aehnlichkeit auf. Des Knaben Züge entbehrten jeder Weichheit; in seinem Gesicht zeugte schon jetzt jede Linie von Willenskraft. Um den Mund lag ein finsterer Zug, und zwischen den Augenbrauen furchte sich so früh schon eine Falte wie bei einem Alten, dem das Leben seine Sorgenstriche eingeätzt. Auch der Lori trug sein Sonntagwams. Er und seine Mutter waren vor den Dorfrat geladen.

In Schweigen erreichten die drei Menschen die ersten Häuser am Mattensaum und bogen in den Weg nach dem Gemeindehaus ein, wo der Rat Sitzung hielt. Fast hastig, mit niedergeschlagenen Augen schritt die Frau über den staubgrauen Weg. Neugierige Blicke folgten ihr aus den Häusern, und an der Straße blieb da und dort ein Weib oder ein wundernasiger Bauer stehen. Des Buben Gang war ein schneller geworden; er senkte auch den Kopf

nicht, als er durch die Gassen schlenderte. Aber er schaute weder rechts noch links.

Nach kurzer Weile standen sie am Rathaus.

Das den pomphaften Namen trug, war ein unscheinbares großes Riegelgebäude, welches mitten im Dorf neben der Kirche stand und zugleich als Pfarrhaus diente. An seiner Rückseite rauschte in tiefem felsigem Bett der Dorfbach vorbei.

Die Steinerin stieg über die paar ausgetretenen Granitstufen hinauf, die zur Haustür führten, und legte eine zitternde Hand auf die Klinke.

„Sei bescheiden drinnen, Lori, hast gehört, und sage die Wahrheit," wandte sie sich an den Buben.

„Ich lüge nicht, Mutter," entgegnete er.

Dann traten sie ein. Ueber einen kurzen Flur, dessen Bretter unter den Tritten kreischten, erreichten sie eine zweite Tür, durch welche Stimmengemurmel klang. Hinter der saßen die sieben Dorfweisen mit ihrem Schreiber.

Tabakqualm strömte ihnen entgegen, als sich die Tür öffnete. Die Räte saßen an einem weißgescheuerten Tisch inmitten des geräumigen Zimmers. Sie trugen die Schafwollkleider der Gebirgler und waren hochstämmige, grobknochige Bauern mit wetterharten Zügen; nur der Schreiber schien noch jung und war von schmächtigem Körperbau.

Unter den Männern fiel einer auf auf den ersten Blick. Er überragte die andern alle und hatte den Kopf eines Propheten, trotzdem auch er den Bauer nicht verleugnete. Von der hochgewölbten Stirn trat wellig das schwarze, von einzelnen grauen Strähnen durchzogene Haar zurück. Ein langer

dunkler Bart fiel ihm auf die breite Brust. Die Züge seines Gesichtes waren hart und grob wie die der andern, aber die scharfen grauen Augen edelten das Antlitz. Der Berghofer hatte etwas Gebietendes an sich. Er versprach der rechte Leiter für die Andergandner zu werden, welche ihn vor ein paar Wochen an die Spitze des Gemeinwesens gestellt hatten.

Die tiefe, starke Stimme des Bauern hallte im Raum, als die Steinerin mit den Kindern eintrat.

Aber an einem der Stubenfenster, welche nach dem Felsbett des Baches schauten, hatte noch einer gestanden, der nicht zum Rat gehörte. Er hatte sich umgewandt, als die Tür gegangen war. Auch der war ein Gebirgler und gab den andern nichts nach an Kraft der Erscheinung. Nur war sein Oberkörper leicht nach vorn gebeugt, wie der eines in langjährigem Bücken krumm gewordenen Bedienten. Er mochte erst dreißig Jahre zählen, obwohl sein strohblondes Haar schon bedenklich sich lichtete. Ein kurzer blonder Bart umrahmte sein feistes, gewöhnliches Gesicht. Seine Oberlippe war rasiert und ließ den süßfreundlichen Zug um seinen Mund wohl hervortreten. Seine Augen waren klein und unstet; von Zeit zu Zeit kniff er das linke wie in nervöser Angewohnheit zu. Auf Schönheit konnte der Gültenbauer, oder wie sie ihn mit seinem wirklichen Namen nannten, der Noller-Toni, keinen Anspruch machen. Dafür war er des Pfarrherrn eifrigster und gläubigster Zuhörer, und zum Beweis seiner Frömmigkeit hing ihm auch gleich der Rosenkranz aus der

Hosentasche. Und dafür war er auch der steinreiche Hagestolz, dem das halbe Dorf hofierte.

„So, Noller, wollet Ihr uns sagen, was Ihr gegen die Leute zu klagen habt," sagte der Berghofer.

Der Angeredete rieb die Hände ineinander und setzte eine bedauernde Miene auf.

„Nun — Ihr — Ihr wißt ja schon eigentlich, was die Klage ist. Der" — er wies achselzuckend auf den mit verbissenen Lippen stehenden Knaben — „der hat gestohlen und bei mir!"

Des Berghofers durchdringendes Auge streifte zum erstenmal das Gesicht des Steinerbuben. Der schlug den Blick nicht nieder. Er stand neben der leise schluchzenden Mutter, die Hand der kleinen Schwester in der seinen, und hielt des Mannes forschendes Schauen aus. Kein Zeichen von Schuldbewußtsein war in seinen Zügen.

Die Räte saßen mit weisen Gesichtern und geneigten Häuptern.

„Erzählet, wie es gegangen ist, Noller," begehrte der Berghofer weiter zu wissen.

Der am Fenster trat einen Schritt gegen den Tisch. Während er redete, kniff er ein paarmal das Auge ein, wie um die Verschlagenheit des Knaben hervorzuheben.

„Also er" — wieder zeigte er auf den Lori — „hat mir zinsen müssen fürs Gadenmätteli, das die Steinerin von mir zum Lehn hat seit dem vorletzten Langsi. Am Samstag ist es gewesen, wie Ihr schon wisset. Ich bin in meiner Stube gesessen und habe gerechnet, da ist er heraufgekommen und mit ihm des Furrers Vroni, die auch Zins gebracht

hat. Zuerst habe ich dem Mädchen seine Sache abgenommen, zweihundert Franken, die ich laut vorgezählt und in ein Säcklein getan habe. Dann habe ich dieses auf meinen Kasten gelegt im Nebenzimmer. Das Mädchen ist fort, und ich habe mit dem geschäftet und das Geld quittiert. Grad in dem Augenblick ruft das Trini, meine Magd, vom Estrich nach mir, als ob es droben brennen würde. Ich habe mir gedacht, der Bub geht heim, und bin gerennt wie 's Wetter, ohne weiter achtzugeben auf ihn. Auf dem Estrich hat es zwar nicht gebrannt, aber es hat etwas zu helfen gegeben für mich, und eine Viertelstunde bin ich schon droben gewesen. Wie ich zurückkomme, ist dem sein Geld richtig auf dem Tisch gelegen, wo ich es hingelegt gehabt habe. Aber wie ich es nehme und es im Nebenzimmer mit dem Säcklein in meinen Schrank sperren will, da sind die zweihundert Franken fort! Ich habe natürlich grad an den da gedacht und bin ihm nach bis ins Haus. Und wie ich dorthin komme, heißt es, er sei noch gar nicht zurück. Natürlich, er hat das Geld inzwischen versteckt. Und das böse Gewissen hat ihn lang nicht heimkommen lassen. Ich habe gewartet bei der Steinerin, bis es Nacht geworden ist; aber ich habe ihn nicht erwarten können. Erst gegen Morgen soll er gekommen sein; und da ist er grad in seine Kammer gekrochen, wie die Frau sagt, ohne ihr Rede zu stehen. Am andern Morgen beizeiten bin ich wieder dort gewesen, noch ehe der Bub auf war. Mit übernächtigem Gesicht ist er eine halbe Stunde später herabgekommen. ‚Wo hast das Geld?' haben wir

in einem Atem gefragt, die Steinerin und ich. Aber er — man sollte es nicht glauben, daß so ein junger Mensch schon so schlecht sein könnte und so verstockt — der hat ganz erstaunt getan und nichts wissen wollen! Noch gelacht hat er, und als ich ihm auf den Leib gekommen bin, ist er grob geworden und hat mich angesehen, wie wenn er mich umbringen wollte. Nichts haben wir aus ihm herausgebracht, rein nichts, aber, wo er gewesen ist in der Zeit, da er von daheim fortgewesen ist, hat er nicht sagen können! Und das, meine ich, ist wohl genug! Der ist durchtrieben und verstockt wie ein alter Dieb, aber der Beweis ist da, klar genug! Wer könnte es sonst genommen haben, das Geld!"

Der Berghofer hatte während des Nollers Erzählen nachdenklich gesessen. Jetzt fragte er kurz:

„Und seid Ihr ganz sicher, daß niemand sonst ins Haus gekommen ist?"

„So sicher als nur etwas," gab der andre zurück. „Der lahme Peter hat mir Holz gemacht vor dem Haus, und der hat keinen Menschen ein- und ausgehen sehen als das Mädchen und nachher den Bub da! Und der Peter ist keinen Augenblick von seinem Platz weggewesen, sagt er!"

„Was wisset Ihr davon, Frau?" wandte sich der Berghofer an die Steinerin.

Mit weinerlicher Stimme stand sie Rede.

„Ja, Herr — ich — ich weiß ja selber kaum, was ich denken soll und sagen. Er ist sonst ein braver Bub gewesen und ein fleißiger. Freilich, geredet hat er nie viel, und befehlen lassen hat er sich nichts mehr. Er ist auch manchmal fortgewesen

von daheim, ohne daß ich gewußt habe, wo er hin ist; aber dann hat er mir immer etwas Geld mit heimgebracht, das er sich verdient gehabt hat bei dem oder diesem. So ist er seine eignen Wege gegangen, seit der Vater tot ist und er aus der Schule, und — dreingeredet habe ich ihm halt nicht, solang er recht getan hat. Aber jetzt — wenn's der Noller sagt — ich darf nichts dagegen sagen! Der Lori will ja nichts eingestehen, wo er gewesen ist, nachdem er den Noller zahlt gehabt hat, und —"

Das Weitere erstickte in Schluchzen. Verängstigt fing auch das Kind zu weinen an. Nur der Lori stand mit finsterem Gesicht und stumm. Manchmal schoß ein fast drohender Blick aus seinen dunkeln Augen nach dem Gültenbauer hinüber.

„Komm daher, Bub," sagte der Berghofer rauh.

Lori trat vor ihn hin und schaute ihn an.

„Hast du das Geld genommen?"

Dem Buben war es, als ginge ihm der Blick des andern in die Seele; das Weinen kam ihm nah, aber sein Trotz hielt stand, und „Nein!" stieß er kurz hervor.

„Kannst es beweisen?" fragte wieder der Bauer.

Loris Brust hob und senkte sich, als erwache ein Sturm in ihm.

„Ich stehle nicht," zischte er durch die Zähne, mühsam noch Herr seiner selbst.

Da fuhr der Gültenbauer dazwischen.

„O du Schandbub, du verstockter, verlogener — hast denn kein Gewissen mehr in dir? Denkst nicht an den Herrgott und eine ewige Strafe? — Gib

mir mein Geld wieder, oder ich haue dich, bei Gott, daß du — — —"

Der Fromme stand mit geballten Fäusten da. Er machte Miene, den Lori zu fassen.

Der kam ihm zuvor. Ein heiserer Laut brach von seinen Lippen. Dann warf er sich auf den starken Mann. Der Noller taumelte zurück, von einem wütenden Stoß getroffen. Darauf griffen dem seine Fäuste zu. — —

Aber der Berghofer schaffte Ruhe, ehe nur einer von den andern, die aufgesprungen waren, sich hatte ins Mittel legen können. Er hatte den Lori zurückgerissen. Seine harte Hand hielt des Buben Weste gefaßt, daß er sich nicht mehr rühren konnte.

„Lasset mich!" keuchte er noch.

Da traf das immer lautere Weinen der Mutter sein Ohr, und er hielt an sich. Man sah, wie er den Jähzorn langsam in sich niederzwang.

Während seine Hand nicht von der Brust des Knaben ließ, fuhr der Berghofer den Gültenbauern an:

„Schämt Euch, Ihr, wie Ihr Euch hier aufführt! Dahier wird nicht geschlagen! Hättet Ihr den Bub gehen lassen, bis wir untersucht haben. Jetzt sage ich Euch, Ruhe — oder ich weise Euch den Weg."

Verdrossen die Achsel zuckend, lehnte der Noller an der Wand. Dem Zorn des andern fügte er sich schweigend.

Nun kam der an den Lori.

„Hörst, Bub," sagte er, und seine mächtige Stimme schwoll drohend an. „Jetzt rede ich anders

mit dir! Du bist eine Wildkatze, der das Einsperren not tut. Ich werde dem Rat beantragen, daß man dich für ein paar Jahre an einen Ort schickt, wo du dir die Klauen abschaffst! Und jetzt — sag die Wahrheit, hörst — wo bist gewesen, wie du vom Noller fort bist am Samstag?"

Des Buben erregte Züge wurden hart.

„Das — sage ich nicht," beharrte er fest.

Der Berghofer faßte seine Hände und drückte sie wie in Schrauben.

„Du mußt," sagte er. Dem Ton wagte in seinem Haus und von allen, die ihn kannten, niemand zu trotzen.

Der Knabe zuckte unter dem körperlichen Schmerz, den ihm der Griff des Mannes bereitete, doch:

„Hauet mich," murrte er, „aber ich sage es nicht!"

Da ließ ihn der Bauer los. Auf seiner Stirn schwoll eine blaue Ader.

„Dich zwänge ich, wenn du mein wärest," murmelte er vor sich hin.

Dann hieß er den Noller und die Steinerin mit den Kindern hinausgehen und im Flur auf den Spruch des Rates warten.

Eine Viertelstunde verging. Die vier im Hausflur hörten das gedämpfte Reden des Berghofers. Dann sprachen noch zwei andre vom Rat, und dann wurde es still. Der Gültenbauer maß indessen den Flur mit schweren Tritten und warf wütende Blicke nach dem Lori. Dem sah keiner an, daß da drinnen eine Strafe für ihn ersonnen wurde.

Endlich rief sie der Schreiber in die Ratsstube zurück.

Aus des Berghofers Gesicht war jede Erregung gewichen; aber ein strenger Zug um seinen Mund trat stärker hervor. Er wandte sich an die Steinerin.

„Was ich Euch zu sagen habe, tut mir leid für Euch, Frau, aber — der Bub geht die Gemeinde an. Er fällt der Gemeinde zu, wenn Ihr nicht mehr dasein solltet. Und dem tut eine strenge Zucht not. — Der Rat hat keinen Zweifel, daß der Bub dem Noller das Geld gestohlen hat, obschon — —“

„Es ist eine Lüge,“ gellte des Knaben Stimme in wilder Wut dazwischen. Das Wasser stand ihm in den Augen vor Zorn.

Der Berghofer hatte der Unterbrechung nicht acht. Er fuhr kalt fort:

„Obschon kein Zeuge da ist, der ihm die Schuld nachweisen könnte! Der Rat hat aber auch gerade jetzt gesehen, wie der Lori sich aufführt, und zur Strafe dafür soll er für ein Jahr in die Besserungsanstalt im Tal. Euch wird es ja nur leichter, wenn Ihr ihn los seid!“

Der Steinerin liefen die Tränen wie ein Bach.

„Ja,“ schluchzte sie, „mir ist es schon recht. — Ich danke euch, Herren!“

Der Gültenbauer gab sich nicht zufrieden. Der Zorn schaute ihm aus den Augen, obwohl er den Berghofer anlächelte, als er sagte:

„Aber — aber — mein Geld! Der muß mir doch sicher mein Geld herausgeben!“

„Er wird es mit der Zeit schon eingestehen müssen, wo er es hat. Sie haben in der Anstalt

noch alleweil die Verstockten zur Ordnung gebracht. Habt also Geduld!"

Der Noller rieb sich die Hände und wurde unruhig.

„Es tut mir leid, Herren, aber — dann muß ich es anzeigen! Ich kann nicht warten, bis dem das Eingestehen gefällig ist!"

Der Berghofer fuhr auf und die Räte mit ihm.

Metallen schollen des ersteren Worte:

„Das tut Ihr nicht, Gültenbauer! Ihr wisset, das Dorf hat seit langen Jahren seine Streitfälle selber geschlichtet, ohne fremde Einmischung! Ihr werdet nicht der erste sein wollen, uns Landespolizei auf den Hals zu laden!"

Vor der einem Befehl gleichkommenden Rede schwieg der andre. Dann bückte er sich tiefer und zwang sein widriges Lächeln hervor:

„Wenn Ihr es verlangt, ja nun, in Gottes Namen — und auch der armen Frau zulieb!"

Als hätte er eine fromme Tat vollbracht, schlug er die Augen gen Himmel. Dann drückte er sich langsam durch die Tür.

„Wann muß der Bub fort?" fragte die Steinerin und schickte sich ebenfalls zum Gehen an.

„Morgen! Ich bringe ihn selber ins Tal," antwortete der Berghofer. „Hast gehört du?" herrschte er den Lori an.

Des Burschen Gesicht war leichenfahl geworden, die Lippen zuckten ihm. Er nickte mechanisch zu des Bauern Frage.

„Am Morgen früh um sechs Uhr bist du bei

meinem Haus! Sorgt Ihr dafür, Frau, daß er nicht zu spät kommt!"

Damit war die Frau mit den Kindern entlassen.

Und wieder schritt die Steinerin mit der Kleinen eilig durchs Dorf, und wieder folgte ein Stück weit hinter ihr der Lori. Der sah aus wie ein Kranker.

Als er durch die letzte Häuserreihe gegen den Rainweg ging, rief jemand halblaut seinen Namen. Er drehte sich um. Aus einer Seitengasse winkte ihm ein blonder, ungefähr gleichaltriger Bub. Fast taumelnd trat er neben den.

„Jesus, wie du aussiehst!" sagte dieser, dem eine große Angst ins hübsche Gesicht geschrieben stand.

„Hat dich der Vater ausgefragt?" forschte er dann hastig.

„Ja," antwortete der Lori.

„Und — wo du gewesen bist — hat — hat — er das auch wollen wissen?"

„Ja."

Dem Blonden schlotterten die Knie.

„Und du — —"

„Sei still! — Ich — ich habe nichts gesagt!"

Der Lori brachte die Worte kaum aus der Kehle. Aber der andre haschte in stürmischer Dankbarkeit nach seiner Hand.

„Du bist ein Rechter — Lori, ich — ich —"

„Es ist schon gut," murmelte der Lori und entwand dem Knaben die Finger. Rascher begann er gegen die Hütte der Mutter zu steigen.

Der Hofer-Josep schaute ihm erstaunt nach. Dann begann er fröhlich vor sich hin zu pfeifen und

schlenderte, um eine Last leichter, nach seines Vaters Haus.

Als aber dieser am andern Morgen den Steiner-Lori zu Tal bringen wollte, war dieser ausgeflogen, weiß Gott wohin!

Lange Jahre gingen, und von dem Bub hörte keiner mehr.

Zweites Kapitel

„Was — schon wieder eine?“

Des Berghofers zornbebende Stimme war im ganzen Haus hörbar.

Er saß an dem runden schweren Tisch, welcher inmitten seiner hellen Wohnstube stand, und hatte einen Haufen Papiere vor sich liegen. Aber er vergaß das Schreiben ob der Nachricht, die ihm soeben sein Bub gebracht hatte.

Der ziemlich sauber gehaltene Wohnraum war zugleich des Bauern Arbeitsstube. Der reiche Hofer hätte es als mit der althergebrachten Einfachheit nicht vereinbar gehalten, sich für seine Amtstätigkeit ein besonderes Zimmer des großen Hauses zu wählen; Platz genug bot freilich seine Wohnstube. Sie nahm fast die ganze Front des Hauses ein und sah mit sechs Fenstern nach der Hauptstraße des Dorfes. Ihre Wände waren getäfelt, aber unbemalt. Ein paar alte Stiche hingen herum, neben der Tür ein Weihwasserbecken und ein schönes Kruzifix zwischen den zwei Mittelfenstern. Zwei Tische hatten vollauf Platz gefunden, der runde, an dem der Berghofer arbeitete, und der lange Eßtisch, daran eine Herde grober Stühle gerückt war. An den Seitenwänden standen zwei schwere Schränke sich gegenüber, und zwischen den beiden Türen der Rückwand prangte das mächtige Ruhebett in geblümtem Ueberzug. Von der niederen Decke, an welche des Hausherrn Kopf,

wenn er aufrecht stand, fast anstieß, hingen drei Petrollampen. Ihr Licht machte abends den Raum träulich trotz seiner Größe.

Der Berghofer regierte noch immer die Andergandner. Seit fünfzehn Jahren war er nun im Amt. Sein Einfluß im Dorf war gewachsen und seine Macht über die Bauern so groß geworden, daß nur der Pfarrherr ihm die Stange zu halten vermochte. Die Zeit freilich, seit der Steinerbub sich seiner Strafe entzogen hatte, war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Sein Haar war weiß geworden und so sein mächtiger Bart, und in dem Gesicht standen zahllose Furchen. Aber die gewaltigen Glieder hatten noch Jugendkraft, und die Dörfler fühlten des Hofers eisernen Willen und seine schwere Hand. Er ging seine geraden Wege, unbekümmert, wen er dabei mit dem Fuß beiseitestieß. So herrschte peinliche Ordnung in der Dorfverwaltung, und der Ort war wohlauf. Einzig mit der alten Leidenschaft der Gebirgler zu Holz- und Jagdfrevel stand der Berghofer in ewigem Krieg. Gerade jetzt wieder hatte er Gelegenheit, sich von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen zur Unterdrückung der beiden Uebel zu überzeugen.

Der Hofer-Josep war auf der Winteralp gewesen und soeben fast hastigen Schrittes in die Stube getreten. Nun stand er vor dem Vater und berichtete.

Er war dem Alten wie aus dem Gesicht geschnitten. Seine Züge waren dieselben wie bei jenem, grob, energisch, ausdrucksvoll. Nur in den hellen blauen Augen lag mehr Leichtsinn und weniger Macht, und das Haar, das von der braunen Stirn zurücktrat,

war blond gelockt. Auch die Gestalt war nicht ganz so hoch und nicht von so herkulischem Bau wie bei dem Vater. Aber ein hübscher Bursche war der Josep und wohlgelitten im Dorf, bei den Weibern nicht zum wenigsten.

Der Junge erzählte:

„Also um vier Uhr bin ich fort von der Alp und zur Winterlucke hinaufgestiegen, wie Ihr mich geheißen habt. Kaum eine Stunde über dem letzten Gaden bin ich schon an die Spuren gekommen. Ich habe gleich gewußt, daß da einer über den Schnee ist, und lang hat's nicht können her sein. Den Fußstapfen bin ich nachgegangen eine ganze Weile lang und immer höher. Auf einmal kracht es im G'wüest drüben, wo der Winterfirn in Geröll und mageren Graswuchs endet, und da — Herrgott, wenn ich mein Gewehr bei mir gehabt hätte, der wäre mir nicht entwischt — vor meinen Augen ist er aufgesprungen, der Schuft, der geschossen hatte. Aber gerade dann hat er mich gesehen, und — Ihr kennet den Weg durchs G'wüest, Vater — bis ich zur Gems gekommen bin, ist er mir lang aus den Augen gewesen, und — ich habe seine Spur nicht mehr gefunden."

„Hast ihn nicht erkannt? Auf welche Seite ist er gestiegen?" fragte der Berghofer. Das klang heiser vor unterdrücktem Zorn.

„Er hat einen Bart gehabt, hat mir geschienen, und ein großer Kerl ist er gewesen, aber unterscheiden habe ich nichts können von ihm. Ein Frecher muß er schon sein; denn das Gehörn hat er dem Tier noch ausgeschnitten, nachdem er mich schon hat kommen

sehen, und gejauchzt hat er nach mir hinüber, wie wenn er mich foppen wollte. Er muß nach dem Oberlandgebiet hinüber sein!"

Der Berghofer hatte die großen Hände schwer auf den Tisch gelegt und sann vor sich hin.

„Jetzt muß ein Ende werden," murmelte er in sich hinein.

Dann griff er plötzlich aus einem Haufen von Briefen einen heraus, der ein Amtssiegel trug.

„Kannst dich noch an den Steiner-Lori erinnern?" fragte er den Burschen, der sich in einen Stuhl geworfen hatte und seine Ueberstrümpfe von den Waden löste.

Dem Josep fuhr eine leise Röte in die Wangen. An den Namen knüpfte sich eine Erinnerung aus den Knabenjahren, die er gerade jetzt dem Vater zu erzählen nicht Lust hatte.

„Ja, was ist mit dem?" fragte er nicht ganz ohne Befangenheit.

„Der hat sich als Bannwart gemeldet."

„Und — —" machte der Junge.

„Der Förster kann ihn nicht genug empfehlen. Er hat gerade die Eigenschaften, die einer hier haben sollte. Er ist auch der einzige, der sich angeboten hat — und er hätte den Leuten hier nicht viel nachzufragen! — Aber — wenn er noch so störrisch ist wie als Bub — und dann die Geschichte mit dem Noller seinem Geld — wenn er das wirklich genommen hat — einer, der gestohlen hat, könnte ein schlechter Wildhüter werden! — Es geht nicht! — Und doch — ein Versuch könnte vielleicht — —"

Der Bauer sprach alles das in sich hinein fast

ohne des Sohnes acht zu sein. In des letzteren offenem Gesicht stand Unentschlossenheit. Nach einer Weile, als der Alte noch immer grübelnd über dem Briefe saß, tat er einen tiefen Atemzug und nahm doch einen Anlauf.

„Vater, ich hätte doch noch etwas gutzumachen von früher her," sagte er stockend.

Der Berghofer wurde aufmerksam.

„Ich weiß, daß der Lori das Geld nicht genommen hat dazumal — der stiehlt nicht," fuhr der Josep fort. —

In des Bauern Gesicht malte sich Unmut.

„Was redest? Hast denn Gründe oder Beweise? Warum hast denn nicht früher geredet? Du hast doch dazumal auch schon dein Maul gehabt. Warum hat denn der Lori nicht gestanden, wo er da den ganzen Nachmittag und die halbe Nacht gewesen ist? Weißt du etwas davon?"

Der Josep verlor die Fassung. Der Ton des Alten weissagte nichts Gutes, und noch stand der achtundzwanzigjährige Bursche unter seiner Knute.

„Er — er ist mit mir gewesen," fuhr es ihm fast unbewußt heraus.

Der alte Bauer stand sprachlos. Er kreuzte die Arme, und um seinen Mund legte sich jener Zug unbeugsamer Härte, den das ganze Dorf fürchtete.

Der Junge hub an zu erzählen, da es nun doch kein Zurückhalten mehr gab. Er wußte, daß dazu der ungünstigste Augenblick war, aber er beichtete die ganze Wahrheit.

„Wisset Ihr, Vater, das ist zur Zeit gewesen, da Ihr mir das erste Gewehr gekauft habt. Ich

habe auf dem unteren Rienboden die Ziegen gehütet, und das Gewehr habe ich heimlich bei mir gehabt. Es sind viel Vögel da oben gewesen, und ich habe mir gedacht, es würde grad keine Sünde sein, wenn ich von denen einen schieße. — Aber am zweiten Tag ist mir etwas andres in den Weg gelaufen."

Er hielt inne und schaute auf den Vater. Der verzog keine Miene, aber dem Josep war nicht wohl bei seinem Schweigen. Seine Augen suchten fast scheu den Boden, als er weiterfuhr:

„Eine Gemse hat sich herab verirrt, weiß Gott woher. Ich habe sie erst gesehen, als sie über die Matte dem Walde zu ist. Und da, Vater, hat es mich halt gepackt! Nachgedacht habe ich nicht mehr, sondern habe halt geschossen, weil das Gewehr doch gerade neben mir gelegen ist, und getroffen habe ich auch — aber schlecht. Ueber die Rienwand ist sie abgefallen. Das Gehörn hat sich eingehenkt unterwegs in einer Staude, und da ist sie gehängt, daß jeder, der von unten gekommen wäre, sie hätte sehen können. — Da — ich bin halt auch noch ein dummer Bub gewesen — ich habe Angst gehabt, man könnte sie finden. Ich habe mich hinuntergestohlen ins Dorf und habe es dem Lori erzählt, was ich getan habe, und habe ihn gebeten, daß er mir helfe, die Gemse heraufzuseilen und auf die andre Seite zu bringen. Ich habe schon gewußt, daß er's nicht weitersagt, und daß ich mich auf ihn verlassen kann. Als aber die Geschichte mit dem Noller seinem Geld angegangen ist und Ihr auf den Lori Verdacht geworfen habt, da ist mir das Blut zum Herzen, Vater! Ich weiß, daß ich Euch hätte beichten sollen,

und ich könnte mich selber jetzt dafür hassen, daß ich es nicht getan habe, aber Ihr — nehmt mir's nicht zu schwer auf — Ihr habt uns Kinder verschüchtert mit Eurer Strenge — und ich habe halt den Mut nicht gefunden zum Reden!"

„Und hast den andern einen Dieb schelten lassen!"

Der Berghofer sagte das merkwürdig ruhig.

Mit gesenktem Kopf stand sein Bub und hatte nichts mehr zu erwidern. Die Schamröte stieg ihm glühend in die Wangen.

Der Bauer trat hart an ihn heran.

„Sieh mich an, du!" gebot er.

Als des Sohnes Blick in den seinen tauchte, loderte der Zorn in des Alten Augen.

„Siehst du," sagte er, „hier auf dem Berggut hat seit langen Jahren ein arbeitsames, rechtliches und mutiges Geschlecht gesessen! Du bist der erste Feigling hier — du! Pfui!"

Der Josep brauste auf. Er trat einen Schritt zurück, und das Erröten auf seinem Gesicht wich einer tiefen Bläße.

„Vater, das lasse ich mir nicht sagen! — Es ist in trauriger Jugendstreich gewesen, ja — aber —"

„Schweig!" fiel ihm der Vater in die Rede.

Das Wort hatte genügt. Dem Ton beugte sich alles auf dem Berghof.

Dröhnenden Schrittes ging der Hofer nach der einen Tür und rief einen Namen in den Flur hinaus. Ein alter Knecht folgte dem Ruf. An den wandte sich der Bauer.

„Du kannst hierbleiben, Andres! Der Josep geht auf die Voralp über Sommer!"

In jähem Erstaunen schaute der Knecht von einem zum andern.

Des Bauern herrisches: „Geh', du weißt jetzt, was ich will," jagte ihn hinaus.

Da erst fragte der Josep:

„Was soll das heißen, Vater?"

„Das heißt, daß ich dich nicht in meinem Haus und an meinem Tisch haben will die nächsten Wochen. Das heißt, daß ich dir Zeit gebe, nachzudenken, was du für ein Erbärmlicher bist — du! — Und jetzt pack auf! Heut noch gehst du hinein in die Alp! — Also —"

Der Hofer wies nach der Tür. Einen Augenblick noch zögerte der Junge. Dann sagte er ruhig:

„Ich nehme es als die Strafe für das Unrecht, das ich dem Lori angetan habe, und gehe. Lebet wohl!"

Die Voralp war aber der entlegenste Weideplatz des Hofers. Der wußte, daß sein Bub, welcher gern Gesellschaft suchte, dort drei Monate lang mit dem Vieh und einem alten Kühknecht allein sein werde.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, machte sich der Alte aufs neue an seine Briefe. Den des Försters las er mehrmals und murmelte dabei in sich hinein:

„Wo der Bub gewesen ist damals, weiß ich jetzt, aber — einen Lump hat er zum Vater gehabt und — das Geld könnte er doch genommen haben und — unsicher ist es immer mit ihm."

End' aller Ende ging des Abends eine kurze Antwort an den Steiner-Lori, die ihn als Bannwart nach Andergand berief.

Drittes Kapitel

Ueber dem Bergland stand der Mond. Sein Licht floß vom Himmel und wandelte das nächtliche Dunkel in satten Glanz. Die Berge warfen lange Schatten. Die Firne leuchteten. Um den Winterstock strichen wie weißer Rauch ein paar Nebelfetzen; aber haarscharf hoben sich die Umrisse der fahlen Spitze vom Himmel. Ein großer Stern stand darüber, als wäre ein Feuer auf der Steinsäule entzündet.

Im Dorfe mischte sich das rote Lampenlicht, das aus den Fenstern auf die Gassen fiel, mit dem vom Himmel rinnenden Schein. Fast taghell lag die Hauptstraße und schimmerte weiß, wo sie aus dem Dorfe und talwärts führte. Dort trat eben einer in den vollen Mondglanz und lenkte seine Schritte den Häusern zu. Er war ein hochgewachsener Mann, kein ganz junger Bursch mehr, aber auch kaum den dreißig nah. Sein Gesicht wäre bleich gewesen auch ohne den fahlen Schimmer, der es streifte. Desto dunkler schienen die Augen darin, die ein düsteres, nach innen gehendes Feuer hatten.

Das Gesicht des Steiner-Lori, der nach fünfzehn Jahren heimkam ins Dorf, war eines, das man nicht leicht wieder vergaß, eines von denen, in welche man immer wieder schauen muß, weil man glaubt, eine Geschichte daraus lesen zu müssen. An der langen Gestalt war alles Muskeln, wie die grobe,

enganschließende Schafwollkeidung verriet. Der abgetragene Filz mit der Geierklaue gab den Jäger an, auf diesen wies auch das Gewehr, das ihm über den Rücken hing. Weiteres Gepäck schleppte der Lori nicht. Seine Holzkiste hatte er vorausgesandt.

Jetzt stand er an den ersten Gebäuden des Dorfes und verhielt die Schritte. Ein Rauschen kam dumpf aus der Tiefe; in den Felsen schäumte der Bach. Das dünkte den Lori fast ein Willkommen. Daß auf der Dorfstraße keiner kam, ihn zu grüßen, war ihm lieb. Er hatte es so gewollt und war darum nächtens gekommen. Als er nach dem Winterstock blickte, der in den Himmel ragte, gewaltig und schimmernd in Eis, wurde ihm das Herz weit. Herrgott, um der Berge willen, wahrlich nicht um die Leute hatte es ihn heimgetrieben. Mit einer heimlich wallenden Freude tat er die ersten Schritte ins Dorf. Auf einmal packte ihn jäher Zorn.

Zur Seite gegen das Bachbett hin stand ein sauberes Haus mit grünen Fensterläden, daran ein kleiner Hof und Garten grenzte. Da wohnte der Gültenbauer. Dem sein Vater hatte weiter unten im Tal einen großen Gütergewerb gehabt; aber der Sohn hatte ihn verkauft und sich mit seinem Haufen Geld in das Undergandner Haus gesetzt.

Mit geballten Fäusten schritt der Lori vorüber. Er hatte dem Noller den alten Schimpf nicht vergessen. Und kaum ein paar Schritte weiter fand sein Grimm neue Nahrung. Rechts der Straße erhob sich des Berghofers mächtiges Haus.

Mit der Rückfront lehnte das am aufstrebenden

Hang, an dem Berg, der dem Hofer auf eine Stunde weit und weiter gehörte. Sechs Fenster warfen hellen Schein auf die Straße.

Der Lori dachte der Härte, die der Berghofer ihm vor Jahren gezeigt hatte, und wunderte sich, daß der ihn jetzt doch zurückgerufen hatte. Langsam, die Augen an den erleuchteten Scheiben, kam er heran. An einer derselben zeichneten sich die Umrisse eines Mädchenkopfes. Das mochte die Tilde sein, um welche die Berghoferin das Leben hatte lassen müssen im Wochenbett! Das Mädchen mußte gleich alt sein wie das Felici, seine Schwester! Als ihm diese zu Sinn kam, trieb es ihn schneller vorwärts. Auf einmal jetzt vor der Heimkunft überkam ihn das Heimweh nach den Seinen. Während seines Fortseins hatte er ihnen nie ein Wort gesandt. Jetzt fiel ihm auch ein, sie könnten gestorben sein. In Hast ging er durch die menschenleere Straße und noch eiliger stieg er den Hang hinan, dem dürftigen Lichtschein zu, der unterhalb des Waldes schimmerte. Außer Atem stand er nach einer Weile vor der niederen Hüttentür. Verstohlen fast hatte er sich zuletzt genähert. Er malt sich etwas wie Freude der beiden Weiber aus, welche er durchs Fenster erblickte, und nahm sich nicht Zeit, sie lange zu mustern.

Im nächsten Augenblick war er durch den schmalen Hausflur in die Stube getreten.

Die kleine Lampe an der Decke beleuchtete einen ärmlichen, aber sauberen Raum. Auf der Wandbank, vor welcher ein weißgescheuerter Tisch stand, saß ein blondes Mädchen, dessen über eine Arbeit

geneigtes Gesicht gehalten hatte, was es zu werden versprochen. Das Felici war ein schönes Mädchen. Als die Stubentür plötzlich aufging, fuhr sie empor. Ihre großen, dunklen Augen starrten erschreckt halb und halb zornig auf den späten Eindringling; die junge, wohlgewachsene Gestalt streckte sich.

Die andre Insassin der Stube erhob sich nicht aus dem Stuhl, in welchem sie, den Rücken durch ein Kissen geschützt, mehr kauerte als saß. Nur die Näharbeit sank in den Schoß, und die Augen ruhten scheu und traurig auf dem Eingetretenen. Die Steinerin hatte ihn gleich erkannt, trotz dem schwarzen Schnurrbart, der ihm die Oberlippe schattete.

„Da bin ich wieder," sagte er erregt, noch an der Tür.

Er schien ein herzliches Grüßen zu erwarten, und etwas wie Enttäuschung huschte über seine Züge, als die Weiber ihm nicht näher traten.

Der Steinerin müde Stimme wurde laut.

„Ja — da bist du wieder — aber vielleicht wärest besser fortgeblieben!"

Ein bitteres Lachen brach von seinen Lippen.

„Das ist — ein böser Gruß, Mutter!"

Da packte es die Frau. Es war doch immer ihr Bub, ob sie auch eine schlimme Erinnerung an ihn trug. Mühsam stand sie auf und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Nein — nein — Lori," sagte sie stockend. „Sei halt willkommen daheim!"

Er rührte sich nicht.

„Schon gut, Mutter! — Zuerst bin ich Euch

doch ungelegen gekommen, sehr ungelegen, hat es mir geschienen."

Das sagte er hart und herb und lehnte die Liebkosung ab, welche die Mutter ihm bot. Ihre zitternden Hände lagen auf seinem Arm, Tränen standen ihr in den Augen. Sie stammelte leise und hastig:

„Weißt, Bub, ich habe halt an die Zeit denken müssen, wo du fort bist, und warum du hast müssen fort." —

Er fuhr wild auf.

„Ihr glaubt also noch immer, daß ich — — —"

Nun stockte er plötzlich. Sein Blick war auf ihr Gesicht gefallen und hatte den kranken Zug arin erspäht.

Herrgott, sie war doch nicht so alt, die Mutter, und trug sich kaum mehr aufrecht und war weiß, schneeweiß geworden! Mitleid und Groll stritten in ihm. Endlich schritt er zu dem gekreuzigten Heiland, der auf der schmucklosen Kommode drüben stand. Er legte drei Finger an das beinerne Bild.

„Das laßt Euch gesagt sein, Mutter, jetzt, da ich wieder ins Haus komme: Ich schwöre es bei allem, was heilig ist, daß ich keine Schuld auf mir habe, auch die nicht, die mir der Gültenbauer aufgebürdet hat, als ich noch ein Bub war!"

Die Frau war ihm mit schleppenden Schritten nachgeschlichen. Um Verzeihung bettelnd faßte sie seine Hand mit den ihren, und die Tränen rannen ihr über die abgehärmten Wangen.

„Ich glaube dir schon, Bub, und ich will dich

nie mehr daran erinnern, und — ich freue mich auch, daß du wieder da bist!"

„Und du, Schwester?" fragte der Lori laut.

Ein fast herrischer Blick traf das Mädchen.

Still trat sie hinter dem Tisch hervor. Wie sie vor ihm stand, reichte ihm ihr blonder Scheitel wenig über die Achsel.

„Ich habe dich nicht mehr erkannt," sagte sie fast furchtsam, „aber gewiß, ich freue mich auch, daß du gekommen bist."

Er neigte sich über sie und küßte sie auf das schimmernde Haar.

„Du bist groß geworden, Lici."

Das klang weicher als vorher, Liebe zitterte darin.

Die Mutter mahnte, daß er etwas esse. Das Felici brachte darauf einen Topf Milch, Käse und Brot. Er ließ sich am Tisch nieder.

„Fleisch haben wir keins, Bub," sagte die Steinerin.

Er schnitt sich ein Stück Brot und hieß die Frauen neben sich sitzen. Dann fragte er:

„Von was lebt Ihr, Mutter?"

Der Steinerin kam das Blut ins Gesicht.

„s' Felici hat schneidern gelernt. Es näht für die Leute im Dorf, und ich helfe, so gut ich noch kann. — Ich bin halt viel krank. — Aber es sind auch gute Leute im Dorf. Der Berghofer schickt uns manchmal etwas und der Gültenbauer —"

„Was? — Wer?"

Mit zornbleichem Gesicht erhob sich der Lori. Klirrend war das Messer zu Boden gefallen.

„Der Noller," bestätigte kleinlaut die Frau.

Ihr Bub würgte an dem Fluch, der ihm auf die Lippen getreten war. Nach einer Weile war er Herr über sich.

„Das muß anders werden," sagte er mit fremdem Tonfall. „Wir sind kein Bettelvolk! Es braucht uns keiner etwas zu schenken, am allerwenigsten der —"

Ehe er vollendete, hängte sich die Felici an seinen Arm. Mit angstvollen Augen sah sie zu ihm auf.

„Ja, gelt, der braucht uns nichts zu schenken? Gelt, du sorgst, daß er seine Sachen für sich behält?"

„Da sei ruhig," gab er hohnlachend zurück. „Der wird sich hüten, seine Almosen heraufzutragen, wenn ich da bin."

Er hatte die Furcht in ihrem Gesicht gelesen, aber er wollte nicht weiter fragen. Er hatte genug an der bitteren Pille zu schlucken, daß Mutter und Schwester von den guten Leuten lebten.

„Ich bin also Bannwart geworden, Mutter," sagte er dann, dem Gespräch plötzlich eine andre Wendung gebend.

Darauf mußte er erzählen, wie er bei einem Bauern Arbeit gefunden, als er von Andergand fort war vor Jahren, wie er später Holzknecht geworden, als solcher viel mit dem Förster zusammengekommen sei und wie er ihn als Gehilfe genommen. Auch wie der Berghofer ihn zurückgerufen habe ins Dorf, berichtete er.

Schweigend lauschten die Weiber.

Nach einer Weile übermannte die Steinerin der Schlaf. Das Reden hatte sie todmüde gemacht.

„'s Felici wird dir die Kammer bereitmachen," sagte sie und erhob sich.

Der Lori sah, wie schwer ihr das Gehen wurde. Er stand auf und stützte sie sorglich. So geleitete er sie in ihr und des Mädchens gemeinschaftliche Schlafkammer. Während sie gingen, streichelte die Mutter seine Hand.

„Du bist ein Guter,“ sagte sie leise und dankbar.

„Gute Nacht, Mutter!“

Er küßte sie auf die Stirn und ging.

Aber das Weib schämte sich in tiefster Seele darob, daß sie von ihm Schlechtes geglaubt hatte.

Als der Lori in die Stube zurücktrat, war das Mädchen nicht dort. Nachdenklich setzte er sich hinter den Tisch. Nach einer Weile kam Felici und ließ sich neben ihm nieder. Sie wollte ihre Arbeit wieder aufnehmen; aber er wehrte ihr und faßte ihre Hand.

„Hast viel schaffen müssen, Lici?“ fragte er fast angstvoll.

„Ich habe getan, was ich konnte,“ gab sie zur Antwort.

„Ja, ja, ich hätte früher heimkommen sollen,“ sprach er, mehr zu sich selber. Dann legte er den Arm um ihre Achsel und zog sie näher.

„Ihr müßt es besser bekommen, jetzt, da ich hier bin,“ tröstete er.

Dann kamen sie ins Erzählen. Eine lange Weile saßen sie nebeneinander auf der Bank. Dem Burschen ging ein beglückendes Heimatsgefühl im Herzen auf.

Von dem Gültenbauern redete keines der beiden mehr.

Viertes Kapitel

Früh am andern Morgen machte sich der Lori auf den Weg zum Berghofer. Der Gang kam ihn schwer an, aber er mußte sich anmelden.

Der mondhellen Nacht war ein stürmischer Morgen gefolgt. Noch prangte der Himmel in verblassendem Blau, aber ein mächtiger Westwind fegte weiße Wolkenfetzen hinein, immer mehr und mehr, als sollte noch einmal ein Schneien angehen mitten im Juni. Die Berge rauchten; dort wehte der Sturm den Schneestaub auf, daß es sich wie weißer Qualm vom Himmel abhob.

Der Lori stieg nieder zum Dorf. Er trug den Sonntagsstaat aus dunkelgrauer Schafwolle; der Rock war mit Knöpfen aus schwarzem Kristall geziert. Er sah gut aus. Seine hohe Gestalt strotzte von Kraft. Selbst sein bleiches Gesicht hatte nichts Krankhaftes.

Als er das Dorf erreicht hatte, kam seines Weges ein alter Bauer daher. Er erkannte ihn gleich und nannte ihn beim Namen. Der andre tat, als müsse er sich besinnen, wer er sei, obwohl tagelang davon geredet worden war im Dorf, der Steiner-Lori käme als Bannwart her. Als er sich zu erkennen gab und jenem die Hand hinstreckte, legte der kaum flüchtig die Finger hinein. Dann ging er unter einem blöden Vorwand weiter.

Der Lori biß die Zähne zusammen. Sollte im

Dorfe noch der hirnverbrannte Glaube sein, er hätte einmal gestohlen? Der Empfang des Alten ließ es fast vermuten.

Während er weiterschritt, die breite Dorfgasse hinauf, wurde seine Laune nicht besser. Der Dörfler waren viele um den Weg; aber wo ihn einer kommen sah, verschwand er im Haus oder wich sonst zur Seite. Dafür fühlte der Lori im Rücken die neugierigen Augen. Mühsam verbiß er den Aerger. Seine Schritte wurden rascher.

Kurz nachher stand er am Berghof. Einen Knecht fragte er nach dem Bauern.

„Er wird wohl droben sein," war der Bescheid.

Da stieg er hinauf zur Wohnstube und klopfte an die Tür. Eine Mädchenstimme hieß ihn eintreten. Dann sah er sich der Tilde vom Berghof gegenüber, welche er als dreijähriges Kind gekannt hatte.

Sie war nicht größer als die Lici und blond wie die; ihr Haar aber war krauser, ungefügter als bei seiner Schwester. Ihr Gesicht zeigte wenig ebenmäßige Züge, aber es war zart und hatte zwei blaue Augen, die eine liebe Sprache redeten. Es war, als blickte eine große Treue daraus.

Der Steiner und das Mädchen wurden verlegen, als sie einander anschauten, sie wußten selber nicht, warum.

Die Tilde sprach zuerst:

„Habt Ihr zum Vater wollen?"

Der Lori bestätigte die Frage.

„Er muß bald kommen; er ist nur nach oben gegangen. — Setzt Euch derweil!"

Sie wies auf einen Stuhl am Tisch, wo er sich niederließ. Sie selber nahm wieder am Fenster Platz. Plötzlich schien ihr ein Gedanke zu kommen.

„Seid Ihr am Ende der neue Bannwart?" fragte sie.

Er bejahte kurz.

„Eure Leute haben ja gar nicht gewußt, daß Ihr wiederkommet. — Mir hat es heute der Vater erzählt."

„So!" machte der Lori. Er war nicht zum Reden aufgelegt.

Sie streifte ihn mit einem sonderbaren Blick. Es drängte sie, ihm ein freundliches Wort zu sagen. Der Bruder hatte ihr die Geschichte von der Gemse erzählt.

„Eure Schwester, die Felici, und ich kommen viel zusammen," setzte sie das mühsame Gespräch fort.

Da sah er sie voll an. Vor dem dunklen Blick senkte sie die Augen.

„Ist das Steiner-Mädchen dem Berghofer seiner Tochter nicht zu gering?" fragte er kalt.

Zorn überkam sie.

„Ihr müßt ein Guter sein," sagte sie heftig, „daß Ihr so schlecht von andern denkt."

Er biß die Lippen zusammen. Draußen schallte der schwere Tritt des Bauern.

Gleich darauf trat der Hofer in die Stube.

„Tag!" sagte er laut und ging an dem Lori vorüber, als sei es natürlich, daß er dastehe.

Die Tilde schlich hinaus.

Der Lori stand aufrecht und wartete, daß der

andre ihn anrede. Der hatte sich an seinem Schrank zu schaffen gemacht. Jetzt wendete er sich plötzlich:

„Ihr seid also der Steiner-Lori?" sagte er. „Ihr habt Euch gut ausgewachsen nach außen. — Wie es inwendig steht, wird sich weisen."

Der Lori fühlte wieder wie damals seinen durchdringenden Blick auf sich gerichtet, und wieder hielt er ihn aus.

„Ihr wollet also heute Euer Amt antreten?"

„Ja, wenn es Euch recht ist," sagte der Lori.

Dann kam ihm die Erinnerung, daß er dem Hofer Dank schulde. Fast hastig fuhr er fort:

„Ich danke Euch auch noch, daß Ihr mir die Stelle anvertrauen wollt. — Ihr müßt zufrieden sein mit mir!"

Seine kurze Art gefiel dem Bauern. Er ließ sich am Tische nieder.

„Ihr nehmt da nichts Leichtes auf Euch," sagte er, „und eigentlich — weiß ich nicht, ob man Euch soweit trauen darf."

Der Lori wollte auffahren; aber der Alte ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Ich habe zwar erfahren, warum Ihr so halsstarrig gewesen seid, wie ich mit Euch zu rechten gehabt habe vor so und so viel Jahren; und daß Ihr mir damals keine Antwort gegeben habt, will ich Euch nicht zur Schande anrechnen. Es hätte dazumal ein andrer reden sollen. — Aber — das Geld — Steiner-Lori, dem Noller sein Geld könnt Ihr doch gestohlen haben! Und das möchte ich jetzt wissen."

Der Bursche maß den Bauern mit einem Blick, in dem heller Haß loderte.

„Wenn du mir das hast sagen wollen, Berghofer, hättest mich nicht brauchen heimkommen zu lassen."

„Bleib da! — Sei ruhig, Bub!"

Auch der Alte fiel in das Du zurück, und seine Stimme klang in so drohendem Groll, daß der Lori von der Tür zurückstand, der er sich schon zugewendet hatte.

„Du hast dich gut gehalten in den fünfzehn Jahren, während denen du fortgewesen bist," sagte der Hofer leiser. „Ich habe es erfahren. Ich will also heute glauben, daß du ein Rechter bist. Und, weil ich das glaube von dir, so frage ich dich noch einmal, Mann gegen Mann, hast du dazumal aus irgendeinem Grund das Geld genommen?"

Der Junge legte die Hand auf die Brust.

„Bei meiner Seele, nein!"

Ein fast frohes Aufleuchten ging unter des andern weißen Brauen. Er streckte die große Hand aus.

„Ich glaube dir jetzt; und jetzt ist die Sache abgetan."

Darauf legte der Lori die Rechte in die des Bauern, und wie zu einem Treubund preßten sich die harten Finger fest umeinander.

„Jetzt höre," sagte nachher der Alte. „Setze dich! — Ich muß dir sagen, was du zu tun hast. Diese Woche geht der alte Bannwart mit dir durch das ganze Waldgebiet. Da halte die Augen offen, daß du jeden Weg gleich wieder findest, und dann kommst du und sagst mir, was du vom Walde denkst. Die nächste Woche lässest die Berge darankommen und

siehst nach dem Wildstand. Wild und Holz wird gestohlen auf allen Seiten, daß man meinen könnte, der Herrgott selber würde eine Strafe vom Himmel schicken auf das gottlose Volk. Und keiner schämt sich und keiner kümmert sich, noch viel weniger zeigt's einer an. Sie sind alle unter einer Decke. Da gehört also Mut dazu, dazwischenzufahren, und beliebt wirst nicht werden im Dorf dabei. Aber anzeigen mußt es, Bub, bei deiner Ehre, wenn du etwas Unrechtes findest. Darum habe ich dich kommen lassen, und darum habe ich Vertrauen zu dir!"

Der Lori hatte aufmerksam zugehört.

„Seid nur sicher," sagte er jetzt. „Ich will schon mein möglichstes tun! — Eins muß ich aber verlangen von Euch!"

„Und?"

„Ihr müßt zu mir stehen!"

„Wenn du recht tust und recht willst, immer, hast gehört, Lori!"

Noch einmal schlugen die Hände der zwei Bauern zusammen. Dann ging der Lori.

Unten im Hausflur traf er auf die Tilde.

„Ade, Mädchen," sagte er gleichgültig.

Sie sah ihn groß an; aber sie erwiderte seinen Gruß nicht. Sie hatte ihm seine herbe Rede nicht vergeben.

Fünftes Kapitel

Vierzehn Tage war der Lori schon seinem Amt nachgegangen und die ganzen zwei Wochen kaum dreimal zum Schlafen heimgekommen. Er hatte Umschau gehalten im Wald und auf den Bergen.

Aber im Dorf ging ein gewaltig Reden an, heimlich und hämisch, wie die Bauern reden, wenn ihnen einer wider die harten Köpfe steht. Einige waren dem neuen Bannwart auf Wegen begegnet, wo sie gerade nicht hingehört hätten; und an der Beflissenheit, mit der sie über ihn schimpften, hätte man merken können, daß er sie vor weiterem Ihm-in-die-Quere-Kommen gewarnt hatte. — Und plötzlich war die alte Geschichte von dem Gültenbauer seinem Geld aufgewärmt worden, als hätte sie sich erst gestern ereignet. Damit hatten die Undergandner willkommenen Grund gefunden, den Lori in Acht und Bann zu tun. Es geschah im stillen, wie auf geheime Abrede; laut getraute sich keiner zu werden, weil der Berghofer den Bannwart eingesetzt hatte. —

Am dritten Sonntag im Juni ging der Lori zum erstenmal zur Kirche im Dorf. Den Tag hatte er sich zum Rasttag ersonnen und gedachte nach dem Gottesdienst dem Berghofer Bericht zu geben über seine Gänge. Auf dem Kirchwege merkte er, wie ihm im Dorf der Wind wehte. Wäre er ein wildfremder Mensch gewesen, hätten ihn die Bauern nicht unfreundlicher anstieren können. Zuerst mußte

er lachen; dann packte ihn der Grimm. Mit zusammengebissenen Zähnen ging er nach der Kirche zwischen den andern durchs Dorf. In der Menge, welche sich vom Gotteshause hinweg bewegte, war eine Lücke; in der schritt der Steiner. Niemand schien sich um ihn zu kümmern. Nur das Zischeln und Raunen hinter sich und vor sich merkte er doch.

Dem Berghofer klagte er nicht. Getreulich gab er seinen Bericht ab, der schlimm genug lautete; von sich selber sprach er nicht. — Aber des Guten, das der Bauer der Steinerin getan, tat er noch Erwähnung.

„Und," schloß er, — „jetzt bin ich wieder da, für meine Leute zu sorgen, und danke halt für Weiteres."

Der Berghofer sah ihn mit großen Augen an.

„Du hast es hoch im Kopf, du," sagte er unwillig.

„Es tut mir leid, wenn Ihr's so versteht," entgegnete achselzuckend der Lori.

Dann waren sie fertig miteinander.

Der Hofer überlegte sich's, als der Bannwart hinaus war, und fand, daß er ihm nicht gram sein konnte, trotzdem er ihm die Almosen seiner Mutter vor die Füße geworfen hatte.

Der Lori stieg indessen zur Hütte hinauf. Ehe er aus dem Dorfe getreten war, hatte er um ein paar Häuser weiter unten die Felici und die Hofer-Tilde in eifrigem Gespräch beisammen stehen sehen. Die Freundschaft der beiden ärgerte ihn, er wußte selber nicht, warum.

Im Hinaufsteigen kam ihm die Erinnerung an

die Andergandner Bauern, die ihn nicht mehr kennen wollten. Das nährte seinen heimlichen Groll. In schlechter Laune erreichte er das Haus. Als er eintrat, stieg ihm jäh das Blut zu Kopf. Da drinnen sprach einer, dessen Stimme er noch kannte. Der Gültenbauer war bei der Mutter zu Besuch. Gerade recht kam ihm der!

Laut und rasch öffnete er die Tür.

Der Noller-Toni saß hinter dem Tisch, die beiden Arme auf die Platte gelegt und den Oberkörper vorgebeugt, als hätte er eben angelegentlichst auf die ihm gegenübersitzende Steinerin eingesprochen. — Die vergangenen fünfzehn Jahre hatten ihm wenig angehabt. Vielleicht war sein Schädel kahler geworden, aber das Gesicht war noch so feist und unschön wie einst und strahlte in demselben süßlich frommen Lächeln. Das linke Auge war über dem fortwährenden Zukneifen kleiner geworden, so daß der Mensch aussah wie ein Schielender.

Er wendete dem eintretenden Lori ein erzwungen freundliches Gesicht zu und streckte ihm über die Tischplatte die Hand hin. In der Bewegung lag viel zutrauliche Herablassung.

„Da lug, der Lori! Ich habe dich noch gar nicht gesehen, seit du wieder da bist! — Bist gesund?"

Langsam zog er die Hand zurück. Der Lori hatte ihn noch mit keinem Blick gestreift, viel weniger die Hand ergriffen. Sein Gesicht hatte in diesem Augenblick etwas Finsteres; es schien fast alt. Er wendete sich mit leise zitternder Stimme an die Steinerin.

„Was will der Besuch, Mutter?"

Die Frau fuhr zusammen und faltete die Hände

in kindischer Angst. Sie wußte sich nicht zu helfen zwischen den beiden Männern. Endlich brachte sie mühsam heraus:

„Er — er tut uns die große Ehre an, der Herr Noller — ich erzähle dir's dann, Lori, — gelt — nachher — oder —"

Sie blieb stecken und sah hilflos bald auf den Bauer, bald auf den Bub. Da half ihr der Noller.

Er wandte sich an den Burschen:

„Nun setze dich doch! Wir wollen reden zusammen. Du kannst es ja gleich jetzt erfahren, warum ich heute gekommen bin! — Komm, setze dich!"

„Zu dem, was ich mit Euch zu reden habe, stehe ich hier gut genug!"

Der Ton war schärfer.

„Lori!" mahnte die Steinerin.

Der Gültenbauer aber kam hinter dem Tische hervor und trat auf den andern zu. Vertraulich legte er ihm die Hand auf die Achsel.

„Sei kein Narr, Lori. — Was hast denn? Trägst es mir denn noch nach wegen der alten Geschichte mit dem Geld! Siehst, das habe ich dir schon lang verziehen."

Loris Fuß stampfte den Boden. Mit geballten Fäusten und zornglühend stand er da.

„Ihr habt mir aber nichts zu verzeihen! Ich bin Euch nichts schuldig und habe Euch nichts zuleid getan, nie! Hört Ihr's? Oder muß ich Euch's verstehen lehren?"

Vor seinem Drohen wich der Bauer einen Schritt. Aber katzenfreundlich schimmerte sein Gesicht. Wie zu einem guten alten Freunde sprach er weiter.

„Was sollen wir auch streiten? Warum auch? Laß doch die alte Geschichte, sage ich! Laß mich lieber reden. Ich muß dir einen Vorschlag machen; ich muß dir erzählen, was ich deiner Mutter gesagt habe eben jetzt!"

Gegen die Aalglätte kam der Junge nicht auf. Vor lauter Staunen hörte er den andern ruhig an.

Der neigte sich zu ihm, daß sein Atem ihm widerlich wurde. Weit holte er dann aus.

„Weißt, in der Zeit, wo du fort gewesen bist, bin ich ein wenig bekannt geworden mit deinen Leuten. Ich bin manchmal heraufgekommen; und — weil's mir der Herrgott ja doch gegeben hat — habe ich auch manchmal etwas tun können für sie. Ich habe es ja gern getan! Es steht ja schon in der Bibel, man soll Gutes tun — und dann habe ich auch gesehen, daß die zwei es verdienen. Das Mädchen, Felici, ist ein braves; ich habe mir vorgenommen, für dasselbe zu sorgen — ich kann's ja, dank dem Herrgott. Und jetzt habe ich halt mit deiner Mutter gesprochen, wie sich's machen täte, und was sie dazu sagen würde, wenn ... Du wirst ja sicher auch einverstanden sein, Bub; es kann dir ja nur nützen — und es soll es gut haben und Ihr auch — also — ich — ich will das Felici heiraten!"

Der Lori lachte gell auf.

„Was sagt Ihr dazu, Mutter?" fragte er rauh. „Dem müßt Ihr selber antworten!"

Die Frau erhob sich schwer aus ihrem Stuhl und schlurfte zu ihm. Sein Ton hatte ihr nicht gefallen. Wie abbittend hing sie sich an seinen Arm.

„Ueberdenke es, Lori," flüsterte sie. „Es wäre doch ein großes Glück für das Mädchen!"

Als er wie in Erstarrung schwieg, wandte sie sich hastig an den Noller.

„Geht jetzt nur, wir — wir geben Euch dann schon Bericht und — Dank Euch noch für die —"

Das Knarren der Haustüre unterbrach ihre Rede. Gleich darauf trat die Felici in die Stube. Das Gesicht leise gerötet, schaute sie in hellem Schreck auf die drei. Irgendwie war ihr alles klar.

Da hatte sie der Lori am Handgelenk. Mit hartem Griff zerrte er sie vor den Bauern. „Da, Felici, da sieh, willst du den zum Mann?"

Das Mädchen fuhr zurück wie gestochen.

„Den? — Um kein Geld!"

Aber der Lori brauste auf. Er schien zu wachsen. Messerscharf fielen seine Worte.

„Und wenn sie Ja gesagt hätte, Noller-Toni, hörst — eher als daß sie dich dürfte nehmen, hätte ich ihr mit meinen eignen Händen ein Leid angetan! Und jetzt geh, komm nicht mehr ins Haus, sonst —, wenn ich dich finde — —"

Seine Faust fuhr dem andern vors Gesicht. Die Bewegung redete aus, was der Lori hatte sagen wollen.

Der Gültenbauer griff nach seinem Hut. Er war bleich; aber an Ruhe war er dem jüngeren über.

„Schon gut, schon gut," geiferte er in sich hinein, „schon gut, Steiner-Lori, ich denke dir schon daran."

Damit schob er sich hinaus zur Tür.

Die Steinerin begann zu schluchzen, als wäre ihr ein Kind gestorben.

„Aber, Lori, wie hast du das tun können? — Das bringt uns ins Unglück! Und was für ein Reicher daß er ist und was für ein Guter! Erst vor drei Wochen hat er einen neuen Altar gestiftet in der Kirche. Mit dem Pfarrer steht er wie mit seinesgleichen. — Aber du hast ihn erzürnt, und jetzt wird er uns zuleid leben, wo er kann!“

„Mutter, höre auf,“ sagte der Lori hart. „Du bist krank und hast viel leiden müssen deiner Lebtag — wenn das nicht wäre, würde ich dir dein Reden nicht verzeihen!“

Die Frau setzte sich schwer auf ihren Stuhl und weinte, über ihre Arbeit gebeugt, still weiter.

Die Geschwister standen an dem Fenster, das nach dem Tal ging.

Wo das Grüngelände sich schloß, leuchtete hoch über schwarzem Walde der Gletscher des Winterstocks im Sonnenglanz. Vom Fenster ließen sich die Lichter und Schatten auf dem zerrissenen mächtigen Eisfeld erkennen.

„Siehst, wie schön das ist,“ sagte der Lori. „In der ganzen Welt möchte ich nirgends daheim sein als gerade hier. Da wäre es doch jammerschade, wenn man sich seine Freude an der Heimat verderben würde, weil man gern reich wäre, gelt?“

Stumm nickte das Mädchen und schaute mit großen, sinnenden Augen nach dem gleißenden Eis.

„Und siehst, Mädchen,“ fuhr der Lori in fremder Gesprächigkeit fort, während er den Arm um ihre Hüfte legte, „wir sind arme Leute und müssen uns darum auch nur ein armes Glück aussuchen, lieber eine bescheidene Zukunft als eine, die uns nicht

gehört und wir uns nicht selber verdienen können. Von dem großen Glück, das einem in den Schoß fällt, halte ich nicht viel, das tut nicht lang gut! Das merke dir auch, Lici, wenn du auf einen Liebsten denkst, gelt? — Oder — hast am Ende schon einen Schatz, du?"

Er bog ihr den Kopf zurück und sah ihr fast ängstlich in die Augen.

Sie machte sich los und sagte scheu:

„Nein, Lori, was denkst! Ich komme ja nirgends hin. Wo sollte ich einen kennen lernen?"

Dann schlich sie aus der Tür.

Aber der Lori hatte den stockenden Seufzer gehört, der ihr entschlüpft war.

Sechstes Kapitel

Ein verlorenes Hochtal! — Wer aus dem Andergandner Tal auf dem mächtig steilen Pfad durch den Lochwald heraufstieg, wähnte sich beim Hinaustreten aus den hohen, düsteren Tannen in eine Steinwüste versetzt. Weit zog sich die Talrinne nach Nordwesten bergan, und sie deckten, niedergeschmettert von den zu beiden Seiten aufsteigenden Bergriesen, Felstrümmer in wildem Chaos. Da und dort sproß spärliches Gras. Auf der Sonnenseite wuchsen die Alpenrosenstauden wie Unkraut aus dem Gestein. Manchmal stand am Bergabhang noch ein verkümmerter Baum, doch je höher man stieg, desto öder und stiller wurde es rings. Eine Melodie klang immer: des Voralpbaches Zischen und Schäumen, wie er sich seinen Weg durch die Trümmer talwärts suchte.

Das Tal hatte keinen Ausweg. Ewiges Eis schloß es ab. Wo es endete, grenzte Gletscher an Gletscher. Aber gerade da, wo der mächtigste von diesen, der „tote Firn“, in rötlich schimmerndem Geröll auslief, lag eine Oase. Saftige Weide, ein Quell, eine niedere Alphütte! Das nahm sich fremd aus inmitten der Einsamkeit. —

Noch reichte das Morgengold nicht hinab ins Gestein; nur der Firn und die höchsten Felszacken badeten in Glanz. Wie eine Fackel stand der sonst so düstere Solbite, in dessen Geklüft noch die Geier

horsteten. So lohten die Türme rings. Der „tote Firn" lag allein fahlweiß, lichtarm.

Um die Alphütte in der Tiefe wurde es lebendig. Da und dort erhob sich eine der schwarzbraunen Kühe aus dem Gras. Eine Herde Ziegen und Schafe streifte bergan ins Geröll. Jodelnd stieg ein Bub hinter ihnen.

An der Hütte stand der Hofer-Josep und schaute verdrießlich in den leuchtenden Morgen. Seit vier Wochen war er da, und das Alleinsein wollte ihm schon nimmer behagen. So überdrüssig war er seiner Gesellschaft, des Viehs, des alten Kühknechts und des Geißbuben, daß er sich in dem Augenblick allen Ernstes vornahm, demnächst ins Dorf zu steigen und dem Vater zu erklären, daß er da oben nicht mehr bleibe. Nicht, daß er es am Ende doch ausgehalten hätte, wenn wenigstens einmal Nachricht gekommen wäre von unten, was sie da machten — besonders eine halt. An der einen hing dem Josep sein ganzes Heimweh.

Mit Schlucken und Seufzen ging der junge Bauer schließlich an seine Arbeit. Die Sonnenflut quoll herab am Gebirge und erreichte die Alp, bis er seine Kühe gemolken hatte. Als er eben die letzte Melkter schäumender Milch zur Hütte zu tragen sich anschickte, ging von ungefähr sein Blick nach dem Steinfeld, in welchem ein schmaler, sandiger Pfad an manchen Stellen sichtbar war. Dort stiegen zwei Weiber herauf.

Der Josep stellte die Melkter beiseite und vergaß sein Geschäft. Als hinge sein Leben daran, zu wissen, wer da käme, starrte er nach den durch-

Geröll sich langsam Nahenden. Die Gestalten schienen ihm bekannt. Er wandte den Blick nicht von ihnen, bis er die beiden Mädchen erkannt hatte, die auf die Alphütte zuhielten. Da schickte er einen jauchzenden Ruf hinab. Eine helle Stimme antwortete.

Nach einer Weile hatten die Hofer-Tilde und die Steiner-Felici die Alp erreicht, die jungen Gesichter erhitzt vom Steigen und der Last, welche sie in Gestalt eines großen Korbes gemeinschaftlich trugen. Lachend schritten sie auf den Bauern zu, der seinerseits ihnen in mächtigen Sprüngen die Hälfte des Weges entgegenkam. Unter der Hüttentür stand der Knecht und schaute mit seinen trüben Augen und im Haar krauend auf die Truppe. Er konnte sich der beiden Mädchen Besuch nicht deuten.

„Wo kommt auch Ihr her?" rief der Josep schon von weitem seinem Besuch entgegen.

„He, halt von daheim," lachte übermütig die Felici, und die andre stimmte ein.

Als sie einander die Hände schüttelten, erklärte die Tilde:

„Der Vater hat für drei Tage ins Tal müssen. Da haben wir zwei davon gesprochen, wie du allein seiest, und haben Erbarmen mit dir gehabt und haben uns verabredet, dir eine Freude zu machen und uns einen Spaß, und jetzt sind wir halt da! Und dort" — sie wies auf den Korb — „hast auch etwas zu essen, daß dir der Käs und die Milch nicht gar zu langweilig werden."

„Ihr seid aber zwei Rare," machte sich der Josep Luft, umschlang die Schwester und küßte sie ab.

Darauf, weil er der andern ein gleiches zu tun Miene machte, rannte diese wie ein Wiesel davon. Er besann sich nicht lange und jagte ihr nach.

Der Felici lösten sich die blonden Zöpfe und wehten hinter ihr her. Ihre Augen leuchteten und ihre geteilten Lippen schienen des Küssens wohl wert. In heißem Eifer strich der Bub hinter ihr drein. Er hörte das behagliche Grunzen dicht vor seinen Füßen nicht, bis er über das im Gras faulenzende Ferkel hinfuhr wie der Blitz und langenwegs den Boden maß.

Die Mädchen lachten, daß ihnen die Tränen kamen; und ob seines Falles vergaß der Josep den Zweck des Rennens. Die Felici blieb ungeküßt.

Aber doch wohl nicht lang!

Sie hatten in der Hütte den Imbiß genommen. Noch löffelte die Felici ihre dicke Milch, als der Josep mit der Tilde ins Freie trat. Der Knecht war nach Holz gegangen.

Hastig wandte sich die Tilde an den Bruder.

„Ich habe dir sie mitgebracht, Josep, weil ich gesehen habe, daß das Heimweh sie so plagt nach dir und weil ich mir gedacht habe, du wärest imstand, dem Vater zum Trotz dich ins Dorf zu stehlen, nur um sie zu sehen. Aber denke an das, was du mir versprochen hast: sie ist nicht zum Spielen da. Hast es jetzt so weit kommen lassen, mußt sie heiraten. Sie ist ein braves Mädchen, ein gutes; ich helfe dir, wenn du's mit dem Vater ausfichtst. Wenn du im Herbst von der Alp heimkommst, mußt reden mit ihm und mußt der Lici Wort halten. Der ihr Bruder würde es wahr-

scheinlich schlecht aufnehmen, wenn dem Mädchen ein Unrecht geschähe!"

Des Mädchens Gesicht war ernst, und sie hatte in dringendem Anliegen ihre Hand auf des Burschen Arm gelegt.

Der schaute sie lächelnd an und streckte ihr die Rechte hin.

„Ich verspreche dir's noch einmal," sagte er. „Sei nur sicher! Ich müßte ja von meinem ganzen Glück lassen, wenn ich die Felici aufgeben müßte."

In dem Augenblick trat das Steinermädchen zu ihnen.

„Darf man auch zuhören?" fragte sie neckisch.

Die beiden wurden rot. Aber die Tilde wies nach einer nahen Halde.

„Ich gehe noch ein paar Edelweiß holen dort. In einer halben Stunde bin ich wieder da. Dann müssen wir ans Heimgehen denken."

Ohne der andern Antwort abzuwarten, schritt sie davon. Die Felici machte Miene, ihr zu folgen, aber der Josep faßte ihre Hand.

„Ich muß mit dir reden," flüsterte er.

Dann standen sie in der Hütte und küßten sich. Sie taten es nicht zum erstenmal.

„Ich bin so froh, daß du gekommen bist," sagte der Bursche.

Darauf schwiegen sie lange und hielten sich nur, als hätten sie sich viele Jahre nicht gesehen.

Auf einmal sagte das Mädchen:

„Weißt, daß der Lori wieder da ist?"

„Freilich, er ist sogar schon bei mir da oben gewesen."

Die Felici wurde bleich und sah sich erschrocken um. —

„Wenn — wenn er heute auch käme!“

„Hab' doch keine Angst! — Und am Ende, was wäre Böses dabei, wenn er dich mit der Tilde hier fände?“

Sie neigte sich scheu zu ihm und sprach leiser:

„Er ist ein Sonderbarer, Josi, so ernst und streng, daß ich mich fast fürchte vor ihm! Weil sie ihn im Dorf nicht mögen, wird er immer finsterer. ‚Wir müssen büßen, daß unser Vater kein Braver gewesen ist,‘ hat er einmal zu mir gesagt, und: ‚Du tust mir leid, Mädchen,‘ murmelt er dann wieder in sich hinein, wenn er meint, daß ich's nicht höre. — Wenn ich dran denke, daß ich's ihm einmal sagen muß von uns zweien, dann vergeht mir der Atem vor Angst. Er sagt, wir dürfen nicht ein großes Glück erwarten; und du, Josep“ — sie stockte und eine glühende Röte stieg ihr ins Gesicht. Dann barg sie es an seiner Schulter und vollendete:

„Du wärest doch ein so großes für mich armes Mädchen!“

Der Bursche lachte laut auf, aber die Augen waren ihm fast trüb geworden ob ihrem lieben Reden.

„Sei nur sicher du, ich mache es schon mit ihm aus, wenn es Zeit ist. Und wenn er sieht, daß es uns zweien Ernst ist, freut er sich auch darüber. Wir sind ja früher ganz gute Freunde gewesen, er und ich.“

Die Felici gab sich zufrieden. Ihr Liebster wußte Trostes genug. Die Zeit verging den zweien im Fluge.

Mit einem Büschel Edelweiß trat die Tilde zu ihnen, weit früher, als sie es erwartet hatten. Dann saßen sie noch eine Weile beisammen. Doch noch stand die Sonne über dem Tal, als die Tilde zur Heimkehr mahnte.

„Ich komme mit — ein Stück weit," sagte der Josep.

Die beiden wehrten es ihm nicht.

So schritten sie talwärts, erst beisammen; dann kam die Tilde, welche schweigend niederstieg, immer weiter voran. Der Bursche und die Felici wanderten Hand in Hand ein weites Stück hinter ihr und hatten kaum acht, wo sie gingen.

Der Himmel wölbte sich tiefblau, wolkenlos und von Glanz gesättigt. Ueber den Niedersteigenden schwebte ein schwarzer Punkt. Der war vor kurzem herübergestrichen vom Solbite und kreiste jetzt immer höher, als ob er nach der Sonne zu steigen verlange. Es war ein Geier.

Des Berghofers Lämmer drüben im Gestein waren vielleicht nicht gar sicher ihres Lebens zu dieser Stunde, aber ihr Wächter stieg zu Tal und kümmerte sich nicht um den Räuber zu seinen Häupten.

Eine Stunde mochten sie gezogen sein.

Die Tilde sah die schwarzen Tannen zu ihren Füßen auftauchen und hörte den Bach in wildem Tosen über die Felsen stürzen. Sie nahten sich dem Lochwald. Hier mußte der Josep umkehren, und sie beschloß, die beiden zu erwarten. Eben wollte sie sich am Wege niederlassen, da sah sie wenige Schritte vor sich einen sitzen. In jähem

Schreck wurden ihr die Wangen weiß. Der da saß, war der Lori. Er hielt das Gewehr über die Knie gelegt und starrte in Sinnen verloren immer auf denselben Fleck.

Schon wollte die Tilde sich umwenden, daß sie den Bruder weiter oben zurückschicke. Da rollte ein Stein unter ihrem Fuß, und der Bannwart schaute sich um. Mit zusammengebissenen Zähnen stieg sie zu ihm hinab; irgendwie bangte ihr davor, daß die beiden hinter ihr sollten zusammen gesehen werden, obgleich sie selber sie zueinander geführt hatte. Als sie dem Lori näher kam, sah sie, daß sein Gesicht hager geworden war in den paar Wochen, seit sie ihn nicht mehr gesehen, und seine Augen blickten sie so drohend und düster an, als wäre der Steiner ihr und aller Menschen bitterer Feind geworden. Sie wußte aber, wie schwer ihm sein Amt gemacht wurde, und daß die Dörfler Schlechtes und nur Schlechtes von ihm redeten. Wieder kam ein großes Mitleid mit ihm über sie.

„Tag,“ sagte sie und sann auf ein gutes Wort, das sie ihm bieten könnte.

„Tag, Mädchen,“ gab er trocken zurück.

Da blieb sie vor ihm stehen.

„Geht Ihr auch heim?“ fragte sie.

„Ja — später!“

Damit wendete er sich ab.

Die Tilde stand zitternd. Zorn stieg in ihr auf, und dann kam ihr wieder die Angst wegen der zwei andern.

„Lori — —“ begann sie, ohne zu wissen, was sie sagen wollte.

Er kehrte ihr ein erstauntes Gesicht zu. Was wollte das Mädchen von ihm!

Da hallten zwei Rufe aus der Höhe.

„Tilde!“ scholl es erst hell und jauchzend, eines Weibes Stimme, dann stärker, rauher eines Mannes Schrei.

Die ersten Laute kannte der Lori. Seine harten Züge belebten sich.

„Wer — wer kommt da?“ fragte er. Doch galt die Frage mehr sich selbst.

„'s Felici und ich sind den Bruder besuchen gangen, und jetzt ist er noch ein Stück Weges mit uns gekommen!“

Zu dem raffte sich die Tilde auf.

Der Lori fuhr herum.

„Was sagst?“ fragte er erregt.

Droben tauchten die zwei Liebesleute auf, immer noch einander an der Hand haltend, als ob es sich vor aller Welt so gehöre.

Der Bannwart hörte ihre Schritte, und sein Auge traf sie, als die Felici eben in hellem Schreck ihre Hand löste und den Josep zurückwinkte. Sein Gesicht versteinerte sich förmlich in Härte und Entschlossenheit.

Die beiden näherten sich, als sie sich entdeckt sahen, und er ließ sie ganz an sich herankommen. Dann richtete er sich auf und bohrte die Augen in die des Hoferbuben, bis er den Blick senkte.

„Es ist gut, daß ich das gesehen habe,“ sagte er ruhig und kalt. „Jetzt merke dir nur, was ich dir sage! — Wir sind arme Leute, aber die“ — er wies auf die Schwester — „ist nicht da, daß sich der

reiche Hofer mit ihr die Zeit vertreiben könne! — Wahre dich, Hofer-Sep! Laß das Mädchen in Ruh', sonst weiß ich, wo ich mir das Recht holen muß. Und von heute an stehe ich Wacht!"

Der Josep war bleich bis an die Lippen und fand keine Antwort.

Auf einmal trat die Tilde zwischen die Männer und sagte leuchtenden Blickes:

„Sei doch nicht so, Lori! Er meint es ehrlich, der Josep. Er will mit dem Vater reden im Herbst und der —"

„Der wird ihn auslachen," unterbrach sie mit zuckenden Lippen der Lori. „Denkst an das Bretternest, wo wir daheim sind, und ans schönste Haus im Dorf, das seinem Vater gehört? Denkst daran, was dein Vater gilt im Dorf und was —" er würgte an dem Letzten — „was sie von unserm Vater reden! — Haha! Eher sagen die Andergandner etwas Gutes von mir, als daß der Berghofer das Steinermädchen ins Haus läßt! Ihr zwei seid fertig miteinander! Und dir, Hofer-Tilde, danke ich nicht für die Freundschaft, die du der Lici getan hast!"

Seine Rede war lauter geworden und wehrte jedem Widerspruch. Als er geendet hatte, faßte er die Hand der Schwester mit hartem Griff und zog sie nach sich den steilen Weg hinab, den er großen Schrittes niederstieg.

Die Tilde sah ihnen nach, als müßte sie dem Burschen noch eine Antwort nachrufen. Der hatte ihr zu dieser Stunde ein bitteres Leid getan.

Den Josep stach der Zorn.

„Sei nur sicher, Lici," rief er hell hinab, „ich lasse nicht von dir! Da hat uns keiner dreinzureden!"

Keins der Niedersteigenden wendete sich um. Aber dem Mädchen war der Ruf wohl zu Herzen gegangen. Sie wagte es, den Bruder mit einem Blick zu streifen. Der stieg schweigend weiter wie einer, der weiß und sicher ist, was er tun muß. Da sank der Felici der Mut wieder. Sie fing an, still vor sich hin zu weinen.

Der Josep und die Tilde hatten Abschied genommen von einander. Das Mädchen zog langsam den Vorausgegangenen nach. Der Bursche kehrte auf seine Alp zurück. Dort hatte indessen der Geier seinen Raub geholt.

Siebentes Kapitel

Wenn sie auf einem Dorf einem gram sind, wird an ihm kein guter Fetzen gelassen. Nach der Andergandner ihrem Reden wäre der Lori der schlechteste Mensch auf Gottes Erdboden gewesen. Die Weiber mißbrauchten seinen Namen, wo es Gelegenheit gab, und die Männer geiferten mehr noch als ihre Hälften. Alle die Sünden des toten Steiners wurden seinem Buben angerechnet, weil sie an demselben keine fanden als die reichlich ausgedroschene Geschichte von dem Diebstahl. Wenn der Bannwart ins Dorf kam, ging ein Zischeln und Fingerzeigen an, daß ihm die Galle schwoll. Aber er trug äußerlich ruhig alle Unbill; denn der Berghofer stand zu ihm und zeigte ihm offen sein Wohlwollen an seiner Amtsführung. Freilich — er gönnte sich keinen Tag Ruhe, und die Frevler hatten schlechte Zeit. Noch hatte er dem Rat keinen verzeigt. Nach zweimaligem Warnen machte er Ernst und gab eine Strafliste ein. Daß die Strafe für die darauf Verzeichneten nicht leicht ausfiel, dafür sorgte der Berghofer. Nun aber fuhr ein Sturm der Entrüstung durch Andergand. Alles wurde dem Lori in die Schuhe geschoben. Da fand der fromme Noller, daß sein Weizen blühe, und lag dem Pfarrherrn im Ohr, daß er dem Mißliebigen den Garaus mache.

Der geistliche Herr mischte sich sonst wohl nicht

in die Politik des Ortes, aber die Gelegenheit, dem Berghofer hinterrücks eins zu versetzen, ließ er nicht vorübergehen. An einem Sonntag, an welchem der Lori seltenerweise in der Kirche war, zog er los.

Das Gotteshaus, zu klein für die große Gemeinde, war zum letzten Platz gefüllt. Nahe der Tür stand der Lori unter einer Schar von Andächtigen, welche keinen Sitz mehr gefunden hatten.

Der Pfarrer, ein bleicher, dunkelhaariger Mann, von hoher Gestalt, der mit stechenden Augen seine Gemeinde musterte, begann seine Predigt. Seine frommen Schafe wußten es seinen Zügen abzulesen, daß es eine Strafpredigt absetzen würde, und männiglich wunderte sich, über wessen Haupt das Wetter sich entlade. Der Gültenbauer, der mit tief andächtiger Miene in der vordersten Bank sich breitmachte, hätte wohl Auskunft geben können.

Zu Anfang redete der Hochwürdige in schönen und zu Herzen gehenden Worten den Andergandnern ins Gewissen von Sünde und Buße. Allmählich verschärfte sich seine Stimme und gewann zuletzt einen gereizten Klang. Er sprach von den Unbußfertigen. Dann machte er sich Luft.

„Mitten unter euch geht einer, dessen Leben ein Leben der Buße sein sollte und es nicht ist! Meine Augen sehen ihn und werden trübe. Auf die Sünde seiner Vordern häuft er eigne Schuld und Ungerechtigkeit. Statt Buße zu tun und still in sich zu gehen, verdächtigt er seinen Nächsten, lebt seinen Mitmenschen zum Aergernis. Wahrlich, es sollte unter euch nicht Leute geben, die solches Treiben begünstigen, wie es auch lange an der Zeit wäre, daß

der, den ich meine, der eignen Schwäche dächte und fremder Fehler vergäße!"

Der Herr, der in seinem Eifer vergaß, daß er einer schlimmen Neigung seiner Beichtkinder, welche er selbst sonst wohl auch bekämpfte, förmlich das Wort redete, hielt inne und schneuzte sich. Die Pause paßte den Dörflern.

Der Gültenbauer hatte sich zuerst umgewendet, und seine Blicke suchten den Lori. Dann fuhr Kopf um Kopf herum, und aller Augen ruhten mehr oder weniger schadenfroh auf dem Geächteten. Der stand, wohl um einen Schein bleicher als sonst und die Unterlippe zwischen den Zähnen, aber so ruhig, als ginge ihn des Pfarrers Rede so wenig an wie die andern. Und als der Pfarrer weiter predigte, hatten die Andergandner den größten Aerger im Leib darob, daß aus dem Zwischenfall, den ihr Hirt heraufbeschworen, nicht ein Skandal geworden war.

Unter der Messe verließ der Lori die Kirche. Der Sonntag war ein beliebter Freveltag, und er gelobte sich noch schärferen Kampf gegen die Bauern nach der geistlichen Zurechtweisung. Es wurmte ihn aber, daß er keine Waffe hatte, den Hochwürdigen für seine Worte zur Rechenschaft zu ziehen. Von dieser Stunde an mied er die Kirche ganz und das Dorf so gut als möglich. Heimlich quälte er sich weit mehr, als er zeigte. Er wurde noch finsterer und mehr in sich gekehrt, als hätte er wirklich eine schwere Schuld auf sich. In Andergand jedoch fanden sie einen Spottnamen für ihn und nannten ihn nach des Pfarrers Rede den „Büßer".

Daß er ungerechte Strafe litt, daran dachte keiner als der Berghofer und sein Mädchen. Der Alte bot allen seinen Einfluß auf, des Bannwarts Ansehen im Dorf zu bessern, und kam dabei nicht weit. Und der Tilde lastete das Mitleid auf dem Herzen. — —

So war der Sommer beinahe vergangen, und über der Zeit war der Büßer dem Großteil der Andergandner der böse Feind geworden, welchen zu vertreiben ihnen ein verdienstliches Werk erschien. Sie arbeiteten auch redlich daran; — nur daß der Lori zähe war und keinen Schritt wich.

Ueber Sommer hatten Holz- und Jagdfrevel in einem Maße abgenommen, daß der Bannwart selber sich darob wunderte. Aber der tat deswegen die Augen nicht zu. Heute hatte er sie doppelt offen.

Es war der letzte Augusttag, und morgen sollte die Gemsjagd eröffnet werden. Da wurden oft schon ein paar Tage vorher in den Freibergen Schreckschüsse abgegeben, um die Tiere in die offenen Jagdbezirke zu scheuchen.

Der Lori kam von der Solbitenalp und stieg gegen das Voralptal ab. Der Tag war schier verglommen; glutheiß nahte der Abend; hinter den westlichen Bergen kroch es wie schwarze Rauchmassen am Himmel herauf, daß ein plötzliches, beängstigendes Dunkeln durch das Tal ging. Jede Steinwand starrte näher und düsterer auf. In den Lüften regte sich kein Hauch; in Totenruhe ragte der Hochwald. Der Lori eilte. Wenn ein Sturm aus dem Voralptal kam, war es noch nie

— so sagten die Andergandner — ohne Schaden abgegangen.

Nach kurzer Zeit hatte der Steiner den Fußpfad erreicht, der nach dem Walde führte. Da sah er drüben die Hofer-Tilde herankommen. Sie kam von der Alp und stieg hastig dem Walde zu; auch sie mußte das nahende Wetter bemerkt haben. Erst als sie nebeneinander standen, blickte sie auf und erschrak fast vor seinem weißen, vergrämten Gesicht, darinnen die Augen brannten und die Ruhe Lügen straften, die er in seinem Auftreten zur Schau trug. Sie schien erhitzt vom raschen Gehen. Ihre Wangen waren leicht gerötet, und die Locken umringelten ungefüger noch denn sonst ihr Gesicht. Der Lori trat ohne ein Wort zur Seite und wollte das Mädchen vorüberlassen. Sie vorangehen zu lassen, war auch der Zweck seines Wartens gewesen.

„Tag,“ sagte sie scheu, als sie vor ihm stand.

„Tag, Mädchen,“ klang auch sein kurzer Gruß.

Sie ging nicht weiter.

„Seht Ihr nicht, daß es ein Wetter gibt?“ fragte sie.

„Wohl, wohl! Lauf nur! Es ist Zeit, wenn du noch bis zum Lochgaden willst! Dort kannst warten, bis es ausgetobt hat!“

„Und Ihr?“

Er gab rauhen Bescheid.

„Sorg' dich doch nicht um mich! Ich komme schon unter!“

In der Ferne ging es wie ein stöhnendes Sausen. Fast wie ein Warnungsrufen hatte es

geklungen. Und der ganze Himmel war plötzlich nachtschwarz. Den beiden, die beieinander standen, blieb kaum noch Tageslicht genug, daß einer des andern Züge unterschied.

Die Tilde trat ein paar Schritte vorwärts; das Mitleid trieb sie noch einmal zurück zu ihm.

„Lori," sagte sie erregt. „Seid doch nicht so, kommet doch mit! Wo wollt Ihr denn sonst unterkommen als im Lochgaden? Und es ist doch keine Schand', wenn Ihr mit mir geht?"

Da er sich abwenden wollte, legte sie in ehrlichem Bemühen, ihm ein Gutes zu tun, die Hand überredend auf die seine.

Als ob ihr Griff ihn brenne, schüttelte er sie ab.

„Was tust, Mädchen?" herrschte er sie wild an. „Warum gehst nicht? Was willst denn von mir?"

„Euch zeigen will ich, daß ich es gut mit Euch meine!"

Er lachte höhnisch.

„Muß ich dir's sagen? — Wie die Pest solltest mich meiden! Weißt nicht, was die Leute reden? Lauft einer herum in der Welt, der so schlecht ist wie ich? Haha! Und mit so einem willst du es gut meinen! Geh, Mädchen, es könnte dich jedes Wort reuen, das du mir sagst!"

„Nichts reut mich," rief sie aufwallend dazwischen. „Und was die Leute reden, das ist gelogen von Anfang bis zu Ende! Jetzt wißt Ihr, was ich denke!"

Er trat ganz an sie heran, und jetzt packte er ihre Hand so hart, daß es sie schmerzte.

In der Ferne hob wieder das Sausen an.

„Wahre dich, Hofer-Tilde," sagte der Lori mit schwer arbeitender Brust. „Der Pfarrer selber hat mich in Bann getan! Und was die Leute reden, das ist nicht so erlogen! Mein Vater sei ein Lump gewesen, sagen sie. Ja, Mädchen, der Steiner ist ein Lump gewesen! — Und dem Lump sein Bub hat gestohlen, sagen sie! — Und — —"

„Und das ist ein schlechter Lug," sprach die Tilde herb, ehe er endete.

Da wurden seine Augen groß. Keuchend ging sein Atem.

„Glaubst du das?" zischte er zwischen den Zähnen heraus.

Ein furchtbarer Windstoß verschlug ihre Antwort. Dem Lori flog der Hut vom Kopf; der Sturm trieb ihn in das Geklüft, wo der Wildbach toste. Die Tilde hatte er fast umgerissen.

Ein Erschrecken faßte den Burschen. Orkanartig fegte der Sturm, der so plötzlich losgebrochen, über den toten Firn daher. Als fahler Fleck starrte der Gletscher aus schwarzen Nebeln.

„Jetzt heißt es laufen," schrie der Lori und riß das Mädchen mit sich über den steilen Weg.

Sie stürmten in die Tannennacht. Keiner, der nicht jeden Fußbreit Weges kannte, wäre hier weitergekommen. Ein ohrenbetäubendes Rauschen und Knistern und Krachen tobte um die Niederhastenden. Manchmal scholl dazwischen das Heulen des Orkans. Jetzt schlug mitten im Wald ein Stamm zu Boden. Die zwei sahen ihn nicht und wußten nicht, wohin er getroffen, aber sie hatten

das Knacken und Brechen der Aeste und Zweige gehört und nachher den schweren dumpfen Fall. Das Bewußtsein durchfuhr sie blitzartig, daß der nächste über sie stürzen könne.

Der Tilde versagten die Füße. Im Straucheln fing sie der Steiner und riß sie auf. Mit der Last auf dem sehnigen Arm strebte er weiter. — Wieder fiel ein Baum. Der Sturm wütete, als sollte der Wald geworfen werden. Aber unversehrt erreichte der Lori den Lochgaden.

Das war eine Scheune, die am Waldessaum über einer großen hängenden Matte stand.

Mit einem stockenden Seufzer der Erleichterung trat der Steiner durch die halboffene Tür ins Innere. Dann ließ er die Tilde nieder, aber sein Arm blieb um ihren Leib gelegt, während sie vor ihm stand.

„Mein Gott," flüsterte sie zitternd, „das ist furchtbar gewesen!"

„Ums Leben ist es gegangen," sagte der Lori.

Er wußte, daß das Mädchen für alle Schrecken wach geblieben war; ihre Arme hatten seinen Hals umklammert und nicht losgelassen.

Eine Weile ging. Draußen brüllte der Sturm. Die zwei standen aneinander gelehnt. Da kam etwas Fremdes über sie, an das keines von beiden gedacht hatte. Ihre Arme verstrickten sich. Dann fand der Lori des Mädchens Mund; und sie küßten sich wild und durstig, als wären sie vor Sehnsucht nacheinander vergangen. —

Wie lange sie im Dunkel der Scheune geblieben, wußten sie nicht. Sie erwachten aus ihrem Taumel,

als das pfeifende Atemholen des Sturmes stockte und eine große Stille dem Getöse des Orkans gefolgt war.

Tausend unruhige Sterne funkelten am Himmel, nun sie Hand in Hand ins Freie traten. Und als der erste Luftzug dem Lori die fiebernde Stirn streifte, ging ein Schauer durch seinen Leib. Er ließ die Hand der Tilde fallen. Dann sprach er zu ihr, die stehengeblieben war, in schwerem Ton:

„Was wir zwei getan haben da drinnen, Mädchen, das ist ein Unsinn gewesen — das muß vergessen sein von Stund an!"

Er konnte nicht sehen, wie ihre Augen sich in Angst vergrößerten; aber das zitternde „Warum?", das über ihre Lippen kam, hatte er aufgefangen.

„Siehst, mit uns kann's nie zu etwas kommen," fuhr er da weiter. „Dein Vater wird's nicht zugeben!"

„Er muß! — Ich lasse nicht mehr von dir!"

Sie gab das Versprechen fest und freudig, und wohl gingen dem Burschen die Worte wie ein Gottessegen zu Herzen, aber er neigte sich näher zu ihr. Was er sprach, klang leise und qualvoll.

„Und wenn er's zugäbe, so ist der meine dazwischen! Siehst, was der uns zweien, der Felici und mir, hinterlassen hat, das hängt uns an wie ein ekelhaftes Gebrechen, und von dem kommen wir nimmer los. Mit dem Zeichen auf uns haben wir kein Recht, glücklich zu sein, und ich keins, aufzuschauen bis zu dir, Mädchen! Und dann ist noch eins: der Diebstahl, den sie mir aufladen im Dorf — glaubst, der drückt mich nicht und weißt nicht, warum er mich niederdrücken muß? Ich

kann mich nicht ausweisen, daß ich es nicht gewesen bin. Alle Beweise sind gegen mich und keiner für mich und so — so wie ich in der Welt stehe, ein Lump vom Vater aus, und sein Lump, weil ich nicht das Gegenteil beweisen kann, so kann ich nie dir meine Hand hinstrecken und nie bei deinem Vater um dich fragen!"

Mehrmals hatte sie ihn unterbrechen wollen, allein als er geendet hatte, wußte sie nichts mehr zu sagen. Es war ihr klar geworden, daß sie ihn nicht von seiner Ansicht abzubringen vermochte in dieser Stunde, und daß er fast recht hatte.

„Und der Josep und 's Felici?" fragte sie kaum hörbar.

Er war wieder hart wie sonst.

„Die sind geschieden wie wir für immer!" sagte er laut.

„Lori, denk' — denk', es muß ein Ausweg sein! Die zwei wenigstens —"

Er ließ sie nicht ausreden.

„Nein," fiel er ein, „und wenn's der Josep ernst meint, was ich nicht glaube, so bin ich da; und ich dulde es nicht, weil's nicht gut tut! Und du — wenn du mich lieb hast, so hilfst mir!"

‚Wenn du mich lieb hast'; seine eignen Worte jagten ihm noch einmal im Sturm das Blut durch die Adern. Er riß das Mädchen an sich, als wolle er sie töten.

„Sag' mir's einmal — ist's denn möglich? Hast mich wirklich gern — mich?"

Sie suchte in der Dunkelheit seinen Blick und neigte sich nahe zu ihm.

„Ja," sagte sie heftig, „und — du mußt es wissen: ich gebe dich nicht mehr los!"

Er atmete hoch auf.

„Mädchen," sagte er, „so dank' ich dir mein Lebtag!"

Mit völlig verändertem Ton vollendete er bitter und höhnisch:

„Was mit dem Losgeben ist, das wirst schon sehen, das ist nicht notwendig, wir kommen schon sonst auseinander!"

Es war ein böses Wort zum Abschied und kein Trost darin; aber sie fanden kein andres, als sie durch die Nacht heimwärts schritten.

Halbwegs trafen sie auf laternentragende Knechte vom Berghof, die ausgegangen waren, die Tilde zu suchen.

Da wandte sich der Lori ohne Wort noch Gruß zur Seite und ging auf Umwegen seiner Hütte zu.

Achtes Kapitel

Des Steiners Stellung in Andergand wurde immer unhaltbarer. Offene Drohungen und Beschimpfungen warteten seiner, wann er ins Dorf kam, und je mehr er in seiner Ohnmacht allen Groll in sich verbeißen mußte, um so verbitterter wurde sein Gemüt. Aber von seinem Posten wankte er nicht.

Da setzten die Andergandner an einem andern Orte ein. Der den Bannwart gerufen, der bisher allmächtige Berghofer, fand sich plötzlich allein dem ganzen Dorf gegenüber. Wie der Schnee vor dem Föhnsturm einer einzigen Nacht, so war dem Schüren des Gültenbauers das Ansehen des Machthabers auf dem Berghof erlegen.

Der ans Leiten gewohnte Mann fühlte die Zügel langsam seiner Hand entfallen. Das verdroß ihn mächtig. Auch der Lori mußte dafür büßen. Der Aerger machte den Berghofer ungerecht gegen seinen Schützling, so daß er ihm selbst den Vorwurf der Unverträglichkeit machte.

Ende September war es und spät abends, daß der Berghofer den Lori, der ihm Bericht gebracht, hart angefahren hatte darob, daß er gar zu genau jede kleine Unregelmäßigkeit anzeige. Mit sich selbst und aller Welt zerfallen, schritt der Büßer durch das dunkle Dorf und gegen die heimische Hütte hinauf. Jetzt fing auch der Alte an, dem er so viel

vertraut hatte; nun würde bald seines Bleibens da oben ein Ende werden. Schweren, gleichgültigen Schrittes stieg er bergan. Die Nacht war finster, obwohl der Himmel voll flirrender Lichter stand. Riesigen Schatten gleich ragten die Berge, ein warmer Föhn strich um des Burschen Gesicht. Er riß den Filz vom Kopf und den Rock auf; aber es wollte ihm nicht leichter werden.

Als er in den kümmerlichen Lichtschein trat, der aus dem Hüttenfenster über den Hang fiel, mußte er an die Mutter denken. Sie war kränker geworden in den letzten Wochen und arbeitete nicht mehr; zumeist hütete sie das Bett. Heute früh, ehe er fortgegangen war, hatte sie zu ihm vom Sterben geredet. Als ihm das wieder einfiel, trieb es ihn hastiger bergan. In wenigen Schritten hatte er die Hütte erreicht, und eben wollte er eintreten, da hörte er über sich in den Tannen ein Flüstern menschlicher Stimmen.

Wie ein Blitz durchfuhr es ihn, der Hofer-Josep möchte sich an die Hütte geschlichen haben. Schon mehrmals hatte er in den Tannen Fußspuren gefunden, aber die Felici hatte auf sein Befragen von nichts wissen wollen. Er schlich sich ans Stubenfenster und spähte hinein. Der Raum war leer, nur die Lampe brannte rauchig drinnen.

Der Mutter Kammer lag dunkel; die kranke Frau mochte schlafen! Nun wallte der Jähzorn in dem Burschen auf. Wenn die zwei sich zusammengewagt hatten trotz seiner Ueberwachung! Vorsichtig nahte er sich dem Gehölz. Ehe er es erreicht, trat die Felici unter den Bäumen hervor. Zugleich hörte

er die Tritte eines sich rasch durch die Nacht Entfernenden. Einen Augenblick war er unschlüssig, ob er jenem folgen oder erst mit dem Mädchen ins reine kommen solle. Da fiel ihm ein besserer Weg ein und er blieb.

Im nächsten Augenblick stand die Felici neben ihm. Sie hatte ihn erst bemerkt, als sie dicht an ihn gekommen war. Mit einem ächzenden Laut fuhr sie zurück.

Er lachte wild auf.

„Bist eben spazierengegangen?" sagte er in bitterem Hohn.

Dann ging er schweigend mit ihr zur Hütte.

Sie traten ein. Mit scheuen Augen und zitternd am Leib blieb die Felici mitten in der Stube stehen, während er sich auf einen Stuhl warf, daß es krachte. Er sah sie lange an. Ihre Haare waren wirr, auf ihren weißen Wangen brannten rote Flecken und große Schatten lagen unter ihren trüben Augen.

„Zum wievielten Mal ist er dagewesen?" fragte der Lori plötzlich.

Das Mädchen schreckte zusammen.

„Ich weiß es nicht," stammelte sie in furchtbarer Verwirrung.

Der Steiner fuhr auf. Er redete nicht laut, aber jedes Wort hatte grimmen Klang.

„Das ist das letztemal gewesen, hast verstanden! Ich mache ein Ende jetzt, weil du selber nicht willst zum Verstand kommen!"

Das brachte Leben in das Mädchen.

„Lori, was willst tun?" fragte sie mit flackernden Augen.

„Dem Berghofer Auskunft geben über seinen saubern Bub und mir dem seinen Besuch verbitten!“

Die Felici warf sich ihm vor die Füße. Auf den Knien rutschte sie an ihn heran.

„Lori, tu's nicht! Tu's nicht! — Er will schon selber mit dem Vater reden, wenn es Gelegenheit gibt! Und er meint's ja gewiß recht. — Aber du könntest alles verderben!“

Eine Warnung lag in ihren Worten, aber er ließ sie nicht weiterreden. Er stand auf, so daß ihre Hände, die auf seinen Knien lagen, hilflos zu Boden schlugen.

„Wenn es Gelegenheit gibt — o du Narr, du armer, bis dem seine Gelegenheit kommt, kannst lang warten! Aber selbst wenn er den Mut fände, dem Alten sein Geständnis zu machen — glaubst, der Mut langt ihm, auch nur einen Tag lang gegen den Vater zu stehen! Da kenne ich ihn besser; ich habe es früh genug erfahren, wie weit dem sein Mut geht —“

Mühsam erhob das Mädchen sich vom Boden, und mit ineinander verkrampften Fingern schlich sie dem Bruder nach, der nach der Türe schritt.

„Lori —“

Er wandte sich um nach ihr. Sein bleiches Sorgengesicht hatte nicht einen weichen Zug.

„Laß das Betteln! Wenn sie uns auch alle Ehre abstreiten im Dorf — das wollen wir uns doch nicht nachsagen lassen, daß der Berghofer seinem Buben verboten hat, mit dem Steinermädchen zu gehen! Wir verlangen es, daß der Umgang aufhört!“

Seine Hand lag schon an der Tür bei den letzten

Worten, und er trat hinaus, ohne sich umzusehen; sonst möchte der Felici Gesicht ihn noch einmal gewarnt haben vor dem, was er tun wollte.

Das Mädchen lehnte an der Kommode, auf welcher der Heiland stand. Namenlose Angst war ihr in jede Linie des Angesichts geschrieben. Sie hatte ihm noch nachrufen wollen, aber die Stimme hatte ihr versagt. Nun sank sie nieder vor dem Kruzifix mit gerungenen Händen, als ob eine ungeheure Last sie zu Boden zwinge. Und über eine Weile bog der blonde Kopf haltlos zurück, und das junge Ding schlug besinnungslos schwer auf die Planken.

Von der Nebenstube rief das kranke Weib die Namen ihrer Kinder. Von denen gab keines Antwort. Der Bursche streifte ruhelos durch den nächtlichen Wald, das Mädchen lag, als wäre es gestorben.

Der Docht der Lampe glimmte und rauchte und erlosch. Das Elend der Steinerstube versank im Dunkel. —

Andern Morgens, kaum daß der Tag auf war, stand der Lori am Berghof. Er hatte ein paar Stunden der Nacht in einem Heugaden verbracht und sah halb verwahrlost aus, als er zur Berghoftüre schritt. Ihn verlangte, sein schlimmes Geschäft abzutun. Vom Brunnen herüber, der unweit des Hauseinganges lief, hörte er ein höhnisches Kichern. Zwei Mägde standen dort beisammen.

„Der Büßer,“ stieß eine die andre an.

Da blieb er stehen und wandte sein Gesicht hinüber. Und als die zwei ihn näher ansahen, wurden sie kleinlaut. Mit roten Köpfen trugen sie die ge-

füllten Wassereimer daher und boten dem todweißen Gesellen ein scheues „Gut' Tag!"

Der Büßer hatte verstanden. Ein Hohnlächeln zuckte um seinen harten Mund, während er über die Treppe zur Stube stieg.

Droben pochte er. Geschirr wurde drinnen zusammengerückt, und als er stärker klopfte, erschallte des Hofers lautes „Ja!", das ihn eintreten hieß.

Er fand den Alten und die Tilde. Dem Mädchen lohte eine Flamme übers Gesicht, als sie ihn erkannte, aber still räumte sie ihre Milchschalen zusammen, die beim Morgenessen gedient hatten. Der dreie „Gut' Tag!" klang ineinander. Dann fragte der Bauer, welcher, noch am Tische sitzend, mit erstaunten Blicken den Frühen gemessen hatte:

„Bist auch schon wieder da?"

Das scholl unfreundlich.

Der Lori hatte des nicht acht.

„Schon wieder," gab er kalt zur Antwort. Dann wendete er sich nach der Tilde um.

„Wenn Euer Mädchen hinausgehen wollte, so hätte ich etwas zu klagen."

Sein frostiges Reden tat der Tilde nicht wohl. Mit zusammengepreßten Lippen ging sie.

Jetzt schaute der Lori auf den Berghofer. Der sah nicht freundlich darein. So groß angelegt seine Natur war — wenn's um seine Macht ging, kam die menschliche Schwäche zutage. Und gestern zur Nacht hatte der Berghofer noch erfahren, daß der nächste Ratspräsident in Andergand sicher nicht mehr auf dem Berghof zu Haus sein werde. Der Lori war zu einer schlimmen Stunde gekommen.

„Also zu klagen hast?“ sagte der Bauer, die weißen Brauen emporgezogen.

„Ja,“ sagte der andre und begegnete finster den Augen des Hofers, in denen der helle Aerger stand.

„Ueber wen?“

„Ueber Euren Bub!“

„Was!?“

Der Lori legte die Hand um die Lehne eines Stuhles und begann seine Geschichte. Halblaut erzählte er:

„Der Josep hat eine Liebschaft. Das ginge mich zwar nichts an, aber sein Mädchen ist meine Schwester und hat es nicht nötig, in die Mäuler meiner Freunde im Dorf zu kommen. Daß Euer Bub sie heiratet — darauf mache ich mir keine Hoffnung, da würdet Ihr wahrscheinlich auch etwas dazu sagen. Aber er hat's ihr versprochen, und wie die Mädchen sind — sie glaubt tausendmal eher ihm als mir. Da bin ich halt gekommen, Euch zu bitten: Sagt Eurem Bub das gleich jetzt, was Ihr sagen tätet, wenn er Euch von der Heirat spräche, und macht der Sache ein Ende!“

Der Alte verbarg das Staunen nicht über des Burschen Rede.

„Ein andrer würde die Sache haben fortgehen lassen und eher alles darangesetzt haben, daß die Heirat zustande gekommen wäre,“ murrte er in sich hinein.

Dann ließ er die Hand schwer auf den Tisch fallen und erhob sich.

„Ich muß dir danken, daß du mir das gesagt hast! — Natürlich — wie du selber sagst — heiraten

können die zwei einander nicht. Ich will also dafür sorgen, daß der Josep die Felici in Ruhe läßt! Kannst sicher sein!"

Der Lori richtete sich auf, daß er den Hofer beinahe überragte. Mit sonderbar verhaltener Stimme fuhr er weiter:

„Aber sagt dem Bub, daß er dem Mädchen ehrlich absagen muß, schwarz auf weiß. Ich will's geschrieben sehen und sicher sein, daß er nicht da oder dort noch einmal mit ihr anbindet!"

„Du machst viel Umstände," spottete der Alte.

„Ich verlange es, und er muß."

Ob dem kurzen Ton des Jungen erwachte des Hofers jaches Blut. Seine Gestalt streckte sich auch. Aber er zwang sich noch.

„Gut, du mußt deinen Willen haben, wenn der Sepp schreiben will; die Hand führen tue ich ihm nicht!"

Der Lori ergrimmte mehr. Nahe an den Bauern herantretend, sagte er heiser:

„Berghofer, verschafft mir die Schrift, sonst ist kein Verlaß auf die zwei! Auf der Welt habe ich nichts zu hüten als der Felici ihre Ehre; aber die hüte ich! Und wenn der Josep meint, sein Spiel länger zu treiben mit ihr, dann — —"

Er hatte drohen wollen, aber auf einmal stand das Bild der Tilde vor ihm, und er brachte kein Wort mehr heraus.

Der Berghofer hatte auch ohnedies verstanden. Sein ganzer Zorn brach los.

„Brauchst nicht so groß zu tun als Ehrhüter, du! Es versteht sich schon von selber, daß der Josep

nichts mehr mit deiner Schwester hat, wenn ich es verbiete! Es wird ihm wohl nicht schwerfallen, loszulassen! Ernstlich hat er wohl nie gedacht, ein Mädchen wie die Steiner-Felici zur Frau zu nehmen!"

Das schlimme Wort war heraus. Der Lori stand mit weitgeöffneten Augen.

„Das ist der Bescheid, den ich mir gedacht habe, Berghofer! Ihr seid so klein wie alle andern! — Aber mir ist die Hauptsache, daß mit der Geschichte ein Ende wird!"

In grenzenlosem Hohn hatten sich des Burschen Mundwinkel bei den letzten Worten nach unten gezogen. Jetzt griff er seinen verwitterten Filz auf und verließ die Stube.

Der Bauer lachte, als er allein war, aber das Lachen klang ärgerlich. Er war sich selber gram, daß er sich hatte fortreißen lassen, ungerecht zu sein. —

Als der Lori durch den Hausflur ging, scholl eine leise Stimme, die seinen Namen nannte. Er zuckte zusammen und tat einen taumelnden Schritt; aber er wandte sich nicht um. Mit aufgeworfenem Kopf verließ er das Haus.

Gleich darauf stand die Tilde an der Tür und sah ihm nach mit großen, schwimmenden Augen, bis er auf der menschenleeren Straße verschwand.

Neuntes Kapitel

In den Wänden der Kammer, wo seit manchem Tag die Steinerin am Sterben lag, nagte der Totenwurm. Seit dem frühen Morgen ging im stichigen Holz das tickende Geräusch. Die Kranke lauschte darauf, als gälte es das Ablaufen einer Uhr zu erwarten. Darüber waren Stunden verschlichen; es war dunkel geworden in den engen vier Wänden und dann wieder hell, fast wie am Tag. Fahler, feuchter Schein spielte am Fußboden. Das bleiche Gesicht am nächtlichen Himmel spähte nach dem bleicheren in den Kissen der armen Lagerstatt. In der Stube war keine Kerze nötig. Scharf trat jeder Gegenstand ins Licht: die beiden niederen Betten, der tannene Tisch mit der Unschlittkerze auf grüner Flasche, der eine wacklige Stuhl und der neue unbemalte Schrank, der sich gespenstig weiß von den altersgrauen Wänden abhob.

Die Steinerin lag mit fast zufriedenem Gesicht. Das Leben hatte so gegeizt mit den Freuden für sie, daß der Tod wohl nicht karger messen konnte. Mochte der halt kommen!

Nach einer kurzen Pause ging eben wieder das Nagen in den Wänden an. Das kranke Weib fühlte die eignen raschen Herzschläge eigentümlich mit dem Ticken zusammengehen. Sie begann an das große Stillstehen zu sinnen, als ob es ganz

nahe wäre. Da kamen schwere Schritte aus der Wohnstube. Im nächsten Augenblick trat der Lori ein.

„Die Felici schläft in meiner Kammer, und ich bin fertig mit meinem Schreiben. Jetzt will ich bei Euch sitzen den Rest der Nacht," sagte er.

Sie sah ihn dankbar an. Aber plötzlich sprangen ihr die Tränen in die Augen.

„Wie du aussiehst, Lori!" stotterte sie.

„Nicht anders wie sonst," sagte er rauh.

Dann setzte er sich ans Bett.

Der Steinerin war auf einmal das Sterben verbittert. Das Gesicht ihres Buben hatte sie an die wortlose Qual erinnert, welche der seit Wochen mit sich herumtrug.

„Es ist hart, dich so dalassen zu müssen, Lori, so elend wie du doch bist," flüsterte sie wieder.

Da wurde er ungeduldig.

„Kümmert Euch doch nicht um mich, Mutter," sagte er unwirsch. Aber sich bezwingend, fuhr er fast liebevoll weiter:

„Und redet nicht immer vom Sterben. Der Doktor hat diesen Morgen noch gesagt, Ihr könnt wieder genesen."

„Der Doktor ja — aber — hörst — hörst, wie's sich kündet: Der weiß es besser!"

Die Kranke hatte mit der einen weißen Hand die rauhe ihres Sohnes umklammert. Jetzt warf sie sich plötzlich aus den Kissen auf und lehnte den Oberkörper an seine Schulter, daß ihre Wange die seine streifte.

„Du — Bub — lang geht's nicht mehr,"

raunte sie heiser. Dann, wie sich besinnend, fuhr sie ruhig fort:

„Ich habe dir noch allerlei zu sagen."

„Redet nur," nickte er.

„Du mußt fort von hier, Lori, wenn ich gestorben bin! Du gehst ja zugrunde da oben und kannst es an einem andern Ort besser haben."

„Und die Felici?" fragte er.

Ein frohes Lächeln ging über der Steinerin Gesicht.

„Für die ist gesorgt! Die heiratet!"

„Wen?"

In hellem Staunen schaute der Lori auf die Mutter.

„Weißt, der Hofer-Josep hat ihr sein Wort gegeben."

Seine Züge erstarrten, und seine Stimme hatte einen spröden Klang, als er sagte:

„Seid Ihr auch so blind, Mutter? — Die zwei kommen nie zusammen!"

„Warum?"

„Weil auf den Berghof keine aus unserm Holzhaus taugt."

„Aber er muß — sie heiraten!"

In fieberhafter Erregung verfocht die Sterbende ihren Plan.

Des Jungen Worte tönten sonderbar danach.

„Ja, er muß — wenn er — und der Alte wollen."

Die Steinerin brachte ihren Mund mühsam an sein Ohr. Ihre Augen glänzten, die Pulse flogen ihr. Eine grausame Furcht schien sie zu fassen.

„Und ich sage dir, er muß! Was würde sonst aus dem Mädchen und ihrem — —"

„Was?“

Er hatte sie nicht ausreden lassen. Er hatte vorher erraten, was sie sagen wollte, und ein fürchterlicher Ausdruck kam in sein Gesicht. Sein Atem ging mühsam. Er sank am Bett in die Knie.

„Das ist eine Lüge, Mutter! Ihr redet im Fieber! Gelt, sagt nur, es ist nicht wahr!“

„Doch — ist es wahr; und du mußt ihm beistehen, dem Mädchen, daß es zu seinem Recht kommt!“

Die weinerliche Stimme der Mutter brachte ihn vollends außer sich. Wie im Rausch raffte er sich taumelnd auf und trollte zur Tür. Im Flur schrie er mit schallender Stimme der Schwester Namen. An die steile Holztreppe gelehnt, wartete er, daß sie komme.

Die Mutter rief nach ihm. Er war taub.

Nach einer Weile kam die Felici mit verstörtem Gesicht herunter. Sein gellender Ruf hatte sie wohl geweckt.

Er hatte die Wohnstubentür aufgerissen, und deutete hinein. Ein Blick in seine irren Augen ließ sie schweigend gehorchen.

Dann standen sie in der Stube, durch deren Fenster ebenfalls das weiße Schimmerlicht spann. Allmählich wurde der Lori ruhig. Ganz leise hub er an:

„Die Mutter hat mir etwas gesagt von dir, Lici — der Josep — ist es wahr, daß — er dich heiraten muß?“

Seine Frage klang sonderbar. Aber sie verstand ihn. Das Blut schoß ihr dunkelrot ins schöne Gesicht. Dennoch sagte sie fest, wie in unumstößlichem Vertrauen:

„Er muß — und er wird!"

Der Lori war an den Tisch getreten und hatte sich daran niedergelassen. Als er ihre Worte gehört hatte, legte er die Arme auf die Tischplatte und den Kopf darauf, als ob er sinne. Eine ganze Weile saß er so, und das Mädchen wagte nicht, ihn zu stören. Als sie endlich doch nahetrat, sah sie, wie ein Zucken durch seinen Leib ging. Er weinte. Sie legte die Hand auf seine Schulter. Zitternd und zag sprach sie über ihn hin:

„Lori, sei doch nicht so! Siehst, wir haben einander halt so gern, und wenn wir zusammengekommen sind — es ist ja so selten gewesen — dann hat es uns gepackt wie ein Rausch und —" hier unterbrach sie sich selbst und vollendete dann — „aber er ist so brav und so zuversichtlich, und bevor's einschneit, heiraten wir!"

Mit brennenden Augen schaute er auf.

„Mach dir keine Hoffnung — ihr zwei nicht!"

„Lori, was sagst!"

„Ja, ja, ich habe es zu spät erfahren! Ich habe euch den größten Stein in den Weg gerollt. Den bringt ihr nicht weg und ich nicht mehr!"

Für einen Augenblick griff ihr die Furcht ans Herz.

„So bist also zum Berghofer gegangen?"

„Ich bin gegangen!"

Sie schreckte zusammen, aber gleich darauf kehrte ihre Zuversicht zurück. Sie war, seitdem die Verzweiflung sie an jenem Abend zu Boden geworfen, seltsam getrost geworden.

„Das ist nicht recht gewesen, Lori," sagte sie,

„aber einmal hat er's ja doch erfahren müssen, und — der Josep macht's schon aus mit ihm."

„Ja, ja," nickte der Lori mechanisch. Dann übermannte ihn noch einmal die Schwäche.

„Lici, ich habe dich doch so gern gehabt," stieß er mit zuckenden Lippen heraus und preßte die Fäuste verzweifelnd in die Augenhöhlen. „Und ich habe es gut gemeint! Aber was ich tue, gerät zum Unheil!"

Sein Klagen machte das Mädchen sicherer.

„Der Josep," sagte sie mit leuchtenden Augen, „macht alles wieder recht!"

Als hätte ihn ihr Ton geweckt, richtete er sich plötzlich auf. Mächtig reckte er sich, und seine Stimme hatte den alten Klang.

„Ja, jetzt muß er, sonst helf' ihm der Herrgott!"

Die Felici hatte seiner Worte kaum mehr acht. Aus der Mutter Kammer hatte ein schwacher Schrei geklungen. Die beiden eilten hinüber.

Die Steinerin lag mit weitgeöffneten Augen und mühsam atmend. Da versank den zweien alle andre Sorge. Schweigend traten sie die letzte Wacht bei der Mutter an. Viele Stunden währte sie. In den Wänden ging das eintönige Ticken. Der weiße Glanz, der die Stube erhellt hatte, erlosch. Als der Tag dann endlich seinen fahlen Frühschein in die Stube warf, da hatte die Steinerin just den letzten Schlaf gefunden.

Zehntes Kapitel

Das arme Weib war seit Wochen begraben. Für ihre Kinder hatte selbst das Begräbnis eine Reihe von Demütigungen mit sich gebracht. Ein armseligeres Geleit war in Andergand nie hinter einem Sarge hergeschritten. Die Tilde vom Berghof war dabeigewesen. Darüber hatte das ganze Dorf geredet.

Der Lori war vom Friedhof heimgegangen wie einer, dem ein Glück in den Schoß gefallen ist. Dem hatte die Tilde einen machtvollen Trost angetan.

Nun war freilich längst wieder die Sorge in der Steinerhütte eingekehrt. Die Gemeinde hatte getagt. Der Berghofer hatte sein Amt verloren, und der Steiner war seines Dienstes entlassen worden. Er hatte das erwartet und dachte ans Fortziehen. Nur eines gab es für ihn noch abzutun in Andergand. Das hielt ihn noch. Um die Felici war's. Es galt mit dem Hofer-Josep zu reden.

Der Büßer war hinaufgestiegen zur Voralp und hatte den einstigen Schulkameraden zur Rede gestellt. Der hatte ihn angesehen mit ehrlichen Augen und gesagt, wenn er von der Alp fahre und auf den Berghof komme, werde er der Lici sein Wort einlösen. Und der Lori wußte, daß es ihm ernst war, aber er traute dem seiner Kraft nicht. So blieb er, der Dinge Entscheid abzuwarten.

Eines Samstags abends war der Josep ins Dorf

gekommen. Eine eiskalte Bise pfiff durch das Tal herauf. Die hatte an den nahen Winter gemahnt und die Alpherden heimgetrieben.

Der folgende Tag prangte in Feierglanz. Ueber falbende Hänge quoll heißes Gold. Still wie in Winterträumen entnickt standen die Tannen, und die wenigen Laubbäume hielten den roten Schmuck der erstorbenen Blätter um einen Tag länger, da kein Luftzug kam, sie zu schütteln. Es war kälter geworden. Der Winterstock tauchte sein Eishaupt in dünnes Gewölk.

Das mochte sich noch bald über den noch leuchtenden Himmel dehnen, schneedräuend und grau.

Um die Zeit, da von der Andergandner Kapelle die Glocken zur großen Messe riefen, saßen der Lori und seine Schwester droben in der Hütte beisammen. Sie mieden die Kirche.

Wie wartend saßen sie am Tisch. Die Felici hielt eine Näharbeit in den Händen, aber die Nadel ruhte. Des Mädchens sonderbar glänzender Blick gings durchs Fenster in den lichttrunkenen Tag. Auf den blaß gewordenen Lippen brannten zwei rote Flecken. In fieberhafter Erregung hob und senkte sich ihre Brust. Um ihren Mund lag ein leidender Zug.

Der Lori hatte den Kopf in die hohle Hand gestützt und starrte vor sich nieder. Keine Bewegung war an ihm. Finsteres Grollen lag in seiner ganzen Haltung. Nur die Nasenflügel bebten zuweilen. Das verriet die leise Unruhe, die auch den Burschen quälte.

Zwischen den beiden Menschen ging kein Wort.

— „Heute muß er kommen," hatte der Lori vor einer Stunde gesagt. Seitdem hatten die zwei nichts mehr zu reden gewußt.

Nach einer Weile strich eine Gestalt am Fenster vorüber. Gleich darauf wurde die Haustür geöffnet, und an der Stubentür ging ein kurzes Pochen. Dann trat der Gültenbauer ein.

„Was will denn der?" murmelte der Lori zwischen den Zähnen, als der Bauer noch in der Türe stand. Ein wildes, halb verborgenes Feuer flackerte in seinen Augen.

„Tag!" klang des Eingetretenen Gruß halb zutraulich, halb herablassend.

Stumm saßen die Geschwister.

Der Noller fiel ob dem gleichgültigen Empfang aus der Rolle. Er hatte stürmische Worte erwartet. Hüstelnd beugte er den Rücken und grinste.

Da fragte der Lori scharf:

„Es hat zur Messe geläutet, Ihr! Die werdet Ihr doch nicht verfehlen wollen!"

Der Bauer wehrte den Hieb ab.

„Ich habe gewußt, daß ich Euch da am ehesten daheim treffe!"

Er nahm sich einen Stuhl und setzte sich zum Tisch, unbekümmert um des Steiners finsteres Schauen.

„Ich muß, denke ich, mit dir reden," wandte er sich an den.

Darauf kaute er eine ganze Weile die Nägel an seiner fleischigen Hand. Er sann an seiner Rede.

Plötzlich stand der Lori auf.

„Nun, macht es kurz," sagte er. „Was wißt

Ihr Schlechtes? Etwas Gutes werdet Ihr uns wohl nicht bringen!"

„Wer weiß!" machte der Noller und winkte gegen die Felici mit eingekniffenem Auge.

Auf einmal stockte er und schluckte. Wie ein heftiger Schreck war es durch seine Glieder gegangen.

„Wa — was machst auch?" brachte er mit aller Mühe über die Lippen.

Der Büßer war zu einer Wand getreten. Dort hingen an Nägeln zwei Gewehre, von denen er das schwerere gedankenlos herabnahm, daran den Hahn spannte und langsam wieder in Ruhe setzte.

„Habt Ihr etwa ein schlechtes Gewissen?" fragte er mit vor Hohn zitternden Lippen über die Achsel den Bauern.

Der hatte sich gefaßt.

„Hahaha! — Machst Witz? — — Nein, aber jetzt hör zu."

Auf sein Gewehr gelehnt, wartete der Lori, daß der andre sein Anliegen anbringe.

Währenddessen trat die Felici unruhig und verängstigt an seine Seite.

Der Noller begann:

„Du bist jetzt ohne Anstellung, Lori, und wirst Mühe haben, dich und das Mädchen durchzubringen! Auch reden sie im Dorf allerlei, die Felici hätte ein Unglück getroffen und — —"

Des Steiners Stimme klang schneidend in seine Worte.

„Ihr — wahret Euch — haltet Euer Maul im Zaum! Was Ihr da unten lästert, das schert uns nicht und verlangen wir nicht zu wissen. Aber da-

hier wird von dem Mädchen nichts Schlechtes geredet!"

„Na, nu," begütigte erschrocken der andre. „Es ist ja besser, wenn's nicht ist, aber ich habe es halt alleweil gut gemeint mit Euch und — —"

Der Lori lachte schrill auf bei der Beteuerung. Aber unbeirrt fuhr der Gültenbauer fort:

„Und jetzt bin ich hier in aller Freundschaft für Euch und trotzdem du mir das letztemal so böse Worte gegeben hast! Ich biete der Felici noch einmal die Hand! Ueberlegt's Euch, ich meine es recht, und es ist das letztemal, daß — —"

Der Steiner hatte sein Gewehr in die Ecke gelehnt. Als der Noller stockte, wendete er sich nach ihm um. Da sah er den Hofer-Josep in der Stubentür stehen und hinter ihm die Tilde. Ein höhnisches Lächeln glitt über sein weißes Gesicht.

„Viel Besuch heut," murmelte er. Dann fuhr er in wachsender Erregung fort:

„Aber du kommst gerade recht, du, Josep! Du kannst dem selber die Antwort geben, da! — Mich wundert's eigentlich, daß Ihr Euch noch einmal da herauf getraut habt, Noller! Aber freilich, Ihr meint, wir müßten doch endlich einsehen, was Ihr uns für eine Ehre antut, gelt? — — Haha! Der möchte die Lici haben, Josep! Was sagst du dazu?"

Die Geschwister waren eingetreten. Zürnend schaute die Tilde auf den höhnenden Burschen.

Der Josep fand keine Worte. Heißes Rot und fahle Blässe wechselten auf seinem Gesicht, und als die Felici neben ihn trat und ihre Hand in die seine legte, schien er ungewiß, ob er diese Hand halten

oder fallen lassen solle. So kurz dieses Zögern war, der Lori hatte es gemerkt. In seinen Augen glomm ein gefährlicher Schein auf.

„Warum schweigst?“ fuhr er den Josep an und seine letzte Ruhe wich von ihm. „Willst näheren Bescheid? — Der ist gekommen und verlangt aus Gnade und Barmherzigkeit meine Schwester zur Frau! Aus Gnade, weil er meint, ich hätte für mich selber keinen Verdienst, noch weniger für zwei, und aus Barmherzigkeit, weil — —“

„Lori!“

Mit gefalteten Händen trat die Felici vor den Bruder.

Der sah sie mit einem seltsamen Blick an und vollendete klar und deutlich:

„— über ein paar Monate ein Kind dasein wird, das einen Vater braucht!“

„Also doch!“ machte der Gültenbauer.

Der Hofer-Josep war zusammengezuckt wie unter einem Schlag. Die Tilde trat einen Schritt weg von ihm. Ihre Wangen brannten wie Feuer. Die Felici drückte die Scham; halb ohnmächtig sank sie auf einen Stuhl.

Und wieder fragte der Lori:

„Nun, hast keine Worte? Kannst nicht sagen, was deine Pflicht ist?“

Mit an den Boden gehefteten Augen stotterte der Josep:

„Wir müssen — warten! Der Vater — will's nicht haben!“

Ein Schrei entrang sich den Lippen der Felici. Da kam dem Hofer-Josep der Mut und das Leben

wieder. „So wahr mir Gott helfe, ich lasse nicht von dir!" wollte er ihr Trost geben.

Aber ein heiserer Laut erstickte ihm die Worte in der Kehle.

„Feigling!" hatte der Lori geknirscht.

Wie ein Raubtier zum Sprung stand er. Seine Hand umkrampfte das Eisenrohr seines Gewehres.

„Feigling!" wiederholte er. „Ich habe es kommen sehen! Ausflüchte jetzt! Und dann — langsam — das Wegstehlen! Gelt? Ob das Mädchen im Elend sitzen bleibt, was schadet es? — Aber bei Gott!"

Er hatte blitzschnell das Gewehr erhoben. Der Hahn war auf. Der Finger fuhr an den Drücker. Ein Knall! Dann füllte erstickender Rauch die Stube. Der verzog sich langsam durch die offene Tür, durch welche der Gültenbauer soeben verschlich.

Als es in dem engen Raum hell wurde, stand der Hofer-Josep unverletzt. Er hielt die Felici umschlungen, und in der Gefahr schien ihm die Festigkeit aufgegangen zu sein. Mit blitzenden Augen maß er den Lori.

Der lehnte drüben an der Fensterwand. Fieberschauer durchrannen seine Gestalt. Durch die Scheiben kam ein Lichtstreif und traf sein dunkles Haupt, das ihm langsam auf die Brust sank. Er sah aus zum Erbarmen. Doch zeigte er keine Schwäche; es war nur ein düsteres Insichzusammensinken, als nage bittere Reue an ihm. Neben ihm hielt die Tilde mit beiden Händen das Gewehr umklammert, das sie ihm im letzten Augenblick entrissen hatte.

An der pulvergeschwärzten Decke war ein Loch: dort hatte die Kugel die Diele durchgeschlagen.

Das hereinquellende Sonnengold begann die Tilde zu umspielen, wie sie hochaufgerichtet und mit zusammengepreßten Lippen stand. So blickte der Berghofer, wenn er sich Gehorsam erzwang um jeden Preis.

Die Tilde redete:

„Der Lori hat nicht geschossen. Das Gewehr ist losgegangen, als ich es ihm weggenommen habe in der Angst!“

„Ich *habe* geschossen,“ kam des Steiners Stimme wie von fern.

Da wallte dem Hofer-Josep das Herz.

„Geschossen oder nicht!“ Jetzt sind wir halt quitt, Lori, du und ich! Und jetzt muß Frieden sein! Gibst mir deine Schwester, frage ich jetzt! Ich habe es wollen in Gutem ausmachen mit dem Vater, aber jetzt muß es ausgemacht sein, gut oder schlimm!“

Mit wildem Vorwurf fuhr die Tilde dazwischen.

„Wenn der Vater weiß, daß deine Ehre es verlangt und deine Pflicht, da sagt er kein Wort dawider, das weißt!“

Der Hofer reckte sich höher. Mit schimmernden Augen sah die Felici zu ihm auf.

„So mache dich fertig, Lici! Durchs Dorf gehen wir zusammen, gerade wenn die Messe aus ist, und zum Vater mußt den Morgen noch mit mir kommen!“

Wieder befahl die Tilde.

„Die Felici geht mit mir, und du redest mit dem Vater allein!“

„Ich bin's auch zufrieden,“ gab er da zu. Dann wandte er sich zu dem finsteren Gesellen am Fenster. Ehrlich und treu sah er wohl aus, als er neben den trat. —

„Höre mich an, Lori, du mußt mir's glauben, daß ich nie von der Felici gelassen hätte! Ich habe zuerst gemeint, es wäre besser, zu warten, bis der Vater den Aerger verwunden hat über dich und die Leute im Dorf! Jetzt weiß ich, was ich zu tun habe! Und jetzt frage ich dich noch einmal: Gibst mir deine Schwester?“

Der Büßer wendete ihm das hagere Antlitz zu.

„Ich denke, da ist keine Wahl! — Aber — zu sagen habe ich nichts mehr! Ich habe dir ans Leben wollen! Geh und zeige es an!“

Der Josep wollte antworten; doch die Tilde kam ihm zuvor. Ihre Stimme hatte mächtigen Klang. Zum Weibe gereift in der einen Stunde, war das Mädchen dem Bruder weit über an klarem Blick und Entschlossenheit.

„Geht ihr! Steigt langsam voran ins Dorf! Ich komme nach!“

Sie ließen sich nicht mahnen. Hand in Hand schritten der Josep und sein Schatz aus der Tür in den schimmernden Morgen hinaus. Der Bursche reckte sich. Er war um den kommenden Kampf nicht mehr bang.

Der Hauseingang und die Zimmertür waren offen geblieben. Nun flutete auch dort das güldene Herbstlicht herein. Es umflutete die zwei, die von-

einander weg standen wie zwei Fremde und die doch wildes Verlangen zusammentrieb.

„Sie sind gegangen, Lori," begann leise die Tilde. „Wann sie wiederkommen, sind sie zwei glückliche Leute!"

„Desto besser für sie!"

Seine Rede war laut und barsch.

„Und wir?" fragte da die Tilde.

Ihre großen Augen füllten sich. Sie wartete mit verschlungenen Händen seiner Antwort.

„Warum quälst uns beide? — Geh'!"

„Ich kann nicht! — Ich — ich habe dich gern!"

Er schreckte auf.

„Mädchen, weißt, was du sagst! Ich habe auf deinen Bruder geschossen!"

Sie trat ihm näher. Fast wäre sie geschwankt. Aber sie rang sich auf.

„Und wenn du ihn getroffen hättest," sagte sie geheimnisvoll, „ich könnte nicht helfen — ich müßte dir treu bleiben!"

Er nahm sie an der Hand. Zwingend, gewaltig stand er vor ihr. Ein unabänderliches Wollen war ihm ins Gesicht geschrieben. So führte er sie vor die Hütte.

Als sie im Glanz des flammenden Tages standen, wo der Winterstock wie ein Diamanten werfender Vulkan über ihnen schimmerte, zeigte er auf das Dorf.

„Die da unten haben mir viel Leids angetan und mir viel Schuld aufgeladen. Gott helfe mir — ich habe nichts Böses auf mir gehabt. Aber heute bin ich schuldig geworden. Und von heute

an muß ich ein Büßer sein, nicht nur so heißen. Dein Leben und mein Leben passen nicht mehr zusammen, Mädchen! Jetzt geh' zu deinem Vater!"

Sie wagte nicht zu widerreden. Sie schaute in seine düsteren Augen, drückte ihm wortlos die Hand und stieg über den Weg hinab, auf dem der Josep und sein Mädchen sich just dem Dorfe nahten. Nicht einmal wandte sie sich um.

Aber der Lori schaute ihr nach, bis sie in den Häusern verschwand. Die aus der Kirche kamen, sahen den dunkelgekleideten Gesellen wie einen finsteren Schatten im Golde der Sonne stehen. Sie raunten und zischten.

„Der Büßer," ging es hämisch durch die Reihen der frommen Andergandner.

Elftes Kapitel

Es war am Nachmittag. Im Dorf hatte der Gültenbauer geschürt. Alle Gluten geheimen Grolls lohten auf in Flammen. Die Bauern rotteten sich.

„Der Büßer hat den Hofer-Josep erschossen,“ das war die Mär, die nach der Kirche umgegangen war.

Ein Reden und Schmähen ging jetzt Gaff' auf, Gaff' ab. Die Weiber kreischten und fuchtelten. Die Männer ballten die Fäuste. Die Menge schwoll an. Rufe wurden laut.

„Holet ihn aus seiner Hütte! — Macht ihm den Prozeß!“

Da schrie einer:

„Den Berghofer soll man zuerst hören! Der soll reden, was mit dem sauberen Patron geschehen soll, den er uns hergerufen hat!“

Der Vorschlag gefiel.

„Zum Berghofer wollen wir!“

Der Haufe, der sich am Gemeindehaus zusammengetan, setzte sich in Bewegung.

Da bog wenige Häuser weiter oben der Steiner-Lori in die Gasse und ging mit großen Schritten vor der Menge her. Ein Johlen hub an.

„Da lauft er!“ schrie das Volk.

„Haltet ihn!“ tönte gleich darauf die Mahnung. Wie eine kläffende Meute fuhren sie hinter ihm

her. Bis sie an ihm waren, hatte er getan, als achte er ihrer nicht. Da griff eine Faust nach seinem Arm. Er wandte sich. Die aufflammenden Augen in seinem Totengesicht jagten die nächsten zurück; aber die Menge drängte heran. Zwanzig Arme streckten sich aus. Nun wogte der Haufe um ihn. Sie zerrten ihn hierhin und dorthin. Die Joppe hing ihm gleich darauf in Fetzen. Auf seiner fahlen Wange brannte ein rotes Mal. Dort hatte des Gültenbauern feige Hand getroffen. Der Büßer wehrte sich nicht. Mit verbissenen Zähnen strebte er mühsam weiter auf seinem Weg. So schoben und stießen sie ihn vor den Berghof.

Den Berghofer hatte das Geschrei und Toben lang vorbereitet. Mit unterschlagenen Armen stand er unter der Haustür. Eine sachte Luft spielte mit seinem Grauhaar; seine Stirn leuchtete weiß. Des Gebirglers Gestalt reckte sich gebietend.

Er war soeben mit seinem Buben einig geworden. Da droben in der Stube saß jetzt ein Brautpaar, und der Alte vom Berghof trug nicht einmal Aerger darob in sich. „Recht vor allem!" sagte der Hofer; und ob er seines ganzen grimmen Zornes Unwetter über des Sohnes Haupt hatte hingehen lassen, sein letztes Wort war gewesen: „Daß das Mädchen nimmst, versteht sich von selber!" Etwas wie Freude wallte sogar in des Bauern Herzen. Der Josep hatte gezeigt, daß er seinen Willen durchzuzwingen auch bereit sei und verstehe. Daran fühlte der Hofer die Verwandtschaft.

Der brüllende Haufe näherte sich. Da erkannte der Hofer den Steiner-Lori. Gleich darauf stand

seine Tochter neben ihm. Ihr Gesicht glühte. Mit hartem Griff faßte sie des Alten Hand.

„Das ist der Lori, Vater! Ihr müßt ihm helfen!" stieß sie heraus.

Dann wandte sie sich in flammendem Zorn gegen das herandrängende Volk.

„Lasset ihn los!" gellte ihr Schrei.

Aber schon hatte sich der Lori mit einem gewaltigen Ruck frei gemacht. Sein Atem ging in Stößen. Er trat vor den Berghofer. Mit einer Handbewegung, der die Bauern den Gehorsam nicht versagten, wies dieser den Haufen zurück, welcher aufs neue an den Lori wollte.

Da begann der Büßer zu reden. Abgebrochen und scharf tönten die Worte der Selbstanklage.

„Ihr wißt, was ich getan habe! Klagt mich an und sagt mir das Urteil hier vor allen Leuten, oder schickt mich vors Gericht ins Tal!"

„Bindet ihn!" johlte es aus der Menge.

„Er muß vors Gericht!" überschrie einer den andern.

Im Getriebe blieb der Berghofer allein ruhig. Wie der grauen Felsen einer hielt der Alte vor dem tobenden Volk. Seine mächtige Stimme zwang den Lärm.

„Seit langen Jahren," sagte er, „ist kein Gericht in unser Tal gekommen. Wir haben hier selber Ordnung gehalten! Die Sache soll der Rat entscheiden!"

„Nein! — Ihr müßt sagen, was ihm geschehen soll! Er hat Euern Bub umgebracht, und Ihr habt das Recht!"

Ein Lächeln irrte über des Berghofers hartes Gesicht.

„Der Josep — da ist er," sagte er laut.

Eben war der Hoferbub aus dem Haus und an die Seite des Vaters getreten.

Ein Murmeln des Erstaunens ging durch die Reihen der Bauern. Fragende Blicke trafen den Noller, der seitwärts gestanden, die Hände in die Taschen versenkt, als hätte er allem als müßiger Zuschauer beigewohnt. Dieser sah plötzlich, daß die Stimmung der Dörfler umschlug. Der Haß riß ihn fort.

„Aber der Lori hat geschossen auf ihn. Mit eignen Augen habe ich's gesehen!"

Eine Weiberstimme hallte dagegen.

„Es ist eine Lüge! Der Schuß ist zufällig losgegangen!"

Die Hofer-Tilde hatte sich vor den Lori gestellt. Ihr Eifer verriet sie. Dem Berghofer ging ein Licht auf. Nun sollte ein Ende werden!

Der Lori wollte reden. Da fragte der Hofer mit schallender Stimme seinen Buben:

„Was hast du zu sagen, Josep?"

Dem war der Kopf noch wirr von Liebesgedanken.

Aber die Lust packte ihn, einem ein Gutes zu tun, und vor allem dem Lori zuerst.

„Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter! Ich habe nichts zu klagen gegen den da! Im Gegenteil — daß ihr's grad wisset — ich heirate seine Schwester!"

Die Andergandner wurden stutzig. Ein Lachen und Kichern hob an.

Der Berghofer spaßte nicht. Er nahm wieder das Wort:

„Wo kein Kläger, ist kein Richter! Der Josep hat recht! — Was ich mit dem Steiner-Lori zu rechten habe, geht mich allein an! Vor Gericht könnt ihr ihn nicht bringen! Verlaufet euch und lasset den in Ruh! Zu danken hat er euch nicht viel Gutes, und fast hätte er das Recht, euch zu verklagen! Verlaufet euch! Und — einmal sollt ihr's doch hören — der da" — er wies mit einer geringschätzigen Gebärde auf den Gültenbauern — „ist fürs Dorf die größere Schande, als der Steiner je gewesen ist!"

Seine Worte hatten wie ein dumpfes Grollen geklungen.

Mit verzerrten Zügen hatte der Noller das letzte angehört. Ehe er antworten konnte, war der Berghofer in sein Haus getreten und hatte dem Lori geboten, ihm zu folgen. Die Tilde und der Josep gingen mit den beiden.

Der Haufe der Bauern stand verblüfft.

Einer trat zu dem Noller heran.

„Du — hast es gehört, was du bist?" fragte er lachend.

Dem seine Spottlust riß die andern mit. Der Gültenbauer hatte ein schlimmes Stehen in der Straße. Er trollte sich von dannen wie ein Begossener. Der heimliche Grimm wollte ihn umbringen.

Droben in der Berghofstube hielt indessen der Hofer Gericht.

Sein Reden klang gedämpft, aber jedes Wort hatte schwere Deutung.

„Wünsche deiner Schwester Glück," wandte er sich an den Lori, als alle in der Stube versammelt waren.

Der Büßer schaute auf die Lici, welche dem Josep im Arme lehnte und auf ihrem Gesicht den Jubel ihres Herzens zur Schau trug. Dann sagte er düster zu dem Bauern:

„Ich ehre Euch dafür, daß Ihr das Recht habt gelten lassen und ich danke Euch um des Mädchens willen!"

Da fuhr der andre fort:

„Das habe ich zugegeben, zu einem andern würde ich nie ‚ja' sagen! Ich denke, ihr zwei versteht mich!"

Sein Blick ging vom Steiner zur Tilde.

Der Lori hob den Kopf. In seinen Zügen zuckte es.

„Uns zwei hat etwas geschieden, das stärker ist als Euer Wort," sagte er schwer. „Ihr braucht nicht Angst zu haben. Nach dem, was Ihr meint, hätte ich die Hand nie ausgestreckt!"

„Desto besser," sagte trocken der Bauer.

Aber die Tilde stand drüben und hielt mit beiden Händen die Lehne eines Stuhles umklammert. Ein seltsamer Ausdruck verklärte ihr bleiches Gesicht. Dann tönten ihre Worte klar und fest durch die Stube wie in unabänderlichem Entschluß:

„Dazu habe ich auch zu reden, Vater! — Ihr seid mir lieb, und Euch Kummer zu machen, ist mir größerer Kummer! Aber hört, was ich sage: Wo der Lori geht, gehe ich auch. Wenn er aus dem Dorfe fort muß wie ein Verstoßener, dann will ich auch nicht anders sein und mit ihm gehen, und wenn

draußen das Unglück über ihn kommt und die Not, will ich sie teilen mit ihm!"

„Geplapper!" fuhr der Hofer jach dazwischen.

„Du hast es gehört, Lori! Und du wirst wissen, was du zu tun hast! Gib dem Mädchen deinen Bescheid!"

„Sie hat meinen Bescheid!" sagte der Lori tonlos. „Bei Nacht bin ich gekommen, bei Nacht gehe ich fort, und meine Spur findet keiner!"

„Hast gehört jetzt — du?" fragte der Bauer die Tilde. „Was sagst du dazu?"

„Daß ich ihn suchen will, so weit die Welt ist!"

Der Berghofer ergrimmte mächtig.

„Und wenn wir dich einsperren?"

„Tobe und lärme ich, bis ihr mich auslassen müßt!"

„Und wenn wir dich binden?"

„Nage ich den Strick entzwei!"

„So gibt's noch Ketten!" schrie der wilderregte Bauer.

Der Josep und sein Schatz traten bittend an ihn. Doch die Tilde stand mit leuchtenden Augen und bangte nicht. Als sollte er ihr Bild nicht mehr vergessen, schaute der Büßer auf sie. Dann aber reckte der sich plötzlich.

„Es ist genug geredet! Sagt mir das Urteil, Berghofer!"

Der Bauer kreuzte die Arme. Er zwang den Zorn. Aber wie Schläge kamen seine Worte.

„Das Urteil — ja dir und der! Hört mich an! — Deine Schwester habe ich aufgenommen, weil sie recht ist trotz allem, und weil's dem Josep seine Ehre

verlangt! Dich, Steiner-Lori, weise ich für immer aus meinem Haus! Dir hat ein schlechter Ruf angehaftet von Jugend an — du hast ihn nicht besser gemacht! Du hast auf meinen Bub geschossen! Aber das Schwerste hast damit getan, daß du mir mein Mädchen abspenstig gemacht hast! Dich jage ich fort, daß du nie mehr sollst mir oder einem von denen, die um mich sind, unter die Augen kommen!"

Vorgebeugten Leibes hatte der Lori gelauscht.

„Es ist gut," sagte er still. „Ich gehe in der Nacht! — Und jetzt behüt' Euch Gott!"

Mit dem schritt er zur Tür. Keiner hielt ihn.

Als seine Tritte im Hausflur verhallten, faßte der Hofer sein Mädchen am Handgelenk und zerrte die Widerstrebende nach ihrer Kammer. Hinter ihr verschloß er die Tür. — —

In selbiger Nacht wanderte der Steiner-Lori am Berghof vorüber zum Dorf hinaus. Diesmal stand kein Licht am Himmel. Mit dem Abend hatte sich bleigraues Gewölk über schimmernde Gründe gespannt. Ein Schneewind wehte. Der Büßer zog und schaute nicht rechts noch links. Bald verlor er sich im Dunkel. Die Andergandner hatten Ruhe.

Vierzehn Tage später kam sein Name freilich noch einmal ins Gerede. Im Dorf war der lahme Peter, ein verkommener Bettler, gestorben. Der hatte seine Seele erleichtert vor dem Verscheiden und gestanden, daß er dem Gültenbauern vor langen Jahren, als er bei ihm auf dem Taglohn gewesen, eine Summe Geldes gestohlen habe.

„So ist's doch nicht der Steiner gewesen!“

Das Wort lief um. Da und dort tat sogar einer ein mehreres und setzte mit einem Seufzer sein „Der arme Teufel!“ dazu.

Auch verlor der Gültenbauer noch ein wenig mehr an Ansehen, das ohnehin zum Verwundern plötzlich fadenscheinig geworden war.



Zwölftes Kapitel

Im Höllenloch, der unwirtlichsten Alp des ganzen Landes, stand seit einem Jahre eine Wildhüterhütte. Ein vergessenes Stück lebender Erde, lag die Alm inmitten ewigen Todes. Keine Herde verirrte sich da herauf. Nur die Gemsen ästen auf der Matte. Felstürme umragten diese; darauf ruhte ein schmales Stück Himmel wie auf schwarzen Säulen. Aber die Alp war inmitten der Bannreviere gelegen, und durch die Steinrinnen und Lücken zwischen den Bergzacken gelangte man hinaus zu den wildreichsten Gebieten in der Runde. Die zu begehen war des Wildhüters Aufgabe.

Der hatte sich sein ärmliches Haus selber gezimmert. Es glich der Klause eines Einsiedlers. Ein schutzbedürftiges Häuflein Bretter, lehnte es an einer himmelanstrebenden Steinwand, die dem Sturme wehrte. Von der Hütte überschaute man die stille Alp.

Ein sonderbares Gerede ging drunten im Land von dem Wildhüter. Vor Jahr und Tag war ihm die Stelle zugesprochen worden. Da hatte er seinen Entschluß kundgetan, sich da oben einzunisten. Die Leute schüttelten die Köpfe, aber sie ließen ihn gewähren. Auf starken Schultern schleppte er das Holz hinauf zum Hüttenbau, und mit der Axt in der nervigen Faust fügte er den rohen, aber allem Wetter Trutz bietenden Bau. Dann lebte er sich

ein. Was er zum Leben brauchte, Milch, Brot und Käse, holte er sich in der nächsten Alphütte. Ins Tal stieg er nicht mehr. Selbst als der Winter kam, machte er keine Miene, das Höllenloch zu verlassen. Er holte sich nur mehr Vorräte in seine Hütte. Gewaltige Schneemassen fielen kurz nachher und machten alle Steige zur Alp ungangbar. Da sagte man im Tal den Lori tot. —

Jetzt war des Frühlings Bahnbrecher, der Föhn, auf sausendem Roß durch die Berge gesprengt. Unter den Hufen war der Schnee zerschmolzen. Es aperte. Da zeigte sich's, daß auch der Lori noch lebte. Als die ersten Lawinen mit ihrem Donnern die Berge füllten, meldete er sich im Tal, und daß er wiederum des Hüterdienstes pflege. Scheu und schnell genug verschlich er darauf in sein Bergnest.

Ueber das Höllenloch breiteten sich dämmernde Schleier. Ein fahlrosiger Streif am blaugrauen Himmel verglomm mehr und mehr. Schatten huschten durch die Alm. Es war ein heimliches, lichttötendes Getriebe. Drüben schimmerten die halb schon verwitterten Wände der Hütte in die zunehmende Finsternis; mächtig und schwarz starrte dahinter die Wand auf. In der Holzbehausung erflammte ein roter Schein. In dem einzigen Raum, den dieselbe enthielt, saß der Lori an dem tannenen Tisch, längs dessen eine Bank in die Wand gefügt war. Der Büßer hatte sich verändert. Seine Gestalt war vornübergebückt, und das bleiche Gesicht schien an den Wangen noch mehr eingefallen. Lang wallte ihm ein schwarzer Bart auf die Brust; der gab

ihm ein wildes, fast schreckhaftes Aussehen. Er hielt den Kopf in die Hand gestützt, und seine eingesunkenen Augen irrten unstet. Der Raum, der ihn umgab, war traulich und warm; er enthielt sein Heulager, einen kleinen Herd, Tisch und Schrank. An der Diele hing eine Lampe, und der beinerne Heiland aus der Steinerstube hatte seinen Platz an der einen Wand gefunden.

Eine Weile verging, während welcher das Dunkel über der Alp sich vertiefte. Der Lori stand auf und hängte den Haken der Tür ein. Dann löschte er die Lampe und legte sich.

Indessen kam draußen über die Matte eine Gestalt gegangen. Langsam, wie zum Sterben erschöpft, mit taumelnden Schritten kam es daher durch die Nacht. Der Lichtschimmer der Hütte stand wie ein Stern im Dunkel. Dem schlich das Weib entgegen. Und als es ihn erreicht wähnte, erlosch er.

Der Lori fuhr von seinem Lager auf. Er hatte ein Geräusch vernommen, dem Keuchen eines weidwunden Tieres gleich. Der Hüter lauschte.

„Laß mich ein," erreichte eine Stimme sein Ohr, deren Klang er selbst im Ersterben kannte.

Seine Augen stierten ins Dunkel. Eine lange Weile regte er sich nicht. Doch kein Laut kam mehr. Da fuhr sich der Büßer über die Stirn.

„Ich habe wieder einmal geträumt," raunte er in sich hinein. „Es läßt mich ja nicht mehr los, weder bei Tag noch bei Nacht. Immer meine ich, das Mädchen —"

Er spann den Gedanken nicht aus. Tief drückte

er den glutheißen Kopf ins Heu. So erzwang er den Schlaf.

Ueber dem Höllenloch standen die Sterne. Einer, ein blauweißes Flammenwunder, flirrte über der Hütte. Auf der Schwelle derselben lag das wegmüde Weib, von todähnlichem Schlaf zu Boden gezwungen.

Mild wie das Auge der Barmherzigkeit leuchtete der Stern. — — —

Früh dämmerte der Morgen herauf. Die Berge lohten in rotem Feuer. Der Widerschein flammte in den Fenstern der Hütte. Der Lori erwachte aus traumschwerem Schlummer. Eine Weile später ging er die Hüttentür öffnen. Ein Körper drückte von außen. Kühle Luft strömte in den Raum. Dann schlug zu seinen Füßen ein blonder Kopf auf den Boden.

Ein stockendes „Jesus!" entfuhr ihm. Im nächsten Augenblick kniete er neben dem Mädchen, das, von dem Fall aus der Ohnmacht geweckt, langsam den Oberkörper aufrichtete.

„Lori!"

Als er ihre Stimme hörte, verfinsterte sich sein Gesicht. Er trat scheu von ihr weg.

Da erhob sie sich mühsam. Sie klammerte die Hände an die Tür, daß sie sich aufrecht halte.

„Warum bist gekommen?" fragte er hart.

Sie sah ihn an mit Blicken, die sein Blut in Wellen durch die Adern jagten.

„Ich habe dir gesagt, ich gebe dich nicht los!" stammelte sie.

„Was nützt's!" sagte er. „Hier treibst mich fort, und ich muß mich nur an einem andern Ort verbergen!"

Sie zitterte heftig; aber mit letzter Kraft hielt sie sich noch.

„Weißt, wann ich fort bin — von daheim?"

Er gab keine Antwort.

Da fuhr sie weiter:

„Fast ein Jahr ist es! Ich bin ihnen ausgekommen, so viel sie über mich gewacht haben! Und seitdem habe ich dich gesucht, landauf, landab! Endlich habe ich die Spur gefunden!"

Der Büßer schwieg noch immer. Ein gewaltiger Streit tobte in ihm.

„Aber wir dürfen nicht zusammen!" stieß er endlich hervor. „Denk doch, was zwischen uns ist! Und lauf, Tilde, lauf, so weit du kannst, nur immer fort von mir!"

„Wir müssen zusammen!" sagte sie fest. „Den Vater habe ich verlassen um deinetwillen. Ich wie du darf nicht mehr zurück zum Berghof, ich wie du bin fremd in der Welt! Du mußt mich zu dir nehmen, Lori, oder ich muß verkommen auf der Straße!"

Noch zögerte er.

Da ging ein Glänzen über die östlichen Berge. Ein stetig schwellender Feuerstrom floß himmelhernieder. Er quoll gegen die Hütte; und wie in einer Glorie stand die Tilde. Ihre Gestalt streckte sich; langsam gewann sie ihre Kräfte zurück.

„Lori, weise mich nicht mehr fort!" bat sie zum andernmal.

Der Büßer staunte in die Ferne, wo die Sonne eines neuen Tages sieghaft aus Frühnebeln stieg.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Die Sonne kommt," stammelte er aus seinem Träumen heraus.

Da war die Tilde neben ihm. Sie legten die Hände zusammen. Das Mädchen zog ihn vor den Heiland an der Wand. Wie im Schlafwandel tat er, was sie wollte.

„Wir wollen Hochzeit feiern," raunte sie ihm zu.

So knieten sie denn. Leuchtend strich das Morgengold über ihre Häupter.

Und langsam dämmerte es in des Büßers Seele auf, daß da auf einmal ein Glück in sein armseliges Leben gekommen.

Der „Guet!“

Erstes Kapitel

Du hast dich zu einem Sonderling ausgewachsen,“ sagte der neue Pfarrer von Imboden langsam, und den scharfen Blick der fast stechenden schwarzen Augen auf die mächtige Gestalt seines Gegenübers, des Wildbachtaler Ammanns, gerichtet. Ein Gemisch von Erstaunen und Bewunderung lag in seinem Blick.

Der Talammann richtete sich auf von seiner Schreiberei, die er beim Eintritt des Gastes nur kurze Zeit unterbrochen hatte und neben welcher hin er mit jenem seine Unterhaltung führte. In den Fenstern der geräumigen Stube brannte der Abglanz des Goldlichtes, das um die nahen Firne lohte. Der Schein zuckte über Metters Gesicht, welches er dem Pfarrer zugewendet hatte. Es waren seltsame Züge in diesem Gesicht, starke, kraftvolle Linien, eine jede den zähen, energischen Charakter des Bergbauern verratend und doch wie durchgeistigt von einem fremden, fast hoheitsvollen Ausdruck. Das blonde Haar trat weit von der fast schimmernden Stirne zurück. Unter diesen lagen die Augen tief, zwingend und Vertrauen weckend zugleich. Den Mund und den unteren Teil des Gesichtes verbarg

ein langer, blonder Bart, welcher den Ammann älter erscheinen ließ, als er war. Der war mit dem achtundzwanzigjährigen Pfarrer Mattmann während dreier Jahre auf der Klosterschule gewesen und stand im gleichen Alter mit dem vor kurzem zum Seelsorger von Imboden gewählten und seit acht Tagen im Orte amtenden Geistlichen.

„Meint Ihr, Hochwürden, daß ich ein Sonderling bin?“ klang jetzt Metters Stimme als Antwort auf des Pfarrers Bemerkung. Seine Augen begegneten den forschenden des letzteren; dann glitt sein Blick von den blassen, geistvollen Zügen des Geistlichen und streifte wie sinnend hinaus in den verglutenden Tag. —

„Man hat mir allerlei erzählt von dir, und es hat mich doppelt verlangt, dich wiederzusehen! Ich habe erwartet, dich verändert zu finden nach dem Reden der Leute und — ja — du bist ein Sonderling geworden!“

„Was reden sie denn von mir?“

„Nichts Böses! Im Gegenteil! Fast scheu reden sie von dir, wie von einem, der mehr kann und besser ist als alle um ihn! Du hättest Pfarrer werden sollen! Auf dein Wort hätten die Leute hier gehört!“

„Sie tun's auch sonst!“

„Ja, ich weiß es. Erst ein paar Tage bin ich hier, aber ich habe schon gelernt, wer Meister ist im Dorf und im Tal! Du hast dir einen mächtigen Einfluß zu verschaffen gewußt, Marti! Sogar die Herren von der Regierung müssen damit rechnen, höre ich!“ —

Der Ammann erhob sich.

„Seid Ihr gekommen, mir schöne Worte zu geben, Hochwürdiger?"

Zu seiner vollen Höhe aufgerichtet stand er vor dem Pfarrherrn. Die grobe bäuerische Kleidung, welche er trug, erhöhte nur den Eindruck ungewöhnlicher Kraft, die in seiner Erscheinung lag. Der Geistliche gestand sich, daß der wie keiner gemacht sei, die Geschicke der weltverlorenen Talschaft zu leiten.

„Nein," sagte er ernst, indem er ebenfalls aufstand. „Aber aussprechen möchte ich mich mit dir! Ich muß wissen, wie wir zwei zueinander stehen werden. Talammann und Pfarrer müssen gute Freunde sein!"

Wieder bohrte sich Metters Blick tief und lang in des Pfarrers Auge.

„Ihr werdet zufrieden sein mit mir, Hochwürdiger, ich werde viel bei Euch sein in Eurer Kirche, und vielleicht brauche ich auch Euren Rat hie und da! Auch die andern, die Imbodener zum Großteil, werden Euch gute Pfarrkinder werden! — und wenn Ihr einen Wunsch habt, dürft Ihr nur kommen; wenn ich kann, will ich Euch schon — —"

Der Pfarrer unterbrach ihn.

„Das will ich nicht wissen, oder vielmehr das weiß ich schon, aber" — er trat einen Schritt näher — „Marti, wir sind wie zwei Brüder gewesen zusammen auf der Schule und, nachdem die Wahl der Imbodener auf deinen Wunsch hin auf mich gefallen ist und ich mich entschlossen habe, hierherzukommen, da habe ich ganz besonders auch gehofft,

in dir noch den Alten zu finden, den fröhlichen Metter-Marti, mit dem so gut umzugehen gewesen ist. Statt dessen ist etwas Besonderes an dir, etwas Fremdes, das einen ganz kalt anweht. Du bist höflich und freundlich gegen mich, aber doch nur, wie du zu jedem Fremden sein magst! Was ist über dich gegangen, Marti?"

In der Miene des Bauern zuckte keine Muskel bei den eindringlichen Worten des andern; nur die Hand, die sich auf den nahen Tisch stützte, ballte sich zur Faust, als gälte es durch das Zusammenkrampfen der Finger eine Erregung zu bewältigen.

„Seit unsrer Schulzeit sind zehn Jahre vorbei, und viel liegt dazwischen! Es würde wohl mehr als einer lachen, wenn der Pfarrherr von Imboden und der Metter noch so sorglos miteinander durch dick und dünn gingen wie damals. Aber" — schwer legte sich plötzlich des Ammanns Hand auf den Arm des Geistlichen — „es tut mir leid, daß ich Euch fremd vorkomme und daß Ihr Euch nicht wohl fühlt bei meinem Empfang! Ihr müßt nicht zürnen, ich habe das ‚Liebhaben' von dazumal verlernt und kann nur den guten Willen zeigen! — — — Halt! Redet nicht dazwischen! Vielleicht sage ich Euch einmal, was mich anders gemacht hat! Für heute nur das: Ihr seid ein Frommer und ein Guter, es ist Euer Handwerk, das zu sein! Ich trage den schwarzen Rock nicht, aber ich habe mir als Ziel gesetzt, auch so einer zu werden, der dem Herrgott allzeit seine Abrechnung vorlegen darf! Dazu gehört aber, daß man über sich selber Herr ist, so daß alles Wünschen und Hoffen und

Liebhaben vom eignen Willen abhängt! Die Macht, Hochwürdiger" — Metters Stimme dämpfte sich zu einem Flüstern — „die Macht habe ich über mich!"

Der Pfarrer schüttelte den Kopf.

„Weißt, wie ich dich so sehe, hätte ich dich lieber wieder wie vor Jahren, übermütig, mit dem schlimmen Jähzorn selber an dir, lieber als so starr und unzugänglich, ein Mensch, von dem die Leute reden wie von einem Heiligen und vor dem sie doch eine geheime Scheu haben! — Nimm dich in acht, Marti! Was dich so gemacht hat, mag der Himmel wissen; aber der Schein von Unfehlbarkeit, mit dem du dich vor den Bauern umkleidet hast — auf den könnte einmal ein Schatten fallen! Jetzt hält er dich auf der Höhe, die deinem Ehrgeiz schmeichelt, aber — Versuchung kommt jeden manchmal an; und wenn sie dich niederzwänge, da würde — —"

„Der Heilige ein Scheinheiliger, vor dem die Leute ausspucken täten, darum, daß er sie so angeführt hat! Seid ruhig, Hochwürdiger, ich bin meiner selber sicher!"

Hart und höhnisch waren des Ammanns Worte in die Stube gefallen; im nächsten Augenblick fuhr er in völlig verändertem, gewinnendem Tone weiter:

„Ich wiederhole es, versucht es nur, Ihr sollt zufrieden sein mit mir, und wir wollen schon zusammenstehen zum Wohl vom Tal. Es soll eine Freude sein für mich, mit Euch zusammen zu arbeiten zum Guten des Dorfes und der Talschaft!"

Er streckte seine Rechte dem Pfarrer hin. Willig legte der die seine hinein.

„Ich denke, ich muß dich zuerst wieder verstehen lernen," sagte er nachdenklich.

Dann wandte er sich zum Gehen.

Bis hinaus auf den Flur geleitete ihn der Ammann. Dort schieden die beiden.

Zweites Kapitel

Ueber das Wildbachtal schlich sich der frühe Herbstabend. An den mächtigen Gebirgsstöcken, welche das breite Hochtal begrenzten, erlosch das Spätrot. Düster starrten die Felsenpyramiden des Wildspitz und der Flühnen, fahl das Eishaupt des Abendstockes in den sich verdunkelnden Himmel. Die tote Ruhe des Hochgebirges lag über der Landschaft und auf den drei Dörfern, welche den Wildbachtaler Bezirk bildeten. Nur der Bach, von welchem die Talschaft den Namen trug, brach die Stille und toste ein eintöniges Lied in das Schweigen. Der war eigentlich mehr Fluß als Bach. Wo die Berge im Süden sich schlossen, am Rotgletscher, hatte er seine Quelle und wuchs und wuchs. Am höchstgelegenen Ort Alp, dann am tieferliegenden Zumdorf vorbei schoß er wie ein Sturmwind in die Imbodener Ebene und wälzte seine Wassermenge an Imboden vorüber und durch die unwirtliche Felsenenge der Schlucht talwärts.

In den Häusern von Imboden, dem zweitausend Seelen zählenden Hauptort des Tales, glühte Licht um Licht auf. Wie eine gespenstige Insel lag der Ort in den weiten bergumschlossenen Matten. Ein Haus schimmerte weiß in der Mitte des Dorfes, ein großes, schmuckloses Steingebäude. Das nannten die Bauern das Rathaus, dort wohnte der Talammann.

Der Metter saß noch vor seiner Arbeit, die er vor einer halben Stunde seines Gastes, des Pfarrers, wegen unterbrochen hatte. Das Licht einer Hängelampe hellte die große Stube und erhöhte das Trauliche des Raumes. Weiße Vorhänge schmückten die vier Fenster, die auf die Hauptgasse des Dorfes schauten. Ein langer, viereckiger Tisch, eine Menge Stühle, ein Ofen aus Serpentin, wie er in der Nähe des Dorfes gebrochen wurde, eine schwere, hartholzerne Truhe und ein einfacher Nähtisch an einem der Fenster bildeten neben dem gewaltigen altmodischen Schreibtisch des Ammanns die Einrichtung der Stube. Ueber dem ganzen Raum lag trotz aller Einfachheit eine gewisse bäurische Vornehmheit, wie sie von dem Ammann selber ausging.

Ihn störte in seiner Schreiberei ein Klopfen an der Tür. Auf ein gemessenes „Ja" öffnete sie sich und ein junger Bauer trat ein, der bescheiden in der Nähe des Eingangs stehenblieb.

„Was gibt's, Gemeindeschreiber?" fragte der Ammann.

Dem blondhaarigen Burschen schoß das Blut in das hübsche Gesicht, während er einen Brief aus der Tasche zog und, näher tretend, ihn Metter reichte.

„Ich komme vom Rat. Sie wollen uns im Tal unten den verlangten Beitrag an die Lawinenverbauung ob der Imbodener Luke nicht geben! Und ohne den können wir doch nicht bauen! Die Arbeit muß aber gemacht werden, ehe es Winter wird! Seit die Laui[1]) das letzte Jahr dort das

[1]) Lawine.

Stück Wald niedergelegt hat, ist im Langsi[1]) kein sicheres Sein mehr in den Häusern am Bannwaldberg. Ihr wißt es, Talammann!"

Dieser hatte den Brief der Regierung, den ihm der junge Bauer überreicht hatte, überflogen. Eine Falte grub sich in seine Stirne.

„Kasse zu stark in Anspruch genommen," murmelte er in sich hinein. „Immer das alte Lied; für uns haben sie nie etwas! — Aber," wandte er sich an den Schreiber, „was meint der Rat?"

„Sie schicken mich zu Euch, ob Ihr nicht noch einmal vorstellig werden wollt bei der Regierung?"

Nachdenklich stützte der Ammann den Kopf in die Hand.

„Das Werk soll fünftausend kosten?" fragte er dann.

„Ja," bestätigte der andre. „Dreitausend Franken kann die Gemeinde zahlen."

„Zweitausend Franken habt Ihr also verlangt von den Herren?"

Der Schreiber nickte.

Einen Augenblick schien der Metter zu überlegen.

„Es ist eine böse Stelle da oben; es muß etwas gemacht werden," sprach er vor sich hin. „Aber das Geld bringen die Imbodener nicht auf!"

Dann sagte er laut:

„Es wird nichts nützen, noch einmal an die Regierung zu schreiben. Die geben jetzt nichts; vielleicht können sie's nicht! — Aber sage dem Rat,

---

[1]) Lenz, Frühjahr.

Rudi, sie sollen nur anfangen zu bauen! Fürs Geld, das noch fehlt, will ich sorgen."

Des Burschen Augen leuchteten. Die ehrliche Bewunderung strahlte ihm daraus.

„Ihr zahlt's wieder selber, Talammann, ich weiß es! Herrgott, was Ihr fürs Dorf tut, tut keiner mehr! Ihr seid — — —"

Plötzlich stockte er. Eine helle Flamme schlug ihm ins Gesicht. Drüben war eine Nebentür gegangen; daraus trat ein etwa achtzehnjähriges Mädchen, ein schlankes, blondes Ding, dem man von weitem ansah, daß es dem Ammann anverwandt war.

Der wandte sich zu ihr.

„Was hast wollen, Beate?"

Da erst bemerkte sie den Tanner-Rudi. Auch in ihrem zarten, schönen Gesicht stand leise Verlegenheit.

Sie wollte sich abwenden.

„Bleib hier," sagte der Ammann.

In seinen ernsten Zügen zuckte es wie stille Fröhlichkeit; er hatte das Erröten der beiden bemerkt.

„Und gebt einander doch die Hände," fuhr er fort. —

Schweigend legten die zwei die Hände zum Gruß zusammen.

Den Rudi überkam es wie ungestüme Dankbarkeit.

„Er hat schon wieder ein Opfer gebracht fürs Dorf," drängte es sich ihm über die Lippen. Er zeigte auf Metter.

Die Beate trat zu dem Dasitzenden. So noch überragte sein Haupt sie. Schmeichelnd legte sie

die Wange an die seine, und er strich ihr liebkosend über das Goldhaar. Fast barsch aber sagte er zu dem Rudi: „Was geht das das Mädchen an?"

Dann vollendete er freundlicher:

„Du meinst es gut, aber ich will nicht gelobt sein! — Geh jetzt! — Oder hast noch etwas zu sagen?"

Da wandte sich der Schreiber und wünschte gute Nacht. Ein heimliches Grüßen ging noch zwischen ihm und dem Mädchen, ehe er die Tür hinter sich schloß.

„Er ist ein Braver," sagte der Ammann, als die Türfalle einschnappte. Er bog der Schwester den Kopf zurück, daß er ihr voll ins Gesicht sah. Wieder wurde sie rot und wußte nichts zu sagen.

„Hast ihn gern, Beate?" fragte er weiter. Die Frage kam ihm aus dem Herzen herauf und klang fast feierlich.

Da tönte eine harte Stimme hinter den beiden.

„Rede dem Mädchen keinen Unsinn vor!"

Das war die Staldenbäuerin, die Mutter der zwei. Unbemerkt war sie aus dem Nebenzimmer in die Stube getreten.

Die Geschwister erhoben sich, ängstlich fast das Mädchen, ohne Erregung der Mann. Freundlich schaute der auf das hohe, schwarzgekleidete Weib, und es war, als lese sie in dem Blick die Erwiderung auf ihren Vorwurf. Sie schwieg einen Augenblick und drängte ein hastiges Wort zurück.

Auf einmal sagte sie:

„Geh hinüber, Beate, der Marti und ich haben Geschäfte!"

Schweigend gehorchte das Mädchen. Hinter ihr schloß sich die Tür.

Die Bäuerin war im Zimmer hin und wieder gegangen. Der Boden knirschte ein paarmal unter den schweren Tritten. Alles an der Frau zeugte von rauher Kraft, so die arbeitsharten Hände, mehr noch das starkknochige, gelbblasse Gesicht. Zwei machtvolle Augen brannten schwarz darin. Den Kopf schmückte volles, schneeweißes Haar. Die Frau führte das große Hauswesen. Sie hatte eine feste Hand. Knechte und Mägde mußten auf der weiten Stalden, dem größten Gut im Hochgebirge, gehorchen lernen ohne Widerspruch. Selbst der „Herr" war gelinder als die Bäuerin.

Die Frau blieb auf einmal vor ihrem Sohne stehen. Der lehnte an seinem Schreibtisch. Er hatte die Arme gekreuzt und wartete, daß sie reden werde.

„Die Sepha ist wieder da," sagte sie kurz, plötzlich. Dabei war es, als spähe sie ängstlich nach einer Veränderung in des Ammanns reglosem Gesicht.

„So!" sagte der still.

Nur die Lider waren auf eines Pulsschlages Länge über seine Augen gesunken, sonst war keine Bewegung an ihm.

„Bist sicher, daß es dich nicht mehr kümmert?" forschte die Bäuerin.

Er schritt zum Stuhl an einem der Fenster und schaute in das Dunkel hinaus. Drüben ragten die Flühnen in schwarzzackigen, gespenstischen Umrissen.

„Was sollte es mich kümmern nach den drei Jahren?" sagte er in gleich erregungslosem Ton.

Die Bäuerin ließ nicht nach. Ihre Auge hing an ihm, als sollte ihr Blick ihm in die Seele gehen.

„Du hast sie aber gern gehabt!"

„Und habe sie zur Frau nehmen wollen! — Aber — du weißt doch, daß nichts daraus geworden ist!"

„Jetzt ist aber — der Vater tot!"

„Aber du stehst da, Mutter!"

Seltsam sagte er das.

Da kam es plötzlich wie Leidenschaft über sie. Ihre Hände ballten sich. Fast zitternd vor Erregung stand sie vor ihm.

„Ja — und das habe ich dir sagen wollen: Heute noch, Marti, wie vor drei Jahren denke ich heute noch! — Und nimm dich vor dem Mädchen in acht, wenn du deine Mutter gern hast!"

Er hob den Kopf und schaute über sie hin. Hochmut lag in der Bewegung. Seine Stimme stach furchtbar ab gegen die ihrige, sie war kalt, unnatürlich ruhig.

„Weißt denn nicht mehr, Mutter? — Da in der Stube war's doch! Dort stand der Vater und ich vor ihm! Und ich habe gebettelt um — daß er mir die Sepha lasse! Und dann bist du gekommen! Und er hat angefangen zu reden — weißt noch, wie er geredet hat? — Und du hast das Beste gewußt, das von der Sepha ihrer Schwester! Und so habt Ihr zwei gestritten gegen mich; und daß ich Euch das Jawort nicht abzwinge, habe ich lernen müssen! Dann habe ich meine Wege gehen wollen — im Groll! — Und wieder bist du gewesen, Mutter! Weißt noch? Ist dir denn keine Pflicht

heilig? hast gesagt! Und da hat's mich gepackt! Ich bin geblieben! Der Sepha habe ich abgesagt!"

Es war doch, als ränge sich das letzte schwerer von ihm. Leiser fuhr er fort:

„Dem Vater freilich ist's nicht genug gewesen! Der reiche Staldenbauer hat dem armseligen Hängigutbauern eine alte Schuld gekündet, gleichviel, ob der sie Jahr für Jahr pünktlich verzinst gehabt hat! Es ist eben der Sepha ihr Vater gewesen! — Und als der Fenner nicht hat zahlen können, hat er ihn weggebracht von seinem kleinen Gut! Ich aber habe zugeschaut und nicht gemuckst, weil — nun, weil ich halt überhaupt kein Recht mehr gehabt habe, dem Fenner zu helfen!"

„Und jetzt schimpfst über den Vater — jetzt," sagte fast drohend die Metterin.

„Ich schimpfe nicht! Du siehst doch, daß ich so ruhig bin! — — Aber," aufstehend trat der Ammann einen Schritt gegen die Mutter, und voll zitternden Vorwurfes fragte er: „Wo ist das Recht gewesen und wo das Unrecht? Wenn du eine andre Antwort weißt, Mutter, so sag's!"

Aufs neue flammte sie auf.

„Es ist das alte Lied! Du hast die Leidenschaft noch in dir! Du stehst zu denen dort gegen uns, gegen deine Mutter! O du — du — —"

„Nein!"

Schneidend in seiner Schärfe klang das Wort in ihre heftige Rede. Sie schwieg davor. Da kreuzte er wieder die Arme und sprach ruhig wie vorher.

„Ich sehe schon, ich muß dir weiter erzählen! — Nach einem Jahr ist der Vater gestorben am Fieber,

und — sonderbare Welt — vierzehn Tage später hat sich der Fenner an der gleichen Krankheit zum Sterben gelegt. Sein ältestes Mädchen, die Trini, ist in die Fremde gegangen mit ihrem Kind, das keinen Vater hat, und die Sepha hat sich unten im Tal verdungen. — Nach einem halben Jahr haben sie mich zum Talammann gemacht an des Vaters Stelle, und seitdem — das will ich dich jetzt fragen, Mutter, haben seitdem das Tal oder die Gemeinde oder du über mich zu klagen gehabt?"

Seine Stimme klang höher, dringender.

„Mutter, habe ich seitdem einmal nicht meine Pflicht getan?"

Die alte Frau hatte sich in einen Stuhl gesetzt. Sie faltete die Hände im Schoß und senkte den Kopf.

„Ja, ja," sagte sie stockend, „ein Rechter bist geworden, mehr als ein Rechter! Den ‚Guet' heißen sie dich im Dorf! Und du verdienst es! Du lebst für alle, nur nie für dich! Was deine Hände tun, ist gute Tat, und was deine Zunge redet, ist Gutes und nur Gutes! Für Gemeinde und Tal schaffst und setzest deine Kraft ein bis zum letzten und für uns, für dein Haus, sorgst, wie keiner sonst sorgen würde! — Ja, Bub, ich möchte zu dir aufsehn und dir sagen, wie stolz ich auf dich bin! — Und doch — siehst, ich kenne dich so viel besser als alle andern, und ich sehe tiefer in dich und sehe, daß du doch ein schwacher Mensch bist, trotz all deinem mächtigen Willen! Und ich sehe, daß die Liebe lebendig ist in dir, die alte Liebe, die deiner so unwürdig ist! — Und seit die beiden zurückgekommen sind, die Trini und die Sepha, die

Trini schlechter noch, als sie gegangen ist, und die Sepha vielleicht nicht — — —"

„Mutter!"

Es war nur ein hastig hervorgestoßener Ton, aber er warnte sie, daß sie nicht sage, was ihr auf der Zunge gelegen hatte.

Sie vollendete:

„Seitdem habe ich Angst um dich, Bub!"

Das kam wie Flüstern von ihren Lippen. Der dort hatte die rauhe, starke Mutter nie so gesehen. Er trat zu ihr und legte den Arm um ihre Schulter.

„Brauchst nicht Angst zu haben," sagte er langsam und sonderbar. „Siehst" — mit einer unsicheren Handbewegung gab er seinen Worten Nachdruck — „sogar, wenn ich wollte der Sepha wieder nahe gehen, glaubst, die wäre nicht zu stolz? Glaubst, die wollte noch einmal etwas von mir wissen?"

Die Bäuerin stand auf und schüttelte seine Hand ab. Alle Weichheit war von ihr gewichen. Ein Winkel ihres Mundes zog sich in bitterem Hohn nach unten.

„Die!" sagte sie. „Dem Talammann verlohnt sich schon mehr als einmal nachzulaufen!"

Er brauste nicht auf, sondern wandte ihr nur voll das Gesicht zu.

„Ich kann dich nicht belehren, Mutter," sagte er.

Sein Blick zwang auch sie. Ihre Stimme klang fast unsicher.

„Ich habe dich jetzt gewarnt, richte dich danach!"

Damit ging sie hinaus.

Der Ammann öffnete ein Fenster, als verlange ihn nach Luft. In Sinnen verloren starrte er lange

in die Nacht. Ruhig, menschenleer lag die Dorfstraße; aus den nächsten Häusern zuckten Lichtstrahlen auf die Gasse, schwarz ragten die Umrisse der fernen Gebäude aus dem Dunkel. In all denen waren wenige, die der am Fenster sich in den zweieinhalb Jahren seiner Amtsführung nicht durch irgendeine Guttat verpflichtet.

Metters Gedanken irrten in diesem Augenblick ab. Hinter den Felszacken der Flühnen hellte sich der Himmel; weiß gleißte es hinter den Steintürmen. Der Mond ging auf. Und der Ammann starrte in die Silberflut, die taleinwärts floß. Ein bleiches, junges Gesicht mit großen, dürstenden Augen tauchte plötzlich aus dem schimmernden Glast. Das schaute ihn an — immer lieber — immer trauter — und jetzt —

Halt!

Klirrend schloß er das Fenster. Der Boden zitterte unter den Tritten, mit denen er die Stube maß; und seine Hände ballten sich, daß die Nägel ins Fleisch drangen. So zwang er seine Gedanken nieder.

Drittes Kapitel

Das letzte Haus an der Straße nach Zumdorf war keine Zierde für Imboden. Baufälliges Mauerwerk, das einen niederen Stall bildete, trug über sich die brettergefügten Wohnräume des einzigen Stockwerkes, welches das Haus enthielt. Unter dem moosüberwachsenen Schindeldach lugten drei halbblinde Fenster auf die Straße, ebensoviele seitwärts zur Linken; die übrigen Wände waren undurchbrochen. In diesen Tagen schaute dennoch mancher, der vorüberging, an der verwitterten Front hinauf. Das Haus hatte neue Insassen bekommen. Bislang hatte drinnen die alte Fennerin allein gehaust, eines verarmt gestorbenen Kleinbauern Schwester, welche ihr Leben seit Jahren auf Taglöhnen fristete. Seit einigen Tagen bot die Hütte auch den Töchtern jenes Bauern, die mehr als zwei Jahre dem Dorfe fremd gewesen waren, Obdach. Die Fenner-Marie war es zufrieden gewesen, daß die beiden Verwandten sich bei ihr einwohnten. Nach der Trini zwar hatte sie kein Verlangen, aber die Sepha, der hätte sie nimmer das Haus verschließen können.

In der jeden Schmuckes baren Wohnstube saßen die drei Frauen beim Mittagbrot. Kahle, unbemalte, vom Alter braune Wände bildeten das trübe, unwohnliche Gemach. Ein paar tannene Stühle standen am Tisch und an den zwei Fenstern, und ein wackliger Schrank brach die eine Ecke. Ueber der

Tür hing ein beinerner Heiland. Weiß schimmerten die Glieder des Marterbildes im dunkeln Holz.

Durch die Fenster stahl sich die bleiche Helle des Tages und fiel auf den Tisch der drei Frauen. Das karge Mahl, Kartoffeln und Käse, war halb verzehrt. Die Trini legte das Messer hart beiseite und stützte die Ellbogen der runden Arme, von denen die Aermel zurückgestreift waren, auf die Tischplatte. Ihr hübsches leichtlebiges Gesicht mit dem vollen, sinnlichen Mund trug einen Ausdruck von Weichheit, der ihm wohl stand und das Mädchen jünger aussehen machte als die fünfundzwanzig Jahre, die es zählte. Aber in den Mundwinkeln lag ein häßlicher Zug; der redete von Genußsucht und Charakterlosigkeit und verriet die Trini. Der Hängigutbauer, ihr Vater, war ein grundbraver Mann und im Dorfe wohlgelitten gewesen; aber sein ältestes Mädchen hatte seinen Namen verunehrt kurz vor seinem Tod. Das vergaben die strengrechtlichen Bergbauern nicht. Die Trini aber — so war das Gerücht ihr vorausgegangen — war im Tal unten nicht besser geworden. Kein freundlicher Empfang wartete ihrer bei ihrer Rückkehr in Imboden. Und der Schatten, der auf sie fiel, streifte die Sepha.

Die zählte kaum zwanzig Jahre, aber ein tiefer Ernst war in ihren blassen, unregelmäßigen Zügen; und in die Stirn, in die das blonde Haar sich ringelte, grub sich eine Falte, welche dem Gesicht fast etwas Verbittertes gab.

Sie blickte zur Schwester hinüber, als diese hastig und verdrießlich ihre Mahlzeit beendet hatte.

Die Sepha war nicht schön, aber ein zwingender

Reiz lag doch über dem feinen, wenig bäurischen Gesicht, und die blauen Augen darin hatten einen feuchten Schimmer. Sie hatten es dem Metter-Marti vor Jahren angetan.

Die Trini las den Vorwurf darinnen, als sie dieselben jetzt auf sich gerichtet fühlte. Unwirsch schob sie den Stuhl zurück und stand auf.

„Was hast denn? So iß doch!“ sagte die Sepha.

Da brach die andre los:

„Ja, ich und essen! Die haben mir mein Essen schön gewürzt drin im Dorf! — Ueberhaupt, warum hast mir denn nicht Ruh' gelassen in der Stadt? Warum hast mich denn heraufgeschleppt in die Einöde? — Arbeiten soll ich? Meinetwegen! Ich will schon! Aber d i e wollen nicht!“

In hellem Zorn schüttelte sie die Faust gegen das Dorf hin.

Derweil saß die Fenner-Marie stumm in ihrer Ecke, und ihre braunen, hageren Hände brachen mechanisch Krume um Krume ihres Brotes. Ihr faltiges Gesicht war der Sepha zugewendet. Die kleine dürre Alte mit dem spärlichen Grauhaar und den noch immer lebhaften Augen hatte an der einen Narren gefressen.

Eben stand die Sepha auf. Als sie sich zu ihrer schlanken Höhe aufrichtete, überragte sie die Trini um einen vollen Kopf. Sie blieb am Tische stehen und sagte langsam, herb:

„Warum ich dich heraufgezwungen habe, wirst wohl selber wissen! — Was das andre ist — hast denn um Arbeit gefragt im Dorf?“

„Eben ja," murrte die Trini.

„Warum bist gegangen? Es hat dich keiner geheißen! — Ich hätte das schon besorgt!"

Eine leise zitternde Hand legte sich um des Mädchens Arm.

„Laß nur mich machen, Seppeli," sagte die Alte. „Ich will schon Arbeit bekommen für dich — — für euch!"

Die Sepha drückte die Finger der alten Frau. Die Augen wollten ihr übergehen.

„Ihr seid so gut, Bäsi, ich danke Euch," stammelte sie. Ueber das Gesicht der Alten zuckte die helle Freude.

„Mach keine Worte," sagte sie. „Wir wollen's schon recht haben beisammen. Während ihr näht und schafft, halte ich das Haus und im Sommer den Garten in Ordnung."

Vom Fenster aus, an das sie getreten war, winkte plötzlich die Trini den Frauen. Sie hatte den Flügel aufgerissen und wies auf die Straße.

„Ist das nicht der Metter?" fragte sie.

Die mächtige Gestalt eines Bauern schritt am Hause vorüber aus dem Dorfe. Aufrecht, wie einer, der das Befehlen gewohnt ist, ging er einher. Ein langer, blonder Bart fiel ihm auf die breite Brust. Das Gesicht schattete der grobe, schwarze Filzhut. Nicht einmal schaute er nach dem Fenster, an dem die drei Weiber standen.

„Das ist der Talammann," sagte die Fennerin, als jener außer Hörweite war.

Die Sepha preßte die Lippen zusammen und schwieg.

„Er hat es weit gebracht in der kurzen Zeit,"

sagte die Trini gleichgültig und schielte spöttisch nach der Schwester.

Der Fennerin aber schien auf einmal die Zunge gelöst. Sie fing an, von dem Talammann zu erzählen. Sein Lob sprudelte ihr vom Munde. Wie von einem höheren Wesen redete sie von ihm.

„Mehr als einmal ist er letzten Winter bei mir gewesen, als ich krank war. Den Doktor hat er mir geschickt, und die Christen-Vroni hat mir abwarten müssen auf sein Geheiß, und Essen und Trinken ist mir ins Haus gekommen, und alles hat nichts gekostet, gar nichts! — Nur“ — über das Gesicht der Alten flog ein Schatten — „als ich ihm habe danken wollen, da hat er mir nicht Rede gestanden. Fast weh hat es mir getan! — Aber so ist er immer! — Vor vier Wochen hat es gebrannt beim Schmied Lori. Ihr werdet wohl die schwarzen Mauerreste gesehen haben. Ich bin auch hingelaufen damals. Mitten in der Nacht ist es gewesen. Lichterloh hat das Dach gebrannt, als der Lori und seine Leute aufgewacht sind. Mit knapper Not haben sie Zeit gefunden, in die Kleider zu fahren; dann haben sie heraus gemußt. Währenddessen haben unten die Bauern gerettet, was sie haben können. Aber der erste auf dem Platz ist der Ammann gewesen. Und auf einmal, wie die Dachsparren krachen und der Dachstuhl bis auf ein paar Balken einsinkt, schreit der Lori: ‚Jesus Maria, die Mutter ist nicht da!‘ — Die Funken sind aufgestoben, und das Feuer ist größer geworden, und die eine dünne Seite der Mauer hat sich nach innen geneigt. Aber niemand hat sich getraut, die Alte herauszuholen, keiner, auch

der Lori nicht; den hat seine Frau nicht weggelassen. Dann ist im Feuer ein Sprühen und Flammen angegangen, daß ein jeder hat sehen können, wie inwendig der Brand neue Nahrung gefunden hat. Und krummer ist die Mauer geworden und — plötzlich — hat es einen Krach getan, daß einem das Herz still hat stehen wollen. Kreischend ist alles auseinander gestoben wegen dem Funkenregen — und da — auf einmal — als sei er durchs Feuer und den Qualm und die fallenden Steine gekommen — ist der Metter unter uns gestanden und hat die halbtote Frau im Arm gehalten. Er ist schwarz im Gesicht gewesen und überall versengt, aber — es ist ein Wunder gewesen! Es hat ihn keiner hineingehen sehen ins Haus — und — — Er ist ein Sonderling, nicht wie die andern, wenn er auch ein Imbodener ist!"

Leiser hatte die Fennerin das letzte gesagt, als brächte sie ein Geheimnis aus.

Die beiden Mädchen hatten schweigend zugehört. Wieder schaute die Trini höhnisch nach der andern. Die hatte die Hände ineinander verschlungen und staunte ins Leere.

„Hat er dir nicht einmal schön getan, der Große, Sonderbare, du — Sepha?" fragte die Trini mit beißendem Spott.

Die Sepha fuhr auf.

„Nein!" sagte sie mit fahlen Lippen.

Dann ging sie aus der Stube.

Die Fenner-Marie warf der Trini einen bösen Blick zu und folgte der Hinausgegangenen.

Hinter den beiden klang Trinis häßliches Kichern.

Viertes Kapitel

Das Tal feierte. In Imboden läutete es zum Sonntagmorgengottesdienst. Kurz und hart tönten die Schwengel an das Erz der drei Glocken, aber der kühle Herbsthauch faßte den Klang und trug ihn weiter durch die blaue Luft gegen den Abendstock. Den umflammte das Rotgold der emporsteigenden Sonne. Der Gletscher lag noch im Schatten, aber hoch oben über dem Eisgrat floß schon die güldene Flut. Und in der Runde ragten die Steinsäulen des Gebirges, von Neuschnee überzuckert, still und groß, wie in ein Weihekleid gehüllt.

In den strahlenden Morgen hinein schritt die Metter-Beate. Das Dorf lag hinter ihr. Ueber reifverschleierte Matten stieg sie bergan, gelbgewordener Ranft entgegen, an deren oberem Saum spärlicher, düsterer Wald aufstarrte. Barhäuptig, mit hellen Augen und das Gesicht vom Frühwind gerötet, wanderte sie aufwärts. Ein einfaches blaues Kleid umschloß die junge Gestalt. Die Hände hielt sie gefaltet im Gehen, sie betete, während sie den Gottesdienst im Dorfe verfehlte. Die Glockenklänge zitterten über ihr Haupt.

„Beate!“

Der Name kam wie ein Jauchzen an des Mädchens Ohr. —

Zur Rechten ihres Weges, auf einem Hügel, lag ein reiches Gehöft, ein mächtiges, wetterbraunes

Bauernhaus mit drei Ställen. Sauber, vornehm stand der Reinhof auf der Höhe und beherrschte das Dorf. Auf dem saß der Tanner mit seiner Frau und drei Buben, der reichste Mann vom Dorf neben denen vom Staldengut, und einer, der ein Wort mitredete im Dorfrat. Sein Jüngster, der Rudi, ein gutgeschulter Bursche, war Schreiber in Imboden. Der schaffte tagsüber auf der Kanzlei des Dorfes. Die Brüder halfen dem Vater den weiten Grundbesitz bewirtschaften.

Das Mädchen hatte den Kopf nach dem Hof gewandt, von woher der Ruf geklungen hatte. Aus der Zaunumfriedigung desselben trat der Tanner-Rudi im Festtagskleid, einen runden Hut auf dem vollen Haar, zum Kirchgang gerüstet. Auf dem schmalen Fußpfad, den sie soeben betrat, kam er der Beate entgegen.

„Wohin willst, Mädchen?" rief er herüber, lang ehe sie beisammen standen.

Mit ein paar Sprüngen über den fallenden Weg hatte er sie erreicht, und mit lustigen, sorglosen Augen schauten sie einander an. Die Hände legten sie hier draußen wie gute Kameraden zusammen.

„Wohin willst?" wiederholte der Rudi seine Frage.

„Ich muß auf die Abendalp. Ich habe etwas droben in der Alphütte vergessen, als wir zum Tal gefahren sind vor drei Wochen. Das will ich holen, bevor es einschneit!"

„Ich komme mit!" sagte der Rudi kurzweg.

Aber die Beate schüttelte den Kopf.

„Was denkst! — Da hätten die zu reden im Dorf!“

„Laß sie reden! Wir gehören ja doch zusammen!“

„Wer gehört zusammen?“

Um den Mund des Mädchens zuckte es verräterisch von verhaltenem Lachen.

„Nun, du und ich!“ sagte der Rudi ernsthaft und versuchte ihren Blick mit dem seinen zu bannen.

„Wenn du nur meinst!“ rief sie spöttisch. „Zuerst mußt mich haben!“

Und mit der Leichtigkeit des Grattiers eilte sie über den steilen Fußpfad aufwärts und ließ den Rudi stehen.

Der machte für einen Augenblick ein Gesicht, als wäre ein kalter Wasserstrahl über ihn ergangen. Von der Höhe aber ertönte das Kichern der Beate. Sie hatte den Waldrand erreicht, der Pfad wollte sich zwischen den Bäumen verlieren. Fast erwartungsvoll schaute sie sich um. Da kam es wie Erleuchtung über den Burschen.

„Warte, dich hole ich!“ jauchzte er hinauf.

In gewaltigen Sprüngen folgte er ihr.

Sie machte ihm die Jagd schwer. Durch die schweigenden Tannen rannte sie bergan, als sollte es ums Leben gehen, und erst, wo der Wald in verkümmertem Baumwuchs endete und der weiche Alpgrund begann, holte er sie ein. Ihr Atem flog, die Wangen brannten ihr; sie wehrte sich nicht mehr, als er sie mit beiden Armen umschlang.

„Wem gehörst jetzt, Mädchen?“ fragte er, noch keuchend vom Lauf. Aber auch etwas andres zitterte in der Frage.

Und die Weite schwieg. Wo die zwei standen, war ein versteckter Ort. Niemand störte sie. Nur die Fackel des Tages flammte höher und übergoß sie mit warmem Schein.

Sonntagsweihe ging um.

Der Beate wallte eine fremde Stimmung im Herzen auf. Noch immer hielt der Rudi sie fest. Jetzt schaute sie zu ihm auf, und ihre Arme legten sich um seinen Hals, eng, enger. Die zwei küßten sich. —

Vom Dorf summte halbverloren das Auszittern des letzten Meßglockenschlages herauf.

„Wem gehörst, sag's!“ flüsterte der Rudi noch einmal.

„Dir halt — du —“ gab sie stockend zurück. Dann machte sie sich los und sagte:

„Drunten ist die Messe angegangen und jetzt — jetzt möchte ich auch ein Vaterunser sagen! — Komm, kannst noch mit mir gehen bis zum Stafelkreuz. Dort wollen wir beten zusammen!“

Hand in Hand stiegen sie weiter.

„Bist froh?“ fragte einmal der Rudi.

Das Mädchen nickte.

Sonst schwiegen beide vor lauter Glückseligkeit.

Am Stafelkreuz ließen sie sich in die Knie. Der Heiland hing über ihnen strahlenumwoben. Starr ragte der Fels, auf dem das Kreuz fußte; tief unten lagen Dorf und Matten. Aber die zwei hielten Gottesdienst und wie gesegnet standen sie auf.

Sie küßten sich nimmer, als sie Abschied nahmen; es wäre ihnen wie eine Entheiligung der Stunde gewesen; sie gaben sich nur die Hände und schauten einander an.

Dann stieg der Rudi zu Tal, und die Beate schritt höher, Sonntagsjubel in den Herzen.

*

Dem Ruf der Glocken waren die Imbodener in hellen Scharen gefolgt. Das große Gotteshaus füllte sich fast bis zum letzten Platz. Der neue Pfarrer hatte viel Zulauf bekommen.

Der Gottesdienst hatte begonnen. Da ging noch einmal die Tür. Mehr als einer im Haus wendete sich nach den späten Kirchgängern um. Die Fenner-Sepha trat ein, ihr folgte der Talammann. Die gingen aneinander vorbei, als wären sie sich nie im Leben begegnet. Die Sepha schlich in die hinterste Bank; des Ammanns Schritt hallte wider auf den Fliesen, als er nach dem Metterstuhl in der vordersten Sitzreihe ging.

Unweit der Kirche waren die zwei aufeinander gestoßen, beide spät für den Gottesdienst, der Metter, weil ihn etwas daheim zurückgehalten, das Mädchen absichtlich, damit es den neugierigen Blicken sich entziehe. Wo die zwei Straßen sich kreuzten, waren sie einander auf einmal gegenübergestanden. Wie ein Schreck hatte es sie durchrieselt, als wider Willen ihre Augen aufeinander trafen. Dann hatten sie sich mechanisch das „Gut' Tag" gewünscht und schweigend, Seite an Seite, die paar Schritte bis zur Kirche zurückgelegt. Jetzt war der peinliche Augenblick überstanden. Der Ammann hatte dem Mädchen die Tür aufgetan. Nun stand sie an ihrem Platz und er an dem seinen, beide ein gut Stück ab voneinander.

Aber — mochte sie fromm dem heiligen Dienste folgen, ihn hatten alte Erinnerungen gepackt, daß er vergaß, wo er war; fern und verschwommen klangen ihm die Töne der Orgel, wie fremder Stimmen undeutliches Gewirr des Pfarrers Rede, welche der jetzt anhub.

Da war die Sepha! Plötzlich hatte sie vor ihm gestanden, ihn angesehen! Dieselben tiefen, heischenden Augen waren es noch; nur ein trüber Schimmer darin! Und um den Mund ein böser Zug! An dem war er schuld! — Was sie wohl mochte gedacht haben bei dem Zusammentreffen vorhin? Ob sie noch an die schöne Zeit dachte?

In des Ammanns Brust wallte wild, übermächtig die alte, geknechtete Liebe auf. Er drückte die Hände zusammen, als sollte er sie aus den Gliedern brechen. Wo war denn die Gewalt, mit der er sich selbst sonst im Zaume hielt? Laut hinauslachen hätte er mögen vor ohnmächtiger Wut, daß er seine Sinne nicht abzubringen vermochte von der dort hinten, die er nicht sah und doch sah mit tausend Augen.

Ob sie ihn haßte! Ob — ja — ob es wohl für sie auch noch einmal ein Zusammenkommen geben könnte?

So gellten die Fragen auf in der Seele des starken Bauern, und wie er auch dagegen rang, er zwang sie nicht nieder. — Die Messe begann. „Gloria in excelsis" sang es von der Orgel mit frommen, seelenvollen Stimmen. Dem Metter war's, als schrie er selbst dazwischen hinein, schrill, entheiligend den Namen „Sepha". — Das war sein Gottesdienst!

Endlich war die Handlung vorüber. Er stand auf, taumelnd wie ein Trunkener. Erst als ihm an der Tür einer das Weihwasser reichte, kam er zu sich selber. Und da wurde er Herr seiner selbst. Er reckte sich. Mit dem ersten frostigen Luftzug, der ihm die Stirne traf, wich der Bann vollends von ihm.

Die Sepha war lang in der Menge verschwunden. Auch der Ammann schritt heim.

Fünftes Kapitel

Herbsttage waren über das Tal gegangen, licht wie Abglanz eines Welten überstrahlenden Feuers, aber kurz und eilig, als triebe die Windsbraut sie mit neidischer Hast aus den Landen. Schon der erste November hatte den Winter gebracht. Im Norden über den Flühnen hatten sich Wolken aufgebaut; ein Heer weißer Gebilde sammelte sich an, ballte sich und türmte sich höher; dann setzte die Bise ein und zog den Schleier der grauen Schwaden über den Himmel. Vor dem Eishauch, der durchs Tal ging, erstarrten die Wasser! Selbst der Wildbach hatte längs den Ufern eine Eiskruste bekommen. Dann hatte sich das Gewölk aufgetan zu drei Tage währendem Schneefall. So hatte der Winter seine Herrschaft angetreten; seine Hand war nicht leicht über dem Bergland. — Und ihr Druck wurde härter. —

Heute war der Sturm in das Flockenrieseln gefahren, das seit ein paar Tagen wieder niederging, und ein Unwetter brauste durch Imboden, wie es toller und schlimmer kaum ein Winter gebracht hatte. Durch die menschenleere Dorfgasse fegten Flockenwolken, blindeten die Fenster und türmten sich an Mauern auf.

In das Treiben schaute von einem Fenster seiner Stube düsteren Sinnes der Talammann. Das tolle Getriebe und die Unrast seines Innern standen in seltsamem Einklang.

Die vergangenen Wochen hatten an ihm gezehrt.

Als er vor drei Jahren die Fenner-Sepha aufgegeben hatte, Vater und Mutter zuliebe, und als dann der Vater dem alten Fenner aus sinnlosem Haß das bitterste Unrecht getan, da hatte das in der Seele des Metter-Marti gewühlt wie glühendes Eisen im Fleisch. Ein starrer Rechtssinn, der seinem Charakter eigen war, hatte sich von dieser Stunde an zu einer Art Fanatismus ausgewachsen. Der hatte ihm Wege gewiesen, welche den andern Staunen und Bewunderung abzwangen. Immer war er diese gegangen, starr, geradeaus, nicht bang um sich selber. Sein Wille hatte sich gestählt, seine Macht über sich selbst war gewachsen. Nun war es das erstemal, daß er seinen Weg nicht klar vor sich wußte. Diese Unsicherheit wurde ihm zur Qual. Darum waren seine Wangen hager geworden, und Schatten lagen unter seinen Augen.

Inzwischen segnete ihn das Dorf und das Tal; denn keine Not kam auf, trotz der Winterstrenge. Der Ammann sorgte. Es war keine Hütte, wo er nicht Nachschau hielt, kein Mangel, für den er nicht Hilfe geschafft hätte. Das war sein Weg des Rechts.

Und doch! — An einem Haus ging er immer vorüber. Bei der Fenner-Marie war er nie eingekehrt. — Gerade dort aber ging die graue Sorge um. —

Im Rücken des auf die Straße Niederstarrenden war eine Tür gegangen. Die Staldenbäuerin war unbemerkt von ihrem Sohne eingetreten. Mitten im Zimmer blieb sie stehen und schaute ihn mit forschenden Blicken an. In der Haltung seiner

mächtigen Gestalt lag eine Art Müdigkeit, die befremdete. Was der lange, blonde Bart von dem Gesicht nicht deckte, schien krankhaft fahl. Dem Auge der Bäuerin entging das nicht. Ihre Stirne furchte sich.

„Du bist tief in Gedanken," sagte sie laut.

Da wendete er sich um. Aber er redete nicht, sondern griff mechanisch nach einem Schriftstück auf dem nahen Tisch.

Ihre Lippen bebten. Er las den Hohn ab, der darum zitterte.

„Du streitest lang mit dir selber! — Und ich — weiß doch schon, wie es ausgeht!"

Die Worte klangen in die Stube, während die Metterin schon unter der Türe stand, die in den Hausflur führte. Scharf tönte das Eisen der Falle, als die Türe sich schloß.

Der Ammann machte eine Bewegung, als wollte er die Mutter zurückrufen. Da scholl draußen ihre laute, herrische Stimme.

„Was hast hier zu suchen im Haus, du? — Zum Ammann willst? — Nein! Wir brauchen keinen Besuch wie dich! — Geh! — Geh, sage ich, du Bettelmädchen!"

Einer Jungen Stimme tönte gell dazwischen.

„Aber wegen dir gehe ich nicht, Metterin! Mit dir habe ich gar nichts wollen! Mit dem Talammann werde ich wohl reden dürfen, ohne daß ich dich um Erlaubnis frage!"

Der Metter trat unter die Tür.

Im Hausflur stand die Fenner-Trini in dünnen, armseligen Kleidern, das am Hinterkopf von einem

Tuch bedeckte Haar über der Stirn schneefeucht und zerzaust, das spitz gewordene Gesicht totblaß vor Erregung. Und die Bäuerin wiederholte eben lauter, drohender ihr: „Geh, mach, daß du weiterkommst!“ Jetzt faßte sie rauh nach dem Arm des jungen Dings und wollte sie mit Gewalt hinausbringen.

Da redete der Ammann. Ruhig klang seine Stimme in das Streiten der Weiber.

„Mutter, du vergissest, daß zu meinem Haus jeder Zutritt hat!“

Die Bäuerin stand sprachlos.

Da fuhr er im selben gleichgültigen Tone fort:

„Komm hier herein, Mädchen, wenn du mir etwas zu sagen hast!“

Die Trini folgte. Still schritt sie nach der Stube. Aber hinter ihr schlug die Bäuerin eine helle Lache auf. Zorn und Bitterkeit machten die Laute schrill, mißtönend.

Dann waren der Ammann und das Mädchen in der Stube allein. Er lehnte an seinem Tisch.

„Was hast wollen?“ fragte er kurz, unfreundlich. Ein frecher Zug in der Trini ihrem Gesicht stieß ihn ab.

„Die hat es erraten!“

Sie zeigte mit einer wegwerfenden Gebärde über ihre Achsel.

„Eure Mutter meine ich, Talammann! Anbetteln möchte ich Euch!“

Ein häßliches Lächeln begleitete die Worte; aber irgendwie klang es wie Verzweiflung durch dieselben. Und weinerlich, hastiger fuhr sie fort:

„Das Elend ist auf uns gekommen, seit wir

wieder hier sind! — Wir haben gehofft, Arbeit zu finden, aber keiner gibt uns etwas zu tun! — Und jetzt ist die Base Marie krank auf den Tod seit Wochen! Kein Doktor kommt! Und wir haben kein Holz — manchmal kaum zu essen und — woher sollten wir 's Geld nehmen? — Da — habe ich halt gedacht — man sagt — Ihr seid ein Guter, und dann — weil Ihr der Sepha doch einmal — —"

„Bleib bei der Sache," fuhr der Ammann barsch dazwischen.

„Nun — nichts für ungut! — Ich möchte halt bitten — um Gottes willen —, daß Ihr uns helft über die größte Not! Ihr seid ja ein Reicher, und —"

Wieder unterbrach sie der Metter.

„Ist das wahr, was du mir erzählt hast, Mädchen?"

Sie hatte zu weinen angefangen. Mit einem Kopfnicken bejahte sie seine Frage.

„Und — die — deine Schwester weiß, daß du zu mir gekommen bist?"

Sie fuhr zusammen.

„Die? — Nein!"

Er sah, wie der Gedanke, die Sepha möchte von dem Gang erfahren, sie schreckte. Ein wohliges Gefühl der Erleichterung durchrieselte ihn.

„Geh heim, Trini," sagte er weicher. „Ich will zum Rechten sehen! Ihr sollt Holz haben und zu essen und — auch Arbeit!"

Sie wollte ihm danken, aber er wehrte ihr. Da schlich sie davon.

Als sie fort war, kam ihm die alte Unrast.

„Was ist jetzt das Rechte?“ fragte er ganz laut. Ueber dem Ton der eignen Stimme schrak er zusammen.

Dann saß er lange grübelnd am Tisch. Niemand störte ihn. Die Mutter wollte ihn nicht sehen.

Und am Abend wußte er seinen Weg. Seinen ganzen Willen nahm er zusammen. Dann schritt er durch die Nacht nach der Hütte der Fenner-Marie.

Sechstes Kapitel

Wie Schattenhuschen ging es durch den kalten Raum. An den kahlen Holzwänden schien es hinzuschleichen. Vielleicht schlich die hohläugige Sorge durch die Kammer; die war ja ihr Gebiet!

Ein harter Holzschragen trug das Lager der Fenner-Marie. Sorgliche Hände hatten sie dennoch weich zu betten gewußt. Die Sepha hielt Wacht bei der Kranken. Auf dem tannenen Tisch drüben brannte eine Kerze; der trübe Flackerschein hellte die Stube nicht. Im kleinen eisernen Ofen fielen die letzten Holzscheite in Glut zusammen.

An den Wänden huschten die Schatten.

Aus den Kissen hob sich das abgezehrte Gesicht der Kranken und wandte sich dem Mädchen am Bette zu. Eine hagere, knochige Hand suchte und fand die junge, die auf der Decke lag.

„Es ist mir leichter, Seppeli! Ich will reden mit dir, daß die Zeit vergeht! — Es ist kein gutes Kranksein jetzt! Ich kann's kaum erwarten, bis — ich wieder aufstehen kann, schon wegen euch! — Das letztemal ist's noch besser gewesen; da bin ich so warm und sorglos dagelegen. Der Ammann hat mich in seinen Schutz genommen gehabt! — Warum — warum ist er wohl jetzt nicht gekommen, nicht ein einziges Mal? Ich bin doch nicht undankbar gewesen! — Und gerade jetzt hätten wir ein wenig Hilfe nötig, gelt, Mädchen!"

Der Sepha ihr Gesicht verdüsterte sich. Sie hatte die Augenbrauen finster zusammengezogen, als die Alte den Ammann genannt hatte.

„Pflege ich Euch denn nicht recht, Base?" fragte sie vorwurfsvoll.

„O du — ja — kannst denn fragen? Und weißt doch, wie ich dir dankbar bin!"

Schwer schlug sie plötzlich in die Kissen zurück.

„Jesus Maria!" stieß die Sepha hervor.

Aber die alte Frau lächelte sie an.

„Es ist mir wohl, ganz wohl! Habe keine Angst, Seppeli. Nur müde bin ich halt!"

Der Sepha war es, als ginge eine Veränderung im Gesicht der Kranken vor. Eine heiße Angst kam über sie.

Draußen aber knarrte die Treppe unter einem schweren Fuß.

Die Sepha hörte das Geräusch nicht. Sie kniete am Bett und preßte die Hand der Alten.

„Sterbet nicht, Base, sterbet nicht! Ihr seid ja die letzte, die mich gern hat!"

Auf einmal stand der Ammann in der Kammer. Leise war er eingetreten und hatte die letzten Worte gehört.

Und die Sepha sah nicht auf. Sie glaubte die Trini da.

Die Kranke schaute sich zuerst um.

„Der Talammann," sagte sie. Ein froher Zug legte sich um ihren Mund.

Aber die Sepha war aufgefahren wie gestochen. Sie erriet, warum er auf einmal gekommen war.

„Ihr, Metter-Marti? — Wer — hat Euch gerufen? — die Trini? — Hat sie das können?"

„Sie hat nur die Pflicht getan," sagte er kalt. „Der Ammann muß es wissen, wenn Not ist in seinem Tal!"

„Aber die Trini hat gebettelt!"

„Hätte ich sonst gewußt, wie es hier steht, wäre ich sonst gekommen?!"

„Wir brauchen Eure Hilfe nicht, solang ich die Arme rühren kann!"

Fast wild warf sie ihm das entgegen.

Danach kam ihr Name vom Bett her, zitternd in kraftlosem Stammeln:

„Seppeli!"

Da preßte sie beide Hände vor die Brust, als wollte sie allen Zorn zurückdrängen, und sagte mit niedergeschlagenen Augen, stockend, trostlos:

„Doch ja — verzeiht — — die Base — braucht Euch doch! — Wenn Ihr — ihr den Doktor senden wolltet — er könnte sie vielleicht wieder gesund machen!"

„Er kommt, der Doktor! Er hat nach Zumdorf müssen, aber er muß bald zurückkommen, und er weiß, daß er hierherkommen muß."

Der Metter war zum Bett getreten, die Hand der Fenner-Marie ruhte in der seinen. Ein großes Mitleid stand ihm ins Gesicht geschrieben. Er neigte sich über die Kranke.

Die Sepha war ans Fenster hinübergeschlichen, an das noch immer die Flocken peitschten. —

„Ich möchte Euch etwas sagen," flüsterte die Fenner-Marie.

Der Vetter neigte sich tief über die Alte, bis ihr Mund sein Ohr berührte.

„Mir ist auf einmal so anders seit vorhin! Ich glaube, es geht zu Ende mit mir! — Laßt die Sepha nicht zugrunde gehen! — Wenn — Ihr so gut seid, wie man sagt — und wie Ihr tut — helft dem Mädchen, daß es nicht ins Unglück — kommt, in dem die andre versinkt!"

„Ich verspreche es," raunte er zurück.

Die Alte überkam ein mächtiges Vertrauen bei dem leisen Klang seiner Stimme.

Und auf einmal huschte ein Leuchten über ihr Gesicht.

Der Ammann hatte sich aufgerichtet.

„Sepha," sagte er mit verhaltener Qual, „sie stirbt!"

Im nächsten Augenblick war das Mädchen neben ihm mit gefalteten Händen. Unwillkürlich legte er den Arm um sie. So standen sie und schauten atemlos auf die Züge der Sterbenden, auf deren Lippen ein Lächeln langsam erstarrte.

Es war totenstill in der Kammer. Nur die Schatten gingen an den Wänden. Die Flamme der Kerze flackerte. Die Lebensflamme der Alten war unmerklich erloschen.

Mit der freien Hand strich der Vetter über die Lider der Toten: da dämmerte der Sepha das Bewußtsein auf.

„O mein Gott!" brachte sie über die Lippen. Dann warf sie sich über die Entschlummerte und schluchzte. Ihr junger Leib fieberte in der Wildheit ihres Leids.

Und der Ammann stand und stierte sie mit düsteren Augen an. Seit er den Arm um ihre Hüfte gelegt hatte, war die alte Liebe übermächtig geworden. Er tat sich Gewalt an, sonst hätte er sie emporgerissen in seine Arme. Mit brennenden Blicken und arbeitender Brust trat er weg von ihr.

„Ich will dir einen schicken, der dir Trost sagen kann, Sepha,“ sagte er. Die Stimme bebte ihm.

Und er ging aus der Stube.

Auf dem Flur traf er die Trini mit dem Doktor. Er hieß sie hinaufgehen.

Den er aber der Sepha holen ließ, war der Pfarrer.

Und am Tag nachher bekam der Hochwürdige zum erstenmal den Besuch des Talammanns.

In der geräumigen, sauberen Studierstube des Geistlichen standen sie einander gegenüber; hochaufgerichtet, mit seiner ganzen, starren Zurückhaltung gewappnet der Bauer, streng und forschend der Priester, als gälte es, ein sündiges Beichtkind zu vernehmen. Der Besuch des Ammanns bei der Fennerin hatte dem Pfarrer nicht gefallen; er wußte, wie er früher zu der Sepha gestanden.

„Was bringt dich zu mir, Marti?“ begann der Geistliche. „Zwar ich habe dich schon lang erwartet, aber — es muß doch etwas Besonderes sein, das dich herführt!“

„Habt Ihr die Armenliste erhalten, Hochwürdiger, die ich Euch geschickt habe vorgestern?“

„Ja!“

„Dann möchte ich bitten, daß Ihr die Namen

der zwei Mädchen noch einzeichnet, die Ihr gestern besucht habt im Haus der Fenner-Marie."

„Das ist schon geschehen! Daß es da nottut, habe ich gestern selbst gesehen!"

„Aber die — die Jüngere nimmt kein Almosen! Sie muß Arbeit bekommen! Und — Ihr kennt schon die Leute im Dorf; legt bei einigen ein gutes Wort ein für die Mädchen!"

Der Pfarrer maß den Ammann mit einem durchdringenden Blick; aber er vermochte in des Bauern Miene nicht zu lesen.

„So," — sagte er mit eigentümlicher Betonung, „und warum sprichst denn du nicht für die zwei? Du brauchst doch sonst beim Helfen den Pfarrer nicht?"

„Die — Sepha — und ich sind einmal versprochen gewesen," stieß der Metter hervor.

Der andre sollte wissen, woran er war.

Den überraschte das Geständnis nicht.

„Und du hast sie noch gern!" sagte er sehr bestimmt.

Der Bauer wollte auffahren, der Pfarrer aber begann zu predigen.

„Und du denkst daran, sie doch zu nehmen, trotz allem, was vorgefallen ist! Die Zeit ist da, Metter-Marti, da dein vielgepriesener Wille schlaff wird vor der Leidenschaft, die dir am Herzen frißt! Du bist blind geworden! Daß die eigne Mutter gegen deinen Wunsch ist, siehst nicht! Daß deine Macht im Tal, dein ganzes Ansehen, auf das du doch so stolz bist, zusammenbrechen muß, wenn du das Mädchen nimmst, siehst nicht! Wo ist dein klarer

Kopf, Marti, wo ist die Macht, die du über dich haben willst?"

Er hatte sich warmgeredet und wartete der Antwort. Sie kam ihm lange nicht. Mit gerunzelter Stirn stand der Metter da. Endlich sagte er:

„Was habt Ihr gegen das Mädchen? Wißt Ihr etwas Schlechtes von ihm?"

„Ihre Schwester — —"

„Von ihr selber, frage ich," grollte der Metter.

„Wer die Sünde um sich hat, Tag für Tag, hält sich nicht rein," sagte der Pfarrer. „Die Sepha ist mit der Trini in der Stadt gewesen?"

„Ja, zuletzt, ehe sie hierhergekommen sind!"

„Und die Trini — man hat nicht viel Gutes von ihr erzählt, wie sie wiedergekommen ist!"

„Aber die andre — hat einer von der Schlechtes gesagt?" Die Wut packte den Bauern.

„Ich weiß nicht! — Aber weißt denn du, ob sie brav geblieben ist?"

Auch des Pfarrers Stimme wurde lauter.

Der andre preßte die Hände vor die Brust.

„Ja, beim Herrgott!" sagte er. Es kam ihm aus dem Herzen herauf. „Das weiß ich, Pfarrer, und gegen euch alle will ich's verfechten!"

Der Geistliche trat zurück. Ein Seufzer entfuhr ihm.

„Dir ist nicht zu helfen, Marti! Du rennst hinein! Du willst also das Mädchen heiraten später?"

Ein Sinnen schien den Ammann zu überkommen.

„Das weiß ich nicht," sprach er in sich hinein. „Vielleicht will sie mich nicht mehr, und vielleicht — ist der rechte Weg — — —"

Er richtete sich plötzlich höher auf. In seinem Gesicht leuchtete es wie von einem großen Entschluß.

„Was das Rechte ist, werde ich tun, und was das Rechte ist, werde ich wissen, wenn es Zeit ist!"

Der Pfarrer hatte kein Auge von ihm verwandt. Sein Herz tat sich mächtig auf für den „Guet" von der Stunde an.

„Und was ist jetzt mit dem, was ich von Euch erbeten habe?" fragte der nach einigen Augenblicken des Schweigens.

„Ich will für die Mädchen sorgen," sagte der Pfarrer.

„Es wird Euch nicht reuen, und vielleicht bittet Ihr der — noch ab, was Ihr heute gesagt habt!"

Damit verließ der Metter die Stube und alsbald das Haus.

Siebentes Kapitel

Die Imbodener hatten zu reden. Das waren die faulen Wintertage, da die Bauern hinter dem Ofen hockten und zu geschwätzigen Weibern wurden, und da ihre Weiber, nach Neuigkeiten haschend, des Tages ein paarmal unter des Nachbars Türe standen, solange es gerade der Frost erlaubte. Die Fennermädchen waren ins Geschwätz gekommen, und dafür hatte die Trini gesorgt. Die verdrehte den jungen Burschen im Dorfe die Köpfe, daß sie ihr nachliefen wie die Hunde, ob es auch keiner ehrlich meinte. Die Dörfler nahmen Aergernis daran. An der Trini ließen sie keinen guten Fetzen und — hieß es — die andre wird nicht besser sein! Aber als der Winter zu Ende ging, tauchte neuer Stoff zum Reden auf. Die Leute sperrten Augen und Mäuler auf. Eine alte Witfrau mietete sich bei den beiden Mädchen ein; die wies den Dorfburschen die Tür. Die Imbodener aber wußten mehr. Die Witfrau hätte der Talammann in das Haus gesetzt, und er wolle dem Mädchen, der Sepha, das Wort einlösen, das er ihr vor Jahren einmal gegeben, der wolle das arme Fennermädchen zur Frau nehmen. Wie ein Ruf der Entrüstung, doch verstohlen und geheim, ging es durch das Dorf, und das Gerede über das unerhörte Vorhaben des „Guet“, der fast zum Dorfheiligen geworden, wollte nicht zur Ruhe kommen. —

Der Frühling kam ins Land gefahren! Ein Tauen und Schmelzen hob an im Gebirge, und es war, als zerschmelze im Föhn der Nimbus, der bisher den Ammann vor allem Talvolk umgeben.

Der Frühling war ins Land gefahren. Mit eines Sturmwinds Ungestüm kam er daher. Heißer Blauhimmel, flutende Lichtwellen, Lawinendonner und stürzende Bäche — über Nacht!

Der heiße Föhn strich über den Rotgletscher daher, und Milliarden von Tropfen und Tröpflein schimmerten an den schneeschweren Hängen, auf den Matten und Straßen und den Dächern der Hütten. Tropfen um Tropfen sank. Die weiße Schimmerdecke zerrann mit niegekannter Schnelligkeit. Von den Bergen ging ein Fluten nieder, daß den Wildbachtalern bang wurde. Mit verderblicher Schnelligkeit schwoll der Wildbach. Durch die engen Steinwände bei Zumdorf stürzten die Wasser, weiße, kochende Gischt, deren Donner die Imbodener herüberhallen hörten. Und wo das Land sich verflachte, und wo der Bach ein breiteres Bett, aber niedere Ufer fand, drohte Gefahr.

Am Saume der weiten Ebene gegen Zumdorf hin machte der Wildbach eine scharfe Wendung, er bildete ein Knie. Dort lag das fruchtbarste Land des Dorfes, eine mächtige Matte, welche ein kleines Vermögen zu werten war. Sie gehörte dem Talammann. Vor Jahresfrist mit großen Kosten erbaute Wehren schützten dies Land vor Ueberschwemmung durch den Bach. Die großartigen Mauerbauten waren nach des Ammanns eigensten Plänen ausgeführt worden und sicherten den Besitz

gegen alle Gefährde. Sie bewährten sich auch jetzt. Mit unbändiger Wildheit warf sich der Bach daran und drohte sie zu unterspülen; aber die Granitkolosse, welche man bis weit über die jetzige Wasserhöhe zusammengefügt, hielten stand. Der Bach mußte vorüber. Und wie um sich schadlos zu halten, stürzten die Wasser dem jenseitigen Ufer entgegen, von dem sie abprallten und, in neuem Bogen die alte Richtung gewinnend, talwärts schäumten. Jenes Ufer war flacher. Auch dort war Weideland von bedeutender Ausdehnung. Das war Gemeindebesitz, der armen Leute Land, wo sie um geringes Geld Futter für ihr Vieh fanden. Auch eine Gruppe von Hütten stand dort, von vier kindergesegneten Familien bewohnte, armselige Behausungen, aber doch ein Heim den vier Bauern. An jenem Ufer hätten auf des Ammanns dringenden Rat noch letzten Herbst ebenfalls Wehren sollen errichtet werden. Er hatte dazu der Gemeinde eine bedeutende Summe angeboten; diese aber war lässig gewesen und selber arm an Mitteln; dazumal hatte sie das Bauen verschoben. Das rächte sich jetzt. Das Wasser stieg und stieg und schwemmte landeinwärts. Wenn das Tauen anhielt, so mußte der Bach seine braunen Fluten mitsamt dem Sand und Geröll, das sie mit sich führten, über jene Landstrecke ergießen, Verderben bringend für diese und für die Hütten.

Aber der Bergbauer ist an den ewigen Krieg mit den Elementen gewöhnt.

An die fünfzig Männer arbeiteten mit Hacke und Schaufel an einem Damm, welcher die bedrohte

Stelle schützen sollte. Der Talammann leitete das Werk, das allmählich wuchs und sich festete, so daß die stetig steigende Flut sich zischend daran brach. Des Ammanns Stimme übertönte das Getöse des Wassers. Er stand diesseits des Baches, um die Wirkung der Wellen besser beurteilen zu können; aber ein jeder seiner Befehle drang klar und deutlich hinüber zu den Arbeitenden. In diesen Augenblicken hielt er sie wieder alle in seiner Gewalt; keiner hätte jetzt ein Wort wider den „Guet" geredet. Zuweilen flog ein scheuer, bewundernder Blick aus den Reihen der Bauern hinüber zu ihm. Wie er so dastand, überragte er an kraftvollem Wuchs den stärksten unter ihnen, und das Zielbewußte seines eisernen Willens leuchtete in jeder Weisung, die aus seinem Munde kam.

„Halt! — Es ist gut jetzt!" ertönte soeben sein Befehl.

Mit fast militärischem Gehorsam hielten die Leute in ihrer Arbeit inne.

Des Ammanns Blick haftete am südlichen Horizont, wo der Rotgletscher in seltsamem, fahlrosigem Weiß dem Auge sichtbar blieb, obgleich mächtige Nebelfetzen um die Berge in der Runde zogen. Hinter dem Gletscher kam ein schwarzes Wolkengespenst herauf. Wie ein Dunkeln ging es durch den noch strahlenden Himmel, während dort drüben das Gewölk sich ballte. Dem Metter zauste ein Föhnsturm unsanft den langen Bart und das entblößte Haupthaar. Da hob ein Seufzer seine Brust.

„Für jetzt ist es gut mit der Arbeit," schrie er

zu den Bauern hinüber, „gegen das Wasser hält der Damm! Wenn uns aber der Herrgott das Wetter schickt“ — er wies nach den Wolken —, „dann nutzt auch ein stärkerer Damm nichts; dann steht alles bei dem da oben! Ihr könnt heimgehen jetzt und ausruhen! Aber wenn der Regen kommt, möget ihr wiederkommen, und dann — geht's auf Leben und Tod! — Das Handwerkszeug bleibt da! Du, Lori, führst Fackeln her, einen Karren voll, gleich jetzt und bringst sie in des Sepptonis Gaden[1]) dort, daß gesorgt ist für die Nacht! Zwei bleiben hier; ihr andern könnt gehen!“ —

Mit Ausnahme von zweien schritten die Bauern heimwärts. Kein Scherz kam auf und kein Gespräch. Wie ein Alp lastete es auf allen.

Der Metter hatte sich am Ufer niedergelassen und starrte in das Getriebe der braunen Flut. —

Im Süden wuchs das Gewölk. — —

Und das Wetter ging nicht vorüber. Mit der ganzen Wucht eines Frühlingssturmes im Hochgebirge kam es über das Land. Nur war kein Getöse in den Lüften; Blitz und Donner fehlten, aber Regen und Wind trieben ihr Unwesen.

Es war Abend jetzt. Die ersten Nachtschatten schwebten über dem Dorf. Die an der Dammstelle, wo sich der Haufe der Bauern und mit ihnen eine Menge Neugieriger längst wieder gesammelt hatten, zündeten ihre Fackeln an. Der Wind schlug den Brand am Kienholz nieder, als müßte er ihn löschen, und was dem Wind nur halb gelang,

---

[1]) Gaden = Scheune.

vollendeten die Schauer, welche niederprasselten. Die Fackeln erwiesen sich als nutzlos.

„Mehr Laternen her!“

Das Rauschen des Wassers war zu sinnverwirrendem Brausen angewachsen. Der Sturm heulte darein und peitschte die unablässig fallenden Tropfen. Aber des Ammanns Ruf war doch vernehmbar in dem Kampfgetös.

Er selbst stand am äußersten Rand des neuen Dammes, eine Sturmlaterne in der Hand, einen groben grauen Mantel umgelegt, und trotzte dem Wetter. Seit dem Mittag hatte er die Wacht gehalten, und ab und zu waren seine Boten nach dem Dorf gegangen. — Zu seinen Füßen brandete der Bach und fraß an dem Erdreich des Dammes. Seit einer Stunde riß er Stück um Stück des Verbaues weg. —

Die Bauern arbeiteten mit Fieberhast. Der Ammann erschaute jede Bresche und suchte zu wehren, aber die Wucht des Wassers schwoll. Es gab kein Helfen! Vielleicht eine Stunde noch, vielleicht zwei — dann brach der Damm und das Verderben hatte seinen Gang.

„Die Mättelibauern sollen flüchten,“ scholl jetzt plötzlich schneidend der Befehl des Metters.

Eine bange Stille unter den schaffenden Männern folgte dem Ruf. Nur einer trat aus dem Haufen und eilte über die Hänge den vier Hütten zu.

Der Metter stieg vom Damm. Sein Gesicht war totenblaß; aber seine Augen glühten. Er wich schwer. Auf einmal traf sein Blick auf die Mauer drüben. Weiß schimmerte sie aus der

zunehmenden Finsternis. Da kam ihm ein Gedanke.

„Rudi!"

Der Tanner trat an die Seite des Ammanns.

„Wie lange brauchst du bis zum Dorf, wenn du laufst, was du kannst?" fragte er hastig.

„Zehn Minuten, wenn ich über den unteren Steg gehe!"

Sinnend sagte der andre:

„Zehn und fünfzehn — macht fünfundzwanzig! Das mag noch reichen! — Aber nicht länger, Bub," fuhr er lauter fort, „lauf', als ginge es um dein Leben — oder besser — lauf', als wäre es um die Beate!"

In den Worten lag ein Versprechen.

Der Tanner faßte nach des Ammanns Hand und preßte sie.

„Was soll ich?" stieß er hervor.

„Auf dem Schützenhaus holst die Kiste mit Pulver — und Zündschnur bringst mit!"

Der Rudi schien zu verstehen.

„Talammann, Ihr wollt — — —" wollte er stammeln.

Der Metter schnitt ihm das Wort ab.

„Lauf'!" schrie er.

Da stürmte der andre in die Nacht.

Der Ammann trat unter die Bauern.

„Schaffet," sagte er mit sonderbar verhaltener Stimme, „schaffet, was Ihr mögt und könnt, und haltet dem Wasser stand! — Wenn ich aber von da drüben — er zeigte auf das jenseitige Ufer — Halt! rufe, dann ist Gefahr, dann lauft dort

in die Hütte am Rain, daß Ihr sicher seid! — Du, Lori, kommst mit mir!"

Ein zustimmendes Gemurmel antwortete ihm. Er verschwand mit dem Lori in der Finsternis.

Nach einer Weile tauchte seine Gestalt auf dem jenseitigen Ufer auf. Er stand auf seiner Mauer und schien mit den Blicken das Dunkel der stürzenden Wasser durchdringen zu wollen.

„Schaffet weiter!" gellte sein ermutigender Ruf ein paarmal durch den Sturm. —

Jetzt war er von der Mauer gestiegen.

Rastlos arbeiteten die Bauern; aber die Gefahr wuchs mit jedem Augenblick. Stück um Stück des Dammes sank in den Bach.

Da erschien drüben wieder der Ammann. Er hielt die Hände muschelförmig vor den Mund.

„Halt!" donnerte sein Schrei über die kochende Gischt.

Dann wachte er, wie die Bauern nach der Höhe stoben. Erst als er am Hang die Lichter verschwinden sah, verließ er seinen Standort.

Eine Weile ging. Das Zerschellen und Schäumen der Wogen schwoll unausgesetzt; in der Ferne heulte der Föhn, und der Regen ging nieder. Nur das Schlagen der schaffenden Eisen hatte aufgehört.

Dann plötzlich ein Knall, ein Steinebrechen, fliegende Mauertrümmer, ein Aufbrausen des Wassers! In der Schutzmauer des Mettergutes klafft eine mächtige Bresche, und hinein stürzen die Fluten in entfesselter Wut. Die Bresche weitet sich. Der Bach hat ein neues Bett gefunden, das ihn erst weiter unten ins tiefere, alte führt. Der

Weg geht durch das Eigen des Ammanns. — Das wird eine Wüste sein, wenn rings die Matten grünen, ein unfruchtbares Kiesfeld auf Jahre hinaus!

Aber der Retter hat seinem Dorfe das weite Armenland und den paar Bettelbauern drüben ihre Heimat gerettet!

Achtes Kapitel

Auf der Landstraße gegen das Dorf hin wanderte schweren, fast unsicheren Schrittes der Ammann. Die Nacht war verschlichen. Ueber den Nebeln, aus denen unablässig der Regen troff, dämmerte es. Fahler, grauer Schein hellte im Osten.

Der Metter kam erst jetzt von der Nachtarbeit am Wasser. Als der Bach sein neues Bett gefunden, hatte er die Bauern in seine eigne Matte geworfen, daß die Flut dort eingedämmt und ein Austreten derselben aus dem neuen Weg verhütet werde. Unter harter Arbeit waren die Stunden vergangen. Nun war die Gefahr vorüber, und vor kurzem hatte er die Bauern heimgeschickt. Er selber war trotzdem nicht mitgegangen. Er scheute den Dank und das Lob, das sie ihm in lauten Worten spendeten.

Jetzt kehrte auch er zurück. Er war todmüde; selbst sein eiserner Körper hatte unter den Anstrengungen der Nacht gelitten. Von seinen Kleidern lief das Wasser. Aber darauf hatte er nicht acht. Auch an den Kampf der vergangenen Nacht dachte er nicht mehr, die verlorene Matte kümmerte ihn in diesen Augenblicken kaum. Ein ganz andrer Streit war in seinem Innern. Der war nicht so leicht niedergezwungen.

Ein paar Schritte vor ihm stand die Hütte, wo die Sepha wohnte. Ein heißes Gelüsten überkam

ihn, hineinzugehen und sich mit dem Mädchen auszusprechen. Da, als er herankam, stand sie plötzlich vor der Tür. Sie lief auch nicht fort; wie ihn erwartend, lehnte sie am Türpfosten. Sie sah bleich und verkümmert aus; nur in den Augen flackerte es und verriet sich die leidenschaftliche Seele.

Der Metter wollte vorübergehen, aber als er sie ansah, mußte er hin zu ihr.

Sie grüßten einander, und die Sepha streckte ihm die Hand hin. Mit seiner kalten umschloß er dieselbe.

„Ich habe Euch auch einmal wollen Dank sagen," sagte sie stockend. „Ihr tut — so — so viel für uns!"

Sein Blick streifte scheu umher. Niemand war nah. — Keuchend ging sein Atem. Endlich sagte er rauh:

„Rede nicht davon! Ich bin dir mehr schuldig!"

„Mir?"

Sie suchte die Hand zu lösen; aber er hielt sie fest, und der Druck der seinen wurde fast schmerzhaft.

„Ja!" fuhr er auf. „Ich muß dir's doch einmal sagen, daß ich nicht ganz so schlecht bin, wie du meinst! Da drin brennt mich die Sünde, die ich an dir getan habe! Das läßt sich nicht abzahlen, Mädchen, durch das Gutsein, ich habe das lange gelernt!"

Sie zitterte.

„Das — das ist vorbei! — Mit der Sünde habt Ihr nichts zu tun, das beweist das ganze Dorf und die vergangene Nacht! — Ihr seid der ‚Guet'! Ich selber muß es sagen und Segen über Euch wünschen!"

Glaubte er einen Hohn in ihrer Stimme zu hören? Die Leidenschaft rüttelte ihn aus seiner Selbstbeherrschung.

„Hast mich so schnell vergessen, Mädchen? Denkst nimmer daran, wie lieb wir uns gehabt haben?“

Ihre Blicke trafen sich.

Das löschte alles aus. Er riß sie an sich, und sie hob das Gesicht. Dann küßten sie sich.

„Auf Leben und Tod,“ sagte er und preßte ihre Hände. „Jetzt weißt, daß ich dir gehöre, mag kommen, was will!“

Aber sie schüttelte den blonden Kopf.

„Nein, es kann nie sein!“ sagte sie traurig. „Du bist auf der Höhe, und ich bin ein armes Mädchen, von dem die Leute — Gott möge es ihnen verzeihen — Schlechtes reden, ohne zu fragen, ob ein Wort davon wahr ist! Glaubst, das Dorf würde dir das hingehen lassen, daß du die Fenner-Sepha heiraten würdest? — Oder deine Mutter, glaubst, die gäbe nach?“

„Gegen das Dorf und die Mutter und alles — von jetzt an mußt wissen, daß du mein bist! — Auf Leben und Tod, Mädchen, nimm es zu Herzen! Zum zweiten Male lade ich keine Schande auf mich!“

Der Zorn über das Unrecht, das er ihr einmal getan, bebte in seiner Stimme. Die Sepha wußte, daß diesmal sein Versprechen für alle Zeit sei; aber sie machte ihre Hände frei von den seinen.

„Ich danke dir!“ sagte sie. „Siehst, jetzt hast gutgemacht in dem Augenblick, was du mir einmal zuleid getan hast! Und jetzt wollen wir auseinander gehen — so in Frieden und unser Lebtag

an die Stunde denken, in der wir einander wieder gut geworden sind! Das wird ein schönes Gedenken sein und uns weiterhelfen, wenn — — — —"

Ihre Hände hatten sich gefaltet. Mit zuckenden Lippen stand sie da und konnte nicht weiterreden. Der Metter faßte sie, wie man ein Kind an sich hält.

„Was redest, Sepha? — Du willst mich nicht mehr?"

„Wegen dir selber ist's besser, daß wir auseinander gehen!"

Da trat er zurück von ihr. Die Arme kreuzte er über die Brust und schaute sie mit leuchtenden Augen an.

„Hast mich gern, Sepha?" fragte er wie einer, der die frohe Antwort weiß.

Und die Antwort kam ihm, leis, fest:

„Ja!"

Er fuhr fort:

„So höre: Du wirst meine Frau — und wenn das ganze Tal nicht will, und wenn du selber nicht willst, ich sage es und ich zwinge es durch — der Herrgott hat es gehört!"

Er hatte die Hand wie zum Schwur erhoben. Jetzt wandte er sich.

„Ade, Mädchen," sagte er weich.

Und mit großen Schritten ging er davon, seinem Hause zu. Alle Ermüdung war von ihm gewichen.

Von der Stunde an wußte der „Guet" den Weg!

Neuntes Kapitel

Auf dem Staldengut herrschte schwüle Gewitterstimmung. Unfriede war zwischen der Bäuerin und ihrem Sohn; und der wortlose Groll, den die Metterin dem Ammann gegenüber zur Schau trug, fügte, daß es wie ein Druck auf dem Hause lag. Auf der Wirtschaft war ein scheues Hinundhergehen. Wenn die Bäuerin zornig war, war's nicht gut, ihren Tadel herauszufordern.

Der Ammann tat, als sähe er nichts. Eine innere Freude hob ihm den Kopf. Und doch sorgte er sich. Daß die Mutter der Sepha gut geworden wäre, das lag ihm am Herzen.

Daran sann er jetzt, da er in seiner Stube untätig saß. Und er nahm sich vor, mit der Mutter sich auszusprechen. Seit der Sturmnacht waren zwei Tage herum. Es war Zeit, daß er der Sepha das Wort einlöste und zu allererst mit der Mutter ins reine kam.

Draußen war noch immer Tauwetter. Die Firnen gleißten, und an den Steinwänden barst das Eis. Aber Lichtwellen fluteten talein. Ein paar Strahlen fielen in die Rathausstube. Auf dem Fußboden huschte das Gold.

Der Metter saß und sann. Da knarrte die Nebentür und schlug hart wieder ein ins Schloß. Die Bäuerin stand in der Stube. Sie war bleich, aber der starken Frau sah keiner an, daß sie sich

quälte. Sie trat hin zu dem Tisch, an dem der Ammann saß.

„Es ist wahrscheinlich besser, daß wir einmal reden miteinander!“ sagte sie.

Sie stemmte die Faust auf die Tischplatte und schaute ihn fast finster an.

Er setzte ihrer leisen Erregung heitere Ruhe entgegen.

„Hast recht, Mutter! Das Grollen ist nicht angenehm! Mich verlangt es, mit dir Frieden zu haben!“

Er streckte ihr die Hand hin; aber sie tat, als sähe sie das nicht.

„Der Frieden hängt von dir ab,“ sagte sie hart.

Dann schwiegen beide. Der Ammann sah, daß es ein schwerer Kampf werden würde. Er erhob sich.

Da sagte die Metterin ohne Umschweife:

„Marti, hast du im Sinn, das Fennermädchen zu heiraten?“

„Ja,“ sagte er klar und fest.

Sie fuhr zurück. Die Erklärung war deutlich. Das Blut schoß ihr in die Schläfen.

„Ich dulde es nicht,“ sagte sie schroff.

Nun hob der Ammann an zu sprechen. Fast bittend redete er zur Mutter. Er hatte sonst viel Macht in seiner Stimme.

„Versuch's mit dem Mädchen, Mutter! Du bist sonst gerecht gegen alle Leute; nur der einen, der Sepha, sprichst alles Gute ab und kennst sie doch kaum! Hast mich doch gern, Mutter! Seit ich ein Bub gewesen bin, klein und dumm, bist gut gewesen mit mir! Du hast mir viel zulieb getan,

nie etwas zuleid! Und jetzt — willst mir nein sagen und willst mir so ein Leid antun! Hast mich doch gern, Mutter, kannst denn nicht zu der ein wenig gut sein, die ich gern habe, weiß Gott wie gern? — Versuch's mit dem Mädchen, sie ist gut und brav und — — —"

Sie unterbrach ihn.

„Mag sie sein, was sie will — die laß ich nie ins Haus — oder ich gehe! Gib dir keine Müh'!" Wie der Vater, der im Grab liegt, denk' ich, und ich dulde es nicht, daß du das Mädchen nimmst!"

Er wußte, daß es kein Nachgeben bei ihr gab. Seine Stirne furchte sich. Zum erstenmal seit der Schulzeit wurde der Jähzorn Herr in ihm.

„So höre, Mutter, höre: Ich heirate die Sepha, und wenn ich streiten muß mit dir und allen! Und wahre dich, daß ich nicht zeigen muß, wer Meister ist im Haus!"

Wie klingendes Eisen scholl seine Rede.

Aber die Mutter zwang er nicht. Mit zurückgeworfenem Kopf stand sie vor ihm. Die Sonne spielte auf ihrem schneeweißen Scheitel, aber sie milderte das Schroffe der Erscheinung nicht.

„Gut, ich nehme den Streit mit dir auf, Bub! Ich sage es noch einmal: Ich dulde es nicht, daß du das Mädchen nimmst, und ich sorge dafür, daß du sie nicht bekommst!"

Sie schüttelte die Hand gegen ihn in hellem Zorn. Mit erhobener Stimme hatte sie ihm die letzten Worte zugerufen. Und er wollte antworten.

Da ging ein Klopfen an der Flurtür.

„Herein!" sagte die Metterin kurz und wendete

dem ungebetenen Gaste ein empörtes Gesicht zu. Aber als der eintrat, schwand der Zorn und machte einem höhnischen Ausdruck Platz.

„Der wird auch noch ein Wort zu reden haben," sagte sie mit seltsamer Betonung zu ihrem Sohne. Dann verließ sie die Stube.

Der eingetreten war, war der Reinhofbauer.

Der war ein hochgewachsener Mann von starken Gliedern, eine Erscheinung, wie sie alltäglich ist im Gebirge. Sein Haar war fast noch braun, kaum daß hier und da sich Grau einmischte. Sein rotes Gesicht trug den Stempel hellen Verstandes; aber der Starrsinn des Bergvolkes war um den Mund gezeichnet.

In Feiertagskleidern war der Bauer gekommen. Mit einem kurzen „Gut' Tag, Talammann!" hatte er seinen schwarzen Filz auf einen Stuhl geworfen. Die Metterin ließ er hinausgehen, ehe er redete. Dann tat er, als hätte er nichts gemerkt von dem Streit der beiden.

„Ich komme in einer ernsten Sache," sagte er und ließ sich nieder auf den Stuhl, den der Metter ihm hinschob. „Der Rudi, mein Bub — ist's erlaubt, geradeheraus zu reden?"

Verlegenheit überkam ihn. Ihm gegenüber lehnte der Ammann in seinem Lederstuhl, unbeweglich und wenig entgegenkommend. Den hatten die letzten Worte der Mutter gegen den Gast aufgebracht; er wußte selber nicht, warum.

„Nur zu," sagte er auf des andern Frage.

Der Reinhofer fuhr fort:

„Der Rudi möchte heiraten. Er — er mag die

Beate, Eure Schwester, und ich bin gekommen, um zu fragen, wie Ihr darüber denkt?“

Des Ammanns Miene hatte sich gehellt. Ein Lächeln ging um seinen Mund.

„Der Rudi ist brav — die Beate mag ihn wohl,“ sagte er nachdenklich.

„Ja, die hängen aneinander wie die Kletten,“ beeilte sich der andre zu bestätigen.

„Ich will mit dem Mädchen reden und — ich von mir aus habe nichts dagegen, daß die zwei einander nehmen, wenn er sie gut, so gut als nur einer kann, halten will! Sie ist eine liebe, die Beate; sie verdient, daß man Sorge zu ihr hat!“

Der Tanner schlug ein Bein über das andre. Der Mut kam ihm wieder und der Starrkopf.

„So — Ihr seid also zufrieden,“ sagte er gedehnt, „das freut mich! — Das wäre also richtig — bis — ich hätte halt noch etwas zu sagen!“

Ein paarmal fuhr er sich mit den Fingern ins Haar. Dann platzte er heraus:

„Der Rudi kann aber das Fennermädchen nicht zur Schwägerin brauchen!“

Des Ammanns Stuhl flog zurück. Mit einem Ruck war er auf, bleich bis an die Lippen.

„Soll das eine Bedingung sein?“ fragte er drohend.

Der Tanner rieb die Hände. Er stotterte:

„Ja — ja — wisset Ihr — ich meine nur — ich sähe es gern, wenn der Rudi und die Beate ein Paar würden! Aber die Leute reden doch — und — Talammann, macht doch keinen dummen Streich — lasset doch die Sepha laufen! — Was findet Ihr denn an der?“

„Da drein hat keiner zu reden!"

So hielt der Metter seine Kühknechte im Zaum. Dem Tanner behagte der Ton nicht. Er warf den Kopf auch auf.

„So — ich denke doch, es darf sich jeder um seine künftige Verwandtschaft kümmern! — Ich meinerseits danke für die Sepha! — Eher soll der Rudi sich die Beate aus dem Kopf schlagen!"

Er griff nach seinem Hut und wandte sich zum Gehen.

„Es tut mir leid, Talammann! Es ist schade, daß die zwei einander nicht bekommen können, aber — —"

Seine Hand faßte die Türklinke.

Da quälte der Ammann ein paar Worte hervor.

„Gebt mir Zeit, daß ich die Sache überdenken kann!"

Des Reinhofbauern Miene wurde wieder freundlich. Er trat zurück in die Stube.

„Zeit? — Soviel Ihr wollt — die Woche? oder zwei Wochen? — redet nur!"

„Bis zum Sonntag," sagte tonlos der Metter.

Da streckte ihm der Tanner die Hand hin.

„Gut — es wird schon recht werden! — Ihr — Ihr — seid gescheit genug, daß Ihr einsehet, daß ich nichts Unbilliges verlangt habe!"

Er drückte des Ammanns Hand vertraulich und wie entschuldigend in der seinen. Dem seine Finger lagen reglos darin, und er sprach kein Wort weiter.

Da ging der Reinhofer.

Zehntes Kapitel

Eine Woche war verstrichen, seit der Talammann dem Dorf sein bestes Land geopfert hatte. Morgen wollte der Rat der drei Dörfer Sitzung halten, um zu beschließen, wie dem „Guet“ gedankt werden könne. Ueber die Art und Weise, wie der Dank des Tales dem verdienten Manne könnte dargebracht werden, stritt sich Imboden. Die Weiber redeten herum, was die Zungen liefen.

Auf einmal drehte sich das Gespräch wie die Wetterfahne, wenn plötzlich der Föhn einsetzt. Die Fenner-Trini war in der Nacht durchgebrannt. Frisches Oel in die Klatschmühlen der Weiber!

Im Haus am Dorfende saß am Abend die Sepha mit rotgeweinten Augen. Auf dem Tisch drüben lag noch der Zettel, den die Trini zurückgelassen hatte. Und „sie habe es nicht ausgehalten und gehe in die Stadt zurück“, stand darauf. Die Sepha wurde nicht Herr über den Groll und die Bitterkeit, die in ihr gegen die Schwester aufstiegen. Aber die war noch die einzige gewesen, die ihr nahestand! Wenn sie daran dachte, wurden ihr immer wieder die Augen heiß und feucht.

Auf einmal ging unten die Haustür. Wer mochte das sein? Die Nanny, die Witfrau, welche mit im Haus wohnte, war heute auf dem Taglohn beim Kreuzwirt. Die konnte noch nicht zurück sein. Wer kam denn zu Besuch?

Die Treppe und die Flurbretter knirschten unter den schweren Tritten, welche sich der Stube nahten. Dann trat die Staldenbäuerin ein. In der Stube herrschte ein einschläferndes Halbdunkel; aber die Sepha erkannte die Eintretende. Sie schnellte von ihrem Stuhle auf. Ein harter, feindseliger Zug legte sich um ihren Mund. Von der Metterin erwartete sie nichts Gutes.

Die trat ohne ein Wort an sie heran.

„Was habt Ihr wollen?“ fragte die Sepha frostig.

„Bist allein?“ fragte die andre dagegen.

„Ja,“ sagte das Mädchen.

„So mache Licht!“

Die Stimme der Metterin klang befehlend. Die Sepha maß sie mit einem unbeschreiblichen Blick. Dann ging sie und entzündete die kleine Lampe, die an der Decke hing. Und wieder wartete sie, daß die Bäuerin reden würde.

Die war mit den Augen den Bewegungen des Mädchens gefolgt.

„Du bist nicht schöner geworden,“ sagte sie plötzlich hämisch.

Die Sepha faßte nach der Lehne eines Stuhls. Ihre Zähne gruben sich in die Unterlippe.

„Du willst hoch hinaus, Mädchen,“ begann die Bäuerin wieder.

Da brauste die Junge auf.

„Was wollt Ihr denn von mir?“

„Was ich will? — Dir sagen will ich, daß es mit deinen Hoffnungen nichts ist, daß du, solang ich lebe und mich wehren kann dagegen, nie dem

Marti seine Frau wirst, du Eingebildete, du! Zum Verstand will ich dich schon bringen, wenn du noch Verstand hast in deinem Muckenkopf, und will dir zeigen, wo du hingehörst und wo nicht, du — du — —"

Der Zorn übermannte die Frau, daß sie all ihrer Würde vergaß. Die Junge war ihr zehnmal über an Ruhe und Ueberlegung.

„Wer sagt, daß es mich verlangt, Staldenbäuerin zu werden?" sagte sie mit zuckendem Mund. „Wisset Ihr das so sicher?"

Der Ton der Frage hätte der Metterin beweisen sollen, daß sie nichts zu befürchten habe. Die aber verstand nichts.

„So — willst auch noch leugnen, du Schlechte, du? Hast nicht den Marti wieder eingezogen, kaum bist wieder im Ort gewesen?"

„Nein!"

Vor dem einen schneidenden Wort schwieg die Alte.

Nach einer Weile hob die Sepha still und langsam zu sprechen an.

„Ihr seid hergekommen, mich zu schimpfen und zu schmähen! Wenn Euer Sohn das wüßte, Frau, der ließe es nicht geschehen, weil er weiß, daß Ihr mir unrecht tut! Aber — ich weiß schon und verstehe es schon, daß der Gedanke, der Talammann könnte die Fenner-Sepha heiraten, Euch erzürnt, mehr jetzt noch als früher, und — und — ich kann Euch schon sagen — Ihr braucht nicht Angst zu haben! Ich weiß schon, daß er das nicht tun darf, und ich habe nie eine Hoffnung darauf gesetzt! Ich — ich — fragt ihn doch — ich habe ihm nein ge-

sagt, und ich werde ihm nein sagen, so oft er kommt! Ich" — ihre Augen füllten sich, aber sie drängte die Tränen zurück — „ich weiß schon, was ich ihm schuldig bin!"

Die Metterin konnte das Erstaunen nicht verbergen.

„Aber — du hast ihn doch gern?"

„Ja!"

„Und er dich?"

„Ich glaube!"

„Siehst! Siehst! — Was nützen mich da deine schönen Worte?"

Wieder packte der Groll die Alte. Aber tonlos redete die Sepha dazwischen.

„Habt doch keine Angst! — Ich gehe wieder fort — noch diese Woche, und dann — komme ich nicht mehr!"

Die Qual in den Worten hatte die Metterin doch erlauscht.

„Du bist besser, als ich gemeint habe," sagte sie seltsam. Dann fuhr sie, wie sich plötzlich besinnend, hastig fort: „Geh heut schon, Mädchen!"

„Heut? — In der Nacht?"

„Oder doch morgen zum früheşten!"

„Habt Ihr's so eilig? — Doch ja, vielleicht ist's besser so! — Gut, morgen, wenn der Tag auf ist, verlasse ich das Dorf! — Dann — dann könnt Ihr doch ruhig sein, gelt, Frau?"

Die ganze junge Gestalt zitterte wie im Fieber.

Die Metterin wurde freundlicher. Aus ihrer Tasche zog sie einen kleinen Beutel. Der klang an. Gold traf auf Gold darinnen.

„Sollst auch etwas haben, Mädchen, daß du so folgst! Da — nimm das auf den Weg!"

Sie bot der andern den Beutel. Die wurde kreideweiß. —

„Was seid Ihr für eine — Frau! — Seht Ihr, wenn Ihr nicht seine Mutter wäret, ich gäbe Euch den Schimpf zurück, den Ihr mir habt wollen antun! Ich zahlte Euch heim, Metterin, für das! — Aber jetzt — jetzt geht! Wir sind fertig miteinander! Und nie mehr in meinem Leben will ich Euch vergessen, was Ihr mir getan habt!"

Mit bebender Hand wies das Mädchen nach der Tür. Sie schien zu wachsen. Ihre Augen leuchteten in wildem Feuer.

Die stolze Staldenbäuerin verlor die Haltung. Verlegen steckte sie ihr Geld ein, und achselzuckend ging sie. Zu erwidern hatte sie nichts gewußt.

Hinter ihr schlug die Sepha am Tische in einen Stuhl wie vom Blitz getroffen. Auf das harte Holz legte sie den Kopf und schluchzte.

Ihr war ums Sterben!

Elftes Kapitel

Wie ein Lauffeuer war es durchs Dorf gegangen: Heute in der frühesten Frühe war die Sepha zu Berg gestiegen. Ein Geißbub hatte sie gesehen und sie um ihren Weg gefragt; sie hatte ihm gesagt, sie gehe in die Fremde — weit fort.

Das Dorf kam in einen Festtaumel. Nun stand der „Güet" wieder so hoch da wie früher; das Mädchen war jetzt fort. Nun konnte das erregte Volk seiner Dankbarkeit Genüge tun. — — — —

Der Talrat hatte getagt. Stürmischer Jubel war im Volke über seinen Beschluß, den Metter zum Talammann auf Lebenszeit zu machen. Ein Gewalthaufe festlich gekleideter Talbewohner bewegte sich gegen das Rathaus.

Der Lärm der Nahenden drang zur Stube des Metterhauses.

Dort stand der Ammann mit verschränkten Armen wie einer, der Gericht hält. Lang wallte ihm der Bart und zitterte leicht, während er redete. Sein Gesicht war fahl; nur die Augen brannten darin wie die der Bäuerin. Diese lehnte an der Wand ihm gegenüber, den weißen Kopf aufgeworfen; und neben ihr saß der Reinhofbauer. Unter der Tür des Nebenzimmers aber standen der Rudi und die

Beate Hand in Hand, zwei, die sich Treu versprochen und sie zu halten gewillt sind gegen alle Welt.

Des Ammanns Stimme klang. Langsam, gewichtig fielen die Worte.

„Ihr seid gekommen, Eure Antwort zu holen, Tanner! Ich denke, es wird Euch genügen, was ich zu sagen habe! Der Rudi soll die Beate nehmen! Er soll sie halten als sein höchstes Gut und soll hier wohnen und wirtschaften und der Mutter zur Hand sein, daß sie Ruhe habe auf ihre alten Tage! Als Heiratsgut soll er von mir den ganzen Stalden, alles Metterland im Wildbachtal annehmen und darauf haushalten zu Nutz von Mutter und Schwester und zu Nutz und Ehr' vom Dorf!"

Er machte eine Pause. Dann wurde seine Stimme lauter.

„Was Eure Bedingung ist, die Ihr gemacht habt das letztemal, so sei's hier versprochen, daß von der Fenner-Sepha und mir keiner mehr etwas hören soll! — Seid Ihr's zufrieden so?"

Der alte Tanner stand auf und drehte verlegen den Hut in den Händen. Das mit dem Heiratsgut hatte ihn plötzlich um all seine Fassung und Würde gebracht.

„Ja, ja — freilich bin ich zufrieden," stotterte er. — „Aber, was habt Ihr denn im Sinn? — Was — —"

Der Metter antwortete nicht. Er war zu den beiden Jungen getreten.

„Ja — ihr habt einander schon gern, ich seh's, und" — seine Stimme klang halb erstickt — „seid halt glücklich zusammen!"

Er neigte sich über die Beate und küßte sie.

„Marti, was willst tun?" fragte sie ängstlich, mit nassen Augen.

„Was ich muß, Mädchen," sagte er hart und wandte sich.

Hut, Rock und Mantel lagen auf einem Stuhl in einer Ecke. Die nahm er auf. Aus seinem Schrank griff er einen Beutel.

„Das ist mein Erspartes, Mutter," sagte er, zum erstenmal sich zur Bäuerin wendend.

In der ihr Gesicht stahl sich plötzlich eine verzehrende Angst.

Von der Straße schollen die Hurrarufe der Bauern. Viele Schritte wurden laut im Flur. Dann trat eine Gruppe von Männern ein, den Pfarrer an der Spitze.

Mit dem Hut bedeckt und auf den Stock gestützt, stand der Ammann.

Der Pfarrer redete:

„Wir sind gekommen im Namen der Bürger und Niedergelassenen im ganzen Wildbachtal Dank zu sagen, Talammann! Ihr habt viel getan fürs Tal, so viel, daß das Volk meint, es könne Euch nicht genug ehren und Euch nie zeigen, wie lieb Ihr ihm seid! Zum Zeichen aber, daß es nicht will undankbar sein, wollen sich alle, alle zusammentun, Euer Land zu schönen, das Ihr dem Wasser preisgegeben habt dem Dorf zulieb; und die Mauer, die das Pulver gebrochen hat, soll wieder aufgebaut sein! — Der Talrat aber läßt Euch bitten, daß Ihr möchtet Euer Leben lang Ammann bleiben vom Tal, daß keiner mehr Euch wählen und keiner mehr

Euch abrufen kann! Daß Ihr sehet, wie alle im Tal Euch trauen für alle Zukunft, sollt Ihr Talammann sein auf Lebenszeit!"

Aufrecht hatte der Metter zugehört. Einmal war es wie ein Schluchzen durch seine mächtige Gestalt gegangen. Jetzt nahm er den Hut vom Kopfe und sagte:

„Ich sage Euch Dank, und Ihr könnt allen danken, die es so gut gemeint haben! Was ich getan habe fürs Dorf, habe ich gerne getan — aus Lust und Pflicht! Aber was Ihr mir anbietet, kann ich nicht annehmen! Ich habe einen weiten Gang vor mir!"

Auf einmal schien er sich auf die Zeit zu besinnen. Hast kam über ihn.

„Ja, es ist schon spät! — Ich muß fort!"

Er bedeckte den Kopf wieder und trat zur Nebentür. —

Mit einem Aufschrei warf sich die Bäuerin zwischen ihn und den Ausgang.

„Marti, wohin willst gehen?"

Er rang mit ihr und, der Stärkere, schob er sie beiseite. Einen Augenblick schien es, als wolle er im Zorn gehen. Dann küßte er der Frau das weiße Haar und — hatte die Stube verlassen.

•

Eine Weile später stieg er einsam auf verlorenem Fußpfad bergan in der Richtung nach dem Rotgletscher.

Im Dorf hatte er die Nebenwege gewählt, und

niemand hatte ihn zurückgehalten. Dem Rudi, der ihm gefolgt war, hatte er klargelegt, wohin er gehe, und daß er nimmer wiederkomme.

Aber eine mächtige Aufregung war in Imboden. Die legte sich lange nicht. Und vom „Guet“ wurde noch geredet — viele Jahre nachher.

Zwölftes Kapitel

Ein Saumpfad schlängelte sich der Höhe zu. Darauf lag noch fußhoher Schnee in blitzenden Körnern. Die Sonne hatte stundenlang auf den Weg gebrannt. Ein blasser Strahl fand noch jetzt Durchlaß zwischen den Bergkuppen im Westen. Die standen in roten Flammen. Bis auf den Rotgletscher reichte das Glühen. Der Widerschein lohte in den Fenstern des weltverlassenen Schirmhauses, das am Wege stand. Aber der Tag neigte sich rasch. Die Gluten verblaßten.

Unweit des Hauses auf ragendem, verschneitem Fels saß die Fenner-Sepha. In der Mönchsherberge wollte sie rasten für die Nacht.

Vom Felsvorsprung schaute sie hinab in die dunstüberspponnene Tiefe. Weit unten lag das Wildbachtal.

Dem Mädchen fraß das Leid am Herzen. Ausgestoßen schien sie sich und allen Lebenszweckes bar. Sie haderte mit dem Geschick und zwang das Schluchzen zornig nieder, das in ihre Kehle stieg.

Zu ihren Füßen aber, wohl noch eine Wegstunde tiefer, stieg einer bergan.

*

Und die Stunde war gegangen. Es nachtete. Mit bleischweren Füßen erhob sich das Mädchen. Sie fror, trotz dem Tuche, das sie umgeworfen hatte.

Da tauchte der späte Wanderer aus dem Schatten. Er trug Hut und Mantel. Eine mächtige Gestalt! Blond fiel ihm der Bart über die Brust.

„Heiliger Gott!"

Die Sepha stand mit weitaufgerissenen Augen und zitternden Leibes.

Dann riß der Metter sie an sich, hoch aufatmend, mächtig erregt.

„Küsse mich," sagte er leise.

Die wachsenden Nachtschatten verbargen das durstige Sichfinden der Lippen.

„Morgen, wenn die Sonne auf ist, steigen wir ins Tal, und du wirst meine Frau," sagte der Metter.

„Zurück nach Imboden?"

Ein heißer Schreck durchfuhr das Mädchen.

„Nein, vorwärts — in die Fremde, daß wir allein sind, du und ich!"

Sie gaben sich die Hände und gelobten sich einander an.

Um sie war Schweigen. Zu ihren Häupten erflammte ein Stern, silberig, mondhellen Scheines. Gewaltige Wächter standen die Berge. Von der Mönchsherberge rief eine Glocke zum „Ave".

Der folgten schweigend, in Andacht die beiden!

---

atten.
stalt!

lugen

mend,

das

en wir
te der

en.
aß wir

ich ein=

ten er=
cheines.
on der

beiden!

Ludwig Finckh

Rosen. Gedichte. 3. Auflage.
Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Fritz Marti in der **Neuen Zürcher Zeitung:** „Der Verse sind viele, der wahren Dichter wenige. Nur auf wenige Festtage im Jahr trifft es ein echtes Talent. Dieser seltene Tag ist dann aber für den Kritiker ein schöner und voller Fest- und Freudentag, und einen solchen bereiteten mir die ‚Rosen' von Ludwig Finckh."

Der Rosendoktor. Roman. 13. Auflage.
Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Schwäbischer Merkur, Stuttgart: „Die entzückendste Frucht vom Bücherherbst dieses Jahres. Finckhs Buch ‚Der Rosendoktor' ist wie Morgenröte. Nicht zuletzt haben die Frauen ihm dafür zu danken. Er stellt sie sehr hoch."

Biskra. Ein Oasenbuch. Mit 8 Bildern.
Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Literarisches Zentralblatt, Leipzig: „Kleine Kabinettstücke, die das, was die Kamera schaute, mit den Augen des Dichters wiedergeben, hingeworfen als Aphorismen und so manche Wahrheit enthaltend."

Rapunzel.
Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Basler Nachrichten: „Ein köstliches Buch. Es ist, als ob man durch verschwiegene grüne Waldtäler schritte und auf seiner Wanderung gute, einfache Menschen kennen lernte, denn es werden in dieser Erzählung keine großen Menschenschicksale entrollt; frisch und anmutig, naiv und derb zugleich erhebt sich vor uns die poetische Kleinwelt dieses ‚Rapunzel'-Idylls in unerschöpflichem Reichtum an Güte und Liebe. Und die Menschen, die darin herumgehen, sind zum Greifen deutlich gezeichnet."

ct

et M 2.50,
n M 3.50

r Verse sind
age im Jahr
nn aber für
g, und einen

ge.
en M 3.50

dste Frucht
Rosendoktor'
m dafür zu

en M 3.50

ettstücke, die
ters wieder-
ahrheit ent-

n M 3.50

als ob man
einer Wan-
werden in
; frisch und
ie poetische
Reichtum an
gehen, sind

VOLUME

3

Ernst Zahn's Gesammelte Werke

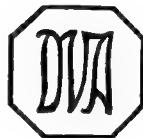
Deutsche Verlags Anstalt Stuttgart

Ernst Zahns Gesammelte Werke

Erste Serie

Dritter Band

Kämpfe



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Kämpfe

Eine Erzählung aus den Schweizer Bergen

von

Ernst Zahn



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Tief im Gebirge, als letzter Ort der deutschen Schweiz, an einem der großen Alpenpässe, die nahe am ewigen Schnee vorbei hinabführen in die Gebiete welscher Zungen und weiterhin in die sonnigen Gefilde Italiens, lag das große Dorf. Versteckt, eingezwängt zwischen den himmelanstrebenden Bergriesen, war es wenig bekannt in der großen Außenwelt. Und doch herrschte alltäglich hier reges Leben und Treiben. Hier wurden die letzten Pferde gewechselt an den Wagen der eidgenössischen Post zur Fahrt über „den Berg"; hier rastete noch einmal der arme Erdarbeiter, der mit Picke und Sack zu Fuß zur welschen Heimat zog, hier erquickte sich noch vor der Hochfahrt der baedekerbewehrte, mit Glücksgütern gesegnete steife Engländer, der quecksilbrige Franzose, der gesetztere Deutsche, und hier blieben sie alle zusammen manchmal tagelang liegen mit Sack und Pack, im Winter, wenn der wilde Föhn sein Unwesen trieb mit dem reichlich fallenden Schnee, der jeden Durchweg versperrte, oder im Frühjahr, wenn die Lawinen hoch an den Felsen unmerklich sich lösten und niederstürzten, um alles zu zermalmen, was sich ihnen in den Weg stellte.

Bei solcher Ungunst der Witterung, wann die Straße allzu unsicher wurde, sammelte sich dann auch eine Menge Waren bei den Fuhrhaltern des Dorfes an, Waren, welche diese zur Weiterbeförderung

über den Paß übernahmen. Dieser Warentransport, welcher im Sommer regelmäßig vermittelst Wagen, im Winter mittels Schlitten, so oft es immer die Schneeverhältnisse gestatteten, vor sich ging, war ein einträgliches Geschäft. Wohl ein Viertel der männlichen Dorfbewohner fand dabei seinen Verdienst, und die beiden Männer, die, jeder auf eigne Rechnung, diese Speditionsgeschäfte betrieben, waren reich geworden dadurch.

Der Erwerbszweig hatte freilich auch seine Schattenseiten. Wann der lange Winter begann, dann brachte er für die Fuhrleute eine Reihe von Tagen der Mühen und Gefahren. Gar manchen schon hatten die grimmen Gewalten des Gebirges für sich gefordert als Tribut dafür, daß sie die andern unversehrt ziehen ließen im steten Bereiche ihrer furchtbaren Macht. Aber die Gebirgler waren es gewohnt, um ihr Dasein zu ringen. Mit Aufgebot ihrer ganzen Kraft, nicht spielend, gewannen sie ihr Brot. Das wußten nicht nur die, welche als Bergführer, Fuhrleute oder Wegknechte am Passe ihren Verdienst fanden, das erfuhr der Landwirt, der mühsam dem felsigen Boden seine Produkte abrang, das wußten die Holzer mit ihrem gefährlichen Handwerk, die Jäger, die der flüchtigen Gemse folgten, und am meisten die, welche die Felskolosse durchstöberten nach glänzendem Gestein, schwarzen und weißen Kristallen. Was Wunder, daß in diesen Kämpfen mit einer so wilden Natur diese Menschen auch selber hart und eigensinnig wurden! Ja, obschon freundlich und gefällig gegen Fremde, und gewöhnlich verträgsam unter sich selbst,

sperrten sie sich hartnäckig gegen jede Neuerung und hielten an einer einmal gefaßten Meinung fest mit einer Konsequenz, die Starrsinn genannt werden konnte. Drunten im Tale ging denn auch gar oft das Wort: „Die da oben haben Köpfe hart wie die Felsen!"

Die Gemeinde Halden zählte etwa sechshundert Seelen. Die breite Bergstraße beschrieb, ein momentanes Zurückweichen der Felsen benutzend, einen halbkreisförmigen Bogen, und diesem entlang war das Dorf erbaut, ebenfalls einen Halbkreis bildend, der jedoch in der Mitte durch den in schwindelnder Tiefe brausenden breiten Dorfbach durchbrochen wurde. Dieser Bach, der im Frühjahr beim Schmelzen des Schnees zum Strome anschwoll, als weißer Gischt sich durch die Felsen zwängend, entsprang an einem vom Dorfe aus sichtbaren großen Gletscher, dem Rotfirn, durchzog in rasendem Gefälle, Woge um Woge sich fortwährend überstürzend, ein schmales, grünes Tal, bequemte im Dorfe selbst sich nur ungern dem engen felsigen Bette an, um hinter demselben sich rauschend mit seinem stärkeren, von Süden kommenden Bruder zu vereinigen, der droben an der Paßhöhe seinen Lauf begann.

Die beiden Seiten des Dorfes verbanden zwei kühne Brücken, über deren eine, breitere, die Fahrstraße ging. Die Schlucht, die sie überspannten, mit ihren senkrechten, schwarzen Felswänden, in gewaltiger Tiefe der tosende Bach, die nannten die Dorfbewohner „die Hölle".

Erstes Kapitel

Es war gegen die Mittagszeit eines sonnigen Wintertages. Das Stückchen Himmel, das, klein genug, sich über dem Dorfe wölbte und gleichsam zu ruhen schien auf gewaltigen Stützen, den weißen Firnen, zeigte keine Wolken. Tiefblau und klar schaute es auf die verschneite, einsame Welt herab. Aber die Sonne, die in sommerlichem Glanze strahlte, vermochte nicht die weiße Decke zu erweichen; ihre Strahlen schienen zu erkalten an Schnee und Eis.

Vom Kirchlein mitten im Dorfe schlug es elf Uhr. Hell und deutlich klangen die Schläge hinaus in die wunderbar reine Luft, in leisen und immer leiseren Schwingungen, endlich verhallend am nahen waldigen Berg.

Im Schulhause neben der Kirche wurde es lebendig. Ein Geräusch von rasch zugeklappten Büchern, ein Strampeln vieler unruhiger Füße; dann flog die Tür auf, und heraus stürmte eine Schar Knaben von sieben bis dreizehn Jahren. Ihnen folgten langsamer, aber augenscheinlich ebenfalls froh, der dumpfen Schulstubenluft entronnen zu sein, die Mädchen. Die Kinder alle fanden Platz in einem einzigen, allerdings sehr großen Schulzimmer, und es war die Aufgabe eines einzigen Lehrers, sie ihren Fähigkeiten und ihrem Alter gemäß in Klassen zu teilen und zu unterrichten. Nur die ältesten unter ihnen, die zur Sekundarschule gehörten,

empfingen ihren Unterricht von dem Pfarrherrn des Dorfes, dessen Wohnung sich im Schulhause befand, und der zu diesem Zwecke der mit Reichtümern nicht allzusehr gesegneten Gemeinde eines seiner Zimmer unentgeltlich abtrat.

Soeben traten auch diese älteren Schüler aus dem Gebäude, etwa zwölf Knaben und ebensoviele Mädchen. Die ersteren schienen sich aber nicht viel aus ihrer Würde als ältere zu machen, denn sie waren bald dem Beispiel der Vorangestürmten gefolgt, hatten ihre Schulsachen irgendwo beiseite gelegt und begannen sich auf dem Freiplatz vor dem Schulhause mit Schneeballen zu werfen. Inzwischen öffnete sich noch einmal die Schulhaustüre, und über die schmale Vortreppe herab kam verspätet ein etwa neunjähriges Mädchen. War es der Sonnenschein, der eben hell die Treppe erleuchtete, welcher des Kindes Anmut verdoppelte, oder trat dieselbe nur so hervor, weil dessen Zartheit seltsam abstach gegen die rings sich tummelnden Dorfkinder mit ihren frischen, roten Gesichtern und ihren, wenn auch zuweilen recht hübschen, doch meistens groben Zügen? Das niedliche Geschöpf, einer zarten Blüte gleichend, die mit aller Sorge im Treibhaus gepflegt wird, paßte nicht in die Berge, nicht unter diese Kinderschar. Wohl trug sie nur einfaches, ja ärmliches, wenn auch sauberes Gewand; ihre blauen Strümpfe waren vielfach gestopft, und ihre Füße staken in ebenso schweren, festen Schuhen wie die der übrigen Kinder, aber ihr Gesichtchen war seltsam weiß und fein; schwarze Locken umrahmten eine hohe Stirn, und zwei große, schöne Augen schauten aus dem

Antlitz hinaus in die Welt, dunkel und fragend, mit einem für diese Jugend befremdend ernsten Schein. Einen Augenblick blieb die Kleine stehen, als fürchtete sie sich, durch die Knabenschar ihren Weg zu nehmen, dann wollte sie rasch an derselben vorbeieilen. Einer der sich Tummelnden wandte sich aber plötzlich, griff mit beiden Händen tief in den Schnee und folgte ihr in der offenbaren Absicht, ihr das Gesicht mit den kalten Ballen einzureiben, und mit dem Rufe: „Wart', Berger-Ini, ich will dich lehren, die Angeberin zu machen!" Es war ein häßlicher Junge von dreizehn Jahren, von untersetzter, nichts weniger als geradegewachsener Figur, breitem Mund, großer Nase und kleinen, stechenden Augen. Keineswegs beliebt bei seinen Kameraden, wurde er geduldet, ja gefürchtet um seines Vaters willen, der als einer der Reichsten im Dorfe galt und gegenwärtig demselben als Gemeindepräsident vorstand. Er war dieses Vaters verjüngtes Ebenbild, mit Ausnahme freilich eines kurzen Beines, welches dem Herrn Präsidenten Haller den Ehrentitel „der Lahme" eingebracht hatte, und auf welchen sein Sohn wenigstens bis jetzt keinen Anspruch erheben konnte. — Der Veri, wie er im ganzen Dorfe in Abkürzung von Xaver hieß, hatte das Mädchen erreicht, das kaum versuchte, ihm zu entfliehen. Er stellte sich drohend vor sie hin und fragte grob: „Warum hast du mich beim Lehrer verklatscht, du Gans?"

„Er hat mich gefragt, da mußte ich antworten," klang es halb furchtsam, halb trotzig von des Kindes Lippen.

„Du hättest sagen können, du wissest von nichts," herrschte der Junge sie an.

Da blitzte es auf in ihren Augen, und ein rosiger Schein legte sich auf ihre Wangen, als sie leise sagte: „Ich lüge nicht!"

„Ha, ha, ha," lachte Veri und strich der wehrlos an ein Haus Gedrängten mit der einen Hand den Schnee ins Gesicht. Sie stieß ihn zurück, und was der schwache Mädchenarm nicht vermocht hätte, besorgte der Zufall; der Junge glitt aus und lag zum Vergnügen seiner inzwischen herbeigeeilten Kameraden am Boden. Wütend stand er auf und erhob die Faust zum Schlage gegen das Kind; im nächsten Augenblick aber fühlte er sich zurückgedrängt. Ein etwa fünfzehnjähriger Knabe von hohem Wuchse war aus den Reihen der andern zwischen ihn und das Mädchen getreten. Mit überlegener Kraft hielt er die Hände des jüngeren gefaßt und sagte zu der Kleinen: „Geh heim, Ini, ich werde ihn halten, daß er dir nicht folgen kann!"

Der andre wehrte sich verzweifelt, doch als er sah, daß er sich nicht zu befreien vermochte, verzog sich sein junger Mund zu einem häßlichen Lachen, mit dem er dem Kinde nachrief: „O, du Kröte, dein Vater war ja im Zuchthaus und deine Mutter ..."

Er vollendete nicht, denn ein harter Schlag traf seinen Mund, und der Knabe, der ihn hielt, stieß ihn zurück, daß er neuerdings in den Schnee fiel. Ini, wie sie die Knaben genannt hatten, war davongegangen. Bei Veris harten Worten waren ihre Augen feucht geworden, aber sie preßte die weißen Zähne auf die Lippen und verbiß tapfer die heiß aufquellenden Tränen. Veri erhob sich heulend vom Boden und drohte seinem Gegner, ihn bei seinem

Vater zu verklagen. Dieser zuckte nur sorglos die Achseln und trat wieder in den Kreis der andern, während Veri sich schimpfend entfernte.

Joseph Ehrler galt als der stärkste Junge im Dorfe und übte schon deshalb auf die übrigen eine Art Macht aus. Er war aber auch in der Schule den andern immer voran. Nur einer hielt Schritt mit ihm, der mit ihm im gleichen Alter stehende Anton Mattmann, des begüterten Löwenwirts Sohn, auf den er eben jetzt zutrat. Sie waren beide fast gleich groß, Joseph jedoch bei weitem kräftiger gebaut als der schlanke, beinahe krankhafte, blasse Anton. Jener, den blonden Lockenkopf, aus dem die blauen Augen übermütig in die Welt hinausblitzten, stets keck zurückgeworfen, zeigte sich in all seinem Tun rasch entschlossen, zuversichtlich, unternehmend, ja oft zu allerlei tollen Streichen aufgelegt; dieser, der mindestens für zwei Jahre älter gelten konnte als der andre, bedächtig, überlegt, aber von zäher Ausdauer. — Josephs Vater war neben dem Gemeindepräsidenten Haller der einflußreichste und auch der vermöglichste Mann im Dorfe. Beide betrieben die Fuhrhalterei und waren dadurch, wie schon früher bemerkt, reiche Leute geworden. Teils die Konkurrenz, die einer dem andern machte, teils die gänzliche Verschiedenheit ihrer Charaktere hatte die beiden Dorfmagnaten zu Feinden gemacht, und was sich bei jeder Gelegenheit bei den Vätern zeigte, das wurde auch schon bei den Söhnen bemerkbar: sie konnten einander nicht leiden. — Der Vater Antons war der glückliche Besitzer des einzigen, gut gehenden Gasthauses im Dorfe, des „Goldenen Löwen". Wohl-

gelitten wegen seines unverwüstlichen Humors und seiner offenen Hand gegen einheimische und durchziehende Arme, war auch der alte Mattmann eine Persönlichkeit, der es im Dorfleben an Einfluß und Gewicht nicht fehlte, obschon er sich nie in politische oder andre Händel mischte.

Joseph Ehrler hatte sich an Anton Mattmann und die übrigen Knaben gewandt und ihnen den Vorschlag gemacht, neuerdings zwei Parteien zu bilden, die sich mit Schneeballen bekämpfen sollten. Er wolle die Führung der einen Schar übernehmen, Anton sollte die andre befehligen. So hatten sie es im Winter schon oft gehalten und manchmal das Mittagsbrot versäumt, weil es gar so heiß und so fröhlich hergegangen war hier vor dem Schulhause.

Bald war das Gefecht in vollem Gange. Josephs Schar schien aber der andern nicht gewachsen zu sein, denn wie sehr auch ihr junger Führer sie anzufeuern bestrebt war, jene rückte ihr, unter stetem Werfen, immer näher auf den Leib. Da begannen des Knaben Kameraden zu schwanken, da und dort verschwand einer hinter der Kirchenecke, und Joseph mit den wenigen, die noch bei ihm aushielten, zog sich zur Schulhaustreppe zurück, wo ein tüchtiger Haufen Schnee lag. Jetzt sollten sie von dort vertrieben werden. Einen Augenblick waren beide Scharen mit dem Ballen von Schnee beschäftigt, um Vorrat an Geschossen zu haben; dann gab Anton das Zeichen zum Angriff. Josephs letzte Begleiter hielten nicht mehr lange Stand; in wilder Flucht stoben sie auseinander.

Mit dem Knaben selber war eine seltsame Veränderung vorgegangen. Keine Spur von Fröhlichkeit lag mehr auf seinem Gesicht; er sah aus, als wäre aus dem Spiele bitterer Ernst geworden, seine Lippen waren zusammengepreßt und sein Gesicht blaß vor Zorn. Nicht einen Schritt wich er von der Treppe. Jetzt kamen die andern heran. Viele Arme streckten sich aus nach ihm unter wildem Jubel, da warf er sich mitten unter seine Angreifer und begann blindlings mit den Fäusten um sich zu schlagen. Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter; die Knaben, die, ihre Uebermacht kennend, ebenfalls begonnen hatten, Ernst zu machen, traten ehrfurchtsvoll zurück. Joseph sah auf. Vor ihm stand ein hoher Mann in schwarzem Talar, der Pfarrer des Ortes.

Er mochte zu Anfang der Vierziger stehen. Seine imposante, kräftige Gestalt schien wie geschaffen für sein schweres Amt in diesen Bergen, wo es manchmal galt, in Sturm und Unwetter auf beinahe ungangbaren Wegen einem Kranken Linderung, einem Sterbenden den letzten Trost in eine der Alphütten oder in eines der zur Pfarrei gehörenden, rings an den Bergen zerstreuten Bauernhäuser hinaufzubringen. Rücksichtslose Energie und Herzensgüte lagen in seinen Zügen, und aus seinen klaren Augen leuchtete durchdringender Verstand. Längst wäre ihm eine angenehmere und besser dotierte Stelle im Tale offengestanden, aber er liebte seine Berge, liebte das rauhe Bergvolk trotz all seiner Halsstarrigkeit, und dafür hing dieses auch mit grenzenloser Verehrung an seinem Seelsorger.

In diesem Augenblicke hatte das Gesicht des Geistlichen etwas Strenges, Verurteilendes, als er zu dem Knaben vor ihm niedersah.

„Immer wieder der alte Jähzorn," sagte er mit einer Stimme, die seltsam zu Herzen drang, „wohin sollen diese Ausbrüche führen? Was nutzt dich dein Lernen, dein lobenswertes Arbeiten, was wird es dir nutzen, selbst ein begehrenswertes Ziel, eine schöne Stellung in der Welt dir zu erringen, wenn du nicht Macht gewinnen kannst über dein unseliges Aufbrausen, das dich in einer unglücklichen Stunde elend machen kann für dein Leben!"

„Verzeiht, Hochwürden," klang es fast tonlos von des Knaben Lippen, und eine tiefe Röte überzog sein Gesicht. „Ich wollte es nicht dulden, daß sie Herr über mich wurden!" Dann, in plötzlicher Gefühlswallung, warf er sich, nicht achtend der andern, an die Brust des Geistlichen und schluchzte auf wie unter einer drückenden Last.

Der Pfarrer hieß die übrigen nach Hause gehen, dann hob er Josephs blonden Lockenkopf und sah ihm tief in die Augen.

„Ich will anders werden, ich verspreche es Euch," flüsterte dieser ihm leidenschaftlich zu, und „ich glaube dir," sagte in ernstem, väterlichem Ton der Geistliche. Dann fühlte er plötzlich zwei Lippen auf seiner Hand brennen. Der Knabe raffte seine Schulsachen zusammen und war im nächsten Augenblick hinter dem Schulhause verschwunden. Auch der Pfarrer wandte sich und stieg nach seiner Amtswohnung hinauf.

Zweites Kapitel

Josephs Vaterhaus stand ganz am Nordende des Dorfes, wo die Straße ins Tal hinabführte. Es war außer dem wenige Schritte davon entfernten Gasthaus zum Löwen das größte Gebäude im Dorfe und aus Stein aufgeführt. Im Erdgeschosse befanden sich die Räume der über den Berg zu bringenden Güter jeder Art, und ordentlich gefüllt waren sie stets zu dieser Jahreszeit. Ueber diesen Räumlichkeiten lag die Wohnung der Familie Ehrler, und von dieser wiederum stieg man zu den Schlafkammern der Mägde und Knechte empor. Von ersteren waren zwei, von den letzteren acht im Hause. Freilich fand sich selten die ganze Haushaltung beisammen, denn einzelne der Knechte waren fast immer mit Schlitten oder Wagen unterwegs. — Neben dem Wohnhause lagen die Stallungen, zwei ansehnliche Gebäude, von denen das eine für die Pferde, das andre für das Rindvieh bestimmt war. Fuhrhalter Ehrler hielt über zwanzig Pferde. Sie waren teils sein Eigentum, teils hatte er sie von auswärtigen Bauern „zu Lehen" genommen. Im Winter mußten dieselben einzeln vor kleine Schlitten gespannt werden, wie deren gerade mehrere vor dem Hause standen, da die mit ungeheuern Schneemassen überdeckte Bergstraße einem großen Fuhrwerke zu dieser Jahreszeit nicht Raum bot. In Zügen von vier, sechs und mehr Schlitten wurde dann ein Warentransport ausgeführt, begleitet von ebenso-

vielen Männern und angeführt von Ehrler selbst, der nie bei einem großen Transporte über den Berg fehlte. Fünf Stunden brauchte eine solche Karawane bei ordentlicher Witterung über den Paß. War aber das Wetter schlecht, dann mußten oft die Ladungen in einem der Schirmhäuser an der Straße untergebracht werden und die Menschen mit den Pferden unter den schwersten Strapazen zum Dorf zurückkehren, um eine günstigere Gelegenheit zum Ueberschreiten des Passes abzuwarten.

In der Eßstube des Ehrlerschen Hauses, einem großen, einfachen Raume, dessen vier Wände mit weißem Holze getäfelt waren, wurde eben die Suppe aufgetragen. Eine wohlige Wärme herrschte in dem Zimmer; in der Mitte standen ein langer, jetzt gedeckter Tisch, daran eine Menge Holzstühle, in der Ecke ein altmodisches, mit geblümtem Stoff überzogenes Kanapee, in einer andern der große, grüne Kachelofen. An den beiden nach der Straße gerichteten Fenstern waren kurze, weiße Vorhänge angebracht, die dem Ganzen ein freundliches Ansehen verliehen; beim einen Fenster stand ein zierlicher Nähtisch, der sich fremd ausnahm in der Gesellschaft der andern schweren, schmucklosen Möbel. Ein Spinnrad und an der einen Wand der schwere Schreibtisch des Hausherrn vollendeten die Einrichtung des Zimmers.

Der Hausherr, Joseph Ehrler der Aeltere, ging mit auf den Rücken gelegten Händen auf und nieder. Der Sand auf dem weiß gescheuerten Boden knisterte unter den Tritten des schweren Mannes. Er war eine mächtige, breitschultrige Gestalt, wie sie

in diesen Bergen nicht selten sind. Gamaschen von weißer Schafwolle reichten ihm bis über die Knie. Hose, Rock und Weste waren von festem, dunkelm Tuche. Ein dunkler Bart fiel ihm nieder auf die breite Brust, sein volles braunes Haupthaar zeigte noch keinen einzigen grauen Streifen; er zählte freilich, obwohl sein Gesicht seltsam gefurcht erschien, erst zweiundvierzig Jahre. Ehrler konnte für einen schönen Mann gelten, sicherlich fiel die hohe Gestalt manchem Durchreisenden auf, wenn man auch im Dorfe selbst sich nicht die Köpfe zerbrach darüber, ob einer schön sei oder nicht. Nur ein Zug in seinem Gesichte beeinträchtigte den sonst so angenehmen Eindruck, den der Mann beim ersten Anblick machte. Zwischen den Augen lag eine tiefe Falte und deutete auf eine Unbeugsamkeit hin, die unwillkürlich erkältend auf den wirken mußte, der sich ihm freundschaftlich nähern wollte. Diese Unbeugsamkeit, das eigensinnige Festhalten an einer einmal gefaßten Meinung, verbunden mit Ehrlers rauher Außenseite bewirkte, daß er im Dorfe wohl geachtet, doch nicht beliebt, von seinen Untergebenen gefürchtet, ja selbst von seinen Kindern mit heimlicher Scheu betrachtet wurde. Nur eine hatte manchmal Macht über ihn, das war seine Frau. Gegen sie war er nie hart und schroff. Er behandelte sie trotz ihrer fünfunddreißig Jahre immer noch wie ein Kind, das man verwöhnt, und in der Tat, hätte sie das Hauswesen nicht mit so fester und geschickter Hand geführt, sie hätte an der Seite dieses Mannes für ein Spielzeug gelten können, so zart war sie immer gewesen. Er hatte sie im Tale unten kennen gelernt, da er oft

mit ihrem Vater, einem Haferhändler, verkehrte; und sie, als ihre Herzen sich fanden, war ihm willig in die stilleren Berge gefolgt.

Soeben trat sie mit ihrem zehnjährigen Töchterchen aus einem Nebenzimmer. Eine kleine, unscheinbare Frau in einfacher, bäurischer Tracht, fiel nichts an ihr auf als die freundlichen blauen Augen, die ihr Sohn Joseph von ihr geerbt hatte. Das Mädchen an ihrer Seite glich ganz der Mutter, nur versprach es bedeutend kräftiger zu werden, und ihre Wangen zeigten das frische, gesunde Rot, das auch ihr Bruder Joseph aufwies. Anna und Joseph waren die einzigen Kinder des Ehrlerschen Ehepaares.

Jetzt traten auch die Mägde und Knechte in die Stube und man setzte sich zu Tische, obenan Ehrler, zur Rechten seine Frau, daneben Anna und sich anschließend das Gesinde. Nur ein Platz zur Linken des Hausherrn, für Joseph bestimmt, war frei. Ehrler faltete die Hände und sprach ein kurzes Gebet; er hielt viel auf Religiosität, obschon er nachgerade, wenn er hitzig wurde, nicht immer die frömmsten Worte gebrauchte. Während der einfachen Mahlzeit durfte nicht gesprochen werden, wenn nicht Ehrler selber zum Reden aufforderte, und heute schien er besonders schweigsam gestimmt. Erst als die Knechte ihre Zinnteller zurückschoben, erteilte er in seiner kurzen, barschen Weise einige Aufträge und bezeichnete vier derselben, die am andern Morgen mit ihm des früheſten aufbrechen sollten zu einer Fahrt über den Berg. Als die Knechte und Mägde das Zimmer verlassen hatten, ließ er sich mit seiner Frau in ein Gespräch über

Geschäfte ein, um bald darauf sich eine Pelzkappe aufzustülpen und mit der Bemerkung: „Wo nur der Joseph wieder bleibt, der Bengel kommt jeden Tag später aus der Schule,“ die Stube ebenfalls zu verlassen. — Er war noch nicht lange hinausgegangen, als die Türe sich neuerdings öffnete und Joseph hereintrat. Auf seinen sonst so fröhlichen Zügen lag noch ein Schatten, der Zeugnis gab von seiner kürzlich durchgemachten Gemütsbewegung. Mit kurzem Gruß legte er seine Schulsachen beiseite, entnahm dem großen Ofen sein dort für ihn aufbewahrtes Mittagessen und machte sich mit scheinbar großem Appetit dahinter. Seine Mutter schien er aber doch nicht darüber täuschen zu können, daß etwas mit ihm vorgefallen sei, denn sie sah ihn erst forschend an und fragte dann: „Nun, wo hast du denn wieder gesteckt? Der Vater war gar nicht zufrieden, daß du beim Essen gefehlt hast!“

„Wir haben unten beim Schulhause noch gespielt, und da verging die Zeit so rasch; ich hatte ganz das Essen vergessen,“ war die Antwort.

„Gerade rosige Laune scheinst du nicht heimgebracht zu haben,“ meinte Frau Ehrler.

„Weißt, Mutter,“ rief Anna dazwischen, „gewiß hat ihn heute der Anton ausgestochen in der Schule, darum ist er so zornig. Ini sagt, er kann gar nicht leiden, wenn einer mehr weiß als er, und Ini sagt auch . . .“

„Was wird denn Ini wissen,“ fuhr sie Joseph in nicht gerade liebenswürdiger Weise an.

„Oh, daß du furchtbar ehrgeizig bist und immer der Erste sein willst! Das hat ihr alles der Herr

Pfarrer erzählt, wenn er abends manchmal zu ihrer Mutter hinunterkommt," meinte die Kleine wichtig.

Bei der Erwähnung des Geistlichen leuchteten die Augen des Knaben auf, und er sagte in seinem alten, fröhlichen Tone, ohne die Worte seiner kleinen Schwester weiter zu beachten: „Mutter, darf ich heute abend zu Pfarrer Oser hinunter? Er hat Anton und mir erlaubt, zu kommen!"

Als die Mutter ihm freundlich Gewährung zunickte, wurde sein Uebermut wieder in ihm wach. Er beendete sein Essen und packte nach Verlauf einer schwachen Stunde seine Schulsachen wieder zusammen, um mit dem Bemerken: „Ich hole den Toni zur Schule ab!" das Zimmer und das Haus zu verlassen.

Langsam schritt er dem Nachbarhause zu. Der „Goldene Löwe" machte einen gar stattlichen Eindruck, zwar nicht der als Wirtshausschild angebrachte und in Blech gerade nicht kunstvoll ausgeführte, wohl aber das diesen Namen tragende Gasthaus selber. Eine steinerne Doppeltreppe führte zu den etwas erhöhten Parterreräumlichkeiten des hohen, wie das Haus Ehrlers, aus Stein aufgeführten Gebäudes. Wenn man über dieselbe hinaufstieg, so gelangte man durch eine Tür rechts in das Post- und Telegraphenlokal des Dorfes. Diesem gegenüber befand sich die große, helle Gaststube, an die sich ein kleineres, sogenanntes Herrenstübchen anschloß. Im zweiten und dritten Stocke befanden sich die Gastzimmer, deren das Haus eine schöne Anzahl aufwies und — zumal im Sommer — auch bedurfte.

Eben waren die Postschlitten aus dem Tale an-

gekommen, und reges Leben herrschte vor dem Hause. Pferde wurden gewechselt, Pakete und Kisten ab- und aufgeladen, ein Schmiedgeselle untersuchte die an den Schlitten angebrachten Spannvorrichtungen, hackenförmig gekrümmte Eisen, die beim Bergabfahren in den Schnee eingriffen; und einige Reisende waren ausgestiegen, um vor der Weiterfahrt etwas Warmes zu genießen. Der Gasthausbesitzer Mattmann empfing sie unter der Türe und führte sie an die bereitgehaltenen Tische in der Gaststube. Der echte Typus eines Bergwirtes, nicht sehr groß von Gestalt, dagegen glücklicher Besitzer eines höchst anständigen Bäuchleins, das Gesicht rot und gesund, mit einer gegen die Nase etwas zunehmenden Färbung, darin ein paar kleine, schlaue Aeuglein, begann er emsig die Wünsche seiner Gäste zu befriefriedigen. Böse Zungen, deren es im Dorfe, wie überall, gar viele gab, wollten wissen, daß Kolumbus Mattmann manchmal ein Gläschen über den Durst zu sich nehme; in Wirklichkeit aber verachtete er zwar nicht ein gutes Tröpflein, hauptsächlich, wann er mit ein paar guten Freunden beim Kartenspiel saß; ein Trinker jedoch war er nicht, dazu lag ihm viel zu sehr an seinem guten Namen und an seiner Familie. Er war ein ausgezeichneter Gesellschafter, hatte für jeden seiner Gäste, gleichviel welchen Standes, ein freundlich Wort und erwarb sich auch stets die Gunst selbst derjenigen Durchreisenden, die an größeren Komfort gewöhnt waren, als sein Haus ihnen bieten konnte. Er sprach geläufig Französisch und Englisch und tat sich darauf etwas zugute, daß er einige Jahre in Amerika zugebracht hatte. Zur

Winterszeit besorgte Mattmann nur mit Hilfe seiner Frau und zweier Dienstmädchen das Geschäft, während er im Sommer eine größere Anzahl Angestellte hielt. Seine Frau führte die Küche und ein wenig auch das Regiment im übrigen Teile des Hauses, die Departemente ihres Mannes nicht ganz ausgenommen. Sie galt aber auch als äußerst tüchtige und tatkräftige Wirtin. — Als Joseph Ehrler eintrat, kam sie gerade aus der Küche, eine große, magere Frau mit energischen Zügen, die nie besonders anziehend gewesen sein mochten. Darauf hatte freilich ihr Mann nie viel gegeben, wohl aber auf ein Stückchen Geld; das hatte die Ursula Stadel besessen, als er sie freien ging, und mit vereinten Kräften hatten sie es seither vermehrt. Außer Anton besaßen Mattmanns noch vier weitere Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen. Anton war jedoch der älteste und der Mutter Liebling. Ihn hatten die Eltern dafür bestimmt, einst das Geschäft zu übernehmen, wann er, nach des Vaters Wunsch, in England und Frankreich sich später die nötigen Sprachkenntnisse angeeignet haben würde. Bis jetzt hatte der Knabe freilich wenig Lust verspürt, sich im väterlichen Geschäft zu betätigen. Ihn zogen die Bücher und das Studium an; in stummer Andacht lauschte er den beredten Worten seines Lehrers, des Pfarrers Oser, wenn dieser von Zeit zu Zeit seine beiden besten Schüler, ihn und Joseph Ehrler, des Abends auf ein Stündchen zu sich lud, um ihnen über irgendein Thema aus der Weltgeschichte zu sprechen. Ein inniges Verlangen, sich ebenso reiches Wissen, wie der Geistliche es besaß, anzueignen, er-

füllte seine Seele. Gegen den Lärm in der Gaststube zu Hause, das Tellerklirren und Gläserklingen empfand er einen Widerwillen, und wenn der Vater vor dem Schlafengehen schmunzelnd den Inhalt der Tageskasse einstrich, so wünschte er sich höchstens das Geld, um sich Bücher, nur Bücher kaufen zu können.

Frau Mattmann hatte Joseph freundlich zugenickt und ihm mitgeteilt, daß Anton in der im zweiten Stock sich befindenden Familienwohnstube sei. Während dieser hinaufstieg, ging sie in das Gastzimmer, um dort nach dem Rechten zu sehen.

Draußen waren inzwischen die Schlitten zur Weiterfahrt fertig gemacht worden. Die Reisenden hatten ihre Mahlzeit beendet und wurden vom Wirt hinauskomplimentiert. An solch hellen Wintertagen war es wunderschön, bis zur Paßhöhe hinan und dann in raschem Tempo auf der andern Seite talwärts zu fahren, wenn auch kein warmes Lüftchen in der Nachbarschaft der Firne blies und mancher der Reisenden droben sich sehnsüchtig nach wärmerer Umhüllung umsah. — Unter hellem Geklingel fuhren bald darauf die Schlitten in raschem Tempo durchs Dorf bergan, während Mattmann sich wieder ins Haus begab.

Drittes Kapitel

Am Westende des Dorfes, wo ein Fußweg dem Bergwasser entlang durch das schmale, lange Tal aufwärts sich nach einer der schönsten Alpen der Schweiz hinzog, lag ein kleines, hölzernes Haus.

Schwarzbraun waren Balken und Bretter unter dem Einfluß langjähriger Stürme geworden; das Dach war nur mit Schindeln gedeckt, und nichts unterschied die Hütte nach außen von den übrigen Bauernhäusern des Ortes. Wenn man aber hineintrat in die niederen, engen Räume, dann fiel wohl die peinliche Sauberkeit auf, die überall herrschte, und wohlgefällig mochte das Auge des Beschauers auf der mit den einfachsten Mitteln zu einem gar behaglichen Raume gestalteten Wohnstube ruhen, in die eine Tür gleich neben dem Hauseingang führte. Von den Fenstern des Stübchens, dessen Wände von hellgrauer Farbe ein freundliches Ansehen hatten, konnte der Blick hinausschweifen über die jetzt verschneiten Matten bis wo hinter niederen, mit dunkeln Tannen gekrönten Bergen blendendweiß ein breiter Firn hervortrat, der, an dem der Dorfbach entsprang.

Hinter den Gletscherspitzen war die Sonne niedergegangen, goldig flammte es noch an den höchsten Enden, und auf dem Tale lag ein wundersamer rosiger Schimmer, als gälte es, der stillen Welt den letzten Gruß des gesunkenen Lichtgestirnes zu bringen, als ginge ein Erinnern des erloschenen Glanzes noch einmal leise durch die halb schon traumbefangene Natur. Die Fenster des Häuschens glühten rot und der Schein fiel auch auf die beiden Menschen, die drinnen im Zimmer beieinander weilten. Eine noch junge Frau saß in einem mit schwarzem Leder überzogenen Lehnstuhle; ihre fleißigen zarten Hände hatten für einen Augenblick die Näharbeit beiseitegelegt, mit der sie beschäftigt gewesen, und ihr Blick

ruhte auf dem prachtvollen Schauspiel, das der ferne Firn jetzt bot. An ihrer Seite saß ein kleines Mädchen, den dunkeln Lockenkopf an ihre Schulter gelehnt, die Hände gefaltet im Schoß. Es war das Kind, das Joseph Ehrler vor dem Angriffe Veri Hallers geschützt, es war Ini Berger; die blasse Frau im Lehnstuhle ihre Mutter.

Frau Christine Berger mußte einst eine schöne Frau gewesen sein. Spuren der einstigen, so früh verblühten Schönheit trug sie noch jetzt, doch hatten Kummer und Sorge tiefe Falten in ihre weiße Stirn gegraben.

In einer reichen Talstadt war ihre Wiege gestanden. Ihre Mutter hatte sie nie gekannt, sie war gestorben, als sie das Licht der Welt erblickte. Ihr Vater, ein höherer Staatsbeamter, besaß ein gesichertes Einkommen, das ihm zwar keinen Luxus gestattete, wohl aber ihm erlaubte, behaglich zu leben und seinen Kindern eine sorgfältige Erziehung zu geben. So waren sie und ihre beiden älteren Schwestern unter dem sorgenden Auge eines zwar vielbeschäftigten, aber für seine Töchter stets Zeit erübrigenden Vaters aufgewachsen, hatten ausgezeichnete Schulen besucht und bewegten sich, als sie erwachsen waren, in den besten Kreisen der Stadt. Ihre beiden Schwestern hatten sich bald verheiratet, sie, die jüngste, blieb bei ihrem Vater, dessen Liebling sie stets gewesen. Da wurde dieser plötzlich von schwerer Krankheit ergriffen. Sie pflegte ihn mit aufopfernder Hingebung und hatte die Genugtuung, ihn von seinem Schmerzenslager noch einmal aufstehen zu sehen, freilich nur, um noch kurze

Zeit ein mühselig Dasein zu fristen. Die Krankheit hatte ihn vollständig gelähmt, und die Aerzte verhießen ihm nur noch wenige Monate irdischen Wandelns.

In diesen Tagen verkehrte im väterlichen Hause ein junger Mann, der Sohn eines verstorbenen Jugendfreundes ihres Vaters. Von glänzendem Aeußern und liebenswürdigsten Umgangsformen, hatte er im Sturm die Herzen von Vater und Tochter gewonnen. Alexander Berger war eine vorteilhafte Erscheinung, keck stand ihm der schwarze Schnurrbart in dem interessanten Gesicht mit der hohen Stirn, und dabei fehlte es ihm nicht an Geist und Bildung. Er war Dichter und träumte von großen Erfolgen, von einer ruhmerfüllten Zukunft. Seine großangelegte Natur und sein vielversprechendes Talent ließen in der Tat Großes für ihn erwarten. Als sich daher Christinens Vater kränker und kränker werden fühlte, fand er einen Trost darin, sein letztes Kind an der Seite seines jungen Freundes ebenfalls versorgt zu sehen. Die jungen Leute liebten einander mit all der Glut einer ersten Leidenschaft. Christine, selbst noch ein halbes Kind, malte sich das Leben an des Geliebten Seite mit den rosigsten Farben aus und legte getrost ihre Hand in die seine. Da starb der Vater, und dieser Verlust war ihr erstes tiefes Weh, obschon sie lange darauf vorbereitet gewesen. Die Liebe ihres Gatten jedoch goß Linderung in ihr Leid, und bald freute sie sich voll und ganz des Glückes an seiner Seite. Im Anfang ging alles gut. Wie die Kinder lebten sie sorglos in den Tag hinein. Er besaß ein kleines

Vermögen, und auch sie hatte von ihrem Vater einige Tausende geerbt. Davon zehrten sie, dieweil Alexander an seinem ersten großen Werk, einem Romane, arbeitete. Im zweiten Jahre ihrer Ehe ward Ini geboren. Nun war ihr Glück vollständig. Zwei kleinere Aufsätze des jungen Poeten hatten zudem zu der Zeit Aufsehen erregt und waren ihm vom Verleger der Zeitschrift, in der sie erschienen, gut bezahlt worden. Sie schwelgten in Wonne, und er ging mit doppeltem Eifer an seine Arbeit, die ihn zum berühmten Manne machen sollte. — Sie ward beendigt, er wandte sich an einen Verleger. Nach einer Weile kam die Arbeit zurück. Der Mann dankte, fand die Geschichte sehr gut erdacht und hübsch ausgeführt, bedauerte jedoch, den Verlag ablehnen zu müssen. Das Manuskript ging an einen zweiten und dritten. Immer wieder eine Ablehnung. Noch verlor der junge Schriftsteller den Mut nicht. Er schickte sein Manuskript an die Redaktion einer weltbekannten Zeitschrift, und als diese es zurücksandte, an eine andre und so weiter. Mit Höflichkeitsphrasen, wie „zu großer Stoffandrang", „für unser Blatt leider nicht geeignet" und wie sie alle heißen, wurde er abgewiesen. Er ruhte nicht. Es mußte ja gelingen! — Er war so sicher des Erfolges. Er ließ das Werk auf eigne Kosten drucken. Das ging tief hinein in seine Kasse. Dann lag es fertig da, das Buch, die Frucht so mancher Stunde ununterbrochener Arbeit, und — wurde nicht gekauft. — Eines Tages fiel ihm eine Kritik in die Hände. Sie entstammte der Feder eines Mannes, der das Gewicht seines Namens

dazu verwandte, neben sich die jungen, aufstrebenden Talente nicht aufkommen zu lassen, der, wohl aus Furcht, verdunkelt zu werden, jede Blöße an jenen zu erspähen suchte, wo das Seziermesser seines ungerechten Urteils eindringen konnte.

Nach dem Lesen jener Kritik brach Alexander Berger zusammen. Da zeigten sich die schwachen Seiten seines Charakters. Wäre es ihm vergönnt gewesen, im Sonnenschein zu wandeln, er hätte vieles leisten können, vieles geleistet. Der erste Blitzschlag brach seine Kraft. Er verzweifelte an seinem Talente; er fand zu neuem Versuch nicht Mut, wie sehr seine arme Frau, die fest an ihn glaubte, ihn auch aufzurichten bestrebt war. Immer düsterer, immer mutloser wurde er, seine Arbeit ekelte ihn an, — da kam das Elend.

Einmal ging er des Nachts aus, was er seit seiner Verheiratung nie getan, an einem Trinkgelage früherer Freunde teilzunehmen. Spät kehrte er heim. Christine hatte ihn in angstvoller Unruhe erwartet. Da war er, die Augen gerötet, die Züge blaß vom vielen Weingenuß. Er wankte. — Schaudernd wandte sie sich ab, und ohne Gutnachtgruß legte er sich zu Bette. So ging es weiter. Immer häufiger blieb er des Nachts aus, Weib und Kind vergessend; seine Liebe zu ihnen schien erloschen zu sein mit dem Glauben an sich selbst. Die junge Frau beschwor ihn zur Umkehr. Sie wollte noch an ihn glauben, sie liebte ihn noch, und sie warf sich mit Aufgebot ihrer schwachen Kraft zwischen ihn und den Abgrund, dem er blindlings zustrebte. Doch er stieß sie beiseite, ging — und fiel.

Sein ausschweifendes Leben kostete Geld. Er achtete nicht darauf, daß sein und seiner Frau Vermögen zerschmolz, bis er eines Tages ein Bettler war. Da ergriff ihn vollends der Dämon, der von seinem Innern Besitz genommen, er wurde ein Verbrecher — er stahl.

Auf einem Pfandleihhause, wohin er zum ersten Male gegangen, einige Sachen von Wert zu versetzen, war es, gegen Mittagszeit. Die Räume hatten sich schon geleert. Der einzige noch anwesende Beamte war ins Nebenzimmer gegangen, die gebrachten Schmuckgegenstände zu verschließen. In der Nähe des Schalters lagen mehrere große Noten. Berger vermochte sie mit der Hand zu erreichen. Ein Taumel erfaßte ihn. Er streckte die Hand aus — er hielt das Geld — es verschwand in seiner Tasche — dann eilte er hinaus. — Nach zwei Tagen war der Dieb entdeckt.

Die Frau erfuhr das Schreckliche erst, als die Diener des Gesetzes ins Haus kamen, ihren Mann ins Gefängnis abzuführen. — Sie starrte sie an, groß und bange. — Was wollten sie? — Ihn? — Ihn, den sie liebte? — Das mußte ein Irrtum sein. — Das war ja unmöglich, ganz unmöglich! — Da sah sie, wie sein Haupt schuldbewußt auf seine Brust sich beugte; — er streckte die Hand nach ihr aus, als wollte er ihre Verzeihung erflehen. — Mit einem Aufschrei, der die zwei an den Anblick menschlichen Elends jeder Art gewohnten Polizeibeamten erschütterte, sank sie bewußtlos zu Boden.

Lange Wochen war sie krank. Eine ihrer Schwestern pflegte sie, und als sie genas, bot jene ihr und

ihrem Kinde liebevoll ein Heim in ihrem Hause. Doch sie wohnte in der gleichen Stadt, und Christine lehnte ihr Anerbieten ab. — Sie schämte sich, ihr graute vor dem Umgang mit andern Menschen! Nur des Nachts ging sie aus, um ihre notwendigen Einkäufe zu machen. Von ihrer Schwester nahm sie doch so viel, um für die nächste Zeit leben zu können; denn ihr Mann hatte ihr nichts gelassen, nichts. — Doch, was nun beginnen? — Ihr Stolz sträubte sich dagegen, von der Güte ihrer Verwandten zu leben, und dann — sie wollte fort aus dem Geräusche der Stadt, aus der Nähe der Leute, die sie gekannt und die den Zusammenbruch ihres Glückes gesehen, fort in eine Gegend, wo alles ihr fremd war. — In diesen schweren Tagen gab Gott ihr einen Trost — ihr kleines Mädchen. Der Gedanke an dieses ließ ihren Mut aufleben, ihr das Dasein nicht ganz wertlos erscheinen. — Sie war äußerst geschickt in allen weiblichen Handarbeiten und gedachte das nun zu nützen; — aber wo? Sie ertrug es nicht, von den Leuten derjenigen Kreise, in denen sie bisher immer verkehrt hatte, über die Achsel angesehen zu werden. Sie war jetzt ganz, ganz arm; so sollte denn der erste Teil ihres Lebens abgeschlossen und ein neuer begonnen werden, in andrer Umgebung — bei andern Menschen. — Sie erinnerte sich eines jüngeren Freundes ihres verstorbenen Vaters, des Pfarrers Oser, der jetzt hoch droben im Gebirge wohnte und der gewiß gerne bereit sein würde, ihr beim Betreten des neuen, schweren Weges eine Stütze zu sein. Es drängte sie mit Allgewalt fort in die Einsamkeit, und wo konnte

es einsamer sein als in jener Höhe? Von jenem Dorfe aus gedachte sie sich durch Vermittlung ihrer Verwandten Stick- und Näharbeiten von größeren Geschäften im Tale zu verschaffen, und so hoffte sie sich durchzuschlagen ohne jene ihr wehtuende, klingende Mithilfe andrer. Sie schrieb an Pfarrer Oser, und binnen kurzem war die Antwort in ihren Händen. Er schrieb, wie dankbar er für ihr Vertrauen sei, und daß er gerne für sie tun werde, was immer in seiner Macht stehe; doch er stellte ihr vor, wie wild es an seinem Wohnorte sei, wie rauh die Leute, und wie ihre Entfernung aus der Stadt ihre Aussicht, Arbeit zu erhalten, eher vermindern als vermehren müsse. Nichtsdestoweniger beharrte sie auf ihrem Entschlusse und erwiderte Pfarrer Osers Brief in entsprechender Weise. Nach acht Tagen langte wieder Bericht von ihm an. „Es wäre eben ein kleines Häuschen frei geworden, das er für sie gemietet habe und nun noch in Ordnung bringen lassen wolle, und so möge sie denn in Gottes Namen in vierzehn Tagen kommen und versuchen, wie es ihr gefallen werde in der Nachbarschaft der Tannen und Felsen."

Es war an einem Sonntag im Spätherbst, als sie droben einzog. Sie hatte ihre wenigen Möbel und sonstigen Haushaltungsgegenstände, deren sie droben bedurfte, vorausgeschickt, sie selbst mit Ini, die damals drei Jahre zählte, einen Einspänner gemietet, der sie beide hinaufbringen sollte. — Schon lagen die Matten gelb, und kühl wehte es von den Bergen her, als sie ins Dorf einfuhren; doch es war zur Mittagszeit, und die Sonne strahlte so

friedvoll und tauchte die Berge in Glanz und Licht. Von der kleinen Kirche ertönte eine Glocke. Die Klänge zogen ihr entgegen, weich und freundlich, als sollte es ihr Willkommen sein, und ihr wundes Herz öffnete sich weit dem Friedenshauche, der ihr nach den Tagen voll Kampf und Leid zuwehte. — Am Pfarrhause stieg sie ab; der erste Mann, der ihr dort entgegentrat, verstand die Gefühle, die ihre Brust beim Einzug in diese neue, von der früheren so verschiedenen Heimat erfüllen mußte. Er sagte ihr nicht viele Worte, sondern reichte ihr still die Hand und führte sie dann, nachdem sie mit ihrem Kinde bei ihm einen Imbiß eingenommen hatte, in die Hütte am Ende des Dorfes. „Gott segne Ihren Eingang," sprach er dort bewegt und ließ sie dann nach kurzer Zeit allein. Da kniete sie in der kleinen Wohnstube, die er so traulich für sie hatte einrichten lassen, nieder, hielt ihr Töchterchen an ihr Herz gedrückt und betete, daß der Herr über Himmel und Erde gnädig walten möge über ihrem Liebling und auch — es war das erstemal, daß sie ohne Groll an ihn denken konnte — über dem, der hinter Kerkermauern seinen Fehltritt büßte.

Und allmählich hatten sie sich eingewöhnt, Mutter und Kind, wenn auch im Anfang die Nähe der himmelhohen Berge das ans freie, weite Land gewöhnte Auge bedrücken und der bald nach ihrem Einzug mit all seiner ungeziemten Wildheit hereinbrechende Winter sie erschrecken wollte. Es gelang Frau Christine, mit einem Geschäfte in Verbindung zu treten, das ihr regelmäßig Arbeit lieferte und gut bezahlte. Ohne Murren, ohne Klage saß sie vom

frühen Morgen bis zum Abend bei ihrem Werke. Als dann Ini zur Schule mußte, kam es ihr wohl manchmal einsam vor in ihrem Stübchen, aber wenn dann die Kleine nach den Unterrichtsstunden nach Hause kam, war alles wieder gut und sie gewöhnte sich auch an das. Mit den Leuten des Dorfes kam sie wenig in Berührung, nur mit Mattmanns war sie näher bekannt geworden. Frau Mattmann stammte aus der Stadt, wo Frau Berger geboren war und gelebt hatte. Auch war Luise, das älteste Töchterchen der ersteren, der Klasse Inis zugeteilt. Die beiden Kinder waren oft zusammen und hatten so auch die zur Freundschaft führende Begegnung der Eltern herbeigeführt. Bei Mattmanns traf Ini auch zuweilen mit der nur ein Jahr älteren Anna Ehrler zusammen, von der sie ihrer Mutter viel erzählte. Im Ehrlerschen Hause war sie jedoch noch nie gewesen. Der alte Ehrler liebte nicht das Ein- und Ausgehen der kleinen Gäste, und er liebte noch weniger das, was er die Bergersche Sippschaft nannte. — Die Schicksale der Frau Berger waren wenigstens in ihrem Hauptteil, der Katastrophe, im Dorfe nicht unbekannt geblieben. Das geschwätzige, lästernde Weib, die öffentliche Meinung, hatte Frau Berger nicht fliehen können, wie sie es gewünscht hatte. Leise, heimlich war es ihr gefolgt bis herauf in die Einsamkeit und hatte geflüstert und gestichelt, bis es ihr gelungen, einen Teil der Bergbewohner gegen die arme Frau einzunehmen, welcher dieselben Mitschuld an ihrem Unglück zuschrieben. Unter ihnen war auch Ehrler. Der starrsinnige Mann hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß diese Familie

Berger Bettlervolk sei, mit welchem umzugehen für seine Kinder nicht ratsam wäre. Trotz den überzeugenden Urteilen und Beweisen, die ihm für die Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit Frau Bergers von seiten Mattmanns und Pfarrer Osers gegeben wurden, beharrte er auf seiner Meinung, ja, er ging so weit, daß er seinem Töchterchen die Bitte, Ini einmal mitbringen zu dürfen, rundweg abschlug. Daß sich die Kinder dennoch häufig sahen und lieb gewannen, konnte er freilich nicht hindern. — Zum Glücke kam selten ein böses Wort über sie und die Ihrigen zu Ohren der Frau Berger, und Ini war noch zu jung, um lange über ein hier oder dort gehörtes hämisches Urteil nachzudenken.

Pfarrer Oser war der einsamen Frau eine große Stütze geworden. Mit Rat und Tat war er ihr stets zur Seite gestanden, und sein Trosteswort half ihr über manche trübe Stunde hinweg. Fast jeden Abend kam er herüber, um ihr von seinen Gängen, seinen Armen und Kranken oder von früheren Tagen zu erzählen.

Auch heute war der Geistliche hier gewesen und erst vor etwa einer halben Stunde fortgegangen, um den Rosenkranz in der Kirche zu halten und später seine beiden Lieblingsschüler bei sich zu sehen. Als er fort war, hatte Ini um eines von Mütterchens Märchen gebeten. Es war des Kindes liebste Unterhaltung, wenn die Mutter ihr erzählte. Da saß sie still und schaute mit großen Augen vor sich hin, lautlos horchend. Frau Berger besaß eine reiche Phantasie und pflegte sich die Erzählungen für ihr Töchterchen selbst zusammenzureimen. Angeregt durch

eine Bemerkung Pfarrer Osers, daß er Ini, die gerne sang und eine hübsche Stimme besaß, in einigen Jahren seinem kleinen Kirchenchore einverleiben wolle, hatte sie ihr heute von Musik gesprochen. Nun fuhr sie nach kurzem Inhalte fort:

„Sieh, Liebling, die Musik ist eine Gabe, die ein Engel, welchen der liebe Gott auf die Erde niederschickt, den Menschen verleiht, damit sie die Hauptregungen ihrer Seele, Leid und Freude, in Töne fassen können. Nun gibt es freilich Menschen, die die Musik nicht liebhaben. Das sind entweder solche, deren Gemüt unempfänglich für das Schöne geworden ist, oder andre, welche böse sind und fürchten, es möchte durch die vom Himmel stammende Stimme der Musik ihr Gewissen geweckt werden, das ihnen Vorwürfe über ihr böses Tun machen werde. Dann gibt es gar viele Menschen, denen die Musik lieb ist, die andächtig ihren Tönen lauschen, denen aber die Gabe, sie selbst zu pflegen, versagt geblieben. Und endlich sind da wenige Auserwählte, deren Stirne jener Engel mit den Zauberlippen berührt und die dadurch geweiht wurden, der Musik zu dienen ihr Leben lang. Diese dreifach gesegneten Menschen können alles, was ihr Herz bewegt, ausströmen in wunderbaren Tönen. Wenn ein Glück ihre Seele füllt, kann jubelnd ihr Sang oder ihr Spiel zum Himmel dringen, dankend für das, was ihnen der liebe Gott geschickt, und wenn Traurigkeit in ihr Herz eingezogen ist, dürfen sie ihre Klagen ausklingen lassen in ernsten Melodien, leise oder stürmisch, dadurch die Last erleichternd, die auf ihnen ruht!"

Ini hatte atemlos zugehört. Jetzt fragte sie

plötzlich: „Können denn diese Menschen in den Tönen alles sagen, was sie möchten?“

„Ja, mein Kind; freilich manchmal nur ihnen verständlich und dem lieben Gott, aber wir andern stehen dann oft bei den herrlichen Harmonien wie vor einem tiefen, wundersamen Rätsel, das uns bekannt dünkt, in unserm Innern etwas wachruft, was, wir fühlen es, damit verwandt ist, aber das wir doch nicht lösen können.“

„O Mütterchen, ich will singen lernen, und wenn ich es kann, dann will ich dem lieben Gott singen, wie gut du bist und wie viel lieb ich dich habe, denn, weißt du, sagen kann ich es doch nicht, wie lieb du mir bist!“ Bei diesen Worten schlang Ini die Arme um der Mutter Hals.

Ein glückliches Lächeln verklärte einen Augenblick die gramdurchfurchten Züge Frau Bergers, und bei den Worten ihres Kindes durchzuckte sie wieder jenes grenzenlose Mitleid mit seinem fernen Vater, ihrem Manne, der nicht mitgenießen konnte von dem Sonnenschein, den die Kleine in ihr Leben brachte. Ueberwältigt von diesem Gefühle, flüsterte sie Ini zu, indem sie sie fest an sich drückte: „Wen mußt du aber auch noch liebhaben, Kleine?“

Einen Augenblick sann diese nach, dann sagte sie in einem Tone, der verriet, daß sie über etwas grübelte: „Den Vater.“

„Ja,“ sprach Frau Berger weich, „gar lieb mußt du ihn haben, und den lieben Gott täglich bitten, daß er ihn gesund wieder zurückführe zu uns!“

„Mutter,“ fragte plötzlich das Kind und eine

große Angst lag in ihren Augen, „ist es wahr, daß der Vater im Zuchthaus war?"

Frau Berger erbleichte, ihre Stimme bebte in furchtbarer Aufregung, als sie, aufstehend, fragte:

„Wer hat das gesagt — wer darf dir solches sagen — dir?" Sie hatte die Worte halb zu sich selbst gesprochen und schrak zusammen, als das Kind weiterfuhr.

„Der Veri Haller hat es gesagt, aber der Joseph Ehrler hat ihn geschlagen darum, und, o Mutter, gelt, das kann doch nicht wahr sein?"

„Du mußt nicht horchen auf das, was die bösen Buben sagen," klang es gebrochen zurück. Frau Berger stand am Fenster, die Stirn an die Scheibe gelehnt, und schaute starr hinaus. Das ferne Flammen war erloschen. Das Dunkel kam. Auch im Stübchen war's düster geworden und im Herzen der einsamen Frau.

Da wurden draußen Schritte laut, und jemand klopfte an der Türe. Frau Berger hatte sich gefaßt und auf ihr „Herein" trat Anton Mattmann in die Stube. Er hatte einen Auftrag seiner Eltern auszurichten und erzählte, daß er nachher für den Abend zu Pfarrer Oser hinübergehen werde.

„Willst du Ini auf ein Stündchen mit hinübernehmen? — Sage, ich ließe den Herrn Pfarrer bitten, sie an euerm Plauderabend teilnehmen zu lassen; ich hätte zu tun und wünsche allein zu sein!" — Ein grausames Weh durchzuckte das Herz der armen Frau bei diesen Worten. Es war das erstemal, daß sie ihr Kind von sich schickte, aber sie mußte eine Weile allein sein, um die tiefe Bitter-

keit niederkämpfen zu können, die ihre Brust seit Inis Frage erfüllte. Das Mädchen hatte zuerst verwundert aufgeschaut bei Frau Bergers Worten, jedoch der Gedanke, zu Pfarrer Oser zu dürfen, der, wie sie meinte, beinahe so schön erzählen könne wie die Mutter, stimmte sie froh, und gerne folgte sie Anton zum Pfarrhause.

Als die beiden das Häuschen verlassen, stand Frau Christine einen Augenblick still mitten im Zimmer, die Hand vor die Stirne gelegt, hinter der es so ungestüm hämmerte und pochte. Dann zündete sie Licht an, setzte sich in ihren Lehnstuhl und versuchte zu arbeiten, aber bald ruhten wieder ihre Hände. Die Gedanken, die mitleidlosen, friedenstörenden Gedanken wollten sich nicht bannen lassen.

„Selbst dir können sie es nicht ersparen, mein armer, kleiner Liebling, zu wissen, daß du das Kind eines Zuchthäuslers bist. So sehr ich ihn zu verhüten suche, der Tag wird kommen, da mit erbarmungsloser Klarheit die Erkenntnis über dich kommen wird, und von da ab wird die Schuld des Vaters einen Schatten auf deinen Lebensweg werfen, den all deine Schönheit, all deine Reinheit nicht wird verwischen können. Das ist die ungerechte, mitleidlose Welt, die um eines Sünders Schuld auch die büßen läßt, die zu ihm gehören, gleichviel ob sie mitschuldig oder nicht. Und ob auch einzelne den Fehler verzeihen, ja vergessen möchten, die Klatschsucht weckt ihn immer wieder. Der Tod nur sühnt vielleicht im dritten Glied! Mein Kind, mein armes Kind, mir ist so bang um dich!“ —

So sprach sie leise in kurzen Sätzen vor sich hin, legte endlich den müden Kopf in die Hände und weinte bitterlich.

Viertes Kapitel

In der Wohnstube des Pfarrhauses brannte Licht, als Ini und Anton eintraten. Pfarrer Oser saß in seinem nebenanliegenden Studierzimmer, das ebenfalls erleuchtet war und schrieb, während der bereis anwesende Joseph Ehrler in einem Buche aus des Pfarrherrn reichhaltiger Bibliothek las. Die Wohnstube lag auf der Hinterseite des Hauses. Von ihren Fenstern sah man hinab in die grausige Tiefe der „Hölle", wo jetzt, im Winter, die Wasser des Baches freilich nur spärlich flossen; es war beinahe unheimlich, über die schwarzen senkrechten Felswände hinabzublicken. Drüben aber fiel der Blick auf freundliche Häuser, worunter gerade gegenüber dasjenige des Gemeindepräsidenten, ein altes, aber nicht unansehnliches Gebäude; hinter den Häusern, stark ansteigend, mit Felsblöcken übersäte, jetzt schneebedeckte Matten, wiederum dahinter ernste Tannen und, wo jene aufhörten, das eisumbundene Gestein der Berggipfel. — Die Stube war einfach, aber wohnlich eingerichtet, in der Mitte ein langer viereckiger Tisch, darüber eine hübsche Hängelampe, an den Seiten verteilt ein Sofa, ein Geschirrschrank, ein kleineres Tischchen, worauf ein Aquarium mit Goldfischen stand, und ein Klavier. Pfarrer Oser liebte die Musik, er war ein guter Klavierspieler und gab sich viele Mühe, den Kirchengesang in

seinem Gotteshause zu heben. Er hatte zu diesem Zwecke einige junge Leute des Dorfes, beiderlei Geschlechts, zusammenberufen, aus denen er mit Hilfe des Lehrers, nicht ohne schwere Mühe, einen Kirchenchor bildete. Auch Anton Mattmann gehörte zu diesem Chor, während Joseph Ehrler jede Gesangsbefähigung abging. Zweimal die Woche wurde abends im Pfarrhause geübt.

Beim Eintritt Antons und Inis hatte Pfarrer Oser seine Arbeit geschlossen und, nachdem ersterer Frau Bergers Bitte vorgebracht, die Kleine liebevoll bedeutet, sich in die Sofaecke zu setzen, während er selbst mit den Knaben am Tische Platz nahm, nachdem er vorher noch seine alte Haushälterin hereingerufen hatte, welche sich neben Ini, ihrem besonderen Liebling, niederließ.

Des Pfarrers alte Marie war eine wohlbekannte und gern gesehene Persönlichkeit im Dorfe. Die große, etwas vornübergebeugte Gestalt mit den häßlichen und doch etwas Angenehmes besitzenden Zügen ging ein und aus in den Häusern und Hütten, wo es Arme und Kranke gab. Nie kam sie mit leeren Händen, denn der Pfarrer sparte nicht und half seinen bedürftigen Pfarrkindern nicht nur durch tröstlichen Zuspruch, sondern auch durch tätige Unterstützung. An ihrem Herrn hing die alte Marie mit einer Treue, hinter der alles andre zurückstehen mußte. Sie hatte als junges Mädchen schon im Hause seines Vaters gedient und dasselbe erst verlassen, als Oser seine Studien beendigt und eine Pfarrei bezogen hatte. Da war sie auf seinen Wunsch zur Führung seines Haushaltes zu ihm ge-

kommen und seither bei ihm geblieben. Sie war nun schon eine starke Fünfzigerin und schlug gegenüber Pfarrer Oser stets einen mütterlichen Ton an, was sich dieser gutmütig gefallen ließ, wußte er doch die Treue und Tüchtigkeit des alten Mädchens, das sonst eine tiefe Ehrfurcht vor seinem Wissen und seiner Persönlichkeit hegte, wohl zu schätzen.

Marie hatte ein Strickzeug zur Hand genommen, während Ini die Händchen wieder gefaltet hielt und den Worten Pfarrer Osers lauschte, der jetzt zu erzählen begann. Er hatte für den heutigen Abend die Geschichte des Christoph Kolumbus gewählt und fand an seinen jungen Gästen die dankbarsten Zuhörer. Sein Vortrag hatte etwas ungemein Fesselndes, und seine Erzählung hätte wohl verwöhntere Ohren als die der beiden Knaben und Inis entzückt, denn sein markiges und doch biegsames Organ und seine Schilderungsgabe ließen dieselbe zu einem wahren Genusse werden.

Es mochte neun Uhr sein, als der Geistliche seine Erzählung beendete. Kurze Zeit darauf brachen die beiden Knaben und Ini auf, von ihm bis an die Haustür geleitet. Draußen war es dunkel geworden, nur wenige Sterne funkelten am Himmel, und das Mondlicht fehlte. Pfarrer Oser trug den Knaben auf, Ini nach Hause zu bringen, ehe sie ihren eignen Heimweg antraten, was diese gerne übernahmen. Die Nacht war kalt und der zusammengetretene Schnee knirschte unter ihren Tritten. Kaum waren sie einige Schritte vom Pfarrhause entfernt, 'als Ini plötzlich ausglitt und mit leisem Schmerzensschrei zu Boden fiel. Anton hob sie auf.

Als sie jedoch zu gehen versuchte, mußte sie sich an dem Knaben halten; der kleine Fuß tat zu weh, sie hatte ihn sich beim Fallen verletzt.

„Ich kann nicht gehen," flüsterte sie ängstlich, „der Schuh drückt so sehr — gewiß blutet der Fuß!"

„Komm, ich trage dich," sagte Anton, „es ist ja nur wenige Schritte bis zu euerm Haus!" Und er machte Anstalt, sie emporzuheben. Joseph kam ihm zuvor.

„Ich bin stärker als du, ich trage sie schon," sprach er rasch, „zuerst aber muß der Schuh herunter! — Setz dich da in den Schnee, Ini!"

Die Kleine tat so, und mit ungeschickter Hand, aber sanft und sorgsam löste er die Lederschnüre ihres Schuhes und zog ihn ihr vom Fuß. „Tut's gar weh?" fragte er in einem, an dem wilden Knaben seltsamen, besorgten und leisen Tone.

„O nein, nun ist's schon besser," antwortete Ini.

Sie hatte nur mit Mühe einen Schrei unterdrückt, als er das wunde Glied berührte, aber der Joseph sollte sehen, daß sie auch mutig sein könne, und da hatte sie die Hände geballt, und sich recht zusammengenommen, daß ihr kein Laut entschlüpfte. Nun hob er sie leicht wie eine Feder empor und schritt mit ihr heimwärts, während Anton den beinahe vergessenen Schuh aufhob und ihn den beiden nachtrug. Das Kind schlang die Arme um den Hals Josephs. Wie stark er war und wie gut! Nun hatte er ihr heute schon zweimal geholfen! Der Fuß tat ihr gar nicht mehr so weh, so sorgsam trug er sie. In überquellender Dankbarkeit und Be-

wunderung legte sie ihre zarte, kindliche Wange an die seine und fragte: „Bin ich denn nicht schwer?"

Er lachte auf. „Ha, ich könnte dich hinauftragen bis auf die Höhe, wo droben am Passe der See liegt, ohne dich einmal niederzusetzen, und ich würde nicht einmal müde dabei."

„Wie stark du bist!" rief sie voll kindlich gläubigen Erstaunens bei seiner etwas gewagten Behauptung. Dann fügte sie nachdenklich hinzu: „Wenn nur die Mutter nicht so sehr erschrickt, wenn ihr mich so ins Haus bringt."

Sie waren inzwischen vor Frau Bergers Wohnung angelangt, und Anton öffnete die Haustüre.

Frau Christine hatte noch immer über ihrer Arbeit gesessen. Nach jenen Tränen war Ruhe über sie gekommen und sie hatte — in Gedanken bei dem fernen Gatten weilend, der, aus dem Gefängnisse entlassen, sich schämte, zu Weib und Kind zurückzukehren und nach Amerika geflohen war — an ihrem Nähzeug weitergearbeitet. Als sie draußen Schritte vernahm, öffnete sie die Stubentüre. Ein Angstruf entfloh ihren Lippen, als sie die etwas bleiche Ini auf Josephs Armen sah. Doch Ini rief fröhlich: „Hab' keine Angst, Mütterchen, ich bin nur auf dem glatten Schnee gefallen, und da tut mir der dumme Fuß ein wenig weh!"

Immer noch nicht beruhigt, wollte Frau Berger die Kleine von des Knaben Arm nehmen, als diese sich noch einmal nieder zu Joseph neigte nnd mit einem herzinnigen „Ich danke dir" ihre roten, warmen Lippen auf seine Wange preßte. Dann wandte er sich ihrer Mutter zu, die sie in den Lehn-

stuhl setzte und den Strumpf vom Fuß entfernte, um die Verletzung zu untersuchen.

Anton sagte freundlich „gute Nacht“ und entfernte sich; auch Joseph wandte sich mit einem Gutnachtgruß um, als ob er gehen wolle.

Frau Berger beugte sich über die Kleine, und als sie sah, daß der Fuß infolge unbedeutender Verstauchung nur wenig angeschwollen war, atmete sie erleichtert auf und erhob sich, um etwas frisches Wasser zum Ueberschlagen zu holen. Da stand der große blonde Knabe, der Joseph, noch immer unter der Tür und schaute sie mit ängstlichem Blicke an.

„Möchtest du noch etwas?“ fragte sie freundlich.

„Der Fuß — — —“ stotterte er, „— — er — — er ist doch nicht stark verletzt?“

„O nein, nur ein wenig angeschwollen, morgen kann die Ini doch wieder in die Schule gehen,“ war die Antwort.

Da leuchteten die blauen Augen in ihrem alten, frohen Schein, grüßend berührte Joseph seine Pelzkappe und war im nächsten Augenblicke durch die Haustüre verschwunden.

Draußen trafen die beiden Knaben wieder zusammen. Anton hatte Joseph vor dem Hause erwartet. Eine Weile schritten sie schweigend nebeneinander hin. Dann fragte Anton plötzlich, und ein leiser Aerger lag in seinem Ton: „Warum hast denn du die Ini tragen wollen, ich hätte es doch auch gekonnt?“

„Weil ich wollte, trug ich sie,“ klang es nicht sehr liebenswürdig zurück; dann aber veränderte sich

plötzlich Josephs Stimme und er sagte in seltsam ernster Weise: „Sei nicht böse, Toni, laß uns lieber zusammenhalten, daß keiner mehr dem armen, kleinen Ding, der Ini, so weh tun kann, wie heute der Veri!“ Er streckte die Hand hin, und fest legte sich die Antons hinein.

Es war ein Bund, den sie schlossen, wie in ihren jugendlichen Herzen unter Pfarrer Osers Erziehung der Abscheu vor der Nörgelsucht der Menschen besonders gepflegt und gestärkt worden war, ein Bund, zu dem ein kindlich überspannter Sinn, die Ritterlichkeit ihrer Recht und Unrecht streng zu unterscheiden gewohnten Herzen sie antrieben, und sie ahnten zu der Stunde nicht, daß ihnen Gelegenheit gegeben würde in späterer Zeit, sich als Männer des Knabenwortes zu erinnern. — Vor Antons Vaterhaus trennten sie sich. Dieser ging hinauf und auch Joseph wandte sich seinerseits dem elterlichen Hause zu.

Fünftes Kapitel

Es war vier Tage später. Seit zwei Tagen und zwei Nächten schneite es unaufhörlich; graue Nebel hingen tief an den Bergen hinab, und daraus hervor wirbelten dicht, gleichmäßig, geräuschlos die weißen Flocken, als sollte alles Leben begraben werden unter schwerem, undurchdringlichem Leichentuche. — Wieder neigte sich der Abend herab auf das Dorf, und noch immer rieselten die weißen Gebilde hernieder, aber nicht mehr in ruhigem Spiele, sondern

in wildem, irrem Tanze, getrieben vom eisigen Hauche des Nordwindes, der vor einigen Stunden zu blasen angefangen. Zum Sturme schwoll er manchmal an, hob den leichten Schnee von der Erde und wirbelte ihn in Säulen hoch empor, ihn vereinigend mit den neuen, unaufhörlich herabschwirrenden Flocken. — Durch die Gassen des Dorfes pfiff es in eisiger Flucht, warf sich an die Häusermauern, schichtete sich auf, höher und höher, und verdunkelte die kleinen Fensterscheiben.

Im Ehrlerschen Hause herrschte eine fremde, bange Stille. Der alte Ehrler hatte vor drei Tagen in der Frühe mit fünf Pferden und ebensovielen Schlitten den beabsichtigten Transport unternommen, begleitet von drei bewährten, starken Knechten. Sie gedachten in dem Dorfe jenseits des Berges, wohin die Waren zur Weiterbeförderung bestimmt waren, neue Ladung für den Rückweg einzunehmen, und Ehrler hatte versprochen, seine Frau wissen zu lassen, wann er die Rückfahrt antreten werde. Teils um den Pferden die nötige Ruhe vor der Heimreise zu gönnen, teils abgehalten durch Geschäfte, hatte er erst am gestrigen Tage telegraphiert, daß sie am folgenden Morgen sich auf den Heimweg machen würden. Man hatte die Depesche der Frau Marianne Ehrler erst nach Schluß des Telegraphenbureaus gebracht, und als sie am andern Morgen ihren Mann auf gleichem Wege von der Ungunst der Witterung in Kenntnis setzen wollte, hatte die Schneelast in der Nacht die Drähte zerrissen und der Verkehr wurde auf Tage unterbrochen.

‚Offenbar mußte das Wetter auf der andern

Seite des Berges besser sein, sonst hätte Ehrler nicht ans Heimkommen gedacht; er kannte ja zur Genüge die Gefahren des Gebirges, um sie nicht leichtsinnig herauszufordern,' so dachte Frau Marianne, die in tiefer Unruhe von Zeit zu Zeit ans Fenster ihres Wohnzimmers trat, von dem man ein Stück Straße überblicken konnte. Zuweilen ging sie auch hinunter vor die Haustüre, um zu horchen, ob nicht das Geschell der Pferde sich vernehmen lasse. Doch um die Fenster wehte der Wind immer dichter die Schneeflocken, und bald sah man nicht mehr durch den weißen Schleier, und wenn die geängstigte Frau vor die Haustüre trat, so hallte wohl das Heulen des Windes an ihr Ohr, dazwischen hinein aber nimmer der ersehnte Glockenton der Schlittengeschirre. Frau Mariannens Unruhe wuchs mit der zunehmenden Dunkelheit. Joseph war aus der Schule heimgekommen und hatte zuerst lächelnd der Mutter Sorgen zu zerstreuen gesucht. Er vertraute so fest auf die riesige Kraft des Vaters, auf seine Kenntnis des Weges und den Umstand, daß er ja schon oft im Unwetter vom Berge niedergestiegen, als daß er sich ernste Gedanken über dessen Fernbleiben machte. „Vielleicht," meinte er, zu Frau Ehrler gewandt, „ist der Vater gar nicht drüben weggegangen und konnte uns nur nicht mehr Nachricht senden, ebensowenig wie wir ihm!"

Ungläubig schüttelte seine Mutter den Kopf. Sie hatte eine Arbeit zur Hand genommen und sich an ihr Nähtischchen ans Fenster gesetzt; die kleine Anna saß zu ihren Füßen und lehnte furchtsam den blonden Kopf an ihre Knie. Joseph stand

drüben am Ofen. Er schaute mit sonderbarem Ausdrucke vor sich hin, die Angst der Mutter schien ihn jetzt doch selber ängstlich zu machen, nur wollte er sich nichts merken lassen, um jene nicht noch mehr zu beunruhigen.

„Vielleicht," begann er wieder, „sind sie oben im Schirmhaus auf dem Hospiz geblieben und warten besseres Wetter ab. — Hab' doch keine Angst, Mutter, sicher geht der Vater nicht in Gefahr, wenn er nicht weiß, daß er sie überwinden kann!"

„Gott gebe es, daß sie oben geblieben sind," seufzte Frau Ehrler tief auf.

Dann war es eine Weile totenstill im Zimmer, nur die Schwarzwälderuhr an der Wand ging ruhig ihren Gang, draußen klang des Sturmwinds Lied mit ungeschwächter Macht, und die Schatten der Nacht senkten sich tiefer und tiefer. Der Knabe am Ofen schaute auf die besorgte Mutter, welche die Arbeit wieder weggelegt hatte und, die Hände auf dem Nähtisch gefaltet, stumm vor sich niedersah. — Jetzt wehte eine neue Welle von Schnee und Eis gegen die Fenster, daß sie klirrten.

„Wenn sie jetzt in den Wildenen wären," sagte plötzlich Joseph. Seine Stimme klang gepreßt, und er war blaß geworden.

„Barmherziger Gott, in den Wildenen in solcher Nacht," schrie Frau Marianne auf, „sie kämen nimmer hindurch mit den Pferden, und die, ich weiß es, ließe der Vater nimmer zurück!"

Die Wildenen nannten die Dorfbewohner eine schaurige Felspartie, die etwa eine halbe Stunde

oberhalb des Dorfes ihren Anfang nahm. An himmelhohen Felswänden zog sich die Straße hin; schwarz und senkrecht stiegen sie auf zur Rechten und schwarz und senkrecht fielen sie zur Linken ab nach dem Flusse hin, der von der Paßhöhe herunterkam. Ein Tal der Schrecken mochten es diejenigen nennen, die bei grimmem Unwetter es zu durchziehen hatten, wann durch die auf beiden Seiten zusammentretenden, nur dem Fluß und der Straße Raum lassenden Berge der Sturmwind raste. Grimmig fing er sich am harten Gestein, um, abprallend, alles zu gefährden, was auf der Straße sich bewegte. Und nun erst, wenn es schneite, wenn das Auge des einsamen Wanderers geblendet wurde, wenn der Atem ihm verging im tollen Tanze der eisigen Flocken — wie leicht war da ein Fehltritt getan, der ihn in den grausen Abgrund hinabstürzte. Und diese Wildenen aufwärts zu durchschreiten, das war ein Weg von einer Stunde bei normalem Wetter, wie erst bei ungünstigem!

Frau Ehrler hatte sich zitternd erhoben und ging im Zimmer auf und nieder. Joseph schlang den Arm um sie, wie um sie zu trösten, und eine Zeitlang wanderten sie beide ruhelos hin und her, bangend um das Leben des fernen Gatten und Vaters und seiner Begleiter. Die kleine Anna weinte leise vor sich hin. — Da ging unten die Haustüre. — Schritte wurden laut — müde, wankende Schritte. — Sie kamen die Holztreppe herauf — langsam, wie die eines tief Erschöpften. — Jetzt ging die Tür des Wohnzimmers auf.

Die drinnen hatten in atemloser Erwartung ge-

lauscht. Der Eintretende war ein Mann. Sein Bart, der ihm lang auf die Brust niederfiel, war voll Eis und so sein Haar, seine ganze Kleidung weiß, wie aus Schneeflocken gewoben, sein Gesicht todesblaß, und auf der Stirn standen ihm, trotz der Kälte, die Schweißtropfen.

„Heinrich, du, und allein," rief ihm Frau Ehrler entgegen, „wo sind die andern — sprich, Mann, um Gottes willen, wo sind die andern — wo ist mein Mann?"

Der Angekommene, einer der Knechte, die Ehrler begleitet hatten, war auf den nächsten Stuhl gesunken, keuchend ging sein Atem, und er versuchte, einen Augenblick umsonst, zu reden. In unsagbarer Angst schüttelte ihn Frau Ehrler. Joseph war schnell entschlossen ins Nebenzimmer gegangen und kehrte mit einer Flasche Branntwein und einem Glase zurück. Er goß das Glas voll und reichte es dem Erschöpften, dessen Kraft einigermaßen zurückkehrte nach dem Genusse des starken Getränkes.

„Das war ein Weg!" stieß er hervor, „ich glaubte nicht, daß ich das Dorf erreichen würde!"

„Wo habt Ihr die andern gelassen?" rief wieder und dringender Frau Ehrler.

Da begann er zu erzählen: „Das Wetter war schön, als wir heute früh drüben wegfuhren, schön bis gegen die Paßhöhe. — Da kamen die Nebel, dichter und immer dichter, und es begann zu schneien. — Im Schirmhause machten wir halt; es war etwa acht Uhr. Nach zwei Stunden begannen wir talwärts zu fahren, langsam, denn der Schnee lag meterhoch und die Pferde sanken ein. Aber der

Meister meinte lachend, wir würden wohl hinunterkommen mit dem ganzen langen Tag vor uns, und wenn es auch stärker und stärker schneite, so waren wir doch mit ihm einverstanden und folgten ihm ruhig. Da, beim zweiten Schirmhause weiter unten, fiel das eine Pferd und verletzte sich beim Fallen. Wir mußten die Ladung im Schirmhause bergen und Schlitten und Tier dabei, denn das letztere konnte nicht weiter. Darüber verging eine Stunde, und je tiefer wir kamen, desto heftiger machte sich der Nordwind geltend, der uns den Schnee ins Gesicht peitschte. Um zwölf Uhr erreichten wir die Wildenen und machten, geschützt von dem Felsen des ‚Wilden Jochs', einen Augenblick halt, um die Pferde zu füttern und selbst einen Imbiß zu uns zu nehmen. Nach einer halben Stunde zogen wir weiter; aber immer tiefer lag der Nebel, und immer ungangbarer wurde der Weg. Und dann kam der Sturm! — Herrgott! War das eine Jagd! Uns verging der Atem — und — da — da brach es oben los! — Weiß Gott, wie's bei der Kälte dazu kommen konnte. — Gerade über uns — in einem Augenblick, da wir steckenblieben, fing es an zu donnern und zu krachen. — Der Sturm hatte eine Staublawine gelöst. — Wir drücken die Pferde und uns fest an den Felsen, der etwas überhängt, und — Gott sei Dank — der Schnee nimmt einen andern Weg, und etwa hundert Schritte hinter uns schichtet er sich auf über der Straße, so hoch, daß kein Mensch die nächsten vierzehn Tage dort hinüber wird gehen können, und wenn wir alle im Dorf daran arbeiten würden, die Straße frei zu bekommen. — Wie das toste und

brauste — uns verging Hören und Sehen! — Und als dann die Luft wieder so klar geworden, daß man umherschauen konnte, da war des Meisters Schlitten verschwunden, der der hinterste gewesen. Der ungeheure Luftdruck hatte ihn noch ergriffen und über den Abgrund geworfen. Wir sahen nichts mehr von Schlitten, Pferd und Ware!"

Frau Ehrler ließ sich tief erschöpft auf einen Stuhl nieder, und Joseph verbiß mit Mühe die Tränen der Angst, die ihm in die Augen treten wollten.

„Um Gott, kommt zur Sache! Wo sind die andern? Vielleicht ist noch Rettung möglich," rief die angstgepeinigte Frau.

Wie unfähig, seine Gedanken von der genauen Folge der schrecklichen Bilder abzubringen, fuhr der alte Mann in seiner Erzählung weiter, ohne ihrer Ungeduld zu achten und die Frage zu beantworten:

„Der Meister lag drüben, hart am Abgrund, wo ein gebrochener Fels tief im Boden wurzelt. Der war seine Rettung, er hatte ihn vor dem Absturz geschützt. Aber die Kraft der Lawine hatte ihn so hart gegen den Stein geschleudert, daß er besinnungslos war, auch blutete er heftig am Kopfe und konnte nicht gehen, als er aus der Betäubung erwachte. Wir haben ihn und die Pferde und Schlitten in die große Lawinengalerie gebracht. Dort sind sie alle geblieben, nur mich haben sie geschickt, Leute zu holen. Der Weg, den man sonst in einer schwachen Stunde geht, hat mich drei Stunden gekostet, denn hinter jedem Felsen mußte ich haltmachen, um zu atmen und neue Kraft zu schöpfen. — In dieser Nacht in

die Wildenen zurückzukehren, ist Gott versucht! Wir können den drei Männern keine Hilfe bringen; und in dem Frost eine Nacht in der Galerie ..." überwältigt von der Anstrengung und dem Eindruck, den die überstandenen Schrecken auf ihn gemacht, hielt der schon lange Jahre im Dienste Ehrlers stehende alte Mann inne und neigte, vollständig entnervt, seinen Kopf in die Hände.

Mit Frau Ehrler war eine gänzliche Umwandlung vorgegangen. Nachdem sie endlich über den Verbleib ihres Mannes im klaren war, entschlüpfte keine Klage mehr ihren Lippen, ein Zug von Entschlossenheit lag um ihren Mund, und mit Umsicht traf sie ihre Anstalten zur Rettung der Eingeschneiten.

„Wir müssen ihnen Hilfe bringen und wenn ich selber mit hinaus müßte!" rief sie aus und schien zu wachsen mit der Größe ihrer Aufgabe. Joseph, rufe die Nachbarn zusammen, ich will die Knechte suchen!"

Es hatte ihrer Weisung nicht mehr bedurft. Schon nach den letzten Worten des Knechtes hatte der Knabe seine Mütze tief in den Kopf gedrückt und war hinausgestürzt. In wilder Hast eilte er in die nächsten Häuser, und in kurzer Zeit standen unten an der Straße zwölf handfeste Männer mit Schaufeln und Laternen, bereit, den gefährlichen Weg zu wagen.

Joseph war wieder ins Haus zurückgeeilt. Jetzt hörte man ihn droben in seiner Kammer hantieren, und im nächsten Augenblicke kam er ebenfalls mit einer brennenden Laterne die Treppe herunter.

Frau Ehrler stand unter der Haustüre und schaute

der Männerschar nach, die im Nebel verschwand. Da huschte der Knabe an ihr vorbei.

„Ade, Mutter!" rief er im Davoneilen.

„Joseph, bleib hier, toller Bub, wohin willst du?" rief sie ihm nach.

„Hab keine Angst, Mutter, ich muß mit," klang es noch zurück, dann war er verschwunden. Das Herz mit einer neuen Sorge beschwert, trat Frau Ehrler ins Haus zurück.

Joseph hatte bald die Männer erreicht, unter denen er zu seinem Erstaunen auch Pfarrer Oser fand.

Der Geistliche schreckte nie vor einer Gefahr zurück, und er hielt es für seine Pflicht, kaum hatte er von den Verunglückten gehört, zu deren Rettung aufzubrechen. Als er des Knaben ansichtig wurde, suchte er ihn mit ernsten Worten zur Rückkehr zu bewegen:

„Du wirst den Weg nicht machen können, und wenn du müde zurückbleibst, so hinderst du nur die Rettung deines Vaters und schiebst sie auf! Und deine Mutter wird sich um dich ängstigen, denn sicher hat sie dich nicht willig gehen lassen!"

Aber aus den blauen Augen traf ihn ein so flehender Blick, und des Knaben Stimme klang so fest und zuversichtlich, als er sagte: „Laßt mich mit, Hochwürden, ich werde nicht müde, und die Mutter wird sich schon trösten!"

Da drang er nicht weiter in ihn, sondern bedeutete ihn nur, sich an seiner Seite zu halten.

So stiegen sie schweigend aufwärts, Schritt um Schritt auf dem Wege dem Unwetter abkämpfend.

Bis an die Hüften sanken sie manchmal ein. In ihrem Rücken heulte der Sturm und peitschte ihnen den eisigen Schneestaub ins Genick. Jetzt waren die Wildenen erreicht, und jetzt kam das schwerste Stück. Von rechts, von links, von hinten, von vorn rasten die frostigen Flocken auf sie ein, als hätte der König der Berge alle seine bösen Geister losgelassen, die armen Menschlein zu verderben, die tollkühn genug waren, sich in seine mächtige Nähe zu wagen. Die Laternen gaben nur spärlichen Schein, und der Aufstieg wurde immer mühsamer und gefährlicher. Doch weiter und weiter rückten sie vor. — Jetzt war die erste, kleinere Lawinengalerie erreicht, eine neue Windung der Straße, dann war die zweite errungen, wo die Eingeschneiten sich befanden. Einen kurzen Halt gönnten sie sich, und Pfarrer Oser näherte sich Joseph, der stumm an der Mauer lehnte. Der Knabe beachtete ihn nicht, seine Brust arbeitete krampfhaft, aber seine Lippen waren fest zusammengepreßt, und zwischen seinen Augen lag dieselbe Falte, die dem alten Ehrler den Ausdruck von Unbeugsamkeit verlieh.

„Bist du müde, Joseph?" fragte Pfarrer Oser.

„Nein, nein! Wann gehen wir weiter?" war die hastig hervorgestoßene, alle Unruhe um den Vater verratende Antwort.

„Gleich jetzt," gab der Geistliche zurück; und aufs neue machten sie sich auf, allen voran der Knabe mit seinem Lichte.

Der Teil des Weges war kurz, aber hart, denn ungeheure Massen Schnee lagen in der Krümmung aufgetürmt, die die Straße hier machte. Da endlich

tauchte die Mauer der großen Galerie auf. Jetzt war sie erreicht und dort — dort standen die Schlitten und die vier ausgespannten, nur spärlich bedeckten Pferde, die sich der Kälte halber eng zusammengedrängt hatten. Daneben auch die beiden Knechte in Decken gehüllt, und dort auf dem Boden — die lange Gestalt, sorgfältig auf Decken gebettet, den nur notdürftig verbundenen Kopf auf einem gefüllten Sacke, die Augen geschlossen, das Gesicht aschfahl — dort lag der alte Ehrler. In einem Augenblicke kniete der Knabe neben ihm. Da schlug er die Augen auf und sah sich fröstelnd um.

„Joseph, du hier, Bub?“ flüsterte er, und die ungewohnte Wärme, die in seinem Tone lag, machte des Knaben Herz höher schlagen.

„Seid Ihr arg verletzt, Vater?“ fragte dieser voll tiefer Sorge.

„Nicht sehr, Bub,“ antwortete Ehrler, „wenn das Bein nicht wäre, so möchte ich schon den Weg selbst gehen können; — so aber“ — und seine Stimme nahm, indem er sich zu den andern wandte, wieder den rauhen Klang an, nur gemildert durch die tiefe Erschöpfung, die sich darin kundgab — „so aber müßt ihr sehen, wie ihr mich hinunterbringt!“

„Werden wir die Pferde mitnehmen?“ fragte einer der Knechte.

„Natürlich,“ gab der Kranke zurück, „sollen wir sie hier erfrieren lassen? Die Schlitten mögen hierbleiben, die Pferde müssen mit!“

Indessen hatte Pfarrer Oser sich über ihn gebeugt und das Bein untersucht. „Es ist gebrochen,“ erklärte er, „wir müssen eine Tragbahre schaffen.“

Von dem einen Schlitten wurden nun die langen, starken Deichseln entfernt und mit zur Genüge vorhandenen Stricken durch zwei Querhölzer verbunden. Dann wurden Decken darübergespannt, so gut es in der Eile möglich war, und ebenfalls mit Schnüren an den Stangen befestigt. Sorgsam legten sie Ehrler darauf, betteten seinen Kopf ebenfalls auf Decken und brachten das gebrochene Bein in eine möglichst bequeme Lage. Zwei Männer griffen alsdann die also geschaffene Bahre auf, während vier andre die Pferde führten. Die übrigen, unter Führung Pfarrer Osers, gingen voraus und bahnten mit ihren Schaufeln so gut als möglich einen Weg für die folgenden. Joseph wich nicht von des Vaters Seite.

Langsam kamen sie vorwärts; aber allmählich ließ der Sturm nach, auch zu schneien hatte es aufgehört, und der Weg wurde leichter. Die Männer mußten oft mit dem Tragen Ehrlers abwechseln, der Mann war bei solchem Wege eine furchtbare Last. Auch für ihn war dieser Heimmarsch eine Pein. Das stoßweise Gehen der Träger ließ ihn mehr wie einmal laut aufstöhnen, und dann schrak jedesmal der Knabe an seiner Seite zusammen und legte wie zur Linderung seine kalte Hand auf des Vaters Stirne. Endlich — es mochte gegen Mitternacht sein — erreichten sie das Dorf und bald darauf das Haus Ehrlers.

Noch brannte Licht in der Wohnstube, und am Tische saß, den Kopf sorgenvoll in die Hände gestützt, Frau Marianne. Sie hatte es längst aufgegeben, nach den Ausgezogenen zu spähen und

die langen, bangen Stunden in stummem Gebete zugebracht. Als jetzt Geräusch vor dem Hause laut wurde, schrak sie auf. Das mußten sie sein! — Das war der langersehnte Ton der Pferdegeschelle — und jetzt klang auch Josephs Stimme deutlich zu der einsam wartenden Frau herauf. Einen Augenblick stand sie, die Hände auf die Brust gepreßt, der sich ein leises „Gott sei gelobt!“ entrang; dann eilte sie hinunter.

Im Hausflur hatten die Träger die Bahre abgesetzt und schickten sich an, Ehrler mit ihren Armen hinaufzutragen, als Frau Marianne die Treppe herabgeeilt kam. Sie schlang die Arme um ihres Mannes Hals, und all die Angst, die sie seit dem Morgen gepeinigt, machte sich frei in dem Tränenstrome, der ihren Augen jetzt entquoll.

Ehrler wehrte ab: „Laß gut sein, Anni, wir sind ja jetzt wieder bei dir, ich und der Joseph, und froh sind wir, in die Wärme zu kommen nach diesem Teufelstanz, den wir mitgemacht haben!“

Nun trugen sie ihn hinauf auf sein Bett, und Frau Ehrler eilte ab und zu, den Männern Speise und Trank zu reichen nach der mühseligen Fahrt.

„Gib ihnen, was Küche und Keller hält, sie haben es reichlich verdient, und ohne sie hätten wir den Morgen nicht erlebt,“ hatte der alte Ehrler gesagt, und sie folgte ihm gerne. Jetzt schaute sie zu, wie die Männer sich's schmecken ließen, und lauschte, wie sie von ihrem schweren nächtlichen Weg erzählten, während ihr Mann in einen erquickenden Schlummer verfallen war, nachdem ihm Pfarrer Oser, der von Medizin viel verstand, das zum Glück

an leicht heilender Stelle gebrochene Bein eingerichtet und verbunden hatte, da im Dorfe kein Arzt war, den man hätte rufen können.

Joseph hatte sich in eine Ecke des Kanapees gesetzt und wehrte sich lange gegen den Schlaf, der ihn übermannen wollte. Er wollte nicht müde sein, aber die Anstrengung war doch zu groß gewesen für seine jungen, noch zu wenig zähen Glieder; langsam neigte sich sein Kopf gegen die Lehne, dann schlummerte er tief und fest. Frau Ehrlers Auge ruhte mit einem Ausdruck innigster Liebe auf dem Gesichte des schlafenden Knaben. Auch ihn hatte sie unten im Hausflur weinend umarmt, als sie vorhin angekommen waren. Da hatte er so froh zu ihr aufgesehen und gesagt: „Bist du mir böse, Mutter, daß ich dir fortlief?“ Und wortlos hatte sie sich zu ihm niedergebeugt und einen Kuß auf seine Stirne gedrückt.

Nach einer Weile brachen die Nachbarn auf. Jedem reichte Frau Ehrler voll tiefen Dankes die Hand. Als letzter schied Pfarrer Oser. Auch sein Blick war noch einmal voll aufrichtiger Bewunderung hinübergeflogen zu dem schlummernden Joseph, und er sagte zu Frau Ehrler:

„Ihr werdet einst stolz sein können auf Euern Sohn. Was der will, führt er durch.“

„Gott gebe, daß er diesen Willen stets auf Gutes setzt, Hochwürden,“ antwortete diese, indem sie ihn hinausgeleitete.

Nachdem die Männer fort waren und auch die Knechte sich zur Ruhe begeben hatten, weckte sie Joseph, der ganz erstaunt war, die Stube leer zu

finden, und sich selber zürnte, daß er nun dem Schlafe doch nachgegeben. Dann aber trennten sich die beiden mit einem herzlichen „Gute Nacht!“ und bald lag stiller Friede über dem Hause.

Ehrlers Beinbruch erwies sich als durchaus leicht und war in drei Wochen so vollständig geheilt, daß er wieder allen Geschäften nachgehen konnte.

Sechstes Kapitel

Gleichförmig schlichen die Wintertage dahin. Im Dorfe ging alles seinen gewöhnlichen Gang; es war das eintönige Leben, wie es der Winter in den Bergen stets mit sich bringt. Bei schönem Wetter gingen die Erwachsenen ihren Arbeiten außer dem Hause nach, besorgten das „Reisten“ des Holzes, das im Herbst gefällt worden war, und holten auf Handschlitten das Wildheu ein, das sie hoch an den Bergen im Sommer in Haufen zum Trocknen aufgeschichtet. Die beiden Fuhrhalter waren reichlich mit ihren Transporten beschäftigt. War das Wetter schlecht, so trafen die Dorfbewohner sich wohl in der Wirtsstube des „Goldenen Löwen“, beschäftigten sich daheim mit im Hause notwendig gewordenen Arbeiten oder aber saßen, gemütlich ihre Pfeifchen schmauchend, in ihren Stuben am und auf dem Ofen, dieweil es draußen stürmte oder schneite. Die Kinder besuchten regelmäßig die Schule.

Anton und Joseph lebten mit einem wahren Feuereifer ihrem sich gegenseitig gegebenen Versprechen nach, die kleine Ini vor neckischen oder un-

artigen Worten der andern Kinder zu schützen, und die Kleine, kaum ahnend, gegen wen ihre beiden großen Beschützer sie verteidigen wollten, oder gar wohl gänzlich übersehend, welches Motiv dieselben stets an ihre Seite führte, ließ sich ihre Freundschaft gerne gefallen. Ihr Herz flog jedem entgegen, der es gut mit ihr meinte, und den beiden Freunden hatte sie ein besonderes Plätzchen darin gegeben, einmal, weil deren Ueberlegenheit in der Schule und Pfarrer Osers günstige Meinung über dieselben sie zu kindlicher Bewunderung hinriß, und dann, weil sie dankbar die Sorge empfand, die die beiden Knaben ihr zuteil werden ließen. Manchmal an Sonntagnachmittagen wanderten beide Knaben zu Frau Bergers Hütte in Begleitung ihrer beiden Schwestern, und dann wurde draußen gespielt, gescherzt und gelacht. Frau Berger liebte es, ihre Ini fröhlich zu sehen, sie verstand es, den Kindern unterhaltende Spiele zu weisen, eroberte sich aller Herzen im Sturme.

So kam Weihnachten heran. In der Kirche fand am heiligen Abend unter Pfarrer Osers Leitung und von ihm veranstaltet eine Christbaumfeier statt, verbunden mit einer Preisverteilung für die in der Schule fleißigsten Kinder. Jedes Kind sollte zwar mit einer kleinen Gabe beglückt werden, diejenigen aber, die sich in der Schule besonders hervorgetan, sollten an diesem Abend eine besondere Auszeichnung erhalten.

Feierlich klangen die Glocken, die zum kleinen Feste luden, durch die stille, klare Nacht. Von allen Seiten strömten die Bergbewohner herbei; selbst aus

den entlegensten Hütten waren sie hergekommen, und das kleine Gotteshaus faßte kaum die vielen kleinen und großen Menschen. Vorn am Altar war der Christbaum aufgestellt, eine hohe, schöne Tanne voll bunten Flitterzeugs und vielen schimmernden Kerzen.

In den vordersten Kirchenbänken befanden sich die Kinder, auf der einen Seite die Knaben, auf der andern die Mädchen, und als nun das Kirchlein sich gefüllt, bestieg Pfarrer Oser die Kanzel und redete in warmen, ergreifenden Worten zu der Festversammlung. Als er geschlossen, sang der kleine Kirchenchor ein Weihnachtslied; dann begann die Bescherung.

Eines nach dem andern, die kleinen zuerst, mußten die Kinder zum Baume treten, unter dem die einfachen Gaben ausgebreitet lagen. Strahlenden Auges, das kleine Geschenk fest an das freudig pochende Herzchen gedrückt, so traten sie jedesmal wieder an ihren Platz zurück. Wenn dann eines derjenigen am Baume stand, die sich in der Schule einen Preis erworben, dann legte ihm der Geistliche belobend seine Hand auf den Kopf und reichte ihm seine Gabe mit den jedesmaligen Worten: „Als Lohn deines Fleißes."

Eben jetzt trat Ini Berger zum Weihnachtsbaum. Leise Bewegung ging durch die Reihe der Anwesenden, als ihre Blicke auf das Kind fielen. Es trug ein einfaches weißes Kleid, das ihm die Mutter heute geschenkt, darauf fielen die vollen schwarzen Locken nieder. Ein wunderbarer Zauber lag über dem Mädchen, seine Wangen waren von der Erregung leicht gerötet, und die dunkeln Augen

spiegelten den Glanz der Kerzen wider. Auch sie erhielt einen Preis: und als sie, mit leisem Danke sich umwendend, an ihren Platz zurückging, da war unter der ganzen Versammlung wohl keiner, den ihr Liebreiz nicht ihr freundlich gestimmt hätte. Nur der Veri Haller in der Ecke drüben schnitt ein grimmiges Gesicht; denn er hatte keinen Preis zu erwarten und war neidisch auf alle andern, die glücklicher waren als er. Auch Joseph Ehrler und Anton Mattmann erhielten Preise, und Pfarrer Oser nannte sie öffentlich seine besten Schüler.

Als sämtliche Geschenke verteilt waren, wurde noch ein Lied gesungen, dann verlöschten allmählich die Kerzen am Tannenbaum, und die Leute verließen die Kirche.

Vor derselben traf Pfarrer Oser auf Kolumbus Mattmann und nahm ihn beiseite, ihn, nachdem sie sich begrüßt, anredend: „Es wird Zeit, lieber Mattmann, daran zu denken, daß Euer Junge der hiesigen Schule entwächst. Ihn jedoch jetzt schon von der Schulbank zu nehmen, wäre bei seinem Fleiße und seinen Kenntnissen, die nur noch der Festigung warten, eine Sünde. Ihr seid ein wohlhabender Mann, und der Anton wird Euch einst reichlich lohnen, was Ihr jetzt für ihn tut. Wie wär's, wenn wir ihn zu Anfang nächsten Jahres in die Klosterschule nach Stans brächten?"

„Nun, so gar gelehrt," meinte der andre, „braucht er mir für einen Wirt nicht zu werden. Was er für unser Fach braucht, das soll er sich im Auslande aneignen, die fremden Sprachen und — Schliff, Herr Pfarrer, Schliff muß ein Wirt

haben. Schicken wir ihn aber in die Klosterschule, so kommt er als Kopfhänger zurück, und das geht nicht bei uns!"

„Schon gut, schon gut," lächelte der Geistliche, „zum Reisen und In-die-Welt-Hinausziehen ist noch immer Zeit. Ein Jahr oder auch zwei in der Klosterschule würde dem Jungen nicht schaden, und die Freude, die Ihr ihm dadurch macht, nun, die fällt doch auch ein wenig ins Gewicht. Wißt Ihr denn überhaupt so bestimmt, daß Euer Anton das Zeug zum Wirte hat?"

„Nun — er wird doch nicht aus der Art schlagen wollen," sagte zögernd Mattmann — „doch das mit der Klosterschule, das kann ich mir ja überlegen. — Gute Nacht, Herr Pfarrer."

Sie waren an der Tür des Pfarrhauses stehengeblieben und verabschiedeten sich nun.

Und Mattmann überlegte es sich. Nach einer Rücksprache mit seiner Gattin begab er sich eines Tages zu dem alten Ehrler. Er traf ihn in der Stube, beschäftigt, Rechnungen zu ordnen und in ein Buch einzutragen. Nach gegenseitigem Gruße begann er ohne viel Umschweife:

„Du, hör einmal, meine Frau und ich, wir sind übereingekommen, unsern Jungen ein Jahr oder zwei nach Stans auf die Klosterschule zu schicken. Der Pfarrer sagt, es wäre schade, ihn jetzt schon aus der Schule zu nehmen, und der Anton, der ist Feuer und Flamme für den Plan, bei den Kapuzinern weiterzulernen. Er meint aber, der Joseph müsse auch mit, und wie die beiden nun einmal unzertrennlich sind und dein Bub doch auch seinen

Mann gestellt hat in der Schule, so denke ich, wir können sie wohl zusammen hintun, nicht?"

Ehrlers Gesicht versprach nicht gerade viel Freundlichkeit dem ihm entwickelten Plane gegenüber. Er legte den Finger an die Nase, was stets seine Gewohnheit war, wenn er unwirsch war.

„So," sagte er gedehnt, „nach Stans — und da soll ich noch meine zwei Jahre hier sitzen und mich mit den verdammten Schreibereien allein herumplagen! Ich sollte doch denken, der Bub wäre lang genug hinter den Büchern gesessen und könnte nun anfangen, im Geschäft mitzuhelfen!"

„Im Geschäft helfen — das ist nun freilich ganz gut," sagte Mattmann, „da hätte ich den meinen wohl auch schon gern drin; aber zur jetzigen Zeit muß man schon mehr wissen, wenn man durch die Welt kommen will, und mehr lernen, als wie wir noch Kinder waren. Wer weiß, wo's die beiden Jungen noch mal hinschlägt. Für unsre Berge wüßten sie wohl genug, aber man kann nie sagen, was kommt, und das Wort ist gut, das der Pfarrer im Munde führt: ‚Was man in der Tasche trägt, das kann verloren gehen, doch was im Kopf sitzt, nimmt keiner weg!'"

„Marianne, komm heraus!" rief Ehrler statt aller weiteren Antwort ins Nebenzimmer hinein.

Als dann Frau Marianne kam und er ihr von Mattmanns Vorschlag gesprochen, da war sie mit ganzem Herzen dabei, und so kamen sie schließlich überein, daß die beiden Knaben zu Anfang des neuen Semesters auf die Klosterschule nach Stans sollten.

Sie waren beide gar wohl zufrieden, als sie von dem Plane der Eltern hörten, und wenn auch ein leises Wehgefühl sie bei dem Gedanken an den Tag, da sie zum ersten Male der Heimat den Rücken kehren würden, beschlich, so schauten sie ihm doch mit Spannung und froh entgegen. —

Und die Zeit verging schnell genug.

Es war am Vorabend ihrer Abreise. Sie waren bei Nachbarn und Freunden gewesen, um Abschied zu nehmen. Pfarrer Oser wollte sie selbst am folgenden Morgen auf die Schule bringen, und nun gingen sie noch hinaus zu Frau Berger, um auch ihr und Ini Ade zu sagen.

Sie fanden beide zusammen, Frau Berger an ihrer Arbeit sitzend und erzählend. Sie empfing sie mit gewohnter Freundlichkeit, sprach mit ihnen von dem neuen Schulleben, von ihrer Zukunft überhaupt, und Ini saß schweigend daneben, bis die Knaben aufbrachen.

„Nun, Ini, hast du denn deinen beiden guten Kameraden nichts mehr zu sagen?" fragte Frau Berger.

Da ging sie erst auf Anton zu nach scheuer Kinderart, legte ihre Hand in die seine und sagte schlicht: „Ich wünsche dir Glück!" — und als sie dann zu Joseph kam, da traten ihr plötzlich Tränen in die großen Augen, und mit halberstickter Stimme sprach sie: „Josi, gelt, ihr kommt bald wieder?"

Ihre Worte klangen so schlicht und herzlich, daß der Knabe plötzlich von Wehmut übermannt wurde. Von Anton gefolgt, wandte er sich rasch ab, denn die Tränen drängten sich ihm verräterisch in die

Augen, und der Joseph Ehrler war ein stolzer Bub, er wollte vor den Leuten nicht schwach sein.

Und am folgenden Morgen, als seine Mutter ihn zum Abschied küßte und herzliche Worte der Ermahnung an ihn richtete, da rollten die Tränen doch, nur ihr bemerkbar, ihm über die Wangen. Auf der Straße unten hielt er aber den Kopf wieder hoch, als er mit Pfarrer Oser und Anton im großen, zweispännigen Schlitten Platz nahm, den der Vater heute selber führte.

Die Pferde zogen an. Unter hellem Geklingel fuhr der Schlitten talwärts.

Siebentes Kapitel

Drei Monate waren verflossen seit der Abreise der beiden Knaben. Der Frühling hatte auch in den Bergen seinen Einzug gehalten, langsam die Sonne einen Sieg über die Schneemassen erkämpft. Dann war es grün geworden an den Hängen, und jetzt standen die Matten in buntem Blumenschmucke; Schmetterlinge wiegten sich im Sonnenschein und in den Tannen, im Gestein, in der reinen, köstlichen Luft schmetterten, zwitscherten und jubelten die Vögel. Eine Reihe von lichtgesättigten, selten schönen Tagen brachte dieser Frühling dem stillen Bergdorfe.

Es war am Abend eines solchen, als ein einzelner Wanderer, vom Tale kommend, demselben sich näherte. Er trug schäbige, augenscheinlich durch Fußreisen stark mitgenommene Kleidung; über die Achseln hing ihm eine Ledertasche und in der Hand hielt

er einen starken, gewöhnlichen Stock mit gebogenem Griff, auf den er sich schwer im Vorwärtsschreiten stützte. Sein Gang verriet große Erschöpfung, seine mittelgroße Gestalt erschien, offenbar durch Krankheit, erschreckend abgemagert, und in seinem gelblich-blassen Gesicht lagen die Augen tief und trugen einen düstern Schein. Noch zeigte dasselbe edle, ja schöne Züge, aber eine grenzenlose Müdigkeit lag darüber ausgebreitet, und der bittere Zug um den Mund, den der schwarze, stark mit Grau vermischte Vollbart nicht ganz verdeckte, sagte zur Genüge, daß der Wandersmann nicht nur des eben beschrittenen Weges, sondern wohl auch noch eines andern, längern satt, übersatt sei.

Je näher er dem Dorfe kam, desto langsamer wurden seine Schritte. Endlich hielt er ganz an und setzte sich auf einen Stein an der Straße. — Die wenigen Vorübergehenden achteten kaum des Dasitzenden, der, den Kopf in die Hand gestützt, vor sich hinzuträumen schien. — Zu träumen? — Bunte, bekannte Bilder schwebten an des Wanderers Seele vorüber. Er sah ein einst vielversprechendes Menschenleben, dessen Ende nicht gehalten, was sein Aufgang erwarten ließ. Er sah einen Jüngling, der, die Brust voll glühender Hoffnungen und Träume, den Ruhm im Sturm sich dienstbar machen zu können glaubte, er sah einen Mann, der die erste Stufe der Ruhmesleiter erstiegen, an seiner Seite ein liebendes Weib, ein süßes Kind, und dann weiter: — Die Hoffnungen starben — die Träume versanken — die Hand, die erhoben worden war, sie dem Genius des Lichtes zu reichen, hatte ein Dämon erfaßt, der

den Mann hinabführte zu den ewig nachtverhüllten Gefilden des Unglücks und der Sünde. — Das einst so blühende Weib an seiner Seite war abgehärmt und blaß, und die Augen des Kindes, seines Kindes, die dunkeln, ernsten Märchenaugen schauten ihn fremd und fragend an.

Und wieder ein Bild: Dunkle, hohe Mauern, düster und freudlos; feuchte Kerkerluft umgab jetzt den, der einst den Flug zu den Sternen glaubte wagen zu können, und ein Verworfener, ein Ausgestoßener, zergrübelte er sich das Hirn über das „Was nun" seines verfehlten Lebens. — Und dann kamen Reue und tiefe Sehnsucht nach dem leichtsinnig verscherzten Glück und dazwischenhinein einmal ein kleiner, schwacher Hoffnungsstrahl, als ob es doch noch einmal wiederkommen müßte.

Dann weiter: Jener Tag, da sich das Tor, das schwere, eiserne, für den Verbrecher öffnete und die Welt wieder vor ihm lag, weit — unendlich weit —, als ihm das Bewußtsein kam: „Nun bist du frei!" und damit ein gemischtes Gefühl von Seligkeit und Verzagtheit. Seligkeit, weil ihm der Versuch noch vergönnt war, gutzumachen, was er gefehlt, und Verzagtheit, weil mächtiger und ernster noch als früher das „Was nun" ihm in die Ohren klang.

Dann: Jene Zeit, da der Mann übers Meer nach einem fremden Lande zog, um dort sich eine neue Existenz zu begründen und als ein andrer Mensch sich zu betätigen, jene Zeit, da das Auge weit und breit nichts sah als Himmel und Wasser, da die Sonne purpurn in die Wogen versank dort

im Westen, das Herze sich betören ließ, sich neuem Hoffen ganz anheimzugeben!

Und weiter: Lange Jahre des Schaffens, dem der Erfolg versagt blieb — ein Weiterleben, ein Weiterschaffen und Weiterhoffen, und endlich eine Stunde, in der ihm die Erkenntnis kam, daß das Ziel nicht mehr fern sein werde — aber so ein ganz andres Ziel, als er erstrebt hatte!

Und nun endlich dies Heimwärtswandern, heim in mehr als einem Sinne des Wortes, heim mit dem Todeskeim in der Brust! —

Der Wanderer am Wege hüstelte leise, und der ihm dadurch auf der Brust ersichtlich erwachsende Schmerz schien ihn aus seinen Träumen zu wecken. — Er sah sich um. — Die Sonne war längst untergegangen und rasch brach nun die Nacht herein. — Welch milde Luft in diesen Bergen wehte! War das der Wind, der von den kalten Firnen kam? — Es mußte wohl sein; doch an den Alpenrosen an den Felsen oben, die sich bei seinem Hauche spielend neigten, hatte er sich wohl warm geküßt! Darum strich er so sanft um des müden Wanderers Wangen, darum war's, als ob er ein kaum hörbares Willkommen friedvoll und innig ihm zuraunen wollte! — Welch geheimnisvolle Ruhe ringsumher, welch tiefes Schweigen! Dem Manne, der, ein Flüchtling aus den Kämpfen des Lebens, aus dem Geräusche der Welt, hinaufkam in die Einsamkeit, erschien diese Stille wie eine grenzenlose Wohltat. Leise bewegten sich seine Lippen, und mit einem Seufzer, der seine Brust zu erleichtern schien, flüsterte er: „Hier muß gut sterben sein!“ — Dann erhob er sich und schritt

langsam dem Dorfe zu und langsamer, fast scheu, durch die Häuserreihen hinab zur Kirche. —

Alexander Berger, denn er war der Wanderer, hatte, aus der Haft entlassen, sein Glück, wie so viele vor und nach ihm, in Amerika versuchen wollen. Mit ihm war eine gewaltige Umwandlung vorgegangen; aller Leichtsinn schien durch die Tage im Gefängnis gleichsam ausgemerzt zu sein; ihn beseelte neben einer tiefen Scham über die Vergangenheit der eine glühende Wunsch, die Scharte auszuwetzen, dereinst wieder zurückkehren zu dürfen zu Weib und Kind und sagen zu können: „Seht, ich bin ein andrer geworden! Laßt mich nun bei euch bleiben, vertraut mir wieder, ihr sollt es nimmer bereuen!" — Er kannte den Aufenthaltsort seiner Frau und teilte ihr brieflich seinen Entschluß mit, in jenem Weltteil ein neues Leben zu beginnen. Wann es ihm geglückt sein werde, sich eine neue Existenz zu schaffen, dann wolle er wiederkommen und ihre Verzeihung erflehen! Er hatte keine Adresse angegeben, er gönne sich nicht das Glück, von seinen Lieben Nachricht zu erhalten, das wolle er alles erst wieder verdienen. — Und Frau Berger hätte ihm doch so gerne gesagt, daß sie ihm verzeihe, jetzt schon verzeihe!

Berger reiste ab, und all die Jahre her hatte er nichts mehr von sich hören lassen. — Was hätte er freilich nach Hause schreiben sollen? Voll Hoffnung war er drüben zu Land gegangen, voll ernsten Willens begann er zu arbeiten, aber er hatte kein Glück. Nichts wollte ihm gelingen. Ihm blieb stets nur so viel, sich mühsam durchs Leben zu schlagen. Manchmal wollte Verzweiflung ihn er-

fassen, aber er ermannte sich immer wieder und strebte fort — unermüdlich — ohne Murren; — in seinen alten Leichtsinn verfiel er nicht mehr. Da wurde er eines Tages krank, und viele Wochen lag er, zwischen Leben und Tod schwebend, in einem Spital. Und als er dann doch noch einmal vom Lager sich erhob und aus dem Spital entlassen wurde, da schüttelten die Aerzte die Köpfe und sagten ihm, daß seine Zeit bemessen, vielleicht ein Jahr, kaum zwei noch ihm vergönnt sein würden. Er fühlte es wohl, daß sie recht hatten, er fühlte den geheimen Feind, der in seinem Innern nagte, und er zuckte nicht bei der grausamen Kunde. Mit fieberhafter Hast begann er aufs neue zu schaffen. „Heim, nur heim," rief es in seinem Innern, „sterben bei Weib und Kind!" — Freilich beschlich ihn manchmal ein Verzagen. Würde seine Kraft noch ausreichen, und wenn sie reichte, konnte er seinen Lieben entgegentreten, da kein Erfolg errungen war, da er nichts ihnen brachte als den todkranken Leib, seine Liebe und sein Sehnen nach ihrer Verzeihung? Aber dann sah er im Geiste seines Weibes gütiges Antlitz, hörte ihre Stimme, die freundlich zu ihm sprach, und neuer Mut erfüllte seine Brust. — Und seine Kraft hielt aus. Er erwarb sich durch nimmer ermüdende Arbeit, selbst darbend, so viel, daß er sich ruhig auf den Heimweg machen durfte. — Es war ein langer Weg, und nur die Sehnsucht in seinem Innern hielt ihn aufrecht. — Nun war er da, und wieder drang jenes Verzagen auf ihn ein, die Frage: Wie werden sie dich empfangen? — Er hatte im Tale schon vernommen, daß seine Frau

noch im Orte wohne; nun wollte er erst in die Kirche gehen, ehe er ihr Häuschen, sie selbst aufsuchte. Er hatte beten gelernt, der Wanderer auf öden Lebenswegen.

Es war draußen ganz dunkel geworden, als er in die Kirche trat. Auch in dem kleinen Gotteshause herrschte dämmerndes Halbdunkel. Vorn am Altare brannte milde das ewige Licht und in der Mitte des Schiffes war ein einziger Leuchter angezündet; diese beiden erhellten dürftig den heiligen Raum.

Leise, zögernden Schrittes trat er hinein. Es war niemand da sonst. Er trat in die vorderste Bank und kniete nieder. Das Herz war ihm so voll, und er betete in tiefer Inbrunst:

„Herr, laß die Meinen sich nicht von mir wenden, wenn ich vor sie trete; laß einen Lichtstrahl deiner Sonne noch wenige Tage weilen auf meinem Lebenswege, ehe sie mir ganz versinkt!“

Und während er betete, kam eine große Ruhe über ihn. Er neigte sein Angesicht auf seine Hände. Ihn dürstete nach dieser Ruhe, und da er sie empfand, schwand alles andre darob. Er versenkte sich in das lautlose Schweigen, in dem so viel Trost für ihn lag. —

Er hatte es nicht gemerkt, daß die Türe sich neuerdings hinter ihm geöffnet hatte. Zwei kleine Mädchen waren eingetreten und in eine Bank auf der andern Seite gegangen. Es war Ini Berger und ihre Gespielin Luise Mattmann. Sie kamen eben von Pfarrer Oser und wollten vor dem Nachhausegehen noch ihr Abendgebet verrichten. Neu-

gierig sahen sie hinüber zu dem fremden Mann, der so tief in seine Andacht versunken zu sein schien. — Jetzt erhob er sich und wandte sich zum Hinausgehen. — Da sah er die beiden Kindergesichter mit dem Ausdruck berechtigter Neugier auf sich gerichtet. — Sah er beide? — Nein — dort — das eine mit den großen dunkeln Augen! War es ein Spiel der Phantasie oder — war es sein Kind — wirklich sein Kind? — Ihm flimmerte vor den Augen; fast unbewußt breitete er die Arme aus und — „Ini“ flüsterten seine Lippen.

Die beiden Mädchen waren erschreckt aufgestanden und schickten sich zum Fortgehen an. Das war aber ein sonderbarer Mann — jetzt wankte er sogar — am Ende war er gar betrunken!

Schon hatten sie die Türe erreicht und das Freie. Da stand er plötzlich hinter ihnen. Er legte die Hand auf Inis Scheitel, die sich furchtsam von ihm loszumachen suchte. Seine Augen schauten so sonderbar in die ihren, als suche er etwas darin! — Aber er konnte doch nicht böse sein; sein Blick hatte etwas so Gutes und etwas so Trauriges, daß ihr junges Herz plötzlich von Mitleid erfüllt ward und sie zutraulich zu ihm aufsah.

Jetzt flüsterte er wieder selbstvergessen vor sich hin: „Ini!“

„Kennt Ihr mich denn?“ fragte die Kleine.

Da leuchtete sein Gesicht. Sie war's — seine Ini! Es drängte ihn, sich niederzubeugen und sein Kind in die Arme zu nehmen, so fest, wie er es immer geträumt. Aber er bezwang sich und sagte: „Nein, aber ich habe einmal ein kleines Mädchen

gekannt, das hieß auch Ini und hatte gerade solch dunkle Augen wie du! Wohnst du hier im Dorf, kleine Ini?"

„Ja, meine Mutter und ich, wir wohnen nur wenige Schritte von hier in dem Hause dort am Ende des Dorfes; seht Ihr da drüben? Ihr seid wohl weither gekommen?" fügte sie mit einem Blick auf seine Kleidung hinzu, auf die der Schein eines Lichtes aus einem nahen Hause fiel.

„Ja, mein Kind, sehr weither, und es wird Zeit, daß ich mir eine Herberge suche! Du mußt wohl auch nach Hause jetzt?"

„Jawohl, gute Nacht," sagte Ini und wollte sich mit der dem Gespräche verwundert zuhörenden Luise entfernen.

Da rief er sie noch einmal zurück. „Willst du mir nicht deine Hand zum Abschied geben, Ini?" fragte er, und sie legte still und vertrauend die ihrige hinein.

Hierauf gingen die beiden Mädchen, und Berger schaute ihnen nach, bis sie zwischen den Häusern verschwanden.

Dann folgte er ihnen langsam auf dem ihm gewiesenen Wege und stand bald darauf vor der Hütte, die er nun als die Wohnstätte seiner Frau kannte. Er zögerte einzutreten. — Zur Rechten stand eine Scheune. Im Schatten derselben vermochte er in die Wohnstube hineinzusehen, wo eine Lampe brannte. Frau Berger saß vor ihrer Arbeit, und Ini neigte sich, eifrig sprechend, über sie. — Nun erzählte wohl das Kind der Mutter sein Zusammentreffen mit dem fremden Mann. — Ja, das

war seine Frau, seine arme, gequälte Frau! — Wie blaß sie war und wie abgehärmt! — Diese Falten auf ihrer Stirn — die hatte er verschuldet; daß ihre Augen glanzlos und ihre Wangen ohne Farbe, das war sein Werk.

Ein Gefühl gleich einer Ohnmacht umschlich ihn, und er lehnte sich, nach einer Stütze suchend, an die Wand der Scheune. — Eine Weile schaute er so regungslos hinüber nach dem kleinen Raum, der alles barg, was ihn noch an diese Erde fesselte. Dann richtete er sich auf und ging hinüber zur Haustüre.

Sein Herz klopfte stürmisch; es hämmerte in seinen Schläfen! — Da war sie wieder, die geheime Angst: Sie wird dich von sich weisen! Was willst du wieder ihren Weg verdunkeln mit deiner Schuld? sprach es in ihm, und wieder zögerte sein Fuß. — Jetzt hob sich seine Hand zaghaft zur Türklinke — jetzt drückte er auf — unhörbar fast knarrte die Tür in den Angeln — dann stand er drinnen, und sacht pochte sein Finger gegen die Zimmertüre.

„Herein!“ klang es von innen.

Da ging er hinein.

Die Frau schaute ihn erstaunt an. Sie kannte ihn nicht, so hatte ihn die Krankheit entstellt.

„Christine!“ — Wie ein zitternder, angstvoller Hauch kam es von seinem Munde.

Da kam Leben in die Gestalt vor ihm. Sie breitete die Arme aus, und wie ein Jubelton klang's ihm entgegen, so voll alles vergessender, alles vergebender Liebe: „Alexander!“ —

Da drehte sich die Stube — die Lampe ver-

löschte — die zwei Gestalten vor ihm verschwanden — es flimmerte und tanzte vor seinen Augen — jetzt fühlte er zwei Arme um sich geschlungen, die hielten ihn fest, als wollten sie ihn nicht mehr lassen — die betteten ihn weich! — Ein seltsamer Traum! — unklar alles bis auf das eine — jenen Ruf „Alexander", der ihm die Seele befreit von der Angst, die wie ein schwerer Druck darauf gelegen hatte! Wie süß, wie süß — so weiterzuträumen und nimmer, nimmer zu erwachen! —

Frau Berger hatte ihren Mann erkannt. In diesem Augenblicke war in ihrem Innern alles ausgelöscht, was er an ihr verschuldet. Sie hatte ihn wieder, und das war gut! Sie eilte auf ihn zu und schlang die Arme um ihn, da fühlte sie, wie er wankte. Er wäre gefallen, wenn sie ihn nicht gestützt hätte. Halb geleitete, halb trug sie ihn hinüber zum Sofa und bettete dort seinen Kopf in die Kissen. „Ini, Kind, hol Wasser, schnell! Ini, der Vater ist wieder da, der Vater!" — Angst und Seligkeit bebten in dem Rufe!

Das Kind kehrte mit frischem Wasser zurück. Mit einem Tuche benetzte sie seine Stirn. Stockend — mühsam gingen seine Atemzüge. Verzweiflung wollte sie erfassen, sie kniete neben ihm nieder und flehte zu Gott in grenzenloser Angst. — Da — da schlug er die Augen auf. Seine abgemagerte Hand suchte die ihre, und als er sie fand, ging ein frohes Lächeln über seine Züge.

„Christine, vergib mir, vergib!"

Wortlos strich sie mit ihrer kühlen Hand über seine fieberheiße Stirn — liebkosend — sanft. Dann

sah sie hinüber zu Ini, die halbverschüchtert am Fenster stand und still die Gruppe am Sofa betrachtete. Sie winkte ihr her, und als sie an ihrer Seite war, sprach sie mit leise bebender Stimme: „Ini, sag du dem Vater, wie lieb wir ihn haben!"

Da schlang das Kind seine Arme um den Hals des Kranken, die feine Wange schmiegte sich eng an die seine, und weich und innig sprach es: „Am liebsten auf der ganzen Welt!"

„Mein Gott, ich danke dir," rang es sich aus der Brust des kranken Mannes, und in den Worten bebte ein mächtiges Glücksgefühl.

So saßen Mutter und Kind wohl eine Stunde lang an seinem Lager, bis er sich erholt hatte. Dann stand Frau Berger auf, um eine Stärkung für den Kranken und ein Nachtmahl für sie alle zu bereiten.

Als sie wieder in die Stube trat, saß Ini auf des Vaters Knien und horchte auf seine Schilderungen von Meer und fremder, ferner Welt und ihren Bewohnern, nur zuweilen ihn unterbrechend mit der Frage: „Und da warst du, das hast du alles gesehen, Vater?"

Dann aßen sie zu Nacht und wurden nicht müde, einander anzusehen, einander zuzulächeln. — In dem kleinen Raume war auf einmal helles Licht! — Und als sie aufstanden, um zur Ruhe zu gehen, da hieß Frau Berger Ini voraus ins gemeinschaftliche Schlafzimmer gehen und wandte sich ernst, aber die Augen voll Liebe zu ihrem Manne, ihm fest die Hand reichend: „Laß alles Vergangene vergessen sein, du Lieber, — sprich nie mehr davon! Bald wirst du wieder gesund sein, dann soll ein neues

Leben für uns beginnen, ein neues Wirken — für unser Kind!"

Ein flüchtiger Schatten glitt über sein Antlitz. Er wußte wohl, daß ihm nicht mehr vergönnt sein werde, lange bei den Seinen zu weilen, aber er wollte nicht, daß ein Mißton auf den heutigen Abend falle; so legte er stumm den Arm um ihre Gestalt und drückte sie fest an sich.

Nun kamen glückliche Tage. Ini und ihre Mutter lauschten den Erzählungen Bergers von all dem, was er gesehen und erlebt. Stundenlang saßen sie beisammen an warmen Sommertagen auf einer Bank vor dem Hause und hörten ihm zu oder schauten in stummem Glücke des Beisammenseins hinaus in das grüne Tal. Manchmal gesellte sich auch Pfarrer Oser zu ihnen. Ihn hatte Frau Berger am andern Morgen nach ihres Mannes Ankunft sofort benachrichtigt, und alle drei hatten dann einer langen Beratung gepflogen. Berger war außerstande, jetzt irgendeiner Arbeit sich zu widmen. Er bedurfte der sorgfältigsten Pflege, und so beschlossen sie, vorläufig in den Bergen zu bleiben.

Pfarrer Oser war sich sofort klar, daß für den Kranken keine Heilung zu erhoffen sei, jedoch wollte er nicht Frau Berger schon in diesen ersten Tagen die Freude an der Wiederkehr ihres Mannes, in der sie so sichtlich auflebte, verbittern. Er ließ den Arzt aus dem nächsten Dorfe kommen und hielt Frau Christine bei der von demselben vorgenommenen Untersuchung fern. Er selbst wohnte derselben bei und fand nur bestätigt, was er gefürchtet hatte. Der Arzt erklärte die eine Lunge schon so von der

Krankheit ergriffen, daß der Leidende das Jahr nicht mehr werde seinen Lauf vollenden sehen.

„Ich wußte es wohl," sagte Berger mit einem wehmütigen Lächeln, „und ich habe mich zum Abschied vorbereitet, obwohl es mir jetzt so schwer fällt, an einen solchen zu denken! — Die Kleine wird es bald überwinden," sprach er dann sinnend vor sich hin, „aber meine Frau? — Sie glaubt so fest daran, daß ich wieder gesund werde."

„Wünschen Sie, daß ich sie von dem Ergebnis meiner Untersuchung in Kenntnis setze?" fragte der Arzt.

„Nein," antwortete Berger rasch, „machen Sie ihr allgemeine Bemerkungen, wenn sie fragen sollte; sie auf das andre vorzubereiten überlassen Sie mir."

So waren die ersten Tage des Zusammenseins mit ihrem Manne der so lange einsam gewesenen Frau wolkenlos geblieben; nur manchmal beunruhigte sie ein besonders heftiger Hustenanfall des Leidenden oder die abends zuweilen auftretenden Fieber; doch hoffte sie durch treue Pflege alles das besiegen zu können. —

Eines sonnigen Nachmittags saßen Berger und seine Frau wieder auf der Bank vor dem Hause, während Ini in der Schule war. Frau Christine arbeitete wie immer, und dabei sprachen sie von allerlei ernsten Dingen, von des Sommers nahendem Ende, vom kommenden Herbst, der Zeit, da die Natur vom Lenzesjubel und Sonnenglück gesättigt, sich klaglos und still bereitet zum Sterben. Und plötzlich lenkte Berger das Gespräch auf der Menschen Kommen und Gehen, auf den Wechsel von Leben und Tod.

Er hatte ihre Hand erfaßt, so daß sie die Arbeit ruhen lassen mußte, und seine kranken Augen ruhten auf ihr mit einem Blick voll großer Liebe:

„Wie schön es ist, sterben zu können so mitten im Glück — umgeben von lauter Licht, hinauszuwandern aus der Welt, einzuschlummern und das Bild eines gesegneten Daseins festzuhalten in ewigem Traume!"

„Alter Schwärmer," versuchte sie ihm neckisch zu entgegnen, aber der neckische Ton wollte ihr nicht so recht gelingen. Er schaute so feierlich ernst auf sie nieder. „Warum vom Sterben reden, Lieber?" fügte sie darum hinzu, „wir wollen ja leben und glücklich sein!"

„Und wenn wir uns nun doch an den Gedanken gewöhnen müßten, uns bald wieder zu trennen, Christine?"

Ihre Hand zitterte leise in der seinen und ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Sprich nicht so, du tust mir weh," sagte sie.

Da legte er innig den Arm um sie und sprach: „Der Sommer wird gehen, meine Frau, die Blätter werden fallen, und wenn der Winter ins Land kommt, werde ich nicht mehr bei euch sein! — Sei nicht traurig, gräme dich nicht allzusehr. Du hast ja Ini, und ich gehe nun so gern zur Ruhe, da ich bei euch sein kann, bis der dort über den Wolken mich ruft, und da du — mir verziehen ..." Ein heftiger Hustenanfall schnitt seine Worte ab, und als er sich erholt hatte, saßen sie eine Weile still nebeneinander, Hand in Hand.

Frau Berger versuchte nicht mehr, ihm zu wider-

sprechen. Plötzlich — erschreckend klar war das Bewußtsein über sie gekommen, daß er recht hatte. Sie war blind gewesen, sie wußte es jetzt, daß sie in seinem blassen Antlitz umsonst nach etwas suchte, das seine Worte Lügen strafen könnte, und das Herz krampfte sich in ihr zusammen. Dennoch blieb sie standhaft und sagte endlich, indem sie ihm das Haar aus der feuchten Stirn strich: „Laß uns hoffen! — Kein Arzt kann wissen, was der Herr beschließt, und will er heilen, so steht es ja in seiner Macht. Warum sollte er dich uns nicht lassen, da wir dich so notwendig haben, ich und Ini."

Er neigte sich herab zu ihr und küßte sanft ihre Stirn. Dann gingen sie zusammen ins Haus.

Und die Tage vergingen. Rasch wie die Wellen des Baches, der unweit des Hüttchens vorüberrauschte, zogen sie vorbei. — Berger nahm geduldig Arznei um Arznei, wie sie der Arzt verschrieb. In seine traurigen Augen war ein Schein stiller Zufriedenheit gekommen. Seine Frau und Ini taten ihm zuliebe, was sie ihm an den Augen absehen konnten. — Tränen verdunkelten oft seinen Blick, wenn er sah, wie treu und selbstlos sie um ihn walteten.

Solange der Sommer weilte, hielt er sich aufrecht. Die goldigen Strahlen schienen das Leben in dem siechen Körper bannen zu können. — Stundenlang saß er und schaute verklärten Angesichts hinein in das Meer von Glanz und Licht.

Dann kam der Herbst. Blasser ward die Sonne — die Blätter fielen — ein Klang ging durch die Welt, der zum Scheiden rief. — Der Kranke konnte

selten mehr hinaus ins Freie, die Luft war zu kühl. Er saß jetzt am Fenster und wachte über dem großen Sterben, das durch die Fluren ging. Es war, als ob seine Seele daran hinge; immer und immer wieder flackerte das Lebensflämmchen auf.

Da kamen graue Nebel, und eines Tages — er saß wieder im Lehnstuhl am Fenster im wohlgeheizten Stübchen — begann es aus den Nebeln zu quellen — leise — träumerisch — in weißen, dichten Flocken. Das stille Rauschen wirkte einschläfernd; — erst färbten sich die dunkeln Tannen drüben weiß, dann legte sich der Schleier über Matten und Wege, und endlich schwirrten, von einem Windhauch getrieben, die Flocken verdunkelnd auch gegen die Fensterscheiben.

Ini war eben aus der Schule gekommen und rief fröhlich zur Türe herein: „Vater, Mutter, der Winter kommt; ich bin schon ganz weiß von Schneeflocken geworden!"

„Der Winter kommt," flüsterte der Mann am Fenster vor sich hin. Dann, plötzlich, richtete er sich mehr auf, wie um zu lauschen. Zitternd — schwach — wie lispelndes Gebet drang der Ton des Aveglöckleins von der Kirche herüber durch das Schneegestöber.

„Mutter, Ini!" rief der Kranke plötzlich laut und fuhr, als beide an seine Seite eilten, leiser fort: „Wie dunkel es auf einmal wird! — Kommt näher her zu mir — noch näher — so — ganz nah!"

Sie knieten bei ihm nieder — wortlos — tief ergriffen, und er legte die Hände auf sie und sprach

mit einer Stimme, in der alle Liebe, alle Dankbarkeit noch einmal zum Ausbruch kam: „Möge Gott euch segnen!"

Dann sank er zurück und war tot.

„Wenn der Winter ins Land kommt, werde ich nicht mehr bei euch sein!" Sein Wort war wahr geworden, er war hinausgegangen mit den letzten Boten des Herbstes, und die ersten Schneeflocken woben ihm das Leichentuch. — —

„Nun sind wir wieder allein, mein armes Kind," hauchte Frau Berger ihrem Töchterchen zu, als sie in tränenlosem Leid es an sich drückte. Und die Kleine, welcher der Mutter starres Weh das eigne beinahe vergessen machte, schlug die großen Augen zu ihr auf und bat mit halberstickter Stimme: „O Mütti, Mütti, nicht so furchtbar traurig sein! — Ich will dich noch tausendmal lieber haben als bisher, ich will so gut sein, dich nimmer böse machen, aber schaue nicht mehr so! — Wenn du so mich ansiehst, dann meine ich, du gingest auch noch von mir, und dann wäre ich noch viel mehr allein!" —

Da faßte sie sich; die Stimme des Kindes verriet eine herzzerreißende Angst und erinnerte sie an ihre Pflicht. Was sie schon einmal aufrechtgehalten in dunkler Zeit, das wurde auch jetzt wieder zum Stab, an dem sie sich mühsam aufrichtete, der Gedanke: „Noch bleibt dir dein Kind!" — Sanft umfaßte sie den teuern Toten und trug ihn, ohne zu wanken, ach, eine so leichte Last, hinüber auf sein Bett. Dann setzte sie sich daran nieder und sandte Ini, Pfarrer Oser zu rufen.

Als dieser mit dem Mädchen kam, saß sie noch

immer am Bett, den Blick auf den geliebten Toten gerichtet, um dessen Lippen noch das „Möge euch Gott segnen!“ zu schweben schien, sein letztes Wort, das Weib und Kind gegolten.

Nach zwei Tagen trugen sie ihn hinaus auf den stillen Friedhof. Nur wenige Menschen folgten dem schmucklosen Sarge. Es hatten ihn ja nur wenige näher gekannt. Aber ehe man ihn hinabsenkte in die Erde, sprach Pfarrer Oser tief ergreifende Worte, und kein Auge blieb trocken, als er, selbst mächtig bewegt, schloß mit der Mahnung: „Und alle, die ihr da wandert, wie er gewandert ist, sorget, daß ihr nicht irre gehet und daß euer Ausgang sei, wie der seine es war — ein selig Enteilen dem Lichte zu!“ —

Im Dorfe sprach man wohl ein paar Tage von dem Abenteurer, dem Manne der Frau Berger draußen am Dorfende und frischte wohlgefällig die Erinnerung daran auf, daß er einmal im Zuchthaus gesessen, weil bei dieser Erinnerung man sich sagen konnte, daß man so gar viel besser sei. Dann schwiegen diese Gespräche wieder, und niemand kümmerte sich mehr um den müden Wandersmann, der in der abgeschiedenen Stille der Berge die ersehnte Ruhe gefunden, niemand als die drei Menschen, die ihm nahegestanden, seine Frau, sein Kind und Pfarrer Oser.

Frau Berger überwand schwer den Verlust; aber die Zeit, die mächtige Trösterin, ließ auch ihre Wunde sich schließen, und Zufriedenheit zog wieder in ihr Herz, da die Jahre vergingen, da sie Ini zur blühenden Jungfrau heranwachsen sah und in ihr

eine liebe und treue Stütze fand. — Mit sorgender Hand pflegte diese das Grab ihres Vaters. In den kurzen Sommermonaten verwandelte sie es in einen Blumengarten. Neben den zarten Blüten des Tales, neben Veilchen und Vergißmeinnicht blühten Alpenrosen und Edelweiß, und darüber hin strich der Wind, neugierig lauschend, was die Blumen einander erzählen von dem Manne, dem zu Ehren sie blühten, wie sie flüsterten von menschlichem Hoffen und Irren und von der Königin der Menschenherzen, die Liebe, die alles erduldet und alles vergibt, von der auf dem einfachen Kreuze des Toten stand: „Die Liebe aber höret nimmer auf!"

Achtes Kapitel

Jahr hatte sich an Jahr gereiht. Das Kreuz auf Bergers Grab war verwittert; Winterstürme hatten die Schrift ausgelöscht, der Blumenschmuck auf dem Hügel jedoch erstand immer wieder neu. Während die übrigen Gräber nach zehn Jahren kaum mehr besucht wurden und sie zu schmücken man wohl viel früher schon vergaß, wies Bergers Ruhestätte auch nach dieser langen Zeit noch ebensoviele Zeichen liebender Erinnerung auf wie in jenen ersten Tagen, da man einen müden Mann hineingebettet.

Ja, zehn lange Jahre waren seit seinem Tode dahingegangen, und noch immer konnte man zur Sommerszeit beinahe alltäglich zwei Frauengestalten beobachten, die zur bestimmten Stunde in den Fried-

hof traten und mit sorgender Hand die Blumen auf dem Grabe ordneten oder neue pflanzten. Langsamen Schrittes pflegten sie zu kommen, wenn sich die Sonne zum Untergang neigte. Die eine, ältere, stützte sich dabei auf den Arm der Jüngeren, und ihre leicht vorgebeugte Haltung sowie das stark mit Grau vermischte Haar verrieten nicht sowohl vorgerücktes Alter oder Krankheit, wohl aber gaben sie Beweis, daß viel Schweres an dieser Frau vorübergegangen sein mußte. Die Jüngere, ein kaum neunzehnjähriges Mädchen von zarter, zierlich gebauter Gestalt, die es noch jünger erscheinen ließ, führte die andre so sorgsam, daß der Fremdling, der sie so sah, unwillkürlich stehenblieb, um noch einmal den wohltuenden Anblick der Fürsorge zu genießen, die sie der Aelteren angedeihen ließ und die sich in jeder ihrer Bewegungen offenbarte. Aber es mochte auch mancher wohl stehenbleiben, um dem Mädchen selbst noch einmal nachzusehen mit den edel geformten Zügen, den tiefdunkeln Augen in dem feinen, etwas blassen Gesicht und dem dunkeln, weichen Haar, das hinten am Kopf in einen Knoten geschlungen war.

Ini Berger, denn sie und ihre Mutter waren es, die so oft den Gang nach dem Friedhofe machten, war ein selten schönes Mädchen geworden. Darin stimmten alle jungen Männer der Umgebung überein, und manch einer hatte schon versucht, sich ihr zu nähern und bei ihr seine Vorzüge leuchten zu lassen. Aber die dunkeln Augen schauten die Freier so seltsam kalt und ruhig an, daß sie fast immer das Wiederkommen vergaßen. Frau Berger meinte

wohl manchmal, wenn sie die Aufmerksamkeiten eines jungen Mannes sah, der ihrem Kinde ein gesichertes Daheim zu bieten vermochte: „Ueberleg dir's, Ini, du könntest es gut haben bei ihm, und er ist ein rechter Mann," dann aber lehnte sich diese an sie wie in ihrer Kinderzeit und fragte in einem Tone, der noch ganz ihrem einstigen Bitten glich: „Laß mich doch bei dir bleiben, Mütti! Willst du mich denn wirklich wegschicken?" Dann ließ Frau Berger sie wieder ruhig gewähren, im Herzen froh, daß es nicht anders war.

Mutter und Tochter bewohnten immer noch das Häuschen am Ende des Dorfes und arbeiteten nun beide für das Geschäft, das Frau Berger schon seit Jahren beschäftigte. Ihre sorgfältigen Arbeiten waren in der Tat so gesucht, daß sie immer weit mehr Aufträge hatten, als sie zu erledigen vermochten. Im Dorfe verkehrten sie so wenig wie früher. Nur zweimal die Woche nahm Ini abends an den Uebungen des kleinen Kirchenchores teil, den noch immer Pfarrer Oser, ihr geliebter Lehrer und Freund, leitete. Zu den Mitgliedern desselben gehörten seit mehreren Jahren auch Anton Mattmann wieder und seit kurzer Zeit Xaver Haller, der Sohn des Gemeindepräsidenten.

Der alte Haller hatte all die Jahre her die Macht nicht aus den Händen gegeben, die ihm seine Stellung als Präsident des Gemeinderates gab, und es war ihm ein leichtes gewesen, dieselbe zu erhalten. Ein kluger, vor allem auf eignen Vorteil bedachter Mann, wußte er die zahlreichen ärmeren Bauern in pekuniärer Hinsicht von sich abhängig

zu machen und war so bei den Gemeindeversammlungen, an denen die Stimmabgabe durch offenes Handmehr geschah, seines Uebergewichtes sicher. Dabei verstand er es, alle Dinge so zu wenden, daß er vor den Leuten als Beglücker des kleinen Dorfes dastand. Nur wenige durchschauten ihn und erkannten, wie er in allen seinen Handlungen zuerst die eigne Tasche befragte, ehe er an das Gemeinwohl dachte. Zu diesen wenigen gehörte der alte Ehrler. Er hatte im Anfange sein Gewicht in die Wagschale gelegt gegen den kleinen Despoten, jedoch er war selbst zu wenig volkstümlich, um dessen Einfluß brechen zu können.

So war der lahme Haller unstreitig der erste Mann im Dorfe, und gleich nach ihm kam — wenigstens nach dessen eigner Ansicht — sein Sohn, der Veri, wie er noch immer im Dorfe hieß. Ein protziger, wilder Gesell, hatte dieser nichts an Beliebtheit gewonnen, aber nach wie vor duldete man ihn um seines Vaters willen und fürchtete ihn wegen seines eignen falschen Charakters. Auch äußerlich hatte er sich nicht etwa zu seinem Besten verändert seit seiner Knabenzeit. Ein kurzer, sehniger Körper, auf dem ein großer Kopf saß, in dem Kopfe ein paar Aeuglein so lüstern und falsch, über dem breiten Mund einen ungepflegten, starken, schwarzen Schnurrbart, schwarzes, struppiges Haar, das war der Veri Haller. Was an ihm Bewundernswertes war, das war allein seine Kraft und Kühnheit, mit der er jede Gefahr verlachte. Zur Winterzeit, im Sturm und Schneegestöber, stellte er seinen Mann. Die Warentransporte, die er leitete, kamen schneller

als alle andern ans Ziel, weil er die Pferde anstrengte bis zur Unmenschlichkeit, selbst niemals Ermüdung kennend. Er war der waghalsigste Jäger, wann die Gemsjagd eröffnet wurde, und kam es an der Kirchweih oder bei andern Gelegenheiten zu Streit, so war sicher der Veri Haller dabei.

Wie der wilde Mensch zum Entschlusse kam, in den Kirchenchor zu treten, darüber zerbrachen sich die Leute vergebens die Köpfe. Pfarrer Oser hatte zuerst von seiner Aufnahme nichts wissen wollen, als jedoch sein Vater für ihn eintrat und seine Stimme sich zudem als brauchbar erwies, fand er keinen Grund mehr, dieselbe zu verweigern, und gab zu, daß er sich seinen übrigen Schülern beigeselle. In des Geistlichen Gegenwart unterblieben auch alle die unzarten Scherze und groben Redensarten, mit denen Veri Haller um sich zu werfen pflegte. Pfarrer Oser hielt musterhafte Ordnung unter seinen Sängern, und seiner Ueberlegenheit beugte sich, wenn auch ungern, der Veri Haller.

Eine wußte nun freilich, was diesen bewogen hatte, seine Aufnahme unter die kleine Sängerschar durchzusetzen. Das war Ini Berger. Er hatte auf die verschiedenste Weise sich ihr zu nähern versucht, und sie ihn, wo immer möglich, gemieden, oder, wenn er ihr doch einmal begegnete, ihn mit einer Kälte behandelt, die nahe an Verachtung grenzte. Sie kannte sein zähes Festhalten an einem einmal gefaßten Plane; er war wie die andern Gebirgler, und sie wäre bei seinem Eintritt in den Chor ausgetreten, wenn sie sich nicht unter Pfarrer Osers Schutz genügend sicher gefühlt und die Musik so

sehr geliebt hätte. Auch war ja Anton Mattmann da, der nach wie vor ihr eine Freundschaft entgegenbrachte, die ihr wohltat und willkommen war.

Als vor zehn Jahren Anton Mattmann und sein Freund Joseph Ehrler als Knaben auf die Klosterschule nach Stans gekommen waren, hatten sich die Hoffnungen vollständig erfüllt, die Pfarrer Oser auf sie gesetzt hatte. Sie gehörten auch dort zu den fleißigsten Schülern und gelangten dadurch in den Besitz von Kenntnissen, die weit über die Bildung hinausreichten, welche die Dorfbewohner sonst ihren Kindern zu geben pflegten. Nach zwei Jahren verließen sie die Schule und kehrten beide in das heimatliche Dorf zurück. Joseph mußte sich sofort im väterlichen Geschäfte nützlich zu machen beginnen und brachte nur zwei Winter bei einem Fuhrhalter in der französischen Schweiz zu, um sich die dortige Sprache anzueignen; dann lebte er sich ganz in die ihm von seinem Vater gewiesene Tätigkeit ein und nahm diesem jetzt einen großen Teil der Arbeitslast von den Schultern. Anton hingegen hatte, dem Wunsche seines Vaters folgend, mehrere Jahre im Ausland zugebracht. Er lernte Französisch in Paris, Englisch in einer englischen Seestadt und Italienisch in einer großen Fremdenstadt Italiens, an allen drei Orten in Gasthöfen angestellt. Seine Lieblingsidee, zu studieren, hatte er den Eltern zulieb fallen lassen. Nun war er wohlbestallter Wirt geworden und hatte es nicht zu bereuen, da der Fremdenverkehr im Gebirge immer mehr zunahm und das Geschäft seines Vaters der fleißigen Hände bedurfte. Aus dem ehemals träumerisch veranlagten

Knaben hatte sich auch ein fröhlicher und gern gesehener Gesellschafter entwickelt, und er fand sich wohl unter den jeden Tag in reichlicher Anzahl eintreffenden Gästen, denen den Aufenthalt angenehm zu machen der junge Bergwirt bald so wohl verstand wie der alte. Anton hatte sich aber auch körperlich zu seinem Besten verändert. Er war nicht mehr die überschlanke Gestalt; seine Glieder waren kräftiger geworden, und sein Gesicht zeigte eine weit gesundere Farbe als früher. Für hübsch konnte er nicht gelten, dafür waren seine Züge zu unregelmäßig, aber es lag etwas darin, was unwillkürlich Vertrauen erwecken mußte, und auf der breiten Stirne prägte sich deutlich der Zug von kluger Ueberlegtheit aus, wie sie schon dem Knaben eigen gewesen. Seine Mutter und Frau Berger waren sich im Laufe der Jahre noch näher getreten, und so kam es, daß auch Ini viel mit Anton oder dessen Schwester Luise, die jetzt ebenfalls ein erwachsenes Mädchen war, verkehrte. Seltsam stellte sich Ini zu Joseph Ehrler, den sie früher mit so kindlicher Bewunderung betrachtet und dem stilleren Anton beinahe vorgezogen hatte. Josephs Schwester Anna war seit einem Jahre an einen reichen Müller im Tale verheiratet. Der junge Mann selbst, oft tagelang von Hause abwesend, wenn er Warentransporte über den Berg begleitete, kümmerte sich scheinbar gar nicht mehr um die frühere Gespielin; ja es schien, als habe des Vaters abfälliges Urteil auch bei ihm Eingang gefunden, denn er vermied es stets, wenn es möglich war, mit Frau Berger oder ihrer Tochter in Berührung zu kommen.

Neuntes Kapitel

Die kleine Zahl der Andächtigen, die jeweilen dem Abendgebet in der Dorfkirche beiwohnte, hatte dieselbe verlassen; die Andacht war zu Ende. Der Kirchendiener löschte die Kerzen im Kirchenschiff, und bald herrschte das gewohnte Halbdunkel. Nur oben auf der kleinen Chorgalerie, wo die Orgel stand, war es noch hell erleuchtet. Dort waren noch die Sänger und Sängerinnen des Kirchenchors versammelt, um eine Messe für den morgigen Sonntag einzuüben. Pfarrer Oser hatte die Kanzel, von der aus er vorzubeten pflegte, verlassen und war ebenfalls zur Orgel hinaufgestiegen. Er schlug jetzt die Partitur der Messe auf und verteilte die Stimmen. Es galt heute abend eine Hauptprobe zu halten. Mit dem eigentlichen Einstudieren des Tonstückes, einer jener leichten und doch wunderbar schönen Kompositionen, wie sie die katholische Kirchenmusik in reicher Fülle aufzuweisen hat, war schon früher begonnen worden.

Auf der einen Seite der Orgel standen die Sopran- und Altstimmen, mit Ausnahme von zwei Frauen lauter junge Mädchen, etwa zehn an der Zahl; ihnen gegenüber waren die Vertreter der Bariton- und Baßstimmen aufgestellt, junge und ältere Männer. Unter ihnen befanden sich heute abend, wie gewohnt, Anton Mattmann und Veri Haller. Die Führerin der Sopranstimme war Ini Berger. Ihre Stimme, von Natur ungemein weich

und ansprechend, hatte unter Pfarrer Osers Schulung bedeutend gewonnen, und es war schon oft vorgekommen, daß Fremde, die sie in der Kirche hatten singen hören, sich erkundigt hatten, wer die Besitzerin dieser, wenn auch nicht künstlerisch ausgebildeten, doch so ungemein zum Herzen gehenden Stimme sei.

Jetzt begann die Messe, und die kleine Sängerschar machte ihre Sache so gut, daß ihr Pfarrer Oser verschiedene Male freundlich zunickte. Das hohe Benediktus, für zwei Solostimmen, Sopran und Bariton, mit Begleitung der Orgel geschrieben, sollte von Ini und Anton Mattmann gesungen werden.

Auf Inis feinen Wangen brannte eine seltsame Röte, und als ob tiefer Unmut ihre Seele fülle, waren ihre dunkeln Brauen zusammengezogen. Es war das erstemal, daß sie in der Musik nicht ganz sich verlor. Sonst, wenn sie sang, pflegte sie alles um sich zu vergessen, und ein Gefühl, als wäre sie allem Irdischen entrückt, ging dann durch ihre Brust. Heute sang sie beinahe mechanisch die Noten, und der rechte Ernst, die rechte Lust wollte nicht über sie kommen.

Warum?

Die ganze Zeit hatten ein Paar dreiste Männeraugen zu ihr herübergeschaut, als wäre sie der einzige Punkt, wohin diese sich richten könnten. Es lag ein so begehrlicher, widriger Schein darin und etwas Hinterlistiges, das ihr beinahe bange gemacht hätte, wenn sie nicht zu erzürnt gewesen wäre über den, dem sie angehörten. — Es war wohl vorgekommen, daß der Veri Haller sie mit Blicken

verfolgt, aber heute trieb er's denn doch gar zu arg, und sie nahm sich vor, sich bei Pfarrer Oser nächstens über ihn zu beklagen.

Das nun beginnende Duett ermöglichte es ihr, dem Burschen den Rücken zuzuwenden. Dabei wurde sie ruhiger und sang mit ihrer gewohnten Hingebung. Ihre Entrüstung wäre wohl aber noch gestiegen, hätte sie den Veri weiter beobachten können. Er war ganz in den Hintergrund, wo es dunkler war, getreten, und die andern achteten seiner nicht. Während Ini sang, verwandte er kein Auge von ihr. Die süßen Töne schienen ihn gefangen zu halten, noch mehr aber des Mädchens Schönheit.

Sie hatte den feinen Kopf leicht zurückgeworfen, und ihre ganze Haltung kündete, wie sie mit ganzer Seele bei ihrer Aufgabe war. Hätten statt der einfachen Dorftracht weite Gewänder ihre Glieder umschlossen, sie hätte einen Vorwurf für eine heilige Cäcilia gegeben.

Des Burschen Blick verriet eine wilde Begehrlichkeit. Vergessen schien ihm der heilige Ort, ungehört verhallten die hehren Worte der Messe an seinem Ohr, ihn schien nur eins zu erfüllen, der Gedanke: „Jenes Mädchen muß mein werden!“ Das wenigstens sprachen die kleinen, lauernden Augen, das kündete der trotzige Zug um den häßlichen Mund und die vorgebeugte Haltung, die eine Aehnlichkeit hatte mit der Stellung eines sprungbereiten Raubtieres.

Da brach der Gesang ab. Ini trat an ihren Platz zurück, und das letzte Chorstück, das Agnus Dei, begann. Der Veri hatte aufgehört, sie anzu-

starren; er schien sie sogar vergessen zu haben, seit die letzte Note des Benediktus verklungen war, und als erster verließ er nach Schluß der Probe die Kirche.

Langsamer folgten die andern, zuletzt, im Gespräch mit Pfarrer Oser, Ini, Anton Mattmann und dessen Schwester Luise, ein unscheinbares, liebenswürdiges Mädchen mit blondem Haar, die ebenfalls zum Kirchenchor zählte. Beim Pfarrhause schieden die jungen Leute von dem Geistlichen, und auch Ini trennte sich ihrerseits von Anton und Luise.

Die beiden hatten ihr angeboten, sie nach Hause zu geleiten. Es war nach neun Uhr abends, und die Nacht war finster. Ini hatte es jedoch lachend abgelehnt, indem sie sagte, sie würde ja den Weg mit verbundenen Augen finden, und nehmen werde sie wohl niemand.

Kaum hatte sie jedoch einige Schritte auf ihrem Heimwege getan, als sie auf einmal bereute, allein gegangen zu sein. Es fiel ihr auf einmal ein, daß der widrige Mensch, der Veri, ihr begegnen könnte. — Sie schaute sich um. Anton und seine Schwester waren jedoch schon hinter einem Hause verschwunden, und sie schämte sich, ihnen nachzugehen, denn es war ja wohl töricht von ihr, Angst zu haben.

Rascheren Schrittes ging sie weiter. Schon war sie über die letzten bewohnten Häuser hinaus, und von ihrem eignen Heim trennten sie nur noch vier Scheunen, die, eine neben der andern, dem Sträßchen entlang standen. Da trat hinter der einen ein Mann hervor. Sie wußte, wer es war, ohne in der Dunkelheit seine Züge erkennen zu können, und die geheime

Angst in ihrem Innern wurde stärker. Ohne Gruß wollte sie an ihm vorübergehen. Da vertrat er ihr den Weg. Wie hilfesuchend schaute sie sich um, aber es war niemand in der Nähe.

„Seid Ihr so stolz, Jungfer," fragte der Mann mit seltsam gedämpfter Stimme, in der es bebte von geheimer Leidenschaft, „seid Ihr so stolz, daß Ihr einem nicht einmal den Gutenachtgruß gönnt?"

Es war der Veri. —

„Geht Eurer Wege und laßt mich heim! Ich habe mit Euch nichts zu schaffen, und es wird den reichen Haller wenig kümmern, ob ein armes Mädchen ihn grüßt oder nicht!"

Fühlte er die Angst heraus, die ihre Stimme leise zittern machte und tat das ihm leid, oder was war es, das bewirkte, daß der Veri Haller einmal in seinem Leben in weniger rauhem, hochtrabendem, ja sogar in fast bittendem Tone sprechen konnte?

„Ob's mich kümmert, wer weiß," sagte er, „vielleicht mehr als du denkst, Ini!"

Sie trat einen Schritt zurück.

„Ihr braucht mich nicht ‚du' zu nennen! Wir sind keine Schulkinder mehr! Und jetzt laßt mich durch, ich muß nach Hause!"

Noch immer war es der beinahe sanfte Ton, mit dem er weiterfuhr, ihres Einwandes nicht achtend:

„Ich muß dich etwas fragen, Ini, und einen Augenblick magst du mir wohl gönnen!"

„So eilt Euch, rasch — was wollt Ihr von mir wissen?"

Des Mädchens Aufregung wuchs, und das Gefühl kommenden Unheils, das sie seit einigen Mi-

nuten erfaßt, nahm immer bestimmtere Gestalt an. Sie stützte die Hand, wie eines Haltes bedürftig, auf die Mauer der Scheune.

Da fuhr der Veri fort zu sprechen, und je weiter er kam, desto schneller brachen die Worte von ihm, desto mehr brach seine leidenschaftliche Natur sich Bahn.

„Du hast es wohl gemerkt, wie ich dir folge, wo ich kann, Ini — du hast gesehen, wie ich immer nur dich anschauen muß, wenn du in meiner Nähe bist, und wenn du nicht um mich bist, ha, da zieht's mich hin zu dir, und ich hab' keine Ruh', keine Rast, bis ich dich gefunden hab'! — Vor deiner Tür hab' ich nun schon oft stundenlang gestanden des Nachts und gemeint, ich müßte dich holen, weil's mich hier drinnen verzehren will, die Liebe, die du mir hineingezaubert hast in die Brust mit deinen Hexenaugen! — Ini, ich bin der Sohn des reichen Haller, aber ich frage nichts danach, ob du arm bist — der Alte sagt ‚Ja' zu allem, was ich will, und ich will nur eines, ich will dich, Ini — du mußt meine Frau werden — du mußt!"

Es war ein seltsames Werben, wild und ungestüm, als könnte er des Mädchens Jawort ertrotzen. Er schrie es ihr fast zu, dies letzte Wort: „Du mußt"; aber sie zitterte nicht mehr.

Höher auf richtete sich ihre schlanke Gestalt, und es lag ein unsagbarer Hohn in ihrer Stimme, als sie sagte:

„Ich muß, weil ich arm bin und Ihr reich seid, o Veri Haller, da täuscht Ihr Euch! — Euch zum Mann — hört mich — eher spränge ich drüben

von der Brücke in den Bach, als daß ich Euch zum Manne nähme!"

Seine Fäuste ballten sich bei ihrem Tone, aber mit fast übermenschlicher Anstrengung zwang er noch einmal den Dämon in sich nieder und fuhr weiter:

„Ueberleg dir's, Ini, du sollst's nicht schlecht haben bei mir, nur — mein mußt du sein! — Sag ja, Ini, sag ja!"

Es lag beinahe wieder ein Bitten in seinem Tone, wenigstens klang etwas hindurch, das bewies, daß es ihm ernst war mit seiner Werbung, ernst auch mit seiner Leidenschaft.

Das Mädchen aber achtete dessen nicht. Sie hatte ihn verachtet als wilden, unbändigen Gesellen ohne Bildung, ohne Gewissen, und seine Werbung erschien ihr als eine so tiefe Beleidigung, daß sich ihr Innerstes gegen ihn empörte.

„Genug," rief sie, „ich mag Euch nicht, weil Ihr der Schlimmste seid im Dorf, ein roher Bursch, der keine Schranken achtet! — Glaubt Ihr, daß Euer Geld mich locken könnte, an Eurer Seite ein unglückliches Weib zu werden, das Ihr mit dem Fuß beiseiteschieben könnt, wenn Ihr seiner überdrüssig seid? — Geht und laßt mich meiner Wege gehen! Ich sag's Euch noch einmal: Wir zwei kommen nimmer zusammen!" —

Es war um ihn geschehen. — Die eine Saite, die in seinem Innern einmal in weichem Ton erklungen war, sie zerriß in diesem Augenblicke und klang niemals wieder. Dafür aber schwoll mächtiger die andre Stimme an, die diese Natur gefangen hielt und sie verrohen ließ mit ihren Lockungen und Be-

gierden. — Er schlug die Arme übereinander und lachte auf, so grell, daß das Mädchen unwillkürlich zusammenschrak.

„Ha, Mädchen,“ zischte er ihr förmlich zu, „was willst du mir mein Sündenregister vorlesen, du — des Zuchthäuslers Kind!“ — —

Da war es nahe, greifbar nahe, das Unheil, das ihr vorgeschwebt. Wie ein Blitz tauchte in ihr die Erinnerung auf an einen Tag ihrer Kinderzeit, da sie von den gleichen Lippen die furchtbare Anschuldigung gegen den Vater gehört, und wie um Schrecklicheres, das kommen würde, von sich abzuwehren, streckte sie hilflos die Hände aus gegen ihn.

Er ergriff eines der schmalen, weichen Glieder und drückte es wie in einer Schraube, dann beugte er sich zu ihr, daß sein Atem ihre Wangen streifte, und von Leidenschaft beinahe erstickt war seine Stimme, als er ihr zuraunte:

„Weißt, Mädchen, die du so hochnasig auf uns Bauern herabsiehst, in unsrer Familie ist keiner, der je im Zuchthaus gesessen, aber dein Vater, der war ein gemeiner Dieb!“ —

Sie hörte ihn kaum, halb ohnmächtig lehnte sie an der Scheune, ihr flimmerte vor den Augen, und das Herz, das arme, unerfahrene, noch halb kindliche Herz stockte einen Augenblick in bitterem, krankem Staunen. — Da fühlte sie ein Paar Arme um ihren Leib, zwei Lippen preßten sich glühend auf ihre Wange. — Sie schreckte auf, sie hob die Hand zum Schlage — aber diese fiel nieder in die leere Luft, jene Arme hatten von ihr gelassen, geräuschlos war der Veri verschwunden. — — —

Noch eine Weile lang lehnte sie da. Sie dachte nicht daran, daß er wieder kommen könnte, sie dachte nicht daran, daß es spät wurde; halb unbewußt strich sie mit der Hand über die Wange, als brenne ein Schandmal dort, das wegzuwischen sie versuchen müsse, und ihre Lippen wiederholten fortwährend in gleichem, eintönigem Klang das Wort „Dieb".

Endlich schritt sie langsam nach Hause, einer Nachtwandlerin gleich, nicht achtend des Weges. Sie öffnete die Haustür — die Zimmertür — sie schritt in die Stube und stand drin — still — träumend — klar nur des einen, das in ihrem Kopfe hämmerte, das ihr Hirn marterte, des einen Wortes: „Dieb". —

Frau Berger hatte mit Bangen auf sie gewartet. Sie saß in ihrem Lehnstuhl.

„Wo bleibst du denn so lange, Kind?" fragte sie, als Ini eintrat. —

Keine Antwort! —

Jetzt erst fiel ihr des Mädchens Aussehen auf; den Kopf gesenkt, die Hände verschlungen, in den Augen ein fremdes, flackerndes Feuer, stand sie da, als ob sie etwas suche, als ob sie forsche nach der Lösung eines tiefen, tiefen Rätsels.

„Ini, Kind, was ist dir?" rief Frau Berger. Sie war aufgesprungen und legte voll Sorge den Arm auf des Mädchens Hals.

Da kam Leben in die starre Gestalt. Fast krampfhaft legten sich die Hände auf der Mutter Arm, und ein Blick traf diese, in dem eine Welt der Angst und Verzweiflung lag. So schaut das Reh, das

weidwunde, dem zur Flucht keine Kraft mehr blieb und das die Meute nahen hört.

„Mutter — sag — was hat — der Vater — getan, daß sie — ihn — einen Dieb — schelten?"

Sie stockte bei jedem Wort, ihr war so schwer, daß nur mühsam die Laute sich von ihr rangen. —

Frau Berger seufzte tief auf. Ihr Gesicht war mit einem Male so alt, so daß sie aussah wie eine Greisin. Da war die Stunde, die sie so lang gefürchtet, die sie fernzuhalten gehofft und die sie fernzuhalten gestrebt mit aller ihr zu Gebote stehenden Macht. Es war ihr gelungen bis heute, da eine frevelnde Hand den Schleier gelüftet, der gütig einen dunkeln Punkt der Vergangenheit verdeckte. — Ini hatte nie vollen Aufschluß über die Schicksale ihres toten Vaters erhalten. Sie wußte, daß er Schweres durchgemacht, jedoch welcher Art es gewesen sei, das hatte ihre Mutter ihr gegenüber nie erwähnt, und auch das Gerede der Leute, wie es hier und da noch laut geworden, war ihr verborgen geblieben durch Zufall — und die Sorge der Mutter. Ein sorgloses, glückliches Kind war sie gewesen bis zu diesem Augenblicke, und nun war es freilich ein schweres Erwachen aus der Jugendtage goldenem Traum.

„Komm her, Kind," sagte Frau Berger. Es hatte einen müden Klang, dies „Komm her, Kind".

Ini trat zu der Mutter Lehnstuhl, in den diese wieder niedergesunken war. Sie setzte sich, wie sie es als Kind getan, auf einen Schemel zu ihren Füßen und lehnte den Kopf an ihre Knie.

Dann begann Frau Berger zu erzählen.

Klar und deutlich zog der Lebenslauf des irregegangenen Wanderers, der draußen auf dem kleinen Friedhofe der Kreuzwege endlich Ziel gefunden, am Geiste seines Kindes vorüber.

Und als die Frau im Lehnstuhl geschlossen hatte, da stand das Mädchen auf und ging wortlos hinüber zur Wand, wo die Photographie des Verstorbenen hing. Leise näherte sie die blassen Lippen derselben, und leise, leise, in stummer Andacht küßte sie des toten Vaters Bild. — Es war mehr als ein Gebet, es war mehr als Liebe, was in diesem Kusse lag. Er sagte, daß das Gift, das die Welt in ein unschuldiges Herz zu träufeln versuchen werde, daß das Leid, das um des Toten willen dies Herz zu tragen bestimmt sei, es nimmer wankend machen werde in seiner Treue zu dem Heimgegangenen. —

Noch lange saßen Mutter und Tochter beisammen, und als am andern Morgen sie sich wieder bei ihrer Arbeit im trauten Stübchen fanden, da lag stille Zufriedenheit auf ihren Gesichtern. Alles war gut und traut wie vorher, nur Inis Augen blickten noch um einen Schein ernster wie früher und — sie blieben so.

Zehntes Kapitel

Ostern nahte heran, das Fest des Frühlings, des Auferstehens. — In ewigem Wechsel auch in dem Bergdorfe Schnee und Eis und Sturm und dann wieder saftiges Grün und Blumen in Wald und auf den Matten! Noch nie aber war so früh aller Schnee im Gebiete des Dorfes verschwunden, noch

nie hatten so bald sich die Wiesen in ihr Sommerkleid geworfen, das noch mehr zu schmücken den wirklichen Sommertagen vorbehalten blieb.

Seit acht Tagen wölbte sich ein wolkenloser Himmel über dem Hochgebirge. Froh trat der Landmann unter die Türe und schaute hinaus auf das Tal, wo alles schon sproßte und trieb. Das mußte ein segensreiches Jahr werden, wenn nicht ein Frost noch die vorzeitig erwachte Saat zerstörte.

Daß aber dieser Frost nicht eintrete, dafür stieg manch stilles Gebet der Dorfbewohner zum Himmel auf und dafür sollte auch das heilige Osterfest besonders feierlich gehalten werden dieses Jahr, damit es zugleich ein Bittfest sei für das Gelingen der Ernte. —

Der Morgen des Ostertages brach an. Frühzeitig war eine Knabenschar emsig dem Sigristen beim Schmücken der Kirche behilflich, das unter Pfarrer Osers Anleitung vor sich ging. Tannenreiser wurden herbeigetragen und rings an den Wänden angebracht, und der Hochaltar wurde ganz in Grün gekleidet. Die Arbeiten waren gerade beendigt, als die Glocken zum Gottesdienst riefen.

Hell und feierlich zogen sie jetzt hinaus ins sonnige Tal, die Glockenklänge, die während der Tage der Trauer, während der Karwoche geschwiegen hatten. Auferstehung predigten sie, neues Leben verkündigten sie, und es war, als schalle das einfache Geläute heute mit nie gehörter Macht hinauf zu den Bergen, als wohnte den Tönen geheimer Jubel inne.

Eine freudige Feststimmung lag über dem ganzen

Dorfe. Festlich gekleidet strömten die Bewohner von allen Seiten zum kleinen Gotteshause, festlicher Frohsinn lag auf fast allen Gesichtern, und ihr Festkleid hatte auch die Sonne angezogen, die strahlend auf die feiernden Menschen tief unter ihr niederschaute.

Vor dem Haupteingang der Kirche, an der Mauer, die den Weg zu dem ersteren gegen den Abgrund, die „Hölle" hin schützte, hatte sich eine Anzahl junger Männer aus dem Dorfe aufgestellt. Sie warteten jeweilen, bis die Kinder und Frauen ihre Plätze eingenommen, und pflegten dann die hintersten Kirchenbänke aufzusuchen. Vielleicht auch standen sie da, um besser die Kirchgänger beobachten und die jungen Mädchen mustern zu können. Es wurde wenigstens manch Dirnlein rot, das vorüberging, weil es von den Männern an der Mauer angelegentlich betrachtet wurde. Heute standen unter den letzteren auch Anton und Veri, die nachher zur Orgel hinauf mußten, um zu singen.

Immer mehr füllte sich die Kirche, und noch immer kamen Leute herbei. Da bogen Ehrler und seine Frau in den Weg ein und wenig hinter ihnen Frau Berger und Ini. Als diese letzteren an den jungen Leuten vorbeischritten, ging eine leichte Bewegung durch die Schar derselben. Der Veri ließ ein spöttisches Husten hören, aber er fand kein Echo, sondern alle Blicke hingen voll Bewunderung an dem schönen Mädchen, das da vorüberging, ohne aufzublicken, und ohne daß sich bei Veris Gebaren ihre Wangen auch nur um einen Schein gerötet hätten.

Der Bursche war für sie nicht mehr da, sie ver-

achtete ihn so tief, daß sie sich durch nichts berühren ließ, was mit ihm in irgendwelcher Verbindung stand, und er hatte seit jenem Abende vor Wochen sich ihr nicht mehr zu nähern, noch sie sonst zu belästigen gewagt, wenn auch seine Leidenschaft keineswegs gebrochen war.

Während Frau Berger zu ihrem Platz im Kirchenschiff gegangen war, stieg Ini zur Emporkirche hinauf, und bald folgten ihr die übrigen Sänger und Sängerinnen.

Auch die jungen Burschen von der Mauer waren in die Kirche getreten, und der Meßdiener wollte eben die Türe schließen, als noch ein verspäteter Ankömmling eintrat.

Es war ein hochgewachsener junger Mann, eine kraftvolle Gestalt. Das entblößte Haupt zeigte volles, blondes, lockiges Haar, und aus dem frischen, klugen Gesicht schauten ein Paar helle blaue Augen. Der Mann hatte gehalten, was der Knabe versprochen, Joseph Ehrler war das Ebenbild seines Vaters geworden, nur die blauen, glücklichen Augen glichen denen der Mutter. Ein blonder Schnurrbart zierte seine Oberlippe und gab ihm ein männliches Aussehen.

Einige der Hintenstehenden wandten die Köpfe, als er eintrat, und hier und dort streckte man ihm schweigend eine Hand entgegen, die er still drückte. Joseph Ehrler war im Dorfe um seines frohen Mutes, seiner Herzensgüte und Freigebigkeit willen beliebt. — In der Kirche sah man ihn selten zur „großen Messe". Gewöhnlich wohnte er der stillen Frühmesse bei, wenn er zu Hause war und nicht die Geschäfte ihn auswärts geführt hatten. —

Der Gottesdienst hatte begonnen. In gewohnter schwungvoller und ergreifender Weise sprach Pfarrer Oser über die Bedeutung des Osterfestes. Dann begann die Messe.

Joseph Ehrler lehnte nahe der Ausgangstüre an einer Säule, als die ersten Orgeltöne herabklangen. Nun setzten die Singstimmen ein. Feierlich hallten die ernsten Klänge durch den geweihten Raum, und über allen schwebte zart und doch kräftig eine süße, reine Sopranstimme. Joseph horchte auf. Er hatte Ini Berger nie singen gehört, denn merkwürdiger- und zufälligerweise hatte sie die zwei- oder dreimal, die er der großen Messe beigewohnt, gefehlt. — Nun sang sie. Dem jungen Manne versank mit einem Male alles ringsum, die Schar der Beter, der Geistliche im Ornate vorn am geschmückten Altar, die Mauern der Kirche, und es blieb nur eines — die helle, glockenreine Menschenstimme, die da sang zur Ehre des Auferstandenen. — Und diese Stimme weckte in seinem Innern ein lang vergessenes Bild: Ein kleines Mädchen stand vor ihm, das liebe Gesichtchen zu ihm erhoben, die dunkeln Augen voll Tränen, und dieselbe süße Stimme sprach mit schmeichelndem, sanftem Klang: „Gelt, Josi, ihr kommt bald wieder?" — Ja, sie waren wieder gekommen, aber er hatte sich nicht mehr um jenes kleine Mädchen gekümmert — er war Ini Bergers Freund nicht mehr. Es tat ihm leid in diesem Augenblicke, daß es nicht mehr war wie in der seligen Kinderzeit. —

Weiter und weiter sang es und klang es von der Emporkirche herab, und jetzt setzte jene Stimme ein,

ganz allein. Leise, leise, ein wunderbar inniges Gebet, schwangen sich die Töne aufwärts und verhallten, ein lispelnder Hauch voll unendlicher Sehnsucht, voll heißen Bittens: „Miserere nobis!"

So hatte Ini Berger noch nie gesungen. — Sie war zur Kirche gegangen, das Herz voll Wehmut, denn am frühen Morgen war sie auf dem Friedhof gewesen, dem toten Vater des Jahres erste Blume zu bringen. Als sie dann Pfarrer Osers Worten lauschte, kam eine tiefe Feierlichkeit über sie, und als die Messe begann und sie anfing zu singen, vergaß sie alles um sich her. Ihr war, als sei sie allein im Gotteshause, allein mit dem allmächtigen Richter der Menschen, und als bäte sie in jenem Miserere um Vergebung für die Schuld des lieben entschlafenen Vaters, als könnte sie dadurch sein Andenken reinigen von dem Flecken, den die mitleidslose Welt nicht wollte verschwinden lassen. Tief atmete sie auf, als sie geendet hatte, und erwachte erst wieder zum Bewußtsein ihrer Umgebung, als sie bewundernde Blicke auf sich gerichtet sah und der alte Organist ihr freundlich zunickte.

Der junge Mann aber drunten bei der Türe träumte noch immer vor sich hin von dem Kinde, dessen Freund und Beschützer zu heißen er einst so stolz gewesen.

Jetzt erteilte der Pfarrer den Segen, und die Andächtigen wandten sich dem Ausgang zu.

Der Träumer schreckte auf und drückte sich näher an seine Säule, um die Frauen hindurchzulassen, die stets zuerst die Kirche verließen. Heimlich spähte er nach der Treppe, die zur Emporkirche führte. Er

spähte nicht umsonst. Eben als auch er sich zum Fortgehen anschicken wollte, kam Ini Berger die Treppe herab. Sie hielt den Blick gesenkt, aber als sie ganz nahe an ihm vorbeiging, sah sie unwillkürlich auf. Einen Moment tauchten die zwei Augenpaare ineinander und ein flüchtiges Rot stieg in des Mädchens Wangen auf, aber es verschwand schnell, wie es gekommen; dann war sie vorüber, ohne Gruß, und langsam folgte ihr Frau Ehrler.

Draußen nahmen ihn sofort seine Kameraden in Beschlag, mit denen er sich unter scherzenden Gesprächen entfernte.

Als er so mit den andern durch die Häuserreihen ging, dem Wirtshaus zum Goldenen Löwen zu, wo die Männer des Dorfes jeweilen am Sonntagmorgen ihren Frühtrunk zu nehmen pflegten, folgte ihm mancher bewundernde Blick, manches Mädchen schaute verstohlen hinter den Vorhängen an einem Fenster hervor und wünschte sich heimlich, daß des schmucken, reichen Ehrlers Wahl, wann er einst freien gehen werde, auf sie fallen möchte. Wie er die andern überragte an körperlicher Größe, so war er ihnen überlegen an Wissen und Können und wohl auch an sorgloser Fröhlichkeit. Aber sie neideten ihm's nicht, und er war nicht stolz; darum sahen sie ihn gern in ihrer Mitte. —

In der Wirtsstube des „Goldenen Löwen" ging es lebendig zu, und als die jungen Männer eintraten, war das Lokal, obschon sehr geräumig, beinahe ganz angefüllt. Der Löwenwirt führte einen guten Tropfen, und bei ihm fand man immer Gesellschaft, sei es zum Plaudern oder zu einem Spielchen. Die Wogen

des Gespräches gingen auch heute wieder hoch, und dasselbe drehte sich an den verschiedenen Tischen um alles mögliche.

Den Vorrang nahm die hohe Politik ein, gleich nach ihr kamen die großen Skandale und kleinen Skandälchen, die Verbrechen und Unglücksfälle, wie sie die Zeitungen aus mehr oder weniger weiter Ferne zu berichten gewußt hatten. Dann wurde hin und her gesprochen von den Erwartungen, die der eine oder der andre auf des Jahres Ernte hegte, Geschäftsinteressen der verschiedensten Art kamen zur Sprache, und endlich wurde auch an einem Tische in der Ecke, wo einige weißhaarige Alte saßen, die Rede auf den heutigen Gottesdienst gebracht.

„Ja," meinte einer derselben, „seit sie droben bei der Kirche singt, ist's noch einmal so feierlich in der Kirche. Früher, ehe unser jetziger Pfarrer kam, da nickte wohl da und dort einer, wenn die Predigt gar zu lang war oder die Messe so recht eintönig vor sich ging. Jetzt fällt's keinem mehr ein, zu schlafen."

„Der Herr Pfarrer spricht schon so, daß keiner dabei einschläft," sagte ein andrer, „hei, wenn der anfängt zu reden, da ist's eine wahre Lust, zuzuhören."

„Habt ihr aber je so eine Stimme gehört, wie die Jungfer Berger eine hat?" bemerkte der eben zum Tische tretende Barbier des Dorfes, ein kleines, bewegliches Männchen, der immer vorgab, mehr zu wissen als alle andern Leute und dabei so geheimnisvoll zu tun pflegte, als könnte er die wichtigsten Neuigkeiten ausplaudern, wenn er nur wollte. — „Habt ihr je so etwas gehört, solch einen Timbre, wie der Kunst-

spähte nicht umsonst. Eben als auch er sich zum Fortgehen anschicken wollte, kam Ini Berger die Treppe herab. Sie hielt den Blick gesenkt, aber als sie ganz nahe an ihm vorbeiging, sah sie unwillkürlich auf. Einen Moment tauchten die zwei Augenpaare ineinander und ein flüchtiges Rot stieg in des Mädchens Wangen auf, aber es verschwand schnell, wie es gekommen; dann war sie vorüber, ohne Gruß, und langsam folgte ihr Frau Ehrler.

Draußen nahmen ihn sofort seine Kameraden in Beschlag, mit denen er sich unter scherzenden Gesprächen entfernte.

Als er so mit den andern durch die Häuserreihen ging, dem Wirtshaus zum Goldenen Löwen zu, wo die Männer des Dorfes jeweilen am Sonntagmorgen ihren Frühtrunk zu nehmen pflegten, folgte ihm mancher bewundernde Blick, manches Mädchen schaute verstohlen hinter den Vorhängen an einem Fenster hervor und wünschte sich heimlich, daß des schmucken, reichen Ehrlers Wahl, wann er einst freien gehen werde, auf sie fallen möchte. Wie er die andern überragte an körperlicher Größe, so war er ihnen überlegen an Wissen und Können und wohl auch an sorgloser Fröhlichkeit. Aber sie neideten ihm's nicht, und er war nicht stolz; darum sahen sie ihn gern in ihrer Mitte. —

In der Wirtsstube des „Goldenen Löwen" ging es lebendig zu, und als die jungen Männer eintraten, war das Lokal, obschon sehr geräumig, beinahe ganz angefüllt. Der Löwenwirt führte einen guten Tropfen, und bei ihm fand man immer Gesellschaft, sei es zum Plaudern oder zu einem Spielchen. Die Wogen

des Gespräches gingen auch heute wieder hoch, und dasselbe drehte sich an den verschiedenen Tischen um alles mögliche.

Den Vorrang nahm die hohe Politik ein, gleich nach ihr kamen die großen Skandale und kleinen Skandälchen, die Verbrechen und Unglücksfälle, wie sie die Zeitungen aus mehr oder weniger weiter Ferne zu berichten gewußt hatten. Dann wurde hin und her gesprochen von den Erwartungen, die der eine oder der andre auf des Jahres Ernte hegte, Geschäftsinteressen der verschiedensten Art kamen zur Sprache, und endlich wurde auch an einem Tische in der Ecke, wo einige weißhaarige Alte saßen, die Rede auf den heutigen Gottesdienst gebracht.

„Ja," meinte einer derselben, „seit sie droben bei der Kirche singt, ist's noch einmal so feierlich in der Kirche. Früher, ehe unser jetziger Pfarrer kam, da nickte wohl da und dort einer, wenn die Predigt gar zu lang war oder die Messe so recht eintönig vor sich ging. Jetzt fällt's keinem mehr ein, zu schlafen."

„Der Herr Pfarrer spricht schon so, daß keiner dabei einschläft," sagte ein andrer, „hei, wenn der anfängt zu reden, da ist's eine wahre Lust, zuzuhören."

„Habt ihr aber je so eine Stimme gehört, wie die Jungfer Berger eine hat?" bemerkte der eben zum Tische tretende Barbier des Dorfes, ein kleines, bewegliches Männchen, der immer vorgab, mehr zu wissen als alle andern Leute und dabei so geheimnisvoll zu tun pflegte, als könnte er die wichtigsten Neuigkeiten ausplaudern, wenn er nur wollte. — „Habt ihr je so etwas gehört, solch einen Timbre, wie der Kunst-

ausdruck heißt? Wenn die zum Theater ginge, die könnte ihr Glück machen."

Die andern nickten Beifall, und der alte Schmied, dem der weiße Bart tief auf die Brust hinabfiel und ihm ein so ehrwürdiges Aussehen gab, fügte hinzu:

„Es wäre schad, wenn das Blitzmädel zum Theater ginge; für die ist die weite, freie Gotteswelt gerade gut genug; die braucht nicht bei den Schauspielern sich gelbe Wangen zu holen."

„Nun, so gar weit her ist's mit der doch auch nicht," raunte eine hämische Stimme von einem andern Tische herüber.

Es war der Veri, der dem Gespräch aufmerksam zugehört hatte.

„Oho, auf das Mädchen laff' ich mir nichts kommen," polterte der Schmied, der eine besondere Anhänglichkeit für Ini hatte, weil dieselbe seiner Frau während einer Krankheit, welche dieselbe jüngst durchgemacht, mit freundlicher Fürsorge beigestanden und sie gepflegt hatte.

„Ha, ha, ha," lachte der Veri auf, „sie scheint doch Schauspielerblut in den Adern zu haben, daß sie Euch noch den alten Kopf verdreht!"

Das Gespräch war lauter geworden und auch zu den jungen Leuten herübergedrungen, die am andern Ende der Stube, mit Joseph Ehrler zusammen, um einen Tisch saßen und sich fröhlich unterhielten. Sie hatten aufgehorcht, und besonders Joseph schien eigentümlich erregt über die Wendung, die das Gespräch genommen hatte. Seit Inis Namen laut geworden, färbte seine Wangen ein dunkles Rot, und er folgte aufmerksam den weiteren Worten über dieselbe.

Auf eine ablenkende Bemerkung des Barbiers rief eben höhnisch wieder der Veri:

„Was macht ihr für Aufhebens von ihrem Singsange! Die glaubt wohl, je lauter sie in der Kirche singt, desto eher bettelt sie dem Herrgott Vergebung für die Sünden ab, die ihr Vater auf dem Gewissen gehabt hat, als er ins Gras biß!“

Ein rohes Lachen ließ der Bursche seinen giftigen Worten folgen.

Da sprang drüben am Tische Joseph Ehrler plötzlich auf. Hoch hielt er das gefüllte Glas in der Hand, seine blauen Augen blitzten, und laut rief er in die Stube hinein:

„Die Ini Berger ist ein braves Mädchen, und ihr Gesang, der ziert unsre Kirche! Es braucht keiner sie zu verunglimpfen — ich sage: Die Ini Berger lebe hoch!“

Er führte sein Glas an die Lippen und trank es in einem Zuge leer, dann setzte er sich ruhig wieder nieder.

Die meisten Gäste hatten ihm ein zustimmendes Bravo zugerufen; Anton Mattmann trat auf ihn zu und drückte ihm warm die Hand, der Veri aber rief:

„Aha, da hat sie schon wieder einen gefangen!“

Er brauchte aber auf die Antwort nicht zu warten, denn sie erfolgte rasch und lautete spitz genug:

„Du, Veri,“ bemerkte ihm spöttisch Joseph, „sei still! Man munkelt längst davon im Dorf, und ich glaub's fest, daß dich die Berger-Ini mit langer Nase heimgeschickt hat, weil du ihr zu viel nachgelaufen bist! — Die lange Nase wenigstens kann man sehen!“

Ein schallendes Gelächter von seiten seiner Kameraden folgte Josephs Worten, und Veris Fäuste ballten sich, als wollte er sich auf den Spötter stürzen. Er mochte jedoch einsehen, daß die Großzahl der Anwesenden gegen ihn sei, und als daher in diesem Augenblicke Pfarrer Oser eintrat, trank er sein Glas aus und wandte sich zum Gehen. Unter der Tür schaute er noch einmal zurück nach dem Tisch, wo Joseph saß.

Dieser hatte ihn längst nicht mehr beobachtet, er sah auch nicht den Blick voll des wildesten Hasses, den Veri ihm zuwarf, ehe sich die Tür hinter ihm schloß. Er plauderte mit seinen Kameraden ruhig weiter, aber heimlich waren seine Gedanken nicht beim Gespräch; sie wanderten fernab. — Was war auf einmal über ihn gekommen? — Was ging ihn denn im Grunde dieses Mädchen an? — Und nun hatte er sich plötzlich vor allen Anwesenden zu ihrem Verteidiger aufgeworfen! — Wie kam er dazu? — Hatten ihn die Töne bezaubert, die er in der Kirche gehört, daß ihm das Blut so in Wallung geraten, als er sie hatte schmähen gehört? — Er wurde sich nicht klar darüber. — Es hatte ihn etwas in seinem Innern gezwungen, zu tun, was er getan, und nun es geschehen war, war ihm seltsam froh ums Herz, als hätte er etwas Gutes vollbracht. — Und doch wollte ihn dann wieder Unzufriedenheit mit sich selbst beschleichen. — Wie, wenn nun der Vater erfuhr, wie er Inis Partei genommen, der Vater, der so streng über sie und ihre Mutter dachte? — Harte Worte würden ihm nicht erspart bleiben. — Es geschah ihm recht; was brauchte er um die Ini sich

zu kümmern? — Doch, halt, da schauten ihn wieder zwei Kinderaugen so traulich an, und er hörte die kleine Ini sprechen wie damals, als er sie mit ihrem kranken Fuße nach Hause getragen, so herzinnig: „Ich danke dir!“ — — Doch es war alles nur Unsinn. Jene kleine Ini war jetzt ein großes, ein stolzes Mädchen geworden, das ohne Gruß an ihm vorüberging. — Was behielt er ihr Bild im Sinn? —

Schon mehrmals hatte er den Kameraden am Tische ganz verkehrte Antworten gegeben. Er versank immer mehr in Grübeln, und verwundert schauten ihn die andern an.

Endlich schützte er Essenszeit vor und ging nach Hause. Als dann aber dort wirklich später das Essen aufgetragen wurde, da wollte es ihm nicht munden. Immer und immer wieder wanderten seine Gedanken zurück zu Ini Berger. Sein Vater schaute ihn prüfend an.

Der alte Ehrler hatte sich wenig verändert während der zehn vergangenen Jahre. Er war zwar grau geworden, und die Falten zwischen seinen Augen hatten sich vertieft, wohl weil die Grundzüge dieses Charakters, sein Eigensinn und seine Willkür, sich noch verschärft hatten im Laufe der Jahre, aber das war noch dieselbe eiserne Gestalt, die den Stürmen der Berge lachend trotzte.

Anders dagegen verhielt es sich mit seiner Gattin. Die Frau, die immer zart gewesen, litt seit zwei Jahren an einer Herzkrankheit, die vielleicht seit ihrer Kindheit ihr innegewohnt, jedoch erst seit dem genannten Zeitraum sich fühlbar machte. Der

Arzt hatte äußerste Schonung empfohlen und hauptsächlich jede Aufregung von der Kranken fernzuhalten geraten, versprechend, daß bei Beobachtung dieser Vorschriften das Leben derselben keineswegs bedroht sein werde. Auf die äußere Erscheinung hatte die Krankheit aber doch eingewirkt. Frau Ehrler schien bedeutend gealtert; ihre Haltung war eine gebückte geworden, auch ihr Haar zeigte manchen grauen Streifen, und um den Mund lag ein kranker Zug. Freilich mochte dieser leidende Ausdruck in ihrem Gesichte auch daher rühren, daß ihr viele Unannehmlichkeiten aus dem Starrsinn ihres Mannes erwuchsen; wenigstens trug die stete Sorge, womit sie die Lücken im Charakter desselben durch eigne doppelte Herzlichkeit zu ergänzen und zu verdecken suchte, viel dazu bei, sie rascher altern zu machen. —

Der alte Ehrler hatte Joseph lange prüfend betrachtet. Er liebte keinen Kopfhänger in seiner Nähe.

Die Mahlzeit verstrich äußerst still, und bald nach derselben wanderte Joseph ins Freie — planlos — kaum wissend, was ihn eigentlich trieb, die Kameraden zu fliehen, mit denen er sonst den Sonntagnachmittag auf dem Schießstande, bei einem Kegelspiel oder auf andre Weise zu verbringen pflegte.

Er stieg auf einem Fußweg durch den dunkeln Tannenwald, der den unteren Teil des Bergrückens zur Rechten des Dorfes bedeckte, hinauf. Noch lag hier teilweise der Schnee, wo die warmen Sonnenstrahlen durch die nahe beieinander stehenden Bäume keinen Eingang gefunden. Gebrochene Zweige und Aeste, herabgerollte Steine bedeckten den Weg; er achtete ihrer nicht. Er bemerkte es auch kaum, als

der Pfad aufhörte, die Bäume spärlich wurden und sein Fuß über das kurze, noch gelbe Gras am Ende der Waldregion hinschritt. Ueber harten Lawinenschnee und über Felsgeröll kletterte er stetig aufwärts und hielt erst inne, als eine schwarze Felswand senkrecht vor ihm aufstieg, ihm das Weitergehen versagend.

Da wandte er sich um. Wohl zwei Stunden war er gestiegen und wurde erst jetzt sich klar, welche Höhe er erreicht hatte.

Noch stand hoch am Himmel, obwohl schon stark westlich, die leuchtende Sonne. Tief unter sich schaute er die grünen Matten, durch die sich silberweiß, lenzfrisch über die Steine hüpfend, der breite Bach zog, weiter unten die weißen, freundlichen Steinhäuser und die wettergebräunten Holzhütten des Dorfes. Von da schweifte sein Blick aufwärts, an den Bergen empor; da ragten rings die Firne in weitem Kreise, als hielten sie Wacht über das grüne, glückliche Tal, das sie umschlossen, und die Sonnenstrahlen spielten auf ihnen, daß das Eis hell aufleuchtete und sein Auge geblendet sich abwenden mußte. Und rings um ihn war die Luft rein und klar, und rings um ihn war es totenstill. Das Herz ging ihm auf beim Anblick der herrlichen Natur; er hatte es noch nie so wie heute empfunden, wie schön seine Heimat sei. Nach einer Weile kehrte sein Auge zurück zu den Häusern unter ihm, er konnte sie alle deutlich unterscheiden, dort das Pfarrhaus, dort das seines Vaters! Und dort am Ende des Dorfes, just wo nun das satte Grün der Wiesen begann — dort wohnte — „sie“.

Was mochte sie wohl jetzt treiben? Sie saß vielleicht bei der Mutter in der Stube, und sie sprachen zusammen von diesem und jenem. Wenn sie wüßte, wie sehr heute die Gedanken des alten Spielgefährten bei ihr weilten! — Wie hatte der Veri gesagt? — „Da hat sie schon wieder einen gefangen!“ — War er denn gefangen?

Er lehnte an dem Felsen und schaute still hinab. — Halb träumend legte er dann die Hände zusammen; es drängte ihn dazu eine Stimme seines Innern, die seit heute früh nicht mehr schweigen wollte, sondern immer übermächtiger sich geltend machte. — Leise flüsterte er vor sich hin; — es war, als lege er, allein mit seinem Gott inmitten der tiefen Stille, die ihn umgab, diesem ein Gelübde ab:

„Gib sie mir, Vater im Himmel, ich will sie schützen vor allen Stürmen; ich will sie bewahren vor allem Leid!“

Er wußte auf einmal, was ihn seit heute früh bewegte, was er heimlich wohl schon länger in sich getragen, aber wogegen er sich immer noch gesträubt hatte: Er war gefangen — im Banne von Ini Bergers dunkeln Augen. —

Endlich stieg er wieder talwärts. Eine tiefe Ruhe war über ihn gekommen, und fest stand sein Entschluß: Er mußte Ini Berger gewinnen.

Als er dem Dorfe sich näherte, war es beinahe dunkel geworden. Seine alte Fröhlichkeit war wieder in ihm erwacht, als er zu Hause in die Stube trat, und lachend erzählte er den Eltern, die er dort fand, von seiner Kletterpartie. Selbst die Bemerkungen

seines Vaters, der sein Gebaren Unsinn schalt, vermochten nicht, ihn aus seiner glücklichen Stimmung zu reißen. Er war seines Sieges so gewiß, der schmucke Joseph Ehrler, nachdem er einmal zu siegen beschlossen.

— — — — — In der folgenden Zeit gab es für ihn auf einmal allerlei Arbeit, die ihn am Hause von Inis Mutter vorüberführte. Wenn er jetzt mit Waren über den Berg zu fahren hatte, kehrte er stets so früh als nur möglich zurück ins Dorf, während er sonst gerne zuweilen einen Tag im Welschtal drüben versäumt hatte, und immer fand er jetzt Zeit, bei der großen Messe anwesend zu sein, da es dort galt, die ihm liebgewordene Stimme zu hören.

Doch die Eigentümerin dieser Stimme war nicht so leicht zu gewinnen, wie er gewähnt, und seine Siegesgewißheit war schon nach den ersten Tagen bedeutend gesunken.

Er sah manchmal die beiden Frauen, Ini und ihre Mutter, mit ihrer Arbeit im Freien sitzen, wenn er am Hause vorüberging. Freundlich erwiderten sie dann seinen Gruß, aber er fand keine Gelegenheit, sich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen. Er hatte sie zu lange und zu auffällig gemieden, um ihnen gegenüber den alten Ton anschlagen zu können, und er fühlte nur zu gut, daß etwas zwischen ihnen lag, das nicht so leicht zu beseitigen war. Aber desto fester wurde sein Entschluß, und desto klarer wurde er sich darüber, daß dieses Mädchen seine Seele gewonnen und daß er keine andre Lebensgefährtin sich wählen könne als sie, wenn er nicht unglücklich werden wollte.

Tage und Wochen vergingen. Es konnte Ini nicht verborgen geblieben sein, wie sehr er danach strebte, sich ihr zu nähern. Doch war sie gegen ihn so kalt und gleichgültig wie gegen alle andern Burschen, welche sie auszuzeichnen pflegten. — — —

Eines Sonntagabends näherte sich Joseph Ehrler kurz vor Dunkelwerden dem Hause der Frau Berger. Er trug, trotzdem es beinahe noch zu früh für solche war, einen großen Strauß wunderschöner, tiefdunkler Alpenrosen. Wäre es zwei Wochen später gewesen, so hätte man diese Blumen nichts Außergewöhnliches nennen können; denn im Juni blühten sie an allen offenen Hängen, so daß es aussah wie ein roter, zwischen Steine und Felsen gelegter Teppich. So aber war der Mai noch lange nicht zu Ende, und jetzt schon solch selten schöne Blüten zu sehen, das wollte etwas heißen. — Joseph aber kannte eine Stelle hoch oben an beinahe unzugänglichem Orte, wo auf einem Felsvorsprung die Alpenrosen schöner und früher zur Blüte kamen als ihre Schwestern.

Dorthin hatte nach einer Sage, die im Volksmund ging, vor dem verfolgenden Jäger eine weiße Gemse sich geflüchtet, getroffen von dessen Blei, und aus dem Herzblut des edeln Tieres, das ins Gras hinabrann, waren rings zauberschöne Rosen erblüht. Der Jäger aber, getrieben von der Begierde, die Gemse zu erreichen, war mit dem Fuße auf seinem gefährlichen Wege gestrauchelt und hinabgestürzt in die grause Tiefe, während der mächtige Geist der Berge sein Lieblingsgetier in einem Nebelschleier zu einem der Firne entrückte, wo es am Gletschereis seine Wunden kühlte und genas.

Die Stelle, wo die Alpenrosen blühten, wurde noch immer nur ungern selbst von Gemsjägern und Kristallsuchern betreten, weil die Bergbewohner, nicht frei von Aberglauben, sich leise zuzuraunen pflegten, daß, wer den Fuß darauf setze, früher oder später Unglück haben werde.

Joseph hatte den gefahrvollen Weg gewagt, um Ini die ersten roten Blüten bieten zu können und dadurch vielleicht eine Gelegenheit zu gewinnen, wieder in Verkehr mit ihr zu treten. Ihm galten die abergläubischen Erzählungen der Bergleute nichts.

Das Fenster des kleinen Wohnstübchens stand offen, als er das Haus erreichte. Ein Blick belehrte ihn, daß niemand drinnen sei. Er sah aber Ini gerade die Straße herabkommen und bemerkte, daß auch sie ihn gesehen haben mußte. Er wußte nicht recht, wie er seine Gabe anbringen, was er dazu sagen sollte, und, rasch entschlossen, legte er die Blumen auf das Fenstergesimse und ging auf der andern Seite des Häuschens auf einem Fußweg, der bald nachher in die Straße einbog, davon.

Als er am nächsten Tage wieder am Bergerschen Hause vorbeiging, um, wie er hoffte, Inis Dank in Empfang nehmen zu können, da stieg heißer Unwille, gemischt mit tiefer Enttäuschung, in ihm auf; denn da lagen die rosigen Blüten überm Hag in einer Wiese, schon halb verdorrt. Sie wollte nichts von ihm wissen, nichts von ihm nehmen, das sagten ihm die verschmähten Blumen. Ohne daran zu denken, daß er eigentlich noch nach weiter hinten im Tale beschäftigten Knechten seines Vaters hatte

sehen wollen, wandte er sich rasch um und schritt nach Hause.

Ini Berger hatte ihn freilich beobachtet am Abend vorher, als er die Alpenrosen ihr hingelegt; sie hatte es auch schon längst gemerkt, daß er sie liebhabe, aber wenn auch vielleicht zuweilen ganz leise in ihrem Herzen eine Stimme zu seinen Gunsten sprechen wollte, so ließ sie dieselbe nicht zur Geltung kommen und wies den Gedanken, als könnte sie seine Neigung erwidern, weit von sich. Sie kannte zur Genüge den Starrsinn seines Vaters und die Gefühle, die dieser gegen sie und ihre Mutter hegte; mit Macht sträubte sich ihr Stolz dagegen, dem Sohne auch nur freundlich zu begegnen, der als Mann nicht den Mut gehabt hatte, sich ihnen wieder zu nähern. Freilich nach und nach ward es anders.

Elftes Kapitel

Nun war der Sommer da. Hoch stand in den Matten das Gras, und bunte Blumen schmückten und belebten das eintönige Grün.

Josephs Werben hatte noch keinen Erfolg gehabt. Er war seinem Ziele auch nicht um einen Schritt näher gerückt; nur sein Verlangen nach Erreichung desselben war stärker geworden, und mit fieberhafter Ungeduld suchte er nach einer Gelegenheit, um eine Entscheidung herbeizuführen.

Im Dorf bereitete man sich vor, Kirchweih zu feiern; jedesmal ein großes Fest für die Bergbewohner, an dem sich jung und alt beteiligte.

Gaben wurden gesammelt für das an diesem Tage regelmäßig stattfindende Preisschießen, an welchem sich beinahe die ganze männliche Bevölkerung zu messen pflegte, und der Löwenwirt hielt Inspektion in seinem Keller, ob es flüssigen Nasses genug sei für die durstigen Kehlen all der Gäste, die an der Kirchweih seine Wirtschaftsräume zu füllen pflegten. Nach Schluß des Schießens, das gewöhnlich vormittags zehn Uhr begann und nachmittags fünf Uhr beendet war, zogen jung und alt, Männlein und Weiblein zur Preisverteilung in den „Goldenen Löwen", und war diese abgewickelt, dann begann das Tanzen, auf das sich die junge Welt stets besonders zu freuen pflegte.

Der Kirchweihsonntag rückte heran, ein herrlicher, wolkenloser Sommertag. Der Morgengottesdienst hatte früher begonnen und war nun eben beendigt worden. In Scharen zogen junge und ältere Männer zum Schützenstand, der etwas außerhalb des Dorfes lag. Die Schuljugend war ihnen schon vorausgeeilt, um ja keinen Schuß zu missen, der heute abgefeuert wurde.

Gewöhnlich war es ein heißes Ringen um den ersten Preis. Die Gebirgler besaßen ein sicheres Auge. Einige entfalteten eine fabelhafte Sicherheit.

Als der beste Schütze im Dorfe galt unstreitig der Veri Haller, ihm nahe kamen nur einige ältere Gemsjäger und von den Dorfburschen Joseph Ehrler.

Das Schießen begann. Hei, wie das eilte, Knall auf Knall.

Es wurde sehr gut geschossen, allen voraus jedoch

mit überwältigendem Mehr von Treffpunkten war Veri Haller. Er hatte heute beinahe spielend alle andern hinter sich gelassen und vier der besten Schützen im Doppel besiegt. Mit einem triumphierenden Lächeln trat er von dem Anstand zurück, überzeugt, daß keiner es ihm nachtun würde.

Joseph Ehrler war noch nicht auf dem Schießstande erschienen. — Jetzt trat er mit seinem Vater zusammen ein.

Einige von den Anwesenden setzten ihn sofort von dem Vorsprung, den der Veri gewonnen hatte, in Kenntnis, und dieser selbst rief: „Nun, Ehrler, willst du mich ausschießen, wie?" Große Siegesgewißheit lag in seinem Tone.

Joseph trat mit einem ruhigen: „Das werden wir ja sehen" hinter seinen Vater, der das Schußgeld für beide erlegt hatte und nun Anstalt machte, zuerst seine drei Schüsse abzufeuern. Er schoß gut, vermochte aber lange nicht einige ihm vorangegangene Glückliche zu erreichen und mußte als Zehnter in die Liste eingetragen werden.

Nun kam Joseph an die Reihe. Vollkommen ruhig trat er zum Anstand, nur seine zusammengepreßten Lippen bewiesen, daß auch ihn eine außergewöhnliche Spannung ergriffen hatte. Als er das Gewehr an die Schulter hob, tauchte einen Augenblick ein liebliches Mädchenantlitz vor seinem Geiste auf, und es war ihm, als müßte er heute alle seine Geschicklichkeit aufbieten, jenen andern zu besiegen, vielleicht daß ihm dann ein bewundernder Blick aus Ini Bergers dunkeln Augen wurde.

Der erste Schuß krachte und saß im Schwarzen,

aber bedeutend rechts, er konnte als mittelmäßig gelten. Da aber von den drei Schüssen, die jedem Schützen gestattet waren, nur der beste zählte, so war noch nichts verloren. Wieder hob er das Gewehr, wieder flammte es auf, und die Kugel saß dicht neben der andern.

Ein höhnisches Lachen brach von Veris Lippen.

Vollständig ruhig lud Joseph zum dritten Male. Als er wieder anlegte, zielte er länger und sorgfältiger, dann drückte er ab.

Einen Augenblick war es totenstill, und gespannt blickten alle hinüber, auf das Deuten des Zeigers wartend.

Da — da — ein Jubel brach los; hart beim Zentrum saß die Kugel. Veris Punktzahl war erreicht, er und Joseph standen gleich.

Des ersteren Züge waren gelb geworden vor Zorn; Joseph legte vollkommen gleichgültig, wie es schien, das Gewehr beiseite.

Da fragte der Protokollführer, ob sie gleich jetzt den entscheidenden Schuß tun wollten, und Joseph schaute zum ersten Male seinem Rivalen ins Gesicht. Ein stechender Blick traf ihn aus den kleinen schwarzen Augen, den er mit einem spöttischen Lächeln beantwortete. Dann rief der Veri: „Natürlich schießen wir gleich! Unter drei Schüssen einen guten, das will nichts heißen! Laß sehen, Ehrler, wer gewinnt, wenn's nur einen gilt! Der Zufall hat's vorhin gut mit dir gemeint, jetzt heißt's, die Kunst zu zeigen!"

Die hochtrabende Rede rief ein allgemeines Murmeln des Unwillens hervor, und der Protokoll-

führer, ein alter, erprobter Schütze, rief: „Schwatz nicht so viel, Veri, schieß, daß wir sehen, wie es ausgeht!"

Während Veri sein Gewehr lud, lehnte Joseph drüben an der Holzwand. Seine Brust hob und senkte sich rasch. Der bevorstehende Kampf erregte ihn weit mehr als der erste. Wenn er jetzt unterlag, war der Spott Veris ihm sicher, und die andern würden sich wohl fortreißen lassen, in denselben einzustimmen. „Besiegt, und besiegt von ihm;" heiß stieg das Blut in ihm auf, wenn er daran dachte, wie spöttisch Ini lachen werde, wenn sie das Ergebnis des Schießens vernehmen würde.

Da entlud sich Veris Gewehr. Ein Bravo erscholl aus dem Munde einiger Vornstehender. Veri hatte siebenundvierzig Punkte geschossen.

Wie aus einem Traume erwachend schrak Joseph auf und nahm dann Veris Stelle ein. Seine Hand zitterte, als er das Gewehr erhob, und einen Moment flimmerte es ihm vor den Augen. Dann atmete er tief auf und brachte mit Aufwand seines ganzen Willens seine erregten Nerven zur Ruhe.

Atemlos erwarteten alle Anwesenden das Ergebnis seines Schusses. Der Veri richtete seine Augen hinüber zur Scheibe, als hänge sein Leben von dem Resultat der nächsten Minute ab. Obschon sein Schuß ausgezeichnet zu nennen war und nur noch drei Punkte mehr ihn überhaupt der Gefahr, übertroffen zu werden, ganz enthoben hätten, da die Scheibe in nur fünfzig Punkte eingeteilt war, befiel ihn eine seltsame Unruhe.

Endlich, nachdem Joseph lange und mit äußerster

Sorgfalt gezielt hatte, mehrere Male anlegend und wieder absetzend, endlich schoß der Feuerstrom aus dem Rohre, und die Scheibe sank. Im nächsten Augenblick erhob sich lauter Beifallsruf. Der Zeiger schwenkte eine rote Fahne; es war ein Zentrumsschuß.

„Hoch der Joseph Ehrler!" riefen die umstehenden jungen Leute und drängten sich hinzu, ihm die Hand zu schütteln.

Nur einer stand abseits, an einen Holzpfosten gelehnt, die Hände in den Taschen. Und die Hände in den Taschen waren heimlich krampfhaft geballt. Des Burschen Zähne gruben sich in die Unterlippe, dieselbe beinahe zum Bluten bringend, und zwischen denselben murmelte er hervor: „Zum zweiten Male, Joseph Ehrler! Wenn du mir zum dritten Male in den Weg trittst, gilt's dich oder mich!" Dann verzog er den Mund zu einem hönischen Lachen und ging davon.

„Mit dem ist heute nicht mehr gut anbinden," meinte einer der Zurückgebliebenen, „wenn er so die Zähne zusammenbeißt, dann ist er in seiner gefährlichen Laune, in der er sich vor dem Teufel selber nicht fürchtet!"

„Er trägt selten Gutes im Schild, wenn er so aussieht," fügte ein andrer hinzu.

Dann wandten sie sich wieder dem Anstand zu, wo noch einige Schützen anzutreten hatten. Keiner derselben drohte Joseph ernstlich gefährlich zu werden, und so verließ dieser zusammen mit seinem Vater, der ihm nach seinem Schusse mit einem „Brav gemacht, Junge!" lachend die Schulter geklopft hatte,

den Schützenstand, mit der Bitte, ihn zu rufen, falls neuerdings ein „Doppel" notwendig werden sollte, das heißt, falls noch ein Zentrumsschuß fallen sollte, der eine weitere Entscheidung nötig machte.

Es war dies nicht der Fall. Noch vor drei Uhr nachmittags war das Schießen beendigt und Joseph Schützenkönig geblieben. Das Resultat war im Nu im Dorfe bekannt, und nun begab sich alles nach dem „Goldenen Löwen" zur Preisverteilung.

Während in früheren Jahren dieselbe in der großen Wirtsstube stattgefunden hatte, wo für den nachher beginnenden Tanz auch nach Entfernung der Tische etwas wenig Raum gewesen war, sollte die darauffolgende Tanzunterhaltung in dem kürzlich vollendeten, an das Gasthaus angebauten großen Tanzsaal abgehalten werden.

Schon war dieser ziemlich angefüllt, als Joseph in Begleitung von Vater und Mutter eintrat.

Auf einer kleinen Estrade an einem Ende des Saales befand sich die sechs Mann starke Musikbande, die sich der Löwenwirt zu solchen Anlässen jedesmal aus einem größeren Orte im Tale verschrieb. Der Saal selbst war hübsch geschmückt. Rings an den Wänden waren, mit Tannenzweigen verziert, die Wappen der zweiundzwanzig Kantone angebracht, und über der Estrade der Musiker prangte die hübsche Fahne des Dorf-Schützenvereins. Im oberen Ende des Saales sowie in der daranstoßenden Wirtsstube waren die Wirtstische aufgestellt, während in der Tiefe des ersteren, nahe der Musik, verschiedene Tische sich befanden, auf denen die Gaben ausgebreitet lagen.

Da gab es allerlei Sachen, Hausgeräte, Eßwaren, Wein in Flaschen, Kleidungsstücke. Gewöhnlich fiel die Gabensammlung so reichlich aus, daß ein jeder Schütze, der Treffpunkte aufzuweisen hatte, eine Gabe erhielt. Den ersten Preis bildete jeweilen ein goldenes Fünfzigfrankenstück in einem Samtetui. Die übrigen Gegenstände wiesen kleinere Werte auf.

Ehrlers hatten in der Wirtsstube ihre Plätze gewählt. Noch immer neue Gäste kamen an, und es war sechs Uhr abends, als ein Tusch der Musik das Zeichen zum Anfang der Preisverteilung gab.

Der Präsident der Schützengesellschaft, ein noch jüngerer Mann, dessen mit Knöpfen aus geschliffenem schwarzem Bergkristall geschmückte Joppe und mit gefaßten Murmeltierkrallen verzierte Uhrkette ihn leicht als Jäger kennzeichneten, trat mit seinem Protokollführer, dem bereits auf dem Schützenstand anwesend gewesenen älteren Manne, zu den Gabentischen. Die glücklichen Gewinner wurden mit Namen aufgerufen und holten sich ihre Preise am Tische ab. Den ersten dreien spielte die Musik einen rauschenden Tusch.

Der Veri, der unmittelbar nach Joseph Ehrler aufgerufen wurde, schien seine gute Laune wieder vollständig gewonnen zu haben, wenigstens schaute er so heiter darein, als hätte nicht seine Niederlage von vorher alle bösen Leidenschaften in ihm geweckt. Nur als Joseph seine Gabe empfangen hatte, hatte es in seinen schwarzen Augen tückisch und unheildrohend aufgeblitzt. Niemand hatte jedoch darauf geachtet, und rasch, wie er gekommen, war der Ausdruck in des Burschen Gesicht verschwunden.

Die Preisverteilung nahm eine Stunde in Anspruch. Als dieselbe vorüber war, füllte sich der Saal noch mehr. Die jüngeren Mädchen, die am späteren Tanz teilzunehmen wünschten, traten zusammen und unterhielten sich kichernd über ihre noch zerstreut herumstehenden Partner.

Um sieben Uhr abends fing die Musik an, ihre lustigen Weisen zu spielen, und nicht lange, so drehten sich viele Paare im Saale.

Joseph Ehrler stand allein am Saaleingange und schaute dem frohen Treiben zu. Leiser Mißmut lag auf seinem Gesichte. Diejenige, die er erwartet hatte, die er überall suchte, war nicht zum Feste gekommen. Ini Berger war nicht im Saale.

Der junge Mann stand am Fenster und schaute, trotz seines glücklichen Schusses, unbefriedigt hinaus auf die Straße.

Es war noch hell. Ein letzter Sonnenstrahl spielte noch über der Eingangstreppe nebenan am Hauptgebäude, und jetzt bogen eben zwei neue Ankömmlinge um die Ecke und stiegen die Treppe hinauf. Ein froher Schreck zitterte durch Josephs Herz. Es war Anton Mattmann und an seiner Seite Ini Berger. Ein glänzender Schimmer lag auf ihrem dunkeln Haar, als sie die Stufen emporstieg, und ein frohes Lächeln umspielte einen Augenblick ihre Lippen bei einer offenbar scherzhaften Bemerkung Antons.

Es hatte dessen ganzer Ueberredungskunst bedurft, um sie zu bewegen, doch noch auf ein paar Stunden zum Tanze herüberzukommen. Sie wäre lieber bei ihrer Mutter geblieben, nicht weil sie nicht gerne tanzte oder fröhlich war; mit der ganzen Sorglosig-

keit ihrer neunzehn Jahre gab auch sie sich dem Vergnügen hin; allein sie fürchtete heimlich die Begegnung mit zwei jungen Männern. Den einen, Veri, wünschte sie zu meiden, weil eine geheime Angst sie stets fort vor ihm warnte, und den andern mied sie, weil sie mußte, weil sie sich fest vorgenommen, nicht zwischen ihn und seine Eltern treten zu wollen. Wenn sie an Joseph Ehrler dachte, und es geschah dies oft in letzter Zeit, dann preßte sie unwillkürlich die Hand auf ihr rascher pochendes Herz und sagte sich immer und immer wieder: „Es darf nicht sein!" — Ja, wenn auch Joseph sich keinen Schritt näher seinem Ziele sah, wenn er auch sein Werben für erfolglos hielt — heimlich und verborgen schlug ihm doch das Herz entgegen, das er so sehnlich zu erringen wünschte; nur des Mädchens starker Wille versagte sich und ihm das Glück. Die Begegnung mit Joseph fürchtete Ini Berger beinahe noch mehr als ein Zusammentreffen mit Veri. Nur den vereinten und dringenden Bitten ihrer Mutter und Antons hatte sie endlich nachgegeben und war dem letzteren nach seinem Vaterhause gefolgt.

Schon im Hausflur wurde sie stürmisch bewillkommt von einigen jungen Mädchen, die sie nur ungern in ihrer Mitte gemißt hatten. Diese nahmen sie denn auch sofort in Beschlag und führten sie mit sich in den Saal zu den Tanzenden.

Die Klänge der Musik, das fröhliche Plaudern der andern, die ungezwungene Lust unter all den Anwesenden ließen auch Ini nicht kalt. Ihre Augen lachten, ihre Wangen waren leicht gerötet und

Die Preisverteilung nahm eine Stunde in Anspruch. Als dieselbe vorüber war, füllte sich der Saal noch mehr. Die jüngeren Mädchen, die am späteren Tanz teilzunehmen wünschten, traten zusammen und unterhielten sich kichernd über ihre noch zerstreut herumstehenden Partner.

Um sieben Uhr abends fing die Musik an, ihre lustigen Weisen zu spielen, und nicht lange, so drehten sich viele Paare im Saale.

Joseph Ehrler stand allein am Saaleingange und schaute dem frohen Treiben zu. Leiser Mißmut lag auf seinem Gesichte. Diejenige, die er erwartet hatte, die er überall suchte, war nicht zum Feste gekommen. Ini Berger war nicht im Saale.

Der junge Mann stand am Fenster und schaute, trotz seines glücklichen Schusses, unbefriedigt hinaus auf die Straße.

Es war noch hell. Ein letzter Sonnenstrahl spielte noch über der Eingangstreppe nebenan am Hauptgebäude, und jetzt bogen eben zwei neue Ankömmlinge um die Ecke und stiegen die Treppe hinauf. Ein froher Schreck zitterte durch Josephs Herz. Es war Anton Mattmann und an seiner Seite Ini Berger. Ein glänzender Schimmer lag auf ihrem dunkeln Haar, als sie die Stufen emporstieg, und ein frohes Lächeln umspielte einen Augenblick ihre Lippen bei einer offenbar scherzhaften Bemerkung Antons.

Es hatte dessen ganzer Ueberredungskunst bedurft, um sie zu bewegen, doch noch auf ein paar Stunden zum Tanze herüberzukommen. Sie wäre lieber bei ihrer Mutter geblieben, nicht weil sie nicht gerne tanzte oder fröhlich war; mit der ganzen Sorglosig-

keit ihrer neunzehn Jahre gab auch sie sich dem Vergnügen hin; allein sie fürchtete heimlich die Begegnung mit zwei jungen Männern. Den einen, Veri, wünschte sie zu meiden, weil eine geheime Angst sie stets fort vor ihm warnte, und den andern mied sie, weil sie mußte, weil sie sich fest vorgenommen, nicht zwischen ihn und seine Eltern treten zu wollen. Wenn sie an Joseph Ehrler dachte, und es geschah dies oft in letzter Zeit, dann preßte sie unwillkürlich die Hand auf ihr rascher pochendes Herz und sagte sich immer und immer wieder: „Es darf nicht sein!" — Ja, wenn auch Joseph sich keinen Schritt näher seinem Ziele sah, wenn er auch sein Werben für erfolglos hielt — heimlich und verborgen schlug ihm doch das Herz entgegen, das er so sehnlich zu erringen wünschte; nur des Mädchens starker Wille versagte sich und ihm das Glück. Die Begegnung mit Joseph fürchtete Ini Berger beinahe noch mehr als ein Zusammentreffen mit Veri. Nur den vereinten und dringenden Bitten ihrer Mutter und Antons hatte sie endlich nachgegeben und war dem letzteren nach seinem Vaterhause gefolgt.

Schon im Hausflur wurde sie stürmisch bewillkommt von einigen jungen Mädchen, die sie nur ungern in ihrer Mitte gemißt hatten. Diese nahmen sie denn auch sofort in Beschlag und führten sie mit sich in den Saal zu den Tanzenden.

Die Klänge der Musik, das fröhliche Plaudern der andern, die ungezwungene Lust unter all den Anwesenden ließen auch Ini nicht kalt. Ihre Augen lachten, ihre Wangen waren leicht gerötet und

sonnige Sorglosigkeit breitete sich über ihre Züge. Während sie in Antons Armen den ersten Walzer tanzte, folgte mancher bewundernde Blick der feinen, biegsamen Gestalt im dunkeln, einfachen Sonntagskleide.

Zwei Stunden waren im Nu verflogen. Manchmal hatte sie wie suchend im Saale sich umgesehen. Joseph Ehrler hatte wenig getanzt. Er war meistens drüben bei der kleinen Musikestrade gestanden, und jedesmal, wenn ihr Auge die Stelle streifte, traf sie ein leuchtender, fragender Blick; getanzt aber hatte er noch nicht mit ihr.

Die Musik hatte eine Pause gemacht. Nun begann sie eben wieder von neuem. Ini fand sich zum erstenmal an diesem Abend allein. Sie stand in der Nähe der Türe. Da sah sie, wie drüben Veri Haller, der mit ein paar Mädchen geplaudert hatte, sich umwandte und zu ihr herüberschritt. Einen Augenblick stand sie unschlüssig, ob sie durch die Türe entschlüpfen oder ihn erwarten sollte. Doch es war schon zu spät zu ersterem; er stand vor ihr.

Da hörte sie neben sich eine wohlbekannte Stimme, die fragte: „Ini, willst du mit mir tanzen?“

Wie seltsam, daß sie das „du“ aus diesem Munde nicht erzürnte! — Aber nein, er kam in diesem Augenblicke wie ein Erlöser, der Joseph, denn mit dem andern zu tanzen, den sie haßte und verachtete von Grund ihres Herzens, war ihr unmöglich, und doch — ihm vor aller Augen den Tanz zu versagen, war eine Beleidigung, die sie kaum zu begehen gewagt hätte dem gefährlichen Burschen gegenüber. Als daher nun Joseph dazwischentrat, wandte sie

sich ihm rasch zu. Es zuckte ein verräterisches Rot durch ihre Wangen, und in ihren Worten lag zu sehr ein sichtliches Aufatmen nach einer Minute der Beklemmung, als sie sich mit einem „Ja, recht gern" von ihm fortführen ließ, als daß Veris Eifersucht und Zorn nicht geweckt worden wären.

Einen Augenblick stand er wie gebannt und starrte den beiden nach, wie sie so leicht Arm in Arm durch den Saal flogen. Dann zischte er leise durch die zusammengebissenen Zähne:

„Nun, Joseph Ehrler, das war das drittemal! Ich halte mein Wort!"

Eine Weile noch säumte er im Saale; dann ging er hinüber in die Wirtsstube, ließ sich eine Flasche starken Italienerwein geben, von dem er rasch einige Gläser hinunterstürzte, und verließ dann, ohne wieder in den Saal zurückzuschauen, unbeachtet das Haus.

Als Ini und Joseph sich zum ersten Tanze angeschickt hatten, hatte ein seltsames Glücksgefühl sich beider bemächtigt. Selbst Ini vergaß auf einen Augenblick die Kluft, die sie zwischen sich und Joseph wußte, und in diesem Augenblicke wurde sie sich auf einmal klar, daß sie ihn liebhatte. Da fühlte sie einen leisen Druck seiner Hand, und er genügte, sie aus ihren süßen Träumen zu schrecken. Unwillkürlich wich sie mehr von ihm zurück. Der harte, abweisende Zug schwebte wieder auf ihrem Mund, so daß er sie erstaunt ansah. Als dann der Tanz zu Ende war, schied sie von ihm mit einem kalten „Ich danke!"

Aber sie konnte es nicht hindern, daß er sie noch mehrmals zum Tanze aufforderte. Dann

schauten sie die blauen Augen so bittend an, daß sich ihr das Herz zusammenkrampfte. Endlich fühlte sie sich nicht mehr stark genug, die Unruhe, den Kampf in ihrem Innern vor ihm zu verbergen, und beschloß, nach Hause zu gehen.

Unbemerkt wollte sie aus dem Hause entschlüpfen und bat Anton, den sie an der Türe stehen fand, sie heimzugeleiten. Aber Anton, dessen Vater durch ein leichtes Unwohlsein genötigt gewesen, früher sein Lager aufzusuchen, konnte nicht wohl abkommen, da er fortwährend zwischen Keller, Küche und Wirtschaftsräumen hin und her zu eilen hatte.

Ehe Ini seine Absicht erriet und dieselbe vereiteln konnte, hatte er Joseph Ehrler an seine Seite gerufen und bat ihn, sie heimzuführen.

Joseph war nur zu gerne bereit.

Und Ini?

Einen Augenblick stand ihr das Herz still vor Schreck. Wie sehr hatte sie jedes Alleinsein mit ihm vermieden, und nun dies! — Sie versuchte sich auszureden, indem sie sagte, sie könne wohl auch allein gehen, Joseph dürfe nicht so früh die andern verlassen. Es half ihr nichts. Anton wollte durchaus nichts davon wissen. Und so fügte sie sich denn schweren Herzens. —

Es mochte nahezu Mitternacht sein, als sie ins Freie traten — eine herrliche Nacht. Bewundernd blieben sie beide einen Augenblick stehen. — Leer und still lag vor ihnen die Straße, dunkel standen daran die Häuser — hoch und düster im Hintergrunde die Tannen und Felsen, und dort, wo im Westen das Tal sich schloß, über dem großen Rot-

firn stand der Mond. Langsam, gespenstisch floß ein silbernes Licht über das Eis hin. — Länger und länger wurde der Schein, je höher der stille Geselle stieg; — schon leuchtete er dort am Ende des Dorfes, während, wo Ini und Joseph standen, noch tiefer Schatten lag.

„Wie schön es ist!“ flüsterte Ini selbstvergessen vor sich hin, als sie Seite an Seite vorwärts schritten.

Joseph gab im Augenblicke keine Antwort, plötzlich aber, wie aus einem Traume erwachend, fragte er:

„Ini, denkst du manchmal noch an die Zeit, da wir Kinder waren?“

Seine Stimme klang so weich, als spräche er noch zu dem kleinen Mädchen von dazumal, und seltsam kontrastierte die ihre, als sie hart und laut die Worte sprach:

„Nein, ich denke nie mehr daran. Das ist zu lange vorbei, und wir sind zu sehr anders geworden seitdem.“

„Zu sehr anders geworden? Warum denn, Ini? Kann es denn nicht sein wie früher, daß wir Freunde sind?“

Er hatte ihre Hand erfaßt und unwillkürlich blieben sie im Schatten eines Hauses stehen. Ini hatte den Blick gesenkt, sie wußte, was jetzt kommen würde, und sie zitterte davor. Stürmisch hob und senkte sich ihre Brust, und sie legte wie in tiefer Ermüdung die Hände zusammen, ihre Rechte aus der seinen lösend.

Leidenschaftlich fuhr Joseph fort:

„Ini, warum bist du so gut zu den andern — zu Anton — und nur so kalt und stolz gegen mich? — Was hab' ich dir getan?"

„Warum fragst du? Du weißt es ja selbst so wohl. Anton ist seit meiner Kindheit mein Freund, du warst es als Knabe; daß du es jetzt nicht mehr bist, das hast ja du so gewollt."

Wie schuldbewußt schwieg er einen Augenblick, dann fuhr er dringender fort:

„Vergib mir, wenn ich gefehlt habe, und laß mich wieder dein Freund sein, Kind." Es war leise und bittend gesprochen, und plötzlich fügte er mit steigender Bewegung hinzu: „Nein, laß mich dir mehr sein, Ini, ich hab' dich so lieb!"

Da war es heraus, was sie längst gewußt, was ihre Seele mit geheimem Jubel erfüllte. Ueberwältigt von dem Glücksgefühl, das seine Worte ihr brachten, schwieg sie still; aber nur eine kurze Weile — dann stieg gebietend und trennend die Gestalt seines Vaters zwischen ihm und ihr auf. Sie schlang die Hände fester ineinander und sagte klar und ruhig:

„Du weißt nicht, was du sagst, Joseph Ehrler; ich bin arm, und es ist dir nicht unbekannt, was die Leute von uns denken. Wie paßte ich in euer Haus!"

„Ich habe dich lieb, Ini, so gar, gar lieb! Was frage ich nach der Leute Geschwätz, wenn du mein sein willst!"

„Es kann nimmer sein! — Ich will dir glauben, daß du's ernst meinst; aber dein Vater würde nimmermehr seine Einwilligung geben."

„Ich bin stark und habe etwas gelernt; bin ich

nicht Manns genug, uns beide zu ernähren, wenn auch der Vater nicht wollte? — Doch er wird wollen, ich weiß es!"

Sie schüttelte traurig das Haupt, dann sagte sie:

„Dann kenne ich ihn besser als du. Worauf dein Vater seinen Willen gesetzt, von dem läßt er nimmer. Und glaubst du," fuhr sie in immer wachsender Erregung fort, „glaubst du, daß ich nicht erfahren habe, welch liebloses Urteil er über mich und meine Mutter fällt — glaubst du, daß er mir den Vorwurf ersparen würde, ich hätte ihm das Herz des einzigen Sohnes entfremdet — um deines Geldes willen, würde er sagen! Nein, Joseph, laß mich meinen Weg gehen und geh du den deinen, wie bis jetzt; die Kluft ist zu groß zwischen dem Sohne des stolzen Ehrler und dem Kinde des ...." In plötzlichem Weh griff sie, ohne zu vollenden, mit der Hand nach dem Herzen.

Er aber neigte sich tiefer zu ihr, und all sein tiefes, heißes Lieben lag in seinen Worten, als er sanft, wie man zu einem Kranken spricht, sagte:

„Kind, Kind, so jung und so ungerecht! Frühes Leid hat dich bitter gemacht. Aber ich lasse dich nicht so leicht. — Ich habe dich liebgehabt, Ini, als du ein kleines Mädchen warst und ich ein Knabe, und unbewußt habe ich all die Jahre das Bild der kleinen Ini im Herzen getragen, so daß ein Ton deiner Stimme es klar in meiner Seele wecken konnte. Und seit es nun dort wieder lebt, um nimmer zu erlöschen, seit jener Stunde, da es erwacht ist, weiß ich, daß ich nicht ruhen noch rasten kann, ehe du mein Eigen geworden bist! — Ini,

Liebling, ich frage noch einmal: Willst du mein Weib werden?"

„Nein!"

Frostig und lieblos fiel es von Inis zusammengepreßten Lippen.

„Bedenke, Ini, du nimmst mir alles; Freude am Leben, Vertrauen in die Zukunft, alles geht mir verloren, wenn ich dich verliere," bat er dringender.

„Du kannst mich nicht verlieren, denn du hast mich nie besessen!" klang es zurück.

„Hast du mich denn nie ein wenig liebgehabt?"

Es schien, als könnte sie ihm nicht Antwort geben auf diese Frage. Jede Fiber ihres Herzens schlug ihm entgegen, und die Lippen wollten überfließen und alles, alles gestehen — da aber hörte sie plötzlich wieder warnend die Stimme ihres Innern: Sei stark, du hast kein Recht, ihn seinen Eltern zu rauben — und „Nein!" sprach sie tonlos, rauh, das Herz wollte ihr brechen dabei.

„So darf ich nimmer hoffen?"

„Nimmer!"

„Ist das dein letztes Wort?"

„Mein letztes! Ich bitte dich, geh, ich habe nicht mehr weit nach Haus!"

Ohne ein Wort noch zu sagen, wandte er sich um und ging davon, langsam, wankend, einem Trunkenen gleich.

Sie blieb stehen und sah ihm nach. — Wie hatte er gesagt? Du nimmst mir alles, Freude am Leben, Vertrauen in die Zukunft! — So war es ihr. — Oede ringsum, öde im Herzen! — Sie hatte ihr Liebstes von sich gewiesen. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Da — dort — an der Scheune — zwanzig Schritte von ihr — stand da nicht eine Gestalt? — Dunkel hoben sich die Umrisse derselben vom Holze ab, sie lehnte sich vor, sie spähte hinüber nach dem langsam Davonschreitenden — jetzt blitzte etwas auf in ihrer Hand — ein Stahlrohr — sie sah es deutlich — jetzt hob es sich — nahm die Richtung nach dem Geliebten. — Barmherziger Himmel, was war das?

Alle Nerven, die erschlafft waren nach dem grausamen Kampfe ihres Innern von vorhin, spannten sich an aufs äußerste. Blitzschnell glitt sie vorwärts, unhörbar, furchtlos. — Jetzt kannte sie ihn. — Es war der Veri. — Er hielt das Gewehr an der Wange — er zielte — der Finger näherte sich dem Drücker. — Ein Schrei — ein Knall — der Gewehrlauf wurde in die Höhe geschlagen — der Schuß war in die Luft gegangen.

„Teufel!“ knirschte der Bursche auf und schaute einen Augenblick völlig verblüfft auf das Mädchen, das mit geballten Fäusten ihm gegenüberstand. Da sah er, wie Joseph Ehrler mit raschen Schritten, vom Schusse erschreckt, sich näherte. Er sah sich verraten; im Laufe war keine Kugel mehr, und zum erstenmal ließ ihn sein Mut im Stich. Es war doch nicht leicht, einen Mord zu begehen. Er wandte sich um und verschwand hinter der Scheune, ungehindert von Ini.

Diese stand noch immer da und starrte auf die Stelle, wo er gestanden hatte. Doch die Spannung der Nerven war zu groß gewesen. Halb ohnmächtig sank sie in die Arme Josephs, der sie früh genug

erreichte, um die an allen Giedern Zitternde vor dem Niederstürzen zu bewahren.

Die Arme, die sich um sie legten, waren stark! Wie sicher man sich darinnen fühlte! — Sie leistete keinen Widerstand, als er sie näher zog; ein süßes Träumen war über sie gekommen. Sie legte den dunkeln Kopf an seine Brust, und dann, als der tieferregte Mann kein Wort zu sprechen imstande war, nestelte sie näher und näher zu ihm; zwei weiche Arme legten sich um seinen Hals, und — endlich — schmiegte sich ihre Wange an die seine, wie damals vor langen Jahren, da er sie auf seinen Armen nach Hause getragen — ein Kind. —

Sie dachten nicht mehr an die vergangenen Minuten, an ihr Scheiden, an den Schuß. Wie eines Meeres gewaltige Wellen erwachte in ihrem Herzen die zum Schweigen gebrachte Liebe neu, und die Wellen schlugen über ihnen zusammen, daß eine Weile kein Mißton von außen die reine Glückseligkeit zu stören imstande war, die die Liebenden erfüllte.

„Nun hast du mich doch lieb, gelt, Ini?“ fragte der junge Mann.

Und das Mädchen sträubte sich nicht mehr gegen die geheimnisvolle Macht, die sie ihm entgegentrieb.

„O wie sehr!“ flüsterte sie.

Dann war es viele Minuten lang ganz still; nur der Nachtwind lispelte und raunte, als verstehe er die Sprache der zwei jungen Herzen, die da aneinander schlugen, und ein Mondstrahl zitterte herab auf den Ort, wo zwei glückliche Menschenkinder sich fanden in Lieb' und Treu', vier Lippen sich einten im ersten heißen Kuß.

Auf dem Wege blieb es einsam. Niemand schien den Schuß gehört oder beachtet zu haben. Von drüben klangen mit dem Wind zuweilen die Tanzweisen herüber und zeigten, daß die Mädchen und die Burschen noch nicht müde geworden, sich im Reigen zu drehen.

Endlich brach Joseph das Schweigen, als käme plötzlich die Erinnerung des Vorgefallenen über ihn:

„Wer schoß vorhin, Liebling?“ fragte er.

„Der Veri,“ antwortete das Mädchen zusammenschauernd — „er wollte dich töten — ich sah's — und da — o Josi, Josi, wenn er dich getroffen hätte! — Was hätte ich getan!“

Statt aller Antwort preßte er sie an seine Brust, als müßte er die zarte Gestalt in seiner Umarmung ersticken.

Zwei große Tränen zitterten an ihren Wimpern, aber selig lächelnd schaute sie zu ihm auf und sagte:

„Du wilder, leidenschaftlicher Bub, willst du mich denn erdrücken?“

Ein machtvolles Gefühl überkam ihn. Unwiderstehlich drängte es ihn zu dem, was jetzt folgte. Er sah das süße, hingebende Geschöpf in seinen Armen, und heiß und groß stieg nur der eine Wunsch in ihm auf, sie glücklich zu machen. Er richtete sich hoch auf, faßte mit der Linken ihre beiden Hände, und die Rechte wie zum Schwure erhoben, sprach er:

„Ini, mein Lieb', höre auf mich: Gegen alle Macht der Erde will ich dich mir wahren; was immer kommen mag, ich lasse dich nimmer!“

Da schrak sie empor. Der Mond beleuchtete voll ihr schönes, todblasses Gesicht, aus dem ihn

die großen Augen angstvoll und doch voll Liebe ansahen.

„Joseph,“ sagte sie tief aufseufzend, „es wird ein harter Kampf werden. Mir bangt vor dem Entscheid.“

„Sei guten Mutes, Liebling, und vertraue mir,“ sprach er ernst und liebreich.

Dann bat er sie, vorderhand ihr Geheimnis zu hüten vor allen, selbst vor der Mutter, bis er die Wege geebnet für sie und ihn.

Eng aneinander geschmiegt wanderten sie dann nach Frau Bergers Hütte. Noch ein Kuß und noch einer, und dann trennten sie sich mit einem stillen „Auf Wiedersehen!“

Einige Tage später ging plötzlich, unbegreiflich allen Bewohnern, mit Ausnahme von zweien, das Gerücht durch das Dorf, der Veri Haller sei verschwunden.

Joseph Ehrler war am Morgen nach seiner heimlichen Verlobung mit Ini hinübergegangen zum Hause des Gemeindepräsidenten Haller. Er wollte mit Veri sprechen. Sein Herz war so voll Seligkeit, daß er sich nicht entschließen konnte, den heimtückischen Burschen den Gerichten zu überweisen. Gott im Himmel hatte gütig alles gelenkt; die Kugel, die ihm gegolten, hatte ihn verfehlt, und sie war es gewesen, die ihm sein Mädchen in die Arme getrieben. — Nun sollte seine erste Tat sein, einen Menschen, gleichviel, wie schlecht er auch sein mochte, ins Zuchthaus zu bringen, nun, da er alle Welt hätte glücklich sehen mögen, glücklich, wie er selbst es war? — Nein! — Umgekehrt sollte aber auch

der Veri sehen, daß er keine Furcht kenne, und in persönlicher Unterredung gedachte er sich mit ihm auseinanderzusetzen.

Als er des Gemeindepräsidenten Haus betrat, wurde er von diesem mürrisch empfangen. Auf seine Frage nach dem Veri erhielt er die Antwort, daß derselbe nicht zu Hause sei. Er legte anfangs diesen Worten wenig Glauben bei; aber der alte Haller, dessen häßliches Gesicht sonst nie Regungen seines Innern verriet, war so sichtlich beunruhigt und besorgt über das Verbleiben seines eignen Sohnes, daß er ganz zu vergessen schien, daß der Sohn seines Feindes Ehrler vor ihm stand, und demselben erzählte, wie Veris Bett in dieser Nacht unberührt geblieben sei, wie er jedoch, da in dessen Kammer sein Gewehr fehle, annehme, daß der tolle Junge auf irgendeiner Jagdstreife im Gebirge begriffen sei. Es war seltsam, wie in diesem selbstsüchtigen, despotischen Charakter die Liebe zum einzigen Kinde so mächtig war.

Diese blinde Liebe mochte wohl auch ein gut Teil Schuld daran tragen, daß der Veri das geworden, was er war — ein wilder, unbändiger Bursche, der niemals seine schlimmen Leidenschaften zu zähmen vermochte. Veris Mutter war in seiner frühesten Jugend gestorben, und der Knabe wuchs in Gesellschaft der rohen Fuhrknechte seines Vaters und unter Aufsicht einer halbtauben Magd auf. Als er älter wurde, zeigte sich, daß er gelernt hatte, zu arbeiten für zwei, daß seine Muskeln Riesenkräfte gewonnen hatten, abgehärtet von frühester Jugend auf, daß aber sein Geist verroht war in

der Schule, die er durchgemacht. Was aber kümmerte sich sein Vater um dieses letztere! Man liebte ihn selber ja auch nicht; aber man fürchtete ihn, mochte es so bei Veri sein. Die beiden hingen denn auch aneinander nach ihrer Weise. Sie hatten sich in ihrem Leben keine Zärtlichkeiten gesagt, doch jetzt, da der Sohn dem Vater fehlte, zeigte sich plötzlich, wie nahe sie einander doch gestanden.

Joseph kehrte unverrichteter Dinge nach Hause zurück.

Tage vergingen. Von dem Verschwundenen zeigte sich keine Spur. Haller sandte Knechte in die Berge, dieselben kehrten resultatlos zurück.

Da ging mit dem tatkräftigen Manne eine vollständige Veränderung vor. Alle Energie schien von ihm gewichen; er war mit einem Schlage ein Greis geworden. Als kurz nachher eine Gemeindeversammlung stattfand, die die Wahlen für Neubesetzung des Gemeinderates zu treffen hatte, präsidierte der lahme Haller zum letztenmal. Zur Bestätigung für eine weitere zweijährige Amtsdauer vorgeschlagen, erhob er sich mühsam von seinem Sitze, sein kluges, häßliches Gesicht spiegelte die tiefe Bewegung wider, die in ihm arbeitete, als er in kurzen, abgebrochenen Sätzen bat, ihn seiner Aemter zu entheben, da er die Kraft nicht mehr in sich fühle, denselben gerecht zu werden.

So hart er gegen alle gewesen und so viel Feinde er sich geschaffen hatte, so empfanden doch die meisten ein tiefes Mitleid mit ihm. Seine sonst so lebendige Gestalt war vollständig gebrochen, und langsam, allein hinkte er nach der Versammlung, deren Leitung

er so lange Jahre ehrgeizig festgehalten, zurück zu seinem ihm jetzt vereinsamten Haus, aller seiner Aemter, wie er es gewünscht, enthoben. Nach wenigen Wochen gab er auch sein Fuhrhaltereigeschäft auf und zog sich in ein ihm gehörendes Haus auf die hochgelegene Filiale des Dorfes am Fuße des Rotfirnes zurück, wo er mit einer Magd weiterwirtschaftete.

Von Veri wurde lange Zeit nichts gehört, bis Pfarrer Oser durch Zufall die von einem schweizerischen Auswanderungsbureau ausgegebene Vermißtenliste eines untergegangenen Auswandererschiffes in die Hände bekam, in der unter zweihundert andern sein Name verzeichnet stand.

Der Geistliche stieg hinauf zu dem alten Haller, um ihm die Nachricht vom Tode seines Sohnes zu bringen. Ohne eine Träne zu vergießen, nahm sie dieser entgegen; nichts zeigte, daß ihn dieselbe noch mehr niedergebeugt, nur seine ohnehin nicht große Gestalt schrumpfte von da an noch mehr zusammen.

Was den Veri fortgetrieben, das erfuhr weder er noch irgendein andrer der Bergbewohner.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Durch das Eingehen der Hallerschen Fuhrhalterei nahm das Geschäft Ehrlers noch an Ausdehnung zu. Rüstig lebte der alte Ehrler seinen Pflichten, und Joseph unterstützte ihn getreulich in denselben.

Noch hatte dieser keine Gelegenheit gehabt, mit seinem Vater Inis wegen zu sprechen. Frau Ehrlers Leiden hatte sich seit Wochen bedeutend verschlimmert, und die offenbare Angst, die der alte Ehrler um das Leben seiner Frau in sich trug, machten ihn so

reizbar, daß Joseph nicht wagte, die ihn so tief berührende Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Auch wünschte er seiner Mutter jede Aufregung zu ersparen.

Ini fügte sich darein, daß Joseph es immer wieder verschob, mit seinen Eltern zu reden. Sie waren beide so glücklich, daß ihnen die Tage im Sturm vergingen, daß sie sie gehen ließen, nicht weiter denkend als eben an ihr Glück. Es war wohltuend, ein Geheimnis mit sich herumzutragen, da ein verständnisinniger Blick, ein heimlicher Händedruck so vieles sagen konnten.

Zweimal die Woche pflegten sie sich regelmäßig zu treffen. Es war so gekommen ohne Verabredung, aber beide wußten bestimmt, daß sie sich dann sehen würden, so daß sie sich darauf freuten von einem zum andern Mal. Es war, wann Ini den Uebungen des Kirchenchores beiwohnte.

Dann wartete der Joseph an derselben Stelle, wo einst Veri Haller Ini zum Weibe begehrt, und Hand in Hand wanderten sie dann zu Frau Bergers Hütte.

Seit kurzer Zeit kam es auch vor, daß Joseph manchmal noch ein halbes Stündchen ins Haus trat an solchen Abenden; denn seit vierzehn Tagen wußte Frau Berger um das Verhältnis der jungen Leute. Das hatte Ini bestimmt gefordert, daß ihre Mutter ins Vertrauen gezogen werde.

So waren sie denn eines Abends, da sie sich wieder an derselben Stelle getroffen hatten, hineingegangen zu Frau Berger. Die fleißige Frau hatte, wie gewohnt, noch über ihrer Arbeit gesessen, als

sie eintraten. Sie erhob sich verwundert, den späten und ungewohnten Gast zu begrüßen, als sie erst bemerkte, wie fest Inis Hand in derjenigen Josephs lag. Jetzt erinnerte sie sich plötzlich, daß sie an Ini in der letzten Zeit eine seltsame Zerstreutheit, ein ungleiches Wesen, das bald tiefe Niedergeschlagenheit und Nachdenklichkeit, bald übermütige Fröhlichkeit zeigte, aufgefallen war. Stand das in Verbindung mit — Joseph Ehrler? — Wie diese Gedanken blitzschnell ihr Hirn durchkreuzten, befiel sie ein Gefühl von Angst, so daß sie unwillkürlich die Augen schloß und mit der Hand am Tische eine Stütze suchte.

Die Mutter ahnte kommendes Leid für ihr Kind. —

Joseph Ehrler hielt des jungen Mädchens Hand fest und begann mit bewegter Stimme:

„Wir sind gekommen, liebe Frau Berger, um Sie zu bitten, uns Ihren Segen zu geben; die Ini und ich — wir haben einander gern!“

„Ihr habt einander gern,“ wiederholte mechanisch Frau Berger. „Und Ihr Vater weiß wohl noch nichts davon, Herr Ehrler?“

„Noch nicht,“ lautete die Antwort, „aber sobald die Mutter wiederhergestellt ist, werde ich mit ihm sprechen, und ich hoffe, er wird uns seine Einwilligung nicht versagen!“

„Sie hoffen?“ Traurig schüttelte Frau Berger das Haupt, dann sagte sie leise: „Sie haben sehr, sehr unrecht getan, Herr Ehrler! — Ihr Vater wird nie seine Einwilligung geben, und nun —“ sie schluchzte plötzlich auf und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen

— „nun haben Sie meinem Kinde den Frieden geraubt!“

Da trat Ini an ihre Seite und umschlang sie liebreich, dann zog sie ihr die Hände vom Gesicht und sagte mit schmeichelnder Stimme, aus der doch Glück und Angst zugleich klang:

„Sei doch nicht böse, Mütterchen; es wird schon alles gut werden; ich hab' ihn ja so lieb! Sag ja, sei gut zu uns; wir sind ja so froh, so froh!“

„Törichtes Kind, wenn es nur an meinem Jawort hinge! — Doch geh hinaus; ich habe mit Herrn Ehrler zu sprechen!“

Sie drückte einen Kuß auf Inis Stirne, und diese ging, gehorsam dem Worte der Mutter, hinüber nach der kleinen Küche.

Die Mutter wandte sich jetzt wieder Joseph zu.

„Sie haben mir das Herz so schwer gemacht, wie es in meinem Leben nur einmal war, und ich hoffte, nicht noch einmal diese Last auf mich nehmen zu müssen,“ sagte sie leise.

Da trat der junge Mann auf sie zu und ergriff ihre Hand. Feierlich und ernst schauten seine blauen Augen in die ihren. Es lag etwas in seinem Blick, das unwillkürlich für ihn einnehmen mußte, etwas Vertrauenerweckendes, Ehrliches, das auch Frau Berger wohltuend empfand.

„Glauben Sie mir, Frau Berger, ich trage nur einen Wunsch in mir, nur ein Ziel will ich mir setzen, Ihr Kind glücklich zu machen! Wie aber hätte ich vor Sie hintreten können, wenn ich nicht fest darauf hoffte, meine Eltern uns günstig stimmen zu können. Ich hätte ja längst mit ihnen gesprochen,

nur die Krankheit meiner lieben Mutter hat mich bis jetzt abgehalten. Wenn Sie es aber verlangen, so soll es morgen geschehen."

Es lag kein Falsch in seinen Worten; schlicht und einfach sprach er sie; aber man hörte hindurch, wie tiefernst ihm damit war.

Mit plötzlichem Entschluß antwortete Frau Berger:

„Ich verlange es nicht, daß Sie mit Ihren Eltern sprechen, solange Sie hiervon Nachteil für die Gesundheit Ihrer Mutter fürchten, erwarte aber, daß es geschehe, sobald es sein kann. Und lassen Sie eines Ihnen stets vor Augen sein: Ich kenne mein Kind; ein Blick in ihre Augen von vorhin hat mich gelehrt: sie liebt Sie mit all der Liebe, deren ihr leidenschaftliches junges Herz fähig ist. Naturen aber wie die ihrige lieben nur einmal und gehen zugrunde, wenn ihnen das Glück versagt bleibt. — Sie wissen nicht, welche glühende Kraft ihrer jungen Seele inneliegt; ich aber habe sie beobachtet von Kind auf, ich kenne jede Regung ihres Herzens, und ich weiß es seit vorhin: der Tag, der mein Kind von Ihnen scheiden würde, bräche ihr das Herz. Darum gebe ich nach. Seien Sie gut zu ihr und — getreu!"

Mit festem Drucke faßte er ihre Hand und sagte: „Ich gelobe es!"

Dann riefen sie Ini herein und saßen noch ein Weilchen beieinander, die jungen Leute beinahe sorglos, hoffnungsvoll von der Zukunft plaudernd, und Frau Berger, scheinbar ihren Jubel teilend, im geheimen die neue große Sorge nur zu wach in ihrem Herzen tragend.

Und diese Sorge war sie all die Tage her nicht los geworden. Wie ein schwerer Druck lag es auf ihr, und wenn sie sich allein wußte, saß sie, die sonst immer Geschäftige, gar müßig und grübelte und grübelte über ihres Lieblings Zukunft. Wolken, schwere, drohende Wolken sah sie dieselbe verdüstern, und wie oft flüsterte sie vor sich hin: „Es kann ja nichts Gutes daraus werden." — Sie hielt es für beinahe unmöglich, daß der alte, starrsinnige Ehrler nachgebe, und ohne seine Einwilligung würde Ini nie Josephs Frau werden wollen, ob ihr auch das Entsagen noch soviel kosten müßte.

Mit Ini war es seltsam. Es schienen, seit ihre Mutter jene Bedenken geäußert, auch in ihr alle die Zweifel wieder erwacht zu sein die sie veranlaßt hatten, Josephs erste Werbung abzuweisen. Aber, als wollte sie den beängstigenden Stimmen ihres Innern kein Gehör geben, gönnte sie sich keinen Augenblick Ruhe; und wenn sie bei Joseph war, dann schien alles um sie her vergessen zu sein und nur das Bewußtsein sie mit Seligkeit zu erfüllen, daß er ihr gehörte. —

Eines Abends saßen die beiden Frauen im Dämmerlicht zu Hause in der kleinen Wohnstube. Sie hatten zu arbeiten aufgehört, da es zu dunkel war, um weiterschaffen zu können, und sie noch nicht Licht zu machen wünschten. Sie redeten von all den Dingen, welche sie in der letzten Zeit so sehr beschäftigten — von Joseph, dem Befinden seiner Mutter und anderm mehr.

Plötzlich sagte Ini:

„Ich wollte, der Vater wäre noch hier und könnte sehen, wie glücklich ich geworden bin."

„Bist du denn auch ganz glücklich, Kind?“ fragte Frau Berger.

„Ganz?“ sagte sie langsam. „Du weißt ja, was uns noch fehlt, Mütterchen, doch es ist ja schon so viel, daß ich ihn liebhaben und — hoffen darf.“

Frau Berger schwieg und schaute, in Gedanken versunken, zum Fenster hinaus.

Da fing nach einer Weile Ini wieder an:

„Du bist wohl auch sehr glücklich gewesen zu der Zeit, als ihr, du und der Vater, einander gefunden habt?“

In Frau Bergers traurigen Augen leuchtete es auf:

„Ob ich glücklich war, Kind, mußt du das fragen? Ich hatte ihn so lieb, daß, um ihn glücklich zu sehen, ich gerne gestorben wäre, wenn es hätte sein müssen: das war, ehe er mir seine Liebe gestand. Dann, als ich alles wußte, da lebte ich doppelt gern, da war alles um mich her Sonnenschein; so wird es wohl nun auch bei dir sein, Kleine?“

„Nein, Müetti,“ antwortete sie leise und nachdenklich, „mit mir ist's anders!“ — Dann fuhr sie erzählend fort: „Ich hatte gestern einen sonderbaren Traum: Mir war's, als ginge ich mit Joseph Hand in Hand einen weiten Weg. Mein Herz zitterte vor Seligkeit, daß ich so schreiten durfte an seiner Seite durch die weite, schöne Welt. Da mündete unser Weg plötzlich in zwei andre. Der eine zur Rechten war schön und bot Raum für uns beide, der andre, linke, war nur ein schmaler, steiniger Fußsteig, auf dem zu gehen seine Hand die meine hätte lassen müssen. Schon wollten wir den breiten Weg wählen, da stand ein altes, fremdes Weib vor uns

und sagte: ‚Ich warne euch, diese Straße zu ziehen; ihr könnt hier nur vorbei, wenn ihr mich mit Gewalt beiseiteschiebt.' — Wir fragten sie, wer sie sei und wer ihr das Recht gäbe, uns den Weg zu verwehren. Da sprach sie mit seltsam höhnischem Ton: ‚Ich bin niemand und doch immer da; ich schlage ungesehen die tiefsten Wunden, und ob auch alle meinen Namen kennen, so vermag doch keiner mich zu fassen noch mich von sich abzuwehren von all denen, die ich quäle und verwunde; man nennt mich: „Der Leute Geschwätz!" Wenn ihr aber fragt, wer das Recht mir gab, euch diesen Weg zu wehren, so mögt ihr wissen, niemand hat's getan, jedoch ich nehme mir dies Recht.' — Zornig faßte Joseph fester meine Hand und wollte das Weib beiseiteschieben; ich aber machte mich frei von ihm, denn mir war's, als sei es unrecht, diesen Weg zu gehen. Da sah er mich traurig an und ging langsam auf dem engen Fußsteig davon. Lange, lange schaute ich ihm nach. Als er endlich in der Ferne verschwand, lachte das alte Weib so höhnisch auf, daß ich vor Schreck einen Schrei ausstieß. — Hier bin ich erwacht mit dem Gefühl, als ob ich wirklich gerufen hätte. Noch nie habe ich so tief, so deutlich geträumt. — Als ich dann heute morgen wirklich darüber nachdachte, war es mir, als sei ich wirklich mit Joseph Hand in Hand auf einem Wege. Ich bin ja jetzt so selig wie dort im Traume. Wenn aber nun doch die Scheidestelle kommen müßte, könnte ich da anders handeln, als ich im Traume es getan?" —

Es traten ihr plötzlich Tränen in die Augen, und sie stand auf und ging aus dem Zimmer.

Es war das erstemal, daß sie Frau Berger gezeigt hatte, daß ihr Glück nicht ohne Schatten sei. Diese faltete die Hände und betete lange.

Später kam Joseph, und während die beiden Frauen arbeiteten, plauderten alle drei zusammen. Aus Inis Antlitz waren die Tränenspuren verschwunden. Sie scherzte und lachte, das war der Zauber, den Josephs Gegenwart für sie in sich trug.

Als er schied, schaute er ihr tief in die dunkeln, strahlenden Augen; es lag in ihnen ein seliger Schein, ein Abglanz der großen Liebe, die in des Mädchens Herzen blühte. Und dieser Schein, er war erwacht für ihn, für ihn! — Er beugte sich zu ihr nieder und küßte sie heiß. Dann ging er nach Hause, das Herz so voll, und mit dem Entschluß, bald einen Entscheid bei seinem Vater herbeizuführen.

Zwölftes Kapitel

Die Stunde der Entscheidung nahte unverhofft heran und doch später, als Joseph es gedacht hatte. Oft hatte er am Morgen sich vorgenommen, noch am gleichen Tage mit dem Vater zu sprechen, dann sah er die Sorge, welche dieser um die Mutter trug, sah, wie die letztere von Tag zu Tag schwächer wurde, und es schien ihm beinahe ein Unrecht, jetzt an sein eignes Wohl zu denken.

Da, an einem Sonntage im Spätherbst, kam es zur Aussprache.

Das Mittagessen war vorüber und abgetragen worden, die Knechte und Mägde hatten sich entfernt,

und auch Frau Ehrler war, um zu ruhen, in das Nebenzimmer gegangen. Joseph erhob sich, um nach dem „Goldenen Löwen“ zu gehen, wo er sich mit einigen Kameraden treffen wollte. Er hatte seinen Hut genommen und stand im Begriffe, mit einem Gruße das Zimmer zu verlassen, als sein Vater ihn zurückrief.

„Du bist in der letzten Zeit so selten zu Hause, daß man, wenn nicht Arbeit dich hier hält, eine Gelegenheit, in Ruhe mit dir zu sprechen, förmlich suchen muß,“ sagte Ehrler in seinem alten, schroffen Ton, wenn auch nicht unfreundlich.

Joseph legte seinen Hut wieder hin und setzte sich erwartungsvoll und nicht ohne innere Unruhe an den Tisch, wo sein Vater noch saß.

Dieser fuhr fort:

„Du mußt es wohl sehen, Joseph, wie krank die Mutter ist.“ Seine Stimme wurde leiser, damit die Schlafende nicht gestört werde, und tiefe Beklommenheit klang aus seinen Worten, die aber immer mehr verdeckt wurde, je länger er sprach. „Der Arzt hat mir geraten, sie zum Frühjahr für einige Monate ins Tal zu senden, und mich durchblicken lassen, daß in der rauhen Bergluft für sie keine Heilung zu erhoffen sei. Nun weißt du, daß ich nicht lange ohne die Mutter sein kann, und wenn ich auch keineswegs müde bin und unter andern Umständen wohl noch einige Jahre hiergeblieben wäre, so habe ich mich doch entschlossen, das Geschäft dir zu übergeben und mit der Mutter ins Tal zu ziehen. Ich habe mir letzthin, als ich unten war, ein kleines Gut angesehen, das will ich mir kaufen, und wenn ich

auch nicht gerne von dem Orte weggehe, wo ich geboren bin und so lange gelebt habe, so tu' ich's der Mutter zulieb und hoffe, daß es zu unser aller Bestem sein wird. — Du bist tüchtig, kennst gründlich unser Geschäft; ich habe dir so viel überlassen können, daß ich nicht zögere, dir alles zu überlassen. Aber ich stelle daran eine Bedingung: du mußt heiraten! Das wirst du zwar wohl einsehen, daß du zu unserm Geschaft eine tüchtige Frau haben mußt. Wenn man so wie wir oft tagelang fort sein muß, so ist es notwendig, daß zu Hause jemand ist, der Ordnung hält. Geh also, wohin du willst, und schau dir die Mädchen an. Du bist selbst ein schmucker Bursche und wirst wohl nicht lange bitten müssen. Wenn eine ein hübsch Stück Geld hat und dir sonst nicht gerade zuwider ist, greif zu. Auf die sogenannte große Liebe gibt man heutzutag nicht mehr viel, und für uns drei ist es am besten, wenn du rasch machst. Das sage ich dir noch gleich: Du hast mehr gelernt, als es für einen Bauern braucht, und wenn's auch eine gute Seite haben mag, so laß dir nur nicht einfallen, daß du derwegen beim Heiraten so vorgehen sollst wie die Stadtherren, die mit dir auf der Schule waren. Wenn deine Frau stark und gesund ist und ein bißchen kochen und die Mägde und Knechte zur Räson bringen kann, das ist alles, was es braucht. Eine Zierpuppe kommt dem alten Ehrler nicht ins Haus, verstehst? — So, nun habe ich dir meinen Standpunkt klargemacht; nun kannst du losgehen!"

Das war nun alles gesagt in der barschen Art des alten Ehrler, der keinen Widerspruch duldete

und der gewohnt war, daß sich ihm beugte, wer mit ihm im Frieden verkehren wollte.

Joseph hatte den Vater mit keinem Worte unterbrochen. Es schien ihm, als werde derselbe gerade heute seinen Plänen wenig zugänglich sein. Aber nun durfte er nicht mehr länger schweigen, und so begann er denn:

„Und wenn ich mich nun unter den Mädchen schon umgesehen und eine gefunden hätte, die ich einzig und allein zu meiner Frau machen möchte?"

„So hängt das Heiraten einzig und allein davon ab, ob sie mir paßt," antwortete Ehrler in etwas erhöhtem Tone und die Augenbrauen emporziehend.

Es hatte etwas im Tone seines Sohnes gelegen, das wie nach einer eignen Meinung klang, und es genügte, um die Falte zwischen des Alten Augen zu vertiefen, der gewohnt war, nur seine Ansicht im Hause gelten zu sehen. Als Joseph mit dem Weitersprechen zögerte, fuhr er fort:

„Nun, heraus mit der Sprache, laß hören, so wissen wir, ob wir übereinstimmen."

Da stand der junge Mann auf und trat auf ihn zu. Und dann begann er in weichem, fast bittendem Tone zu sprechen. Die Worte flossen ihm von den Lippen, als hätte er sie lange gelernt. Er sprach ja von Ini! In hellen, frohen Farben schilderte er das Mädchen. Kein Lob schien ihm hoch genug, jeder Ausdruck zu arm, ihren Liebreiz, ihre Herzensgüte, alles an ihr, was ihn für sie entflammt, zu nennen. Helle Begeisterung im Blick, schloß er endlich mit den Worten:

„Ihr werdet die Stunde segnen, Ihr und die

Mutter, die Ini in euer Haus geführt hat, und ich — was wäre alles andre für mich, was gälte es mir noch, wenn ich Ini verlieren sollte. — Hier, Vater, schlagt ein; die Mutter, das weiß ich, wird schon ‚Ja' sagen, und nie werdet Ihr's zu bereuen haben!"

Dabei streckte er offen und wie überzeugt, daß der Vater nicht „Nein" sagen werde, seine Hand hin; doch sie wurde nicht ergriffen.

Ehrler saß auf seinem Stuhl, und als Joseph geendet hatte, kreuzte er die Arme übereinander und sah ihn an mit einer Mischung von Staunen und Hohn. Dann lachte er plötzlich auf, nicht mehr bedenkend, daß nebenan die kranke Frau zu schlafen versuchte:

„Junge, du bist toll geworden — oder hältst du mich zum Narren? Oder — — — Herrgott, Kerl, man sieht dir's an den Augen an, daß es dir Ernst ist mit dem Faselzeug!"

Er sprang auf und ging mit dröhnenden Tritten im Zimmer auf und nieder — ein paarmal, dann blieb er wieder vor Joseph, der die Hand krampfhaft um die Lehne seines Stuhles gelegt hatte, stehen und sagte mit mühsam unterdrückter Aufregung:

„Also du hast auch nur einen Augenblick gedacht, daß ich dazu — zu solch hirnverbranntem Plan ‚Ja' sagen würde? Kennst du mich noch nicht besser? — Weißt du nicht, wie ich über jenes Gesindel ..."

Er stockte plötzlich. Was war es, das ihm da aus den Augen des sonst so gehorsamen Sohnes

entgegenblitzte? Trotz und dieselbe Unbeugsamkeit, die auf seiner Stirne lag, breitete sich jetzt über Josephs Züge, so daß sie beide sich merkwürdig ähnlich sahen.

Josephs Stimme klang leise und warnend, als er sagte: „Vater, laßt uns ruhig darüber sprechen, und vor allem — Ihr dürft weder Ini noch ihre Mutter verunglimpfen; auf ihre Ehre ist nie der leiseste Schatten gefallen, und selbst der unglückliche Berger hat den einen Fehltritt so lange, so bitter gebüßt, daß es Sünde ist, ihn noch immer zu verdammen. Ihr seid ungerecht, Vater, in Euern Vorurteilen, und ich beschwöre Euch, werdet ruhig, überdenkt alles, und dann müßt Ihr mir recht geben!"

Dröhnend fiel des Fuhrhalters schwere Faust auf den Eichentisch.

„Willst du mir Vorschriften machen, du grüner Junge! Ha! Du kämst mir recht! Heiraten sollst du, und das bald, die Berger-Ini aber bringst du mir nicht ins Haus. Ich will doch sehen, wer Herr ist, du oder ich!"

Fest, aber noch immer ehrerbietig antwortete Joseph: „Daß Ihr der Herr seid, weiß ich wohl. Das aber kann kein Vater seinem Sohne befehlen, daß er ein Mädchen freie, das er nicht mag. Ich aber mag nur die Eine, und ich setze es durch, Vater, ob Ihr nachgebt oder nicht. Aber," fügte er, plötzlich wieder weich werdend, hinzu: „Ihr habt die Mutter auch liebgehabt und wißt, wie es einem ums Herz ist, wenn's so mit einem steht; darum möget Ihr wohl nachgeben, ich bitte Euch darum,

schlicht und recht, und ich wiederhole es, Ihr werdet's nimmer bereuen, daß Ihr ‚Ja' gesagt habt."

„Ich habe mich meiner Lebtag nicht nach dem Winde gedreht," erwiderte Ehrler, und immer tiefer wurde die Falte zwischen seinen Augen, immer grollender seine Stimme. „Wenn ich etwas gesagt habe, so war es gesagt, und bei Gott, Junge, du wirst mich nicht ändern auf meine alten Tage hin. Ich sage nein! Du heiratest die Berger-Ini nicht, und dabei bleibt's!" — Dann, plötzlich einlenkend, fuhr er ruhiger fort: „Ich gebe dir vierzehn Tage Zeit, dir das Zeug aus dem Kopf zu schlagen, und wenn du dann kommst und mir sagst, daß du dich anders besonnen hast, dann will ich dir den tollen Einfall nicht nachtragen!"

Er stand an der Türe und ging, ohne eine Antwort abzuwarten, hinaus. Er schien es doch nicht zu einem Bruche kommen lassen zu wollen, und es war fast, als ob es ihm leid täte, so heftig geworden zu sein; hatte er doch gesehen, wie tief erregt sein Sohn gewesen war, wie er unter seinen harten Worten gelitten hatte.

Joseph hatte antworten wollen, aber schon hatte sich die Türe hinter dem Vater geschlossen, und dieser hörte nicht mehr. — Des jungen Mannes Entschluß stand unerschütterlich fest, von Ini nie und nimmer zu lassen. Aber sollte er jetzt schon einen Bruch mit dem Vater herbeiführen oder noch warten, ob es ihm gelingen würde, denselben umzustimmen? Er legte die Hand an die Stirne und seufzte schwer. Es würde ein harter Kampf werden!

Da stand die Mutter hinter ihm, die Wange

blaß, und legte ihre zitternde Hand auf seinen Arm. Sie hatte längst, unbemerkt von den beiden, die Türe geöffnet und war dort gestanden, unfähig, zwischen die erregten Männer zu treten.

„Joseph, was willst du tun?“ fragte sie ernst.

Er wandte sich zu ihr und geleitete sie sanft zu einem Stuhl, da er sah, wie mühsam sie sich aufrecht hielt. Tiefe Seelenqual malte sich auf seinem Gesicht. Es war nicht leicht, der kranken Mutter sagen zu müssen, daß er scheiden wolle, daß er das Elternhaus verlassen müsse, weil er des Vaters Willen nicht erfüllen könne!

„Du hast alles gehört, Mutter, ich kann nicht anders; ich kann Ini nicht lassen, und der Vater wird nicht ‚Ja‘ sagen. So muß ich fort, mir anderswo mein Brot zu suchen!“

„Du willst fort, und jetzt?“ fragte sie angstvoll.

„Je bälder, desto besser! Was nützt es, zu warten. Es wird sich doch nimmer ändern lassen!“

„Geh nicht jetzt, Josi, bleib noch hier, und ich will versuchen, den Vater umzustimmen, vielleicht gibt er doch noch nach. — Hast du es denn so lieb, das Mädchen?“

„Würde ich sonst daran denken, euch zu verlassen, dich, du Liebe, Gute?“

Er beugte sich nieder und küßte ihre Stirn. Dann sagte sie wieder: „Gelt, Joseph, du versprichst's mir, daß du nichts unternehmen willst, bis ich's noch versucht, dem Vater das ‚Ja‘ abzugewinnen?“

„Wie gut du bist, Mutter!“ — Seine große Gestalt zitterte vor Ergriffenheit. Plötzlich sagte er:

„Wenn du wüßtest, was mir das Mädchen ist!“ Dann verließ er das Zimmer.

Die Kranke faltete, ihm nachsehend, die Hände. „Gott gebe, daß es ein gutes Ende nehme,“ betete sie und legte den Kopf wie erschöpft in die hohle Hand, nachdenkend, wie ihres Mannes Starrsinn zu brechen sei.

Dreizehntes Kapitel

Es war am Abend des gleichen Tages, an welchem Joseph die stürmische Unterredung mit seinem Vater gehabt hatte. Er trat eben aus dem Hause und ging langsam die Straße hinab, der Kirche zu. Ini war in der Singprobe, und es galt, sie zu treffen. Noch lag tiefe Niedergeschlagenheit auf seinem Gesichte. Er wollte auch daheim bleiben — der Mutter zuliebe — blieb ja gern, bis auch der letzte Versuch, des Vaters Einwilligung zu erhalten, gescheitert war.

Er ging an der Kirche vorbei, als es eben neun Uhr schlug vom Turme, und er brauchte an der gewohnten Stelle nicht lange zu warten, bis Ini kam. Er schloß sie in seine Arme und drückte sie an sich; ihr Herz pochte gegen das seine, und als er, sie küssend, sich zu ihr niederbeugte, da fühlte er wieder, daß sie des größten Opfers wert war, und unwillkürlich flüsterte er ihr zu: „Ich lasse dich nicht, mein Liebling!“

Sie schaute zu ihm auf, als hätte etwas in seiner Stimme sie befremdet, und das spärliche Mondlicht zeigte ihr die Schatten, die noch auf seiner Stirne lagen.

„Was hast du, Joseph, was sollen die garstigen Falten da," sagte sie, mit der Hand über seine Stirne streichend, „bist du unzufrieden mit mir?"

„Närrchen," erwiderte er, sie fester an sich pressend, „wie könnte ich dir böse sein? Aber ich habe Verdruß gehabt — zu Hause — im Geschäft."

„Joseph!"

Sie stand plötzlich weg von ihm, und die großen dunkeln Augen schauten ihn in herzzerreißender Angst an.

„Du hast mit dem Vater gesprochen?"

Er sah, daß sie ihn durchschaut hatte, und er versuchte nicht, es ihr auszureden.

„Ja, Kind," sagte er.

Sie neigte den Kopf, als sei sie plötzlich müde geworden. Ihre Stimme schien von fern her zu kommen, es lag kein Klang darin, gebrochen fiel Wort um Wort von ihren Lippen, als wüßte sie zum voraus die Antwort, die ihr werden würde.

„Und er — hat — dir — die Einwilligung — nicht — gegeben?"

Ein grenzenloses Mitleid mit ihr ergriff ihn, und sie aufs neue in seine Arme nehmend, legte er ihr Köpfchen sanft an seine Brust.

„Nicht so trostlos, Liebling, nicht so traurig! Du tust mir weh damit. Der Vater hat nein gesagt, ja, das läßt sich nicht ableugnen, aber noch ist nichts verloren. Wir können ihn umstimmen, die Mutter will es versuchen, gewiß gelingt es ihr. Und wenn nicht, Herzlieb, dann gehen wir fort zusammen und nehmen dein Mütterchen mit uns, fort in das ferne Land, wo auch dein Vater gewesen ist, und —"

„Deine Eltern verlassen um meinetwillen, jetzt, da deine Mutter so krank ist," unterbrach sie ihn, „das darfst du nicht, Joseph, das darfst du nicht! — Und selbst wenn sie gesund wäre, so unser Glück zu erkaufen — es wäre kein Segen darin."

Sie schmiegte sich zitternd näher an ihn. Es lag ein Trost in dem Drucke seines starken Armes.

Da sprach er wieder zu ihr mit leisem Vorwurf:

„Und wolltest denn du von mir gehen, Ini? — Doch nein," unterbrach er sich selbst, „das kann ja nimmer sein! Laß uns hoffen, Liebling, gewiß wird alles gut!"

Sie gingen langsam Frau Bergers Hause zu, ohne weiter von dem zu sprechen, was ihre Herzen so sehr bewegte; es wollte eines das andre schonen. Joseph trat jedoch an diesem Abend nicht mit Ini ins Haus, sondern schied von ihr unter der Türe.

Als er langsamen Schrittes heimwärts ging und dabei träumend vor sich niedersah, schwebte Inis traute Gestalt so recht deutlich ihm vor, und heißer Groll wollte in ihm aufsteigen gegen den Vater, der dies Mädchen verurteilte, ohne sie nur näher zu kennen. Obgleich er in der Wohnstube daheim noch Licht schimmern sah, stieg er, ohne dort noch einmal einzutreten, zu seiner Kammer hinauf.

Vierzehntes Kapitel

Die jetzt folgenden Tage waren für Ini Berger voll Angst und Besorgnis. Wie würde es enden? Sollte ihr junges Glück so früh zu Grabe getragen

werden? Oder, wenn nun Joseph nicht nachgab, wenn er seinen Eltern trotzte und darauf bestand, daß sie mit ihm ging übers Meer? Sollte sie ihm folgen? Sie schloß die Augen und es überströmte sie Seligkeit, wenn sie daran dachte, wie sie mit ihm allein sein dürfte, für ihn leben, für ihn schaffen in jenem fremden Land. Dann aber wies sie den Gedanken wieder weit von sich, und „Nicht um solchen Preis!“ flüsterte sie vor sich hin.

Einmal kam Luise Mattmann zu ihr. Frau Berger war zu Pfarrer Oser hinübergegangen, um mit ihm etwas zu besprechen, und die jungen Mädchen saßen plaudernd am Fenster.

„Gestern war ich zu Ehrlers zum Mittagessen geladen,“ erzählte Luise. „Die Anna ist da zu Besuch, und die hat es durchgesetzt, daß ich hingegangen bin. Ich wollte aber, ich wäre zu Hause geblieben. Hu, war das eine Mahlzeit! Der alte Ehrler sprach kein Wort während des ganzen Essens und machte ein Gesicht, daß einem dabei hätte angst werden können. Frau Marianne saß ganz verschüchtert da, und die Anni und ich waren bald auch von dem Stillschweigen angesteckt. Da hör' ich unten den Tritt Josephs, dessen Platz bis jetzt leer gewesen war. Nun denk' ich mir, der wird wohl etwas Leben mit sich bringen, denn er ist doch sonst immer so froh, aber nein! Wie er hereinkommt, ohne Gruß, und sich zu Tische setzt, blaß, den Mund zusammengepreßt, als verbisse er einen geheimen Grimm, da wurde das Gesicht des alten Ehrler noch um einen Schein finsterer. Plötzlich sagte er, zu seiner Frau gewendet: ‚Wenn's noch lange ginge, so würde

ich mir ausbitten, daß der allein ißt, so braucht' ich mir nicht mein Essen durch seine Trotzmiene verderben zu lassen — so aber mag's die paar Tag noch angehen, die ich ihm gesetzt habe; wir werden ja bald fertig sein miteinander!' Der Frau Marianne traten die Tränen in die Augen. Der Joseph aber läßt liegen, was er auf dem Teller hat, steht auf, setzt den Stuhl ab, daß die Gläser klirren', und geht hinaus. — Was die zwei nur miteinander haben mögen? — Die Anna weiß den Grund davon nicht, ich hab' sie schon ausgefragt, aber schlimm muß es wohl sein, denn wenn zwei so harte Steine wie die aufeinander stoßen, da gibt's Funken. — Aber was ist denn nun auf einmal mit dir?"

Ini hatte die Hand auf ihr wild pochendes Herz gedrückt und versuchte die Erregung niederzukämpfen, die bei Luisens Worten sie erfaßt hatte. Sie wollte um keinen Preis verraten, daß sie schuld trug an der Entfremdung zwischen Vater und Sohn, und wie sich ihr Herz zusammenkrampfte bei dem Gedanken daran. Sie hatte jedoch nicht hindern können, daß jeder Blutstropfen aus ihrem Gesichte gewichen und Luise dies aufgefallen war.

„Nichts — nichts," antwortete sie, hastig sich erhebend, auf Luisens Frage. — „Wollen wir nicht ein wenig ins Freie gehen?" fuhr sie gefaßter fort, „ich bin heute noch nicht vor die Türe gekommen, und ein kleiner Gang wird mir gut tun. Mir ist so eng und so heiß."

Luise war einverstanden, und sie gingen hinaus. Ini schloß die Haustüre und legte den Schlüssel in

ein Versteck in der Mauer, wo ihn die Mutter zu finden gewohnt war.

Als sich die Mädchen vom Hause in der dem Dorfe entgegengesetzten Richtung langsam entfernten, rief sie jemand bei Namen. Sich umwendend erblickten sie Anton, der sie rasch erreicht hatte.

„Ich muß zur Säge hinüber," sagte er, „und da ihr wohl den gleichen Weg nehmt, darf ich wohl mit euch zusammengehen, wie?"

Er gab Luise ein Zeichen, und diese wendete sich zu Ini, indem sie sagte:

„Es könnte zu spät werden, wenn ich jetzt noch spazierengehe; ich habe zu Hause zu tun und sollte noch bei unsrer Wäscherin vorsprechen, bei der ich noch etwas auszurichten habe. Was meinst du, Ini, wenn du Anton zur Säge begleiten würdest und ich zurückginge?"

Ini achtete nicht darauf, daß zwischen den Geschwistern ein geheimes Einverständnis herrschte. Ihr war Anton ein so alter, lieber Freund, daß sie ohne Bedenken mit ihm ging, wohin es immer war. Auch war sie so sehr mit ihren eignen Gedanken beschäftigt, daß es ihr gleichgültig erschien, wer sie begleite; wenn sie ja nur Luft haben konnte, Luft in der tiefen Beklemmung, die sie erfaßt. Sie antwortete deshalb ruhig:

„Wie du willst, Luise."

Diese verabschiedete sich und ging zurück.

Anton und Ini schritten nebeneinander der nicht sehr weit entfernten Säge zu. Es war schon kühl; die Blätter der Laubbäume im Walde waren zum größten Teil abgefallen, aber die Wege lagen noch

trocken, und mit blassem, rosigem Schein weilte die Sonne an den Spitzen der Berge, als schäme sie sich, zu früh ihren Lauf zu beschließen. —

Sie befanden sich wieder auf dem Rückwege, als Anton plötzlich ein längeres Schweigen brach.

„Weißt du, Ini, daß ich Luise gebeten habe, uns allein zu lassen?"

Ini schreckte auf. Ihre Gedanken hatten bei dem Geliebten geweilt, und vergebens hatte sie gegrübelt und geforscht nach einem Wege, der sie beide vereinigen konnte, ohne den unseligen Bruch mit Josephs Eltern herbeizuführen.

„Warum denn?" fragte sie, ihn erstaunt ansehend.

„Ich muß mit dir sprechen, Ini," antwortete er in dem ernsten Ton, den sie stets an ihm ihr gegenüber gewohnt war. Dann fuhr er weiter, erst zögernd und leise, dann immer eindringlicher, immer bewegter: „Ini, seit kurzem weiß ich, daß Joseph Ehrler und du einander gut seid."

Sie fuhr auf, und ein tiefes Rot flammte in ihre Wangen, ein Rot der Entrüstung, ihr so sorgfältig behütetes Geheimnis verraten zu sehen.

„Sei nicht böse, Ini, daß ich so zu dir rede. Lange habe ich es geahnt, seit der letzten Kirchweih, als ich sein Gesicht sah, da ich ihn bat, dich nach Hause zu bringen, und ich habe es verwünscht, daß ich damals nicht selbst mit dir ging. Vielleicht wäre noch alles gut geworden. — Seit der letzten Gesangsprobe weiß ich es bestimmt. Ich habe euch gesehen."

Sie wollte ihn unterbrechen, aber er fuhr fort: „Ich habe niemand etwas davon gesagt, selbst

Luise ahnt nichts; aber dir gegenüber konnte ich nicht länger schweigen. Ini, ich bin gekommen, dich zu warnen!"

Zornig blitzte es in ihren Augen auf, und fast heftig fragte sie:

„Wer gibt dir das Recht dazu? Vor wem willst du mich warnen — vor Joseph? — Schäme dich, Toni, das hätte ich nicht von dir gedacht!"

Er ließ sie ruhig ausreden, dann sagte er in traurigem, weichem Tone:

„Zweifelst du daran, daß ich nur in guter Absicht gekommen bin, kennst du den noch so wenig, der all die Jahre her dein Freund war, dann hätte ich allerdings besser getan, nicht zu dir zu sprechen."

Ihr Zorn war entwaffnet diesem Tone gegenüber. Sie reichte ihm die Hand. Dann setzte sie sich auf einen Stein am Wege. Sie war so erschöpft. Wie alle sie quälten, da sie doch der Qual genug in ihrem Innern trug!

„Sprich," sagte sie leise.

Da fing er wieder an:

„Vergib, wenn ich dir weh tue. Gewiß, gewiß, ich mein' es gut mit dir, mit ihm! Gott möge mein Zeuge sein, daß ich nicht an mich denke bei dem, was ich dir zu sagen habe! — Ini, es war unrecht von Joseph, daß er sich dir nahte. Er mußte wissen, daß sein Vater nie darein willigen würde, daß er dich heiratet."

Welcher Kampf in ihren schönen Zügen! — Plötzlich rief sie leidenschaftlich, alle Schranken niederwerfend:

„Und wenn wir nun einander doch liebhaben

und einander heiraten, euch allen zum Trotz, wer will es uns wehren, doch glücklich zu sein!?"

„Du wirst es nicht sein können, armes Kind," sagte er leise, „es würde für Joseph Trennung von seinen Eltern bedeuten, und du weißt nicht, wie sehr sie an ihm hängen. Der kranken Mutter würde es ans Leben gehen, und selbst den rauhen, stolzen Ehrler — er würde sich's nimmer merken lassen, er würde ihn von sich weisen, aber in seinem Innern würde das Heimweh nach seinem einzigen Sohne nagen. — Wirst du das wollen, Ini?" — Als sie schwieg, fuhr er weiter: „Ich habe dich liebgehabt seit meiner Knabenzeit und habe mir ausgemalt, wie schön es sein würde, die kleine Ini, die ich hatte heranwachsen sehen, zu meiner Frau zu machen, hatte es mir so wunderbar gedacht, dich einzuführen ins väterliche Haus. Vater und Mutter, meine Geschwister, alle, sie haben dich lieb und hätten dich mit offenen Armen empfangen. Es wäre alles so gut geworden vielleicht, ja gewiß hättest du mir dein Herz geschenkt; — da kam er dazwischen. Aber selbst jetzt, Ini, da dein Herz ihm gehört, selbst jetzt biete ich dir ein Heim, biete ich dir diese Hand, die bereit ist, dir den Weg eben zu machen nach bestem Können. Die Zeit heilt viel; du und er, ihr werdet beide vergessen. — Mache dich los von ihm, Kind, es kann nicht gut werden, wenn ihr euch heiratet. Du sollst es gut haben bei uns; ich will nie verlangen, daß du mich liebhabest. Wenn ich für dich sorgen kann jeden Tag, wenn ich sehe, daß du wieder froh wirst, dann will ich zufrieden sein. Ich will dich auch nicht drängen, ich will warten auf deinen

Entschluß Wochen, Monate — ein Jahr, nur sage dich los von ihm, auf daß auf dich kein Makel komme, daß die Leute nicht sagen, du hättest ihn umstrickt und den alten Eltern den Sohn abtrünnig gemacht, den einzigen Sohn!"

„Genug," rief Ini, indem sie sich erhob, „reichlich genug!"

Sie hörte aus seinen Worten das ernste Bestreben, sie glücklich zu machen, nicht heraus. Sie verstand nur das eine, daß man sie trennen wollte von ihm, der ihr alles war. Leidenschaftlicher Trotz wallte in ihr auf, und sie fuhr weiter:

„Nennst du das Liebe, die mit den grausamsten Worten zu verletzen, die du vorgibst, liebzuhaben? — Rede nicht weiter," sprach sie hastiger und in immer steigendem Tone, als sie sah, daß er neuerdings zu sprechen beginnen wollte. „All deine Worte sind umsonst; ihm gehöre ich, magst du's denn wissen, ihm ganz allein, und ich lasse ihn nicht — wenn der Tod uns nicht scheidet! — O Joseph," flüsterte sie plötzlich gebrochen vor sich hin, „könntest du sehen, wie sie deine Ini quälen, wie schnell kämest du zu mir!"

Anton sah sie an, wie sie dastand, ein Opfer tiefsten Wehs. Wenn eine einzige egoistische Regung in seinem Herzen gewohnt hätte, so schwand sie in diesem Augenblicke, und er wünschte, ob auch mit zuckendem Herzen, dem schönen Mädchen da vor ihm sagen zu können: Ich will dich und ihn glücklich machen. Aber es fehlte ihm ja die Macht; und so faßte er noch einmal ihr Bild in sich auf, als ob er sie nicht mehr sehen würde, und wandte sich ohne ein weiteres Wort auf den Heimweg.

Sie folgte ihm nicht, sie stand an derselben Stelle in starres Grübeln versunken. Ihre Augen bewachten mechanisch den langsam Davonschreitenden.

Längst war der rosige Schein verblichen, ein frostiger Wind zog von den Firnen her und zauste des Mädchens dunkles Haar auf dem unbedeckten Haupte. Noch immer stand sie; ihre Augen brannten, und tiefer, schmerzender brannte die Angst in ihrem Herzen, die Angst um ihr junges, kaum erwachtes Glück. —

Endlich mahnte Glockenton, der vom Dorfe herüberzog, sie an die Heimkehr. Tief aufseufzend wanderte sie, in Sinnen verloren, nach Hause zurück.

Frau Berger hatte sie mit Ungeduld erwartet. Wie verändert ihr Liebling war! Regelmäßig, willig und sorglich verrichtete auch heute Ini ihre Arbeit, aber der Zug von Sorge, der seit einigen Tagen den jungen Mund umschwebte. war heute abend so viel schärfer, und so sehr sie sich mühte, den alten, fröhlichen Ton wiederzufinden, es wollte nicht gehen. — Frühzeitig wünschte sie der Mutter gute Nacht und ging nach ihrem auf der andern Seite des Hausflurs gelegenen Kämmerchen. Frau Berger aber saß noch lange auf, tief bekümmert um ihr einzig Kind. Einmal schlich sie auf den Zehen hinüber zu Inis Kammertür, um zu horchen. Da hörte sie, wie drinnen das Mädchen krampfhaft in ihre Kissen schluchzte.

„Armes Kind," flüsterte sie und ging traurig zurück in die Stube, um bald nachher die Lampe zu löschen und niedergeschlagen ihr Lager ebenfalls aufzusuchen.

Fünfzehntes Kapitel

Die Bedenkzeit, die der alte Ehrler seinem Sohne gegeben, ging zu Ende, und Ehrler hielt sein Wort. Wieder war's Sonntag und Mittagszeit vorüber, und wieder standen sich Vater und Sohn gegenüber, während Frau Ehrler, blasser und hagerer noch als sonst, fröstelnd am Ofen lehnte. Sie hatte ihr Bestes versucht bei ihrem Manne, alle ihre Ueberredungskunst hatte sie aufgeboten, aber vergebens. Soviel er sonst seiner Frau zuliebe tat, hier wollte der starre Sinn Ehrlers sich nicht erweichen lassen. Ja, von dem Tage an, da er wußte, daß die Mutter des Sohnes Plänen günstig sei, hatte er sich so barsch, so gereizt den beiden gegenüber gezeigt, daß Joseph gerne früher die Entscheidung herbeigeführt hätte, wenn nicht auch darin der Starrsinn seines Vaters ihm hindernd entgegengetreten wäre. So oft er beginnen wollte, über sein Verhältnis zu Ini mit demselben zu sprechen, so oft wies ihn dieser kurz mit den Worten ab: „Die vierzehn Tage sind noch nicht herum; dann erst wird wieder von dieser Angelegenheit gesprochen!"

Nun war der Augenblick da.

Frau Marianne zitterte angesichts des Bevorstehenden. Auf den Gesichtern der beiden Männer, die sich da gegenüberstanden, war kein Nachgeben geschrieben. Selbst in ihrer Herzensangst fiel es Frau Ehrler auf, wie ähnlich sie einander waren. Heute lag auf Josephs Zügen derselbe unbeugsame

Trotz wie auf denen seines Vaters; selbst die Falte war da zwischen den Augen, wenn auch weniger scharf als bei dem Alten.

Die Arme übereinander geschlagen, begann dieser mit lauter, harter Stimme:

„Es scheint mir wenig Aussicht vorhanden, daß wir zwei uns einigen werden. Dennoch will ich mir den Vorwurf ersparen, als hätte ich nicht eingehend genug über die Sache mit dir gesprochen, und ich komme deshalb auf das früher Gesagte zurück; dasselbe gilt noch jetzt. Was ich von diesen Bergers denke, wiederhole ich nicht, um deine Empfindlichkeit, die du freilich mit der Zeit ablegen mußt, nicht gleich im Anfang zu reizen. Ich sage nur wieder, was ich schon dir und deiner Mutter gesagt habe: Du heiratest die Berger-Ini nicht!"

Joseph wollte auffahren, aber mit einer Bewegung seiner Hand gebot ihm der Vater, noch zu schweigen, und fuhr dann weiter, unwillkürlich etwas weicher werdend:

„Ich bin reich, Bub, und kann dir ein gut Stück Geld geben, wenn ich will. Das Geschäft ist eher besser als schlechter geworden. Du hast hier ein warmes Nest, du hast zudem das Vertrauen, die Liebe von Vater und Mutter. Willst du das alles beiseitewerfen um jenes Mädchens willen? — Junge, ich zahle dir fünfzigtausend Franken bar auf den Tisch, ich übergeb' dir den ganzen Kram hier, Geschäft, Haus und alles, und dann bleibt noch ein nettes Sümmchen für dich und die Anni, wenn wir einmal nicht mehr da sind, die Mutter

und ich. Geh, such dir ein Mädchen nach meinem Willen, und wir wollen heute Frieden schließen!"

Solange sein Vater den barschen Ton beibehalten, war Joseph in derselben abweisenden Haltung vor ihm gestanden; nun, da jener weicher, eindringlicher sprach, stieg auch in ihm noch einmal heiß der Wunsch nach einer Versöhnung auf.

„Vater," sagte er, „Geld ist ein gutes Ding; ich kann es schätzen, und ich weiß, wie gut ich's hätte, wenn Ihr das Geschäft mir allein übergeben würdet; mehr als alles aber gilt mir Eure Liebe und Euer Vertrauen, die möchte ich nicht verlieren. Aber der Preis, den Ihr fordert, ist zu hoch!"

Ehrlers Miene wurde finsterer, aber er ließ ihn weitersprechen.

„Vater, laßt mich Euch Ini bringen. Nur ein paarmal sollt Ihr sie sehen, nur ein wenig näher sollt Ihr sie kennen lernen, und wenn Ihr dann noch sagt, daß sie ein Mädchen sei, das Schwiegertochter zu nennen Ihr nicht stolz sein könntet, so wollen sie und ich uns fügen und uns trennen für immer. Aber ich weiß, Ihr werdet sie gar bald gern haben, denn sie ist so gut!"

„Tu ihm den Willen, Joseph, tu ihm den Willen, dem Bub," flüsterte bebend Frau Marianne ihrem Manne zu, ihren Arm durch den seinen ziehend. „Er war immer recht und brav; er wird uns kein Mädchen ins Haus bringen, an dem wir keine Freude haben können."

Bittend hatte die Stimme des Sohnes geklungen, fast flehend drang die der Frau an das Ohr des starrsinnigen Mannes, aber sein Gesicht wurde nur

düsterer und härter; der Eigensinn trat schärfer hervor:

„Hab' ich keinen eignen Willen mehr im Haus," sprach er grollend, „glaubt ihr mit eurem Gefasel mir meine Meinung zu nehmen? Nein! Ich halte daran fest und frage dich zum letztenmal, Bub, willst du nach meinem Willen tun — oder gehen?"

Einen Augenblick schien es, als tobe ein furchtbarer Kampf in des jungen Mannes Brust. Mit halberstickter Stimme fragte er:

„So willst du nicht gestatten, daß ich Ini hierherführe?"

„Nie!"

Hart und schneidend klang es durch den Raum.

Da flammte es in Josephs blauen Augen auf; seine Lippen preßten sich zusammen und öffneten sich dann zu den Worten:

„Gut denn, ich lasse nicht von ihr! Heute abend noch gehe ich! — Mutter, leb wohl — verzeih, — Vater, auch du leb wohl und mögest du nie bereuen, was du zur heutigen Stunde getan!"

Er wollte hinaus. Da tönte es hinter ihm, so herzzerreißend, so weh:

„Josi, — bleib hier, Josi!"

Er wandte sich um. Die Mutter hatte halb ohnmächtig die Hände gegen den Vater erhoben, als beschwöre sie ihn, den Sohn zurückzurufen. Aber in des Mannes Gesicht zuckte keine Muskel, er machte keine Bewegung — der alte Ehrler gab nicht nach. Joseph sah das alles. Nun eilte er noch einmal auf die Mutter zu, preßte sie fest an

seine Brust, und wie Schluchzen fielen die Worte von ihm:

„Leb wohl, Müetti, und, gelt, sei nicht bös — ich kann nicht anders!“

Dann löste er sanft die ihn umklammernden schwachen Arme und stürzte hinaus.

Laut aufschluchzend warf sich Frau Marianne auf einen Stuhl. Ehrler rührte sich noch immer nicht. Endlich kam Leben in die starre Gestalt; festen Schrittes ging er hinüber zum Fenster; klirrend flog es auf, und seine Stimme klang barsch, stark wie sonst, als er einem Knechte unten zurief:

„Spann an, wir haben noch Wildheu zu holen; es scheint, es will morgen schlecht Wetter werden!“

In Josephs Kopf jagten sich die Gedanken. Eine grenzenlose Bitterkeit gegen den Vater erfüllte sein Herz, und wenn er sich auch klar schon früher den Weg vorgezeichnet hatte, den er zu gehen gedachte, so galt es doch noch vielerlei zu bedenken und zu ordnen, nun, da der Bruch Tatsache geworden. Es lag auf einer Ersparniskassa einer nahen kleinen Stadt eine ihm gehörende, nicht unbedeutende Summe, die es ihm ermöglichte, für Ini, ihre Mutter und sich selbst die Reise nach Amerika zu bestreiten und dort eine kleine Farm zu kaufen. Im Lande wollte er nicht bleiben. Es hielt ihn nun nichts mehr da fest, und Ini sollte durch nichts daran erinnert werden, daß er ihr ein so großes Opfer gebracht hatte. Heute abend wollte er ins Vaterhaus zurückkehren, seine Sachen zusammenpacken und dann für heute und morgen im „Goldenen Löwen“ Wohnung nehmen. Dann ge-

dachte er zu Tal zu wandern, in jener Stadt sein Geld zu erheben und, alles für die weite Reise vorbereitend, die Ankunft Inis und ihrer Mutter dort zu erwarten. Dann sollte daselbst still die Trauung mit der Geliebten stattfinden und gleich nachher die Reise nach dem andern Erdteil angetreten werden. So hatte er sich alles zurechtgelegt, und mit einer gewissen Hast ging er an die Ausführung seines Vorhabens, um die traurigen Bilder nicht aufkommen zu lassen, die der Abschied vom Elternhause in ihm wachrief.

Als er dieses vorhin hastig verlassen hatte, blieb er wenige Schritte davon entfernt einen Augenblick stehen wie betäubt. In seinem Kopfe hämmerte es, und er fühlte mit Erleichterung den kalten, Schnee verkündenden Wind um seine heiße Schläfe wehen. Bald darauf in den Gasthof zum Löwen tretend, fand er die Wirtsstube voll von Gästen, die ihn zufällig nicht beobachteten; in dem kleinen Raume nebenan aber sah er Anton schreibend sitzen; so ging er denn dort hinein und schloß die Türe hinter sich.

Anton schaute auf, und, Joseph erkennend, kam er ihm freundlich, wenn auch etwas gezwungen, entgegen. Dieser letztere Ausdruck verschwand aber fast ganz und machte einer berechtigten Neugier Platz, als er Josephs blasses Gesicht sah und die Aufregung gewahr wurde, in der sich dieser offenbar befand.

„Ich möchte dich wohl bitten,“ begann Joseph ohne alle Umschweife, „mir für heute und vielleicht auch für morgen abend ein Zimmer anzuweisen.

Ich — ich und der Vater, wir haben uns getrennt. Ich gehe spätestens übermorgen fort von hier; bis dahin hoffe ich meine Angelegenheiten geordnet zu haben, und so lange möchte ich hier wohnen — vorausgesetzt, daß du und die Deinen nichts dagegen haben," fügte er, wie sich plötzlich an etwas erinnernd, hinzu: „Ich kann ja gelten wie jeder andre fremde Gast."

Sein Ton war herb und frostig.

Anton überhörte das ganz, so hatte ihn augenblicklich der Gedanke überwältigt, daß der Mann vor ihm alles hingegeben für jenes Mädchen, das auch ihm selbst so teuer war.

„Du hast dich mit deinem Vater überworfen um Inis willen," stieß er hervor, „und er hat dir . . ."

„Die Türe gewiesen!" ergänzte voll bitteren Hohnes Joseph. — „Ist es vielleicht eine Schande, einen solchen Menschen aufzunehmen?"

„Nein, bleib hier," antwortete Anton kalt, als jener schon wieder Miene machte zu gehen. „Du hast es ja selbst gesagt: Du kannst gelten wie jeder andre fremde Gast."

Einen Augenblick lang hatte Anton das Verlangen erfaßt, seinem Nebenbuhler Vorwürfe zu machen über sein Tun, dann aber sagte er sich, daß er kein Recht dazu habe, und, ohne weiter ein Wort zu sprechen, ging er dem ihm folgenden Joseph voran nach einem kleinen Zimmer im dritten Stock, wo er diesen einzuquartieren dachte.

„Ich danke dir," sagte Joseph, dort angelangt, zu ihm, „ich werde heute abend meine Sachen

selbst hierherbringen und euch in keiner Weise belästigen."

Stumm neigte Anton den Kopf zum Zeichen der Zustimmung. Dann ging er hinaus.

Als Joseph sich allein sah, ging er einige Male im Zimmer auf und ab und dachte über seinen jetzigen Empfang im Mattmannschen Hause, wo er früher so oft und so gern verkehrt hatte, nach. „Also geächtet," flüsterte er vor sich hin, und sein Mund verzog sich zu einem häßlichen Lächeln. Er empfand ein Gefühl wie Verachtung gegen seinen einstigen besten Freund. — Doch er weilte nicht lange. Sich höher aufrichtend, schritt er aus dem Zimmer und dem Hause, um Ini und ihre Mutter aufzusuchen. —

Er traf die beiden Frauen zu Hause und teilte ihnen in gedrängten Worten das Vorgefallene mit.

Frau Berger trat trotz der tiefen Erregung und geheimen Angst, die sich ihrer bei seiner Erzählung bemächtigt, freundlich auf ihn zu und sagte mit in Mitleid bebender Stimme:

„Ich habe dir's gesagt, Joseph, von Anfang an, und du hättest es nicht so weit kommen lassen dürfen. Doch, was soll nun werden?"

Sie nannte ihn „du" auf sein Verlangen seit lange schon, und es war ihm, als könnte er in ihr Ersatz für die so innig geliebte Mutter finden, als sie jetzt wieder so sanft, so freundlich zu ihm sprach. Froher, zuversichtlicher begann er seine Pläne zu entwickeln, und bat endlich Mutter und Tochter, sich ihm anzuvertrauen, mit ihm zu gehen übers Meer.

Ohne ein Wort zu sagen, hatte Ini bisher auf

ihrem Stuhl gesessen. Während er erzählte, waren ihre Augen groß und starr geworden. Der Reif war gefallen auf die ängstlich gehütete Blüte ihres jungen Glückes, der Reif, den sie vorhergesehen und doch immer und immer noch zu vermeiden gehofft hatte. — Wie versteinert saß das Mädchen da. Erst als Frau Berger sich zu ihr wandte mit den Worten: „Ini, entscheide du, du wirst das Rechte finden, und in deiner Hand mag es liegen, ob Joseph sein Vaterhaus verlassen soll um unsertwillen oder nicht," da raffte sie sich zusammen. Mühsam stand sie von ihrem Sessel auf und stützte sich schwer auf den Tisch, als sie zu sprechen begann. Sie suchte, sie rang mit Macht nach Fassung, aber es zitterte ein so schneidendes Weh durch ihre Worte, daß ihre Mutter näher trat und, wie um sie zu stützen, den Arm um sie legte.

„Joseph," sprach das Mädchen leise und gebrochen, „geh zurück zu den Deinen! — Ich kann dir nicht folgen — es würde — — nicht gut werden — mit dir und mir. Ewig würde die Stunde zwischen uns stehen, da du vom Elternhause geschieden um meinetwillen; der kleinste Mißton, wie ihn jedes Eheleben mit sich bringt, müßte den Gedanken an jene Stunde verschärfen. — Und es wäre ein Unrecht gegen die Deinen. — So gerechtfertigt es uns erscheinen möchte, die Welt würde anders richten. — Geh, Joseph, leb wohl — — sag ihnen, daß — ich vergebe — um deinetwillen!"

Sie streckte ihm die Hand entgegen. Er erfaßte sie, aber er umfaßte die bebende Mädchengestalt und preßte sie an sich, indem er sprach:

„Und ich lasse dich nicht, Ini! Wir haben uns Treue gelobt, ich halte sie, und auch du mußt sie halten. Und wenn alle Welt gegen mich ist, du bist mein, und ich werde dich mir zu wahren wissen. — Wir gehen, Liebling! Sei nicht töricht, folge mir, ich kann nicht sein ohne dich!“

Angst schien sie zu erfassen. Sie sah zu ihm auf, und ein flehender Ausdruck lag in ihren großen Augen:

„Joseph, geh heim, wenn du mich liebhast, o geh, geh, ich kann nicht deine Frau werden!“

Sie suchte sich von ihm los zu machen, aber er hielt sie fest.

„Du mußt,“ rief er aus, „du hast dich mir zu eigen gegeben; du hast mich lieb, du hast es mir oft gesagt, ich fühl' es jetzt, da dein Herz gegen das meine schlägt, und“ — es klang wie ein Schwur — „ich lasse dich nicht, ich will nicht zurück!“

Sie gab es auf, sie drang nicht weiter in ihn. Wie so manchmal schlang sie fester und fester die Arme um seinen Hals, und an seiner breiten, starken Brust schien sie Fassung zu finden. Wenigstens legte sich ein Zug müder Entschlossenheit um ihren Mund, und sie sagte:

„Du willst es so; — aber denke immer, immer daran, daß du es so gewollt! . . .“

Sie brach plötzlich in Weinen aus, das ihren ganzen Körper erschütterte.

Liebkosend strich er ihr über das weiche Haar. Dann nach einer Weile wandte er sich zum Gehen, mit dem Bemerken, daß er morgen wiederkommen werde, um noch alles genauer mit ihr und ihrer

Mutter besprechen zu können. Noch einmal preßte er Ini an sich, und leidenschaftlich erwiderte sie seine Küsse. Dann ging er hinaus.

Aber kaum einige Schritte vom Hause entfernt, hörte er wieder ihre Stimme, die ihn zurückrief. Er wandte sich und fand sie unter der Haustüre stehen.

Sie streckte ihm die Arme entgegen, und als er sie in die seinen schloß, lehnte sie den Kopf gegen seine Schulter und sagte mit seltsam stockender Stimme:

„Ich wollte dir noch einmal gute Nacht sagen, Josi, und — Josi — gelt — du hast mich lieb?"

„Grenzenlos lieb," sagte er aus der Tiefe seines Herzens herauf.

„Josi," begann sie wieder, „wirst du mir nicht böse sein, was auch ...?" Sie unterbrach sich selbst, — „nein, nein, ich weiß selber nicht, was ich sagen wollte — mir ist so wirr im Kopfe."

„Du mußt früh schlafengehen, Liebling," sagte er, „deinen Kummer mußt du ausschlafen, dann bist du morgen frischer und froher, wann wir von unsrer Zukunft plaudern werden."

„Morgen, ja morgen," flüsterte sie gedankenlos vor sich hin — und dann: „Gelt, Josi, du versprichst mir, daß du mich immer, immer lieb behältst?"

„Törichtes Kind," erwiderte er weich, „ich verspreche es dir!"

Ihre Worte hatten geklungen wie das Bitten eines Kindes. Nun schwieg sie lange, und nur immer und immer wieder hielt sie ihn fest, wenn er sanft sich losmachen wollte.

Endlich ging er doch. Es wäre sonst zu spät geworden, ins Vaterhaus zurückzukehren.

Sie sah ihm nach, wie er davonschritt. — Welch verzweifelnder Ausdruck in den großen Augen! Wie die schlanke Gestalt erbebte in bitterem Leid! — „Josi," klang es von den blassen Lippen. — Er vernahm den Ruf nicht mehr. Er ahnte nichts, er hatte die grenzenlose, geheime Angst nicht gesehen, die sie erfüllte, der blinde Mann; — das Weh, das sie durchzuckte, als sei es ein Abschied — für ewig — er hatte es nicht bemerkt. Als er ihren Blicken entschwunden, hielt sie sich halb ohnmächtig mit zitternden Händen an den Türpfosten, dann ging sie mit ungewissen, schwankenden Schritten ins Haus zurück.

Sechzehntes Kapitel

Der Morgen graute, der Morgen nach Josephs Bruch mit dem Vater. Eine lange Nacht hatte sich zu Ende geneigt, nun wurde es heller im Osten; die grauen Nebel traten deutlicher hervor, die, vom frostigen Winde gepeitscht, bald in raschem Schweben sich hoben, bald sich wieder senkten, bleiern, schwer, auf die in düsterem Herbstkleide liegende Erde.

In Ini Bergers Schlafkämmerchen hatte lange Licht geschimmert; nun fiel der blasse Schein des nahenden Tages durch das kleine Fenster in den einfachen Raum. Das Bett in der Ecke stand unberührt, Ini selbst saß, den Kopf in die Hand gestützt, an einem kleinen Tische. Vor ihr lagen

Schreibzeug und Papier, und zwei geschlossene Briefe kündeten von der Arbeit dieser Nacht. Die Kerze im Lichtstock, der ebenfalls auf dem Tische stand, war niedergebrannt, und der im Zimmer sich bemerkbar machende unangenehme Geruch bewies, daß sie eben erst erloschen war.

Das Mädchen am Tische sah aus wie der Tod. Die großen blauen Augen schauten glanzlos hinüber nach den hohen Bergen, die sie liebgehabt, die sie hatten aufwachsen sehen und Zeugen gewesen waren vom Erstehen des kurzen Glückes, das ihr beschieden gewesen.

Die Augen brannten ihr, die die Nacht hindurch gewacht und gearbeitet hatten!

Wie träumend senkten sich Inis schlanke, weiße Finger in ihr volles, dunkles Haar. — Sie dachte nach, wie sie die ganze Nacht getan. Aber es war nicht mehr ein irres Wandern der Gedanken wie am Anfang. Klar lag der Weg vor ihr, den sie zu gehen beschlossen. — Und wie war sie zu diesem Entschlusse gekommen? — Gestern, da sie Joseph hatte bewegen wollen, sie zu verlassen, und da er so fest und entschieden ausgerufen hatte: „Ich lasse dich nicht!" — da war er zuerst in ihr aufgetaucht, plötzlich, klar, gleich einem Verhängnis, dem zu entfliehen nicht möglich ist. In jener Stunde, da sie mit aller Leidenschaft, mit aller Kraft ihres Liebe verlangenden Herzens noch einmal sich an ihn geschmiegt, da hatte sie sich gesagt, daß es das letztemal sei, das letztemal sein — müsse. — Und dann, als sie früher und mit stürmischer Zärtlichkeit der Mutter gute Nacht gewünscht und sich auf ihr

Kämmerchen begeben hatte, da hatte das junge Geschöpf noch einmal alles reiflich erwogen und — keinen andern Ausweg gefunden. — Sie erinnerte sich der Worte Anton Mattmanns, der gesagt hatte, die Trennung von Joseph würde dessen Mutter ans Leben gehen und selbst dessen alten Vater bis ins Innerste treffen. Ihr junges Herz erbebte vor der Verantwortung, die ihr aufgeladen werden sollte. — Diese Schuld mit sich herumtragen zu müssen! Wie hätte sie mit diesem Schuldbewußtsein in sich glücklich werden können! — Joseph wollte nicht von ihr lassen! — So mußte s i e fort! — — Sollte sie fliehen — allein, hinaus in die weite, fremde Welt? Sie hatte so oft gehört, wie viele Gefahren da draußen jungen, schutzlosen Mädchen drohten. Das ging also nicht! Sollte sie die Mutter bitten, sie fortzubringen an einen Ort, wo sie sicher war und fern von ihm? Auch das war zwecklos; die Mutter stand ja auf Josephs Seite, sie wäre bereit gewesen, mit ihr und ihm fortzuziehen — und selbst, wenn diese einwilligte, wenn sie ihren dringenden Bitten nachgab und sie fortbrachte, Ini kannte Joseph: er würde ihr folgen, wohin immer es war, er würde sein Anrecht auf sie geltend machen, solange sie ihm erreichbar war, denn — sie sagte es sich mit heimlichem Entzücken selbst in dieser schweren Stunde — er liebte sie so sehr. Es galt also einen Weg zu gehen, auf dem er ihr nicht folgen konnte, und dieser führte — sie schauerte zusammen — weit, weit fort, durch dunkle, unbekannte Gefilde an der Seite eines, dessen Hand eisig sich anfaßte, bei dessen Blick einem das Herz erstarrte, an der Seite — des Todes.

— Aber die Mutter? — Es würde ihr bitter weh tun, sie wußte es; doch Pfarrer Oser war da, der Tröster, der Freund; er würde auch jetzt ihr eine Stütze sein, und sie würde ihr nicht zürnen, weil sie ihre Pflicht getan, sondern nur noch mehr denn früher auf den Tag sich freuen, der auch ihr Ruhe brachte und sie dem heißgeliebten Gatten folgen ließ. — Und endlich er — Joseph? — War es recht, daß sie ihm doch untreu ward? — „Die Zeit heilt alles," sagte sie halblaut vor sich hin, „er wird es überwinden, er wird mich bald vergessen; bei seinen Eltern wird er bleiben und in der Freude darüber die kranke Mutter ihm neu aufleben, dann später wird er ein Mädchen finden, das ihn glücklich macht. Es gibt wohl manche Gute, die imstande ist, ihm sein Haus sonnig zu gestalten. Dann wird er glücklich sein und vielleicht doch manchmal denken, daß ich ihn so gemacht!" — — „Ich hätte für ihn sterben können, um ihn glücklich zu sehen," so hatte ihre Mutter gesprochen, als sie sie gefragt hatte, ob sie den Vater denn sehr liebgehabt habe. Sollte nun sie selbst, Ini, es nicht können für jenen andern? — Noch einmal sträubte sich ihre Lust am Leben, ihr junges, frisches Blut gegen den grausen Entschluß. Kurz und hart war der Kampf, dann war es entschieden. „Für ihn," flüsterte sie, „für ihn!" — Alsdann begann sie an die Mutter zu schreiben und an Joseph. All ihre Liebe strömte sie aus in diesen Abschiedsworten, in der Bitte, ihr zu verzeihen, da sie doch nicht anders gekonnt. Ihr tiefstes Innere offenbarte sich darin. Ein fast fanatischer Trieb, recht zu tun, der ihrer Natur eigen war,

trieb sie zu dem schweren Schritte. — Welche Qual aber das junge Herz in den letzten Stunden seines Schlagens erduldete, blieb ungeschrieben. — —

Die Briefe lagen fertig da; die Kerze war erloschen. Ini sah, wie es allmählich heller wurde. — Ihre Stunde nahte. — „Es wird Zeit," flüsterte sie. Einen Moment lang überfiel sie ein Zittern, als sie sich von ihrem Stuhle erhob; aber es ging vorüber. — Drüben an der Wand hing jenes große Bild des Vaters, das früher in der Wohnstube seinen Platz gehabt. Ini hatte es sich erbeten. Nun trat sie darauf zu. Die Hände gefaltet, stand sie davor. Das Bild stellte den Vater in den ersten Jahren seiner Ehe dar, fröhlich blickten die Augen des schönen Männergesichtes. „Du gibst mir recht, gelt, Vater?" sprach sie leise, dann, wie schon einmal, drückte sie die blassen Lippen gegen das Bild. Ein Kuß, ein letzter, ehe sie ging! — Sorgfältig legte sie die Briefe so, daß sie einem Eintretenden sogleich ins Auge fallen mußten, dann sah sie noch einmal in dem Stübchen sich um, wo sie lange Zeit zufrieden gehaust, raffte ein Tuch von einem Sessel, das sie um ihre Schultern schlang, und trat, leise die Tür öffnend, hinaus auf die Hausflur.

Vor der Türe des Wohnzimmers blieb sie eine Weile lauschend stehen. Dicht daneben schlief die Mutter. Dort drinnen war alles totenstill. Ein heißes Verlangen, die geliebte Mutter noch einmal zu sehen, ergriff sie. Schon wollte sie hineinschleichen, um nur noch einen Blick auf ihr Antlitz zu werfen, doch die Furcht, daß ein geringes Geräusch die Schlafende wecken könnte, hielt sie davon ab. Ein

grenzenloses Weh schnürte ihr die Brust zusammen, ihr war, als müßte sie laut aufschreien, aber mit gewaltsamer Anstrengung faßte sie sich und trat zur Haustüre. Sie war verschlossen, aber wie immer steckte inwendig der Schlüssel. Lautlos drehte er sich unter der zitternden Mädchenhand, die Türe ging ohne Geräusch auf — sie stand draußen.

Noch herrschte dämmerndes Halbdunkel, und Ini konnte sicher sein, vor Verlauf einer weiteren Stunde selbst von den Frühesten im Dorfe nicht bemerkt zu werden. Im Herbste und Winter, da der Tag ihnen genügend Zeit zur Verrichtung der notwendigen Geschäfte gab, pflegten die Dorfbewohner nicht wie im Sommer mit oder gar vor der erwachenden Sonne aufzustehen.

Das Mädchen atmete hoch auf; dann zog sie fröstelnd ihr Tuch fester um die Schultern. Eisig wehte der Morgenwind ihr ins Gesicht. — Lautlos huschte sie an den Häusern dahin bis zur Kirche. Sie fand dieselbe offen stehen. Es waren keine großen Schätze in dem einfachen Gotteshause, und es wurde auch des Nachts nicht geschlossen. Ein Blick auf die Turmuhr sagte ihr, daß sie nicht befürchten müsse, überrascht zu werden, und sie trat ein.

Es war kalt drinnen, und seltsam hohl klangen die Tritte des jungen Mädchens auf den Steinplatten wider. Vor dem Altar sank sie in die Knie und betete, wie sie noch nie gebetet. Ihr ganzes junges Leben zog noch einmal an ihren Blicken vorüber. Sie wollte sich nicht schonen, und sie fand, daß sie von Fehlern und Schwächen nicht frei gewesen; aber keine schwere Schuld drückte ihr Herz. Daß ihr

jetziges Vorhaben Sünde sein könnte, daran dachte sie jetzt nicht mehr. Während des Betens kam eine große Ruhe über sie. Als sie geendet, neigte sie sich in tiefer Demut noch einmal vor dem Christusbilde und schaute dann, sich erhebend, im wohlbekannten Raume sich um. Da droben bei der Orgel lagen die Musikhefte, die Partituren der Messe; sie konnte sie deutlich sehen. — Wie oft hatte sie dort gestanden! Von dort aus war es gewesen, wie Joseph ihr erzählt hatte, daß sie sich in sein Herz gesungen. Nun, wenn morgen abend dort wieder Probe stattfand, würde sie nicht mehr unter den Sängern sein. — Und weiter flogen ihre Gedanken, zurück zu jener Weihnachtsfeier, da sie als Kind hier eine Gabe erhalten hatte. Wie schön war es damals gewesen, und wie sorglos war ihr Herz! — Dann wieder wandte sich ihr Auge hinüber nach der Bank, wo die Mutter an den Sonn- und Feiertagen zu sitzen pflegte. Würde sie wohl sehr traurig sein, wenn sie die Stimme des Kindes nicht mehr durch den Raum klingen hörte? — Und der ernste, gute Mann, der dort auf der Kanzel stehen würde, dessen goldenen Worten sie oft gelauscht, was würde er dazu sagen? Sie war ja immer sein Liebling gewesen. — Das Herz wollte ihr wieder weich werden. Rasch raffte sie sich zusammen. „Für ihn!" flüsterte sie wieder und ging hinaus. — —

Etwas außer dem Dorfe, wo die beiden Schluchten sich trafen, durch die der Dorfbach und sein stärkerer Gefährte, der vom Hochpaß kam, sich wanden, waren die Felsen weniger abschüssig. Immerhin war es ein gefährlicher Fußsteig, der auf der einen Seite

hinab zu einer kleinen, hölzernen Brücke führte und jenseits des Wassers seine Fortsetzung hatte. Eine Strecke oberhalb dieses Holzsteges bildete der Hauptbach einen gewaltigen Fall. Donnernd stürzten sich die Wellen über das Gestein hinab in die Tiefe, sich verwandelnd in weiße, kochende Gischt. Aber merkwürdig schnell wurden sie glatter, und unterhalb der Brücke flossen sie ruhig, fast träumerisch dahin. Hier bildeten die Felsabhänge einen weiten, tiefen Kessel, der die in tollem Laufe hineinstürzenden Wasser seltsam beruhigte. Nur auf der linken Seite machte sich eine stärkere Strömung bemerkbar, auf der rechten war es still wie auf einem See. Einzelne große Felsen ragten aus dem Wasser hervor, und die Tiefe des Flusses war hier eine beträchtliche.

Auf der Höhe gegen das Dorf hin, wo der Fußweg begann, der zu der eben beschriebenen Brücke hinabführte, erschien eine Mädchengestalt. Sie trat vor bis an die äußerste Kante des Abgrundes und sah hinab zu den rauschenden Wassern. Das Donnergetöse des Falles zu ihrer Rechten schlug an ihr Ohr, aufspritzende Wassertropfen netzten die Stelle, wo sie stand, und ihren kleinen Fuß. Sie schauerte zusammen, dann gruben sich die kleinen Zähne tief in die Unterlippe des schönen Mundes, und Ini Berger begann den Abstieg.

Es war nicht das erstemal, daß sie diesen Weg machte. In der Nähe des Falles, zugänglich nur von dieser Seite, blühten im Frühsommer prächtige Alpenrosen, und manchmal war sie mit Anton Mattmann dort gewesen, um davon zu pflücken. Auf einem Felsvorsprung, gerade über dem Fall, hatten

sie oft gesessen und dem tollen Treiben der Wogen zugeschaut. Sie hatte sie gesehen, diese Wogen, im Frühjahr, wenn sie, vom schmelzenden Schnee der Berge dunkel gefärbt, Tag für Tag höher anschwollen — dann war der Fall am wildesten und großartigsten — aber sie hatte sie auch zur Sommerszeit geschaut, da sie so kristallhell flossen, als hätte das edle Gestein der Schluchten, wo sie entsprangen, als hätte der schimmernde Bergkristall selber ihnen seinen Glanz geliehen. Wenn dann ein Sonnenstrahl in das Chaos von Wasserschwällen, Tropfen und Tröpflein fiel, dann leuchtete es in seltsamen Regenbogenfarben auf, und sie war nie müde geworden, das prächtige Schauspiel zu beobachten. — So waren ihr die Wogen alte, liebe Bekannte. Und da, wo sie unten weiterzogen in geheimnisvoller Ruh' nach all dem Kämpfen und Tosen, da schien es ihr fast noch schöner als droben am Fall. Beinahe in der Mitte des Flusses trat hier bei nicht allzu hohem Wasserstande ein mächtiger Fels hervor, der, muschelförmig von den Wellen ausgehöhlt, einen prächtigen Sitzplatz abgab. Ini liebte das Träumen. Von Stein zu Stein springend, erreichte das kecke Kind der Berge leicht diesen Mittelpunkt des Flusses, und so hatte sie auch hier manches Stündchen gesessen, sich am Wasser gefreut, an den beiden, fast senkrecht in die Höhe steigenden Ufern mit ihrem Grau der Felsen, dessen Eintönigkeit durch das Grün der Büsche und Sträucher, die daraus hervorwuchsen, gemildert wurde — und an dem kleinen Stück strahlenden Himmels darüber.

Heute zeigte sich der Ort ganz anders. Büsche

und Gras welk und fahl, tiefliegend der Nebel, und feucht und schlüpfrig das Gestein, vom feinen Regen genetzt, der den grauen Nebelschwaden entquoll. — Es bedurfte eines sicheren Fußes und schwindelfreien Blickes, den Weg hinabzusteigen. Ein leises Ausschlüpfen hätte dem Mädchen sicheren Tod gebracht. — Langsam, sorgfältig stieg sie abwärts. Man sollte sie nicht mit zerschmetterten Gliedern in der Tiefe finden.

Jetzt erreichte sie den Holzsteg. Sie lehnte sich über das Geländer. Unten tiefe Ruhe — ein leiser Zug nach Norden, den die Wasser nahmen, der sich weiter unten etwas verstärkte — sonst alles still! — — Still war's auch in der Höhe, zu der das Mädchen jetzt emporschaute; kein Mensch suchte so früh diese Stelle auf. Vielleicht ging außer dem Ziegenhirten, der am Abend mit seinen Tieren hier vorbeizukommen pflegte, überhaupt niemand mehr vorüber. Ja, es war selbst zweifelhaft, ob auch der noch hier durchkommen würde, denn wenn er auch bei schönem Wetter seine Ziegen noch austrieb in dieser Spätherbstzeit, damit sie das karge Gras nach einem grünen Halme noch absuchen konnten, hier und dort, so war ihm vielleicht doch heute die Witterung zu schlecht.

Inis Blick irrte wieder hinab zu den Wellen. Unzusammenhängende Worte fielen von ihren farblosen Lippen:

„Leb wohl, armes Müetti — vergib — ich hab' ihn — so lieb — gehabt, daß ich sterben muß — damit er nicht unglücklich wird!" — — Dann: „Gott im Himmel — nimm mich gnädig auf! — Es wird Zeit — schon ist der Morgen auf." — — — — —

Die zitternden Hände des Mädchens erfaßten das Geländer. — Jetzt ist sie außerhalb desselben. — Ein Sprung. — — — „Josi!" schallt es herzzerreißend und findet ein kurzes Echo droben an einer Felswand. Es hat sich drunten das Wasser geteilt — es schloß sich wieder — nun ist's still wie vorher. — —

Der grause Ruf verhallte ungehört. Kein Vöglein weilte mehr in den kahlen Büschen, das erschreckt hätte aufflattern müssen bei dem verzweiflungsvollen Schrei jener jungen Menschenstimme. Außer dem kurzen Echo am Felsen droben alles totenstill! —

Da! — Ein wenig weiter unten im Flusse taucht etwas auf — ein schwarzes Frauenkleid — ein Mädchenantlitz, weiß wie der Schnee, der nun bald wieder die Fluren decken wird. Die wunderschönen Augen sind starr — gebrochen, doch das tiefdunkle Haar hat sich gelöst und umfließt das geisterhaft blasse, selbst im Tode süße Gesicht. Auf weichen Armen tragen die Wellen diejenige, die so gern in ihrer Nähe geweilt. Nun hält etwas den Körper auf. Es ist der Fels, auf dem sie zuweilen gesessen, der Fels mitten im Fluß. Die Strömung ist stark genug, um den Kopf — den Oberkörper in den muschelförmigen Einschnitt zu schieben. — So ruht sie dort. Die dunkeln Locken haben sich dem Steine angeschmiegt, und darauf gebettet schaut das Antlitz der Toten friedevoll aus der schwarzen Fülle. Der eine Arm ruht leicht über dem Stein, der andre taucht mit der Hand noch im Wasser. In diesem ruht auch der untere Teil des Körpers, aber es ver-

mag ihn nicht fortzuschwemmen, denn wie in sorgendem Arme hält ihn der Fels.

Hier werden sie dich finden, Ini, und das, was du getan, mit einem Herzen voll Sehnsucht, recht zu tun, was du tatest in grenzenloser Liebe zu jenem andern, Ini, welch tiefe, unheilbare Wunde es schlagen wird! —

Siebzehntes Kapitel

Anton Mattmann war nach einer von seltsamen Träumen gestörten Nachtruhe früh aufgestanden. Er hatte spät am Abend noch vernommen, daß Joseph Ehrlers Mutter kränker geworden sei. Dieser war nicht, wie er beabsichtigt hatte, gekommen, um im „Goldenen Löwen" die Nacht zuzubringen. Vielleicht blieb er nun doch zu Hause, der armen Mutter zu Gefallen! Wie würde es dann enden? Das war es, was sich Anton fortwährend fragte, nicht um seiner selbst willen — er hatte seine Wünsche begraben, aber für Ini. Der Gedanke an sie ließ ihm keine Ruhe. Er hatte gesehen, mit welch mächtiger Liebe das Mädchen an Joseph hing, und er zitterte davor, daß das Ende nicht so sein möchte, wie jene es sich dachte und wünschte.

Mit seltsam bangen Gefühlen hatte er sich zu Bett gelegt, mit derselben Bangigkeit im Herzen erhob er sich von seinem Lager. Je weiter der Morgen vorrückte, desto stärker wurde jenes Angstgefühl. Er machte sich im Hause zu schaffen, aber die Arbeit wollte ihm nicht von der Hand gehen. Was war es denn? Es war doch nichts vorgefallen! — Aber

es mußte etwas kommen, es lag in der Luft — etwas Entsetzliches. Er war nicht abergläubisch, aber heute — dieser Druck, der ihm die Brust beengte — es mußte etwas kommen! — Endlich litt es ihn nicht länger im Hause.

Tief lag draußen der Nebel, und der feine Sprühregen drang kalt und durchnässend auf ihn ein, als er ins Freie trat. Er achtete dessen nicht, im Gegenteil, es tat ihm wohl; es kühlte seine hämmernden Schläfen, und er zog sogar den in der Eile aufgestülpten Hut wieder vom Kopfe, um die beruhigende Kälte besser auf sich wirken lassen zu können. Wohin er eigentlich wollte, das wußte er selber nicht. Er versuchte seine Unruhe zu belächeln und änderte seinen eben gefaßten Vorsatz, nach Frau Bergers Häuschen hinabzugehen. Was würden die Leute denken, wenn des Löwenwirtes Sohn an einem hellen Werktag, die Hände in den Taschen, spazierenlief. — Er kam vors Dorf hinaus. — Als er an dem Hause Ehrlers vorübergegangen war, hatte es ihm geschienen, als höre er aus der Ferne den Schrei einer Menschenstimme. Aber es war so unklar gewesen, er konnte — nein — er mußte sich geirrt haben! Dennoch trug der Gedanke daran noch zur Steigerung seiner inneren Unruhe bei. Wenige Schritte außerhalb des Dorfes begegnete ihm ein Bauer, der auf einer Matte in der Nähe einen Stall hatte und seine Kühe melken ging. Er begleitete ihn ein Stückchen, da hörte er von der Ferne das Rauschen des Wasserfalles. Auf einmal überkam ihn die Lust, den alten Weg zu demselben hinabzuklettern, die Stelle wiederzusehen, wo

er oft mit Ini Berger dem Stürzen des Falles zugesehen. Langsamen Schrittes ging er hinüber.

Jetzt stand er am Abgrund und schaute sich um. Es war nicht viel zu sehen, alles kahl und schlüpfrig. Heute mußte der Weg doppelt schwierig sein. Halb reizte es ihn, seinen Gedanken dadurch eine andre Richtung zu geben, daß er hinabstieg, halb zog es ihn wieder heim, indem es ihm plötzlich beifiel, es müßte dort in seiner Abwesenheit etwas geschehen sein. Schon wollte er sich umwenden, da fiel sein Blick noch einmal in die Tiefe. — Sonderbar! — Da unten unterhalb der Brücke auf dem Felsen lag etwas, was nicht zum Stein gehörte. Seine Aufmerksamkeit war geweckt, er sah näher hin. — Es kam oft vor, daß der Fluß Holz mit sich führte, das eine Lawine ins Wasser geworfen. — Aber das sah nicht aus wie Holz! — Es regte sich nicht — aber — aber — es sah aus wie ein menschlicher Körper! — Ein heißer Schreck durchzuckte plötzlich seine Brust. — Wenn es so wäre! — Nein, nein! — Aber jetzt mußte er hinunter! — Noch einen Blick sandte er hinab. Alles wie vorher! Er konnte sich nicht klar werden, was da unten liege.

Da begann er hinabzusteigen. Eine Weile wehrten ihm die Felsen den Ausblick auf die Brücke und den ihr nächstliegenden Teil des Flusses. Der Weg machte einen starken Bogen. Jetzt hatte er diesen Teil hinter sich, und jetzt stand er senkrecht über der Stelle, wo jener Fels im Wasser lag, und — da — da!

Den starken Mann erfaßte etwas wie Schwindel; er schloß die Augen und lehnte sich an die Stein-

wand zu seiner Rechten. — Dann sah er wieder hin. — Er hatte die Gestalt da unten erkannt, wenn er auch ihre Gesichtszüge noch nicht unterscheiden konnte, und er blieb starr an der Stelle stehen, eine ganze Spanne Zeit. — Das Ende, das hatte er nicht erwartet, das war furchtbar, entsetzlich!

Endlich faßte ihn eine verzweiflungsvolle Hast. Er wußte, daß es nichts mehr zu helfen oder zu retten gab, aber er stürzte hinab wie ein Wahnsinniger. Als er die Brücke erreicht hatte, blieb er wieder stehen und schaute hinüber, nachdenkend, wie er den Fels erreichen könnte. Nun sah er das wachsbleiche Antlitz, schön, wie es im Leben gewesen. Kein Kampf lag mehr darin, es hatte diesen Ausdruck auch im Leben manchmal getragen, wenn das Mädchen in der Kirche gesungen hatte, diesen Ausdruck tiefen Friedens. — Er schlug die Hände vors Gesicht und weinte wie ein Kind. Er weinte um das, was ihm das Liebste in der Welt gewesen, was er nicht zu besitzen gehofft, aber doch glücklich zu sehen gewünscht hatte. —

Jetzt raffte er sich zusammen. Von Stein zu Stein tretend, erreichte er den Fels und die Leiche. Sanft nahm er sie in die Arme und trat den Rückweg an. Obgleich seine Last nur eine leichte war, blieb der Weg bis zum Ufer doch ein schwieriger, da das kleinste Ausglitschen ihn und die Tote ins Wasser werfen mußte. Dennoch erreichte er glücklich die Brücke wieder, und daneben, auf gelbem, abgestorbenem Grase bettete er sie und starrte sie lange an. Es war so gar nichts verändert an ihr, so ganz die alte Ini, nur daß die Lider, die er ihr

zugedrückt hatte, die schönen Augen verbargen. Plötzlich fiel es ihm ein, es möchte doch noch Leben in ihr sein. Er legte sein Ohr auf ihre Brust, drinnen pochte nichts mehr! — Ein heißes Verlangen überfiel ihn, einmal in seinem Leben den Mund zu küssen. Er neigte sich nieder, und ehrfurchtsvoll, gleich einem Betenden, drückte er den eignen lebenswarmen Mund auf den kalten, blassen des toten Mädchens. Erschauernd bis ins tiefste Herz hinein bei der Berührung jener eiskalten Lippen erhob er sich, indem er sich daran erinnerte, daß ihm nun die traurige Pflicht obliege, die schwere Botschaft und die Leiche selbst ins Dorf zu bringen.

Mit prüfendem Blicke maß er die Entfernung des Weges von seinem Standorte bis zur Höhe. Hier konnte, hier wollte er sie nicht liegen lassen, bis er Hilfe geholt. Oben angekommen, würde es ihm leichter sein, sich jemand bemerkbar zu machen, den er nach Männern ausschicken konnte, um die Leiche auf einer Tragbahre ins Dorf zu bringen.

Er hob sie von neuem auf. Eine der feuchten, schweren Locken streifte seine Wange. Des Mädchens Haupt fiel gegen seine Schulter. — Jetzt ging er aufwärts. Es fehlte Anton nicht an Kraft, auch die Schwierigkeiten des Weges hätte er leicht überwunden, aber das Weh um die Verlorene lähmte ihn. Immer und immer wieder hielt er keuchend an und sah nieder auf das leblose Gesicht, und dann rannen ihm die Tränen in großen Tropfen über die Wangen; er hätte aufschreien mögen vor Qual. Nach Verlauf von beinahe einer halben Stunde gelangte er hinauf und sah sich um. Lange

Zeit erschien niemand. Da, es mochte gegen neun Uhr morgens sein, ging drüben an der Straße ein Junge vorüber. Er rief ihn an, und mit flüchtigen Worten gebot er ihm, zu Pfarrer Oser zu eilen und ihn mit zwei Männern und einer Tragbahre hierher zu bescheiden. Er legte ihm jedoch ans Herz, so still als möglich die Kunde dorthin zu tragen, denn er wünschte nicht, daß Inis Mutter aus fremdem Munde zuerst das Furchtbare erfahre, und wollte es deren treuestem Freunde, Pfarrer Oser, überlassen, wie sie darauf vorzubereiten sei.

Der Knabe eilte davon, und wieder eine halbe Stunde hielt der junge Mann treue Wacht bei der toten Liebsten jenes andern, der noch nichts ahnte, noch nichts!

Pfarrer Oser kam, bleich vor gewaltiger Aufregung. Ini ruhte in Antons Armen, der sich im dürren Grase niedergelassen hatte.

„Armes, verirrtes Kind, was hast du getan!" brach es in tiefem Leid von des Geistlichen Lippen. Dann sah er des jungen Mannes Gesicht, in dem die ganze Verzweiflung dieser Stunde lag. Er drückte ihm die Hand, sich fassend mit der ihm eignen Selbstbeherrschung, und sprach:

„Gelt, Toni, wir haben sie beide liebgehabt?"

Stumm nickte der andre und erhob sich dann, um mit Hilfe der inzwischen herbeigekommenen Männer die Tote auf die mitgebrachte Tragbahre zu betten. Ein Tuch deckten sie über dieselbe. Dann sah Anton fragend hinüber nach Pfarrer Oser, der in düsteres Sinnen verloren dastand.

„Sollen wir gehen?" fragte er leise.

Pfarrer Oser trat näher.

„Gleich, doch wir müssen überlegen, wie wir es ihnen mitteilen."

„Ihnen?"

Die Frage fiel unwillkürlich von Antons Lippen.

„Ja, ja, Toni," fuhr tief bekümmert der Geistliche fort, „das ist ein schweres Amt, das wir zwei auf uns nehmen müssen. Ihre Mutter — es wird sie schwer treffen, aber sie wird es überwinden mit der Seelenstärke, mit der sie all das Leid ertragen, das schon auf ihren Lebensweg gesät worden — aber er — Joseph Ehrler? — Ihm war sie der Inbegriff alles dessen, was sein Leben verschönen und es ihm wert machen konnte. — Es wird ihn um den Verstand bringen, dieser Schlag. Er hat sich nie zu beherrschen vermocht; auch sein Leid wird über ihn Herr werden und . . ."

Er brach ab, als ob es ihm zu schwer falle, seinen Befürchtungen Worte zu verleihen. Dann, zu den Männern gewendet, sagte er:

„Tragt die Tote langsam durch das Dorf bis zu mir. Das Tuch wird neugierigen und unberufenen Augen den Anblick entziehen. Bis ich die Mutter vorbereitet habe, muß die Tote in meinem Hause bleiben." — „Und wie wir ihn vorbereiten sollen," fügte er wieder leiser und zu Anton hinzu, „das wird am besten Frau Berger selbst bestimmen. — Laßt uns gehen."

Die beiden Männer hoben die Bahre auf, und langsam, traurig schritten sie alle dem Dorfe zu, das sie noch nie so schweren Herzens betreten hatten.

Achtzehntes Kapitel

Joseph Ehrler war am Abend vorher, als er von Ini Abschied genommen, raschen Schrittes und ohne erst noch einmal im „Goldenen Löwen" sein Zimmer aufzusuchen, nach seinem Vaterhause zurückgegangen, das er an diesem Abend zum letzten Male zu betreten gedachte. Das Zusammensein mit Ini hatte ihn in einen seltsamen Taumel von Glückseligkeit versetzt. Noch niemals war sie so hingebend liebevoll zu ihm gewesen, und die Erinnerung daran übertäubte beinahe das Gefühl von Wehmut, das ihn erfaßte, als er über seines Daheims Schwelle zum letzten Male schritt.

Ohne das große Wohnzimmer zu betreten, ging er gedämpften Schrittes hinauf in seine Kammer, um dort seine Habseligkeiten zusammenzupacken. Vom Estrich holte er sich zwei von den vielen dort aufgespeicherten leeren Kisten. Dann begann er sein Werk. Aber je leerer der große Schrank wurde, wo seine Kleider, einige Bücher und andres mehr sich befanden, je weiter er mit der Arbeit kam, desto schwerer wurde ihm diese. Selbst der Gedanke an Ini mußte wieder in den Hintergrund treten vor dem andern, der ihn die kranke Mutter weinend im Zimmer unten sehen ließ, den Tritten lauschend, die ihr verkünden sollten, daß er gegangen sei, daß sie keinen Sohn mehr habe.

Längst war es dunkel geworden; er hatte Licht gemacht und beim Schein der Kerze seine Arbeit

müde und lässig fortgesetzt. Manchmal blieb er inmitten des Zimmers stehen und schaute sich um in seinen vier Wänden. Wie ihm der Raum bei der nur spärlichen Beleuchtung noch einmal so traut vorkam! — Endlich waren die Kisten gepackt; aber immer wieder änderte er hier und dort etwas, um den Augenblick hinauszuschieben, der ihn für immer von dannen führte.

Da sah er, daß es spät wurde, und raffte sich auf. Die größere Kiste hob er auf die Schulter, die kleinere nahm er unter den Arm. Dem kräftigen jungen Mann wäre zu andrer Zeit die Last als eine kleine erschienen. Heute bedrückte sie ihn schwer. Fast unsicheren Schrittes stieg er hinab. Unten war alles still. — Da — im Hausflur, wo ein kleines Oellicht dürftige Helle verbreitete, stand eine Frauengestalt.

Er stellte die Kisten ab, er konnte nicht so an ihr vorübergehen — es war seine Mutter. Fröstelnd, blaß stand sie gegen die Mauer gelehnt und streckte ihm die abgemagerten Hände entgegen, als müßte sie ihm den Ausgang verwehren. Er erfaßte diese Hände und, sie gegen seine Brust drückend, sagte er:

„Mutter, leb wohl!“

Ein unsäglich trauriger Blick ihrer kranken Augen traf ihn:

„Kannst du so von mir gehen, da du weißt, daß es nicht lange mehr dauern wird, so legen sie deine Mutter auf dem Friedhof draußen zur ewigen Ruh'?“

Er seufzte auf, tief und schwer.

„Mach mir diese unselige Stunde nicht gar so

schwer, Mutter, du siehst es ja selbst, es kann nicht anders sein. Der Vater will es so."

„O — Kind," sie sprach zu ihm wie in den Tagen, da er als kleiner Knabe ihre Lehren empfangen — „tu mir das nicht an, laß mich nicht allein, du weißt ja doch, wie lieb ich dich habe. — Bleib hier um meinetwillen, Josi, bring mir das Opfer, guter Bub!"

Liebkosend und sanft strich sie ihm mit der Hand über das lockige Haar, von dem er in plötzlicher Erregung den Hut gezogen hatte.

Er sah sie an mit einem seltsamen Blick, dann sprach er:

„Mutter, Mutter, du hättest nicht mehr kommen sollen, du hättest uns viel erspart! Ich muß gehen, mich bindet mein Wort und mehr, mich bindet jede Faser meines Herzens an die, der ihr mich wollt untreu werden lassen. Leb wohl, Mutter, und vergib!"

Noch einmal beugte er sich nieder zu ihr, sein Mund berührte leise ihre Stirn, dann raffte er seine Kisten auf und ging. — Jetzt stand er auf der Straße. — Plötzlich hörte er im Hausflur einen Wehlaut. Es war die Stimme der Mutter, er hatte sie wohl erkannt. In einem Augenblick war er zurück im Haus.

Sie lag am Boden, lang ausgestreckt, leichenblaß; nur auf den weißen Lippen standen zwei rote, nasse Flecken — es war Blut.

Er warf sich über sie, er rief sie an, angstvoll, beschwörend:

„Mutter, Mutter, du darfst nicht sterben, du

darfst mir das nicht antun — Mutter, wach auf — ich bin's, der Josi — und ich bleibe ja bei dir!"

Umsonst! — Die Augenlider öffneten sich nicht, kein Leben kam in die starre Gestalt der alten Frau. Da faßte ihn Verzweiflung. Mit starkem Arm umfaßte er die Leblose und trug sie hinauf. — Er trat ins Wohnzimmer. Sein Vater saß dort, den Kopf in die Hand gestützt. Er fuhr auf, als er ihn und seine Last sah. Er schien alles Vergangene vergessen zu haben in dem Augenblicke, da er seine Frau leblos in den Armen des Sohnes sah. Er sprang auf und rief:

„Um Gottes willen, was ist geschehen?"

„Laßt den Arzt holen, Vater, schnell! — Die Mutter hat eine Ohnmacht, sie ist nicht tot, Vater! — Macht nur schnell!"

Er wußte es selbst nicht, ob sie lebte oder tot war, ihn schüttelte selbst die furchtbarste Angst, aber der heiße Wunsch, sie lebend zu sehen, brachte die Worte „sie ist nicht tot" auf seine Lippen.

Der alte Ehrler war schon unten im Stall. Man hörte seine markige Stimme, die die Knechte anfeuerte:

„Spannt ein, dort die zwei Braunen, schnell, vorwärts, schneller — du, Franz, du fährst — zum Doktor! — Spar die Pferde nicht — wenn sie nur aushalten, bis du wieder hier bist — mit dem Doktor! — Fahr zu — ich zahl' dir's, Bursch — reichlich — wenn du schnell wiederkommst!"

Dann fuhr der Wagen fort, in rasendem Tempo, hinaus in die Nacht, und der alte Mann stieg schweren Schrittes wieder zu den Wohnräumen hinauf.

Hier hatte Joseph inzwischen die Mutter im Nebenzimmer auf ihr Bett gelegt. Sie atmete wieder; er hatte es mit Frohlocken wahrgenommen, und mit sorgender Hand legte er ihr nasse, kalte Tücher auf den glühenden Kopf. —

Da kam Ehrler wieder herein. Eine Weile standen die beiden Männer angstvoll lauschend am Bett der kranken Frau, die ihnen beiden teuer war.

Endlich schlug sie die Augen auf. Ein frohes Lächeln irrte um ihren Mund, als sie Gatten und Sohn an ihrem Lager erblickte. Sie vermochte nicht zu sprechen, aber sie gab zu verstehen, daß sie die Sterbesakramente zu empfangen wünsche. — Dann schloß sie die Augen wieder; die Erschöpfung drohte ihr verhängnisvoll zu werden. — Dennoch gingen noch immer leise, leise ihre Atemzüge.

Pfarrer Oser kam, von Joseph gerufen, und entfernte sich wieder, nachdem er seines Amtes gewaltet.

Nach Verlauf einer entsetzlichen langen und bangen Stunde des Wartens für die zwei Männer, die nicht miteinander sprachen, sondern nur einer aus des andern Augen immer wieder die geheime Angst herauslasen, traf der Arzt ein.

Joseph ging ihm entgegen, als sie den Wagen vors Haus fahren hörten, und führte ihn herauf und ins Zimmer der Mutter. Er machte ein ernstes Gesicht, als er die Kranke sah, und es wurde ernster, während er dieselbe untersuchte.

Es währte nicht lange, bis diese Untersuchung beendigt war. Der Arzt trat vom Bette weg und winkte die beiden Männer zu sich heran.

„Wir wollen sie nicht länger quälen mit unsrer

Kunst," sagte er leise, „menschliche Hilfe vermag nichts mehr. Ich habe es lange gefürchtet; ein Blutgefäß ist geborsten, und ihre zarte Natur übersteht es nicht. Vielleicht entschlummert sie schmerzlos schon jetzt, vielleicht erwacht sie noch einmal, aber den Morgen erlebt sie nicht mehr. — Ich muß zurück. Mein Verbleiben hier wäre unnütz, und zu Hause habe ich zwei Schwerkranke, die meine Anwesenheit vielleicht noch retten kann. — Ihr gebt mir wohl den Wagen mit frischen Pferden mit, Ehrler; die Tiere, die mich hierher gebracht, können den Weg nicht noch einmal machen — wir sind rasend schnell gefahren."

Der alte Ehrler nickte stumm, und Joseph ging mit dem Arzte hinab, das Notwendige für dessen Rückfahrt anzuordnen. Als dieser fort war, und Joseph wieder heraufkam, fand er den Vater am Bette der Kranken sitzen, die noch immer sanft zu schlummern schien. Er setzte sich zu ihm, und wieder verging eine Stunde, da keiner ein Wort sprach, kein Laut sich rührte im Zimmer. Nur das Ticken der Schwarzwälderuhr schallte vom Nebenzimmer einförmig herüber. Einmal ging Joseph hinaus, neues Oel auf die Lampe zu gießen, die zu erlöschen drohte. Auch im ganzen Haus war's totenstill; die Knechte und Mägde waren längst zu Bett gegangen; der alte Ehrler hatte nicht gewollt, daß eines von ihnen wachbleibe.

Jetzt kam auch Franz, der Knecht, der den Doktor wieder hatte fortfahren müssen. Man hörte ihn die Pferde in den Stall bringen, dann wurde es auch dort wieder ruhig. —

Tick — Tack! — Es schlug zwei Uhr morgens. Da regte sich leise die Kranke, ihre Hände tasteten suchend umher, ihre Lippen bewegten sich.

„Vater, Joseph,“ flüsterte sie, „seid ihr beide hier?“

„Ja, Mutter,“ antwortete Joseph. „Geht es dir etwas besser?“

Sie beachtete die Frage nicht. Ein Ausdruck ängstlicher Spannung trat auf ihr Gesicht; sie suchte nach Josephs Hand und drückte sie leise, als sie sie fand.

„Josi, kannst du mir schwören, daß jenes Mädchen gut ist?“ fragte sie plötzlich.

„Laß uns jetzt nicht davon reden, Mutter, morgen, wenn du besser bist . . .“

„Morgen ist's zu spät, Kind,“ antworte sie wehmütig, dann fuhr sie dringender fort:

„Sag mir, ist sie gut, wird sie uns keine Schande machen?“

„Nie und nimmer, ich schwöre es. Sie ist so gut und lieb wie du, meine Mutter.“

Er sagte das fest und doch voll weicher Innigkeit.

„Und du hast sie so lieb, daß du glaubst, nicht von ihr lassen zu können?“ fragte die Kranke weiter.

„Ja, Mutter,“ entgegnete wieder ernst und fest Joseph, „ich weiß, daß ich nie glücklich sein kann ohne sie.“

„Geh hinüber ins andre Zimmer, ich habe mit dem Vater zu reden,“ bat leise Frau Marianne.

Ohne zu widersprechen ging er hinaus in die Stube, wo es dunkel war. Er zündete kein Licht an, er warf sich auf das harte Sofa und dachte vor

sich hin, dachte an die sterbende Mutter und an jene andre, von der die Mutter nun drinnen sprach. —

Der alte Ehrler hatte mit keinem Worte das Gespräch zwischen seiner Frau und seinem Sohne unterbrochen. Vielleicht hatte er nicht einmal darauf geachtet, was sie zusammen redeten, so sehr hatte ihn, den starken, sonst so schroffen Mann, das Wort des Arztes niedergebeugt, daß diejenige, die ihm so viel galt, die einzige, die er in seinem Leben gehätschelt und der er Macht über den eignen, sonst so unbeugsamen Willen eingeräumt, den Morgen nicht mehr erleben werde. Wie einsam es im Hause werden würde — und wenn am Ende der Joseph auch ging! — Er hatte gehofft, noch einige schöne Jahre in Ruhe an der Seite seiner treuen Gefährtin verbringen zu können, und nun? Er fuhr mit der Hand über die Augen, und ein tiefer Seufzer hob seine breite Brust.

Da sah er, wie sein Sohn hinausging, und dann rief ihn die Stimme seiner Frau näher zu sich heran. Wie vorhin die Josephs, so faßte sie jetzt seine Hand und wandte mit Anstrengung ihr Gesicht dem seinen zu.

„Joseph," sagte sie, „du bist immer gut gewesen zu mir, manchen Wunsch hast du mir erfüllt, manches Mal hast du mich froh gemacht; willst du das noch einmal tun, mir noch einmal einen Wunsch erfüllen, vielleicht den größten, den ich je gehabt?"

„Sprich," drängte er, und zwei große Tränen traten in seine Augen und fielen nieder auf die blasse magere Hand, die die seine hielt.

Mühsam und mit zitternder Stimme fuhr Frau Marianne fort:

„Ich weiß, daß es zum Sterben geht, Joseph, und ich seh's, du weißt es auch, daß ich nicht bei euch bleiben kann! — Du wirst es darum auch glauben, daß ich in dieser letzten Stunde nichts erbitten würde, was ich nicht für gut und recht halten könnte, gelt?"

Als er nicht antwortete, begann sie von neuem:

„Joseph, laß unsern Jungen nicht unglücklich werden, weise ihn nicht von dir! — Ihr sollt beieinanderbleiben, weil ihr zusammengehört, und das Mädchen, die Ini, mußt du ihm lassen! — Sie ist gut, Vater, sie wird um dich sorgen, und du wirst sie auch liebgewinnen! — Gib sie ihm, um meinetwillen, damit ich ruhig sterben kann!"

Seine Hand hatte sich aus der ihrigen gelöst; er wandte sein Gesicht weg, und darauf erschien plötzlich wieder die düstere, tiefe Falte.

Da hob sich die sterbende Frau im Bette mit einer gewaltsamen Anstrengung. Es war, als könnte sie nicht scheiden, als könnte das Herz der Mutter nicht brechen, ehe sie ihr Kind glücklich gemacht. Die schwache Hand legte sich auf ihres Mannes Schulter, und dann — in fast beschwörendem Tone sprach sie auf ihn ein:

„Er ist ein guter Bub gewesen — immer — Joseph — du weißt es wohl. — Denkst du nicht mehr daran — damals — als er noch zur Schule ging — in der gräßlichen Nacht in den Wildenen, wo du hättest zugrunde gehen müssen — du und die andern, wenn sie euch nicht Hilfe gebracht hätten?

— Damals hat er sein junges Leben nicht geachtet, er ist zu dir gekommen durch den furchtbarsten Sturm — weil sein Herz an dir hängt. — Denkst du nicht mehr daran, wie er mit dir zurück durch die Schneemassen ging und nicht von deiner Seite wich, obschon ihn seine Füße nicht mehr tragen wollten? — Und nun willst du ihn elend machen fürs Leben — weil du deinen Starrsinn nicht beugen kannst. — Joseph, gib sie ihm, ich fleh' dich darum — du tust sonst Sünde!"

Er stand auf und ging einmal durchs Zimmer. Es arbeitete gewaltig in ihm; ein schwerer Kampf zwischen der Liebe zu der todkranken Frau, dem Wunsch, ihr noch eine Freude zu machen, und dem jahrelang immer mehr in ihm erstarkten Eigensinn. Da sah er plötzlich wieder vor sich jene Lawinengalerie in den Wildenen; mit gebrochenem Bein lag er da in eisiger Kälte, draußen tobte der Sturm; — da auf einmal Menschenstimmen, die nicht von seinen beiden Gefährten herrührten! — Ein Knabe eilt an seine Seite und fragt in zitternden Lauten: „Seid Ihr arg verletzt, Vater?" — Es war sein Joseph, den er jetzt verstoßen wollte! — — — Nein! — — — Plötzlich kam der Entschluß. Er wollte ihm jenes Mädchen lassen, er sollte nicht unglücklich werden, der, der ihm damals Hilfe gebracht. — Er trat wieder zum Bett der Kranken, die mit angstvollen Blicken seinen Bewegungen gefolgt war.

„Du sollst deinen Willen haben, Marianne," sagte er leise und voll tiefer Bewegung.

Förmlich verklärt schauten ihm ihre Augen entgegen; ihre schwachen Finger umklammerten die seinen,

und sie neigte wortlos den Kopf auf seine Schulter. Endlich bat sie:

„Laß ihn herein, du mußt es ihm jetzt versprechen."

Er stand auf und rief Joseph. Zusammen traten sie wieder an das Bett der Kranken, und diese flüsterte, indem ein glückliches Lächeln um ihre Lippen irrte, voll tiefer Zärtlichkeit:

„Josi, der Vater hat dir etwas zu sagen."

Und dann streckte der alte Ehrler seinem Sohne die Hand hin, die dieser mit erstauntem Zögern erfaßte, und ersterer sprach:

„Joseph, willst du bei mir bleiben? — Ich habe der Mutter versprochen, daß du Ini haben sollst. — Bring sie uns morgen, mir und der Mutter und" — Schluchzen erstickte fast seine Stimme, als er auf seine Frau wies — „danke der Mutter, sie ist gut — wie keine; der Himmel gebe, daß sie bei uns bleibe!" —

Einen Moment lang schaute Joseph wie ungläubig den Vater an; dann allmählich kam das selige Bewußtsein in mächtigen Wogen über ihn, daß er hierbleiben dürfe im Vaterhaus, daß Ini auch hier einziehen werde, daß er sie sein eigen nennen werde, nicht mehr gegen den Willen der Eltern, sondern gesegnet von ihnen. Ein Sturm von Gefühlen erwachte in seinem Innern; beide Hände preßte er vor die wogende breite Brust, als müßte er einen Schrei der Freude unterdrücken, der sich losringen wollte. Und dann konnte er es doch nicht hindern, daß es beinahe jubelnd über seine Lippen kam:

„O Vater, o Mutter, wie glücklich habt ihr mich gemacht!“

Plötzlich lag er am Bette in den Knien, barg das Gesicht in der Decke, und leidenschaftliches Weinen erschütterte seinen Körper. — Wie mußte der Mann das Mädchen lieben, daß die Erreichung seines Zieles ihn so furchtbar erschütterte!

Ueber dem weinenden Sohne fanden sich die Hände der Alten, und mehr als Worte sagen konnten, sprach der Blick, den Ehrler und seine Frau tauschten.

Eine Weile herrschte wieder feierliches Schweigen. Joseph hatte die Hände der Mutter ergriffen und seine Lippen in ungestümer, inbrünstiger Dankbarkeit daraufgedrückt. Nun lauschten Vater und Sohn wieder mit Bangen den schwächer und schwächer werdenden Atemzügen der geliebten Kranken. Sie hatte die Augen geschlossen, und die Schwäche hatte sie wieder in den Schlaf gezwungen.

Langsam schlichen die letzten Stunden der Nacht dahin; blaß und grau, unfreundlich dämmerte der Morgen herauf, dessen fahler Schein leise durchs Fenster sich stahl und die Gruppe am Krankenbette beleuchtete. Noch immer flackerte das schwache Lebenslicht, noch immer pochte das Herz der sterbenden Frau, der der Arzt kein Wiedersehen des Morgens mehr verheißen. Es pochte fort, als es ganz Tag geworden.

Im Hause waren die Dienstboten längst aufgestanden. Joseph hatte sie an ihre gewohnte Arbeit gewiesen und war dann zurückgegangen ins Sterbezimmer. Daß es ein solches war, darüber täuschten

die beiden treuen Wächter sich selber nicht mehr, obgleich das Leben in dem schwachen Körper der Frau weniger schnell erlosch, als der Arzt es vorausgesagt hatte. — —

Die Schwarzwälderuhr in der Wohnstube begann zu schlagen — langsam — melodisch — neun Schläge. — Und plötzlich raschelte etwas im Uhrwerk, als sei eine Feder gesprungen; das Ticktack hielt an — die Uhr stand still. Sonst hatte Frau Ehrler sie immer aufgezogen, nun war es gestern vergessen worden, sie war abgelaufen. — Aber noch ein andres Schlagen hatte aufgehört in diesem Augenblicke — das Herz Frau Mariannens — stand still. — Plötzlich, fast ohne daß die beiden am Bette es merkten, war ein aschfahler Schein über die Wangen der Ruhenden gehuscht, ein leises Zucken ging durch ihre Glieder, und der Engel des Todes hatte seine Beute umschlungen. —

Der alte Ehrler streifte die starre Hand mit der seinen. Jene war eisig kalt. Ein plötzliches Erkennen erfaßte ihn:

„Sie ist tot!" stöhnte er auf. Dann barg er sein Gesicht in wortlosem, wildem Jammer in den Händen.

Joseph sah es auch. Das treue Herz, dessen letzte Sorge sein Glück gewesen, schlug nicht mehr. Ein heiliger Schauer durchzog seine Brust, als er der besten der Mütter die Augen zudrückte. Dann führte er den von seinem Schmerze gänzlich überwältigten Vater hinaus ins Wohnzimmer und legte ihn, der willenlos alles über sich ergehen ließ, auf das Sofa, wo sein Haupt, tief erschöpft von

Gram und Nachtwache, in ein untergeschobenes Kissen sank.

Der Sohn trat noch einmal zurück ins Zimmer, wo die Tote lag. Ein stiller Friede lag auf ihrem Angesichte. Noch schien um die Lippen das frohe Lächeln zu schweben, das die Züge verklärt hatte beim Schauen von Josephs Glückseligkeit.

„Wie gut du warst!“ Mit diesen Worten, die Augen tränengefüllt, trat Joseph vom Bette weg ans Fenster. Was war alles in seiner Brust erwacht in dieser Nacht! Tiefer Gram um die tote Mutter, Dankbarkeit, Bewunderung für deren großes, gütiges Wirken und Helfen, und endlich — mochte Gott ihm verzeihen, daß er sich selbst in dieser Stunde dieses Gefühls nicht erwehren konnte — der Gedanke, der ihn mit so grenzenloser Seligkeit erfüllte: „Ini wird dir und dem Vater ein Trost sein dürfen in diesen Tagen des Leids!“

Er lehnte die Stirn fast unbewußt gegen die Scheiben und schaute dem irren Wandern der düsteren Nebel zu, die windgepeitscht bald hoch sich hoben, bald in zerrissenen Schwaden tief an den Bergen hinstrichen. Da hörte er von außerhalb des Dorfes auf der harten Straße schwere, langsame Schritte. Er wurde aufmerksam. — Eben tauchten dort mehrere Männer auf; er unterschied sie deutlich; Pfarrer Oser und Anton Mattmann waren darunter. — Doch was war das? Zwei der Männer trugen eine Bahre, auf der offenbar ein Mensch, ein verwundeter oder — toter lag. — Er war mit einem weißen Tuche bedeckt. — Gewiß war beim Holzfällen einer verunglückt oder beim Kristallsuchen.

Nun brachten sie ihn heim. — Er tat ihm leid, der Mann unter dem Tuche, und seine Angehörigen auch. Dort im Hause würde jetzt plötzlich, unvorbereitet schwerer Gram seinen Einzug halten. — Aber — wie kam denn der Anton dazu? — Der pflegte doch sonst des Morgens zu Hause zu tun zu haben. — Doch Pfarrer Oser war ja auch dabei. Sie hatten diesen wohl gerufen, dem Sterbenden die letzten Segnungen seiner Religion zu spenden, und Anton, vom Unglücksfall hörend, war mitgegangen. — Jetzt achtete er erst darauf, daß Pfarrer Oser nicht im Ornate war. — Sonderbar!

Der Zug der Männer war langsam näher gekommen. — War es nicht, als ruhe Pfarrer Osers Blick mit einem Ausdruck von Angst auf dem Fenster, wo er, Joseph, stand; auf ihm selbst? — Und Anton — lag dem ein Freund auf der Bahre, daß er so niedergeschmettert einherging? —

Dem Manne am Fenster wurde auf einmal die Brust eng. — Jetzt waren die Männer gerade unter ihm. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Da! — Ein Luftzug hat das Tuch auf der Bahre zurückgeschlagen; Pfarrer Osers Hand kommt zu spät, zu decken, was der Zufall dem oben Herabschauenden grausam enthüllt hat. Dunkle Locken quellen unter dem weißen Tuche hervor. Der Mann am Fenster hat sie gesehen — und mehr: — ein süßes, starres Mädchenantlitz, das ihm so wohl, Gott, so wohl bekannt! — —

War das ein menschlicher Schrei, der sich dem Munde des Mannes entrang? Ist das ein Wahn-

sinniger, der nicht acht mehr der toten Mutter, nicht acht des vor Erschöpfung dort auf seinem Lager vor einer Weile eingeschlummerten Vaters die Treppe hinabstürmt, die Haustür aufreißt?

„Halt! Halt!" Heiser, markerschütternd klingt der Ruf, der den schon einige Schritte entfernten Bahrenträgern gilt. Sie bleiben unwillkürlich stehen. Sie sehen ihn kommen, und Grauen erfaßt alle Beistehenden — bis auf einen. Der Mann, der auf sie zueilt, bietet einen furchtbaren Anblick, seine Zähne schlagen aufeinander wie im Fieber, sein Gesicht ist gelb und alt, und seine Augen treten hervor, starr, und doch — in ihren Tiefen flackert ein erschreckendes, wildes Feuer. Jetzt hat er die Bahre erreicht, die die Männer niedergestellt haben. Niemand hat es gewagt, ihm zu wehren. Es ist sein Recht, die Tote zu sehen, sie wissen alle, daß er sie lieb gehabt. — Mit vor gewaltiger Erregung zitternder, fast unmächtiger Hand entfernt er das Tuch. — Sein Lieb, sein armes, totes Lieb liegt vor ihm:

„Ini, steh auf — komm zum Vater, komm — er zürnt nicht mehr, Ini, Liebling, er will dich sehen, es ist alles gut — komm!"

Er greift nach ihrer Hand. Eisig, untätig liegt sie in der seinen. Eine wütende Furcht ergreift ihn, er schüttelt den leblosen Körper, er legt die Hand auf die Stelle des Herzens — dort schlägt nichts mehr. — Doch es kann ja nicht sein, daß sie von ihm gegangen in dem Augenblicke, da die Mutter sie beide hat vereinen wollen! — Er ruft. — Er fleht. —

„Ini, komm, laß uns zum Vater gehen!"

Da legt sich eine Hand auf seine Schulter und reißt ihn zurück. — Es ist Anton, der einzige, den die Szene nicht mit Grauen und Mitleid erfüllt hat, weil etwas alles Gefühl in seinem Innern bis auf eines erstickt hat. In wildem Leid hat er die Tote geleitet bis hierher, da sieht er Joseph heranstürzen, und ein Gefühl grenzenloser Wut erfaßt ihn. — Um ihn ist sie in den Tod gegangen, sein ist die Schuld — er soll die teure Leiche nicht mehr berühren!

Anton hat sich nicht länger gehalten, seine sonst so stillen Züge sind verzerrt.

„Zurück von ihr, Mörder!" schreit er dem zu, den sein Griff beinahe zu Boden gerissen.

Joseph schnellt empor, er sieht ihn an — verständnislos.

Mit einem unsägliche Verachtung ausdrückenden Blick wendet Anton sich von ihm, den Trägern winkend, die Bahre weiterzutragen.

Plötzlich wieder jener gräßliche, unartikulierte Schrei von Josephs Lippen! — Seine Fäuste haben sich geballt, er eilt auf Anton zu — nun hebt er die Hand. Das ist kein Mensch! Dem wilden Tiere gleich steht er seinem Gegner gegenüber, dem die nächste Sekunde Verderben bringen muß.

Da eine sanfte, aber feste Hand, die den erhobenen Arm herabzieht, eine tiefe, ernste Stimme:

„Um Inis willen, Joseph, und eines alten, guten Wortes, das du mir als Knabe gegeben, beherrsche dich!"

Um Inis willen! — Der Arm ist herabgesunken. — Still steht der Mann da — und starr. Er hin-

dert es nicht, daß sie die Tote weitertragen, nur seine Augen folgen mit seltsamem Ausdruck dem sich entfernenden Zuge.

Pfarrer Oser ist bei Joseph zurückgeblieben. Sein Herz krampft sich zusammen, er sieht, wie die Sinne des Dastehenden sich langsam verwirren, wie es Nacht wird in dessen gemartertem Hirn, und er kann ihm nicht helfen, ja, er wagt es nicht einmal, ihn zu stören, solange noch die Männer mit der Bahre dort sichtbar sind. — Jetzt sind diese hinter den Häusern verschwunden.

„Joseph," bittet der Geistliche sanft und leise, „komm mit mir ins Haus."

Dieser schaut ihn an mit demselben starren Blick, welcher der Toten gefolgt ist, dann fragt er mit fremdem Tonfall:

„Wer seid Ihr?"

Traurig legt Pfarrer Oser den Arm in den des jungen Mannes. Da fühlt er, wie dieser wankt. Er fängt den Bewußtlosen in seinen Armen auf.

Einige Knechte, die mit allen Zeichen des Schreckens von der Stalltüre aus Zeugen der ganzen Szene gewesen, eilen herbei und tragen den Armen hinauf in die Stube, wohin Pfarrer Oser ihnen folgt, und wo der alte Ehrler noch immer schlummernd liegt. — —

Vom Geräusche, das die Eintretenden verursachten, wachte der Schlafende auf. In wenigen Worten teilte ihm Pfarrer Oser das Vorgefallene mit, und, die Knechte zurückweisend, die hilfbereit sich nützlich machen wollten, bemühten sich die beiden Männer um den vom Schicksal so hart Getroffenen.

Er erwachte, als sie ihn auf einen Stuhl niederließen, und schaute in dumpfem Brüten vor sich hin. Er schien die Trostesworte nicht zu hören, die Pfarrer Oser ihm zuflüsterte, er achtete nicht einmal der Liebkosungen des sonst so harten Vaters, der, seines eignen Schmerzes nicht mehr gedenkend, sich niederbeugte zu ihm und immer wieder sagte: „Mein armer, armer Bub!"

Lange, lange Zeit schien es, als wolle dem jungen Manne das klare Denken nicht mehr kommen, als wäre das Gewicht des Schmerzes zu groß gewesen, als hätte es seine Sinne verwirrt. —

Endlich, nach Verlauf von mehreren Stunden, während welchen Joseph, in beängstigendem Schweigen verharrend, sich nicht bewegen ließ, von seinem Platze zu weichen, fuhr er plötzlich auf und fragte den ihm noch immer gegenübersitzenden Geistlichen:

„Wie kam's?"

Pfarrer Oser berichtete so schonend als möglich das ihm Bekannte.

Da lachte jener rauh und mißtönend auf und verließ das Zimmer. Man hörte ihn die Treppe hinaufsteigen mit schweren, schleppenden Schritten und die Tür seiner Kammer hinter sich verschließen. —

Nach einer Weile ging auch Pfarrer Oser hinweg, und schwüle Stille lag über dem Hause, auf das urplötzlich so viel Leid gesunken war. — — — —

Zwei Tage später trug man die sterbliche Hülle Frau Mariannens zu Grab. Vater und Sohn schritten Seite an Seite hinter dem blumengeschmückten Sarge her. Der alte Ehrler erschien schwer gebeugt unter der Last seines Leides, sein Sohn aber

ging aufrecht neben ihm. Josephs Auge blieb trocken, als man der Mutter Sarg zur Grube senkte, keine Muskel zuckte in seinem Gesicht, das erstarrt schien im Schmerze. —

Einige Stunden nach Frau Ehrlers Begräbnis bewegte sich noch ein andrer kleiner Zug zum Friedhofe. Hinter dem ganz mit grünen Tannenzweigen bedeckten, hier und da ebenfalls mit Blumen verzierten Sarge gingen die Mitglieder des Kirchenchores und wenige andre Dorfbewohner. Alle erschienen tief bewegt, und ergreifend klang über dem sich schließenden Grabe das Lied: „Ueber den Sternen wird es einst tagen."

Leise verwebten sich im Winde die Töne, und der Wind trug sie weiter, daß ein leiser Widerhall selbst noch zu den Ohren des einsamen Mannes drang, der, die Stirn an die Scheiben des Fensters gelehnt, im Wohnzimmer des Ehrlerschen Hauses stand und brennenden Auges schon stundenlang hinabstarrte auf den einen Fleck an der Straße, wo ein Lufthauch ihm das Geheimnis jener Bahre verraten — wo er sein totes Lieb zum letztenmal gesehen. — — — —

blieb
senkte,
erstarrt

gräbnis
Fried=
weigen
n ver=
Kirchen=
Alle er=
er dem
Sternen

e, und
Wider=
nsamen
en des
lerschen
tunden=
Straße,
Bahre
stenmal

Josef Ponten

Jungfräulichkeit. Roman.

4. Auflage. Geheftet M 5.—, gebunden M 6.—

Norbert Jacques in den **Hamburger Nachrichten**: „Ein keusches Dokument einer ganz verfeinerten, einsam sich sehnenden und unerschöpflich romantischen Kultur. Es fährt ein Schrei durch das ganze Buch: ‚O, wie wir uns sehnen!' In diesem einen großen Schrei, den der Dichter zu einem großen Denkmal aufrauschen läßt, beben wir mit, leben wir mit. Wir werfen uns in das Buch, wie wir uns in den Meersand werfen, ganz verloren an die fromme Sehnsucht unsrer nach Schönheit weinenden Seelen."

Augenlust. Eine poetische Studie über das Erlebnis und ein Totentanzalphabet.

Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Johannes Schlaf in dem Tagblatt „**Die Zeit**", **Wien**: „Ein Buch aus der Schule Nietzsches; aber von guter Selbständigkeit und Eigenart dem Lehrmeister gegenüber. Und sicher hat es sehr erfreulicherweise nichts von jener formalistischen Geistreichelei um ihrer selbst willen und von jenem fast schon unleidlichen Schmack geistiger Gourmanderie, mit der der ästhetisierende ‚Immoralismus' Nietzsches heute bei uns grassiert. Man kann sagen: das Buch ist eine gute, tiefe Lektüre."

Siebenquellen. Ein Landschaftsroman.

Geheftet M 5.—, gebunden M 6.—

Bruno Walden in der **Wiener Abendpost**: „Ein bedeutendes Werk. Mit verschwenderischer Hand ist ein Reichtum fruchtbarer und schwungkräftiger Gedanken darüber ausgestreut. Daneben eine große Mannigfaltigkeit herrlicher Naturschilderungen! Wie ungemein reizvoll ist die Speisung der Seine durch ihre Zuflüsse dargestellt, bis sie ihre grauen Wellchen durch die Brückenbogen zu Paris drängt. Und von welch ernster Schönheit ist der Lauf des Rheins, der voll tiefer Sehnsucht nach den verlassenen Bergen durch die einförmige Ebene seinen Weg zum Meere sucht. ‚Siebenquellen' ist eines jener seltenen Bücher, die man sicherlich öfter wieder zur Hand nimmt, aus ihrem Reichtume zu schöpfen!"

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Schillers Briefe

Kritische Gesamtausgabe

Herausgegeben und mit Anmerkungen
— versehen von Fritz Jonas —

Mit zahlreichen Porträts in Holzschnitt

7 Bände. Geheftet M. 10.50, gebunden M. 17.50

Gartenlaube, Leipzig: „Selten wird man aus den Briefen eines großen Mannes einen so gewinnenden und charaktervollen Eindruck entnehmen können wie aus denen Schillers. Hier erst, wo das Wahrhaftige und Ideale seiner Natur immer neu hervorbricht, lernen wir Goethes schönes Freundschaftswort recht verstehen:

‚Hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine,‘

hier erst finden wir das Maß auch für die Schönheit und die kühne Gedankenwelt des Dichters.“

Schillers Werke

Illustrierte Volksausgabe

Mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler und einer reich illustrierten Biographie von Prof. Dr. H. Kraeger

4 Bände. In Prachteinband M. 24.—

Dr. **F. Bauer** im **Würzburger Journal:** „Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man diese Schiller-Ausgabe als eine der sinnigsten Ehrungen des Dichters zum Gedächtnis seines 100jährigen Todestages bezeichnet. Die Bilder sind nicht willkürlich lose, um ihrer selbst willen von außen hineingestreut, sie sind lebendig von Schillerschem Geiste durchdrungen. . . . . So empfiehlt sich diese Ausgabe in jeder Hinsicht von selbst, und es ist nur zu wünschen, daß sie in möglichst weiten Kreisen Eingang findet.“

Quellwasser fürs deutsche Haus, Leipzig: „Wenn eine illustrierte Ausgabe von Schillers Werken, so verdient gewiß diese reich und von den besten deutschen Künstlern illustrierte Volksausgabe eine warme Empfehlung. Der Druck der Illustrationen ist vorzüglich schön.“

Die Erde in Einzeldarstellungen

Die Völker der Erde

Eine Schilderung der Lebensweise, Sitten ꝛc. aller lebenden Völker. Von Dr. **Kurt Lampert**. Mit 776 Abbildungen und 4 farbigen Kunstblättern **nach dem Leben**. 2 Bände. In Original-Prachteinband M 25.—

Wochen-Rundschau f. dramat. Kunst, Literatur ꝛc., Frankfurt: „Ein wirklicher Hausschatz geographischer, ethnographischer und kulturhistorischer Wissenschaft, in gleich glänzender erzählender, wie ausschmückender Darstellung."

Die Tiere der Erde

Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere. Von **Prof. Dr. W. Marshall**. Mit 1197 Abbildungen und 25 farbigen Tafeln **nach lebenden Tieren**. 3 Bände. In Original-Prachteinband M 36.—

Prometheus, Berlin: „Ein monumentales Werk, das berufen ist, naturwissenschaftliche Kenntnisse in die breitesten Schichten des Volkes zu tragen, zumal der Text gleichfalls vorzüglich ist."

Ergänzung zu dem Werk **„Die Tiere der Erde"**:

Unsere Haustiere

Eine volkstümliche Darstellung der Zucht und Pflege der Haustiere, ihrer Krankheiten sowie ihres mannigfachen Nutzens für den Menschen. Herausgegeben von **Prof. Dr. R. Klett** und **Dr. L. Holthof**. Mit 12 farbigen Tafeln und 653 Abbildungen **nach dem Leben**.
In Original-Prachteinband M 14.—

Die Zeit, Wien: „Hund und Katze, Pferd und Rind, Schaf und Esel, Kaninchen und Geflügel werden populär belehrend von berufener Seite geschildert. Zahlreiche Abbildungen im Text und verschiedene Kunstblätter begleiten diese Aufsätze, zum Teil in erquickend humoristischer Form."

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

gen

benden
Abbil-
Leben.
M 25.—

Frank-
aphischer
ählender,

hte der
197 Ab-
Tieren.
M 36.—

rufen ist,
hten des
."

e":

ege der
igfachen
n **Prof.**
farbigen
.
M 14.—

chaf und
von be-
Text und
il in er-

VOLUME

4

Ernst Zahn's Gesammelte Werke

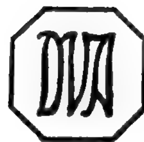
Deutsche Verlags Anstalt Stuttgart

Ernst Zahns Gesammelte Werke

Erste Serie

Vierter Band

Herrgottsfäden



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Herrgottsfäden

Roman von

Ernst Zahn



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Walter Schacht

seinem guten und getreuen Freunde

widmet sein Buch

dankbar

der Verfasser

Erstes Kapitel

Jetzt muß es heraus! Ich bin das Heimlichtun und das Herumschleichen satt. Ich will reden, es gibt ja keine Sünde zu beichten. Und wenn ich kein Dieb bin, will ich auch nicht auf den Zehen gehen wie ein Dieb."

„Du bist so ein Wilder, Christen. Kannst denn nicht noch zufrieden sein — eine Zeitlang noch —, so wie wir es jetzt haben. Wir sehen einander jeden Tag. Und immer wieder findet sich ein Augenblick zum Alleinsein. Und . . ."

Der Christen Russi sah sein Mädchen mit den zornigen schwarzen Augen an und grollte weiter: „Warum noch warten? Entweder er gibt mir dich jetzt oder nie. Warum also das Fragen versparen? Und gibt er mir dich nicht freiwillig, so muß er!"

„Er muß," sagte sinnend das Hochfluhhofmädchen, die Rosi. Ihr schmales Gesicht war krankbleich, und das bittere Weinen zuckte ihr um den Mund.

„Glaubst es etwa nicht?" fuhr der Christen wieder auf, und seine Stimme wurde lauter, als vorsichtig war. „Ich will, und was ich habe wollen, das hat noch alleweil durchmüssen!"

Rosi schreckte zusammen und zitterte. Drüben am Wohnhaus, in dessen Fenstern das weiße Mondlicht brannte, war eine Tür gegangen. Es war so taghell drüben, daß das Mädchen sich besinnen mußte, wie sie hier, im Gadenschatten und durch

den Gemsberg gegenüber wider den Mond abgemauert, sicher und heimlich standen.

Der Hochfluhhofgaden hatte seit Wochen und Wochen viel unnützes Gerede und Getuschel, Schmeicheln und Kosen zu hören bekommen. Aber die vier grauen Wände waren geduldig und hatten in ihrer ganzen Breite das Paar vor unberufenen Spähaugen geschützt, dem Hochfluhhof-Felix seine Tochter und — seinen Knecht. Jetzt lag der große Bau, der stattlichste und größte unter den Ställen und Scheunen zu Fruttnellen, fast völlig im Dunkeln, während doch über den grünen Hang und die Häuser und Hütten, die gleich einem auf schroffem Steige hockenden Riesenhühnervolk an der Bergecke klebten, eine dem Tageslicht gleichkommende Helle gegossen war. Der Hochfluhhof, der wie das Tor des Dorfes war, stand im hellsten Licht. Breit und fürnehm, gleich einem Wegwächter, war er das erste Haus, das sichtbar wurde, wenn man den halbstündigen steilen Pfad vom Fruttneller Weiler der „Fluh" entlang heraufkam. Er wäre wie eine Burg, meinten die Fruttneller, die noch keine gesehen hatten, die paar Mauersteine abgerechnet, welche aus uralter Zeit noch unfern im Intschiwald standen und vielleicht einst zu einem Edelsitze gehört hatten. Der Hochfluhhof stand inmitten grüner Matte. Seine Bauart unterschied ihn nicht von den übrigen Hütten, nur seine Größe. Es war immer dasselbe kunstlose Aufrichten, wenn die Fruttneller bauten: Steine aus den Felswänden rings oder von den in allen Matten sich breitmachenden Blöcken gebrochen und zu vier mannshohen Mauern

geschichtet, mit rohem Mörtel verbunden und gefestet. Auf diesen Unterbau kam das eigentliche Haus zu stehen. Sie holten die Rottannen von den Flühen, die in hundert Sturmjahren erprobt waren, und schlugen sie sich für ihre Wände zurecht. Jeder war seines eignen Hauses Zimmermann, nur daß, wenn er reich war wie der Hochfluhhöfler, er nur den Leiter und Meister machte und sich zur Arbeit die nötige Anzahl Knechte hielt.

Das Bauernhaus, auf das die Fruttneller samt und sonders stolz waren, hatte die Größe dreier gewöhnlicher Dorfhütten. Die Stube allein nahm eine Hausfront von sieben Fenstern ein. Mit ihr auf gleichem Boden lagen nur die Küche und das Zimmer, in welchem die Fruttneller Gemeinderäte bei ihrem Präsidenten, dem Hochfluhhof-Felix, zu Rat saßen. Zwei Stockwerke bauten sich darüber noch auf und boten der Räume genug für die Schlafkammern des Bauern, seiner Familie und seines Gesindes. Ein mächtiges Schindeldach schützte die Behausung, und der Frontquerbalken trug in kunstreich eingeschnitzter Schrift die Jahrzahl 1848. Soweit der Ausblick vom Hochfluhhof ging, war Eigen seines Besitzers. Bis hinan an die Kirchenmauer und bis hin, wo der Gaden hart an schroff abfallender Felswand stand, reichte sein Mattenland. Noch mehr besaß der Felix Furrer an den Hängen des Fruttneller Tales, das sich jenseits des Bergvorsprungs auftat und in das man über den Fuß- und Saumpfad gelangte, der an der Kirche vorbei- und zwischen den zwei unregelmäßigen, sich den Berg hinanziehenden Hüttenreihen hindurchführte.

Es war ein holperiger Weg. Wer hätte ans Bessern gedacht! Für der Fruttneller harte Füße und ihr hölzernes Schuhwerk war er lange gut genug. Nur steil fanden auch sie ihn zuweilen, wenn sie mit überschwer beladenen Gabeln vom Weiler heraufgeschnauft kamen. Vom Hochfluhhof zur Kirche war sein bestes Stück, auf das hatte der Furrer erst kürzlich wieder Sand führen lassen, damit er und sein lahmes Weib weicher schritten, wann sie nach dem ewigen Heil suchen gingen. Die Kirche war eine von den weißschimmernden stattlichen Bauten, die sich sonderbar neu, fremd und fürnehm ausnehmen inmitten der jahrhundertealten Holzbehausungen der Dörfler. Ein Ueberbleibsel alten heidnischen Brauches, der Gottheit prunkende Denkmäler zu errichten und die hungrigen Kinder die gestifteten silbernen Herzen anstaunen zu lassen, die hätten Brot sein können, den Hunger zu stillen! An der Kirche hatte des Hochfluhhofbauern Geld wacker mitgebaut, aber das Hauptverdienst hatte an ihr der Fruttneller Pfarrer, ein eifriger und scharfer Herr, der seine Bauern zu modeln wußte, daß aus ihnen sich Batzen pressen ließen. Er selber hatte tief in den eignen Beutel gelangt, war wochenlang auf einer Bettelfahrt land- auf und -ab fortgewesen und hatte für das neue Gotteshaus der verlorenen Gemeinde eine mehr als namhafte Summe mit heimgebracht.

Von dem Gotteshause aufwärts am Berge stand erst das eigentliche Dorf, zehn Häuser hier am Hang, eines immer höher stehend als das andre, dann pflanzte sich hufeisenartig die Gebäudereihe fort um den Vorsprung herum und einwärts ins Fruttneller

Tal. Das war ein stilles, totes Gebiet, eine enge Talrinne, durch welche der Fruttneller Bach herausfloß und zu deren beiden Seiten die wilden, wenig fruchtbaren Hänge steil anstiegen, um in nackte Steinwände auszulaufen, die ihre grauen, zerrissenen Zacken in den Himmel stachen. Wo das Tal endete und sich schloß, war ewiges Eis, wüstes, zerrissenes Gletschergebiet, das selbst die alle Unbill gewohnten Fruttneller nur selten überschritten, um nach dem Oberlandgebiet jenseits ihrer Berge zu gelangen. —

Der Christen Russi und sein Schatz hatten sich mehr in den Schatten ihres Versteckes zurückgezogen. Das Mädchen bebte am ganzen Leibe. Der Schrecken ob der unvermuteten Störung von vorhin war ihm in die Glieder gefahren. Es war eine späte Nachtstunde, und es hätte drüben niemand mehr wach sein sollen, der zum Störer ihres Stelldicheins hätte werden können.

„Hast gehört?" stammelte die Rosi.

„Das Knarren? Freilich," sagte der Christen leichthin, „der Joseph wird das Holzschuppentor wieder schlecht geschlossen haben, und nun rüttelt der Wind daran."

„Ich will hineingehen," flüsterte das Mädchen.

Der Christen hielt es mit schmerzhaftem Griff. „Sei kein Narr. Wer könnte noch wach sein um diese Zeit! Aber siehst, wie du Angst hast und willst doch der Angst kein Ende machen. Gesagt muß es sein und gleich morgen, das will ich verschwören."

„Ich bitte dich um Gottes willen, warte noch zu, Bub," flehte das Mädchen.

Christen biß die Zähne in die Unterlippe. „Hast du mich rechtschaffen lieb und hast den Willen, mich zu heiraten, oder — bin ich dir nur zum Zeitvertreib gewesen?"

Da hatte er das Rechte gesagt. Der schmächtige Leib des Mädchens nestelte sich näher an ihn, ihre Arme legten sich um seinen Hals, fest, mit einer langsamen, gierigen Leidenschaft, dann hob ein stockendes Schluchzen den schlanken Körper.

Eine Unruhe überkam den Christen. Er umfaßte die Rosi fester. Eine ganze Weile hielten sie sich wortlos umschlungen. Die Liebe war übermächtig. Dennoch schien es, als hätte der Bursche inmitten seines Rausches noch Herrschaft über sich. Er blickte auf einmal wie suchend um sich. Hätte der Mond sein Gesicht beleuchtet, es wäre eine plötzliche Entschlossenheit in seinen Linien zu lesen gewesen. Er zog das Mädchen in das dunkle Innere des Gadens.

Der Mond zog höher. Die Helle, welche über die Matten gegossen war, wuchs. Sie umlief gleich schwellenden Wassern den Gaden. Die grauen Blöcke tauchten aus dem Dunkel auf wie allmählich sich hebende finstere Häupter. Das Buschwerk dazwischen reckte Aeste und Zweige und wuchs sich zu fremden Gestalten mit winkenden Armen aus. Der wache Föhn bewegte ein Blatt hier und dort, dann war es, als rührte sich das sonderbare Nachtvolk an den Steinen. Wo ein Wässerlein war, da fiel der Silberschein des Mondes hinein, und die Stelle zeigte statt des Tümpels eine Platte brachliegenden Edelmetalls — hier — da — dort — ein offenes Bergwerk für die vielen Goldsucher und Geldjäger aus

dem Tale. Es war eine große Stille; das Mondlicht hat einen leisen Tritt. Nur zuweilen tat der Föhn an irgendeiner fernen Felswand einen dumpfen Hornstoß. Die Berge schienen höher getürmt, im Westen prallte das Licht auf ihre granitenen Glieder, und scharf zeichnete sich das mächtige steinerne Muskelwerk. Auf den flachen Firnen war weißer, funkelnder Brand. Der Himmel war ganz klar, von schimmerndem, unermeßlich tiefem Blau. Es schien, als hätte der Mond alle Sterne verscheucht. Er leuchtete allein. Hinten im Fruttneller Tale stand eine einzige gewaltige Wolkenwand. Sie lag schwarz auf den Bergrücken und spannte sich dort fest wie eine nicht zu brechende Mauer über den Himmel. An ihrem Saume war ein gelber und ein blutroter Streifen. Das Ganze war wie eine Erscheinung, vor der sich die Abergläubischen bekreuzen.

Eine lange Weile war vergangen, als die Gadentür unter Christens Hand sich wiederum auftat. Er hielt sie fest und wartete. „Es ist hell,“ redete er nach innen. Seine Stimme klang in einer leisen Unsicherheit.

Rosi trat langsam und schwankend heraus. Sie hob die beiden Arme, wie vom Licht geblendet, und fuhr sich verwirrt und, als besänne sie sich, über das weiche, glatt gescheitelte Haar. Dann hob sie das Gesicht zu dem Burschen. Dabei war es, als ob sie erschrecke. Ihre Hände knüllten die Schürze und hoben sie und verhüllten plötzlich das Gesicht.

Ein Stöhnen: „O mein Gott!“

Christen faßte sich. Sein Kopf mit dem kohlschwarzen Haar, dem gleichfarbigen Schnurrbart in

dem vollen, aber bleichen Gesicht und den scharfen Augen unter den kühngeschwungenen Brauen fuhr in den Nacken.

„Flenn nicht,“ sagte er ungeduldig; seine Finger lösten dabei gewaltsam die Hände, die das Mädchen vors Gesicht geschlagen hatte.

Sie starrte ihn mit angstweiten Augen an. Ihre feinen Züge zuckten, ein Ausdruck bitterster Hilflosigkeit trat scharf hervor. „Jesus — Jesus, was — was ist geschehen!“

Christens Stimme tönte hart dawider: „Jetzt mußt mein sein! Jetzt muß auch dein — der Hochfluhhöfler müssen!“

Das Mädchen wendete sich ab. Sie tastete sich nach der Rückseite des Gadens und suchte den heimlichen Heimweg. Aber der Bursche erreichte sie in ein paar Schritten und riß sie in seine Arme.

„Gräm dich nicht,“ sagte er mit heißem Atem. „Von jetzt an weißt, daß wir nicht mehr voneinander können. Und solltest noch froh sein — so solltest.“

„Ja — ja — ja. Helf' uns der Herrgott.“ Rosi machte sich hinweg und stahl sich zum Hofe zurück.

Christen schaute ihr nach, bis sie hinter dem Häuse verschwand. Dann tat er einen Blick um sich. Der Nachtwind strich ihm kühl über Stirn und Haar. War es die Erhabenheit der leuchtenden Nacht, die empfänglichen Menschen das Herz weitet, war es ein plötzliches Kraftbewußtsein — der hochgewachsene, sehnige Bursche richtete sich höher auf. Seine Finger schlossen sich zu Fäusten, er reckte die Arme, als ginge es ans Heben einer schweren Last, das Licht traf voll sein Gesicht, das die Bauernart

nicht verleugnete, aber einen Ausdruck von Scharfsinn und unbändiger Willensstärke trug. Er schlenderte langsam zwischen den Mattenblöcken hindurch und trat bis an der Wiese äußersten Saum, an dem sich eine gähnende Tiefe auftat. Von der Stelle, wo er stand, bis nieder auf den Saumpfad, der tief unten über einen schmalen Steg dem „Weiler", einem zu Fruttnellen gehörenden Hüttenhäuflein, sich zuwandte, war eine einzige senkrechte, wetterverschlagene Felswand.

Christen neigte sich vor. Das Sträßlein schimmerte weiß herauf. In den Weilerhäusern war noch ein winziges Licht lebendig. Der breite Räfisbach, der von Süden von den höchsten Firnen herunterkam und das Haupttal durchfloß, lag wie ein schmaler, glänzender Streif nahe den Hütten. Alles sah sich unscheinbar und wie verloren an aus der Höhe. Und wieder schwollen die Muskeln des Hinabstarrenden, als wäre es sein Verdienst, daß er so hoch stand. Die überzählige Kraft gärte in ihm. Er tat einen tiefen Atemzug. Mitternacht war nahe. Und morgen würde ein Streittag werden. Hei, er freute sich fast.

Im Umwenden sah er die dunkle, massige Wolkenmauer über den Bergen stehen, ein unübersteigbarer Wall. Ein Gedanke drängte sich ihm unwillkürlich auf. War das ein Zeichen? Er kniff die schmalen Lippen ein und lächelte. Offen, geradeswegs, die Hände in die Hosentaschen gebohrt, schritt er gleich darauf nach dem Hause hinüber. Er hielt den Blick auf die Fenster gerichtet. Dabei hoffte er fast, daß ihn einer kommen sähe.

Zweites Kapitel

„Auf was wartest noch?“ fragte der Ratsherr Felix Furrer, der Hochfluhhöfler, seinen Knecht, den Christen Russi, der an der Tür der Wohnstube stand und mit einem vor Ungeduld lebendigen Gesicht das Abgehen der Mitknechte und Mägde erwartet hatte, die gleich ihm ihre Abendmahlzeit beendigt hatten.

Die Sonne war eben hinter derselben starren, reglosen Wolkenschicht hinabgeglitten, die seit gestern im Westen unverrückt fest und wie angemauert stand. Der Gemsberg, dessen Fuß am „Weiler“ war und der sein Haupt geradeauf, tannenbehaart, an den Himmel lehnte, stand in einer roten Lohe. Von ihrem Widerschein glänzte die Stube im Hochfluhhof.

Jetzt war die letzte Magd durch die Tür hinausgetreten und die Rosi schlich sich mit zu Boden geschlagenem Blick und schlotternden Knien hinter ihr drein.

„Ich möchte ein Wort mit Euch allein reden,“ gab Christen dem Bauern Bescheid.

„Ist das so wichtig, daß dastehst, als wäre die Stube nicht gekehrt genug?“ ließ sich der Bauer vernehmen und tat einen unwilligen Blick über die Zeitung hinaus, die er in Händen hielt.

Christen stand und blieb die Antwort schuldig. Er hielt die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und ließ seine Augen mit einem sprechenden Winken nach der Bäuerin hinübergehen, die sich am Tische und an den Schränken zu schaffen machte und langsam zwischen ihnen hin und her hinkte.

Die reiche Furrerin war ein elendes Menschengestell. Sie war gelähmt und bewegte sich schiebend und mühsam im Zimmer vorwärts. Ihr Oberleib war schmächtig, von Krankheit gebeugt, und der Kopf der Achtunddreißigjährigen trug eisgraue Haare. Ihr Gesicht mit der bleichen Runzelhaut zeigte halb jenen Ausdruck einer über ihre Kräfte Duldenden, halb jenen Zug von Verbitterung und Gehässigkeit, den man bei Kranken findet, die mit sich selbst und ihrem Gott zerfallen sind. Im übrigen war sie weder schön noch häßlich, just ein Bauernweib, wie es deren viele gab landauf und -ab, die nicht viel zählten. Freilich zählte sie in den Augen vieler hundertfach, weil es in ihres Mannes Truhen so viel Gülten zu zählen gab.

Der Furrer hatte seines Knechtes Blick bemerkt und verstanden.

„Ist dir die Frau am Ende auch noch im Weg?"

Er legte die Zeitung auf den Tisch und schlug das sich aufbauschende Blatt mit der flachen Hand geräuschvoll zusammen, dann nahm er seine Brille ab und beäugte den Russi schärfer. Wo die Brille gesessen hatte, in der Nasenwurzel, grub sich ein Loch in die Stirn, man hätte einen Finger hineinstecken können.

„Fürs erste muß ich jetzt einmal mit Euch ganz allein reden," sagte der Christen mit Nachdruck und versuchte ein Lächeln, das aber schlecht gelang.

Der Furrer tat die hellen, grauen Augen auf. Es lag etwas in des Burschen Haltung, das ihn ärgerte, ihn, der gewohnt war, sich sein Dienstvolk in respektvoller Entfernung zu halten.

Christen trug noch die blaue, nicht just saubere Stallbluse, die Schafwollhose und die Holzsandalen an den nackten Füßen, aber sein Wesen war nicht knechtlich. Das Lachen um den schmalen Mund, das Verlegenheit war und Zutraulichkeit sein sollte, sah sich verdammt geringschätzig an.

Der Hochfluhhöfler wollte sich den Aerger kürzen.

„Frau, tu ihm den Willen und geh ins Nebenzimmer," wandte er sich an seine Gesponsin.

Die wurde erst jetzt aufmerksam. „Das fehlt sich noch, daß man wegen einem Knecht aus der Stube müßte; was so einer zu sagen hat, werde ich — denk' ich — auch hören dürfen."

Sie geiferte das giftig vor sich hin, aber mit dem letzten Worte war sie schon hinausgehumpelt.

Da schnaufte der Christen. Er maß den Furrer mit einem langen Blick, den der erwiderte. Dabei schien es, als glimme es hier wie dort von heimlichen Zornfunken auf, obwohl bisher ein ganz gutes Einvernehmen zwischen dem Meister und dem schaffigen Knecht geherrscht hatte.

Der Ratsherr Felix Furrer war ein gewaltiges Stück von einem Menschen. Stand er aufrecht, so streifte sein dunkles, am Kopfe zurückgestrichenes Haar die Decke. Sein Leib war schwer, stattlich und von noch mächtigeren Gliedern als der seines Knechtes. Sein Gesicht war glatt, wie aus gelbem Bein geschnitzt, er trug weder Kinn- noch Schnurrbart; Nase, Mund, Kinn waren scharf umrissen. Die harten und groben Züge waren diejenigen eines Mannes, der zum Befehlen, nicht zum Dienen da ist. Ueber den von Tränensäcken unterhangenen,

aus Runzeln leuchtenden Augen standen die Brauen buschig heraus, wie Gestrüpp von Felsplatten hängt, die Stirn war wölbig und hoch. Es hatte viel Denkens Platz dahinter, und in gewöhnlichen Zeiten dachte der Präses von Fruttnellen für sein ganzes Dorf. Seine weißen Hände hatten Bärentatzen-breite und waren fleischig, aber sie waren keines Werklers Hände. Der Hochfluhhöfler schaffte mit dem Kopf und durch die Hände seines Gesindes. Vom Schreiben gab es keine Schwielen an die Finger und dazu brauchte sie der Präses am meisten, der im Fruttneller Tal alles und bei den Herren von der Regierung im mehrere Stunden entfernten Tal-hauptort viel galt.

„Nun, so red jetzt," sagte der Furrer, als sein Weib verschwunden war.

„Ich bin gekommen, zu bitten, daß Ihr mir Euer Mädchen gebt."

„Was?" fragte der Bauer. Es kam scharf wie ein Pfeifen über seine Lippen. Dann lachte er trocken. „Bist ein Narr. Mach, daß du weiter-kommst."

„Ich bin gekommen, zu bitten, daß Ihr das Rosi mir zur Frau gebt," wiederholte Christen. Der Ton klang höher als das erstemal. Dabei hatte er die Hände vom Rücken genommen und riß an seiner Bluse.

„Werd mir nicht frech, Bub," mahnte der andre.

Die Ellbogen auf den Tisch gestützt, richtete er den massigen Leib langsam aus der lässigen Stellung empor. „Wir haben schon einmal von der Geschichte geredet. Damals — wie ich dich hier gehabt habe —

hat's geheißen, es sei nichts Böses gemeint — gegolt*) sei halt worden, wie Mädchen und Buben tun. Und ich habe mir das Golen verbeten. Du scheinst nicht verstanden zu haben, daß du fortgejagt wirst, wenn ich noch einmal etwas von der Narrheit merke."

„Zwei, die einander gern haben, sind schwerhörig in solchen Dingen," gab der Knecht zurück. Jetzt lächelte er wirklich. Es wurde ihm ganz leicht zumut, nun der Streit da war, wie einem, der beim Zahnarzt unter der Zange sitzt, nachdem er vorher im Wartezimmer auf die Folter gespannt gewesen ist.

„Nimm's nicht zu leicht, du," sagte der Präses. „Ich habe euch wohl aufgepaßt und habe gemeint, ich könnte euch wieder trauen. Seid ihr also noch nicht fertig miteinander?"

„Alle Nacht habt Ihr uns doch nicht hüten können."

Zwei scharfe Risse zeigten sich auf des Furrers Gesicht von den Mundwinkeln abwärts.

„Du kannst gehen, Christen Russi, jetzt, in dem Augenblick. Deinen Lohn bekommst auf vierzehn Tage noch ausbezahlt. Und packst zusammen!"

Er erhob sich, der Tisch ächzte, als bräche er zusammen, als er, sich darauf stützend, sich emporrichtete. Ein Holzstuhl flog beiseite. Dann schritt er zu seinem Schrank an der Stubenrückwand.

Christen lüpfte die geknüllte Bluse und krallte die Daumen in die Hosen; der Bauer brauchte die geballten Fäuste nicht zu sehen. Seine Lippen

---

*) golen = spielen.

preßten sich zusammen. Es begann Ernst zu werden. Dennoch muckste er nicht. Er ließ den Furrer gewähren, der die Schreibtischklappe herabgelassen hatte und in seinem Geld kramte. Sein Blick maß die Stube. Paßte er so schlecht in die Fürnehmheit? An dem Raum war nichts Fürnehmes. Er war groß; ein Kleinbauer hätte vier Stuben aus der einen gemacht, aber sonst war nichts darin, das besondere Wohlhabenheit verraten hätte. Bänke liefen rings an den Wänden, die weiß und wie Boden und Decke von rohem Holz waren. Die schweren eschenen Tische mit den eingelegten Schieferplatten traf man anderswo auch, ebenso die kurzen Umhänge an den kleinen Fenstern und die Heiligenbilder an den Wänden. Selbst der Gültsteinofen war kein Kunstwerk und der rohe Schreibtisch noch weniger.

„Sechzig Franken hast noch zu fordern," sagte der Bauer, sich mit einer Handvoll Silberstücke vom Schreibtisch abwendend, und begann die Taler auf einen der Tische zu zählen, „da komm her und zähl nach."

Christen rührte sich nicht von der Stelle. „Ich will kein Geld. Euer Mädchen will ich," trotzte er.

Der Furrer lachte beinahe ob des andern Unverschämtheit. „Daß du ein Stierkopf bist, habe ich dir schon lang angemerkt, aber in solchen Dingen nützt die Starrköpferei nichts. Daß du nur so dumm sein kannst, so eine Frage zu tun. Wer bist denn du? Was hast denn? Und willst das reichste Mädchen im Tal zur Frau!"

„Ich will nicht das Geld! Das Mädchen will ich."

„Ich will und ich will. Du, jetzt hör auf mit

deinem Wollen. In dem Hause gilt dein Wille nicht so viel." Der Bauer schnappte mit den Fingern! „Also nimm dein Geld und dampf ab."

Christen fühlte den Boden unsicher werden. Er war das viele Reden nicht gewöhnt, aber jetzt nahm er sich zusammen.

„Ich bin jetzt nur Euer Knecht, aber ich kann schaffen, und ich will es wohl zu etwas bringen. Habt nur Zutrauen, ich will Euch keine Schande machen, und die Rosi soll es recht haben wie selten eine."

„Dummheiten, Narretei! Verrücktes Geplärr! Nimm dein Geld jetzt. Ich will nichts mehr hören."

Krach! Das Ueberhemd des Knechtes hatte einen Gewaltriß. Seine Fäuste hatten zu mächtig hineingegriffen. Und jetzt kam es wie Unruhe über ihn, und eine leise Röte färbte seine Stirn.

„Die Rosi hat mich gern, sie will keinen andern!"

„Bah! So viel für Rosis Willen!" machte der Bauer und zerklatschte mit der breiten Hand eine Fliege, die sich auf dem Tische niedergelassen hatte. Die Fünffränkler waren aufgehüpft über dem harten Schlag. „Die Rosi hat gar nichts zu wollen. Ich sage es schon, wenn es für mein Mädchen Zeit zum Heiraten ist."

„Ueberlegt es wohl, Präses. Das Mädchen ist mein, und ich lasse nicht von ihm!"

Die Stimmen grollten rauher. Der Furrer tat einen drohenden Schritt. „Was scherst du mich? Dich fragt kein Mensch! Du gehst jetzt, oder —"

Des Christen Gesicht brannte.

„Gibst mir dein Mädchen nicht?" schrie er.

„Nein!" überschrie ihn der Bauer.

„Auch nicht, wenn sie schon — halb und halb meine Frau ist?"

Der Furrer zuckte. Dann verschärften sich die Striche um den Mund, bis ein Ausdruck unbarmherziger Starrheit um die verbissenen Lippen zu lesen war.

„Ich will nicht hoffen, daß sich mein Mädchen vergessen hat!"

„Es hat mir nur das Recht gegeben, das ich jetzt von dir verlange!"

„Was soll das heißen?" keuchte der Furrer.

„Daß es nicht unmöglich wäre, daß du in mir deinem Enkelkind den Vater verjagst!"

„Und das sagst mir — mir ins Gesicht, in meiner eignen Stube, als wüßtest nicht, daß ich dich mit einem Faustschlag hinstrecken kann, Knechtlein, daß du nicht mehr aufstehst!"

„Der Ratsherr Furrer wird nicht ins Zuchthaus wollen!"

Der Bauer war völlig verwandelt. Sein Gesicht war jetzt so kaltweiß wie seines Hauses Grundmauer; er stemmte seine Hände rückwärts an eine Stuhllehne, als wäre ihm selber bang, daß sie sich an dem Knecht vergriffen.

„Siehst dort den Heiland an der Wand, Mensch?" sagte er heiser, auf ein kleines Kruzifix deutend. „Ob er dir etwas gilt, weiß ich nicht, aber ich halte etwas auf ihn. Und bei dem dort schwör' ich jetzt, daß ich eher mein Mädchen mit den eignen Händen erwürge, als daß es dich heiraten darf!"

„Ist das das letzte, was Ihr mir zu sagen habt?"

„Das allerletzte.“

„Gut denn, Ratsherr, ich habe noch lang nicht ausgeredet!“

Christen wendete sich mit einem scharfen Ruck und schritt dröhnend zur Tür; die Fünffränkler blieben unberührt auf dem Tisch liegen.

Der Furrer hatte dem sich Entfernenden mit einem stieren Blick nachgestarrt. Er blieb in seiner Stellung und umkrampfte die Stuhllehne mit beiden Händen. Es rann wie ein Frösteln durch seine Gestalt, dann nahm er sich mächtig zusammen und trat unter die Wohnstubentür. Die Bäuerin kam von innen gehumpelt und fragte weinerlich, was es denn gegeben hätte; die Reden der zwei waren ihr unklar geblieben, trotzdem sie gelauscht hatte.

„Geh hinein, Frau!“ fuhr der Furrer sie an. Sie schreckte zusammen bei seinem Ton und verkroch sich wie ein verscheuchtes Kaninchen.

Der Bauer lauschte nach oben. Man hörte den Christen seine paar Sachen zusammenkramen; dann kam er über die Diele an die Treppe gegangen. Im gleichen Augenblick schlich sich die Rosi vom Hausflur herauf. „Hierher und zur Mutter hinein,“ murrte der Ratsherr feindselig wie zu einem Dienstboten. Rosi kam heran und drückte sich scheu an dem Vater vorbei, der spuckte aus vor seinem eignen Fleisch und Blut. Darauf heftete er den Blick auf den Christen, der mit einem seine Habseligkeiten enthaltenden Sack über der Schulter herniederstieg. Auch er hob die Augen. Gleich zähnefletschenden Hunden standen sie einen Augenblick einander gegenüber, dann stieg der Knecht wortlos über die Treppe

hinab. Der Ratsherr folgte ihm und wachte, daß ihm der andre ohne Säumen aus dem Hause ging.

Drittes Kapitel

Windgeschützt und wettersicher wie ein Versteck stand die letzte Hütte von Fruttnellen im Engtal zur rechten Seite des Baches. Ein kleines, altes, braunes Holzhaus, eine Steinplattenstiege zur Rechten, eine gleiche zur Linken, über jeder eine rauchgeschwärzte, wurmstichige Tür, zwei Geißställe im Unterbau, deren Türen nach innen sich öffneten, weil der Stallboden tiefer lag als der Dorfweg und im Winter der Zugang zu den Ställen erst aus dem Schnee gegraben werden mußte. Ueber den Tierbehausungen die Räume für die Menschen: eine Stube links, eine rechts, zwei Küchen und zwei Kammern nach hinten. Aus dem Dunkel der Hauswände schauten helle, freundliche Scheiben wie treue Augen aus eines braven Menschen Gesicht. Grünwerk und spärlicher Blumenschmuck zierte die vier Gesimse der Front, und das zu beiden Seiten schräg abfallende Schindeldach verdeckte die Fenster zu wenig, als daß nicht die Sonne allezeit Einlaß gefunden und daß sie nicht, ehe sie sich des Abends hinter die weißen Firne verbarg, noch einmal in die beiden sauberen Stuben hätte schauen können, wo sie das Tageslicht alleweil liebgehabt hatten wie ein heiliges Zeichen. Die drei übrigen Hausseiten schützte der Berghang und ein Zwerggeschlecht

von Tannen, die wie Ausgestoßene des höher am Bergrücken wurzelnden dunkeln Bannwaldes die Hütte umgaben.

Das Strahlegg-Hüttli, so hießen sie die Holzhütte nach dem Zinken, der hoch über Haus und Wald schroff wie ein Turm gen Himmel stieg und einen Schatz von Strahlen*) in seinem Gesteinleib barg. An dem Zinken knusperten die Strahler mit ihren Eisen herum wie Hänsel und Gretel am Hexenhaus, und das Knuspern war ein gefährliches Handwerk. Mancher, der sich mitten in der Nacht aufmachte, um den reichen Berg zu erklimmen, kam folgenden Tags beim Zunachten todmüde ins Dorf zurückgewankt und trug einen leeren Ranzen, weil der Weg zu den Strahlen unzugänglich gewesen war. Einer oder der andre brachte wundersame nachtdunkle Topase mit und wußte von Adern zu berichten, die weit größere Beute versprachen, aber — und sein Gesicht entfärbte sich — an den Zacken da oben saß der Tod und warf mit Schnee und Steintrümmern nach dem frechen Volk, das sich in seine Nähe wagte. Und mancher — zehn waren es im letzten Sommer geworden — war hinaufgestiegen und durch die Luft herabgeflogen, um, ein armseliges Häuflein Menschenleib, dem Steinriesen zu Füßen liegenzubleiben.

Unter den letzteren war der Mann der Russi-Kathrine gewesen, die in der Strahlegg-Hütte die linke Wohnhälfte innehatte.

Die Hütte war in zwei Teile geteilt. Zur Linken

---

*) Strahlen = Bergkristalle.

hauste das Weib, des Christen Russi Mutter. Die andre Hälfte hatte der Schullehrer mit seinem einzigen Buben inne. Hier eine Witwe, dort ein Witwer: warum es denn da nichts würde, hatten die alten Jungfern von Fruttnellen, denen schon die Möglichkeit einer Heirat den gelben Neid aufs Gesicht malte, zu Anfang oft gefragt. Und hatten es schließlich einsehen müssen, daß die Scheidewand, die durch die Hüttenmitte ging, noch nichts war gegen jene andre, welche einen scheuen und weichherzigen armen Schulmeister von einem hoch hinaus wollenden hartsinnigen Weibe schied. —

Es dämmerte stark. Kathrine Russi steckte die Lampe, die von der niederen Holzdecke herabhing, an. Sie mochte das Müßiggehen nicht leiden, wie manche Bauernweiber, die das Licht sparen und die Stunde des Einnachtens zu einem langen die Hände-in-den-Schoß-Legen benutzen. Das Lampenglas klirrte, der blecherne Rauchfang klingelte und schwang lange hin und her; die Kathrine hatte schwere Hände und griff rauh zu. Als die Lampe brannte, ging das hochgewachsene, starkknochige Weib nach den Fenstern hinüber und zog die weißen, sauberen Vorhänge über die kleinen Scheiben. Den zweiten und letzten hob sie noch einmal und sah in das wachsende Dunkel hinaus. Die schwarze Wolkenwand über den von fahler Helle übergossenen Firnen, die sich scharf, als hätte ein Messer ihren Rand geschnitten, vom helleren Himmel abhob, war ihr aufgefallen. Die stand nun da in den zweiten Tag und rührte sich nicht, ihre Nähe mochte einen bedrücken. Aber das Russiweib war nicht abergläubisch, sie lachte die

Betschwestern aus, die im Stand der Sonne, der Sterne und der Wolken alle Augenblicke den Finger Gottes sehen wollten. Sie ließ den Vorhang fallen und trat an ihren Stuhl und zu ihrer Strickarbeit zurück. Es war ein grober Mannsstrumpf, den sie arbeitete. In die Maschen waren Wünsche, Hoffnungen und Pläne eingestrickt für den, der ihn tragen sollte — ihren einzigen Buben. Der war annoch ein Knecht — aber einem hochgemuten Mann ist die ganze Welt offen —, der Bursch war zum Knecht zu gut, dem stand nach seiner Mutter Meinung mehr zu.

Die Kathrine war zu Fruttnellen unbeliebt, einmal, weil sie eine Fremde war und sich gar etwas Besseres dünkte als die Fruttneller, und dann, weil sie nicht über die Straße und von Nachbar zu Nachbar rätschen lief wie die andern. Dem Leibe nach hätte sie wohl zu dem Volke zählen können, das selber wie Klötze aus dem Bergstein geschnitten war. Wenn sie aufrecht stand, die Gestalt in das dunkle, schlichte Gewand gehüllt, den Kopf mit den schwarzen, reichlich mit Grau untermischten Haaren gerade und steif auf den Schultern, war sie ein stattliches Weibsbild. Ihr Gesicht war bleich, es kam kaum je ein Schein von Rot auf die hageren Wangen. Aus diesem Gesicht war das ihres Buben, des Christen, geschnitten. Dieselben scharfen, klugen und beinahe hochmütigen Züge, dieselben dunkeln Augen und dieselben unter eine weiße, hohe Stirn hingestrichenen schön geschwungenen Brauen. Die Kathrine hatte zu Hochmut nicht Ursache. Sie war eines armen Strahlers und Bergführers Weib gewesen, der hatte

sie aus dem Hause eines großen Herrn drunten im Talland geholt, wo sie Dienstmagd gewesen war. Jener Herr hatte sich zu seinen Bergfahrten in allen Landesgegenden jeweilen den Leonz Russi, den älteren, verschrieben, und bei den jeweiligen Besuchen des Gebirglers in der Talstadt und dem Hause seines Gönners hatte der sein Weib kennen gelernt. Diese empfand es damals als eine Erlösung, dem Dienen enthoben zu sein, denn Unterwürfigkeit war just nicht ihre Tugend, und ging mit Freuden in den freien Bergen die Freiheit suchen. Hier aber erwies sich, daß das junge Weib trotz der Abneigung gegen das Herrenvolk eine Sehnsucht hatte, selber zu diesem gezählt zu werden. Reich zu werden, war lebenslang der Kathrine Traum. Darum hatte sie den Mann gestachelt, immer und immer wieder sich an das Strahlegg zu wagen, darum wurde sie jetzt noch nie müde, für ihren Einzigen ein fürnehmes Los auszusinnen. Daß der Bub, der Christen, immer noch Knecht war, das wollte ihr nicht mehr behagen, das und ein Plan, den Burschen emporzubringen, fuhren ihr seit Wochen im Kopfe herum. Das machte, daß das Strumpfmaschenwerk von viel verschlungenen Gedankenfäden durchzogen war.

Kathrine saß eine geraume Weile und ließ die Nadeln klappern. Es war still in der Stube, aber die Sinnende langweilte sich nicht in all ihrer Einsamkeit. Zuweilen klang durch die dünne Holzwand aus der Nachbarstube das Johlen und Trillern einer jungen, übermütigen Stimme. Das war der Schulmeistersbub, der die Zeit nicht anders totzuschlagen wußte, wenn die Nacht ihn von der Gasse heim-

trieb, den Wildfang. Das Russiweib achtete nicht auf den Gesang. Sie schaffte, dann wieder ließ sie plötzlich die Arbeit sinken, legte den rechten Arm auf den Tisch und starrte gerade vor sich hin; es war, als ob sie an einem schweren Exempel rechnete. Auf einmal störte das Geräusch von auf der Haustreppe schallenden Schritten ihr Sinnen. Sie war keines Besuchs gewärtig und keines bedürftig und zog die Stirn kraus. Aber als draußen die Holztür knarrte und gleich darauf von einer harten Faust getroffen zuschlug, lächelte sie.

Gleich darauf trat Christen ein, einen Kleidersack in der Hand, das Gesicht bleicher als sonst und die Augen reger, glänzender, auch eine Linie um die Lippen, die etwas andres als Knechtsbescheidenheit bedeutete.

„Guten Abend," grüßte er und warf den Sack in eine Ecke.

Seine Mutter staunte. „Guten Abend. Woher kommst du um die Zeit?"

„Aus dem Dienst," gab er kurz zum Bescheid. Dann stieß er den Tisch zurück und setzte sich auf die Fensterbank dahinter. Dabei fiel ihm die Heimeligkeit der mütterlichen Stube auf und machte ihm das Herz warm. Er genoß sie nicht zu oft. Sein Gesicht klärte sich auf.

„Er hat mich fortgejagt, Mutter," sagte er beinahe leichthin.

Die Frau erschrak nicht. „Ist es wegen der Rosi?" fragte sie.

„Ja."

„Ich habe dir gesagt, daß du vorsichtig sein

sollst. Wenn man eine haben will, die über einem steht, muß man warten können. Uebrigens — es hat noch viele Mädchen und bessere noch als dem Hochfluhhöfler seines. Wart ab, Bub. Du hast Zeit. Wer weiß, ob sie dir nicht einmal nachlaufen, die Mädchen."

„Ich will keine andre," murrte er.

„Sei kein Narr. Wirst wohl nicht betteln wollen bei so einem! Du hast gefragt, und er hat dir das Mädchen abgeschlagen?"

„Ja," gab er zurück.

„So würde ich ihm die Ehre nicht mehr antun, an sie zu denken. Jetzt gerade zuleid würde ich mir eine suchen, die noch mehr gälte — aber nicht hier in dem Steinloch —, nicht hier, hast gehört, Bub!"

„Die oder keine," stieß der Christen noch einmal zwischen verbissenen Lippen hervor und zog die Brauen wild zusammen.

Kathrine rückte ihren Stuhl ganz nahe zu ihm hin und legte ihre Hand auf die seine, die auf dem Tische lag.

„Ich habe jetzt einmal mit dir zu reden, Christen. Allen Ernstes. Es ist nicht mehr zu früh. Da oben zu Fruttnellen ist kein Platz für dich, so wie du jetzt bist. Du mußt fort in die Welt hinaus, mußt das große Leben sehen und das Geldverdienen, das die Leute dort treiben. Herrgott, daß es dir noch nicht eingefallen ist, was für Haufen von Geld da in den Felsennestern vergraben liegen, die einer herausholen könnte, wenn er Sinn dafür und etwas gelernt hätte. Dem Einsässigen fällt es nicht ein, daß es hier im Land noch mehr zu holen gibt als

die paar Fuhren Wildheu, das Schlagholz und ein paar Gemsen und Murmeltiere im Herbst. Da muß ein Fremder kommen und etwas wagen und der, der kommen wird, wird ein reicher Mann.

„Lasset die alten Geschichten, Mutter. Tags Eures Lebens habt Ihr vom Reichwerden geträumt, aber das Träumen hilft blutwenig. Erst fortlaufen und lernen, auf welchem Weg einer zu etwas kommen kann, das will ich nicht, das geht mir zu lang. Ich weiß schon einen Weg, und den will ich jetzt gehen, trotz Teufel und Hochfluhhöfler. Ich will die Rosi haben, der Präses muß mich zum Schwiegersohn nehmen, es wird ja sein Schade nicht sein. Herrgott, das Hochfluhhofgut soll das Doppelte wert werden von dem, was es jetzt ist, und es soll wachsen von Jahr zu Jahr. Ich will schaffen darauf. Und ich kann schaffen. Wäre ich meiner nicht sicher, hätte ich ihn doch nicht um sein Mädchen fragen dürfen, den Präses. Aber so — er muß ‚ja‘ sagen.“

„Er muß und du willst! — Jetzt muß ich dich aber zweierlei fragen. Zuerst: heiratest das Hochfluhhof-Gut oder das Hochfluhhof-Mädchen? Zweitens: weißt auch, wie schwer einer beim Bauern am Ende vom Jahr ein paar Batzen beiseite legt?“

Der Christen sann vor sich hin. „Ob ich das Mädchen gern habe, meint Ihr, wenn ich so an das Gut denke? Ja, bei Gott hab' ich's. Und wenn sie ein armes Hudelmädchen wäre, ich nähme doch keine andre! Aber ich will mehr werden als andre. Und wie alles steht, muß ich mich auf ihres Vaters Gut aufarbeiten!“

„Bist denn sicher, daß die Rosi zu dir hält?“ forschte die Kathrine weiter.

„Ja,“ gab Christen Bescheid und wurde rot.

Die Frau glaubte eine Unsicherheit an ihm zu sehen. „Soviel ich das Mädchen kenne, ist es keines von den festesten; scheu, schwach, furchtsam. Der Vater wird es dir wohl abspenstig machen.“

„Er kann nicht mehr, sage ich,“ brach der Bub los und seine Hand schmetterte auf die Tischplatte.

Kathrine hatte scharfe Ohren für die Stimme ihres Einzigen; sie hörte seine eignen Zweifel heraus, aber auch, daß er an dem Mädchen mehr hing, als er zeigen mochte. Sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück und sagte ernsthaft:

„Wir wollen ruhig darüber reden, Bub. Deine Aussichten sind schlecht, wenn ich aufrichtig sagen soll, wie ich denke. Mit dem Trotz kommst nicht durch. Ich rate dir noch einmal: geh fort. Und wenn du gelernt hast, wie man reich wird, komm wieder. Dann magst immer noch dein Glück bei der Rosi versuchen.“

„Dann“ — lachte der Christen mit schmerzlichem Hohn —, „dann ist es lang zu spät. Das Mädchen wartet nicht auf einen mit weißen Haaren.“

Die Kathrine war hartnäckig. „Weißt, was ich immer habe denken müssen, wo hier Geld zu machen wäre? Das muß ich dir doch noch sagen. Im Tal unten brauchen sie Holz, viele Wagen voll im Jahr, hier stehen alle Hänge voll. Wenn sie das unten hätten! Im Tal brauchen sie Steine, Lasten Steine, und zahlen sie mit Haufen von Geld. Sieh die Wände

an, hier — ringsum, viele Häuser hoch. Wenn einer die in den Städten hätte. Ja, und warum bricht sie keiner? Im Tal müssen sie Wasser haben und Kraft, die in dem fallenden Wasser liegt. Hier stürzt es von allen Flühen. Warum stellt keiner seine Fabrik hier herauf an den Räfisbach oder an das Fruttneller Wasser? Und dann — in allen Tälern fangen sie an, Gasthäuser zu bauen für die reichen Leute, die im Sommer die Berge anstaunen kommen, und für die, die auf alle Stöcke steigen. Pah, sind solche Berge nicht auch hier? Ist der Gemsberg nichts und das Strahlegg!? Und die Siebenspitzfirne? Dein Vater hat immer gemeint, daß es nichts Schöneres gäbe als die sieben weißen Zacken dort gegen das Oberland hin. Und hier ins Fruttneller Tal verlaufen sich in jedem Jahr ein oder zwei armselige Ausflügler. Kein rechtes Wirtshaus steht da, das einen Fremden aufnehmen könnte. Ja, meinst jetzt nicht selber, daß da einer noch etwas machen könnte zu Fruttnellen?"

„Wenn er Geld hat, ja," sagte der Christen trocken.

„Eben. So geh und lern Geld haben. So gar viel braucht es nicht einmal zum Anfangen."

Der Christen erhob sich. Er legte die Hände auf den Rücken und maß die Stube eine Weile in langsamem Hin- und Wiederschreiten.

„An was denkst?" fragte seine Mutter nach geraumer Zeit und meinte, daß er ihren Worten nachgesonnen hätte.

Der Christen dachte an andres. „Daß ich noch einmal ins Dorf muß," gab er auf ihre Frage zur

Antwort. Und als sie den Grund dafür wissen wollte: „Ich will die Rosi noch sehen.“

„Heut' nacht noch? Laß dir Zeit. Ueberhaste es nicht. Morgen ist auch wieder ein Tag.“

„Der Tag ist jetzt nicht für uns zwei, nur die Nacht.“

„Wenn dich der Furrer erwischt!“ warf die Kathrine ein.

„Glaubt Ihr, ich fürchte mich? Das Mädchen weiß nicht, was es zu tun hat, ich muß heute noch mit ihm reden.“

„Also gibst nichts auf das, was ich dir geraten habe? Geht das dumme Mädchen allem vor?“

„Habt Ihr nicht selber immer gemeint, man müsse nicht zweierlei mit einmal tun wollen? So seht Ihr: zuerst will ich jetzt mit meinem Mädchen und seinem Vater ins reine kommen, dann reden wir wieder von Euern Plänen.“

Er hielt schon die Türklinke in den Händen. Kathrine wußte, daß da keine Widerrede half. Ihr Bub war von ihrem Holz, und das war zäh. Mochte er seinen Willen haben. Sie empfand nicht einmal Sorge um ihn, als er jetzt mit einem „Schlafet wohl, Mutter! Ich werde Euch schon nicht mehr wach finden, wenn ich zurückkomme!“ die Stube verließ. Er war alt genug, auf sich selber achtzugeben.

Sie hatte ihm sein „Gute Nacht!“ zurückgegeben. Jetzt ging sie zu ihrer Strickarbeit zurück. Sie schaffte bis spät und sann an ihren Lieblingsplänen. Als der Bub ausblieb, legte sie sich ruhig. Der Mädchennarr würde schon kommen.

Viertes Kapitel

Es war um die Zeit der jungen Tageshelle. Die sieben Firnzacken standen wie in Feuer gerötete riesige Eisenspitzen zum Himmel. Der Föhn hatte den dunkeln Vorhang zurückgeschoben, der die Gletscher zwei Tage lang verhüllt hatte. Ein klarer Morgen dämmerte herauf. Der Himmel war von schimmerndem Grau, als zuckten dahinter schon jetzt die Gluten und Strahlenblitze, welche die noch unsichtbare Sonne versandte. Ueber den Hängen und Wäldern war eine violette, düstere Färbung; grauweiße, feinfetzige Nebel hockten über dem Talloch, wo die Weilerhütten standen.

An der Strahlegg-Hütte war schon einer geschäftig. Der Kolumban Nager, der Schulmeister, war eben aus seiner Haustür getreten, hatte, oben an der Holztreppe stehend, noch die Weste über das rauhe Hemd gezogen und war darauf nach dem Stalle hinabgestiegen, wo er — das Werkzeug hatte neben der einen Geiß wohl noch Platz in dem niederen Loch — Holzbock, Säge und Beil hervorholte und sich daran machte, eine Anzahl am Hause liegender starker Aeste zu zerkleinern. Der Kolumban mußte frühzeitig aus dem Strohbett, wenn es Hausarbeit zu tun galt, denn um sieben Uhr begann die Schule und dauerte für den Lehrer bis fünf Uhr abends, mit einer so kurzen Mittagspause, daß er sich sein Essen mit ins Schulhaus nehmen mußte.

Aber der Lehrer war ein sonderbar zufriedener Mensch. Seiner Eltern Hütte hatte am Gemsberg

gestanden, hoch oben in einer Waldlichtung, wo, wie die Leute sagten, die Sonne ihr Nest hatte, weil noch ein warmer, heller Glanz über der Waldmatte lag, wenn der Weiler und das Fruttneller Dorf längst im Schatten versunken waren. Vielleicht kamen dem jungen Kolumban seine blauen, fröhlichen Augen von dem Lichtreichtum, in den sie vom ersten Tag an hatten blicken dürfen. Von jener Waldhütte aus hatte der Lehrer als Bub täglich zweimal einen zweistündigen Schulweg gemacht, Sommer und Winter, in Regen und Stürmen, Schnee oder Sonnenschein, und hatte nicht ein einziges Mal gefehlt. Dabei war er während des Unterrichts der Fleißigste gewesen, so unerhört fleißig, daß man im Dorf längst männiglich prophezeit hatte, das werde einmal ein „Gestudierter". Er war es geworden, freilich hatte er weder Patent noch gar Doktordiplom in der Tasche, das brauchte er nicht, um Lehrer zu Fruttnellen werden zu können; aber als er aus der Schule gekommen war, hatte er mehr gewußt als sein damaliger Lehrer, der alte verstorbene Regli-Baschi, der kaum recht schreiben konnte und im Sommer Kühknecht beim alten Hochfluhhöfler gewesen war. Darum hatten die Fruttneller ein paar Jahre später keinen Anstand genommen, ihn zum Nachfolger des Küh-Baschis zu machen. Da war er denn in die billige Strahlegg-Hütte gezogen und hauste dort seit zwanzig Jahren. Seit all der Zeit unterrichtete er die Fruttneller Jugend. Im vierzehnten Amtsjahre hatte er eines Geißbauern blutjunges Mädchen als Weib in seine einfache Behausung geführt; das hatte ihm nach Jahresfrist einen Buben geschenkt, damit er auch fürder nicht

allein sei, es selber aber hatte Umzug gehalten in eine noch engere Stube, als die der Strahlegg-Hütte war. Der Tod hatte dem Kolumban ein bitteres Leid angetan; ein paar Wochen lang war er herumgegangen wie ein Sterbenskranker, dann aber hatte er im Gedanken an seinen Buben das Gleichgewicht wieder gefunden. Und jetzt — wie schon seit lange — pflegte er oft des Abends mit gefalteten Fingern zu sitzen und des Jahres zu gedenken, während dessen das Fineli, sein Weib, bei ihm gewesen, und das so eine halbe Paradieszeit gewesen war. Er grämte sich nicht mehr um die Verstorbene, schaute nach dem hellen Himmel aus, wo die Sterne erwachten, und meinte, wenn jetzt an dem alten Volksglauben etwas Wahres sei, so zünde ihm auch das Fineli eine Leuchte da oben an. Oder er staunte in die dämmerige Stube und sah seines jungen Weibes Gestalt in fast leibhaftiger Deutlichkeit vor sich und ließ das Glück, sie besessen zu haben, sich über die Trauer gehen.

Im Dorfe hatte der Kolumban wohl keinen Feind. Der stille, frohe Mann war keinem im Wege, den Kindern aber war er lieb. Nicht daß er sie verwöhnt hätte, er hatte einen Ernst und eine Würde in seinem einfachen Wesen, die ihm Gehorsam verschafften. Die Erwachsenen kümmerten sich wenig um ihn. Hier und da wunderte sich der und jener, daß sein Bub oder sein Mädchen schon Zeichen zuweg brachten, die Buchstaben glichen, oder daß sie gar schon besser schrieben als er, der Vater, selber, der eine Viertelstunde an seinem Namen malte. Aber es fiel keinem ein, dem Lehrer hieran ein Verdienst beizumessen.

Der Frühaufsteher hatte sich rüstig an seine Arbeit gemacht. Er war ein schmächtiger, mittelgroßer Mann und hatte ein hageres, farbloses Runzelgesicht. Die einst hellen, fröhlichen Augen hatten wohl ihren jungen Schein verloren, aber es lag in den tiefliegenden Guckern des Fünfundfünfzigjährigen noch immer etwas, das einem wohl und warm ums Herz werden ließ, wenn sie auf einem ruhten. Der Kolumban klagte zuzeiten über seine Augen, und daß sie ihn gegen früher mit ihrer Schärfe im Stiche ließen. Die Lider und Ränder trugen einen roten, entzündeten Schein. Sein Haar war noch von dem fahlen Jugendblond, in dem man weiße Streifen nicht unterschieden hätte, selbst wenn sie dagewesen wären. Von derselben Farbe waren sein dünner Spitzbart und die spärlichen Haare seiner Oberlippe.

Der Lehrer hatte trotz der empfindlichen Morgenkühle die Hemdärmel bis zum Ellbogen zurückgestülpt, der dünne, knochige Arm handhabte das Beil so emsig, daß dem Arbeitenden warm wurde, ehe er noch eine Viertelstunde seinem Werke obgelegen hatte. Er fuhr sich, innehaltend, mit der schmalen harten Hand über die schweißnasse Stirn und sah, sich aufrichtend, an der Straßenwindung einen heransteigen. Eben wollte er sein Beil wieder ergreifen, als ein zweiter Blick auf den Nahenden ihn zögern ließ. Der Gestalt nach glich der Näherkommende dem Christen Russi, aber der war zeitlebens ein nüchtener Bursche gewesen, und der da herankam, hatte einen sonderbar unsicheren Gang. Jetzt gewahrte der Lehrer, daß der Mensch ein Tuch um den Kopf gewunden hatte, und dann, wie ein Bäch-

lein roten Blutes ihm unter dem Tuche hervor und über die gelbweiße Hemdbrust in die Weste rieselte. Dann erkannte er den Christen.

„Jesses Maria!“ entfuhr es ihm. Er tat ein paar Schritte dem Heranschwankenden entgegen. Der blickte ihn mit starren, gläsernen Augen an. Sein Gesicht sah zum Erschrecken aus. Es war wachsweiß, doch von brennroten Schlagstriemen durchzogen, und über die linke Schläfe hinab sickerte der schmale Blutbach. Der Mund war verzerrt. Er öffnete ihn grinsend und sagte: „Guten Tag, Lehrer!“

„Was ist mit dir, Bub? Hat es dir etwas gegeben? Was ist denn geschehen so früh am Morgen?“

„Das ist schon mehr von gestern nacht!“ knurrte er zurück, und der Christen taumelte vorüber, der Hütte näher.

Da erst sah der Nager, daß die Kleider des Burschen zerrissen und mit Erde und Blut beschmutzt waren. Er ging ihm eilig nach und faßte seinen Arm. Sie standen an der Scheitholzschicht. Christen tat plötzlich einen stockenden Seufzer, dann fuhr er mit der einen Hand nach der tuchumwundenen Stirn, als ob sie ihn schmerze, und setzte sich schwer auf den Holzstumpf nieder, auf dem der Nager seine Scheite zerschlagen hatte.

„Ich — ich — muß mich echli*) setzen!“ stammelte er.

Der Lehrer schielte verstohlen nach den Fenstern der Kathrine, dann trat er ganz nah an den Christen heran.

---

*) ein wenig.

„Dich hat es ungeschickt getroffen, da," sagte er und schüttelte bedenklich den Kopf. „Komm zu mir herauf," mahnte er gleich darauf, sich besinnend. „Wenn dich deine Mutter so sähe, sie würde nicht übel erschrecken. Komm!"

Er suchte ihn mitzuziehen. Aber der Christen stöhnte nur und blieb hocken.

„Komm doch, sei verständig! Ich will sehen, was mit der Wunde ist," drängte der Nager.

Da erhob sich der andre mühsam und stolperte, an der Hauswand sich emportastend, nach des Lehrers Stube. Sie war leer; der Bub, der Faulpelz, schlief noch. Der Nager schob eine Stabelle ans Fenster, die, wie die ganze Stube, so sauber war, als walte eine Weiberhand in der stillen Behausung. Wortlos warf sich der Christen auf das krachende Sitzgestell. Er schloß die Augen und bog den Kopf zurück. Die Zähne schlugen zusammen vor Schmerz. Der Lehrer kam mit einer Schüssel Wasser, löste dem Verletzten das Tuch und begann zu waschen.

„Jesses, Jesses, Bub! Was ist mit dir vorgegangen?" redete er dazu mit bedenklicher Miene. „Bist gefallen? Hat dich einer geschlagen?"

„Vier auf einen werden das Loch wohl zustand bringen," murrte Christen.

„Ja, wer — was für ein Rohling? Hast denn Streit gehabt?"

„Dem Präses seine Knechte! Haha, die vier Kaiben! Lassen sich wie Hunde hetzen —" Das Blut floß stärker.

„Still, Bub," mahnte der Nager, schritt dann hinaus, holte Zunder und legte ihn auf die Schädel-

risse. Eines der neuen Linnentücher riß er zu Fetzen, die sein Weib und nach ihm er so ängstlich gehütet hatten. So brachte er das Blut zum Stocken.

„Jetzt nimmst ein Gläsli!" befahl er, trug die Branntweinflasche auf, die er selbst nie antastete, obwohl es zu Fruttnellen fleißig um den Schnaps ging, und brachte dem Christen ein Glas an die Lippen.

Das brachte den zurecht. Er begann sich aufzurichten. Die Hände ballten sich ihm zu Fäusten, und plötzlich stand er gerade aufgereckt mitten in der Stube.

„Saget, Lehrer, habe ich das jetzt verdient? Macht man einen halb hin, wenn er zu seinem Mädchen will?"

„Ihr Sackerlotsbuben, ihr Sackerlots!" schrie der Kolumban. „Kaum seid ihr recht aus der Schule — und es ist mir, als wärest erst noch auf der Schulbank gesessen —, so lauft ihr schon allen Unterröcken nach. Dann kommt die Eifersucht zwischen euch — es gibt keine Ruh, bis einmal zwei für ihr ganzes Leben elend werden, einer, der schlägt, und einer, der hinfällt. Ihr —"

„Es ist keine Eifersucht dabei," unterbrach ihn Christen mit finsterer Heftigkeit. „Ich und das Furrer-Mädchen haben einander gern, und ich will es heiraten. Der Alte ist nicht zufrieden. Er hat mich fortgejagt und meint, ich getraue mich nicht mehr zu kommen. Ich bin aber heute nacht bei seinem Haus gewesen, wie ich noch hundertmal dort sein will. Da hat er mir seine Knechte angehetzt und hat selber zuerst dreingeschlagen, weil die andern

ihm zu lang gewartet haben, und ich habe mich nicht gewehrt. Was weiter geschehen ist, weiß ich nicht, es ist mir schwarz geworden vor den Augen, und als es Tag worden ist, bin ich in dem Furrer seinem Garten gelegen."

„Ts — ts — ts," mißbilligte der Kolumban.

Da fuhr des Christen Faust gegen die Decke.

„Meint er etwa, er sei mich los? Ein andres Mal fange ich es schon gescheiter an. Und, beim Eid, ich werde noch fertig mit ihm!"

Der Lehrer schritt zum Fenster. Er setzte sich und sah sinnend durch die Scheiben.

„Langsam, langsam, Bub," mahnte er, „keine Stierstirne ist hart genug, die Wände zu durchrennen, die der Herrgott baut. Ist dir das Mädchen bestimmt, wirst es wohl bekommen, wenn nicht, so nützt dir kein Trotzen und kein Toben.

Christen begann in der niederen Stube hin und her zu wandern. Manchmal überkam ihn dabei eine Schwäche, so daß er taumelte. Aber es ließ ihm nirgends Ruhe.

„Redet nicht! Redet nicht!" stammelte er. „Ich will die Rosi haben. Und sagt der Furrer tausendmal nein. Ich habe meiner Lebtag nichts Schlechtes getan, warum soll ich ihm also zu schlecht sein? Bei allen Heiligen, ich will nicht lugg*) geben. Heute und morgen und alle Tage bin ich am Hochfluhhof, und ich will —"

Kolumban drehte sein stilles Gesicht dem Grollenden zu. Seine kranken Augen schauten ihn ernsthaft an.

*) lugg geben = nachlassen.

„Was bist du denn für einer, daß du so gar viel willst! Siehst, Bub, ich bin nur der Schullehrer hier, und kein Uebergelehrter, und keiner, der weit herumgekommen ist. Aber ich denke so manchmal nach über allerlei, und vieles kommt mir anders vor als andern Leuten. Was nützt denn alles das viele Wollen und Planen und Suchen! Wenn die Sonne am blauen Himmel steht und die Lichtstreifen nach allen Seiten hinab auf die Erde fallen, da ist es mir alleweil, als hingen an Millionen und Millionen von goldenen Fäden die kleinen Erdenmenschlein, und der Herrgott da oben regierte mit einer einzigen Hand das Ameisengewimsel der Menschen und führte sie zusammen und voneinander, ließe hier einen Faden herab und zöge dort einen herauf. Und es wäre kein Wille als einzig der seine."

Der Alte hatte unbewußt die Finger ineinander verschlungen. Es lag etwas Feierliches über seinem Gesicht. Christen konnte nicht lachen. Aber zu grollen hörte er nicht auf. Er blieb in einer Ecke stehen, mit zornverzerrten Zügen, und grübelte. „Wenn ich nur einen hätte! Lehrer! Ihr habt es immer gut mit mir gemeint! Könnet Ihr —"

Ein Stampfen nackter Füße kam von außen über eine gierende Obertreppe. Ein blonder Kopf wurde unter der Tür sichtbar. Dann stieß ein Knie wider das Brett, daß es zurückfuhr und, die Hände in den Taschen vergraben, nur in Hemd und Hose, trat der Lieni, des Lehrers Einziger, in den Türrahmen. Er gähnte und dehnte sich, ohne die Hände frei zu machen.

„Ja, ist noch nichts zu essen da?" fragte er,

während er sich an den Tisch schob und Miene machte, dort den kaum unterbrochenen Nachtschlaf wieder aufzunehmen.

Des Kolumban Gesicht verdüsterte sich. Obgleich er seinem Buben noch Tag für Tag, wie er es ihm von klein auf getan, sein Morgenbrot richtete, ohne daß der einen Finger rührte, bereitete es ihm Unbehagen, daß ein andrer den Lieni, seinen Stolz, in seiner Faulenzerlaune sah.

„Hol dir Milch und Brot selber," sagte er schärfer, als der Bub es je gehört hatte.

Der Lieni hob sein hübsches Gesicht, in dem jeder Zug fein und mädchenhaft war, und das ihm zu Fruttnellen den Namen „der schöne Bub" eingetragen hatte. Die Schlaffheit verschwand daraus, die blauen Augen wurden hell. Er schien jetzt erst den Christen zu erblicken. Er fuhr sich mit beiden Händen über Wangen und Augen und zurück über das hellblonde, leichtwellige Haar. Sorglose, spöttische Heiterkeit zuckte um seine schmalen, weichen Lippen.

„Jesses, bist du da, Christen," sagte er, „du kommst früh herüber."

Christen hatte das Gebaren des Jungen kaum beachtet; er sann an ganz anderm.

„Tag, Lieni," grüßte er, kaum wissend, was er sagte.

Der Bursche hatte sich der Tür wieder zugewandt, er lachte den Vater an: „Ich hole mir das Morgenbrot!" und trollte sich. Das sonderbare Lächeln war auf seinem Gesicht stehen geblieben. Es wich nicht, stand so unnatürlich lange dort, daß es dem Gesicht etwas Höhnisches, Unaufrichtiges gab. Die

den Nager-Lieni lachen sahen, trauten ihm nicht über den Weg, obwohl der Vater sieben Eide auf seinen Buben schwor.

Indessen stellte der Kolumban zwei schadhafte Steinguttassen auf den Tisch und legte zwei zinnerne Eßlöffel daneben.

„Es ist Zeit zum Morgenessen, ich muß in die Schule. Willst mithalten?“ fragte er den Christen.

Der hatte die Augen noch an der Tür, wo der Lieni verschwunden war, und schreckte wie aus einem Traume auf.

„Schafft der Lieni nicht beim Präses jetzt?“ fragte er.

„Wohl, wohl.“ Die Augen des Lehrers leuchteten auf. „Ja, es ist ein verflixt Geschickter, der Bub. Der Präses hätte ihn ja nicht zu nehmen brauchen, um sein gutes Geld hätte er einen Hilfsschreiber aus dem Tal kommen lassen können. Aber siehst, er hat gleich an den Lieni gedacht. Und jetzt schafft er bei ihm, der Bub, und verdient seine Franken so gut wie einer.“

Wiederum achtete Christen kaum auf die lange Rede.

„Ich muß dem Mädchen Bericht schicken,“ sagte er noch halb zu sich selber und wurde rot. Das Bitten kam ihn sauer an. Dann nahm er sich zusammen. „Lehrer, könnte mir nicht der Bub einmal einen Brief mitnehmen für die Rosi, einen, den nur sie allein zu sehen bekäme?“

Der Lieni kam mit einem Topfe voll Milch zurück, während der Kolumban den Kopf noch schüttelte ob des Ansinnens.

„Du mutest mir da etwas Gefährliches zu," sagte der Alte bedenklich, während Lieni sich am Tisch niederließ und tat, als hörte er nichts, aber die Ohren doppelt spitzte. „Der Präses ist mein Lohngeber, fast mehr als die Gemeinde. Die Heimlichkeit kann mich um mein Amt bringen, ums tägliche Brot."

Christen fuhr auf.

„Es ist nur so eine Frage gewesen," erwiderte er barsch und stand schon in der Tür. „Ade und vergelt's Gott," sagte er noch und war hinaus. Der Lehrer hatte gemeint, einen stockenden Seufzer zu hören, als das „Vergelt's Gott" laut geworden war.

„Hitzkopf, so lauf!" murmelte er unwirsch und nahm neben seinem Milch schlürfenden Buben Platz. Während sie saßen und schweigend ihr karges Frühstück verzehrten, ließ der Lehrer seinen Blick mehr als einmal über den Blondkopf des Lieni streifen und fragte sich heimlich, ob er dem Christen, dem guten Burschen des achtbaren Weibes, der Kathrine Sohn, wohl den Dienst tun dürfte, den der gewünscht hatte? Und fragte sich, ob der Lieni der Rechte dazu wäre? Dabei zitterte etwas in des Kolumban Innern, von dem er sich selber nicht Rechenschaft zu geben vermochte. Er kam zum erstenmal in die Lage, zu entscheiden, ob sein Einziger Vertrauen verdiene, und zu der Stunde regte sich ein leiser Zweifel in ihm, ob sein Erziehertalent, das an den Dorfkindern sich bewährte, ihn nicht bei seinem eignen Sohne im Stich gelassen habe.

Fünftes Kapitel

Im Dorf Fruttnellen war ein stummer, bitterer Krieg entbrannt. Zwischen allen und einem einzigen, zwischen den lang Eingesessenen, der Landskraft, und einem fremden Hudel, zwischen einem Eisenkopf und den „stiergrindigen" Bergbauern, wie sie sich selber gern nannten. Der Christen Russi, von dem die Fruttneller herausgefunden hatten, daß er zu viel fremdes Blut in den Adern habe, hatte dem Präses, dem Furrer, zu trotzen gewagt und hatte es dafür jetzt mit dem ganzen Dorf zu tun.

Seit der Präses seinen Knecht verjagt hatte, war nahezu ein Vierteljahr vergangen, neunzig Tage und Nächte. Unter diesen Nächten waren wenige gewesen, in denen Christen nicht den Hochfluhhof umlauert hatte. Aber er hatte die Rosi nie mehr gesehen. Hätte ihm nicht des Schulmeisters Bub, der Lieni, zu berichten gewußt, daß sie noch da sei, so würde er gemeint haben, der Furrer hätte sein Mädchen vor ihm geflöchnet.*) Die Schädelwunde des Burschen war langsam vernarbt, aber in seinem Innern klaffte ein Schnitt, der brannte täglich mehr, jagte Fieber durch die Adern und machte den heißen Kopf zu klarem Denken unfähig. Er hatte damals drei Tage das Bett hüten müssen; des Lehrers Fürsorge mochte ihm mehr erspart haben. Die vierte und fünfte Nacht danach sahen ihn den Hof und Gaden des Präses umschleichen und belehrten

*) flöchnen = aus dem Feuer retten.

ihn, daß der sein Mädchen wie in einem Kerker hielt. Darauf tat er etwas, was ihm noch nicht oft eingefallen war: er schrieb einen Brief. Einen Brief an den Hochfluhhöfler. Herrgott, lange genug schwitzte er über der Arbeit, bis er die paar Worte zusammengestellt hatte.

„Werter Ratsherr, wollt Ihr mir jetzt Euer Mädchen geben? Was könnt Ihr sonst machen! Es will mich, und ich will es! Was könnt Ihr also machen, wenn zwei einander so fest wollen! Und ich will schon recht sein und auf Eure Sache schauen. Also gebt es mir! Ich gebe doch nicht nach, und ich hole das Mädchen — tot oder lebendig. Es grüßt Christian Russi, Leonzens."

Eine ganze Weile kam auf das Schreiben keine Antwort. Christen verging beinahe vor Unruhe und Ungeduld und drängte sich kühner und kühner in den Weg des Präses und seiner Leute, drang einmal zur sonntäglichen Gottesdienstzeit, nachdem er unter den Kirchgängern umsonst nach Rosi ausgespäht hatte, bis in des Furrers Wohnstube vor, wo er die Furrerin allein traf und von ihrem Mädchen trotz allen Bettelns nichts aus der Frau herauszubringen vermochte. Einige Tage danach aber brachte ihm der versoffene Postwirt, der zugleich Dorfweibel war, einen Amtsbrief, auf dessen Umschlag der Gemeinderatsstempel zu lesen war. Darinnen stand, daß der Ratsherr Felix Furrer befugt sei, dem Christen Russi, des Leonzen, tätlich und nötigenfalls mit Waffen in der Hand den Eintritt in sein Haus zu verwehren. Da bedurfte Christen keiner weiteren Aufklärung und Antwort

auf seine Werbung. Er zerknüllte den amtlichen Brief, stampfte ihn unter den schweren Schuh, noch ehe der Weibel um die Straßenecke verschwunden war, und fand noch Zeit, dem die geballte Faust zu zeigen und nachzuschreien: „In seines Vaters Kammer hinge auch noch ein Stutzen, wenn es denn an das gehen sollte!"

Von da an fingen die Bauern an, Partei zu nehmen. Ein Großteil schlug sich gleich von Anfang an auf die Geldsackseite. — Ein paar Burschen, denen Christen alleweil ein guter Kamerad gewesen war, hielten noch zu ihm. Aber die Großen von Fruttnellen, der Furrer, der Präses und weltliche Hirte, und der hochwürdigste Seelenhirt, der Pfarrer, bliesen vereint die Backen auf und machten den Wind, der die Wetterfahne der öffentlichen Meinung zu ihren Gunsten stellte. Der erstere entdeckte in Russi den „fremden Hudel", der letztere den Sünder und lauen Christen, denn der Sohn der Kathrine war nie ein Kirchgänger gewesen. Und sie brauchten sich nicht große Mühe zu geben, es waren Schleicher und Speichellecker genug, die ins Volk trugen, was der Präses und der Hochwürdige von dem ehemaligen Knecht hielten. Bald war Christen nicht viel besser daran als ein Aussätziger, um den die Leute einen großen Bogen gemacht hätten, hätte sich einer ins Tal verirrt.

Um die Zeit war es, daß in der Strahlegg-Hütte das Geld rar werden wollte. Des Christen Lohn erleichterte der Kathrine sonst das Haushalten, jetzt entbehrten beide die paar Batzen. Da ging der Bub einen Dienst suchen und klopfte eines

Tages nacheinander bei einem halben Dutzend Bauern um Arbeit an. Dabei merkte er erst, wie ungünstig ihm die Stimmung war. Ein Achselzucken und ein barsches: „Ich stelle jetzt niemand ein," war der gelindeste Bescheid, den er sich holte. Einer antwortete ihm, er nehme keinen fremden Zotter und verjagten Mädchenjäger in sein Haus. Am Abend trat er mit vor Zorn verzerrten Zügen bei der Mutter ein. „Für ihn sei zu Fruttnellen ausgedient," knurrte er schon unter der Tür, als er die Kathrine an ihrem Tische sitzend fand.

Um so eher sollte er ihrem Rat folgen und endlich ans Fortgehen denken, kam ihm Bescheid. Aber er warf sich auf einen Stuhl, den Oberkörper über den Tisch gebeugt und den Kopf in beide hohlen Hände vergraben.

„Fortlaufen und das Mädchen sitzen lassen!" stöhnte er. „Reden will ich mit ihm, gehe es jetzt, wie es wolle, sehen will ich es und noch heute!"

Der Mutter zum Trotz, die abmahnte, soviel in ihrer Macht lag, rannte er in derselben Nacht mit dem tollen Entschluß davon, zu Rosis Kammer durchzubrechen, und kam kaum eine Stunde später wieder, mit verbissenen Zähnen und einer finsteren Falte zwischen den Brauen. Die Kathrine stand auf, weil sie ihn so eifrig in der Stube hantieren hörte, und fand ihn geschäftig, ihres Mannes Stutzen instand zu setzen. Der Ratsherr habe nach ihm geschossen, hart am Kopf vorbei wäre ihm die Kugel gegangen, erfuhr sie auf ihre Frage. Da richtete sich das Weib zu seiner vollen, strengen

Größe auf, tat zwei Schritte gegen den Buben, entwand ihm unversehens die Waffe und trat damit in die Nacht hinaus. Ein Schlagen und Splittern scholl durch die halboffene Tür herein. Dann erschien die Kathrine wieder. Sie hatte ihres Mannes Gewehr an einem Felsen zerschlagen.

„Das Gewehr hat dein Vater auf der Jagd und im Stand in Ehren geführt, es soll jetzt nicht seinen Bub ins Zuchthaus bringen," sagte sie. Die Worte machten Eindruck auf den übermaßen sich quälenden Burschen.

Dennoch hätte er wohl kaum Ruhe gegeben, wenn nicht der Kolumban Nager, der Lehrer, sich bald nachher seiner erbarmt hätte. Dieser rief ihn eines Tages in seine Stube und fragte ihn, die ehrlichen Augen halb in Mitleid, halb in schlecht verhehlter Aengstlichkeit auf ihn gerichtet:

„Bist dem Furrer-Mädchen wirklich versprochen gewesen? Habt ihr 's Heiraten ausgemacht gehabt zusammen, bevor dich der Ratsherr verjagt hat?"

„Warum fragt Ihr das jetzt, Lehrer? Wenn ich mit dem Mädchen nicht einig wäre und nicht wüßte, daß es keinen andern will, so würde ich doch dem Alten nicht trotzen."

„So — so bring mir den — einen Brief an die Rosi, der Lieni soll dir ihn besorgen."

„Ich danke Euch, Lehrer, ich will es Euch nicht vergessen! Und ich würde den Dienst nicht annehmen, der Euch schaden kann, wenn ich einen andern Ausweg wüßte. So aber — Ihr tut mir etwas Mächtiges zulieb. Ich will es Euch schon gedenken."

Er preßte seine schmale Hand in seiner harten Faust und wandte sich ab und von dannen. Der Lehrer aber nickte trotz seines inneren Unbehagens zufrieden vor sich hin. Es hatte ihm lange schwer auf dem Herzen gelegen, daß er dem Christen, den er von Kindesbeinen auf gekannt und gern gemocht, die kleine Hilfe versagt hatte.

An einem der darauffolgenden Frühmorgen saß der Kolumban mit seinem Buben beim Morgenbrot. Der Alte rutschte auf seinem Stuhl und sah den Lieni immer wieder halb prüfend, halb unsicher an. Endlich nahm er einen Anlauf.

„Siehst du die Furrer-Rosi manchmal, wenn du beim Präses bist?“ fragte er.

Der Lieni schaute auf. Sein Gesicht war hell und keck dem Alten zugewendet.

„Immer,“ gab er zum Bescheid. „Beim Mittagessen sitzt sie neben mir.“

Der Lehrer zog ein weißes Papier aus der Tasche; er glättete den zerknüllten Brief auf dem Tisch vor sich. Dabei überzog sich sein Gesicht mit einer tiefen brennenden Röte. Daß er den Zettel nie in die Hand bekommen hätte! Erst jetzt fiel ihm ein, wie er seinen eignen Buben, um dessen Bravheit er sich mehr als die ängstlichste Mutter sorgte, zu einer ungeraden Tat aufzufordern im Begriff stand. Dann sah er den Christen vor sich und dachte an die Unbill, die dem Burschen ob seiner Liebe geschah. Zugleich wurde er gewahr, wie sich des Lienis Augen gespannt an ihm festsogen und seine Verlegenheit gleichsam belauerten. Er erschrak, aber er richtete seinen Auftrag hastig aus.

„Es ist dem Russi-Christen viel daran gelegen, daß die Furrer-Rosi den Brief da bekommt, ohne daß sonst jemand davon weiß. Nimm ihn mit und gib ihn heimlich dem Mädchen. Und hab Sorge, daß du ihn nicht verlierst."

Er wollte nicht viel Worte machen, damit die Sache unwichtig aussehe. Lieni nahm den Brief. „Ehem," machte er bejahend, aber er lachte, als er das Papier in der Tasche barg; es war das häßliche Abwärtsziehen des Mundes, das besagte, daß er mehr verstehe, als ihm gesagt worden war.

Bald danach schickte sich Kolumban zum Gehen an. Seine Arbeit begann früher als die des Lieni, der überdies nur zeitweise dem Präses Schreiberdienste an Stelle des kranken Gemeindeschreibers zu leisten hatte.

„Also trag dem Brief Sorge," mahnte der Alte noch einmal, als er schon, den alten, verfärbten Filz auf dem Kopf, unter der Tür stand. Dann, als müsse er den Buben doch noch gegen das Unrecht feien, das er ihm zumutete, sagte er: „Gehst dann auch am Kirchhof vorbei auf dem Heimweg und sagst ein Vaterunser für die Mutter — du bist eine ganze Zeitlang nicht mehr dort gewesen."

Als Kolumban die Tür schloß, war ihm fast leicht ums Herz. Das Fini, sein totes Weib, war eine so Seelengute gewesen, darum schickte er den Buben zu ihr.

Das gläubige Männlein hastete bergnieder, es war hohe Zeit zur Schule.

Indessen brachte Lieni sein Frühstück zu Ende, an dem er sich immer eine gute Weile vergnügte.

Er schob seine Milchschale weg und betastete den Brief, den er neben sich auf den Tisch gelegt hatte. Der war wohl verschlossen; er versuchte mit dem Zeigefingernagel den Umschlag zu öffnen, aber der hielt. Darauf hob er das weiße Geheimnis neugierig gegen das Licht; keine Zeile schimmerte durch. Lieni begann auf seinem Stuhl zu rutschen; das Papierblatt versuchte ihn hart, just weil es von dem — dem Christen kam. Der pflegte — so gut er sich zu dem Schulmeister stellte — mit ihm, dem Lieni, keine Freundschaft. Wo er mit ihm zusammentraf, kümmerte er sich kaum um ihn. Nur einmal war er ihm nahegekommen, und da war es gewesen, um ihm mit der schweren, schaffigen Hand eines ans Ohr zu hauen, daß ihm tagelang der Kopf gesurrt hatte. Weil er der Alten, der Kathrine, ein ungerades Wort nachgerufen hatte. Das war jetzt schon ein paar Jahre her, der Russi mochte es schon lange vergessen haben. Aber er, der Lieni, erinnerte sich daran, als er den Brief vor sich liegen sah, und wunderte sich, daß Christen just ihn zum Boten ausersehen hatte. Nach einer kleinen Weile zog er sein Sackmesser aus der Hosentasche, öffnete es und begann an dem Brief herumzustochern. Es gab einen Riß in das Papier. Der Lieni fuhr zusammen, und das Blut stieg ihm in die Backen. Er steckte sein Messer hastig wieder ein und schaute sich scheu um. Dann lachte er über sich selber; es war ihm gewesen, als stehe sein Alter hinter ihm. Er begann aber doch, das Eßgeschirr wegzuräumen, steckte den Brief zu sich und machte sich auf den Weg. Als er über die Steintreppe hinunterstieg, stand Christen

in der Straße, als ob er gewartet hätte. Er spähte nach dem Papier, das ein wenig aus der Tasche des Burschen hervorsah, dann trat er heran und streckte dem hochgewachsenen Buben die Hand hin. Der Lieni staunte, er wußte kaum, was der andre wollte. Dem seine Hand zitterte erregt, und sein Gesicht war in Unruhe und heimlicher Dankbarkeit sonderbar lebendig.

„Du," sagte Christen, „ich habe dir einmal einen Schlag gegeben und — gerade der Liebste bist mir nie gewesen. Aber ich will Respekt vor dir haben, Bub, wenn du mir das gut ausrichtest."

Das war keine glückliche Rede. Lieni mochte den Ton nicht leiden, den der Aeltere dem Jüngeren gegenüber unwillkürlich anschlug. Eine gewisse Unsicherheit in Christens Wesen ließ ihn merken, daß er jetzt etwas gegen ihn vermochte. Sein Kopf rückte um einen Zoll höher, seine Nasenflügel öffneten sich, als söge er die Macht in sich ein, die von ihm selber ausging. Er lächelte. Ohne zu antworten, tat er ein paar Schritte.

„Also, besorg es gut," sagte Christen.

„Ja, ja," gab Lieni fast unfreundlich zurück und schlenkerte hinweg. Christen sah ihm nach, bis er um die Wegecke verschwand. Der Lieni, der Bub, trug sein letztes Hilfsmittel. Und ob der zuverlässig war, wußte der Herrgott.

Hinter der Felsnase, die den Lieni den Augen Christens entzogen hatte, streifte dem seine Hand von ungefähr das knisternde Papier in der Tasche. Gleichzeitig erreichte das Getöse des Fruttneller Baches sein Ohr, der zur Linken des Weges in

jähem Absturz talwärts fuhr. Lieni dachte an den Christen, der von seiner Gnade abhängig war, und alle zehn Finger zuckten ihm nach dem Briefe. Hei, wenn er ihn dem Bach zusteckte, statt der Rosi! Der Christen wüßte es sein Lebtag nicht und konnte geradeso lange auf Antwort warten. Er trat dicht an das abschüssige Ufer und sah in die Tiefe, wo die weißen Wasser kochten, aber sein Entschluß kam nicht zur Reife. Er schlenderte am Abgrund hin, bis er die nächsten Häuser erreichte, das große, braune Ochsenwirtshaus inmitten eines wirr durcheinander gebauten Hüttenflecks. Hier bog der Weg abwärts und brachte ihn vom Bache ab. Er pfropfte die Hände in die Hosentaschen und trottete seine Straße fort. Pah, weil er ihn nun nicht weggeworfen hatte, sollte die Rosi den Brief haben, wenn die Gelegenheit es wollte. Er ließ sich Zeit beim Niedersteigen, glotzte da und dort nach den Scheiben der Häuser, pfiff jetzt ein Stück, jodelte jetzt eines, daß da und dort ein Weibsbild ans Fenster oder ein Bauer unter die Stalltüre trat. „Ha, des Lehrers Lieni," hieß es hier und dort. „Er hat's wieder nötig mit Singen," murrte ein Verdrießlicher. Dem nickte der Bub zu, es war ein weißhaariger Mann, der sich um den Gruß des Jungen nicht bekümmert hätte, selbst wenn der so höflich gewesen wäre, seine Kappe abzunehmen. Am Kirchweg stieg der Hochwürdige mit seinem Brevier auf und nieder, ein hoher, zu leichter Beleibtheit neigender Herr, dessen schwarzer Talar am Oberleib ausgefüllt war wie das Gewand einer Jungfrau von üppigen Formen. Er streckte die Nase,

die dick und knollig war wie eine währschafte Grundbirne aus Talboden, über sein Bäuchlein hinaus, als er das Klappern der Holzschuhe des Nahenden vernahm. Zwei scharfe, kleine braune Augen lauerten wie zwei Raubtierlein neben der mächtigen Nase hervor, und mit einer energischen Kopfbewegung warf er das lange, schwarze, steckige Haar, das vorn weit in die niedere, seltsam geformte Stirn hereinwuchs, in den Nacken, daß es sich am Rücken bauschte. Lieni tat die Hände aus den Taschen, als er des Geistlichen ansichtig wurde, er machte einen ehrfürchtigen Bogen und riß die Mütze vom Kopfe. Der Pfarrer nickte kurz und befriedigt und stieg seines Weges zurück. Der Bub schritt hastiger vorwärts; der Schwarze hinter ihm und der Hochfluhhöfler, das waren die einzigen im Dorf, in deren Nähe es ihm manchmal nicht geheuer war.

Der Hochfluhhof lag still da, als Lieni ihn erreichte. Die Knechte waren zur Arbeit aus, und es begegnete ihm niemand, während er das Haus umging und die Holztreppe zur Ratsstube hinaufstieg. Nur die alte Heinrike, die Köchin, steckte, die rauchbraune Küchentür halb öffnend, den häßlichen gelbbraunen Schädel heraus, um zu sehen, wer über die Treppe polterte. Lieni grinste sie an und knurrte im Vorbeigehen ein kurzes „Tag!“ Er klopfte an die Tür der Ratsstube, die Stimme des Präses gab ihm Bescheid. Da fuhr er erschreckt nach dem Brief und verbarg ihn in der inneren Rocktasche, ehe er eintrat.

„Tag!“ grüßte er auch hier, und es klang zahm und freundlich. Der Lieni konnte schöntun, wenn

er wollte. Und die Arbeit beim Präsidenten hatte für ihn noch zu sehr den Reiz der Neuheit, um ihm schon, wie sonst vieles, verleidet zu sein.

Der Furrer saß an einem langen, weißen, mit schwarzem Schiefer eingelegten massiven Tisch in dem hohen, schweren Lehnstuhl, den er nach Art der Ratsherrenstühle im Regierungsgebäude zu Neudorf vom Lori, dem Dorfschreiner, hatte anfertigen lassen. Der Stuhl war ein seltsames Bauwerk, denn der Lori war kein Künstler, aber was er schaffte, hielt Generationen aus. Starr und gerade standen die vier Stuhlbeine auf dem Boden, und ebenso gerade und unbequem ragte die hohe Rücklehne auf; die Stützlehnen für die Arme waren Marterhölzer. Sitz und Rücklehne hatte der Sattler, der Gundi, mit strohgepolstertem Leder sauber ausgeschlagen, so daß das Sitzungetüm immerhin einen fürnehmen Eindruck machte. Und es paßte zu dem, der es innehatte. Der Präses von Fruttnellen, der Bauer vom Hochfluhhof, gehörte auf eine Granitbank oder in ein dermaßen klotziges Gestühle. Kraftgestalten wie er verlangen nicht nach weichen Sitzen.

Lieni legte seine Kappe aufs breite Fenstergesimse und schielte nach dem Furrer, der seine Schreibarbeit kaum unterbrochen hatte, um dem Burschen den Morgengruß abzunehmen, und jetzt, die Stirn in die hohle Linke gelegt, emsig und mit kratzender Feder seine Zeichen zu Papier brachte. Des Buben Blick durchflog die Stube. Die Tür nach dem Wohnraume war wie die, durch welche er eingetreten war, geschlossen, so fiel nichts von der Helle, die draußen herrschte, in das nur zweifenstrige Sitzungszimmer.

Außer dem Tisch und einer Reihe Stühle enthielt das Zimmer nur ein einziges, mächtiges, in einer Ecke stehendes Möbel, das Gemeindearchiv. Gleich einem vierschrötigen Weibe machte es sich dort breit und trug in seiner Schürze, den vier schwer zu handhabenden Schubladen, die Schriften und Papiere, Protokolle und Register, die seit Jahren am besten Zeugnis zu geben vermochten, wessen Willen zu Fruttnellen galt.

Lieni wartete lange, daß der Ratsherr ihn auffordere, sich am Tische niederzulassen und ihm Arbeit zuwiese. Endlich rückte er sich eine Stabelle zurecht und hustete.

Der Furrer warf seine schlechte Feder neben das noch schlechtere Tintenfaß, aber nicht weil der Bub wartete. Er hatte sein Schriftstück mit einem scharf eingekritzelten Namenszug geschlossen, so daß die Feder unter der harten Hand gekreischt hatte. Nun zuckte es wie ein zufriedenes Schmunzeln durch sein Gesicht, er hatte für eine Ehrung, die ihm von seiten des Regierungsrates geworden, gedankt. Während er Streusand auf das Schreiben schüttete, hob er die bebrillten Augen und schaute lächelnd auf den Lieni.

„Jaso, du bist gekommen," machte er. „Aber — geh nur wieder heim für heute, es ist nichts Wichtiges da, und wenn du morgen den ganzen Tag hier hocken mußt, wirst gern noch Freizeit haben."

Lieni horchte hochauf. Der Furrer sprach sonst keine drei Worte mehr als er mußte. Und jetzt tat der Gewaltige von Fruttnellen freundlich mit ihm, dem Lehrerbub, über den sonst im Dorf nur Schimpfen war. Feuerrot im Gesicht erhob er sich,

der Brief in der Tasche fiel ihm ein. Jetzt könnte er sich bei dem Hochfluhhöfler in ein noch besseres Licht setzen. Der Bursche war klug, er sah den Bauern in einer Stimmung, in der er einen Dienst lohnen würde. Er griff zögernd nach seiner Kappe und sah sich um; der Bauer faltete seinen Brief zusammen.

„Präses, den Brief will ich Euch geben," sagte Lieni, hielt die Kappe in der einen und den Brief des Christen in der andern Hand und machte ein Gesicht wie die liebe Unschuld. „Ich mag hinter Euerm Rücken nichts tun, wenn mich schon der Russi-Christen aufgestiftet hat, das heimlich Euerm Mädchen zuzustecken."

Die Miene des Bauern wurde wolkig wie ein düsterer Tag.

„Du hast recht getan," sagte er und schlug die Hand schwer auf den Brief, den er dem andern abgenommen und auf den Tisch gelegt hatte. Dabei erhob er sich.

„Nun, auf was wartest?" fragte er den Lieni rauh, der mit offenem Munde dastand, als harrte er, daß ihm der Bauer den Brief vorlese.

Da drückte der Bub sich scheu, aus allen Himmeln gerissen; er hatte einen andern Lohn erwartet.

Sechstes Kapitel

Die Wasserströme des Himmels flossen. Tiefhängende Nebel waren über Berg und Tal gespannt, und aus diesen strömte es stet und regelmäßig, in langen,

dichten Fäden. Die Erde vermochte das Wasser nicht mehr zu schlucken. Von allen Wänden schoß es in weißen, gelben und braunen Bächen. Wer im Tal von Fruttnellen stand, der hörte ein Tosen das Regenrauschen überzischen, in dem einten sich die Stimmen der Sturzbäche und des in Schaum gewandelten Fruttneller Baches. Zuweilen krachte ein heller Schlag, ein langes Knattern wie Kleingewehrfeuer oder ein dumpfes Rollen in das Wassergetöse. Das war, wenn an den Bergen Steine sich lösten und zur Tiefe eilten, gefährliche Geschosse, mit denen die Steinriesen nach den Menschenzwergen warfen. Von einem Hang der Gemsbergalp ging eine Rüfe, eine rotbraune, lehmige Masse wälzte sich wie kalte Lava über grüne Flächen, einer der Fälle der Gemsbergplatten wurde in seinem Anfang von der Erdmasse verschüttet, bohrte sich Weg und stürzte, als ränne die Mehlsuppe der Gemsbergsennen aus, ein brauner Brei, über die senkrechte Wand und nieder in den Weilerwald.

Es hatte in der vergangenen Nacht gewittert. Nach langen, brutheißen Augusttagen war der Regen den Bauern willkommen gewesen, aber mit dem anbrechenden Tag hatte Nordwind eingesetzt, es war kühl geworden, die Nebel waren heraufgekrochen. Es ließ sich schlechtes Wetter ein, wie der wetterkundige Weibel versicherte, der im weinkranken Körper das Reißen bekam, wenn die Witterung umschlug. Um den Hochfluhhof stand das Wasser in Tümpeln, der Gaden in der Matte ragte wie aus einem See, ein paar Tanngrotzen streckten saftiggrüne Arme hilfeheischend zur Höhe, alte Bäume standen düster in dem nassen

Grund und ließen sich die grünen Wipfel von den Nebeln verschleiern. Hier und dort hingen diese wie zerrissenes Gespinst an den Aesten. Ein freudloses Wetter.

Drinnen im Hochfluhhof war freudloseres. Da — das Morgenbrot war noch nicht lange abgetragen — hülpte die Furrerin just von ihrem Manne hinweg, mit dem sie in einem einläßlichen Gespräch gesessen hatte. Die Bäuerin hatte einen Auftrag. „Hol mir das Mädchen," hatte der Furrer mit einer Stimme gekeucht, die keinen Weg aus der breiten Brust hatte finden wollen. Jetzt hinkte die Frau nach der Flurtür, zögernd, die kranken Züge in Angst und verhaltenem Flennen zuckend. Einmal schaute sie über die Schulter zurück nach dem Furrer und noch einmal — schon unter der Tür —, als hätte sie noch etwas zu bitten und traute sich nicht. Der Furrer hatte sich vom Tisch abgewandt, sein linker Arm ruhte noch auf der Holzplatte, seine Rechte war aufs Bein gestemmt, und er saß starr, geradeauf, als sehe er irgend etwas an der Wand, der angelaufenen Fensterscheibe oder draußen im Nebeltag. Sein Gesicht war schreckhaft ruhig, nur die Brauen erschienen wie von jähem Zusammenziehen noch buschiger, und die kurzen Wimpern zitterten einmal, während die Lider halb über die scharfen Augen sanken, wie wenn dem Bauern das lauernde Zwinkern einen Kopfschmerz erleichtern sollte.

Der Furrer hatte sich noch nicht geregt, als sein Mädchen, die Rosi, eintrat. Die Furrerin schob sie zur Tür herein, so weit, daß sie diese von außen wiederum ins Schloß zu ziehen vermochte. Das Mäd-

chen stand da, in die Türecke gedrängt, die Finger in den dunkeln, schlichten Rock gekrallt, als suchte ihre Hand nach einem Halt. Minutenlang war eine Sterbensstille im Zimmer, endlich hob Rosi das Gesicht, ein bleiches, an den Wangen leicht eingefallenes, das noch etwas von dem Reiz des just zur Jungfrau gewordenen Kindes hatte. Die Züge waren ebenmäßig, aber allzu weich, es fehlte ihnen jeder Ausdruck von Kraft oder Stolz. Aus den großen, graublauen Augen redete nichts als eine bittere Angst vor dem Gericht, das ihr bevorstand. Der dort, der Vater, der Präses von Fruttnellen, hatte in seinem Leben nicht viel Zeit gefunden, sich groß um Weib und Kind zu bekümmern. Die Frau war krank, er hatte für ihr Stöhnen und Seufzen kein Verständnis, und ihn, den Großbauern, nahmen die Sorge um sein blühendes Gut und nebenbei die nicht kleinen Pflichten, welche ihm seine Aemter auferlegten, viel zu sehr in Anspruch, als daß er noch Muße gehabt hätte, sich der Weiber anzunehmen. Nur wenn ihm die Bäuerin einmal über das Kind geklagt hatte, war er mit Schelten über dasselbe hergefahren und hatte es so verschüchtert, daß es den eignen Vater wie das Unheil fürchtete.

„Vater," brachte das Mädchen kaum vernehmlich heraus. Dabei tat es ein paar Schritte in die Stube hinein.

„Dort bleibst stehen, dort, wo du bist," sagte da plötzlich der Furrer. Seine Stimme hatte einen schweren, dumpfen Ton, wie das kurze Anschlagen einer Feuerglocke.

Rosi schreckte zusammen und taumelte rückwärts. Sie riß die Augen auf und heftete sie in verzehrender

Furcht auf des Bauern Gesicht, das sich ihr langsam zuwendete.

Der sah sie an, verzog den Mund zu einem häßlichen, höhnischen Lächeln und spuckte aus.

„Mich frißt der Ekel vor dir, Mädchen," sagte er.

Da schlug Rosi die mageren Hände vor die Augen, warf sich in Scham und Verzweiflung an die Wand und flennte. Es fiel ihr nicht ein zu trotzen, auch kein Bittwort kam ihr zu Sinn, obwohl sie seit langem daran gedacht hatte, den Vater fußfällig anzuflehen, daß er ihr ihren Schatz, den Christen, lasse. Sie hätte keinen Laut aus der Brust gebracht.

Der Furrer sprach wieder.

„Was fange ich jetzt mit dir an? Soll ich dich fortjagen, daß du zugrund gehst an der Straße? Soll ich dich einsperren zu meinem — zu meinem Vieh, das sauberer ist als du? Soll ich . . ."

Das Mädchen unterbrach ihn mit schrillem Aufschrei:

„Mein Gott, schlagt mich tot, Vater! Aber redet nicht mehr so!"

Sie hatte sich mit verkrampften Händen ihm zugewendet und schwankte und drohte zu fallen, dann erhaschte sie die Wand wieder und hielt sich mühsam aufrecht.

In diesem Augenblick ging das Gepolter vieler schwerer Schuhe auf der Holztreppe und auf dem Flur. Man klopfte an die Tür des Ratszimmers, dann trat eine laute Schar dort ein, man hörte ein Stühlerücken, die Bänke knarrten und ächzten, halb-

laute Stimmen, hier eine knurrige tiefe, dort eine hohe singende, tönten ineinander. Der Fruttneller Rat war zur Sitzung gekommen.

Der Furrer horchte auf, mechanisch zog er die schwere silberne Uhr aus der offenen Weste, zählte die Schläge der Wanduhr nach, die vom Nebenzimmer herüberkamen, und zählte sie an seiner eignen nach. Sein Gesicht verfärbte sich; er nestelte am Hemdkragen, es mochte ihm eng sein oder heiß, obwohl er in Hemdärmeln saß. Seine Züge verhärteten sich noch mehr. Er erhob sich. Geradeauf reckte er den schweren, stattlichen Leib, daß sein Haar die Decke streifte. Dann schritt er zu seiner Tochter und legte seine Finger um ihr Handgelenk. Der Rosi war es, als würden ihr Eisen angelegt. Und ohne ein Wort zog er sie der Nebenstube zu, wo der Rat saß.

„Jesus, Vater, was wollet Ihr mit mir!" stammelte das Mädchen, als er die Hand auf die Klinke legte. Sie suchte in seinen Zügen zu lesen, aber er tat, als höre er nicht. Die Klinke knarrte, sein Schuh traf die Tür, daß sie an die Wand zurückfuhr. Er trat über die Schwelle und zog das Mädchen mit sich. Ihr stieg das Blut zu Häupten, sie wand sich unter dem Griff seiner Faust, dann wurde sie leichenfahl, preßte die Lippen zusammen und zwang sich mühselig zu einer trotzigen Haltung.

Die Augen der Bauern ruhten auf ihr. Der Furrer hatte die Tür hinter sich ins Schloß gezogen und warf einen Blick über seine Kollegenschaft.

Sie waren alle da. Rund um den Tisch hockten sie und hatten die erstaunten Gesichter ihm zugewen-

det. Einzig sein Lehnstuhl war leer. Dem zur Rechten saß sein Vertreter auf dem Präsidentensitz, der Göhrig-Jost, der neben den andern eine fast fürnehme Gattung machte. Er war ein Junggesell von etwa fünfzig Jahren, in seiner Jugend hatte er es beim Militär bis zum Leutnant gebracht, und trug jetzt noch mit Vorliebe die enganschließende Joppe, die ihn an die Uniform erinnerte. Er war hager, mittelgroß, hatte ein braunes, häßliches Gesicht, das er alle Augenblick in eine andre Grimasse zog. Triefende Augen schauten unter schwarzen Brauen hervor, das linke kniff er einmal über das andre Mal ein, wenn er sprach und einem Worte Nachdruck zu verleihen wünschte. Im Spiel der widerwärtigen Züge ließ sich der ungerade Charakter des Jost erkennen, den er hinter glatten Worten zu verbergen wußte. Sein Kopf mit dem schwarzen Wollhaar und gleichfarbigem Backen- und Schnurrbart stach sonderbar von dem weißblonden Haupt seines Nachbars, des Waisenvogtes, ab, der zarthäutig und bartlos war wie ein unerwachsener Bub und doch seine vierzig Jahre auf dem Rücken und ein halbes Dutzend Töchter zu Haus hatte. Der Waisenvater war klein und mager — „bloß ein Mannli" nannte das Bergvolk die von so dürftigem Wuchs —, sein schmales Gesicht mit den scharfen Linien und der hohen Stirn verriet hellen Verstand, aber die Fruttneller hatten den Mattli-Xaveri zum Vater der Waisen gemacht, nicht weil er der Klügste, sondern weil er der Geizigste war im Dorf, und man erwartete, daß er für die paar blutarmen Witwen oder Waisenkinder

just so hausen würde, wie für seine eignen Mädchen, denen er das Brot so karg zumaß, daß sie nicht zu Fleisch kommen konnten. Der Dorfverwalter, der Meier-Kasper, der dem Mannli gegenübersaß, war nicht nur darum sein Gegenteil, der war fast so groß wie der Hochfluhhöfler selber und just so stattlich, aber sein Gesicht war dick und rot und schwammig; kleine Schweinsaugen blickten über die hohen Backen, als mache es ihnen Mühe, und eine niedere, ewig schwitzende Stirn war von spärlichem Haar überhangen. Von dem reichen Meier sagten sie zu Fruttnellen, daß seine Alte Dorfvogt sei, denn in der Tat besorgte sein Ehegespons das wenige, was für den Dorfhaushalt, dem der Furrer sonst vorstand, zu tun übrigblieb. Von den andern drei Räten war der Z'graggen-Florimelk eine wichtige Persönlichkeit, weil er beim Hochwürdigen viel galt. Der den Sechzigen sich Nahende hielt die Hände über den Bauch gefaltet und die Lider über die Augen gesenkt; sein schlecht rasiertes Stoppelgesicht verriet nicht ganz, ob er schlafe oder bete. Aber er betete wohl, denn er war der Frömmste zu Fruttnellen, wenngleich er manchmal wegen Holzfrevels gestraft werden mußte. Wenn er je den Kopf erhob, geschah es mit einem Augenaufschlag nach Art der Hühner, die für jeden Schluck Wasser dem Herrgott danken. Im übrigen hatte er einen Kranz von grauen Haaren um die Glatze seines Kopfes und war ein stiernackiger, hartsehniger Mann, dessen Leib verriet, daß er das Schaffen am Holz und Wildheu, in Schnee- und Wettersunbill so wohl kenne wie das Kirchenlaufen. Des Florimelks letzte

Kollegen, der Regli-Galli und der Treschen-Alois, waren just keine außergewöhnlichen Kerle; der Regli-Galli, ein kleiner Graukopf, spitzte die schmalen Lippen nach jedem Wort und spuckte aus, und weil er viel redete und ebenso fleißig ausspuckte, hatte er in beidem sich eine außerordentliche Fertigkeit erworben. Der Treschen-Alois endlich war ein langer, hagerer und schweigsamer Gesell. Warum er im Rate saß, wußte er wohl selber nicht, denn es wußte sich von seinen Kollegen keiner zu erinnern, daß er jemals etwas andres gesagt hatte als: „Ich schließe mich meinem Vorredner an" oder, wenn er zufällig zuerst gefragt wurde: „Ich will gerne hören, was die andern sagen."

Außer den Räten hatte noch der Nager-Lieni seinen Sitz am Tische. Er hockte breitspurig über dem großen Protokoll. Am Ofen hatte wie zur Winterszeit, wann er den Ehrensitz besonders beanspruchte, der Postwirt und Weibel, der Sebastian Zurfluh, Platz genommen. Sein gedunsenes Gesicht hatte eine Kupferfarbe, wasserblaue Augen glärten daraus hervor, die niedere Stirn, der ganze vierschrötige Kopf mit dem roten Haupt- und Barthaar boten einen widerwärtigen Anblick, und die mittelgroße Gestalt mit den Fleischergliedern, der eine ungezügelte Kraft innezuwohnen schien, vermehrte noch den Eindruck der Gemeinheit, den die Erscheinung des noch jungen Mannes machte.

Die Räte samt Schreiber und Weibel saßen mit weit aufgerissenen Augen. Der Florimelk nahm die Hände vom Bauch und faltete sie auf dem Tisch, er lächelte die Rosi süßlich an, als merkte er nicht,

daß die keinem noch so vertraulichen Gruß zugänglich war. Der Meier-Kasper nahm die lange welsche Zigarre aus dem Munde, schlug das Feuer am Tisch aus und murmelte ein „Potz Kaib!“ zwischen den Lippen; einzig der Waisenvogt war Herr seiner Rede und sagte ein „Tag, Präses!“ dem Bauern zum Gruß.

Um des Hochfluhhöflers herben Mund zuckte der Hohn. Die Einsenkung in der Stirn furchte sich tiefer.

„Tag!“ sagte er, als besänne er sich noch über ein andres Wort. Und plötzlich fuhr er laut und dröhnend fort, als schlage er mit der Kraft seiner Worte eine fürchterliche Scham in sich danieder.

„Das Mädchen hier — die Geschichte wird eineweg in allen Schmutzmäulern sein, bevor es Abend ist —, das Mädchen hat sich von einem Knecht verführen lassen.“

Rosi taumelte und sank zusammen. Der Bauer stand wie ein Block und achtete nicht auf die Bewußtlose; mit Eisenfingern hielt er ihren Arm fest.

„Es wird genug gerätscht und verlogen und versäumault werden! So will ich euch die Wahrheit sagen, daß ihr sie weitererzählen könnt, wenn euch das Maul überlauft, und ihr nicht zu lügen braucht. Der Russi-Christen, der Hudel, den ich verjagt habe, hat die Schuld. Er hat das Mädchen heiraten wollen! Aber er bekommt es nicht, nie! Vergesset das nicht, wenn man euch fragt. Eher erschlage ich den Fratz, als daß es dem Hudel zukommt. Was ich mit meinem Mädchen tun werde, ist meine Sache! So — jetzt kann keiner sagen, der Rats-

herr Furrer hätte Furcht gehabt, daß die Sache unter die Leute komme. Wenn mir 's Haus verdreckt worden ist, mache ich's auch wieder sauber, das könnet ihr geschrieben haben! So — und jetzt ist Sitzung!"

Er riß das Mädchen empor und achtete es nicht, daß dessen Haupt hintenüber sank. Mit zwei Schritten schleppte er sie durch die Wohnstubentür wieder hinaus und kehrte zurück, als ob nichts geschehen wäre. Die Bauern gafften einander halb dumm, halb verlegen an, als er wieder unter sie trat.

Der Furrer nahm seinen Platz ein und eröffnete die Ratssitzung. Denen am Tisch war eine Demut in die Glieder gefahren. Sein Gesicht sah nicht aus, als ob er Spaß machte. Und sie hockten wie die Schulbuben, die den Lehrer in schlechter Laune wissen. Die Traktanden waren noch nie so schnell erledigt worden; die Bauern sagten ja und Amen zu allem, was der Furrer anregte. Dabei stockten die Zungen, die sonst am redseligsten waren. Selbst die Pfeifen versagten sich die fünf Raucher unter den sechsen, die sonst die Stube vollzunebeln pflegten, nur der Meier sog und biß an seiner ausgelöschten Zigarre herum.

Als die Uhr im Wohnzimmer Mittag schlug und sich drüben das Gesinde mit Stuhlrücken und Tellerklirren zum Essen bereit meldete, schloß der Präses die Morgensitzung.

„Auf Nachmittag," sagte er, während er das vor ihm liegende Buch zuklappte. Dann tat er einen Atemzug, der aus den innersten Tiefen seiner

Brust zu kommen schien, und fuhr mit halblauter Stimme fort:

„Tausend Franken kann der verdienen, der mir ein Mittel weiß, wie der Russi und seine Alte aus dem Dorf könnten gewiesen werden. Es ist kein Platz mehr für die zwei in Fruttnellen."

Die Bauern neigten die Köpfe. Der Waisenvogt zuckte die Achseln und meinte: „Ja, ja, das beste wäre es, wenn es zu machen wäre." Der Florimelk rieb die Hände ineinander und stammelte ein: „Iere ja, Iere ja!" Aber der Regli-Galli spuckte einen Fluch nach dem andern heraus und verdonnerte den Russi in die unterste Hölle. Schließlich griff einer nach dem andern nach seinem Hut, murmelte ein „So ade bis nachher!" und drückte sich. Draußen atmeten sie auf und eilten heim, als ständen ihre Hütten in Brand. Eine Neuigkeit macht schnelle Beine. Am allerschnellsten lief der Weibel, der Postwirt, den trieb der Durst und die Mitteilungssucht, und er tat einen schauerlichen Fluch, als er seine schmutzige Trinkbude ganz von Gästen leer fand, so daß sein verschlagenes und verschüchtertes Weib die einzige war, die ihm hätte zuhören können.

Siebentes Kapitel

Der Präses war nach seiner Wohnstube hinübergegangen, wo die Furrerin, Suppe schöpfend, vor der dampfenden Schüssel saß. Knechte und Mägde standen herum. Hier staunte einer an die Diele,

dort eine durchs Fenster, hier verriet einer gähnend, daß ihm der Magen knurrte, und dort unterhielten zwei sich leise zusammen, um auseinanderzufahren, als der Bauer eintrat. Der Hochfluhhöfler nahm den Platz am Fensterende des Eßtisches ein. Dann setzten sich seine Dienstleute.

Mitten unter den Knechten setzte sich einer nieder, der dem Bauern verwandt war und den sie im Dorfe wie im Haus nur den „Amerikaner" nannten. Er hieß Furrer wie der Ratsherr und trug den Vornamen Karl, den er zu Charles veramerikanisiert hatte, aus dem aber die Fruttneller, den Präses nicht ausgenommen, ein „Tscharles", mit starkem Ton auf der letzten Silbe, machten. Der Vater des Burschen — der mochte selber an die dreißig Jahre zählen — war vor vielen Jahren mit Weib und Kind aus dem Hungerloch, wie er sein Heimatdorf nannte, fort und übers große Wasser gezogen. Wie so viele, hatte er die Erfahrung machen müssen, daß es sich in der Heimat immer noch besser hungert als in der Fremde, und war schon nach wenigen Jahren an Entbehrung und Krankheit, die Seinen im Elend zurücklassend, gestorben. Ihm waren Weib und drei Kinder gefolgt; von dem ganzen Fruttneller Auszugstrupp war nur der eine Bub, der Tscharles, zurückgeblieben. Der hatte sein Leben drüben auf ehrliche Weise gefristet, aber weder überklug noch überstark, hatte er es auf keinen Batzen gebracht. Schließlich hatte er den guten Einfall gehabt, daß saurer Verdienst auch in dem einsamen Bergtal zu haben sei, das er mit vierzehn Jahren verlassen, hatte auch

eine dunkle Erinnerung in sich getragen an den reichen Verwandten, den Hochfluhhöfler, und hatte mit Hilfe seines Konsuls den Weg in die alte Bergheimat zurückgefunden.

Er war ein langer, hagerer Mensch von hübschen Gesichtszügen. Weiches, braunes Haar umgab wellig seinen Kopf, und ein schöner, gleichfarbiger Bart fiel in dünnen Strähnen auf seine enge Brust. Die Wangen seines Gesichts waren stark eingefallen, fast runzelig, trugen aber noch ein gesundes Rot. Nase und Kinn zeigten ebenmäßige Linien, selbst die Stirn war nicht übel, nur die Augen hatten einen ausdrucksarmen Blick. Sie waren von brauner Färbung und blickten gleichgültig, schläfrig-gutmütig. Der Charles war gutmütig, er war genügsam, still bis zur Schüchternheit und ängstlich in des Ratsherrn Nähe, der ihn um der Verwandtschaft willen in sein Haus genommen hatte. Er tat seine Knechtsarbeit redlich und recht, überschaffte sich nicht, aber ließ sich auch keine Faulheit nachreden und gewann immer mehr jene innere Zufriedenheit der Alltagsmenschen, die nichts Besseres verlangen, solange Essen, Trinken und Schlafen zur rechten Zeit einklappen. Mit dem übrigen Gesinde hielt er nicht just große Freundschaft, obschon er sich weder Besseres dünkte noch dazu Anlaß hatte; sie ließen ihn auch meist seiner Wege gehen, verschrien ihn als dümmer, als er wirklich war, und labten sich an dem Gedanken, daß der Bauer den Amerikaner, seinen blutseignen Verwandten, zeitweise und wenn's not tat geradeso herunterputzte wie sie selber.

Der Präses ließ seinen Blick mit leuchtender

Schärfe auf dem Amerikaner ruhen, als dieser seinen Stuhl zum Tische rückte. Jetzt legte er seine weißen, massigen Hände auf der Tischplatte ineinander und sagte markigen Tones den kurzen Gebetspruch. Und noch während er betete, fiel ihm ein, daß der Stuhl seiner Tochter leer geblieben war. Seine Brauen fuhren jäh zusammen, aber er sprach nicht. Er griff nach dem Löffel und begann seine Mahlzeit. Dann war die Stube vom Geräusch der Eßwerkzeuge erfüllt, und es schien, als hastete das Gesinde sonderlich mit dem sonst gerne in die Länge gezogenen Geschäft; eine Schwüle war über allen, und es wurde kein Wort gesprochen. Selbst die Furrerin hob den Blick nicht von ihrem Teller und tat nur manchmal einen stockenden Seufzer; es war ihr unheimlich neben ihrem Manne, den sie nicht anzusehen wagte. Vor seinem lauten Zorn verkroch sie sich gern; die starre Ruhe, die jetzt an ihm war, obwohl sie ihn vom höchsten Grimm durchfiebert wußte, benahm ihr den Atem. Der Bauer aß wenig, einma ums andre legte er die flache Linke unter das feste Kinn und ließ seine Augen tischauf und -ab gehen von Gesicht zu Gesicht, als messe er den Essenden die Speise ab. Und jedesmal ließ er sie auf dem Amerikaner haften, lange, durchbohrend, bis dieser es merkte und ihm die Gabel zu zittern begann, die er emsig handhabte.

Die Knechte waren die ersten, die ihre Gläser leertranken, sich mit dem Aermel über die Mäuler fuhren und den Stuhl rückten. Die Mädchen lieben das Hocken am Tisch, so sehr sie das Hockenbleiben hassen; so kam es, daß der Tscharles noch allein

unter den Weibern saß, weil ihn die Verlegenheit ob des Bauern Musterung im Essen zurückgebracht hatte. Als aber auch er, beinahe übereilig, seinen Wein hinunterstürzte und sich aufmachen wollte, scholl des Furrers Stimme sonderbar spröde: „Bleib sitzen, Tscharles, ich habe noch zu reden mit dir!"

Wieder sahen die Weiber den Präses mit in die Hand gelegtem Kinn sitzen, und seine Augen musterten sie hell und höhnisch, als hätte er Lust zu fragen: ‚Seid ihr festgeleimt?' Da brachen auch sie auf.

„Wie der uns angegafft hat, bald nicht mehr recht essen darf man," geiferte es im Flur, als die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte.

Der Furrer regte sich noch immer nicht auf seinem Sitze und machte nicht Miene, als ob er reden wollte. Der Amerikaner begann unruhig zu werden; er wurde rot, wurde purpurn, fuhr sich mit rauhen Händen über die braune Zwilchbluse, über die abgetragenen Beinkleider und bohrte dann den Blick wieder fester in die Tischplatte, während ihm der Schweiß auf der Stirn perlte. Er sann und sann, was er verbrochen haben könnte, daß ihn der Bauer zurückbehielt, aber es wollte ihm nichts einfallen.

Endlich merkte die Furrerin, daß sie noch übrig sei. Der Bauer hatte es ihr mit einem sonderbaren Blick verraten. Sie erhob sich vom Tische, wo sie sich eben wieder hatte niederlassen wollen, und hinkte der Flurtür zu. Dabei fiel ihr ein Vergleich ein: war sie nicht wie der Hund, den man mit einem Fußtritt aus der Stube stäupt? Sie tat einen

Seufzer zum Steinerbarmen und ging dann flennend hinaus.

Da wandte sich der Bauer langsam zu seinem Knecht und Verwandten.

„Paß einmal recht auf, du, was ich dir erzählen werde," begann er, die Arme auf die Tischplatte gelegt, die Augen geradeaus in die des Knechtes gebohrt, der die seinen aufriß und nicht niederzuschlagen wagte, so bitterlich ernst blickten die andern.

„Der Hochfluhhof ist ein schönes Gut, das wirst selber schon gedacht haben, und der Bauer darauf, der Furrer, ist kein armer, das hast vielleicht auch schon sagen hören. Nun, und daß der Hochfluhhof und alles, was dazugehört und alles, was dem Furrer zu eigen ist, auf ein einziges übergeht, wenn der Alte einmal abkratzt, so weit hast vielleicht auch schon einmal nachgesonnen. Hast etwa auch schon reden hören, daß der einen ganz guten Schick macht, der das Mädchen einmal zur Frau bekommt, he, oder ist davon noch nie die Rede gegangen im Dorf?"

„Wohl, wohl," stotterte Tscharles, der nicht wußte, wo das hinauswollte, und die Sorge hatte, ob ihm bei dem Verhör auch gleich die wahre Antwort einfalle. Nach kurzem Besinnen fuhr er fort: „Die Dorfvögtin habe ich einmal sagen hören, ihr Bub, der Töni, möchte schon gern hinter der Rosi her, aber Ihr seiet ein Heikler*) in solchen Sachen und wolltet Fürnehmeres für Euer Mädchen. Und — recht habt Ihr, wenn Ihr das wollt."

---

*) Heikler = Besonderer, Eigner.

„Ja — siehst — gute Seiten hat sie also, die — die Rosi," fuhr der Furrer weiter, „aber sie — hat auch schlechte."

Seine Stimme war zu einem heiseren Flüstern gesunken. Sein Gesicht wurde weiß wie der fahle, schlechte Teller, der noch vor ihm stand. Es fiel ihm ein, daß er sich vor seinem eignen Knecht demütige. Ein Würgen im Halse hinderte ihn am Reden. Dann zwang er es doch heraus: „Der, der das Mädchen will, muß es bald wollen, sonst muß er gleich zwei nehmen. Es — es — muß einen Mann haben und einen Vater für das Kind — von dem andern."

„Jesus, mein Gott!" Der Tscharles war vom Stuhl aufgefahren, das Wasser schoß ihm in die Augen. Hatte nicht der Furrer geschluchzt, als er vorhin Wort für Wort hervorgezwängt hatte? Der Furrer und schluchzen, der, unter dessen harten Sinn sich ganz Fruttnellen beugte! Der Knecht blickte den Bauer hilf- und ratlos an, er fand kein Wort mehr als sein „Jesus, mein Gott!"

Der Präses saß schon wieder aufrecht und ruhig.

„Komm daher, setz dich da zu mir her," befahl er nicht unfreundlich, als hätte ihm des andern Mitleid wohlgetan.

Zögernd und scheu gehorchte der Bursche und ließ sich dicht neben dem Bauer nieder.

„Willst du das Mädchen?" fragte der plötzlich.

Tscharles starrte ihn fassungslos an. „Was habt Ihr gesagt?" fragte er mit verstörtem Gesicht.

„Ob du mir mein Mädchen abnehmen und von der Schand noch gutmachen willst, was gutzumachen ist, frage ich!"

„Das sagt Ihr nicht im Ernst, Ratsherr,“ stotterte Tscharles, „ich bin doch Euer Knecht — ich — was würden sie sagen im Dorf!“

„Was sie sagen werden? Haha!“ Des Furrers Stimme schwoll. „Das Mädchen vom Hochfluhhof darf dem Herrgott danken, werden sie sagen, daß der Furrer-Tscharles ihm den ehrlichen Namen wiedergibt!“

„Aber die Rosi,“ machte der andre wieder, „die wird doch keinen Knecht wollen.“

„So eine hat keine Auswahl,“ sagte der Präses. „Tu dich nicht herab, du! Ich frage dich einfach: willst dem Mädchen und mir eine Wohltat tun? Es ist nicht mehr oder weniger. So rede: Ja oder nein!“

Der Tscharles fuhr sich an den Kopf.

„Jeses, Jeses, es überkommt mich ganz. Ich kann es gar nicht überdenken.“ Er legte den Kopf in beide Hände und schaute in die leere Luft. So saß er sinnend eine Weile, während der Furrer den Blick nicht von ihm nahm.

„Muß es denn so geschwind sein?“ fragte er endlich, ohne sich zu rühren.

„Heute noch! Im nächsten Amtsblatt muß die Verkündigung stehen!“

Da zögerte der andre noch einen Augenblick, dann sah er den Bauern an. Etwas wie Anhänglichkeit stand in seinem sonst so blöden Blick, und er stammelte:

„Wenn es Euch ein Dienst ist und der Rosi, so will ich es tun. Aber ich werde halt schon dumm tun zu der Sache — ich — es ist mir alles wirr.

Und ich muß mich zuerst eingewöhnen. Seid mir nicht bös, Ratsherr."

„Verstehe mich wohl! Jetzt, und wenn es nach meinem Willen geht, noch manches Jahr — bin ich Herr hier, und das bleibt so. Aber wenn ich tot bin und du hast recht getan, sollst du meine Sach' haben für deine Kinder, für deine, hörst, nicht für das — das erste. Das muß fort. Für das ist nicht Platz hier!"

„Ja, ja," stimmte der Tscharles bei. Er hatte nur gehört, daß der andre Herr bleiben wollte, und sein Gesicht gewann einen ganz frohen Ausdruck. Fürs Regieren und Leiten war er nicht, aber so — das Hineinsitzen in das warme Nest mißfiel ihm schon weniger. Die Rosi fiel ihm ein und was für ein schönes Mädchen sie war! Und seine Frau sollte sie werden, die feine, die reiche!

Sein Herz fing an zu klopfen. Er war glücklich, ohne zu wissen warum, zuletzt überrumpelte das Glücksgefühl seinen armen Kopf so, daß er kaum mehr wußte, ob er in irgendeiner Lotterie den großen Treffer gewonnen, ob er im amerikanischen Goldland reich geworden, oder was immer ihm geschehen sei.

„Also bist einverstanden? So schlag ein, Schwiegersohn!"

Er legte die hagere, braune Hand in die des Bauern.

Der drückte sie schmerzhaft und sagte ein halblautes „Dank!", dem ein tiefes Aufatmen folgte.

„So warte jetzt gerade," beschied er ihn dann, „die Weiber sollen hören, was ausgemacht worden ist."

Er stand auf und ging aus der Stube. Tscharles

blieb mit rotem Kopf sitzen und sprach sich flüsternd etwas vor, was er nicht begreifen konnte: „Jeses, Jeses, jetzt bist ein Hochzeiter!“ Daß er ein Opfer brächte, fiel ihm nicht ein.

Dann kam der Furrer zurück und setzte sich an den Tisch. Gleich danach traten die Frauen in die Stube. Die Tränenspuren standen noch im Gesicht der Furrerin, als sie hereinhülpte und wehleidig fragte, was sie jetzt solle, nachdem man sie erst fortgeschickt. Rosi sah aus wie eine Gestorbene. Selbst aus den Lippen war das letzte Blut gewichen. Unter den Augen standen Schatten, und der Blick hatte etwas von dem des gejagten Wildes, das keinen Ausweg sieht und keine Kraft mehr zum Fliehen hat. Sie wußte nicht, wozu sie gerufen wurde, aber es schien, als frage sie kaum mehr danach, ob neues Unheil bevorstehen möchte. Sie blieb in der Nähe der Türe stehen und starrte zu Boden; sie hatte kaum beachtet, daß der Tscharles in der Stube saß.

Die Furrerin hatte sich in ihres Mannes Nähe gemacht. Der sah zu seiner Tochter hinüber.

„Gib dem Tscharles die Hand,“ sagte er rauh; „er will dir eine Gnade erweisen und dich zur Frau nehmen.“

Rosi zuckte zusammen. Dann sah sie auf. Das Entsetzen stand in ihren großen Augen.

„Jesus, nein, nein,“ stammelte sie und hob die Hand wie zur Abwehr, und als schwebe eine Axt über ihr.

Die Furrerin glotzte und wußte nicht, sollte sie zustimmen oder dem Mädchen helfen.

Der Ratsherr nahm ruhig ein abgeschabtes, ledergebundenes Notizbuch aus der Tasche, zog den Bleistift heraus und legte beides auf den Tisch.

„Im nächsten Amtsblatt wird die Hochzeit ausgekündigt," sagte er, im Buche blätternd, und wenn die Einsprachefrist vorüber ist, wird geheiratet."

Das klang so geschäftsmäßig, als verhandle er einen Stier, statt seiner Tochter.

Rosi aber taumelte dem Tische zu.

„Vater," bat sie mit herzzerreißender Stimme, „ich — ich habe ja den — den — andern gern —, ich! Jagt mich fort! Schlagt mich! Aber — lasset mich zu dem!"

Der Furrer wandte sich an den Tscharles, als hörte er nicht.

„Du gehst nachher zum Zivilstandsbeamten und machst Anzeige."

Dem Knecht war das Flennen nahe, so ging ihm das Leid des Mädchens zu Herzen.

„Lasset ihr den Willen, Ratsherr! Der Christen Russi ist der Bessere von uns beiden! So gebt sie ihm in Gottes Namen! Ich — ich will jetzt gehen, bis Ihr es ausgemacht habt!"

Er zog verlegen die Hose hoch und drückte sich der Tür zu; es wurde ihm unheimlich.

Aber der Furrer befahl: „Da bleibst! Und jetzt keine Umstände mehr! Gib ihm die Hand, Mädchen!"

Er trat auf die beiden zu und zwang ihre Hände zusammen. Rosi schluchzte und stand mit abgewandtem Gesicht. Tscharles streichelte und tätschelte die Hand, die er in der seinen hielt.

„Flenn jetzt nicht mehr, Mädchen, ich will schon recht sein mit dir,“ sagte er weichherzig.

Sein Mitleid ging dem Mädchen zu Herzen. Plötzlich — sie wußte selber kaum wie — stand sie bei dem Tscharles, hatte den Kopf an seine Schulter gelegt und ließ den Tränen ihren Lauf. Und der dumme, eckige Mensch tat das Allergescheiteste, legte den Arm um die Rosi und führte sie zur Tür.

„Sie muß allein sein,“ sagte er entschuldigend über den Rücken zurück. Dabei hat er ein vor Verlegenheit krebsrotes Gesicht. Er fand sich schwer in seine Rolle.

Als sie hinaus waren, begann der Furrer in heftigem Auf- und Niedergehen seine Stube zu messen, indes die Bäuerin in gefalteten Händen den Rosenkranz drehte, den sie hervorgeholt hatte, als sie vor Qual und Furcht nichts andres mehr zu tun gewußt hatte.

Der Bauer blieb vor ihr stehen. Ein Zittern rann durch seinen Leib. Er erhob beide Hände mit seltsamer Gebärde.

„Siehst, Frau,“ sagte er, und in seiner starken Stimme klang eine leise Unsicherheit, „siehst, jetzt haben wir das Mädchen versorgt, von dem wir einmal gemeint haben, daß es für den Landammann gut genug sei.“

„Aber warum dem gerad — warum an ein so blödes Mannsvolk?“

„Warum? Hast noch Auswahl jetzt? Ich habe es übersonnen und übersonnen und zuletzt das gefunden. Wenn der Herrgott Besseres weiß, so soll er es anders fügen!“

Er richtete sich auf. Es war, als läge es feucht in seinen Augenwinkeln. Aber als er zur Tür hinausschritt, war er wieder der alte, der wußte, was er tat, und von seinem Wollen nicht wich.

Eine Woche danach stand dem Tscharles und des Hochfluhhöflers Mädchen im Amtsblatt die Ehe verkündet.

Achtes Kapitel

Es war am Abend nach dem Tage, an dem der Hochfluhhöfler sein Mädchen mit seinem Knecht zusammengegeben hatte, daß der Christen Russi den Weg vom „Weiler" hinauf nach Fruttnellen schritt. Er hatte im Gemsbergwalde am Holz gearbeitet, nun stieg er hastig seines Wegs, als vermöchte er es nicht zu erwarten, bis er am Hochfluhhof vorüberkäme. Es war ihm noch keine Antwort auf seinen Brief an Rosi geworden, und die Ungeduld trieb ihn immer wieder an das verbotene Haus.

Die Wartezeit hatte ihm übel zugesetzt, sein Gesicht war hagerer geworden, und die fiebrige Unruhe, die in seinem Innern war, flackerte in seinem Blick. Er schritt aufrechten Ganges bergan, im Dehnen und Recken seiner Glieder zeigte sich seine nervige Kraft; die schwere Holzaxt, daran Rock und Weste hingen, und das lange Seil drückten die Achsel nicht, die nur das rauhe Hemd schützte.

Eine abendliche Luft strich um die Fruttneller Nase und wehte dem Burschen entgegen, das offene Hemd von seiner nackten Brust zurückschlagend. Er

fühlte die scharfe Kühle und atmete tief, der Windzug, der wie der Griff einer rauhen Faust war, tat ihm wohl. Schlag gegen Schlag, Faust gegen Faust: das hätte er willkommen geheißen! Das untätige Zuwarten, das Hoffen und Bangen der letzten Wochen lastete unerträglich auf ihm. Seine dunkeln Brauen ruhten aneinander, während er höher stieg. Noch diesen Morgen war ihm die Kathrine, seine Mutter, mit der rauhen Hand über die Stirn gefahren und hatte gesagt: „Zieh nicht solche Falten, Bub, auf der Tafel fängt das Alter noch früh genug zu zeichnen an." Aber die schönste Furche grub sich wieder zwischen seine Augen.

Und es war doch eine wundersame, glanzübergossene Welt um ihn. Die Sonne stand über den Siebenspitzfirnen, der Weilerweg lag im Schatten. Der Abend war von glorienhafter Reinheit. Noch lag Regenfeuchte auf den Hängen und Matten, auf dem glanzgrünen Wald, auf dem Wege selber noch. Selbst das Blau des Himmels schien feucht, und die Tümpel, die in allen Löchern standen, waren wie Fetzen vom Himmel gerissen; lag doch der blaue Widerschein darin oder der Rosenglanz, den die sinkende Sonne über alle Berge und die blauen Wolkenbogen warf.

Aber Christen hatte den Blick auf den Weg gerichtet und achtete aller Schönheit nicht. Nur einmal, ehe der Pfad sich wendete, schaute er hinab in die Tiefe. Dort lag das Tal offen, der Räfisbach zischte hinaus, einem fernen See zu, der Himmel war nicht von hohen Bergtürmen getragen, sondern dehnte sich tiefer ins Tal. Und dort in-

mitten der blauen Wand über Wald und Hanggrün stand ein einziger silberweißer Stern. Sein Licht war wie heilig gegen das üppige der sinkenden Sonne. Des Burschen Herz ging auf. Und die Sehnsucht nach dem ihm verwehrten Mädchen, um dessentwillen ihm die Narbe von der Schläfe ins Haar lief, wuchs in ihm. Aufs neue schritt er dann aus. Sein Blick erreichte die Fenster des Hochfluhhofes, dem er sich näherte. Er biß die Zähne zusammen, je mehr er dem Hause nahe kam. Ein Knecht des Bauern ging vorüber, aber sie wünschten sich nicht den guten Abend, wie es Sitte war. Christen glaubte ein höhnisches Husten in seinem Rücken zu verhören. ‚Der Ratsherr hetzt sie dir an,' dachte er und schritt weiter. Dann erreichte er das Haus und spähte vergeblich nach der Rosi. Der Amerikaner, des Präses Knecht und Verwandter, war im Begriff, aus der Tür zu treten; als er den Christen erblickte, stand er einen Augenblick wie mit Blut übergossen und ging ins Haus zurück, als müßte er sich verbergen.

Der Christen zögerte; es war ihm, als könnte er nicht vorüber, ohne daß er sein Mädchen gesehen hatte; aber er wartete umsonst. Sein Herz klopfte an die Rippen, er tat einen Seufzer, dann strich er müde weiter. Als er sich dem Pfarrhause näherte, sah er den Hochwürdigen an einem seiner offenen Fenster stehen. Er zog den Hut nach langer Gewohnheit. Der Pfarrer wendete sich mit einer heftigen Bewegung ab, als verdrieße ihn sein Gruß. Das verwunderte ihn; er hielt die Augen offen, als er die Häuserreihe durchschritt, die sich bergan zog.

Und dabei stieg sein Groll. Hier trat die Babe, des Sattlers Frau, ins Haus, die eben noch auf der Bank davor gesessen hatte, just als weiche sie ihm aus, dort verschwand der Lori, der Schreiner, in seiner Werkstatt, der noch eben die Straße herabgespäht hatte. Und als er an das Ochsenwirtshaus kam und die Fini, die Kellnerin, grüßte, die unter der Tür stand, gaffte sie ihm frech ins Gesicht, murrte etwas, was er nicht verstand, doch was keine Schmeichelei sein konnte, und verschwand wie die andern, als verpeste er die Straße. Das Blut stieg ihm zu Gesicht, und er setzte die Zähne aufeinander. Jetzt ergriffen auch die Weiber Partei gegen ihn!

Aber es kam noch besser! Als er die Postwirtschaft des Dorfweibels im Kehr des Wegs erreichte, tönte ihm der Lärm erregter Stimmen entgegen. Dann hörte er einen rufen: „Da kommt er, der Hudel, der Mädchenjäger!“ — „Der Tropf!“ überschrie den ein andrer. „Der fremde Zotter!“ brüllte noch lauter ein dritter, und die Wirtsstube spie eine Herde weinheiserer Bauern aus, die mit roten Köpfen und geballten Fäusten ihm ihre Schmähreden hinab- und nachsandten, während er langsam vorüberschritt. Plötzlich zwängte sich der Baschi, der Postwirt, durch den Knäuel der Bauern — er war nicht mehr sicher auf den Beinen. Einen lästerlichen Fluch ausstoßend, griff er einen schweren Stein vom Boden und schleuderte ihn dem Davonschreitenden nach, daß er wenige Schritte von jenem zu Boden klatschte.

Da wendete sich der Christen. Seine Augen

glühten auf, und er riß die Axt von der Achsel. Aber er besann sich, zwang sich mit Mühe und Gewalt, und die Waffe aufs neue schulternd, entfernte er sich, während einige der Schreier dem Beispiel ihres Gastgebers folgten und nach ihm mit Steinen warfen, ohne ihn jedoch zu erreichen. Nur ihre unflätigen Worte schollen noch hinter ihm, als er die Nase längst umgangen hatte und an den letzten Hütten vorüberschritt.

Er war mächtig erregt, seine Knie bebten und ein Frost durchrann seinen Körper. Nicht daß er sich fürchtete! Die ohnmächtige Wut schüttelte ihn, daß er allein stand, allein wider den da im Hochfluhhof und seine Hundsmeute von gehorsamen Bauern. Er fuhr zusammen, als eine freundliche Weiberstimme ihm über den Holzhag eines Gartens, der ein kleines sauberes Steinhaus mit grünen Läden vom Wege trennte, ein „Guten Abend" bot.

„Guten Abend," wünschte er zurück, wollte vorübergehen, besann sich aber und trat zu dem mit Gartenarbeit beschäftigten Weibe.

„Fleißig, Vroni?" fragte er und versuchte umsonst, seiner bebenden Stimme Sicherheit zu geben.

Das Weib, das im Alter seiner Mutter sein mochte und die einzige war, an welche die Kathrine sich näher angeschlossen hatte, trat dicht an den Hag heran und reichte ihm die Hand.

„Je nun, ja," gab sie Bescheid und fragte: „Willst heim?"

Dabei schien es, als hätte sie ihm etwas zu sagen und getraute sich nicht.

Sie war eine runde, behäbige Erscheinung; ihr

Aeußeres war von peinlicher Sauberkeit wie das Haus, darin die Hofer-Vroni mit ihren drei Schwestern lebte. Schlichtes, dunkles, glattgescheiteltes Haar war an der Stirn in zwei Hälften geteilt und am Hinterkopfe in Flechten aufgesteckt. Aus einem wohlgeformten, gelblich-bleichen Gesicht schauten dunkle ehrliche Augen mit einem mutigen und scharfen Blick. Die Hofer-Vroni versah zu Fruttnellen die Stelle eines Arztes. Es waren viele, vor allen unter den Weibern, welche die stille, energische Frau ihren Schutzengel nannten, nicht nur um ihres guten Rates in Krankheitsfällen willen, sondern weil sie umherging wie ein schweigender und verschwiegener Bote der Barmherzigkeit, und im Verein mit ihren drei Schwestern alles das unter die Armen und Aermsten verspendete, was sie nicht just zum bescheidensten Leben selber brauchten.

„Willst heim?" fragte Vroni und maß Christen mit einem forschenden Blick. Er lehnte an die Zaunpfähle, und seine Finger, die einen derselben umspannten, zitterten dabei leise.

„Du zitterst ja," sagte Vroni, „was hast? Hat es etwas gegeben mit dir?"

„Streit habe ich gehabt vorhin," sagte er gleichmütig, „weiß der Teufel, was den Lumpen eingefallen ist, dem Zurfluh-Baschi und seinen Gästen. Mit Steinen sind sie hinter mich!"

„Ich will es dir sagen," sagte Vroni in entschiedenem Ton, „schlage dir das Mädchen, dem Präses seines, aus dem Kopf. Dann gibt es wieder Ruhe im Dorf und für dich."

Christen faltete die Stirn. „Wenn die meinen,

sie machen mir Angst oder bringen mich mit Gewalt auf andre Gedanken, so sind sie an den Lätzen gekommen," sagte er rauh.

Vroni ließ sich nicht irre machen. „Rede kein Blech! Was wolltest machen, einer gegen hundert! Aber —" sie stockte und vollendete mit Nachdruck: „Nun, jetzt wirst wohl nachgeben müssen, ob du willst oder nicht!"

„Wieso?" fragte Christen und warf den Kopf auf.

„Wart, bis das nächste Amtsblatt kommt, dann kannst es lesen."

„Ja, was ist denn?"

„Die Furrer-Rosi ist mit dem Amerikaner versprochen!"

„Das ist gelogen!" stieß er heraus, aber seine Lippen zuckten.

„Besser ist es schon, wenn du es weißt und glaubst," fuhr Vroni ruhig fort. „Du mußt dann nicht staunen, wenn du es gedruckt siehst. Und gerade so die Leute anzulügen ist sonst meine Gewohnheit nicht!"

Die Frau machte ein ernsthaftes, fast erzürntes Gesicht. Er vermochte nicht mehr zu zweifeln, daß sie ihrer Sache gewiß sei.

„Woher wisset Ihr es?" fragte er leiser.

„Wenn du in einem der Wirtshäuser gewesen wärest, hättest es können von den Leuten erzählen hören, die es vom Präses selber wissen!"

„So, von dem?" machte der Christen. Das Blut kam in Wellen in sein Gesicht zurück. Dann packte er sein Beil fester, murrte ein sonderbares:

„Jetzt will ich doch heim!“ zwischen den Zähnen und lief ohne Gruß hinweg.

Vroni sah ihm nach. Sie murmelte ein mitleidiges „Hm, hm“ und schüttelte den Kopf dazu. Der Bub tat ihr leid, trotz allem, was sie heute über ihn hatte schimpfen hören.

Indes stieg Christen fürbaß und erreichte die Strahlegg-Hütte im Laufschritt. Axt und Seil polterten auf den Boden im Vorflur, und sein Schuh schlug an die Tür, ehe er nur die Klinke aufgedrückt hatte.

Die Kathrine kam aus der rauchigen Küche herbei und fragte, was es gäbe. Er trat in die Stube, und sie folgte ihm. Da stand er mit geballten Fäusten, die Zorntränen standen ihm in den Augen.

„Sie wollen mir das Mädchen verschachern, Mutter! Es soll den Amerikaner heiraten, als ob der mehr wäre als ich! Nur daß ich es nicht bekommen soll! — Aber beim Eid, ich nehme das nicht ruhig hin. Auf Ehr' und Seligkeit — jetzt muß abgerechnet werden!“

Kathrine schaute ihn spöttisch an. „Du — die ließe ich laufen! Das Mädchen soll den Halbnol*) nehmen, wenn er dem Alten paßt. Du wirst später schon andre auslesen können.“

Der Christen blieb taub. Er warf sich auf einen Stuhl, legte den Kopf auf die über die Lehne gebreiteten Arme und versank in Brüten. Der Brief fiel ihm wieder ein. Daß er noch immer keinen Bescheid hatte auf den Brief!

---

*) Halbnol = Halbnarr.

„Der Lehrer ist heute schon zweimal hier gewesen und hat nach dir gefragt," unterbrach Kathrine sein Sinnen. Als er nicht aufschaute, fuhr sie fort: „Er ist sonderbar gewesen, er wird alt, so wird er, der Goli. Am Morgen schon habe ich ihm gesagt, daß du vor dem Abend nicht heimkämest, und mittags hat er schon wieder den Kopf hereingesteckt und gefragt, ob du nicht da seiest."

„Was wird er wollen?" fragte Christen. Dann schielte er nach der Wandstelle, wo ehemals des Vaters Gewehr gehängt hatte. Auf einmal taumelte er empor, faßte sich an die Stirn, reckte sich dann, daß sein Kopf kerzengerade an die Diele reichte, und sagte: „Jetzt will ich gehen, Mutter."

Da scholl das Klappern von Holzschuhen auf der Steintreppe am Hause.

„Da ist er wieder," sagte Kathrine und rief ein einladendes „Ja!" hinaus, als ein zaghaftes Klopfen an der Stubentür ging.

Der Kolumban Nager trat herein. Er hielt den Hut in den Händen, als spräche er bei fürnehmen Leuten vor, und seine Gestalt erschien eigentümlich gebückt. Auch sein Gesicht war entstellt, es lag ein Ausdruck aus Scham und Verlegenheit gemischt über seinen Zügen.

„So, bist jetzt da, Christen?" sagte er, während er den Hut in den Händen drehte und eine Blutwelle ihm übers Gesicht schlug. Den Gruß hatte er vergessen.

„Sitzet ab, Lehrer," sagte Kathrine. „Ihr müßt es eilig haben, daß Ihr dreimal gelaufen kommt, und wichtig muß es auch sein!"

Der Nager nahm den Stuhl, den sie ihm anbot. „Dank, Frau! Und — ja — ja, es ist — ich muß halt dem Christen etwas sagen, etwas!"

Er hatte die Worte mühsam hervorgestottert und stockte jetzt ganz. Hilflos sah er sich nach der Russi-Kathrine um.

Die kam ein Mitleid an für den ungeschickten Mann. Die stille Würde und Sicherheit, die sonst über ihm lag, war ihm ganz verloren gegangen. Sie meinte zu merken, daß er mit dem Christen allein zu reden verlange und ihre Nähe scheue. So trat sie aus der Tür.

Da richtete der Nager den Blick auf die verstörten Züge des seiner kaum achtenden Burschen. „Bub!" sagte er leise.

Der andre schrak zusammen, und als er in die entzündeten Augen des Lehrers blickte, fiel ihm trotz all seiner Last auf, daß sie trüber geworden waren und wie durch einen leisen Schleier schauten.

„Ja," gab er dem Nager zur Antwort.

„Hast schon gehört, was mit dem Präses seinem Mädchen ist?" fragte dieser.

„Ja — ja — und eben —" Christen erhob sich. Ungeduld kam ihn plötzlich an. Er erinnerte sich, daß er nach dem Hochfluhhof gewollt hatte.

„Also das Mädchen nimmt jetzt einen andern," begann der Lehrer wieder, hastiger als das erstemal, als fürchte er, daß ihm der Bursche entlaufe.

„Ja — ja — es sollte — ich habe es gehört —" stieß der Christen hervor.

„Aber," stotterte der Nager, „hast denn nicht

nach deinem Brief gefragt? Du hast doch noch keine Antwort auf den?"

Der Christen stand mit einem Ruck bockstill vor dem Dasitzenden.

„Nein," keuchte er und meinte, daß ihm der Lehrer die Antwort bringe. „Hat die Rosi Euerm — dem Lieni endlich etwas aufgetragen für mich?"

„Nein," sagte der Nager, und das Blut drängte ihm heißer zu Häupten. Die Finger spielten mit dem Hutrand. Ein paarmal öffnete er umsonst die Lippen, dann brachte er es leise heraus: „Die Rosi hat deinen Brief nicht bekommen! Der — der Lieni hat ihn dem Furrer, dem Präses selber, gegeben."

„Was!" schrie Christen ihn an. Aber als er sah, wie der Lehrer mit dem Zeigefinger eine dünne Feuchte aus den Augenecken rieb, mäßigte er sich. „Wie hat er das angefangen?" fragte er gepreßt. „Wie hat er es denn so — so ungeschickt anfangen können?"

Etwas wie Hoffnung zuckte durch das Gesicht des Kolumban.

„Ja, ja, gelt, es kann doch nur Ungeschick gewesen sein von dem Bub! Er will es nicht sagen, wie es gegangen ist, aber er wird es dumm angestellt haben. Vielleicht hat der Präses ihn ausgefragt, vielleicht —"

Der Christen war ans Fenster getreten. Er starrte in die wachsende Dunkelheit hinaus, als hätte er den Lehrer vergessen. Der erhob sich und legte ihm die Hand zag auf die Schulter.

„Magst es uns halt verzeihen, Bub! Ich habe

es gut gemeint, und der Lieni, er ist auch noch jung und —“ er stockte wieder.

„Und falsch!“ sagte der Christen mit hartem Ton, indem er sich umwandte.

Der Nager zuckte zusammen. Seine Wangen brannten. „Sag das nicht,“ stammelte er zitternd. „Man soll von keinem so Schlechtes reden, bevor man ihn nur hat die Kinderschuhe austreten lassen! Vielleicht bist auch nicht immer ganz gewesen, wie du hättest sollen, und willst es doch nicht anders Wort haben, als daß du jetzt ein braver Mensch bist! Und der Bub, der Lieni — wer weiß, wie das gegangen ist mit dem Brief! Warum sollte er jetzt ein Schlechter sein! Seine Mutter ist eine Brave gewesen und — und ich — ich weiß nicht, ob du meinst, daß er von mir die Falschheit geerbt haben soll!“

Der bittere Ton tat dem Christen leid.

„Kümmert jetzt nicht daran,“ sagte er rauh. „Was geschehen ist, ist geschehen, da kann keiner mehr helfen. — Aber ich muß jetzt fort! So, ade. Ich —“

Christen näherte sich der Tür. Da kam ihm der Nager nach und haschte nach seiner Hand.

„Es ist ein Unglück mit dem Brief! Aber — gelt? — ich kann nicht glauben, daß der Lieni es bös gemeint hat! So verzeih uns doch!“

Fast um ihn los zu werden, legte Christen seine Hand in die ihm zugestreckte des Nagers. Dieser hielt sie fest. Er spähte mit seinen kranken Augen nach dem Gesicht des Burschen. „Gelt, du glaubst es selber nicht, das, was du gesagt hast?“

„Was?“

„Daß der Lieni ein Falscher sei!“

„Nein!“ stieß der Russi hervor, die Ungeduld trieb ihn. „Aber ich muß jetzt fort,“ drängte er dann noch einmal.

Der Lehrer klammerte sich fest an ihn. „Du willst noch einmal zu dem Furrer hinab! Bleib da, es geht nicht gut, wenn du hingehst. Das ganze Dorf hilft dem Präses, und sie haben dir nicht viel Gutes prophezeit!“

„Sei vernünftig, Bub, und bleib,“ sprach Kathrine dazwischen, die eben zu ihnen trat.

„Ich muß hinunter, und wenn sie mich erschlagen wie einen Hund, so muß ich!“ rief Christen.

„Es nützt nichts und nützt nichts,“ mahnte der Nager. „Vor dem Rat hat der Präses frei heraus gesagt, daß sein Mädchen in Schand ist, aber daß er es eher erschlägt, als es dem gibt, von dem es ein Kind unter dem Herzen trägt! Jetzt wirst wissen, wen das angeht!“

Der Christen neigte sich vor, als verstehe er nicht recht. Seine Augen vergrößerten sich. Dann tat er einen leisen Schrei. „Jetzt erst recht — jetzt erst recht!“ stammelte er in sich hinein, warf die Kathrine zurück, die seinen Arm festhielt, und stürmte über die Treppe hinab.

Der Lehrer sah das Russi-Weib an, die bleich geworden war und halb verwirrt ins Freie starrte. Plötzlich härtete sich ihr Gesicht. Sie trat in die Stube. Und als der Lehrer sich über die Treppe hinuntermachte, sah er noch, wie sie, ein Tuch um den Kopf geschlungen, ihre Tür verschloß, hinter ihm

niederstieg und, während er sich seinem Hüttenteil zuwandte, wortlos sich auf den Weg nach dem Dorfe machte.

Neuntes Kapitel

In stockfinstrer Nacht schritt durch die Fruttneller Gasse, die ausgestorben war wie die einer Peststadt, ein starkes Weib, aufrecht, aber mit einer schweren Last auf dem Rücken. Kathrine Russi schleppte ihren halbtoten Bub heim. Sie war ihm nachgegangen bis an den Hochfluhhof. Als sie dem nahe kam, verkündete ihr schon ein verworrenes Getöse und das Gewirr vieler streitender Stimmen Unheil. Dann fuhr die Tür des Furrerhauses krachend auf, und in einem Knäuel auf ihn einschlagender Männer taumelte der Christen heraus. Ein wildes, wüstes Durcheinander! Christen schlug wie wütend um sich, aber sie stießen ihn in den Weg hinaus, daß er hinfiel wie ein Sack, und traten fluchend und lachend ins Haus zurück. „Diesmal wirst wohl das Wiederkommen verlernen!" rief der letzte noch über die Schulter zurück.

Kathrine machte sich stumm an den Gefallenen heran. Er lag wie tot da, und das Blut rann ihm aus Mund und Nase. Sie beugte sich über ihn und riß ihm die Weste auf, er rührte sich nicht. In diesem Augenblick trat der Präses drüben aus der Tür. Das Licht aus seinen Fenstern fiel auf seine Gestalt und auf sein Gesicht. Kathrine erblickte ihn und richtete sich auf, schüttelte die dürre

Hand gegen ihn und sagte, nicht laut, aber mit einer Gebärde der wildesten Verachtung: „O du Hudel! Keinem hab' ich das Wort noch anhängen mögen, das ihr allestund in euern unsauberen Mäulern habt, aber dir — du bist — ein Hudel!"

Der Präses trat dicht an sie heran. Er warf einen Blick auf den Daliegenden. „Wenn er noch nicht tot ist," sagte er, „so lehr ihn, daß er nie mehr daher kommt, nie — hast gehört?! Das nächste Mal bleibt es nicht bei den Schlägen!"

Mit finsterer Miene ging er hinweg. Die Kathrine schleppte den schweren, leblosen Körper vom Wege seitwärts, wo Wasser neben dem Steinpfad lief, und umwand in der Dunkelheit seinen blutenden Kopf mit ihrem im Bache genetzten Tuche. Dabei stöhnte der Christen und als sie Leben in ihm sah, setzte sie sich neben ihn und wartete, bis sie die Fruttneller in ihren Betten oder doch in ihren Hütten wußte. Erst als sie den Weg verlassen sah, lud sie den noch immer bewußtlosen Burschen sich auf den Rücken und stieg bergan.

Sie kannte den Weg. Und es war gut, denn der Himmel war schon wieder von Wolken verhangen, und die Hütten lagen dunkel bis auf wenige, die einen spärlichen Lichtschein auf den Weg der Lastträgerin warfen. Der Westwind strich durchs Dorf, zahm, säuselnd, mit jenem schwülen Hauch, der die Sinne beschwert und wie schleichendes Unheil an den Hausecken wimmert. Die Kathrine keuchte nicht, sie schritt aufrecht, als trüge sie ihren Holzkorb, und ein Bächlein rann von den Wunden ihres Buben ihr in den Nacken hinab. Als die Ochsenwirtshaus-

fenster sie beschienen, war ihr Gesicht ruhig und bleich wie immer. Nur ihre Zähne waren zusammengepreßt wie die des Hundes, die kein Messer auseinanderteilt. Ungestört und von keinem bemerkt erreichte sie ihre Behausung. Der Lehrer lag unter seinem dunkeln, offenen Fenster und kam in die Straße herabgelaufen, als er sie aus dem Dunkel auftauchen sah.

„Ist das Unglück geschehen?" fragte er.

Ebenso kurz gab sie bejahenden Bescheid.

Dann trugen sie den Christen nach seiner Kammer. Er erwachte dort und stierte irr um sich. „Rosi!" sagte er halblaut, dann fiel er in die Ohnmacht zurück. Kathrine ging still und geschäftig hin und wieder. Auf ihrem Gesicht war weder Kummer noch Furcht zu lesen. Nur als sie die Wunden des Buben sorgfältig wusch und eine an der andern klaffen sah, murmelte sie noch einmal voll bitterer Feindschaft ihr „O du Hudel!" das dem Hochfluhhöfler galt.

Der Lehrer ging nach der Hofer-Vroni aus und brachte sie nach einer Weile. Sie trat hastig ein und hielt sich mit keinen Fragen auf. „So hat er also keine Ruhe gegeben," sagte sie nur, als sie die Risse und Schrammen des Verletzten untersuchte. Dann gab sie ihre Meinung ab: „Es kann ihm ans Leben gehen oder, wenn er aufkommt, an den Verstand. Wenn Ihr meint, so lasset den Doktor von Neudorf kommen."

Die Kathrine legte die Hand an den Bettpfosten, ihre Finger schlossen sich fester an das Holz bei der Nachricht. Dann sagte sie: „Ich habe den Quacksalbern den Glauben nicht; soll einer helfen, muß

es der Herrgott sein, und den kann ich nicht herbeiholen, wenn er nicht selber kommt. Tu du dem Bub, was du meinst, daß gut sei!"

Der Schulmeister stand zu Häupten des Bettes, hielt die Hände gefaltet und stammelte: „Vater unser, der du bist in dem Himmel!" Sein stilles Gesicht war von einer so gläubigen Andacht durchleuchtet, daß die rauhe Kathrine auf den Zehen schlich, als sie vom Bette hinweg und aus der Türe trat. —

Die beiden Weiber und vielleicht der größere Arzt, den der Schulmeister den Himmelsfaden des Christen halten sah, dokterten diesen in Tagen und Wochen dennoch gesund. Eine Weile schien es freilich, als hätte sein Verstand unter den Schlagwunden gelitten. Er redete irres, verworrenes Zeug, seine Augen taten sich weit auf, stierten die Wände der Kammer an und sahen doch nichts. Dann preßte die Kathrine, die kaum von seinem Bett ging, die Lippen zusammen und knirschte mit den Zähnen wie ein Raubtier, dem man sein Junges nehmen will, aber sie klagte nicht. Sie betete auch nicht viel. In den Augenblicken der höchsten Not schrie sie manchmal ein „Herrgott!" heraus, aber sonst hatte nichts neben der grenzenlosen Wut Raum, die in ihrem Innern heranwuchs und an den Leiden des Siechen Nahrung fand.

Es war grauer Herbst geworden, als Christen zum erstenmal Zeichen nahender Genesung gab. Im Talboden lagen die Nebel. Stand einer am Gaden des Hochfluhhöflers, so sah er die Weilerhütten nicht mehr; sie waren in einem weißen Meere versunken. An den Schattenhalden lag auf Tannen und Gebüsch

und auf dem gelbenden Gras ein körniger Reif, der Gemsberg schaute gleich einem plötzlich ergrauten Mann auf das Fruttneller Dorf. Dunst und Schleier strichen an den Bergen dahin, nur die höchsten Spitzen standen fern und fremd am blaßblauen Himmel, und ein goldenes Licht umleuchtete sie, also daß sie wie riesige Kerzen waren, deren Licht verschwommen durch Weihrauchdunst schimmert.

Kathrine saß am Bett des Christen. Sie sah ihn plötzlich die Augen auftun und lange an die Diele staunen. Seine Augen hatten einen klaren, sinnenden Blick, und wenngleich er nicht sprach, lag doch auf seinem abgezehrten Gesicht ein Schatten jenes früheren Ausdrucks von Kraft und Willen, der ihn dem alten Christen wieder ähnlich machte. Er schloß die Augen wieder, ohne ein Wort zu reden, und erwachte nicht mehr bis zum nächsten Tage. Aber am Morgen fand ihn die Kathrine aufrecht im Bett sitzen.

Er sah sie an und stützte die Hand fest wie ein Gesunder in das blaugeblumte Bettzeug.

„Wie lang ist es jetzt her, Mutter?“ fragte er, als erinnere er sich jedes Tages, der seit der Unglücksnacht vergangen war.

„Sechs Wochen bist gelegen,“ sagte die Kathrine.

Da zuckte er zusammen, verbiß die Lippen und heischte dann: „Bring mir das Amtsblatt!“

„Sei kein Narr,“ gab sie rauh zurück. „Kaum, daß recht die Augen auftust! Leg dich und wart! Wirst schon wieder zum Lesen kommen.“

Er ließ sich um ein weniges in die Kissen zurück. Dann fragte er laut:

„Sind sie schon drin gestanden im Blatt?"

„Ha, schon lang," beschied ihn die Kathrine. Sie wagte nicht, ihm die Antwort zu verweigern. Aber gleich darauf reute sie der Bescheid. Christen war völlig aschig geworden im Gesicht.

„Sind — sind — haben sie Hochzeit gehalten?" fragte er.

Kathrine zürnte. „Laß jetzt das Fragen. Wenn du wieder auf bist, kannst im Dorf hören, was es Neues gibt."

„Hat das Mädchen den — den — Tscharles nehmen müssen?" fragte er lauter.

Da mußte sie ihm auch das sagen: „Ja! Vor vier Wochen schon ist die Hochzeit gewesen!"

Jetzt erst legte sich der Christen und drehte das Gesicht gegen die Wand . . .

Aber dennoch ging es von da an rasch mit ihm zum Bessern. Eines Tages fand ihn die Kathrine an einer sonderbaren Beschäftigung. Er saß aufrecht im Bett, sein farbiges Wollhemd war aufgerissen, daß die braune Brust frei lag, an seinem rechten Arm war der Aermel bis zur Schulter aufgestreift. In der Hand hielt er den einen Stuhl, der in der Kammer stand, geradeaus in die Luft gereckt, hob und senkte ihn mit ausgestrecktem Arm und beobachtete das Spiel der harten Muskeln, die unter der braunen Haut wie Eisenscharniere sich bewegten.

„Herr, mein Gott, was kommt dich an?" sagte das Weib kopfschüttelnd.

Er setzte den Stuhl ab und verzog den Mund, als ob er lachen wollte.

„Die Kraft kommt jetzt wieder," sagte er. „Jetzt,

wenn hier" — er faßte sich an die Stirn — „der Druck noch wegkommt, dann wird's bald wieder sein wie früher."

„Wie früher," wiederholte er noch einmal, und dabei verdrehte er die Augen, wie bei einem wahnsinnigen körperlichen Schmerz. Und nachher waren seine Lider feucht.

Einige Tage danach stand er auf und ging nach der Stube hinunter. Er saß ruhig ein paar Stunden herum. Als Kathrine sich zum Abendbrot niederließ, setzte er sich ihr gegenüber an den Tisch und schenkte sich sein Becken voll Geißmilch.

„Ist es Euch noch immer ums Fortgehen, Mutter?" fragte er auf einmal, die Tasse halb am Munde; sein Blick ging brennend zu der Frau hinüber.

Kathrine zitterte vor freudiger Erregung. „Meinst, ich ändere meine Meinung so bald? Jetzt mehr als je sage ich: du mußt fort von Fruttnellen und etwas lernen und etwas werden!"

„Und wiederkommen!" redete er dumpf in sich hinein. Dann setzte er die Tasse so hart ab, daß die Milch verspritzte, und sagte: „Ich habe mir etwas ausstudiert. Sobald es sein kann, gehen wir fort."

Von dem Tage an erstarkte er völlig. Sein Leib wurde kraftvoller. Sein Gesicht veränderte sich, die Züge wurden spitzer, hart und mannhaft und von der Stirn leuchtete es wie von einem großen Entschluß. Bald fing er an, in und um das Haus sich zu beschäftigen. Er zimmerte selbst die Kisten, darin sie ihre Habseligkeiten zu packen gedachten.

Derweil ging im Dorfe die Nachricht um, daß

der „Hudel", der Christen, von den Toten auferstanden sei und der Groll, der so lange geruht hatte, als man ihn auf dem Sterbebette wähnte, kam neu auf. Die Nachtbuben versprachen dem Mädchenjäger eine Ueberraschung, wenn er sich erst wieder unter ihnen blicken lasse. Allmählich begann um die Strahlegg-Hütte ein verdächtiges Treiben, ein Pfeifen und Tuscheln, daran der Christen seine einstigen Genossen kannte, mit dener er zusammen Dorfjustiz geübt hatte. Er muckste nicht und zeigte sich des Nachts nicht mehr außer dem Hause. Zu andrer Zeit würde sich alles in ihm wider dieses Stillhalten aufgebäumt haben, jetzt feite ihn etwas gegen Selbstquälereien, von dem er selbst der Kathrine nicht sprach.

Da war es am ersten November-Sonntag, daß der Sebastian Zurfluh, der Weibel, gegen die Strahlegg-Hütte heranwackelte.

Der Sonntag war für den Postwirt der strengste Tag der Woche, nicht zwar, weil seine Stube sich da am meisten mit Gästen füllte; für die zu sorgen überließ er seinen Weibern, der Mutter und der Frau, aber weil er da das Getränk literweise hinter die Binde schüttete. Daher kam es, daß sein Schritt schon um die frühe Nachmittagsstunde unsicher war und seine Augen in dem blutroten Gesicht wie zwei mitten im Laufe gestoppte Mühlräder standen. Als der Weibel sich der Hütte näherte, spie er den Zigarrenstummel, an dem er bisher gekaut hatte, über die Straße hinaus, zog ein Papier aus der Tasche, glättete es mit unsauberen Fingern und drückte dann den Hut, der sich verschoben hatte, fester in den roten Kopfpelz. An der Hüttentreppe fing er an,

in sich hineinzufluchen; als er oben an der Türe stand, fluchte er lauter und lästerlicher und stieß mit dem schweren Schuh die nur angelehnte Tür einwärts, daß sie anprallend mit einem Krach von der Wand zurück- und ihm an den Schädel fuhr, während er hineintaumelte. Da öffnete die Kathrine die Stubentür, und der Flur wurde hell.

Der Baschi stolperte über die Schwelle in die Stube, grüßte nicht, behielt den Filz auf dem Kopf und glärte von einer Ecke zur andern.

„Ist er da, der Kaib?" fragte er mit seiner Schnapsstimme.

Ein häßlicher Fuselgeruch erfüllte das niedere Gemach. Kathrine schritt zum Fenster hinüber und riß einen Flügel auf. „Für solchen Besuch muß man Luft herein lassen," sagte sie mit trockenem Hohn.

Der Baschi achtete ihrer nicht, denn Christen trat hinter dem Ofen hervor.

„Da ist etwas zu lesen für dich," fuhr ihn der Weibel an.

Der andre nahm wortlos das Papier, steckte es ein und ging auf seinen Ofenplatz zurück.

Der Weibel schien andres erwartet zu haben, er hatte schon die Arme in eine herausfordernde Lage gebracht und den Stierleib gereckt. Er blieb so steif mitten in der Stube stehen, daß Christen von seinem Platz aus fragte: „Wartet Ihr auf Antwort?"

Da erst drehte der Weibel sich knurrend um, stieß ein gemeines Wort durch die Zähne und stieg, die Tür zuschmetternd, wieder davon.

Kathrine sah ihren Buben an, als der Säufer hinaus war. Der kam ihr ganz fremd vor, daß er

die Frechheit des Besuchers so wortlos hingehen ließ. Aber Christen ging zum Fenster hinüber, um besser sehen zu können. Ein stockender Seufzer verriet, wie er an sich gehalten hatte. Dann faltete er das Schriftstück auseinander, an dem das Regierungssiegel hing. Er verzog keine Miene, während er las, ließ nachher das Papier langsam sinken und sah zum Fenster hinaus.

„Du, ich bin ausgewiesen! Für zehn Jahre ausgewiesen von hier, wegen — wie heißen sie das? —" er befragte sein Schriftstück, „wegen Hausfriedensbruch in wiederholtem Fall und Bedrohung meiner Mitbürger, und weiß der Himmel noch was allem!"

Kathrine nahm ihm die Verfügung aus der Hand.

„Was?"

Zwei rote Flecken brannten auf ihren Wangen.

„Ausweisen wollen sie dich, strafen wollen sie dich noch, wo wir klagen sollten! Ist das eine Gerechtigkeit? Heiliger Sankt Joseph, sehen wollte ich da noch, ob man das so hinnehmen müßte!"

„Das Recht ist hierzuland immer da, wo das Geld ist. Wenn wir einmal wiederkommen, so müssen wir dafür sorgen, daß wir Geld haben."

Die Ruhe, mit der Christen das sagte, stach sonderbar gegen die Erregtheit der Kathrine ab. Sie sah ihn fassungslos an: „Was für eine Geduld ist denn auf einmal in dich gefahren?" fragte sie.

Er lächelte trüb. „Was nützt da das Zornigwerden noch! Wir gehen ja doch fort, ob der Wisch daliegt oder nicht." Er nahm den Amtsbrief, riß ihn langsam in Stücke und schob sie in

den Ofen. „So, jetzt heißt es ernsthaft ans Packen gehen," sagte er dann und ging, an seinen Kisten zu schaffen.

Zehntes Kapitel

Die Fruttneller wunderten sich nicht, daß der Christen Russi schon zweimal ins Tal hinabgestiegen war, ob es auch sonst beinahe ein Ereignis war, daß ein Eingesessener auf Reisen ging. Sie ärgerten sich nur um zwei Dinge: einmal, daß sie nicht wußten, wohin jener den Weg nahm, und zum zweiten, weil er so still kam und ging, daß sie erst nachher von seinem Gehen und Kommen erfuhren.

Endlich, an einem frühen Dezembertag, und dem ersten, der den Winter nach Fruttnellen trug, hieß es, daß der Christen und seine Alte verzögen. Ueber Nacht war Schnee gefallen, die Nebel hingen tief herab und aus denselben quoll noch immer gleichmäßig und unermüdlich Flocke um Flocke und legte sich zu den andern, auf Dächer und Wege, auf Mattengrund und Steinblöcke. Es herrschte jene gewaltige Stille und jene Todeseinsamkeit, welche an schneeschweren Wintertagen auf die Bergdörfer sinken. Nur das Schwirren der Flocken gab einen surrenden Laut für den, der über die weißen Pfade watete, und gedämpft und verloren kam das Aufschäumen des Fruttneller Bachwassers aus der Tiefe.

Vor der Strahlegg-Hütte waren Leute geschäftig und gingen weiß wie die Schneemänner hin und wieder. Christen und seine Mutter packten ihre

Habseligkeiten auf zwei Hornschlitten. Bald waren der wenige Hausrat und die paar Kisten hochgebunden. Christen legte die Seile fester an, während Kathrine noch einmal durch das leere Winkelwerk ihrer Hütte ging, Tür für Tür sorglich verschloß, nachdem sie die Fensterladen eingezogen, und endlich die Hüttentür, zu der kein Schlüssel war, mit einem Stricke sicherte. Sie hatten den armseligen Holzbau nicht verkaufen können, obwohl sie ihn billig loszuschlagen gemeint hatten und einer oder der andre danach lüstern gewesen sein mochte. Es wollte sich keiner nachreden lassen, daß er denen, dem Weib und seinem Buben, einen Gefallen getan hätte.

Der Kolumban, der Lehrer, hatte seinen Nachbarn die Siebensachen zusammenlesen helfen. Er stand jetzt neben den beiden Schlitten und schaute nachdenklich nach dem Burschen, der seine Knie wider den Schlitten stemmte und mit einem heftigen Ruck ein Seil fester spannte.

Der Lieni war drunten an des Lehrers Tür gestanden, hatte eine Weile den Geschäftigen zugeschaut und schlenderte nun, die Hände in die Taschen gestopft, pfeifend durch den Schnee gegen das Dorf hinab. Da oben waren sie reisefertig und im Dorf warteten, wie er wußte, viele, daß die Wegzügler kämen. Am Schlitten wandte sich der Nager an den Christen:

„Wenn ich nur nicht immer denken müßte, daß ich und der Bub am Ende noch schuld sind, daß ihr jetzt so fort müßt!“

„Plagt Euch jetzt nicht mehr, Lehrer,“ sagte Christen, ohne seine Arbeit zu unterbrechen. „Ihr

seid nicht schuld. Und Euer — der Lieni — ach, was reden wir noch davon, da ist jetzt doch nichts zu helfen!"

„Wohin gehst denn jetzt?" fragte der Nager nach einer Weile wieder leise.

„Das kann ich selber noch nicht sagen," gab der andre kurz zurück. Dann, als reue ihn der schroffe Bescheid, wendete er sich dem Lehrer zu und sah ihn mit sprühenden Augen an. „Aber das sage ich Euch, wenn es nach meinem Willen geht, so sehen mich die da unten noch einmal."

In dem Augenblick kam die Kathrine über die Treppe heruntergestiegen. Sie trug ein schwarzwollenes Tuch um Kopf und Brust geschlungen und hatte ihren schwarzen Sonntagsstaat an. Ihr Gesicht war weiß und ihre Züge von einer leisen Unruhe belebt. Sie ging doch nicht so leicht aus der Hütte, wo sie mit ihrem Mann gehaust hatte.

Christen hatte seine Arbeit beendigt. Er zog seinen rauhen Rock an, der über eines der Fuder gebreitet gewesen war. „Haltet ein wenig am hinteren Schlitten zurück, Mutter," wies er die Kathrine an. Dann trat er zu dem Lehrer.

„Behüt Euch Gott," sagte er und hielt ihm die Hand hin. Der Nager umspannte sie mit seinen beiden Händen und sah ihn voll großer Treuherzigkeit an.

„Ich muß dich noch einmal recht anschauen," sagte er, „ich habe dich immer gern mögen, und magst auch deine übeln Seiten haben, die da unten haben dir's schlecht gemacht. — So behüt dich Gott! Und höre, Bub, ein fester Wille ist schon

gut, aber ein wenig, meine ich, ein wenig mehr solltest doch denken, daß ein andrer als du die Welt regiert."

Christen hob den Kopf. Die Mahnung paßte ihm nicht, so überhörte er sie. Er spannte sich vor den Schlitten, an den der zweite festgebunden war. Kathrine bot dem Lehrer warm und herzlich ein „Vergelt's!" und „Behüt Euch Gott!" faßte das Seil des letzten Schlittens und schritt aufrecht hinter der Fuhre nach, die Christen kräftig bergab zog.

Kolumban stand und schaute ihnen nach. Der Schnee fiel dichter und dichter. Wie Fäden hing es aus den Nebeln herab. Der Lehrer dachte seiner Himmelsfäden und wunderte sich in seiner Frommheit, wohin der allgütige Herrgott die zwei lenken werde, die eben um die Ecke verschwanden.

Indessen war der Lieni nach dem Dorfe hinabgeschlendert. Er war barhaupt; der Schnee nistete sich in sein Haar. Er hielt die Hände in den Taschen und pfiff eins vor sich hin im Niedersteigen. Als er in die Gasse von Fruttnellen bog, sah er Männer und Weiber herumstehen wie an einem Feiertag. Vor dem Postwirtshaus waren die meisten versammelt, und weiter unten in der Ochsenwirtsstube sah er ebenfalls weit mehr Gäste als sonst. Und daneben auf den Mauern an der Schulhausmatte hockte die ganze Dorfjugend und spähte gaßauf, als wäre ein Festzug zu erwarten.

Als Lieni an des Zurfluh-Baschis Wirtshaus kam, riefen sie ihn an, ob die Hudelware noch nicht bald käme.

Der Bub lachte: „Gibt es einen Abschiedstrunk für sie?"

In die Wirtsstube tretend, nahm er das Glas, das ihm ein Bauer bot, und leerte den Branntwein, den es enthielt, auf einen Zug.

„Das wird schon ein Spaß," sagte er, während er sich auf einen der Tische setzte. „Der Christen und seine Alte werden ein paar Augen machen, wenn die ganze Gemeinde sie hinaushöfelt!" Er lachte abermals und lauter, der Chor der andern stimmte mit ein. Darauf begann ein Kreuzfeuer von ekeln Redensarten und schlechten Witzen, die alle auf die Verjagten gespitzt waren. Plötzlich kam ein Weib scheu in die Stube geschlichen. „Der Präses und der Pfarrer!" sagte sie halblaut.

Es wurde stiller in der Stube. Ein paar guckten durch die Tür ins Freie und sahen die beiden Dorfregenten durch den Schnee heranstampfen. Bald danach traten sie unter die Gäste. Der Baschi kam selber mit einem Tuch gerannt und wischte einen Tisch und zwei Stühle für sie ab.

Als sie sich gesetzt hatten, sprach der Hochfluhhöfler mit gedämpfter Stimme:

„Wir sind gekommen, euch zu sagen, daß die zwei aus der Strahlegg-Hütte ruhig vorbeizulassen sind. Die Regierung hat sie ausgewiesen. Wenn sie ruhig gehen, darf keiner etwas wider sie tun, wenn er nicht verklagt werden will. Ich danke euch, daß ihr zu mir steht, aber jetzt müßt ihr Ruhe halten!"

„Hast ihn nicht selber durchprügeln lassen, Präses?" ließ sich der Göhrig-Jost vernehmen, der Vizepräsident,

der hinten an einer Wand saß und mit seinem bissigen Gesicht den Furrer anlauerte.

„Das war in der Notwehr," sagte der Hochfluhhöfler und erhob sich. Draußen hatte eine Knabenstimme ein „Sie kommen!" gerufen.

Die Wirtshausgäste drängten der Tür zu, da trat ihnen der Hochwürdige entgegen. Er warf sein Haar in den Nacken. Sein Gesicht rötete sich, und seine Aeuglein funkelten streng.

„Machet nichts Dummes! Habt Ruhe, sage ich!"

Das Beste tat der Präses. Er schlug die Tür zu und hielt von außen die Klinke fest in der nervigen Hand. So waren die Abpasser gefangen.

Der Präses stand vor der Tür im Schnee und sein Blick ging hinunter nach dem Ochsenwirtshaus. Er hielt auch die dort Versammelten im Zaum, zu denen er mit dem Hochwürdigen noch vor dem Hierherkommen Ruhe bietend geredet hatte.

Jetzt kamen Christen und seine Mutter mit ihren Fuhren. Langsam fuhr der Bursche in das Dorf ein. Er schaute nicht rechts, nicht links, und gerade so hielt die Kathrine die Augen fest auf ihre Habseligkeiten gerichtet.

In der Postwirtsstube hob eine lärmende Erregung an, als die Schlitten unten vorbeifuhren. Der Pfarrer wurde hin und her geschoben, aber die Tür gab er nicht frei, ebensowenig wie der Furrer, dessen Griff die Klinke nicht losließ. Da fuhr einer der Bauern mit dem Schädel durch eine der Fensterscheiben und schrie, das Gesicht von dem splitternden Glase blutig geritzt, ein lästerliches Wort den Abziehenden nach. Ueber ihn hin brüllten die andern.

Die zwei an den Schlitten bissen die Zähne zusammen und zogen bergab. Sie kamen auch am „Ochsen“ glücklich vorüber. Als sie an der Schulhausmauer hinfuhren, flüsterten dort die Halbwüchsigen unter sich. Dann flog plötzlich ein Schneeball der Kathrine ins Tuch. Und wie auf ein Zeichen brach die Jugend los, die zu warnen die beiden Gewalthaber nicht für nötig gefunden hatten. Jubelnd und schreiend sandten die Lümmel einen Hagel von Schneeballen auf die Ausgewiesenen. Lachen und aufmunternte Zurufe vom „Ochsen“ her spornten sie an, und sie taten ihr Bestes, den beiden einen rohen Denkzettel zu geben. Nur daß es nur Schnee und nicht Steine waren, die sie werfen konnten, bedauerten einige der Fleißigsten.

Selbst jetzt noch schritten die Strahlegg-Hüttler fürbaß, ohne sich umzuwenden. Christen hatte nur mit der Mutter den Platz gewechselt, damit sie durch die Fuhre vorn besser geschützt sei, und hielt hinten ruhig den Geschoßregen aus. Eine Weile folgte ihnen die Jugend, dann verdarb ihnen die Ruhe der beiden das Spiel und sie kehrten um. So kam es, daß die Abziehenden allein am Hochfluhhof vorüberfuhren. Kathrine zog rascher; sie hatte Erbarmen mit ihrem Buben, von dem sie wußte, daß er wie durch Spießruten ging, wenn er an dem Hause vorüber mußte. Doch als die Straße sich neigte und sie bald denen von Fruttnellen ganz aus dem Gesicht kommen mußten, merkte sie, wie der Christen stillstand und zurückblickte. Sie wollte ihn zur Eile mahnen, da sah sie, wie seine Augen an den Fenstern des Hochfluhhofs hingen. Und es

war ihr, als verschwände hinter den Scheiben des Hauses ein bleiches Gesicht.

„Was lugst noch?" fragte sie den Zögernden.

„Es ist nur dem Amerikaner seine — seine Frau — gewesen," sagte er mit eigentümlich verzerrtem Mund.

Dann sahen sie die Dörfler am Ausgang ihrer Gasse sich sammeln und hörten ihre Spottrufe, in denen Kinder und Erwachsene sich überboten, herüberschallen. Ein schrankenloser Zorn packte Christen. Er warf beide Fäuste auf und schrie hinüber zu der brüllenden Menge: „Elende Tröpfe! Mädchenräuber! Heimzahlen will ich euch noch einmal! Beim Herrgott will ich! Und bin ich alt bis dahin — ich komme schon einmal wieder!"

Dann stürzte er wie toll nach vorn, riß die Schlittenhörner an sich und zog seine Last so schnell talab, daß Kathrine ein weites Stück zurückblieb und erst an der Weilerbrücke ihn ihrer wartend fand.

Zu Fruttnellen wurde aus dem halben Feiertag ein ganzer gemacht. Der „Ochse" und die Postwirtschaft hatten gute Zeit; der Schnaps floß wie bei großen Herren der Champagner und warf die Bauern unter den Tisch. Es war ein Siegesjubel wie vor sechzig Jahren, als die Väter die eingedrungenen Franzosen an der Fruttnellenschanz' zurückgeschlagen hatten. Der Hochfluhhöfler trug im „Ochsen", wohin er sich mit dem Hochwürdigen begeben hatte, die Kosten. Er kannte seine Parteigänger und wußte, wie ein Batzen am rechten Orte ihre Treue befestigte. Und doch war von allen den mehr oder weniger großen Säufern keinem so recht

klar, was denn heute so Großes geschehen sei. Ja, in einem Winkel der Ochsenwirtsstube murmelte der Mattli-Xaveri, der Waisenvogt, der überall dabei war, wo es umsonst etwas zu beißen oder zu trinken gab, einem Nachbar ins Ohr: „Eigentlich — ob jetzt grad die Schlechtesten aus dem Dorf verjagt worden seien, wäre noch nicht erwiesen."

Gleich nachher aber erhob sich der Hochwürdige von dem Tische, wo er mit dem Präses saß, räusperte sich und klopfte mit seinem Hausschlüssel ans Glas, bis der Lärm in der Stube sich legte und aller Augen auf den wohlbeleibten Herrn sich richteten. Er ließ eine scharfe und hochpolitische Rede vom Stapel, hob hervor, der Christen Russi, der heute ausgezogen, sei ein schlechter Bursche gewesen, ein schlimmes Beispiel für seine, des Pfarrers, liebe Gemeinde; er, der Seelenhirte von Fruttnellen, müsse aber insbesondere daran erinnern, wie heute mit dem Russi und seiner Mutter das letzte fremde Blut aus der getreuen Gemeinde lang eingesessener Bürger ausgemerzt worden sei. Wie dieses Fremde nie hineinpasse in das Gute, Alte. Wie von nun an um Fruttnellen eine Mauer gezogen sein solle, hinter der die Dörfler allein und ganz Meister sein sollten, getreu den Sitten der Vorväter, die stolz gewesen seien auf ihre Weltverlorenheit und ihr ureignes Reich, in dem — der Hochwürdige ließ sich in seinem Eifer fortreißen, etwas zu sagen, zu dem der Ratsherr neben ihm ein energisches, widersprechendes Husten hören ließ — nicht einmal der Landammann etwas zu sagen habe. Und weiter führte der Pfarrherr aus, daß man in Neudorf und den übrigen

Talorten längst davon rede, wie eine Eisenbahn solle gebaut werden durch das Tal der Räfis aufwärts mit einem großen Tunnel durch den Himmelstock, der hinüberleiten solle in die Welschschweiz und weiter hinab nach Italien hinein. Die Gemeinden längs der Bahn sollten an dem Bau bezahlen. Auch Fruttnellen solle bezahlen und dafür einen Bahnhof bekommen unten am Weiler. Ob sie das wollten? Niemand in Fruttnellen wolle das. Sie hätten noch immer auf ihren eignen Füßen herumgehen können und brauchten weder Schienen noch Eisenräder, um ihren Mist zu führen. Und zum Zahlen hätten sie auch kein Geld. Und so sage er, der seine Fruttneller liebhabe: keine Eisenbahn, keine Fremden mehr ins Dorf! Das Alte, Gute bestehe und sei festgehalten und — und —

Ein Beifallsgebrüll erstickte seine Rede. Sie stiegen auf die Tische und ließen den Pfarrer hochleben. Sie schlugen, anstoßend, die Gläser zusammen, daß sie in Scherben zerfuhren. Der Z'graggen-Florimelk machte sich an den hochwürdigen Herrn heran, verdrehte die Augen in Demut und kriechender Freundlichkeit und stieß sein Glas an das des Pfarrers: „Ja, unser Herr Pfarrer, das ist halt einer, der sagt uns, was uns nötig ist. Prosit, Herr Pfarrer! Und Dank für die schöne Rede!"

Dem Beispiel des Frommen folgte einer nach dem andern, auch mit dem Präses stießen sie an und waren stolz, weil der große Hochfluhhöfler fast vertraulich zu ihnen sprach.

Das Gelage dauerte bis in die Nacht. Der Furrer und der Pfarrer machten sich beim Ein-

dämmern hinweg. Sie schritten zusammen die verlassene Dorfgasse hinab und blieben einen Augenblick am Kirchweg stehen. Der Pfarrer wandte sich zu dem Präses mit einem breiten Lachen.

„Jetzt seid Ihr also den Kerl los, Präses! Wieder ein Zeichen, daß man Euch in Neudorf zu Gefallen lebt!"

„Er wäre vielleicht auch sonst fort," sagte der Ratsherr halb in Gedanken. Dann meinte er anzüglich: „Ihr habt die Sache ja auch auf Eure Mühle zu lenken gewußt vorhin."

„Wieso?"

„Nun, wenn unsern Bauern die Augen nicht aufgehen sollen über manches, was an Eurer Kirche fadenscheinig ist, so ist es freilich besser, wenn Ihr die Fremden draußen haltet, die etwas mehr gesehen haben als nur den Gemsberg und die Siebenspitzen."

Dem Pfarrer stieg das Blut zu Gesicht. „Wäre es nicht etwa auch Euer Vorteil, wenn es da zu Fruttnellen still bleibt? Wer weiß, ob Ihr noch lang so ein halber Kaiser wäret, wenn ein paar Aufgeklärte hereinkämen!"

Der Furrer hob den dunkeln Kopf und stand gerade auf. „Ich fürchte sie nicht," sagte er überlegen, „aber besser ist besser. Und im Grund habt Ihr schon recht. Auf gute Freundschaft auch forthin, Pfarrer!"

Sie reichten sich die Hände, nicht überfreundlich, aber wie zwei, die fest zusammenzuhalten entschlossen sind, weil ihr Vorteil zusammenläuft.

Elftes Kapitel

Zu Fruttnellen hob eine ruhige, eintönige Zeit an: das ewige Frühaufstehen, hartes Tagewerk, früh auf den Strohsack der Bauern!

Daß an des Hochfluhhöflers Mädchen einmal eine Schande gekommen war, war längst vergessen oder doch totgeschwiegen. Die Schwatzsucht wagte sich nicht an den Furrer und sein Haus. Das Gerede sank in sich zusammen wie ein Feuer, das ein kecker Fuß austritt; der Präses trat es aus, als er damals offen zu seinen Getreuen vom Rat redete.

Es ging alles so in Ordnung und der Schnur nach, wie es der Ratsherr wünschte. Der hatte freilich eine Art des Wünschens, welcher auf seinem Hof niemand zu widersprechen wagte. Zu genauer Zeit hatte die Eheverkündigung des Amerikaners mit der Furrer-Rosi im Amtsblatt gestanden; zu genauer Zeit, kaum daß die Einsprachefrist vorüber war, hatte die Hochzeit stattgefunden. Eine sonderbare Hochzeit für die reiche Bauerntochter: bei dunkler Nacht, mit einem Knecht und einer Magd zu Zeugen, zum Zivilstandesbeamten, am folgenden Morgen, kaum daß der Tag auf war, ohne Glockenklang und Festgepränge zum Hochwürdigen hinauf vor den Altar und alsdann zurück in die Alltäglichkeit. Der Tscharles ging zu seinen Kühen, die Rosi lief auf ihre Kammer und flennte und jammerte, bis ihr die Tränen und die Kraft ausgingen und sie auf dem bloßen Fußboden zum Schlafen hinsank,

mitten am Tag, wo der Tscharles sie nach ein paar Stunden zusammenlas. Im Hause war kaum eine Veränderung geschehen, seit der Bauer einen Schwiegersohn hatte. In der Rosi großer Kammer stand ein Schragen mehr, und am Eßtisch war der Furrer-Tscharles, der Amerikaner, um ein paar Plätze hinaufgerückt wie ein Schulbub, der seine Sache brav gemacht hat.

Rosi schickte sich wie eine, die nicht weiß, was mit ihr geschieht. Als die Tage des Flennens und Jammerns vorbei waren, fing sie das Leben wieder da an, wo es aufgehört hatte, bevor der Christen Russi hineingekommen war, nur daß sie, was sie früher mit Singen und Lachen getan, jetzt tat wie im Schlafe, als hinge sie gleich einer Puppe an einem von des Schulmeisters Herrgottsfäden und ginge nur herum, wenn eine fremde Hand an dem Faden zog. Der Tscharles, ihr Mann, machte ihr das Leben nicht schwer; der ging hinter ihr und um sie herum wie ein treuer, dummer Hund, dem es leid tut, wenn der Herr zornige oder trübe Mienen schneidet, und der ihm die Hand leckt, sobald er sie erreichen kann, damit er sein Mitleid beweise. Tagsüber bekam er sein Weib selten zu sehen. Wenn er zum Essen kam, hob er seine guten, blöden Augen zu den ihren auf und lächelte sie an und wartete immer auf ein Antwortlächeln und immer umsonst, denn Rosi sah weg, sobald sie seinen Blick spürte. Oder er faßte ihre Hand heimlich am Tisch oder im Hinausgehen und streichelte sie oder tätschelte der spröden Frau den Rücken, sorgsam und scheu, als sei der vom brüchigsten Glas. Des Nachts ließ er

sie nach der Kammer voraufgehen, machte sich noch eine Stunde und mehr im Hause zu schaffen und schlich endlich, wenn er sie schlafen glaubte, hinauf, zog die schweren Schuhe am Fuß der Treppe aus und betrat die Kammer wie ein Dieb. Im Dunkeln suchte er sein Bett und wagte nicht einmal einen Blick an die andre Wand zu werfen, wo das seines Weibes stand. Wie er kam, so schlich er sich beim Tagesgrauen davon, so arm und bescheiden, als hätte er kein Recht auf die Stube und die Lagerstatt darinnen.

Der Ratsherr sah dem zu und sagte nichts. Es schien, als sei das Mädchen aus seinem Buche gestrichen, er lebte seinen Aemtern, seinem weiten Grundbesitz, Weib, Kind und Schwiegersohn schienen ihn nicht mehr zu kümmern, seit im Hause nun alles in dem Geleise war, in das er es gebracht hatte. —

Am letzten Januartage, als der Schnee draußen unter den schweren Bauernschuhen knarrte und pfiff, und der Wind die Eisnadeln in glitzernden Wellen von den Dächern trug, wurde der kleine Tobias geboren. Die Furrerin und die Hofer-Vroni gingen aus und ein bei dem jungen Weibe, das den Kleinen neben sich barg und ihn fast seit der ersten Stunde eifersüchtig hütete, als könnte jemand das Kind hinwegnehmen. Zuweilen hafteten dabei die Augen der Wöchnerin voll Furcht auf der Tür. Sie erwartete einen, dessen Schritt sie schon erschreckte, wenn er von der Wohnstube heraufklang. Aber der Präses kam nicht.

Er rief die Hofer-Vroni zu sich, als das Schreien des Kindes ihm verraten hatte, daß es lebe. In

dem Augenblick war ihm klar geworden, daß er gehofft hatte, es komme tot zur Welt.

Die Frau trat ohne Scheu vor den Hartsinnigen hin.

„Weißt mir einen, der das, was da oben schreit, zu sich nehmen wollte? Nicht hier! Im Gewüest oder sonst einem verlorenen Nest. Er soll bezahlt werden, wie sich's gehört."

„Zuerst wollte ich das Würmchen doch recht auf der Welt sein lassen, Präses," sagte die Vroni furchtlos.

Er zuckte mit keiner Miene.. „Wann kann man es wegnehmen?" fragte er.

„Nicht, solange es die Mutter braucht."

„Nun, so macht, daß das nicht zu lange dauert! Ich habe keine Lust zum Geduldhaben."

Das klang dumpf, fast unverständlich, und selbst Vroni erschrak vor der Gehässigkeit, die in seinem Tone lag. Kopfschüttelnd und unwirsch ging sie der Türe zu und überhörte ganz, wie der Furrer ihr nochmals auftrug, sich nach einem Kostort für den Säugling umzusehen.

Danach zögerte der Präses drei Wochen, ehe er nach der Kammer hinaufstieg, wo Rosi mit dem Kind, das sie nährte, den Tag verbrachte. Er traf eine seltsame Gruppe dort. Tscharles saß auf einer Kleidertruhe in seinen Knechtskleidern, die er noch nicht gegen bessere eingetauscht, trotzdem er auf seines Meisters Gut eingeheiratet hatte, und hielt das Kind in den Armen. Er hatte den Hut auf dem braunen Haare sitzen und mußte erst hereingekommen sein. Es sah aus, als hätte Rosi ihm just erst das Kleine

in die Arme gelegt. Das junge Weib stand vor ihm, wie um das Kind mit ihrem Leibe zu decken. Sie war noch krankhaft bleich, die großen Augen glänzten und waren dunkler denn sonst. Ihre Züge bebten in furchtbarer Erregung, ihr Leib bebte mit, Arme und Hände schlenkerten nach vorn und nach rückwärts. Neben Tscharles kauerte die Bäuerin, duckte sich, als fürchte sie Schläge, und guckte zum Fenster hinaus, weil sie nicht wagte, den Gewalthaber anzusehen, der eingetreten war.

Der Präses drückte die Tür ins Schloß und sah sich noch einmal rings um. Tscharles spielte mit seiner ungelenken braunen Tatze an den durchsichtigen Fingerchen des Kindes. Er war rot geworden, aber seine Augen hatten den alten ausdruckslosen Schein, und er lächelte, wo die andern zitterten.

Da fand Rosi zuerst Worte. Sie schwankte einen Schritt vorwärts. „Vater, das Kind darf nicht fort."

„Des Wigandtönis Seppe vom Gwüest ist drunten in der Stube. Sie wird es nehmen," gab der Ratsherr zurück. „Geh hinunter, wenn du ihr noch etwas Besonderes zu sagen hast."

Rosis Augen wurden glasig. Das Entsetzen schüttelte sie. Endlich brachte sie mit halblauter Stimme, die ins Herz schnitt wie Hilferuf, heraus: „Vater, wenn Ihr das Kind nehmt, so könnet Ihr mich im Räfisbach suchen lassen!"

Der Bauer fuhr zurück. Der Zorn wollte ihn packen, und doch — er wußte selbst nicht, was ihn überwand. Er war sich keines Unrechts bewußt. Was

er tat, tat er zur Ehre seines Hauses. Aber in diesem Augenblick ward ihm der gerade Weg schwer. Da legte Tscharles der Bäuerin das Kind in den Arm, erhob sich und trat neben sein junges Weib. Er stand linkisch da, das Blut überflutete heiß sein Gesicht. Er nahm den Hut vom Kopfe, drehte ihn in den Fingern und hatte das Aussehen eines Bettlers, der an der Tür eines Vornehmen um ein Almosen bittet.

„Lasset uns das Kind hier, Ratsherr," stotterte er, „es — es soll Euch nichts kosten. Ich arbeite, daß es zu essen hat, und später — wenn's größer wird, kann es Geißen hüten gehen — Euch aus dem Gesicht."

Der Präses war überrascht. „Du — du bettelst noch für — daß man dir die Schande im Haus lasse?"

Rosi brach mit angstgepreßter Stimme dazwischen: „Er soll Euch nie unter die Augen kommen, der Bub. Es soll sein, als wäre er nicht im Haus. Nur nehmt ihn nicht weg!"

„Nein, nehmet — ihn nicht," stammelte Tscharles nach und hatte das Wasser in den Augen stehen vor lauter Mitleid.

Der Furrer verzog den Mund. Ein grimmiger Hohn entstellte sein Gesicht. Hatte er sein Mädchen einem Narren zur Frau gegeben?

Aber er gewann es doch nicht über sich, den beiden ihre Bitte abzuschlagen. Er wandte sich ohne ein Wort, nur der höhnische Ausdruck wich nicht aus den wetterfesten Zügen.

Drunten verließ des Wigandtönis Seppe nach

einer Weile das Haus ohne den ihr bestimmten Pflegling.

So kam es, daß der Tobias im Hause blieb; er wurde getauft, und Tscharles gab dem unschuldigen Wildwuchs seinen ehrlichen Namen. Des Tscharles Weib fing indessen an, diesem seine Barmherzigkeit und Dienstfertigkeit, alle Anhänglichkeit, die er ihr bewies, durch ein freundlicheres Wesen zu vergelten; eine Vertraulichkeit und Freundschaft sprang nach und nach zwischen beiden auf.

Dann verging die Zeit glatt. Tobias kam in sein zweites Jahr und der Ratsherr Furrer hatte das Kind nie zu sehen bekommen. Der Bauer tat harte Arbeit und kümmerte sich nicht um die Seinen. Sein Besitz wuchs, die Fruttneller sprachen mit Ehrfurcht von ihres Präses Geldsäckel. Auch das Dorf gedieh. Aber just jetzt ging die Rede um, daß das Unglück über die Gemeinde kommen wolle. Der Bau der Bahn durchs Räfistal wurde zur Tatsache. Der Präses und der Hochwürdige predigten wider die Neuheit, die sie in die unterste Hölle verdammten, und hofften, daß die Berge sich der tollen Waghälse entledigen würde, die ihnen mit Eisen und Sprenggeschoß zu Leibe wollten. Und der Präses stellte sich an die Spitze seiner Hartköpfe als guter Sturmbock, als es einmal an Unterhandlungen mit der Bahngesellschaft ging. Jeden Fußbreit Fruttneller Boden hatten sich jene auf dem Prozeßwege zu erfechten. Im Tal ging von den Fruttnellern und ihren Obmännern kein schmeichelhaftes Gerede. Die aber ließen sich nicht beirren. Der Furrer schaffte zu dieser Zeit für seine Schar wie ein Roß, denn er war es, der immer neue

Ränke fand, um der Bahngesellschaft die Arbeit zu erschweren. Kein Wunder, daß er da für die eigne Häuslichkeit keinen Blick mehr hatte.

Eines Tages jedoch, als er sich Muße nahm, auch hier sich einmal umzusehen, fand er drei Ueberraschungen. Er entdeckte, daß sein sieches, wehleidiges Weib weniger wehleidig, dafür aber kränker und schwächer geworden war. Und als er es sah, gab er der Furrerin eine Banknote hin: „Laß den Doktor kommen, einen, der etwas weiß, den vom Neudorfer Spital, der soll ein guter sein.“

Dann fiel ihm der Tscharles, sein Schwiegersohn, auf, der auf einmal brennrote Flecken auf den Wangen hatte und hustete. Er fragte die Rosi: „Was ist mit deinem, mit dem Tscharles? Sauft er Schnaps?“ und war erstaunt, daß Rosi entrüstet verneinte und andeutete, der Doktor, der zur Mutter käme, könnte auch ihrem Manne von Nutzen sein.

Und während er mit Rosi sprach, gewahrte der Präses, daß ihm ein zweites Enkelkind ins Haus kommen wollte.

Er preßte nach diesen Entdeckungen die breite Hand an die Stirn, als schärfe er die Gedanken, die in alle Weiten gingen und nun auch in der Nähe zu tun bekamen.

Zwölftes Kapitel

Der Christen Russi und seine Mutter waren zu Fruttnellen lange vergessen. Wer hätte auch noch an die einzelnen denken sollen, da die Gesamtheit in

hellem Streite wider einen äußeren Feind stand. Im „Weiler" hausten welsche Arbeiter. Baracke um Baracke wuchs dort aus dem Boden wie die Pilze im Wald, so daß der Häuserfleck sich ausbreitete und an Ansehnlichkeit dermaßen gewann, daß er sich fast mit Fruttnellen selber zu messen vermochte. Da unten wurde an der neuen Bahn gearbeitet. Das hatten die Fruttneller nicht hindern können, und weder des Hochwürdigen noch des Präses Eifern hatte das Werk zu vereiteln vermocht. Mit Maschinen aller Art, mit Brecheisen und Sprengstoffen gruben sie sich den Weg durch die Steinwände. Die Fruttneller hörten den Donner der Sprengschüsse heraufschallen, die Berge zitterten dabei und warfen den Schall in dumpfem Grollen zurück. Beim ersten Schuß waren im Dorf die Weiber auf die Straße geeilt und hatten mit „Jesses" und „mein Gott" die Hände über den Köpfen zusammengeschlagen, in der Meinung, die Welt gehe unter. Jetzt waren sie es schon gewöhnt. Nur fuhr dem und jenem noch zuweilen ein Fluch durch die Lippen, wenn die Schüsse heraufklangen und der Lärm der Arbeit das Dorf erreichte. Den „Weiler" gaben sie als einen verlorenen Posten auf. Zwei Bauern verzogen von dort und nahmen Land und Wohnsitz zu Fruttnellen, die andern galten für Abtrünnige. Die paßten sich dem Arbeitervolke an und heimsten ihre schönen Batzen ein, die es auf mancherlei Weise zu verdienen gab. Die Fruttneller aber grollten in ihrer Höhe und lebten wie hinter Mauern. Am Räfisbachsteg ließen sie ein Holztor anbringen, ein zweites unweit vom Hochfluhhof, wo der Dorfweg aus der Tiefe heraufkam. Damit

kein Vieh sich hinabverirre, seien die Tore erstellt worden, hieß es im Tal, die Fruttneller aber wußten es anders, die wollten den Werklern den Besuch im Dorf verleiden.

Anfangs kamen die Arbeiter freilich trotz der Tore zuweilen an Sonn- und Zahltagen nach dem Dorf gestiegen. Aber alle fanden übeln Empfang. Breit und klotzig standen die Bauern an ihren Türen und begafften die ungebetenen Gäste. Verlangte einer eine Auskunft oder gar eine Zehrung, so heimste er Spott oder grobe Worte ein. Im Postwirtshaus oder im „Ochsen" gab es für Fremdvolk nichts zu holen, auch nicht gegen teures Geld. Polterte hier einer und fragte nach dem Grund solcher Ungastlichkeit, so wurde ihm die Antwort, es sei ein Ratsbeschluß, daß zu Fruttnellen Speisen und Getränke nur an Einheimische verabreicht werden dürften. Einzelne hatten das wohl oder übel ruhig hinnehmen müssen. Eines Sonntags jedoch fand sich eine starke Schar der Bahnarbeiter zusammen, um einen Gang nach dem Dorfe zu tun und sich die nötige Letzung nötigenfalls zu erzwingen. Die Bummler landeten im „Ochsen" und verlangten erst ruhig, dann mit nicht geringem Lärm zu trinken. In der Wirtsstube war keine Bedienung zu finden. Da machten sich die Uebermütigen selber nach dem Keller auf, hatten aber nicht lange Frist zum Suchen. Auf einmal drangen die Fruttneller Bauern zu allen Türen herein, still aber toll; ein halblautes Schimpfwort fuhr dem oder jenem in wilder Wut durch die Lippen, dann begannen die Fäuste zu reden. Wie die Stiere kamen sie an die Arbeiter, und so

nervige Arme diese aufzuweisen hatten, so andauernd die sonst Picke und Schaufel zu handhaben vermochten, die Bauern mit den Gliedern wie Granit taten gründlichere Arbeit, die gerieten über sie her wie Steinschlag von ihren Bergen. Ein paar Welsche griffen zu den Messern. Das gab ihnen den Rest. Die Besinnung schien die Dörfler zu verlassen. Sie schlugen nieder, was sie zu erreichen vermochten, ernsthaft, wie im bittersten Krieg. Es ging nur eine kleine Weile, bis die Gäste in wilder Flucht über den Weg zum „Weiler" hinabstoben. Ein halbes Dutzend ließen sie oben liegen, und davon waren zwei, die sich nicht mehr muckften, mit gebrochenen Schädeln.

Der Schlacht folgte eine mehrtägige dumpfe Stille. Der Präses ging ins Tal und blieb tagelang fern. Er vertrat die Sache der Dörfler vor der Regierung zu Neudorf. Und er vertrat sie gut. Wohl kam nach einer Woche eine Gerichtskommission von Neudorf herauf gen Fruttnellen gefahren und hielt im „Ochsen" eine Untersuchung, während welcher das halbe Dorf vorgeladen und verhört wurde. Aber es erwies sich als Unmöglichkeit, unter der Menge einen oder mehrere Hauptschuldige zu finden; denn die Bauern hielten zusammen wie die Kletten, und keiner redete jetzt, wo es jedem an den Kragen gehen konnte, dem andern zum Bösen. So fiel die Schuld auf die Gemeinschaft, und die hatte der Präses zu Neudorf herausgerissen, indem er mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit für sie eingetreten war. So zottelten die Gerichtsbeamten unverrichteter Dinge wieder ab und die Klage der Arbeiter blieb

erfolglos. Die Fruttneller hatten zudem ihr Ziel erreicht: es verstieg sich kein Fremder mehr ohne dringende Notwendigkeit nach dem ungastlichen Dorf.

Als der Ratsherr Furrer dieser Frucht seines Sieges just innezuwerden begann, erlebte sein Haus eine Abreise und eine Ankunft. Die Abreise ging für ewige Zeit, die Ankunft war für einen ein Menschenleben langen Besuch berechnet.

Die Verreiste war die Furrerin.

Seit manchem Tag hatte sich die kranke Frau mühsam an Stöcken hin und wieder geschleppt. Der Neudorfer Doktor kam, sah sie an und schüttelte den Kopf, nahm sie in ein Verhör und brummte, dann erhob er sich plötzlich und sagte: „Ja, wisset was, Frau, esset gut, trinket gut, lasset Euch nichts abgehen. Ihr habt es ja und vermögt es, und man weiß nie, wie lange man das, was man hat, genießen kann!"

„Heißt das, daß ich bald fort muß?" fragte die Furrerin ganz laut und in ruhigem Ton, so daß der Präses, der in der Stube anwesend war, sie verwundert anschaute.

Der Doktor zuckte mit den Schultern. „Je nun, besser wird es schon sein, wenn Ihr nichts verschiebt, was Ihr noch getan haben möchtet." Dann schickte er sich zum Fortgehen an und ließ sich von dem reichen Bauern die paar Worte mit Gold aufwiegen, ehe er wieder zu Tal fuhr.

Die Furrerin aber begann, mit ihren letzten Tagen gutzumachen, was sie lange Jahre versäumt hatte. Sie wurde angesichts des Todes plötzlich

mutig und gefaßt. Bis zum Tag vor ihrem Sterben klang ihr Stock auf dem Boden der Stuben und Flure und es klang fester und lauter, wie sie ihn absetzte. Sie betete viel, saß manchmal ruhig vor dem Kruzifix, das in der Wohnstube hing, und ihr Blick war dabei klar und trocken; sie hatte das Stöhnen und Klagen völlig verlernt. Oft hockte sie oben in der Schlafstube ihrer Tochter, wo der Tobias hauste, ein dunkelköpfiger kluger Bub, der „heimliche" Bub, wie ihn das Gesinde nannte, weil er vor des Ratsherrn Augen gehütet wurde wie vor dem „bösen Blick". Da fanden der Tscharles und sein Weib die sieche Alte oft mit dem Kind in ihren Armen, dem sie, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, eine große Liebe bewies. Rosi dankte der Mutter im Innersten und Stillsten für diese schweigende Barmherzigkeit und lernte im Verlieren noch die ehren, die ihrem Herzen bisher fremd gewesen war.

Der Furrer sah sein Weib nach des Arztes Ausspruch von seiner Seite absterben. Der Mann, der etwas Großes in allem hatte, was er sann und tat, heuchelte keine Trauer um die Gefährtin, die ihm früher wenig mehr als Magd und seit ihren kranken Tagen nur eine lästige Beigabe gewesen war. Was aber Geld der Kranken zur Linderung und Stärkung zu schaffen vermochte, das bot er ihr; er befliß sich ihr gegenüber einer an dem Rauhen und Rücksichtslosen doppelt auffallenden Fürsorge, und als sie sich legte und mitten in der Nacht unerwartet das Sterben an sie kam, da brauchte er niemand, der sie besorgte, sondern tat selber seine

Pflicht an ihr. Ihre brechenden Augen besagten, daß er sie wohl tat.

Von ihrem Todbett jedoch, das er ihr aufrüstete und um das er selbst die Wachslichter pflanzte, trat er am Morgen, als er die Tochter, den Tscharles und das Gesinde von dem Hinscheiden seines Weibes unterrichtet hatte, hinweg und ging an seine reichlich zubemessene Arbeit mit so großer Ruhe und so ungebrochener Kraft, daß eine böse Zunge von ihm im Dorf zu reden vermochte, seines Weibes Tod sei ihm kaum mehr, als wenn er sich ein Stäubchen vom Aermel gewischt hätte.

Noch lag die Leiche der Furrerin aufgebahrt und herausgeputzt, wie es der reichen Bäuerin zustand, in einer der Schlafkammern, als sich dem Hause schon die kleine Lücke füllte, die ihr Tod gerissen hatte. Rosi schenkte dem Tscharles, ihrem Mann, einen Buben.

Als das Kleine droben in der Schlafstube zum erstenmal schrie, stand der Tscharles an der Tür und wischte sich mit den hartgearbeiteten Fingern die hellen Tränen aus den Augen. Es kam zum erstenmal etwas wie Stolz über ihn, darum, daß er des Hochfluhhöflers Schwiegersohn war, und das Bewußtsein, daß sein Kind da innen Laut gebe, machte ihn ganz schwindlig vor Glück.

Noch einer hörte die Stimme des Neugeborenen. Der Ratsherr Furrer saß arbeitend in seiner Stube, und als die Hofer-Vroni kam, ihm die Neuigkeit anzusagen, gab er nur durch ein wortloses Nicken zu erkennen, daß er verstanden habe. Als sich dann aber die Tür hinter der Botin wieder geschlossen

hatte, kam Unruhe über ihn. War ihm da nicht der Erbe geboren worden!?

Es war schon am folgenden Morgen, gerade noch ehe die Leidtragenden sich versammelten, um die Leiche der Furrerin in Empfang zu nehmen, daß der Präses seiner Tochter einen Besuch machte. So plötzlich kam er über die Kindbetterin, daß ihr nicht einmal Zeit blieb, den Tobias zu flüchten, der inmitten der Stube auf einem Schemel saß und plaudernd und jauchzend mit Holzspänen spielte. Auf einen Wink des jungen Weibes warf Vroni ihre Schürze über das Kind und trug es ins Nebenzimmer. Des Bauern Stirn hatte sich jäh gefaltet, als sein Auge auf den Tobias gefallen war, aber gleich darauf sah er starr und als suche er etwas, durchs Fenster hinaus. Er versagte sich die Zornworte, die ihm auf der Zunge gelegen hatten. Als dann Vroni den Knaben weggebracht hatte, trat er ganz freundlich an Rosis Lager und sprach mit ihr wie in den wenigen guten Stunden vergangener Zeit, da er an seinem heranwachsenden Kinde noch Freude zu haben Zeit gefunden hatte. Nach einer Weile beugte er sich, wie zufällig, aber heimlich von mächtiger Anteilnahme bewegt, über den Kopf des Neugeborenen und tat einen langen Blick auf ihn.

„Wie soll er heißen?" fragte er Rosi.

„Wir wollen ihm Euern Namen geben," beschied ihn diese und sah ihn scheu an.

Sein Gesicht schien wie von einem leisen Lächeln überflogen. Dann sagte er: „Hab Sorge zu dem Bub und zu dir," und verließ die Stube.

Als er einige Tage später zum zweiten Male

nach dem kleinen Felix sah und Rosi schon darum sich kaum von ihrem Erstaunen zu erholen vermochte, legte er mit eignen Händen dem Kind ein goldenes Kettlein mit einem Amulett um den Hals.

Als hätte er damit sich in allem erschöpft, was seine Natur an Liebesbeweisen zu geben vermochte, ließ er sich danach nie mehr in der Oberstube blicken und begnügte sich damit, manchmal über den Mahlzeiten den Tscharles trockenen Tones zu fragen: „Dem Kind wird's gut gehen?"

Der errötete jedesmal, es war ihm, als ob er ein Unrecht täte, wenn er dem Bauern den Bescheid gab: „Ja, es wächst und ist stark!" und sagte von dem andern Kind nichts, das seinem Weibe just so am Herzen lag und selbst ihm lieb war wie sein eignes Blut.

Der Präses ging nun erst recht in der Sorge um seine Güter und sein Dorf auf. Immer starrer begannen sich unter seiner und des Hochwürdigen Führung die Fruttneller von den Fremden, die seit dem Bahnbau wie eine stehende Armee im Lande waren, abzuschließen. Selbst der Verkehr mit der Talschaft wurde lau, die Starrköpfe unter den sieben Zacken gedachten zu zeigen, daß sie in ihrem Heimbereich keines andern bedurften. Der Präses tat überdies alles, um seinem Dorf den Ruf der Wohlfahrt zu erhalten; es wurde erzählt, daß er zu zweien Malen tief in seine eigne Truhe gegriffen habe, um arme Kleinbauern von drückender Schuldenlast und drohendem Ruin zu retten. Sein Geld ging unter seine Dörfler, er war für die Fruttneller der einzige, alles vermögende Gelddarleiher, und just, weil im

Dorfe wenige waren, die ihm nicht als ihrem Gläubiger verpflichtet waren, wuchs sein Einfluß so, daß sie ihn im Tale den Landvogt nannten.

In dieser Zeit war zu Fruttnellen ein Abtrünniger, einer, der zu den verpönten Fremden überlief und seine gesunden Arme, die im Dorf Arbeit genug gefunden hätten, in den Dienst der „Bähnler" stellte. Das war der Nager-Lieni.

Der Gemeindeschreiber war längst gesund geworden und hatte sein Amt wieder übernommen, so daß der Lieni bei dem Präses nichts mehr zu suchen hatte. Als er den Bericht von seiner Entlassung seinem Vater heimbrachte, kam dem ein seltenes Rot in die hageren Wangen. Er setzte sich auf seinen Fensterstuhl und starrte lange wortlos durch die Scheiben.

Am andern Morgen machte sich der Kolumban Nager auf die Suche nach einem Dienst für seinen Buben. Es war ein Sonntag, und nach der Messe waren die Bauern am ehesten zu treffen. Er traf den Göhrig-Jost zu Hause und den Meier-Kasper an der Straße, und beide waren geneigt, den Lieni in Haus und Dienst zu nehmen. Aber als der Lehrer am gleichen Abend den Lieni vor die Wahl stellte, zu welchem der beiden Bauern er sich verdingen wolle, schnitt der ein saures Gesicht, rutschte auf dem Stuhl hin und her und erklärte endlich störrisch und verstockt, daß ihm weder der eine noch der andre Dienst behage, daß er sich schon selber nach Arbeit umsehen wolle. Und als er sah, daß der Vater auf ihn einzureden Miene machte, lief er weg, wie er es von da an immer tat, wenn ihn der

Alte mit ernster Mahnung fassen wollte. Es kam dann für den Kolumban eine Zeit bitterer Sorge um seinen Einzigen, der Lieni wollte nicht aus dem Hause. Er arbeitete, was die kleine Wirtschaft mit sich brachte, verdingte sich auch manchmal auf Taglohn, aber ein rechtschaffenes und regelmäßiges Brot behagte ihm nicht. Auch kam die Zeit, da man ihn häufig im Postwirtshaus sah, und da man von dem „schönen Lieni" allerlei unschöne Dinge munkelte, von denen es gut sein mochte, daß sie nicht zu Ohren des einsamen Schulmeisters kamen. Als aber dieser seinem Buben keine Ruhe ließ, sondern ihm täglich, und wo er ihn zu packen und festzuhalten vermochte, ins Gewissen redete, stieg der Lieni eines Tages in der heiligen Gottesfrühe zum Weiler hinab und stoffelte erst spät abends mit einem schweren Kopf und auf unsicheren Füßen zurück in die Strahlegg-Hütte und nach seiner Kammer. Er wagte an demselben Abend sich nicht mehr vor dem Vater zu zeigen, aber am folgenden Morgen teilte er dem Kolumban mit, daß er sich bei der Bahnbauunternehmung für guten Lohn verdungen habe. Dieser dachte im ersten Augenblick nur daran, daß sein Bub arbeiten wolle, und stimmte fast freudig dem Entschluß zu.

Der Präses schreckte ihn bald nachher aus seiner anfänglichen Zufriedenheit. ‚Was er denke, seinen Buben zu dem fremden Hudelpack in Dienst und Löhnung zu tun.' Mit dieser schroffen Anfrage stellte sich der Hochfluhhöfler grußlos bei dem Nager ein. Es war aber nichts mehr an der Tatsache zu ändern, Lieni hatte sein Dinggeld und war schon in

seinen Dienst eingestanden. So ließ Kolumban die schwere Strafrede des Präses über sich ergehen, wie später den Spott und den Zorn der übrigen Dörfler, und hatte nach allem mehr Sorge, ob sein Bub da unten recht tue, als Scham über seinen Abfall von der Schar der Einheimischen.

Der Lieni galt aber von da an als verfemt, wie die „Bähnler" selber, und tat besser, sich zu Fruttnellen nicht mehr zu zeigen; es trieb ihn auch nichts dahin zurück. Kolumban stieg allwöchentlich einmal nach den Weilerhäusern hinab, um nach seinem Buben zu sehen, und mit jedem Male schien ihm der Weg saurer zu werden, mit jedem Male war das Gesicht trüber, das er zum Dorf zurücktrug. In diesen Tagen wurde das blonde Haar des alten Mannes weiß.

Dreizehntes Kapitel

Die Bahnarbeiten rückten weiter und weiter. In diesem Jahre, dem zehnten des Baues, durchschlugen sie den Tunnel, der wenig oberhalb Fruttnellen in Schlingenform in den Berg eingebohrt worden war, um eine große Steigung zu überwinden. Der Hochfluhhöfler hatte einmal, vor ein, zwei Jahren, wohl oder übel nach dem Weiler hinunter müssen, um mit den Bahnunternehmern über die Abtretung eines Holzschlags zu verhandeln. Da mußte er zum erstenmal und fast wider Willen einen Einblick in die Anlage des gewaltigen Werkes tun und tat danach auf des Hochwürdigen Stube zu diesem die

Aeußerung: „Möchten nun die Fremden da unten noch so sehr das Unglück sein für das sonst so stille und heimelige Land, was sie da schafften, sei etwas ganz Großes, wie er, der Ratsherr Furrer, es nie gesehen und für möglich gehalten!"

Wie das Werk der vielen Hände wuchs und zur halben Vollendung gediehen war, so waren im Hochfluhhofe die beiden Buben herangewachsen. Was zählt ein Jahr im Leben der Alternden! Dem Hochfluhhöfler, dem die Tage und Wochen nie lang genug waren, der in seiner rastlosen Arbeitslust sich nicht genug tun konnte, erschienen die Jahre zu kurz. Wenn er seinen Enkel, den Felix, ansah, dann wußte er, wie sie gingen. Er selber stand noch immer aufrecht in den Schuhen, obwohl er den Sechzigen schon nahe war, und das volle Haar wie die Brauenbüschel jene Eisfarbe annahmen, die dem schneeigen Menschenwinter vorangeht. Aber der Bub, der Felix, schoß auf wie die Esche; der Furrer staunte ob dem Jungwuchs neben sich.

Felix stand nun im zehnten Jahr, er war ein gerader Bursch, zu weichgliederig für einen Bauern, wie der Furrer meinte, und mit einem Gesicht, das — aus einem Rock lugend — just sowohl einem Mädchen hätte angehören können. Er glich dem Tscharles aufs Haar, hatte dieselben feinen Züge und dasselbe weiche, braune, leichtlockige Haar; aber Gott sei Dank, sagte der Ratsherr, er war nicht so blöd und waschlappig wie der Vater. Er lernte brav bei dem Nager, der noch immer amtete, und zeigte in der Schule und daheim einen klaren, fröhlichen Kopf, weshalb ihm der Präses nicht

gram war. Aber anders hätte der seinen Enkel doch gewünscht, der Bub war ihm zu wenig aus seinem Holz!

Dem Vater konnte Felix nun freilich schon seit einem Jahre nichts mehr abgucken. Denn seit der Zeit lag Tscharles schon oben an der Fruttnellenkapelle oder hatte es vielleicht anderswo in der ewigen Herrlichkeit noch besser, als er es auf dem Hochfluhhofe gehabt hatte. Der Arzt, der vor manchem Jahr die kranke Furrerin untersucht hatte, hatte damals auch seine Meinung über deren Schwiegersohn geäußert und gemeint, er habe den „heimlichen Stich". Da möchte es nun sein, daß er schon bald sein junges Weib und sein Kind verlassen müsse, es möchte aber auch geschehen, daß der heimliche Feind nur langsam seine Kraft verzehre und ihm noch ein paar Jahre des Lebens schenke. Der Tscharles lebte dann länger, als der Arzt es für möglich gehalten, er hustete viel, konnte manchmal des Nachts vor Schmerzen und Atemnot nicht schlafen, aber sonderbar, der Mensch, der Entbehrungen gekostet, nun aber, nach seinen bescheidenen Begriffen, Ueberfluß eingetauscht hatte, dachte kaum seiner körperlichen Leiden, da ihm sonst alles so nach Wunsch ging und er so gar nichts zu sorgen hatte.

Als Tscharles sich hinlegte, um nicht wieder aufzustehen, standen zwei Kinder an seinem Bett; er verlangte von beiden Abschied zu nehmen. Der blöde Gesell, der im Leben nichts gewesen war als ein williges Werkzeug, dessen Gutmütigkeit kaum mehr Tugend zu nennen gewesen war, der war im

Sterben ein rechter Mann, und Rosi, sein Weib, hielt ihm um seiner letzten Stunden willen ein doppelt gutes Andenken. Er ließ sich zu einer Tageszeit, da er den gefürchteten Bauern aus dem Hause wußte, die beiden Buben bringen, den Hochfluhhoferben, den Felix, seinen eignen Sprossen, der unten an des Bauern Tisch schon jetzt in seinem Rechte saß, und den andern, den „Heimlichen", der in den Ställen bei den Knechten aufwuchs oder am Morgen aus dem Haus kam und sich nachts wieder einschlich, den Tobias. Und legte seine Hände, an denen nichts mehr als Haut und Knochen war, beiden zugleich auf die Häupter und bekam um beide feuchte Augen, als ihm einfiel, daß er Abschied nehmen wollte. Und obwohl er kein Redner war und in all seiner Dummheit viel Linkisches hinschwatzte, ehe einmal ein klares Wort kam, wußte er doch an dem Abend zu sagen: „Du bist der habliche, Felix, aber der schwache; du, Tobias, hast Kraft, aber du wirst ein armes Knechtlein werden. Haltet zusammen, dann ist euch beiden geholfen!"

Ob ihn die Knaben verstanden oder nicht, er legte ihre Hände ineinander und hielt sie mit seinen beiden so fest, daß Rosi nach einer Weile Mühe hatte, die kalten Finger des plötzlich Gestorbenen von den beiden warmen Bubenhänden zu lösen. Und waren den Buben die Worte vergessen gegangen, der Druck der toten Hand blieb ihnen und das Bewußtsein, daß sie ihn zusammen gefühlt hatten.

Der Tscharles ließ keine Spur zurück. Sie hatten ihn begraben, wie es einem vom Hochfluh-

hof zukam, mit allen Ehren unter großem Geleite, aber das hatte ja doch dem aufrechten Bauern gegolten, der mit dem braunlockigen Buben hinter dem Sarge herschritt. Dem Furrer fiel es nachher, als er in seiner mächtigen Wohnstube stand, ein, daß es leerer sei auf dem Hof, denn zu früheren Zeiten. Der große Raum, die Stube, sah fast niemand mehr als ihn und den Buben, den Felix. Rosi wohnte oben und ließ sich seit ihrer Heirat selten mehr blicken, und er, der Hochfluhhöfler, hatte sich all die Zeit her auch nicht groß gekümmert, ob sie ihm nahekam oder nicht. Er und die Rosi und der Bub, die waren nun noch übrig, und — da fiel ihm auch der andre wieder einmal ein, der, den sie den „Heimlichen" nannten. Wie gut sie den zu verstecken wußten, daß er ihm zwölf lange Jahre hindurch nie in den Füßen gewesen, kaum unter die Augen gekommen war! Manchmal, wenn er nach den Ställen schritt, um dort nach dem Rechten zu sehen, sah er etwas ihm aus dem Weg huschen, rasch, behend, so daß ihm nicht Zeit blieb, des Knaben Gesicht zu erkennen. Einmal, da seine festen Tritte ihn nicht schon von weitem verraten hatten und er zur Melkzeit plötzlich über die zwei Kühknechte gekommen war, hatte er im dunkeln Hintergrund des langen Stalles einen Buben verschwinden sehen; Stroh hatte geraschelt, und der alte Marti, der Gnadenbrotknecht, war unter seiner Kuh hervorgekrochen und hatte sich zwischen den Bauern und jenen Strohhaufen gestellt. Des alten Mannes Glieder hatten geschüttelt, er war furchtsam geworden auf seine späten Tage, und mit allerlei

törichtem, ungeschicktem Geschwätz, aus dem die tödliche Verlegenheit klang, hatte er den Furrer von dem Strohhaufen fernzuhalten gesucht. Der hatte ihm auch den Gefallen getan und dem Rascheln nicht nachgeforscht, geschah es doch nach seinem Willen, daß ihm der Bub nicht unter die Augen kam.

An einem Orte hätte der Präses den Tobias sicher treffen können, wenn er danach verlangt hätte: in der Schule, die der alte Nager hielt. Er wußte, daß der Bub hinging, daß er sein Mittagbrot bei dem alten Lehrer nahm, damit er tagsüber sich nicht in der Nähe des Hofes zeige; hätte er es nicht gewußt, so würde der Felix es verraten haben, den er einmal über seine Schulleistungen ausgefragt hatte.

„He, du, Bub," begann er bei Tische das Gespräch, „lernst auch etwas in der Schule? Kannst deinen Namen schreiben? Und weißt, was zwei und zwei ausmachen?"

Felix erhob die hellbraunen Augen keck und lachend zum Großvater und sagte: „Ja, er könne schon mancherlei, und der Letzte sei er noch lange nicht!"

„Aber auch nicht der Erste?" warf der Ratsherr hin und verzog den harten Mund zu einem Lächeln.

„Das nicht," gab darauf der Bub kleinlauter zu.

Da hatte der Bauer die Neugierde, nach dem Ersten der Schule zu fragen, und war erstaunt, als der Bub stockte und rot wurde bis über die Ohren. Endlich stotterte dieser verlegen: „Der Tobias."

Das Löffelklappern am Tische ruhte wie auf ein Zeichen. Rote Köpfe neigten sich über die Teller. Eine und die andre Magd blickte verstohlen nach dem Gesicht des Bauern, vor dem jener Name nie genannt wurde. Er polterte aber weder los, noch versank er in sein gefürchtetes Stillschweigen, ob dem jeweilen dem Gesinde der Hunger verging. Nur seine Stimme war vielleicht schärfer, als er zu dem Knaben sagte:

„Wie ich noch gelernt habe, hat mir keiner vor sein dürfen. Ich meine, du könntest dir das auch merken!"

Der Präses konnte es aber nicht hindern, daß ihn selber seit jener Zeit eine Art Verlangen angekommen war, den „Heimlichen" einmal zu sehen. Was war es gewesen, das er von dem Tobias gehört hatte? Nichts Großes noch Besonderes, nichts, als daß der Bub in der Schule kein Fauler war; aber sein Interesse war geweckt. Da führte ihn der Zufall mit dem „verschüpften" Buben zusammen.

Es war Sommer. Zu Fruttnellen lagen alle Matten geschoren, und die Bauern waren im Schweiße ihres Angesichts alle Tage aus. Nur der Nager hatte Ruhe; die Schule war für die heißen Monate geschlossen. Die Sonne stand sieghaft über dem Tal, die Hitzfäden zitterten in der Luft, und der Himmel blendete das Auge in seiner schimmernden Bläue. Die Hirten brachten ihr Vieh in die höchsten Alpen, wo keine Bäume Schatten spendeten, aber der Hauch naher Gletscher Kühlung gab.

Als der Hochfluhhöfler von seinem weiten Be-

sitz die letzte Bürde Heu glücklich eingetragen hatte, nahm er sich einen Mußetag. Nicht, daß er ans Ausruhen dachte, aber nach dem heißen Tagewerk auf den Matten und Halden gelüstete ihn nach einer schärferen Luft, und er dachte daran, auf der Seelialp zum Rechten zu sehen, wo zwei seiner Knechte seine starke Herde weideten. Er sprach zu Hause nicht lang davon. Eines Morgens stand er vom Frühstück, über dem sie schon bei Taggrauen saßen, früher denn gewöhnlich auf, hing den Rock über die Schulter, stülpte sich den zertragenen Alltagsfilz auf und sagte, sich halb zum Tische zurückwendend:

„Ihr braucht dann mit dem Essen nicht zu warten, ich gehe zur Alp!"

Es war ihm, als erblaßte die Rosi bei seinen Worten, und als habe sie ihm noch etwas zu sagen, aber er achtete nicht darauf, sondern verließ Stube und Haus und schritt hinweg.

Er stieg durch das Dorf bergan, wandte sich dem Fruttneller Tal zu, kam an die Strahlegg-Hütte, wo just der Lehrer aus seinem Geißstall trat und, mit der Hand seine schlimm entzündeten Augen schattend, ihn mühsam erkannte und grüßte.

Der Furrer verhielt den Schritt; es gelüstete ihn, den Alten nach seinem Kostgänger, dem Tobias, zu fragen, aber der Stolz verwehrte es ihm. Mit einem prüfenden Blick auf das Gesicht des Lehrers sagte er:

„Eure Augen haben geschlechtert, Lehrer! Ihr solltet etwas tun."

„Ja, ja, ich weiß schon," nickte Kolumban zu-

rück. „Ich habe auch schon allerlei versucht, aber es hilft nichts und einen Doktor zu fragen, da braucht's Geld!"

Den Furrer kam das Mitleid an. Er sagte fast freundlich: „Ihr solltet doch zu einem Doktor. Ich will Euch helfen dazu, wenn Euch die Kosten zuviel werden!"

Der Nager lächelte. „Hm, hm, es wird schon wieder besser werden, und dann —" er richtete seine Augen nach dem tiefblauen Himmel — „der Doktor da oben wird schon wissen, wo es hinaus soll, hat der sie krank gemacht, kann sie kein andrer gesund machen!"

Der Präses zuckte die Achseln, grüßte und schritt fürbaß. Er stieg weiter ins Tal hinein, überschritt den Fruttneller Bach auf einem schmalen Holzsteg und wanderte über einen Waldweg an dem der Strahlegg-Hütte querüber aufstrebenden Seeliberg hinan, seiner Alp entgegen. Alte, mächtige Tannen wurzelten an der Halde, wie sie gleich stark sich in wenigen Bergwäldern fanden. Ihre Wurzelklammern schauten aus dem kargen, trockenen Boden, griffen unter gewaltige graue Blöcke und umspannten ragende Felsen. Durch ihre dunkeln Kronen fiel das Tageslicht; gleich goldschimmernden Leitern hing es da und dort aus dem Düster der Nadeln nieder auf den Boden, daß der graugelbe Grund aufleuchtete und warm erschien wie das pergamentene Antlitz eines überalten Menschen, dessen Starrheit ein Lächeln mildert. Zuweilen war ein heimliches Rieseln unter den Blöcken und Steinen, es fanden sich grüne Moosstellen inmitten des toten, von

dürren Nadeln besäten Grundes. Der Wald war voll junger, plötzlich ersprudelnder und wieder versiegender Quellen. In den grünen Oasen leuchtete es wie Blutstropfen unter dem Kurzlaub hervor; die Erdbeerstauden trugen Frucht.

Der Hochfluhhöfler stieg bergan wie ein Junger, er hatte die Weste aufgeknöpft und das Kragentüchlein gelöst, der Wald lichtete sich nach oben, und die Sonne brannte herein. Der Bauer klomm durch eine breite grüne Schrunde empor, der Wald blieb zurück, bald lag er unter ihm wie ein schwarzdunkles Meer von Nadelkronen. Die Luft wehte schärfer, eine wunderbare Reinheit erfüllte die Höhe und ringsum tauchten aus dem Walde die kahlen Steinschroffen, die mächtigen Berghäupter und die weißen, im Sonnenfeuerwerk gleißenden Firne auf. Nach drei Stunden steten Ansteigens erreichte der Furrer die Höhe, wo sich, von zwei Schneespitzen gleich Wachttürmen überragt, die Seelialp weit nordwärts zog. Wie ein ausgetrocknetes Seebecken lag die weite grüne Fläche da, und wo inmitten in der Einsattelung sich eine zweite kleinere Vertiefung zeigte, von da schimmerte es blau und still herüber, als sei ein Stück des strahlenden Himmels mitten hinein in die Grasfläche gesunken und werfe seinen Schein zurück. Das war das Seeli, von dem die Alp den Namen trug, ein stilles, seltsames Gewässer, darinnen sich selten eine Welle regte. Es hatte weder sichtbaren Zufluß noch ein Abwasser und doch stand es den ganzen Sommer voll kristallklaren Wassers, bis der Spätherbst seine Eisdecke darüber legte und der Winter seine Schneemassen über See und Alp türmte.

Der Furrer tat einen Schnaufer, als er sein Wegziel vor sich sah, dann ließ er seinen Rock zu Boden gleiten und setzte sich ins Gras. Er zog eine Pfeife hervor, stopfte sie und begann ein Dampfen. So tat er nur, wenn ihm wohl war und der Unermüdliche sich einen Feiertag gönnte; die Pracht des Morgens stempelte ihm den Tag dazu, er hatte selten Muße, seine Heimat schön zu finden. Während er rauchte, ließ er seine Blicke über die Alpfläche gehen. In einer fernen Ecke, wo einer der beiden Bergkegel noch Schatten warf, sah er seine Herde weiden. Auch die Sennhütte stand dort, und es war ihm, als unterscheide er einen der Knechte, wie er geschäftig aus und ein ging. Manchmal drang das kurze, windvertragene Läuten einer der Kuhglocken bis zu ihm herüber. Dann schallte plötzlich nahe und deutlich das Jauchzen und Jodeln einer Knabenstimme. Der Hochfluhhöfler horchte auf. Das mußte der Geißbub sein, und die Stimme tönte, wie wenn er irgendeinen Teufelsstreich vorhätte. Sie waren immer auf Streiche aus, die Nichtsnutze, ließen das Vieh sich an allen Wänden versteigen und schlugen die Zeit mit Dummheiten tot! Der Bauer und Herr regte sich in ihm, er erhob sich und spähte um sich. Er sah die Geißen hoch oben an einer Steinhalde ziehen, auch den Buben meinte er dabei zu sehen; aber — er mußte sich doch getäuscht haben: der Lauser trieb sich am See unten herum. Er sah, wie dort einer auf dem Bauche am Uferrand lag und mit dem nackten Arm im Wasser herumruderte! Ein schöner Hirt der! Dem wollte er kommen! Er nahm seinen Rock auf,

biß die Zähne fester in die Pfeife und schritt über die weiche Matte. Der am See sprang auf, tat einen Schrei, daß er von der Wand im Osten jubelnd zurückgellte, aber er wandte sich nicht um und gewahrte den Furrer nicht, der ihm näher und näher rückte. Und plötzlich riß er sich, der nur in Hose und Hemd stand, die paar Hüllen vom Leibe, tat einen neuen Jauchzer aus junger, gesunder Lunge und warf sich in das blaue, kühle Wasser, daß es weit in die Matte spritzte.

„Lauser," knurrte der Präses. Und als er es gesagt hatte, stockte er plötzlich. Der Bub im See hatte das Gesicht dem Ufer zugewandt. Das Gesicht gehörte des Bethlis Hannes, dem Geißbuben, nicht. Im nächsten Augenblick wußte der Furrer, wer der Bub war. Seine Brauen standen auf schlimm Wetter, er schaute sich nach einem Block um, als müßte er vor jenem sich verstecken, der aber hatte ihn schon erblickt und tauchte unter, um an einer entfernteren Stelle den dunkeln Kopf wieder aus dem Wasser zu heben und nach seinen Kleidern zu schielen.

Der Präses klopfte seine Pfeife aus. Das Rauchen schien ihm plötzlich verleidet. Der Kopf saß ihm steif im Nacken, als er an den Seerand trat.

„Willst dir den Tod holen in dem Frostwasser?" redete er laut den Buben an.

Der tat ein paar Züge nach der Stelle hin, wo er stand, und stieg stumm und gehorsam aus dem Wasser. Der Blick des Bauern glitt über seinen wohlgeformten Leib, und der Kraftwuchs freute ihn. Hart und dick standen die Muskeln an Armen und

Beinen heraus, und dennoch lag ein großes Ebenmaß über dem Körper. Die Brust war wölbig und die Achseln traten zurück wie bei einem gedrillten Soldaten. Der Bub fuhr, triefend, wie er stand, in die Kleider, vergrub die Fäuste in den Taschen und machte Miene, sich davonzumachen.

„Du bist der — der Tobias?" fragte der Präses.

Da blieb der Bub stehen, einige Schritte von ihm ab, und wendete ihm das Gesicht zu.

Als der Furrer dieses sah, mußte er an sein eignes Bild denken, das in seiner Schlafstube hing. Es fiel ihm ein, daß er einmal gelesen hatte, in den Enkeln fänden sich die Großväter wieder. Dann aber ersah er das schwarze Haar und die noch schwärzeren Brauen, die über der Nase zusammengewachsen waren. Da mußte er sich des Christen erinnern. Der grimme Zorn faßte ihn an, etwas wie Ekel vor dem unehrlichen Kinde mischte sich in diesen, aber ein neues Gefühl trat hinzu, das weder Zorn noch Ekel war und ihn zu dem Buben hinzog.

Tobias hielt die Augen groß auf das Gesicht des Bauern gerichtet, es schien, als verstehe er das Zögern, das den schweigen ließ. Die Augen waren schwarzgrau und ausdrucksvoll; sie erschienen klar und scharf unter den starken Brauen, und wiederum gab ihnen diese einen unkindlichen, düsteren Blick.

„Was tust du da heroben?" fragte der Furrer endlich in einem grollenden, herrischen Ton.

„Ich habe Ferien," sagte der Tobias. Er hatte keine Hintergedanken dabei, aber der Präses hörte aus seinem Ton, daß dem Jungen hier oben wie dem Vogel sei, der dem Käfig entkommen.

„Hast es denn so schlecht, daß es für Ferien anschaust, wenn du aus dem Hochfluhhof fort bist?"

Einen Augenblick war der Tobias um die Antwort verlegen. Dann zuckte er die Achseln. „Ich bin halt gern da oben," sagte er.

„Weil du nicht schaffen mußt, weil du der Schule los bist, gelt?" sagte bitter der Präses, obwohl er wußte, daß er dem Buben unrecht tat.

Tobias zahlte ihm heim. „Nein," gab er mit einem Aufblitzen der Augen Bescheid, „aber weil ich mich hier nicht vor Euch zu verstecken brauche."

Der Widerspruch griff den Bauern seltsam an. „Warum versteckst dich denn?" fragte er, als ob er es nicht wisse.

„Weil Ihr mich nicht sehen wollt," gab der Bub zurück. Und als der Präses stand und seine erloschene Pfeife wiederum in Brand zu setzen sich anschickte, fragte er:

„Kann ich jetzt gehen?"

„Ja, aber mit mir," beschied ihn der Furrer, „wir gehen zur Hütte hinüber." Der Tobias senkte den Kopf und schlenderte hinter dem Bauern her, der am Seeufer hin und der Schattenhütte entgegenschritt. Auf einmal kamen sie in ein Gespräch. Der Präses fragte nach dem Vieh, und ob es gesund sei. „Aber was wirst du wissen?" setzte er spöttisch hinzu. Der Tobias zeigte, daß er nicht faulenzte. Er wußte jedes Haupt der Herde zu nennen, lobte und tadelte wie ein erfahrener Knecht. Der Präses schielte seitwärts nach dem nach Knabenart Redeeifrigen, der hielt die Augen am Boden im Weiterschreiten; aber er hatte keine Scheu mehr vor dem

Gefürchteten, dem er sonst nicht unter die Augen gehen durfte. Einmal blieb er stehen und hob den klaren Blick.

„Ihr, Großvater!"

Der Furrer schaute ihn an, die Anrede berührte ihn sonderbar, er war ungewiß, ob er sie als Frechheit zurückweisen sollte oder — ob sie ihn freute.

„Was ist?" fragte er den Buben dann.

„Den Goli, den solltet Ihr fortschicken, der lugt nicht recht zum Vieh. Er hat den Schnaps zu lieb, und er ist grob; das junge Maisrind hat er mit einem Knüttel getroffen vorgestern, daß es lahm geht. Und melken tut er, wenn er mag, und wenn die Milch schon halb vom Euter rinnt."

Das Gesicht des Bauern verhärtete sich wieder. „Kümmere dich um das, was dich angeht. Der Joseph wird schon reden können, wenn er über den Goli zu klagen hat, das ist nicht deine Sache, Gärnasiger!" *)

Die Wangen färbten sich dem Tobias.

„Der Joseph tut kein Maul auf," sagte er heftig. „Der hat Angst vor dem Goli. Einmal hat er ihm zureden wollen, da ist er aber an den Letzen gekommen. Den Tod hat ihm der Goli versprochen, wenn er ihm dreinredet oder ihn verrät!"

Der Bub blieb stehen. Seine Gestalt zitterte erregt. Es war ihm anzusehen, daß er nicht aus Klatschsucht geredet hatte, sondern weil er zum Schweigen zu ehrlich war. Jetzt wandte er sich ohne ein weiteres Wort und stieg die Halde hinan und

*) Gärnasiger = Vorlauter.

der Steinschrunde zu, wo die Geißen weideten und der Hirtenbub jodelte.

Dem Präses war es, als hätte er wie zur Schulbubenzeit einen Rüffel bekommen. Er war in keiner guten Laune, als er die Hütte erreichte. Die Knechte hatten ihn kommen sehen und taten, als hätten sie das härteste Tagwerk und der Tag wäre ihnen zu kurz dazu. Mit einem barschen „Gut' Tag!" trat der Bauer in die aus vier rohen Steinschichten gefügte rauchige Hütte. Er mußte sich tief bücken, damit er den Kopf nicht an das niedere Dach schlage. Auf einem der steinernen Käselager ließ er sich nieder und schaute sich um. Joseph, der Vorknecht, maß die früh gemolkene Milch aus. Der Goli hockte auf der Heudiele und schüttelte das Schlafheu auf.

„Ist das Vieh zuweg?" fragte der Furrer den Joseph, der ein älterer schmächtiger Mann und seit langem in seinem Dienste war.

„Ja, gewiß," gab der einsilbig zurück und rührte weiter.

Da klirrte dem Goli auf seiner Diele etwas unter den Händen. Der Furrer schaute hinüber.

„Gib her den Schnaps," befahl er in jenem Ton, der den Knechten schlecht ins Ohr klang und dem keiner widersprach. Der Goli streckte die nackten Füße auf den Boden und kroch herab. Er war ein baumlanger Gesell in Fetzenkleidern, aber mit Gliedern, die von roher Kraft zeugten.

„Wollt Ihr etwa davon haben?" grinste er den Furrer an mit seinem gemeinen Gesicht, in dem die Verlegenheit stand.

Der Präses legte die Finger um die ihm ent-

gegengestreckte Flasche und tat einen Schritt nach dem Hüttenausgang. Dann zerfuhr das Glas an einem Stein.

„Kaib!“ schimpfte der Goli.

„Hast etwas zu sagen?“ kam der Furrer zurück. Seine Augen wetterleuchteten unter den Brauenbüscheln. „Treib das Vieh zusammen, ich will zum Rechten sehen,“ herrschte er dann den Knecht an, der zu schweigen für gut fand und sich entfernte.

Der Hochfluhhöfler nahm darauf den Joseph scharf ins Examen und hörte bestätigt, was Tobias erzählt hatte.

Vierzehntes Kapitel

Als der Hochfluhhöfler von der Seelialp zurückkam, schickte er dem Joseph einen Zuknecht hinauf, der Goli holte sich schon am folgenden Tag im Hofe seine Batzen und war am längsten Knecht beim Präses gewesen. Dieser ließ nichts über seine Alpfahrt verlauten; er, der auf eignen Füßen feststand, brauchte weder Rat noch Hilfe und schwieg sich über alles aus, was er im stillen plante und beschloß. Vielleicht hätte ein Scharfsinniger bemerken können, daß er seit jenem Tage zuweilen in ein plötzliches Sinnen versank, als verarbeite er in sich einen Gedanken, der ihn länger beschäftigte, als der tatkräftige Mann sonst brauchte, um zu einem Entschluß zu kommen. Auch hing manchmal über den Mahlzeiten sein Blick mit scharfem und nachdenklichem Forschen an dem Gesicht des Felix, als stelle er Vergleiche

mit andern Knabenzügen an. Aber er verriet mit keinem Wort, was ihn bewegte. Um so plötzlicher traf es das Gesinde und das verwitwete Weib, die Rosi, was der Hochfluhhöfler nach Wochen befahl.

Es war eines Vormittags. Rosi sah in der Wohnstube zum Rechten und schickte sich an, nach ihrem eignen Gemach hinaufzusteigen, als der Präses früher als es seine Gewohnheit war aus der Ratsstube trat und sie zurückrief. Sie gehorchte. Sie hatte noch immer das scheue, gedrückte Wesen an sich, das ihr seit ihrem Unglück anhaftete. Sie alterte rasch. Ihr Gesicht war verblüht, schwere Striche waren über ihre Stirn gezogen, und die Wangen hatten Hautfalten, als litte sie Hunger.

„Was ist, Vater?“ fragte sie, nur halb in die Stube zurücktretend.

Der Furrer winkte ihr ungeduldig, daß sie die Tür schließe. Dann sagte er, die Daumen in die Westentasche geklemmt und mit dem Rücken an die Wand lehnend:

„Der Tobias ist gestern zurückgekommen, nicht?“

„Ja,“ zitterte die Rosi, „hat —“

Er unterbrach sie heftig. „Ich will das Schleichen und Verstecken inskünftig nicht mehr haben, der Bub soll aus und ein gehen, wie es recht ist, und essen soll er mit uns.“

Das Experiment wollte der Rosi gefährlich scheinen, sie traute dem Frieden nicht.

„Wenn Euch der Bub im Weg ist — es geht nicht mehr lang, so ist er alt genug, daß er ein Handwerk lernen kann. Und bis dahin kann er beim Lehrer wohnen, wenn —“

Der Ratsherr fuhr wieder dazwischen.

„Rede keinen Unsinn, er kann sich zeigen, sage ich, und wenn er recht tut, gibt es hier zu Hause zu tun genug, er braucht nicht erst auswärts zu suchen. Also zum Essen bringst ihn her, hast gehört?"

„Ja, Vater," sagte Rosi und ging mit wirrem Kopf hinaus.

Beim Mittagstisch setzte die Heinrieke, die Köchin, für den Tobias und den Felix zwei Teller nebeneinander.

Das ganze Gesinde hatte seine Plätze eingenommen, als Rosi mit dem Tobias eintrat. Felix wandte sich um und lachte den Eintretenden nach Bubenart an; der achtete nicht darauf und hielt den Blick auf den Großvater gerichtet.

„Tag!" grüßte er laut und fest, als er sich an seinen Platz setzte.

Rosi war verwirrt. Der Weg um den Tisch bis zu ihrem Platze, den Knaben gegenüber, wurde ihr zur Pein. Der Hochfluhhöfler hatte die Linke unter das Kinn geschoben und ließ die grauen, forschenden Augen von einem zum andern gehen, als wolle er fragen: ‚Ist einer, der etwas dreinzureden hätte?' Die Mahlzeit ging still vorüber. In den Ställen und auf den Fluren, vor dem Hause und bis in die Matten hinaus ging dafür nachher das Gerede des Gesindes. Begann eine neue Zeit auf dem Hochfluhhof? Wollte der Präses den „heimlichen Bub" zu Gnaden annehmen?

Nach diesem Ereignis gab es einige Tage lang zu staunen. Dann wurde auch das Neue alt, und

es war, als ob Tobias zeit seines Lebens gleiches Recht mit Felix gehabt hätte. Der Furrer blieb wortkarg und verschlossen dem Buben gegenüber, aber allmählich hatte sich Tobias mit Felix in die Dienstleistungen zu teilen, die bisher dem Jüngeren allein zugefallen waren, und solcher waren viele, denn der Bauer ließ das junge Volk nicht müßig gehen. Der Bub wurde heimisch dabei, er hatte eine geschickte Hand, faßte schnell und überraschte den Alten durch seine Klugheit. Dennoch stand noch immer etwas zwischen ihm und dem Bauern, und es gab einen im Dorf, der dem Tobias viel näher stand, und bei dem er sich wohler fühlte als bei dem Großvater, der ihn doch nur um Gottes willen bei sich aufgenommen hatte. Dieser andre war der Schullehrer, der Nager. Daß er von der Morgenschule mit dem Alten nach Hause und zum Essen ging, das hatte freilich ein Ende; aber wenn der Bub auf dem Hof entbehrlich war, so war er in der Strahlegg-Hütte zu finden. Und kam er bei dem Präses in die harte Schule, wo er schaffen und den Leib in schweren Dienstleistungen stählen lernte, so gab ihm der Nager jene sinnende Art, die an Dingen grübelte, wie sie sonst nicht in Bauernschädeln umgehen. An manchem Sonntagnachmittag saß Tobias bei Kolumban und erzählte von den Herrlichkeiten des Hofes, die sich dem „Verschupften" erst jetzt recht auftaten.

Ihre Freundschaft hatte in der Schule begonnen, wo die Auffassungsgabe des Buben ihn befähigt hatte, bald das bißchen Weisheit, das ihm der Alte zu bieten vermochte, voll in sich aufzunehmen, und er, nach mehr verlangend, denselben selbst noch einmal zum

Lernen anspornte, so daß Greis und Bub gemeinschaftlich manchmal an den harten Nüssen herumknackten, die ihnen das Leben bot. Der Nager bewies an dem Tobias sein Erziehertalent, der Bub geriet so wohl, daß ihn die Weiber ihren Sprößlingen zum Muster hinstellten, und daran hatte der das Verdienst, dessen eigner Bub ein Lump war, ob es der Vater auch nicht glaubte.

Seit Lieni fort war, war dem Kolumban die Hütte einsam. Wenn Tobias zu ihm kam, meinte er Besuch von seinem eignen Buben zu haben. Dann saß der Alte auf seinem Fensterplatz, die hageren Finger im Schoß vernestelt, und die Augen auf das Gesicht des jungen Gastes gerichtet, der in einer Ecke hockte. Dem Zufriedenen kam spät noch ein bitteres Leid ins Haus, das vielleicht mehr an ihm nagte, als irgendeiner ahnte und er sich selber gestand. Der Zweifel an Lieni war alle Tage auf ihm; denn er hatte kein gutes Andenken an den von der Zeit her, da er ihn noch im Weiler zu besuchen pflegte. Jetzt war der Bursche weiter hinaus ins Tal gegangen, den Fortschritten des Bahnbaues folgend, und der Nager konnte nicht mehr zum Rechten sehen. Auch wenn er den Weg noch wie früher hätte machen können! Aber Kolumban war ein schlechter Gänger geworden, nicht der alten Beine wegen, die trugen ihn sicher genug, und der Leib war zähe wie Wettertannenholz, aber die Augen wurden immer schlechter. Das Schulehalten machte ihm Mühe, und manchmal, wenn Tobias bei ihm saß und er den Blick nicht von ihm nahm, glitt es von seinen Lidern plötzlich wie Schleier über seine Augen, daß er unwillkürlich

tastend in die Luft griff und fragte: „Bist noch da, Bub?"

Einmal, als ihm das sonderbare Gebaren auffiel, fragte Tobias: „Was habt Ihr, Lehrer? Warum fragt Ihr, wo Ihr mich doch seht?"

Und Kolumban antwortete mit einem leisen Zittern in der Stimme: „Ich sehe dich eben nicht mehr, Bub!"

Darauf kam Tobias nahe heran, legte seine Hand auf des Alten Knie und spähte mit seinen gesunden dunkeln Augen in die vor sich hinstaunenden entzündeten des andern.

„Eure Augen müssen krank sein."

Der Nager strich sich langsam mit der Hand über Stirn und Augen. „Es fängt schon wieder an zu bessern. Es ist nur das unsichere Dämmerlicht oder —" Er suchte umsonst nach einem Grunde, an den er glauben konnte.

Mit kindlicher Unbarmherzigkeit fuhr Tobias fort: „Wenn Ihr einmal gar nicht mehr sähet, Lehrer, und für immer, jeden Tag nicht mehr!"

Der Lehrer wandte das Gesicht dem müden Lichte zu, das durch das kleine Fenster drang, noch sah er nur eine unklare Helle, aber er suchte unwillkürlich nach dem Himmel, der für ihn mehr Geheimnisse barg als das Allerheiligste, das der Hochwürdige jeden Sonntag über die demütigen Häupter seiner Gemeinde erhob.

„Was fragst da, Tobias?" stammelte er leise. „Wenn's der Herrgott schickt, so lege ich halt die Finger zusammen und sage mein: ‚Dein Wille geschehe!' Und er wird weiter sorgen, wenn ich es nicht mehr kann!"

Tobias schauderte. „Jesus Maria! Und wenn dann alles dunkel ist! Wenn Ihr den Schulweg nicht mehr findet und —" Er legte die eignen Finger erschreckt an die Augen, als wäre für diese Gefahr.

Ueber des Nagers Gesicht ging es wie eine sonnige Helle. Er richtete den hageren Leib empor.

„Wenn ich nichts mehr sehe, so habe ich genug gesehen, dem Herrgott sei es gedankt. Und das verlöscht nicht wie das Augenlicht. Siehst, Bub, in mich hinein kann ich auch mit blinden Augen schauen. Und was ich da sehe, das ist genug, um eine lange Zeit, länger als ich leben kann, daran zu zehren!"

An diesem Abend ging Tobias wie in Scheu von dem Lehrer hinweg. Es war etwas an diesem, das er nicht verstand, und das ihm doch zumute sein ließ, als wäre er just in der Kirche gewesen. —

Um diese Zeit war es, daß nach Fruttnellen von einem Vergessenen und Verschollenen wieder Nachricht kam. Der Hochfluhhöfler war der erste, sie zu vernehmen.

Der Pfarrherr war auf einer Bettelreise gewesen. Es war über dem Zudunkeln, an einem lauteren, warmen Abend, daß dieser mit geschwollener Geldtasche und rotem Gesicht über den Weilerweg heraufkeuchte. Hinter ihm her aus dem Tale klang ein schriller Pfiff, der an allen Wänden Echo fand. Die Bahn war der Vollendung nahe, sie veranstalteten Probefahrten, und der Hochwürdige, der seine Herde wie eine Hundemeute wider das neumodische Verkehrsmittel gehetzt, hatte sich überreden lassen, von Neudorf

herauf mit einem solchen Probezug zu fahren. Er gestand sich, daß es leichter und rascher als sonst zu Fuß gegangen war. Ja, er hatte sich auf seinem steilen Heimweg auf dem Wunsche ertappt, es möchte so ein Eisenweg bis an sein Pfarrhaus gehen.

Zu Fruttnellen fuhr der erste Pfiff unter die Leute wie ein Schimpfwort, das man mit Schlägen beantwortet. Wer just um den Weg war, konnte geballte Fäuste sehen und Fluchen und Lästern hören. Der ungewohnte Laut lockte auch den Präses aus dem Hause. Er wollte nach der Wegecke hinüber, von welcher aus der Blick den Bahnkörper zu erreichen vermochte. So kam es, daß er dem Hochwürdigen auf halbem Wege begegnete.

„Ha, habt Ihr es gehört?" rief ihm der Geistliche schon von weitem entgegen.

Der Ratsherr gab keinen Bescheid. Er trat bis an den Rand des Sträßleins und spähte mit einem zorndunkeln Blick in die Tiefe; der Lärm des Zuges erinnerte ihn, daß er in seinem Widerstande gegen das Werk ohnmächtig gewesen war, und die Erinnerung an eine Niederlage war dem Bauern so schlimm wie ein Messerstich in den gesunden Leib.

„Guten Abend," grüßte der Hochwürdige, an ihn herantretend. „Jetzt ist es da," fuhr er fort, mit einer bezeichnenden Handbewegung talzu. „Schneller ist man jetzt doch da oben von Neudorf aus," fuhr er weiter, als der Bauer noch immer beharrlich schwieg. „Ich bin von Neudorf heraufgefahren mit dem Probezug. Wenn die es wüßten im Dorf!" Er lachte.

Der Präses lachte nicht. „Sie werden es wohl erfahren," sagte er trocken.

„So sollen sie in der nächsten Predigt hören, daß man es getan hat, um ihnen sagen zu können, was sie nicht sollen!"

Der Hochfluhhöfler richtete sich steifer auf.

„Daß die da unten nichts Dummes im Auge haben, das habe ich gleich gesehen. Aber bin ich jetzt einmal dagegen gewesen, so soll mich tags meines Lebens keiner in so einem Zug sehen, eher gehe ich auf spitzen Steinen barfuß nach Neudorf."

Der Hochwürdige nahm den Bescheid schweigend hin. Die Zurechtweisung ärgerte ihn, aber es lag ihm nicht daran, es mit dem Furrer zu verderben. Sie taten schweigend ein paar Schritte nebeneinander hin, dann meinte der Pfarrer:

„Die Reise ist wieder nicht umsonst gewesen. Ich hoffe, Ihr und die Gemeinde werdet nicht unzufrieden sein," und er klopfte auf seine Ledertasche, daß es klang.

Dann schmunzelte er plötzlich, und seine kleinen Augen leuchteten über die Knollennase. Er war sich bewußt, eine Waffe in der Hand zu haben, mit der er dem Präses den Stich von vorhin heimzuzahlen vermochte. „Einen guten Freund von Euch habe ich angetroffen," sagte er.

„Wen?" fragte der Furrer kurz.

„Den Christen Russi," gab der Pfarrer zurück und ließ die Aeuglein schärfer nach dem Gesicht des andern spähen.

Der Ratsherr legte die Lippen hart zusammen. „So," war alles, was er sagte.

Der geistliche Herr wurde redselig. „Es steckt doch mehr hinter dem Kerl, als man gemeint hat. Er hat das Steinhauergewerbe erlernt und arbeitet mit sechs Gesellen. In den Oberlandbergen drüben hat er einen Bruch. ‚Mit jeder Schicht, die er herausnimmt, schöpft er einen Löffel Geld,‘ sagen die Leute dortzulande, und er gilt etwas. Sein Haus ist so schmuck wie dem Hochwürdigen der Pfarrei seines. Die Kathrine, seine Alte, haust mit ihm, aber er hat auch eine Frau. Er hat die Rosi doch vergessen, um die er so wild getan hat. Die Frau soll ihm das erste Geld zugebracht haben, und er hat es in die Steine in guten Zins gelegt. Drei Mädchen hat er — schöne Mädchen, sagen die Oberländer, und er hängt ihnen in die Schule Putz an, als ob er der Gemeindepräses wäre.

Sie waren am Hochfluhhof angelangt. Der Pfarrer suchte umsonst in des Bauern Zügen nach einem Eindruck seiner Worte. Des Furrers graue Augen maßen ihn kalt. Da zuckte ein versteckter Hohn um des geistlichen Herrn Lippen. „Die Rosi hätte es am Ende doch nicht schlecht gemacht mit dem Burschen, was meint Ihr, Ratsherr?“

„Da ist nichts zu meinen,“ sagte der Furrer schroff. „Den Arbeiter habe ich ihm nie abgestritten, auch den festen Willen nicht. Im übrigen ist alles gegangen, wie es hat sollen und müssen. Und Ihr glaubt wohl selber nicht, daß es mich reuen könnte, bloß weil der Christen nicht verhungert ist seither. So, ade!“

Der Gruß klang hochmütig; der Präses ließ den Hochwürdigen stehen. Der warf sein Haar in den

Nacken und lächelte hämisch. Seine Liebe zu dem Mitgewaltigen in Fruttnellen war an dem Abend nicht gewachsen.

Fünfzehntes Kapitel

Die Kunde von Christen Russi und seinem Glück ging durch das Dorf und gab für ein paar Tage den Gesprächsstoff für die fleißigsten Mäuler ab. Hier und dort wurde einer gelb vor Neid, hier und dort geiferte einer das kräftige Sprüchlein hervor, daß die ärgsten Hudel immer das größte Glück hätten. Die Hofer-Vroni brachte die Nachricht von einem Krankenbesuche nach Hause, und als sie sie den drei Schwestern erzählte, waren ihr die Augen naß, und sie hatte ein: „Gottlob, ich mag es ihm gönnen, wenn es ihm gut geht," zum Begleit ihrer Botschaft. Umgekehrt fuhr dem Zurfluh, dem Weibel, die Wut in die Glieder, als die Neuigkeit zu ihm kam. Er leerte viermal sein Schnapsglas aus Aerger, schmetterte nach dem fünften Mal das Glas zu Boden und wünschte dem Russi-Christen und seiner Alten Pest und Tod an den Hals. Was brauchte es denen gut zu gehen, wenn es mit ihm rückwärts ging!

Als es keine weitere Nahrung fand, verstummte das Gerede, wie es gekommen war, und nach ein paar Wochen waren die aus der Strahlegg-Hütte für die Fruttneller wieder so tot wie vordem. Und blieben es durch Jahre.

Indessen wurde — im gleichen Jahre, als der Ratsherr Furrer seine beiden Enkel aus der Schule

und auf seinen weiten Landgewerb hinübernahm — die kühne Bergbahn eingeweiht und ganz dem Betriebe übergeben. Eines Tages sahen die von Fruttnellen von ihrem Lugaus einen mit Tüchern und Fahnen geschmückten Zug an der Station im Weiler vorüber und hinauf in die Berge fahren, und von da an nahm das Pfeifen und Pusten der Lokomotiven Tag und Nacht kein Ende mehr. Eine mächtige Verkehrsstraße aus dem Herzen Europas nach dem Süden war geöffnet und zu Füßen des verlorenen Dorfes ging ein lebendiger Strom hin und wieder, Heerzüge von Fremden, Berglasten von Waren. Fruttnellen lag seitab wie eine keifende, alternde Jungfer. Die Fruttneller zeigten ihren steinharten Sinn. Die Bahn verkehrte jahrelang, ohne daß einer vom Berge ihr einen Rappen zugetragen hätte, mit Ausnahme des Hochwürdigen vielleicht, der hier und da nach Neudorf reiste und von dem es nicht ganz sicher war, ob er nicht nächtlicherweile den Zug benutzte. Die Bauern aber, und ihnen voran der Präses, taten ihre Talreisen zu Fuß, trieben ihr Vieh der Straße nach zu Markt und holten ihre Vorräte auf dem Reff von Neudorf her.

Trotz seiner Abgeschlossenheit gedieh das Dorf, der Furrer hielt seine Hand nach wie vor — nun schon im dreißigsten Jahre — darüber, und sein Wille, gegen den kein andrer aufkam, lenkte alles zum Besten, was den Gemeindehaushalt anging. Auch das Hochfluhhofgut gedieh; und daß es gedieh, war nicht mehr nur dem Furrer sein Verdienst, die beiden Buben kamen nach wie jäh aufstrebendes

Jungholz. Wenn der Furrer sie ansah, fuhr er sich gedankenvoll ins Haar; das wurde weißer, je näher er den Siebzigen kam. Nicht daß er sich alt fühlte, im Gegenteil, er besann sich erst auf seine Jahre, wenn ihn das daran erinnerte, was ihm im zweiten Glied nachwuchs. Er hatte sich daran gewöhnt, zu wissen, daß ihm zwei Erben nachkamen. Zwischen den beiden Buben war kein Unterschied mehr; der Furrer hielt sie gleich, als hätte er nie vor Zeiten den einen als ein wildes Schoß ausreißen und verwerfen wollen. Der nun zwanzigjährige Tobias stand dem Alten näher, als der merken ließ, vielleicht als er selber merkte. Der Bursche arbeitete sich mit einem seltsamen Geschick auf dem Hofe ein. Wenn den Furrer einer gefragt hätte, wer sein schaffigster Knecht sei, so würde ihm der Gedanke an den Tobias gekommen sein, der, schweigend und ohne sich vorzudrängen, in die Knechte gesteckt, aus den Knechten herausgewachsen war. Woche um Woche, Monat um Monat war es nun gekommen, daß der Ratsherr mit kleinen Besorgungen zuerst, dann mit größeren Pflichten den Tobias bedacht hatte, daß er ihm dann nach Jahresfrist die Oberleitung der Knechte auf dem Hochfluhhof überließ und daß nach abermals einem Jahre jener trotz seiner jungen Jahre das ganze Gut übersah und darauf Bescheid wußte wie der Alte selber. Als der Furrer die Stütze fühlte, die ihm still und bescheiden gleichsam unter die Arme gelegt wurde, richtete er zwar den straffen Leib höher auf, dehnte die Glieder in alter, ungebrochener Kraft, aber es ging doch zuweilen wie ein wohliger Atemzug durch

seine Gestalt bei dem Gedanken: mag dir geschehen, was will, da ist einer, der hat Knochen und Mark, für dich einzutreten. Der Bursche mit dem ruhigen, weit über seine Jahre ernsthaften Wesen verdrängte auch, mochte es auf dem Hofe und nach außen keiner merken, den andern, den Felix, bei dem Alten. Nicht, daß der Furrer den nicht gemocht hätte. Der blonde Bub mit dem Mädchengesicht, dem die Mädchen gleichwohl nachstarrten, als blickte sie die liebe Muttergottes aus seinen Augen an, war ein arbeitsamer, just wie der Tobias, und seine Arme zählten auf dem Gut, er durfte sich zufrieden zu jeder Mahlzeit setzen, sie war wohlverdient — aber der Felix hatte nur fleißige Hände und gutmütigen, verträglichen Sinn, der dem Eindringling, dem Tobias, nichts neidete; dieser aber hatte einen scharfen und harten Kopf, einen Willen zum Befehlen, wie der Präses selber, und einen eichenen Leib, der immer noch aushielt, wenn andre längst erschöpft innehielten.

In dieser Zeit begannen auch für die Rosi die guten Tage. Der Kummer der jungen Zeit war ausgeglichen, und es wurde ruhig in dem früh ergrauenden Weibe, das seine beiden Buben wohl geraten und versorgt sah. Ihr eigner Wert und Einfluß wuchs mit dem Zur-Geltung-kommen ihrer Söhne, und der Friede, der über dem Hofe lag, tat ihr wohl wie ein warmer Spätschein. Selbst die Nachricht störte ihr seelisches Gleichgewicht nicht, daß der Christen Russi an der neuen Bahnlinie unweit Neudorf einen bedeutenden Granitsteinbruch erworben, an dessen Ausbeute er binnen kurzem zu gehen gedenke. Kehrte damit auch der in sein engeres

Land zurück, der in ihrem Leben der einzige gewesen war, so fühlte sie sich doch in der Abgeschiedenheit des Dorfes vor einem Wiedersehen mit ihm und neuen Bedrängnissen geborgen.

Der Präses warf den Kopf auf, als er von der Erwerbung des Russi hörte. Was sollte das heißen, daß er zurückkam! Er überlegte auf seiner Stube allein mit sich die Sache weiter. Er saß, in den Stuhl zurückgelehnt, geradeaus blickend, als stände die Antwort an die Wand geschrieben. „Will er näher kommen?“ fragte er sich. Wo keiner etwas hinter des Russi Vorgehen sah, dachte er an versteckte Pläne. Langsam stieg ihm das Blut unter die bleichen Haare, langsam schlossen sich seine Finger zur Faust, als ahne ihm, daß es noch einmal an ein Ringen gehen werde. Als er sich erhob, verzog er den Mund zu einem Spottlächeln: Da herauf wirst wohl nicht kommen wollen, Russi-Christen!

Und es schien nicht, als ob er käme! Es dauerte lange, ehe der Steinbruch bei Neudorf zur Ausbeutung kam, und dann hieß es, daß der Russi noch im Oberland wohne und den Neudorfer Bruch nur durch einen seiner Vorarbeiter mit einer Schar Werkler ausbeuten lasse.

Darauf kam eine Zeit über Fruttnellen, welche die Dörfler alles andre vergessen ließ und zu der kein Auge mehr ins Tal hinaussah, sondern jeder in seiner Hütte und den nächsten Nachbarhäusern genug zu staunen hatte.

Sie hatten keinen Fremden einlassen wollen in das verlorene Dorf, und einer fand doch den Weg herauf und schritt furchtlos in die Gasse. Er kam

über den Weilerweg herauf, als ein brutheißer Sommertag im Sinken war. Als wäre die Sonne wund und flösse ihr Blut über Himmel und Erde, war ein feuchtes, brennendes Rot überall; es brannte am Himmel, und das Blau leuchtete grell und schreiend daraus hervor. Es lag auf den Bergen und tropfte von den Firnen, als wäre ihr Eis zu Blut geworden und zerränne, und die Felsen täten sich auf und es quölle aus hundert Adern Blut — lebendiges Blut. Auf die dunkeln Wälder war es gegossen, schimmerte durch die Aeste, klebte an den Zweigen. Wo ein Teich war oder ein Tümpel, da wurde eine rote Lache daraus. Und über all dem lag eine furchtbare Ruhe, ein zitterndes Schweigen; es war, als glitten selbst die Eisenkarren lautlos über die Schienen. Der Föhn strich von den Südbergen, sacht, heiß und trocken, aber sein Stöhnen schwieg auch, das sonst von allen Wänden seufzte.

Da sah der Zurfluh-Baschi ihn, den Fremden, den Weilerweg heraufkommen. Der Zurfluh-Baschi — er war manchmal im Kopf nicht mehr ganz richtig; er trank auch gar zu lästerlich, aber nun glaubten die Fruttneller ihm doch so halb und halb. Langsam stieg er herauf, der Fremde, ein langer, grauer Geselle in einem grauen Gewand, rauh, wie es die Bauern tragen. Das Haar stand verwildert in langen, spärlichen Strähnen um den seltsamen Schädel, das Gesicht war eckig und furchtbar anzusehen, also daß der Blick nicht darauf verweilen konnte; aus den Augenhöhlen leuchtete es wie Widerschein des Rots, das von allen Bergen zuckte. Jedesmal, wenn im Steigen sein Fuß den Weg berührte, war es, als

blute die Erde, doch mochte es wiederum nur der Widerschein gewesen sein. So erzählte der Zurfluh-Baschi.

Die von Fruttnellen nahmen seine Worte auf und spannen sie weiter. Der feste Tritt der Bauern wurde zum Schleichen, wo sonst die Weiber zeterten und lärmten, da flüsterten sie jetzt, und wenn einer aus seiner Tür trat, spähte er zitternd gaßauf und gaßab, ob der Fremde nicht nahe, den der Baschi gesehen hatte. Die Fruttneller sahen Gespenster am hellen Tage, sie meinten, den Tod leibhaftig herumgehen zu sehen. Freilich — seine Opfer lagen in den Hütten und fast täglich wurde einer nach der Kapelle hinaufgetragen; das Ins-Endläuten hörte nie auf.

Es herrschte seit Wochen zu Neudorf eine furchtbare Seuche, gegen welche die Aerzte umsonst mit ihrem Wissen stritten. Es war nicht die Pest, die vor Jahrhunderten durchs Tal gegangen war und die Hütten geleert hatte, als wäre sie der große Eigner der Erde, der die armseligen Mieter vertrieb, aber es war ein heimtückisches Uebel, dem sie keinen Namen wußten, und das doch wenige wieder aufstehen ließ, die es aufs Lager warf. Von Neudorf rückte das Sterben näher, eines Tages hieß es, daß im Weiler zwei Kranke lägen. Da lachten sie zu Fruttnellen: „Die Bahn trägt es ihnen zu!" Und dann kam es auch ohne Bahn zu ihnen herauf.

Es war an einem Sonntag, daß sie zwei Männer vom Rat hinauf nach dem Friedhof trugen. Zwei auf einmal, und zwei Fürnehme dazu! Wohl war

es lange her, daß sie im Rat gesessen hatten, aber ihre Titel waren ihnen geblieben, und der ganze Rat gab ihnen das Geleit.

Sonst hatten sie zu Fruttnellen angefangen, ohne Geleit zu begraben.

Den einen der beiden Toten hätten sie gleich oben auf dem Kirchhügel lassen können und sich einen zweifachen Gang erspart; er war in der Kapelle gestorben; ein steinalter überzeitiger Mensch und doch feig wie der räudige Hund, der vor der Flinte ausreißt. Es war der achtzigjährige Z'graggen-Florimelk, der Frömmste im Dorf und bis zum Tage seines Absterbens dem Hochwürdigen sein Lieblingsschaf, auf das er des Jahres zwanzigmal mit beiden Händen wies und sprach: „Sehet diesen, warum tut ihr nicht gleich ihm!" Als der Zurfluh-Baschi, der Weibel und Wirt, seine furchtbare Nachricht durch das Dorf trug, schlugen dem steinalten Z'graggen die Kiefer rasselnd zusammen und er fror vor grausamer Furcht. Hastig, als habe er keine Zeit zu verlieren, kratzte er aus allen Kasten und Truhen, aus allen Kleidertaschen die Batzen zusammen, die rechtlich erworbenen und die erstohlenen, und schlotterte nach der Kirche hinauf, eine breite, vornübergebeugte Gestalt mit kahlem, unbedecktem Kopf, um den wie bei einem Mönch nur noch ein dünner weißer Haarkranz ging. Er lag dort viele Stunden vor dem Hauptaltar, betete und stammelte alle Formeln durcheinander, rutschte sich auf dem Stein die gelbe, zertragene Hose an den Knien vollends durch, stand auf und ging mit torkelnden Schritten an jeden der drei Altäre, legte auf jeden, wo er

sonst Hosenknöpfe und Blechstücke heimlich beim Opfer hinzuschieben pflegte, einen blanken Silberfranken hin, damit ihm das Leben, das teure Leben bleibe. Dann wankte er zum Pfarrhause hinab und fand den Hochwürdigen in seiner Wohnstube. Er trat mit niedergeschlagenen Augen wie ein sprödes Mädchen ein, faltete die Hände über dem Leibe, hob alsdann die Lider und tat einen Blick zur Diele, als sehe der Herrgott aus der Gipsdecke herab.

„Herr Pfarrer — Herr Pfarrer, ich — ich möchte etwas stiften!"

Der Pfarrer erhob sich. An ihm waren die Jahre fast spurlos hingegangen, nur sein Leib war schwerer geworden, und das lange Haar war nicht mehr ganz reinschwarz, auch standen ihm statt der häßlichen braunen Zähne nur noch ein paar Stumpen im Munde.

„Guten Abend zuerst, Florimelk," grüßte er den so plötzlich hereinfallenden Gast. Aber der ließ sich nicht beirren.

„Ich will etwas stiften, Herr Pfarrer! Was muß ich, was meinet Ihr — ich will noch leben, ich! — Herrgott, Herrgott, sie sagen, der Göhrig-Jost liegt im Sterben, und er ist noch jünger als ich — und —"

Des Pfarrers Augen funkelten feindlich.

„Ihr wollet dem Herrgott das Leben abkaufen, Florimelk? Wo ist Euer christliches Vertrauen geblieben? Habt Ihr das Beten vergessen? Wenn das Gebet erhört ist, dann könnet Ihr opfern."

Der Alte machte sich näher an den Geistlichen heran. Sein Frömmlergesicht war verzerrt. Er

fuchtelte mit den gespreizten Fingern vor des andern Augen herum.

„Ihr glaubet's ja selber nicht, Herr Pfarrer, was Ihr redet. Es ist nichts umsonst in der Welt! Alles kostet Geld, alles; Ihr seid ein Krämer, Pfarrer, Ihr selber! Will einer Ablaß haben von Euch, so kostet es Geld, und so und nicht besser wird es der Herrgott haben! Also stifte ich, hier, hier, ich will stiften!"

Er löste einen Beutel aus einer Rocktasche, aber seine Finger waren so zitterig, daß er ihm entglitt und die schönen Silberbatzen über den Boden rollten.

Ein mächtiger Zorn ergriff den Pfarrer darob, daß er sich durch so manches Jahr von dem Ueberfrommen hatte täuschen lassen, und er jagte ihn jäh und gewalttätig von der Schwelle. Aber der Florimelk kletterte abermals zur Kirche hinauf. Und als am folgenden Morgen der Hochwürdige zur Frühmesse die Kapelle betrat, lag der Z'graggen auf den Altarplatten über einem Haufen Geld, seine Rechte war in die Altardecke gekrallt, er mußte sie in letzter wilder Angst erfaßt haben, und seine Linke hielt ein paar Münzen umkrampft. Seine Augen standen vor Entsetzen weit offen. Der Pfarrer sah, daß er aus Angst gestorben war.

Diesen nun, den frommen Florimelk, und den Göhrig-Jost, den einstigen Vizepräses von Fruttnellen, welcher der Seuche erlegen war, trugen sie an dem Sonntag in feierlichem Zuge zum Friedhof hinauf. Der Hochfluhhöfler, der geradeauf und festen Schrittes so gleichmütig wie zu den ruhigsten Zeiten hinter den Särgen durchs Dorf und nach

dem Kirchhügel ging, mußte der Zeit gedenken, da sie bei ihm im Rate gesessen hatten. Es war in jenem Jahr gewesen, als er sein Mädchen vor den sechs Bauern in seiner eignen Stube erniedrigt hatte, er selber sein einziges, damit nicht andre es in den Kot zerrten. Und unwillkürlich gingen dem Furrer die Gedanken noch einmal zu dem Christen Russi zurück, der ihm wieder näher kam.

Sechzehntes Kapitel

Am Tage nach dem Doppelbegräbnis hockten in der Hofer-Vroni blitzsauberer Stube die vier Hoferschwestern beisammen. Es war am frühen Nachmittag, die Sonne brannte wie seit Wochen, und der brennend blaue Himmel lugte wie seit Wochen durch die Scheiben. Eine leidliche Kühle war in der Stube, während draußen der heiße Dunst über Hütten und Straßen lag. Ueber dem Tale lastete eine Stille und Schwere, und es war still in der Stube der vier Weiber, still wie in der Kirche. Drei der Schwestern saßen an den Wänden herum. Vorn an einem nach der Straße gehenden Fenster hockte die dicke, zweitälteste, die Babe, die manches Jahr einer reichen Frau zu Neudorf übermaßen treulich den Haushalt geführt und nach deren Tode ein kleines Vermögen von ihr ererbt hatte. Sie hatte ein rundes, gutmütiges Gesicht mit glattgescheiteltem, in der Mitte geteiltem Haar; ihre weichen, fetten Hände handhabten emsig die Nadeln eines Strickstrumpfs. Sie hatte ein fast fürnehmes Kleid

an und trug in ihrem Aeußern die Hablichkeit zur Schau, die ihr zustand, obwohl sie die Zinsen ihres kleinen Kapitals in den Haushalt und zu Nutzen der drei andern wie zum eignen einschloß.

Ihr zunächst im Wandschatten kauerte die Marie-Seppe, die schmächtige, die immer kränkelte und der die andern die Hände unterlegten, damit ihr das Dasein leicht sei und sie am Leben und im Kreise bleibe. Das Weibchen, das um zehn Jahre älter schien als die Babe, doch in Wirklichkeit zwei Jahre nach dieser kam, hielt einen Rosenkranz in den dürren Händen, den es emsig drehte; die schmalen Lippen stammelten dazu das Vaterunser und den englischen Gruß, und die trüben Augen gingen manchmal mit einem halb ängstlichen, halb anhänglichen Blick von einem Gesicht der Schwestern zum andern. Hinter dem Nähtisch an der gegenüberliegenden Wand saß Viktori, das jüngste der alten Mädchen, mächtig lang und mager, mit einem schmalen Gesicht und schlicht gescheiteltem, noch dunkelm Haar, scharfen Augen und einem energischen Mund. Sie glich am meisten der Vroni, dem grau gewordenen siebzigjährigen Weibe, das es an Rüstigkeit noch mit den jungen aufnahm und nach wie vor zu Fruttnellen den Doktor machte, solange die Leute die Batzen renten, den teuern Bahnarzt herbeizurufen.

Vroni war eben erst heimgekommen. Sie saß an dem inmitten der Stube stehenden, mit einem braunen Wachstuch bezogenen Tisch und hatte einen Teller Suppe vor sich. Sie führte mit der braunen, kräftigen Hand bedächtig Löffel um Löffel zum

Munde, und dazwischen hinein beantwortete sie die Fragen der Babe und der Viktori, die nach dem Stand der Dinge im Dorfe sich erkundigten.

„So wird es also eher schlimmer als besser," sagte eben die Babe, und in ihr feistes, altes Gesicht stahl sich ein Zug bitterster Sorge. „Weiß denn der Doktor auch nicht, was es ist?"

„Was wird er wissen," sagte Vroni kalt, die auf die Aerzte nicht wohl zu sprechen war. „Auch nicht mehr weiß er, als wir alle. Er gibt der Krankheit schon einen Namen und sagt, sie wäre von Zeit zu Zeit durch die ganze Welt gegangen; einen komischen Namen gibt er ihr, aber was es ist mit dem Leiden und wie er ihm beikommen soll, das weiß er auch nicht. Daß die Leute solche Angst haben, sagt er, macht viel, und da wird er schon recht haben. Sie sind vor Angst halb verrückt im Dorf!"

Einen Augenblick blieb es still. Dann fragte die Marie-Seppe: „Du hast also keine Angst, Vroni?"

„Ich nicht," gab diese zurück und löffelte die Suppe aus. Und wieder stockte die Unterhaltung.

„Aber wenn es an eines von uns käme?" sagte dann die Babe halblaut.

Vroni sah sie fast zornig an. „Wenn andre Leute es haben müssen, so werden wir es eben auch zu ertragen haben."

Die Babe wurde rot.

„Aber wir haben doch beieinander bleiben wollen," flüsterte unbewußt die Marie-Seppe vor sich hin.

Vroni stützte den Kopf in die hohle Hand, ihr

weißes Haar schimmerte, ihr farbloses Gesicht war hart, dennoch lächelte sie flüchtig. Ihr Blick hing an dem mächtigen Gültsteinofen in der einen Ecke der Stube.

„Was für alte Narren und Kinder wir sind! Weil der Vater und die Mutter es zusammen über die hundert Jahre hinausgebracht haben, wie das an einem Erdeneck vielleicht alle fünfzig Jahr einmal vorkommt, und weil die beiden steinalten Leutlein ein paar Jahre lang täglich dort auf dem Ofen gehockt sind und zusammen geredet haben: ‚Wenn du stirbst, sterbe ich auch‘ — und weil endlich beide an einem Tag die Augen zugetan haben, so haben wir vier Mädchen gemeint, wie schön das wäre, wenn das Haus hier in Zeit und Weile auch mit einmal leer würde, statt daß drei und zwei und eines zum Flennen zurückbleiben! Und was für Narren sind wir gewesen, so etwas auch nur im Spaß zu glauben!“

Sie lachte leise nach, aber es klang trocken und schmerzlich. Die Stille wurde wieder größer und trüber. Wären die Weiber an Zärtlichkeiten und Schwachheit gewöhnt gewesen, sie hätten wohl mit feuchten Augen die Hände zusammengelegt und ein „Ach, Herr Jesus“ und ein „Maria, bitt für uns“ gestammelt. So aber hockten sie bocksteif auf ihren Stühlen und so still, daß sie ihre Herzschläge hätten hören können. Nur als sich ihre Gesichter langsam erhellten und ihre Züge fest wurden, war zu erraten, daß sie allesamt denselben tröstlichen Gedanken gehegt hatten, den, daß keines dem andern in all der Zeit des Beisammenseins zuleid, nur jedes einem

jeden zulieb gelebt hatte. Dann trat Vroni auf einmal geschäftig an einen Wandschrank und erzählte, darin kramend, von einem Tagelöhner mit fünf Kindern, der krank liege und bei dem mit dem Tod noch die Armut zu Gast sitze. Sie habe den Präses um eine Gabe angegangen, und wenn auch der, wie immer, helfe, so bleibe auch für sie noch zu tun; sie wolle drum just suchen, was von Gewand für die Armen entbehrlich sei. Da kam Leben in die Schwestern. Viktori lief nach den Speiseresten vom Mittagsmahl, die Babe nestelte einen Fünffränkler aus ihrem roten Nastuche, und die Marie-Seppe holte ein gehäkeltes Tuch unter ihrem Sitz hervor zur Beisteuer für die Heimgesuchten. Das war die Barmherzigkeit der Hofer-Mädchen, wie sie seit langen Jahren dem Dorfe zugute kam.

Eine Weile später — Vroni machte sich eben zurecht, den Tagelöhner noch einmal zu besuchen — sah die Babe von ihrem Fensterplatz aus den Zurfluh-Baschi, den Weibel und ehemaligen Postwirt, langsam am Hause vorüberschreiten.

„Da geht der Baschi," sagte sie zu den Schwestern, „der hat den Leuten den Kopf voll reden müssen mit seinen Narrheiten vom leibhaftigen Tod."

„Es sind Weiber und Kinder im Dorf, die nicht mehr auf die Straße dürfen aus Angst, daß sie dem Baschi seinen Tod antreffen," sagte Viktori.

„Warum soll er von den Bildern schweigen, die ihm der Schnaps vor die Augen malt," meinte Vroni herb im Hinausgehen, „er sieht die Welt nur noch im Rausch."

Vroni machte sich auf ihren Weg. Die drei

Schwestern gingen emsiger an ihr Stricken, Nähen und Beten. Und nur zuweilen kamen sie in abgebrochenem Gespräch auf die trübe Zeit und das Unglück im Dorf zurück.

Indessen hatte der Zurfluh die Wegwindung umschritten und stieg, einen etwa sechsjährigen Knaben an der Hand führend, an der Strahlegg-Hütte vorüber und tiefer ins Tal hinein, seiner Matte im „Bonacher" zu. Er trug Sense und Rechen auf der Achsel; das rauhe Linnenhemd, das neben der groben Hose seine einzige Bekleidung bildete, stand an Hals und Brust offen, schwarzbraun stach die Haut von der nicht übersauberen Leinwand ab. Die Füße waren nackt und grau von Straßenstaub, die Hemdärmel, bis zum Ellbogen aufgestülpt, ließen die haarigen, sonnverbrannten Arme sehen. Der Schweiß rann von Stirn und Schläfen und zeichnete ekle Streifen in das zusammengefallene blaurote Gesicht des jetzt nahezu Fünfzigjährigen. Er starrte mit stumpfem Blick vor sich hin, während er mit unsicherem Stolpergang bergan trottete. Die in den Hosen schlotternden Beine trugen den noch immer schweren Leib nicht mehr sicher. Der Baschi war verkommen. Der als ein blutjunger Bub die Schnapsflasche sich zur Liebsten auserseh en, hatte sein Leben an sie verloren; er war nur noch der Schatten des eisengliedrigen Burschen, der er gewesen war, als sie ihn zum Ratsweibel gemacht hatten, die Schnapsflasche hatte ihn vor langen Jahren auch seine Stellung gekostet, der Hochfluhhöfler hatte ihn nicht mehr in seinem Hause geduldet; aber wie denen vom Rat der ihre, so war ihm auch sein Weibeltitel ge-

blieben. Der Schnapsflasche hatte aber der Baschi auch Vermögen und Geschäft geopfert. Das Postwirtshaus war eine Goldgrube gewesen, wie sie im Dorfe erzählten, aber der Baschi war sich selber noch hundertmal der bessere Gast als die Dörfler insgesamt, und weil er nicht bezahlte, hatte er sich arm getrunken. Sich und seine Familie. Auf der Post saß längst ein andrer; dem Baschi seine Kinder waren aus dem Dorfe fortgegangen, um der Schande über den verkommenen Vater zu entgehen, nur der kleine, spätgeborene Bub und die vor Sorgen und Schlägen lahme Frau lebten noch mit dem Trunkenbold zusammen in der elendesten Hütte von Fruttnellen, die sich gleichsam wie scheu hinter den übrigen Gebäuden am Berghang verbarg.

Als der Baschi den Holzsteg, der den Fruttnellenbach überbrückte, überschritten hatte, wandte er sich mit dem Knaben vom Wege ab und durchquerte ein paar stark nach dem Bachbett abfallende Matten, bis er ein kleines Wiesenstück erreichte, das im Hangschatten tief in der Bachschlucht lag. Es war ein ebenes, schlechtes Stück Land, rauhes, ungesundes Futter wuchs darauf, und der Baschi tat wenig, um den Grund zu verbessern. Das Bonachergut war alles, was ihm noch von seinem früheren, nicht unwesentlichen Besitz geblieben war. Das Gras stand zurzeit hoch; der Zurfluh war hergekommen, Futter für seine Geiß zu schneiden. Er holte einen Tragkorb unter einem Felsen hervor und rief seinen Buben herauf, daß er sich an der Stelle niederlasse. Seine heisere Stimme klang nicht unfreundlich, während er mit dem Kinde sprach.

Der Wiesi, der Bub, war der einzige, der sich rühmen konnte, ihm neben dem Gift, dem Fusel, noch etwas zu gelten. Es schien, als wäre dem vertierten Manne noch etwas von tierischer Treue für sein eignes Blut verblieben.

„Hock schön still, und geh nicht da hinab; hast gehört?“ wies er den Knaben an, auf den Rand der Matte weisend, der steil und plötzlich gegen den Bach abfiel. Das Zischen des Wassers verschlang fast den Ton seiner Worte.

Der Wiesi nickte und streckte sich unter dem Felsen ins Gras. Er war ein hübscher, überzarter Bub, von weißem, krankem Aussehen und schmächtigem Bau. Große, scheue Augen schauten aus dem unsauberen Gesichtlein, das blondes Haar umringelte. Er ging in Lumpen, und die nackten, hageren Beine und Füße waren wund vom Streu- und Holzsammeln auf dem Dorn- und Steingrund des Waldes.

Der Baschi schritt zu seiner Sense zurück, die er an einer Stelle niedergeworfen hatte, wo die Matte schon vorher geschoren worden war. Als er den Korb zu Boden gelassen und die Sense aufgenommen hatte, schreckte er plötzlich zusammen und tat einen scheuen Blick rückwärts und dann rings um sich her. Ueberall auf den Matten lag die glühende Sommersonne, auf den Bergen brannte es wie weiße Glut, und die Felswände schimmerten, der Bonacher lag allein im Schatten, und vom Bach herauf wehte eine fröstelnde Kühle.

Der Baschi kam sich auf einmal allein vor. Ein Gefühl von Unbehagen ergriff ihn, der Atem ging

ihm schwer. Er stieß einen Fluch durch die Zähne und krallte trotzig die Finger um die Sense. Mit Uebereifer begann er seine Arbeit. Aber schon nach den ersten Strichen hielt er wieder inne. Daß auch gar niemand in der Nähe war heute! Hockte denn das ganze Dorf in den Hütten und ließ das Gras verbrennen, wie es stand! Ein Schauer durchlief den Leib des Trinkers. Er suchte nach der kleinen Flasche, die er der Hosentasche entnommen und ins Gras gelegt hatte. Langsam setzte er sie zum Munde und tat einen gierigen Zug. Dann packte er die Sense aufs neue. Und da! — da drüben stand er plötzlich — der — der! Jesus Maria und Joseph!

Die Augen des Zurfluh-Baschi quollen aus den Höhlen, er sah den Fremden, den — den Tod, als wäre er aus dem Bachbett gestiegen, am Rande der Matte stehen. Seine Hand, eine fahle Hand, daran die Knochen, noch weißer als die Haut, unter dieser hervorschimmerten, war um den Stamm eines verkümmerten blattlosen Baumes gelegt, der aus den Ufersteinen gewachsen war, und leuchtete von der Rinde ab und von dem groben Aermel des Bauernkittels wie ein Gebilde aus glänzendem Porzellan. Unter den Fingern — heiliger Gott und alle lieben Heiligen im Himmel! — aus dem dürren Baumholz sprudelte ein leiser, fürchterlicher Quell, rotes, lebendiges Blut floß nieder an dem Stämmlein und in das Gras. Der Baschi wollte schreien, aber die Zunge war lahm, sein Entsetzen war größer als seine Sehnsucht nach Hilfe. Da schlug ihm selber das Blut in Wellen zu Häupten,

alle Feuer der Hölle brannten in seiner Stirn. Und da — kniete nicht sein Kind neben dem Fremden? Es lachte. „Dadi!“ rief es herüber und hob eine Erdbeere, die es am Uferrand gepflückt hatte, wo deren viele im Gras verborgen standen.

„Dadi, Beerli!“ rief es wieder hell.

Dann folgte ein Schrei wie der eines sterbenden Hündleins. Es war, als erblicke das Kind den starren, seltsamen Mann am Baum, es taumelte rückwärts und schlug über den Grasrand hinaus ins Wasser.

Und der Baschi wollte wieder schreien, vor seinen Augen wurde der Tag rot, glühend, als stünde das Tal in einem einzigen, fürchterlich wütenden Feuer. Und durch alle diese brennende Röte sah er den Mann vom Baum auf sich zukommen.

„Heilige Mutter Gottes!“

Der Schrei sprengte ihm die starren, verkrampften Lippen, er warf die Arme hoch, als lange er nach einer rettenden Leine, und schlug vorüber auf das Angesicht.

Siebzehntes Kapitel

Das war damals eine Gewitterzeit zu Fruttnellen, wie sie manchmal über Landstriche, über eine Stadt, ein Dorf oder ein einzelnes Haus kommt, da die Unglückswolken sich zusammenfinden zu einer einzigen, alles verdunkelnden, und Schlag auf Schlag die Blitze des Schicksals niederfahren, so daß das ohnmächtige Menschenvolk starr und verschüchtert steht,

zitternd in seiner Kleinheit, und nichts hat als ein atemloses: „Mein Gott!"

Die Seuche, der Tod des frommen Z'graggen vor dem Altare und dann das rätselhafte Unglück mit dem Weibel und seinem Buben! Sie fanden den Baschi auf seiner Matte, lang ausgestreckt, die Finger wie in Verzweiflung ins Gras gekrallt und das Gesicht am Boden. Sie entdeckten keine Wunde an ihm, und was sie sich gleich zugeraunt hatten, daß den Unmäßigen der Schlag getroffen habe, das bestätigte ihnen die Hofer-Vroni, die sie herbeiholten. Von dem Kind wußte anfangs keiner; erst als das Weib des Verstorbenen nach der Unglücksstelle gestürzt kam, just als sie den Leichnam des Mannes aufnehmen und heimtragen wollten, kam ihnen der Gedanke, es möchte ein zweites Schrecknis geschehen sein. Die Mutter schrie nach ihrem Kinde, durchspürte wie ein scharfer Hund auf der Fährte alle Matten und fand plötzlich den Weg nach dem Bachufer zurück.

„Wenn es da hinab wäre, das Kleine! Als den Baschi der Schlag getroffen hatte, war es ohne Aufsicht; wenn es —" die Zurfluhin starrte den Bauern, die ihr suchen halfen, mit Augen ins Gesicht, die von grausamer Furcht leuchteten.

Da bog einer sich weit hinaus über den Mattenrand und sah das Kleine weiter unten am Bach, noch am Kleidchen von einem überhängenden Busche zurückgehalten, im Wasser liegen. Und sie trugen an dem Abend dem armen Weibe zwei Leichen heim.

Aber seltsam, von dem Abend an fand das große Sterben zu Fruttnellen ein Ende. Die Seuche

forderte keine neuen Opfer, ihrer vierzehn hatten sie nach dem Kirchhof getragen, ohne die drei, die mitten in der Seuchezeit und doch eines andern plötzlichen Todes gestorben waren. Als sie auch den Zurfluh und sein Büblein noch verscharrt hatten, hatte die Kapellenglocke eine lange Zeit der Ruhe. Auch die Fruttneller wurden bald ruhig. Gottes Sonne scheint zu warm und goldig über den Lebenden, als daß sie lange der Gräber gedächten, über die sie just geschritten. Ein paar Wochen später schon gedachten ein paar Bauern, die im „Ochsen" beisammen saßen, lachend des toten Säufers, des Weibels, der einen lebendigen Tod im Dorf gesehen haben wollte und gesagt hatte, die Seuche trete leibhaftig von einem Haus ins andre. „Was nicht der Schnaps für Narren macht," höhnte einer und betrachtete dabei selber zärtlich sein Glas, das er sich just neu hatte füllen lassen.

Seitdem vergingen wieder die Wochen und die Monde und die Jahre, so still und regelmäßig wie Glasperlen an eine Schnur gereiht von der Hand eines großen, ernsten Kindes, das mit ganzer Seele bei seiner Arbeit ist. Zu Fruttnellen bröckelten ein paar alte Leute ab wie gelbe Blätter, die vom grünen Baume fahren. Die Marie-Seppe des Hofers war gestorben, die Babe war ihr nachgefolgt im Jahr danach, die älteste und die jüngste der Schwestern hausten noch allein; vom Hochfluhhof vertrugen sie den alten Knecht, den Joseph, und des Zurfluh-Baschis Weib legten sie hinauf zu ihrem kleinen Wiesi.

In der Lehrerhütte hockte ein einsamer, blinder

Mensch und wunderte sich, daß der Tod ihn noch immer vergaß, aber er zürnte nicht. Der Kolumban Nager haderte nie, er hatte nur ein Händefalten und ein: „Herrgott, du wirst es schon wissen!"

Auf dem Hochflubhof stand der Furrer, der Präses von Fruttnellen, hoch, knorrig, schneeweiß, aber granitstark und war just siebzig Jahre geworden. Gerade in diesen Tagen war es, als flösse ihm neues Jugendmark in die Knochen. Die grauen Augen blitzten unter den Brauenbüscheln kampflustig hervor, sein Gang wurde selbstbewußter, seine Worte fielen heller, gleich Schlägen, von seinem Munde, In seinem ganzen Wesen lag eine Art Streitbereitschaft und ein junges Feuer, das sich selbst in den Alltäglichkeiten seines Werktages offenbarte. Und es lag Streit in der Luft.

Vor einem halben Jahr war eine Nachricht aus dem Tal aufgeblitzt, die zu Fruttnellen zündete. Es hieß, daß ein Unternehmer die Gemsbergwand gepachtet habe, um Steine zu brechen. Am Tage nachher wurde des Unternehmers Name bekannt. Es war der Christen Russi, den sie vor fünfundzwanzig Jahren verjagt hatten. Nach abermals einer Woche ging es wie ein Lauffeuer durch die Gassen von Fruttnellen: der Russi hätte der Regierung eine hohe Summe geboten, damit ihm allein das Recht eingeräumt werde, im Fruttneller Tal und der Umgegend des Weilers Granit zu brechen, und daß eine Stunde im Umkreis kein zweiter Steinbruch eröffnet werden dürfe. Und die geldarme Regierung hätte sein Angebot angenommen. Damals ging der Präses nach Neudorf, wohin ihn längst keine Amts-

geschäfte mehr riefen, da er seine Stellung als Mitglied der Landesbehörde vor Jahren schon aufgegeben, und stellte sich bei den regierenden Herren vor. Sie nahmen ihn höflich auf, so höflich, als wäre er noch einer der Ihren; der Präses von Fruttnellen hatte in all den Jahren nichts an Gewicht verloren. Aber als er Auskunft über die Verträge verlangte, die sie mit dem Unternehmer Russi abgeschlossen hätten, bedeuteten sie ihn, ob auch im Bereich der Fruttneller Grenzen gelegen, handle es sich doch um Grund, der nicht Gemeindebesitz sei, und es habe sich deshalb niemand in die Angelegenheiten der Regierung zu mischen.

Der Präses richtete sich empor, wie Wetterschein ging es über sein Gesicht. „Oha, ihr Herren, eine Frage wäre es denn doch noch, ob das Volk nicht dreinzureden hätte, wenn man seine Berge an irgendeinen hergelaufenen Hudel verpachtet."

Auf die Worte des stierköpfigen Bauern blickten die Herren einander an, begannen ihre Höflichkeit mit einer zurückhaltenden Würde zu paaren und ließen durchblicken, daß die Verträge des Russi in Kraft seien, wenn er, der Präses, das Vorgehen der Regierung zu tadeln beabsichtige, so möge er das an der offenen Landsgemeinde vor allem Volke tun, wo sie ihm Rede zu stehen gedächten.

Daraufhin stülpte der Furrer seinen Hut auf seine weißen Haare und ließ sein letztes bißchen Respekt fahren. Was er zu tun habe, wisse er schon, aber verdammt wolle er sein, wenn das Geschäft mit dem Steinhauer zustande käme.

Er drehte sich um und ging, die Tür des

Sitzungssaales flog nicht leiser ins Schloß als zu Hause seine Stubentür, wenn er einen Knecht angedonnert hatte.

Als damals der Präses in sein Dorf zurückkam, ließ er wenig vom Erfolg seiner Reise verlauten; er ging ein paar Tage grübelnd und finster umher, blickte ein-, zweimal von seinem Gaden aus ins Tal hinab, als müßte der Christen jetzt seinen Einzug halten und wollte er, wie die streitbaren Vorväter, Felsblöcke aus der Höhe schmettern, den Eindringling zu zermalmen. Einige Wochen später reichte er ein Initiativbegehren an die Landsgemeinde ein, es möchten die zwischen der Regierung und dem Unternehmer Russi abgeschlossenen Verträge ungültig erklärt werden, und fing an, seine Anhänger zu scharen. Seine Stimme wurde wieder laut wie in seinen jungen Jahren, als er noch alle seine Ehrenämter gehabt hatte. Sie scholl laut, herrisch und mächtig genug, um im ganzen Land herum gehört zu werden und ihm Anhänger zu sichern. Vor der Gemeindeversammlung zu Fruttnellen tat er die Aeußerung: „Ich will nicht, daß der Christen noch einmal hier Fuß fasse.“ Und „Wir wollen nicht!“ schrie ihm seither die ganze Gemeinde nach. Hätte er wissen können, daß noch einer sein „Ich will!“ in sich hineingesprochen hatte, das dem seinen juſt entgegenstand, er möchte seine Bergfeste, sein verlorenes Dorf noch mit andern Mauern umzogen haben, als er es jetzt tat.

Eines Frühlingstages hieß es zu Fruttnellen, der Christen Russi sei mit dem Zug im Weiler angekommen, habe eine Schar Arbeiter mitgebracht und

gedenke, auf einer Matte, die er heimlich und unter der Hand von einem Bauern erstanden habe, ein Haus zu bauen. Als der Furrer an seinen Gaden trat, konnte er zu seinen Füßen, hinter dem Weiler Bahnhof, die Arbeiter des Russi schon die Erde auswerfen sehen für seines Hauses Unterbau. Der Hochfluhhöfler biß die Zähne zusammen. Der da unten mußte gutes Vertrauen zu seinen Verträgen haben, daß er sich schon einen Wohnsitz erstellte.

Von da an, wenn die Fruttneller nach dem Weiler kamen oder aus der Höhe schauten, sahen sie das Haus des Christen förmlich aus der Erde aufschießen. Der mußte Eile haben! Die Steine zu dem Bau brach er an der Gemsbergwand. Aber sie sahen ihn auch schon an der Fluhwand herummessen, die zur Linken des Weilerwegs aufstieg und über deren nördlichen Ausläufern der Hochfluhhofgaden stand. Ein hier angelegter Bruch befand sich in nächster Nähe des Bahnhofs, aber er bohrte auch gleichsam in den Grund hinein, auf dem die Fruttneller gebaut hatten. Und sie höhnten oben mit verbissenen Mienen: „Das soll er nur wagen, der Kaib!"

Inzwischen kam der Tag der Landsgemeinde heran. Der Furrer zog mit der Hälfte der Fruttneller hinab, und seine Schar schwoll zu einem kleinen Heer an, bis er nach Neudorf kam. Aber die Herren der Regierung waren nicht müßig gewesen. Der letzte Bauer aus den regierungstreuen Seitentälern war zur Tagung gekommen. Wohl stand der Präses von Fruttnellen im Ring hoch

und stark wie einer der Urväter, deren Streitruhm Jahrhunderte überdauert hat, und seine Rede wetterte wie ein Frühjahrsgewitter, da die Bäche tosen und die Tannen unter stürzenden Steinen zersplittern; ein Murmeln und Murren lief im Volk um. „Ein Herrgottsdonner ist er doch, der Hochfluhhöfler, der kann reden wie unter den Jungen kein einziger!" Aber als es zur Abstimmung kam, unterlag der Furrer mit seinen Anhängern der gewaltigen Mehrheit derer, denen seine Rücksichtslosigkeit nicht behagte, derer, die es ihm verdachten, daß er in Dinge hineinredete, die ihn nichts angingen, und derer, die mit der Regierung, ohne zu fragen, durch dick und dünn gingen.

Von dieser Landsgemeinde kam der Furrer ärgerlich, aber nicht niedergebeugt heim. Seine Kampflust schien erst recht erwacht, und sie begannen unter seiner Führung zu Fruttnellen sich zu weiterem Streit zu wappnen.

Die letzten Eisplatten brachen von den Wänden des Gemsbergs, seine Wasseradern sprangen auf und durch die Schrunden hernieder; aus dem Tannengrün und über die wölbigen Felsbrüste schossen die weißen Sturzbäche, die die Sonne durchleuchtete, daß sie in allen Regenbogenfarben prangten. Im Fruttneller Weiler herrschte regeres Leben denn seit langem. Nach Vollendung des Bahnbaus war der kleine Häuserhaufen einsam geworden. Die Arbeiter hatten sich verzogen und nur die paar einsässigen Bauern waren zurückgeblieben. Jetzt kehrte jenes bunte, lärmende Leben zurück, das zur Zeit des Baues geherrscht hatte, und die Weilerbauern bekamen wieder

die Batzen zu fühlen, die sie sonst fast nur vom Hörensagen kannten. Welsche Arbeiter trafen während einiger Tage ein und verteilten sich in kleinen Abteilungen in die vielen leerstehenden Behausungen. Die zwei Weilerwirtshäuser begannen sich zu füllen und hatten Erntezeit, noch vertrieb sich das fremde Volk die Zeit hinter den Wirtstischen.

In dem größeren der Wirtshäuser, das auf seiner wetterverschlagenen Front in halbverloschener Schrift den üppigen Namen „Hotel zum Bahnhof" trug und gleich hinter dem steinernen Stationsgebäude sein Schindeldach dem Himmel unterstellte, nahm einer Wohnung, auf den das welsche Volk wartete, und der zwei Tage lang in seinem kahlwandigen Zimmer, über einen tannenen, weißgescheuerten Tisch gelehnt, saß und rechnete. Das war der Christen Russi, der Steinbruchunternehmer.

Die Welschen begannen unruhig zu werden, einige schoben sich mit leeren Taschen und schuhschweren Bündeln auf dem Rücken wieder dem Bahnhof zu und redeten dem Mann im Bahnhofgasthaus just nicht das Beste nach, andre lärmten und feierten so laut, daß das Getöse der Trunkenen bis hinauf in die vier Holzwände des Grüblers drang. Da ging der hinab und hinaus auf die Gasse, und wo er einem der Lärmmacher begegnete, sah er ihn mit einem sonderbaren Blick an; der aber riß den Filz vom Kopf und grüßte den „Padrone" mit überhöflicher Unterwürfigkeit. Der Russi schritt nach der Matte hinüber, wo die Steinmauern seines kleinen Hauses höher und höher wuchsen — sie grundeten nahe am Räfisbach und waren den höl-

zernen Weilerhütten seitab gerückt; dort sah er zum Rechten und hieß dann einen grauen und rauhen Gesellen von scharfem und tätigem Wesen, seinen Bauleiter, ihm nach dem Wirtshauszimmer folgen.

Als dieser kurz nach seinem Meister hier eintrat, fand er ihn schon wieder hinter seinem mit Plänen und Papieren aller Art bedeckten Tisch sitzen und hatte zu warten und sich mehrmals zu räuspern, ehe der Russi sich um ihn zu kümmern begann. In der Zwischenzeit hatten die Augen des Arbeiters auf dem Gesicht und Haupt des Dasitzenden geruht und viel Verwunderliches gesehen. Vor allem wunderte sich der Giacomo zum soundsovielten Male — er stand seit Jahren in Russis Dienst —, daß der Herr, von dem sie erzählten, daß er in wenigen Jahren ein Vermögen sich erworben habe, in seinem Aeußeren kaum viel anders sich zeigte als er, Giacomo, selber, oder irgendein andrer, der in den Brüchen Hämmer und Meißel führte. Des Russis Kopf war von dichtem schwarzem Haar umstanden, auf dem, wie ein leiser Staub, der erste Schein des Ergrauens lag, das Gesicht war voll und braun, hart wie die Züge der Schaffer sind, aber bleich unter der Wetterfarbe. In der Stirn standen die Falten gleich Messerschnitten, vier gegen die Nasenwurzel, vier quer über den sich beinahe treffenden schwarzen Brauen. Seine starke Gestalt stak in einem schweren Anzug aus grobem, dauerhaftem Stoff, hell, zertragen, wie ihn der Vorarbeiter selber nicht schlechter anhatte. Die Finger, die den Linien der auf dem Tisch liegenden Pläne folgten, waren unbeholfen, zur Schreibarbeit klotzig, die Hand gab

eine Faust gleich einem Hammer und hatte das Gewicht eines solchen.

Als Russi die Augen hob, fuhr dem Giacomo der Respekt in die Glieder zurück, den er bei dem Betrachten und Vergleichen beinahe verloren hätte. Der Blick war herrisch, sonderbar jung und voll Glut, wie ihn einer hat, der mit großen Plänen geht und den Willen in sich fühlt, sie wahr zu machen.

„Da sind die leeren Lohnlisten," sagte Russi plötzlich und schob dem Arbeiter eine Menge Bogen hin. „Ihr könnt die Arbeiter dingen, vierzig Mann brauchen wir für einmal, und morgen wird angefangen."

Giacomo schien zu wissen, was er zu tun hatte. „Seid Ihr entschlossen, wo Ihr zuerst ausbeuten wollt?" fragte er nur.

Russi besann sich gedankenlang. Dann sagte er: „Wir beginnen an der Fluhwand."

Giacomo fuhr nach ihm herum. Er schien ein rasches Wort auf der Zunge zu haben, dann drehte er den Hut verlegen in den Händen und meinte: „Das wird denen da oben auf dem Berg schlecht behagen, Herr."

„Es geschieht ihnen nichts," gab Russi gleichgültig zurück.

Der Welsche drehte sich der Türe zu und legte zögernd die Hand auf die lotterige Klinke.

„Am Gemsbergbruch wäre für viele Jahre hinaus Granit genug und Raum für hundert und mehr Arbeiter."

Er schien zu warten, daß der Meister ihm Be-

scheid gebe, aber der tat, als hörte er nicht, und malte mit seinem Blaustift Zahlen auf ein Papier.

„Herr, es gibt Krieg mit denen da oben, wenn Ihr die Fluhwand anbrecht; die Weilerbauern haben wenig Gutes zu erzählen gewußt von dem, was die Fruttneller über Euch sagen," mahnte Giacomo weiter.

„Habt Ihr Angst?" lächelte höhnisch Russi.

Dem Arbeiter stieg das Blut zu Kopf.

„Vielleicht für Euch," gab er grob zurück. „Die Fruttneller haben harte Köpfe und härtere Fäuste."

„Was Ihr sagt!" höhnte Russi weiter. „Kümmert Euch nicht um Dinge, die Euch nichts angehen," fuhr er kalt fort. „Vielleicht kenne ich die da oben besser als Ihr. Und jetzt tut, was ich gesagt habe."

„Gut, Herr!" Giacomo ging, er war neugierig, woher der Padrone die Fruttneller kennen sollte.

Russi sah auf die Tür, die hinter dem Welschen zugekracht war. Der Blick blieb starr daran haften und wurde sinnend und groß. Eine Flut von Gedanken an Vergangenes und Künftiges kam jäh über den unermüdlichen Arbeiter, der am Vorabend eines großen Tagewerks stand.

Was für eine lange Zeit vorüber war, seit er da oben bei den Fruttnellern Kühknecht gewesen, einer, der sich kaum viel Besseres erträumt hatte als guten Lohn und einen erträglichen Dienstherrn, bis — bis die Mutter seinen Ehrgeiz geweckt hatte, um ihn aus seiner Liebesverrücktheit zu reißen! Die Mutter! — Er fuhr sich halb unbewußt mit der Rechten über den breiten, zerrissenen Florstreifen,

der an seinem linken Aermel aufgenäht war. Sie hatte treulich mitgeholfen an dem, was er geworden war; sie war der Sporn gewesen, wenn er anfangs hatte nachlassen wollen und die Hoffnung als töricht aufzugeben gemeint hatte, daß aus dem Knecht ein „Herr" werden würde. Und sie hatte es erlebt, daß sein Kasten sich füllte und daß der Christen Russi ein Mann wurde, der sich hätte stündlich auf seinem Erworbenen zur Ruhe setzen können, wenn ihm an der Ruhe gelegen gewesen wäre. Sie hatte es auch zu erleben gehofft, daß er nach Fruttnellen zurückkehrte. Zusammen hatten sie die Pläne geschmiedet, die ihn ins Räfisbachtal zurückbrachten, und sie hatte noch die Verträge gesehen, die ihn bevollmächtigten, das Fruttneller Gebiet nach Granit auszubeuten.

Und in diesem Jahr war sie gestorben. Just vierzehn Tage vor seinem Weib, das von einer schweren Krankheit plötzlich dahingerafft worden war. Jetzt trug er Trauer um Mutter und Frau. Und ob er auch — er strich sich über die Stirn, wie um den Gedanken zu verwischen — dem jüngeren Weib große Trauer nachtrug, an der Kathrine, der Mutter, fehlte ihm eine Kameradin, die er just jetzt schwer vermißte. Sie war alt gewesen; mit fünfundsiebzig Jahren zu sterben, ist in mancher Augen ein später Tod, aber sie war stärker gewesen als manche Junge, und er hatte es nicht zu fassen vermocht, daß sie einer Erkältung so schnell erlegen war. Vielleicht war es das Ueberraschende ihres Sterbens, das ihm den Verlust des andern Weibes so gleichgültig machte. Hatte er eine Schuld an dieser Frau? Nein doch,

er hatte seine Pflicht an ihr getan, die Ehe war ruhig und zufrieden gewesen, ohne Liebesnarrheit, aber auch ohne böse Worte.

Er hatte sie nicht um der Liebe willen geheiratet, sondern weil sie ein kleines Stück Geld hatte, das er just damals hatte brauchen können. Und nun war es wohl besser, daß sie fehlte. Was hätte die Frau jetzt genutzt, da er vor einer Arbeit stand, an die er mit Leib und Seele und mit ganzer Kraft gehen mußte, so daß ihm zu anderm nicht Zeit bleiben würde!

Achtzehntes Kapitel

An der Fluhwand tönten die Sprengschüsse, klangen die Meißel und die Brecheisen. Wenn die grauen Platten stürzten, gleich Riesenschuppen aus dem Panzer des Berges gebrochen, dann zitterte der Hochfluhhofgaden, und sie hörten im Hochfluhhof einen dumpfen Schlag, als pochte eine schwere Faust an ihre Wände.

Die Fruttneller knirschten mit den Zähnen: der Christen Russi war ihnen auf den Tod verhaßt, und sie konnten ihm nichts anhaben! Ein paar Weiber wollten gesehen haben, wie die Kamine ihrer Hütten ob den Sprengschüssen schwankten.

Der Präses ging ins Dorf. „Wenn ein Gebäude gefährdet ist, so ist es mein Gaden," redete er herum. „Aber laßt ihn nur machen! Die Zeit wird schon kommen, wo —"

„Die Zeit wird kommen, hat er gesagt," sagten

die Fruttneller ihm nach und fühlten sich eins mit ihrem Präses.

Es war seltsam, daß in diesen Tagen die Geschichte von der Rosi und dem Christen so ganz tot blieb, als wäre sie nie gewesen. Daß keiner mit den Fingern auf den Tobias zeigte und sagte: Der hat auch das verdammte Blut in sich! Weder der Furrer noch die Dörfler schienen daran zu denken im gemeinsamen Haß wider den gemeinsamen Feind.

Da geschah das Unerhörte, daß der Russi selber ins Dorf kam. An einem Sonntag, als die Messe aus war, die Bauern beim Frühschoppen in den Wirtshäusern hockten und ihre Weiber müßig gingen, hieß es, der Christen sei im Dorf.

Vor dem Hochfluhhofe, an einer Schicht am Wege liegender Baumstämme, die zur Gadenausbesserung hergeschleppt worden waren, waren die Furrerbuben, der Tobias und der Felix, beisammen gewesen, ihre Pfeifen schmauchend und die Stunde vor dem Mittagessen verplaudernd. Felix hockte auf dem obersten der Stämme, dampfte in die vom Regen geklärte Sommerluft hinaus und warf zuweilen dem Aelteren ein Wort hin, der, über die Stämme gebeugt und die Ellbogen aufstützend, nicht minder eifrig an seiner Pfeife sog.

Dem Felix sproßte ein leichter Flaum auf der Oberlippe, sein Gesicht war noch immer wie von Milch und Blut und dem eines schönen Mädchens an Weichheit gleich, das braungoldige Haar glänzte in der Sonne. So wie er dahockte, hemdärmelig, im sauberen Linnenhemd, mit dem buntseidenen Kragentüchlein, Hose und Weste von sauberem Schnitt und für-

nehmem Tuch, sagten die Leute — und er wußte es selber —, daß im Dorf keiner wäre, der bei den Weibern mehr galt.

Tobias kam gegen den andern nicht auf, obgleich er ein Baum von einem Menschen und sicherlich kein übler Bursche war. Sein Gesicht war zu ernst, um jung zu sein; die schwarzen Brauen standen zu sehr wie ein Unglücksstrich über den scharfblickenden Augen, als daß ein häufiges Lachen dazu gepaßt hätte. Das trockene Wesen und die rauhe Art standen eher zu dem hageren Schaffergesicht mit dem dunkeln Schnurrbart.

Die Unterhaltung der beiden störte plötzlich ein vom Weilerweg her nahender Schritt. Felix wandte sich langsam um. In dunkeln, bäurischen Feiertagskleidern kam einer auf sie zugegangen. Der Bub späte schärfer und fuhr wie gestochen zu dem Tobias zurück.

„Du, da kommt beim Eid der Russi, der Steinhauer."

Tobias richtete sich langsam auf. Es lebte etwas wie Streitlust in seinen Augen auf, aber er wehrte den andern kurz ab, der ihm zuraunte: „Sollen wir ihn durchlassen, den Hagel?"

Der Russi kam näher. Er beeilte sich nicht. Als ob er einen Spaziergang mache, hielt er die Hände auf den Rücken gelegt und den Hut in den Fingern. Der Weg hatte ihm warm gemacht. Der helle Sonnenschein lag auf seinem vollen Haar und ließ es grauer erscheinen. Die beiden Burschen starrten halb trotzig und frech, halb neugierig in sein wetterhartes Gesicht. Er erwiderte ihre Blicke scharf. Als

seine Augen die des Tobias trafen, ging es wie ein Ruck durch seinen Körper. Er schien stehenbleiben zu wollen, dann nahm er sich zusammen; eine dünne Röte stieg ihm in die Wangen. „Tag!" grüßte er laut und ging vorüber.

„Tag!" gaben die beiden Burschen zurück und sahen dann einander an, als wolle jeder den andern fragen, warum er den Gruß erwidert habe.

„Mut hat er," sagte Felix, während der Russi in das Dorf einbog, „aber daß er sich nicht fürchtet, habe ich schon gedacht, als ich ihn unten im Weiler gesehen habe."

Tobias sah dem Davonschreitenden noch immer nach, die Streitlust schien ihm verloren gegangen zu sein.

„Wunder nimmt es mich schon, ob sie ihn in Ruhe lassen und was er will," sagte er halb zu sich selber.

„Du, das muß der Großvater wissen, daß der da ist, vielleicht hat er ein Wörtlein mit ihm zu reden," warf der Felix hastig hin und schritt dem Hause zu, wohin ihm Tobias langsam folgte.

Indessen stieg Russi immer mit denselben gemächlichen Schritten durchs Dorf. Er hielt den Blick gerade vor sich hin gekehrt, aber wenn ihm einer begegnete, sah er ihn fest an und grüßte laut. Hinter ihm traten die Männer und Weiber in die Türen, Fenster klirrten auf und aus den Fenstern fuhren Köpfe. Im Postwirtshaus, wo ehemals der Zurfluh-Baschi gehaust hatte, drängten sich die Morgenschnapser einer über den andern, um das große Tier und den bösen Feind, den reich gewordenen Russi,

zu sehen. Das Staunen und die Neugier gingen dem Zorn über sein Eindringen vor. Als er aber um die Fruttneller Nase verschwunden war, drohten sie mit den Fäusten hinter ihm drein. „Was will er hier, der Hudel?" ging das Gefrage von Haus zu Haus.

Russi schritt am Hause der Hofer-Vroni vorüber und spähte in die Fenster, ohne jemand zu sehen. Darauf stieg er lässig fürbaß und der Strahlegg-Hütte zu. Als er sie erreichte, sah er auf der zerfallenen Steintreppe der oberen Hälfte, wo die Kathrine gewohnt hatte, zwei Kinder hocken. Er wandte sich der Treppe zu, die zu der Lehrerbehausung führte. Dabei mußte er lachen. Da setzten die Fruttneller in sein Haus fremde Leute hinein, ohne zu fragen, und nur, weil er fortgewesen war. ‚Freilich, eine lange Zeit fortgewesen,' dachte er, als er die Steintreppe hinaufstieg.

Die Wohnung des Kolumban Nager lag wie ausgestorben, es regte sich keine Maus, als Russi die Tür aufstieß und in dem dunkeln Flur einen Augenblick lauschend stehenblieb. Er tastete sich der Stubentür zu und pochte an. Eine leise singende Stimme rief ihm das einladende „Ja" durch die Tür. Da trat er ein.

Die Stube des Lehrers war von einem freundlichen Schein durchleuchtet, der helle Tag sandte seinen Abglanz durch die kleinen Scheiben. Aber die einstige Sauberkeit und Heimeligkeit des Gemachs war verschwunden; der weiße, dicke Staub lag auf den paar tannenen Möbeln, der Fußboden, den sonst körniger Sand bedeckt hatte, sah aus, als hätten

seit Jahren sämtliche Dörfler den Straßenschmutz an ihren Schuhen hereingetragen. Das einzige Saubere in dem Gemach war der Kolumban selber auf seinem Fensterplatz. Er war ganz weiß geworden, das dünne Haupthaar lag wie Schnee über seiner Runzelstirn, und wie überschneites Gras aus grauem Felsenriß hing ihm der Bart aus dem dunkeln, mageren Gesicht. Er trug eine alte, winterdicke Schafwollhose, und eine abgeschabte Weste hing ihm offen über das gelbe, rohe Hemd. Seine Hände, die dürr und schmal waren, tasteten unsicher an seinem Stuhle herum, als ob er sich erheben wollte. Seine Augen waren weit aufgerissen und starrten mit einem leeren, glanzlosen Ausdruck in der Richtung nach der Tür. Es tat weh, sie zu sehen, denn sie waren entzündet, und man meinte das Brennen zu fühlen, das sie dem Alten verursachen mußten.

„Wer ist da?“ fragte Kolumban; das Schweigen des Eintretenden machte ihn ängstlich.

„Erkennt Ihr mich nicht mehr?“ fragte Russi, und erst als er es gefragt hatte, wußte er, daß der andre blind war. Er tat zwei Schritte auf den Lehrer zu und legte beide Hände mit warmem Druck auf seine Knochenfinger. „Ich bin es, der Christen Russi.“

„Jesus Maria,“ stammelte der Nager, „und bist allein gekommen und am heiterhellen Tag?“

„Warum hätte ich das nicht sollen?“

„Wo sie dir doch den Tod gönnen möchten im Dorf!“

„Sie werden sich wohl hüten! So gescheit ist der Ratsherr Furrer auch, zu wissen, daß sie mir offen nichts antun dürfen!“

Der Lehrer zitterte. „Wenn einer hier oben verloren ginge, so könnte kein Mensch sagen, wohin er gekommen wäre. Du hättest nicht kommen sollen!"

„Seid nur ruhig, ich gebe schon acht auf mich," beruhigte ihn Russi und rückte sich einen Stuhl in die Nähe des andern. „Was macht Ihr?" fragte er, das Gespräch wendend.

Die Frage brachte eine Wandlung in des Alten Wesen hervor. Er wurde ruhig, und ein leiser Schein, halb wie ein Lächeln, glitt über seine verrunzelten Züge.

„Ich denke nach," sagte er halb zu sich selber. „Ich lebe das alles noch einmal, was schon gewesen ist. Der Herrgott hat mir viel Schönes gegeben in meinem Leben — nur —" Er stockte, und sein Gesicht wurde ernst. „Christen," flüsterte er, „der Lieni, der Bub, ist fort, seit ein paar Jahren schon, ich weiß nicht, wohin. Ich habe nichts mehr von ihm gehört. Das möchte ich schon gern erleben, daß er noch einmal wiederkäme und brav."

„Er wird doch seinen Vater nicht ganz im Stich lassen," sagte der Russi rauh.

Der Lehrer schwieg. Eine Weile lang spielte er gedankenvoll mit einem der Westenzipfel, und Russi sah auf ihn und wollte ihn nicht in seinem Sinnen stören.

„Er ist früh fortgekommen der Bub, und weit. Ich habe nicht mehr auf ihn achtgeben können," begann der Alte endlich wieder und faltete die Finger auf den Knien. „Ich habe Angst gehabt um ihn, er ist leichtsinnig geworden, und mein Reden hat ihm

nicht mehr viel gegolten. Jetzt, je mehr und je länger ich darüber nachdenke — warum soll ich mich wehren gegen das, was hat kommen müssen! Der Herrgott hat ihn fortgeführt; er wird wohl wissen, was er mit ihm will. Und vielleicht — ich warte Tag für Tag darauf — vielleicht bringt er ihn mir noch einmal heim. Vielleicht — wenn ich jetzt einer von den Gesegneten wäre, so könnte ich den Himmelsfaden schimmern sehen, an dem er meinen Buben herführt; sage ich doch täglich darum mein Vaterunser, und ist es doch Zeit, wenn ich nicht vorher sterben soll!"

Kolumban wendete sein Gesicht nach dem Fenster, das warme Gold der Sonne fiel auf die verfallenen Züge, und eine heilige Ergebung und Zufriedenheit leuchtete aus ihnen.

‚Ist er kindisch geworden?' dachte Russi; aber dann ergriff ihn wieder eine fast andächtige Scheu vor der Glaubenskraft des alten Mannes, und er sprach nicht, bis der Nager sich ihm wieder zuwendete.

„Wie ist es dir gegangen, Christen?"

„Gut! Ich habe Glück gehabt und Geld verdient!"

„Sie sagen es — viel Geld," murmelte der Lehrer.

„Die Mutter, die Kathrine, ist tot. Sie läßt Euch noch grüßen, sie hat noch gewußt, daß ich daher will."

„Warum bist du wiedergekommen?" fragte der Lehrer.

Einen Augenblick zögerte Russi. Dann stand er

von seinem Stuhle auf, als hätte ihn der andre an etwas erinnert.

„Habe ich es nicht gesagt, wie ich von hier weggegangen bin, daß ich wiederkommen will?“

Seine Stimme klang laut und schroff.

Der Nager schüttelte langsam den Kopf. „Bist noch immer ein solcher? Christen, Christen, das Trotzen nutzt nichts. Eine Weile mag es nach deinem Willen gehen, und auf einmal schlägt es um.“

Russi zog die Brauen zusammen. Es war, als meinte er, Zeit versäumt zu haben. Die Worte des frömmelnden Alten begannen ihm lästig zu werden.

„Eine Zeitlang muß es schon noch nach meinem Willen gehen,“ murrte er. Und plötzlich fügte er hinzu, wie um jedes Weiterreden abzuschneiden: „Ich habe nicht solange hierbleiben wollen. Ich habe jetzt gesehen, wie es Euch geht, und komme dann einmal wieder. So, ade für heute!“

„Ade,“ grüßte Kolumban, sein Kopf neigte sich, als täte ihm die Zurückweisung weh, die in der Art des Russi lag.

Der stand schon an der Tür. Da fiel ihm noch ein, daß er eines vergessen hatte.

„Wer sorgt für Euch? Kann ich etwas tun für Euch?“ fragte er.

„Ich danke dir. Es kommt ein Mädchen vom Dorf und hilft mir aus. Und — wenn du mir etwas zulieb tun willst: Frag hier und da dem — dem Lieni nach!“

Russi versprach es. Dann trat er doch noch einmal zu dem Lehrer zurück und reichte ihm die Hand.

„Lebt wohl für heute!"

Der Nager erhob sich mühsam und tastete nach dem Kopf des andern. „Bist gewiß auch schon bald grau, gelt! Aber es ist mir, als wär' es gestern gewesen, daß du jung gewesen bist. Und — und — mußt nicht zu viel wollen, Bub, nicht zu viel, hast gehört?"

Er tätschelte die Hand des Russi und schüttelte sie. Dieser lachte und löste seine Finger. Dann ging er. Als er durch die Gasse von Fruttnellen schritt, standen die Dörfler drohend und in Haufen beisammen. Aber es fiel kein Schimpfwort, und keiner trat ihm in den Weg. Nur ihr Murren und Fäusteballen spürte er hinter sich.

Aber er verzog die Lippen zu einem spöttischen Lachen und fühlte sich allen gewachsen, die jetzt wider ihn aufstanden.

Neunzehntes Kapitel

Eine Stunde später waren Tobis und Felix in die Wohnstube im Hochfluhhof getreten, als just eine Magd die dampfende Suppe auftrug. Rosi stand hinter dem Tisch und schnitt die Brotstücke auf, die sie zu jedem Teller legte. Der Furrer lehnte, die Hände in den Taschen, an einem der nach dem Gaden gehenden Fenster und war in Sinnen verloren. Seine Stirn war gefaltet, er schien schlecht gelaunt. Er hatte sich nicht umgewendet, als die jungen Männer eingetreten waren. Tobias klopfte seine Pfeife im Ofenloch aus und

wandte sich langsam dem Tische zu, Felix trat an den Großvater heran.

„Der Russi ist just am Haus vorbei ins Dorf gegangen," sagte er laut und erregt.

Da erst drehte sich der Furrer langsam um, „Was?" fuhr es ihm scharf durch die Zähne.

Am Tisch schlug ein Teller in Scherben. Rosi hatte ihr Brotmesser darauffallen lassen und wickelte ein Sacktuch um den Daumen, in den ihr die Schneide gegangen war. Sie war kreideweiß, und ihr Gesicht sah älter und vergrämter aus als sonst.

„Er fängt an, wohl nah zu kommen," sagte der Präses und holte die Worte so sonderbar aus den Tiefen der Brust herauf, daß es klang wie das Knurren eines zum Angriff sich bereitenden Tieres.

„Sollen wir ihn heimjagen?" fragte Felix und streifte unwillkürlich den Aermel an seinem rechten Arm zurück.

Da kam Tobias dazwischen.

„Das Herumlaufen kann ihm keiner verwehren," sagte er. „Laßt ihn doch herkommen! Wenn er etwas will, was in unser Recht geht, so wird man schon mit ihm fertig werden. Mut hat er, und dumm scheint er auch nicht. Aber wenn er uns mit seinen Brüchen zu nahe kommt, dann soll er sehen, mit wem er es zu tun hat. Meint Ihr nicht, Großvater?"

Der Furrer sah ihn mit einem scharfen Blick an, dann ging es wie ein Aufleuchten durch sein Gesicht.

„Zusammenstehen heißt es, und es freut mich, daß du zu mir stehst, Bub!" sagte er. Dabei streckte

er dem Tobias die Hand hin und drückte sie dankbar.

Das Eintreten der Knechte und Mägde unterbrach eine weitere Unterhaltung. Rosi war hinausgegangen und wieder hereingekommen, nachdem sie den verletzten Finger verbunden hatte.

Als Russi das Dorf wieder verließ, war zwar die Mahlzeit der Hochfluhhöfler vorüber, aber es hinderte ihn niemand, hinabzusteigen.

Auch die nächsten Wochen brachten keinen Krieg zwischen den zwei Parteien. Wohl hatte das Hämmern und Schießen im Fluhwandsteinbruch kein Ende und die Fruttneller wurden grün und gelb vor Neid, wenn sie daran dachten, wie der fremde Hudel aus ihren blutseignen Bergen die Platten brach, die er für teures Geld im Tal verhandelte. Sein Haus in der Weiler Matte war längst fertig geworden und schaute schmuck und fürnehm aus dem grünen Wiesgrund auf. „Wie ein Schloß," murrten die Fruttneller, obwohl es kein teurer Bau war und sich nur neuer und sauberer ansah als ihre eignen Hütten. Aber ins Bergdorf herauf war der Verhaßte ihnen nicht mehr gekommen. So standen sie oben wieder wie eine Meute angeketteter Haushunde auf der Lauer nach ihm.

Als die heißen Sommertage sich langsam wendeten, hieß es, der Russi beziehe unten seinen rasch ausgetrockneten Neubau, und seine Mädchen seien im Weiler angekommen, fortan mit ihm zusammen zu hausen.

„Möbel und Luxuszeug und Geschichten hat er wie ein Stadtherr," geiferten die Fruttneller Weiber,

als er eingezogen war. Auch zogen sie über Russis Töchter los, die geputzt wären wie die Affen und eine Meinung von sich hätten wie die Töchter der Neudorfer Herren, die den Nasenlumpen an die Nase drückten, wenn sie mit einem Bauern zu reden hätten. Ein paar Burschen, die eines Tages im Weiler zu tun hatten, wußten von den Mädchen noch etwas andres zu berichten, aber sie sagten es nicht laut, sondern stießen einander heimlich an dabei und erzählten es nur ihresgleichen.

„Du, verflucht schöne Mädchen sind sie, dem Hudel, dem Russi, seine!"

Diese Entdeckung machte der Felix vom Hochfluhhof mit, und da er nichts für sich zu behalten vermochte, wenn ihm das leicht entzündliche Herz brannte, so war sein erstes, sie dem Tobias zu verraten. Der war auf der steinigen Hochfluhhofmatte mit zwei Knechten beschäftigt, das zweite Heu einzutun. Er band die Heubündel zusammen, die die beiden Knechte auf dem Rücken nach dem Gaden schafften.

Tobias war bei aller Arbeit und überall der Leiter und Vorarbeiter. Zu ihm kam das Gesinde jetzt, wenn es Rat und Auskunft zu holen gab, überall und allezeit wußte er Bescheid, und der Präses, der gesehen hatte, wie allmählich mit den Jahren alle Last von seinen Schultern auf die jungen nicht minder starken des Tobias überging, trug einen heimlichen Stolz auf den Buben in sich. Und aus dem Stolz war längst eine ebenso verhehlte, aber fast leidenschaftliche Zuneigung geworden.

Es war mit dem Sinken der Sonne und zur

Stunde, da Tobias Hand an die letzten Heubündel legte, daß der Felix, aus dem Hause tretend, zu ihm hinüberschritt.

Er grüßte und schnitt ein verlegenes Gesicht. Er wußte nicht recht, wie er die Neuigkeit anbringen sollte, die ihm am Herzen lag.

„Bist schon zurück?" fragte Tobias, das kräftige Bein wider das Heubündel stemmend, um das er den Strick gelegt hatte, und diesen mit einem Ruck zusammenziehend.

„Ja," gab Felix zur Antwort und stockte und wurde rot. Er lungerte, ohne etwas zu sagen, in des Tobias Nähe herum, bis die Arbeit getan war und die Knechte sich entfernten. Dann — Tobias hatte sich, mit der Hand über die schweißnasse Stirn und durch das Haar fahrend, auf einen der in den Mattenboden eingerannten Felsblöcke niedergelassen — trat er wieder an ihn heran und sagte unvermittelt und in erregter Hast:

„Du, ich habe dem Russi seine Mädchen gesehen! Feine, sage ich dir, wie da oben keine herumlaufen. Zwei schon ums Heiratalter herum, das dritte zählt nicht! Aber das älteste und das zweite — es ist mir warm geworden da unter der Hemdbrust, das sind ein paar ‚Gemögige'.*) Das zweite, das — du, Augen hat es wie ein paar von den blauen Glocken, die du mit der Sense geköpft hast, und Haare wie du selber so dunkel dazu, und —"

„Sonst bist gesund?" unterbrach ihn halb höhnisch, halb ärgerlich der Tobias. „Hast lange gebraucht,

*) Zu mögende.

bis den Unsinn losgeworden bist. Aber —" sein Gesicht nahm plötzlich einen bitterernsten Ausdruck an — „obwohl ich nicht viel auf dein Gerede gebe, berichtest du doch am Morgen von dem Mädchen und am Abend von einem andern — aber das kannst dir doch merken: Mach keine Dummheiten nach der Seite vom Russi hin, wenn dir des Großvaters Tisch lieb ist. Ich habe noch keinen Menschen gesehen, den er so — so zum Vergiften gehaßt hätte wie den Russi."

Felix bohrte den Blick in seine schweren Schuhe. Sein Gesicht färbte sich noch höher, und er zuckte die Schulter in störrischem Trotz.

„So ganz sicher bin ich nicht, ob ich nicht das — das Mädchen gern bekomme," sagte er halblaut.

Da richtete sich Tobias auf und stellte sich neben ihn.

„Mädchennarr, blöder! Das tust nicht! Wenn ich es verhüten kann, nicht, und ich will dir ein wenig auf die Schliche sehen von heute an!"

Damit verließ er den Felix, der ihm langsam und gegen seine Art in sich hineinbrütend nachtrottete.

Der Zwischenfall blieb nicht ohne Einfluß auf ihr gutes Einvernehmen. Felix ließ es die folgenden Tage an der gewohnten Offenheit fehlen, und Tobias nahm dem Jüngeren gegenüber eine schulmeisterliche Miene an, die der nicht gnädig aufnahm. So vergingen zehn Tage, und es kam ein grauer, schneedräuender Sonntag.

Die Kapellenglocke von Fruttnellen läutete zur großen Messe. Die Kirche begann sich zu füllen, bei trübem Wetter waren die Fruttneller fromm.

Von allen Seiten kamen sie an den Kirchweg gelaufen. Die Hofer-Vroni und ihre Schwester, die Viktori, kamen Arm in Arm angezogen, und die Vroni schritt noch so rüstig und aufrecht, daß es schien, als stütze sie die jüngere. Von der Strahlegg-Hütte brachte ein Bub den Kolumban, den Lehrer, den er sorglich an der Hand führte, während der Blinde sein Gesicht dem Turme zugewendet hielt und die Glockenklänge sich untrügliche Wegweiser sein ließ. Es war rührend zu sehen, mit welcher frohen Hast der schneeweiße, schmächtige Mann dem Gotteshause zudrängte. Der Kirchgang war die einzige Abwechslung, die noch in seinem dunkeln Leben war.

Der Präses war einer der letzten, der, von den beiden Enkeln gefolgt, nach der Kapelle emporstieg. Als er dort ankam, rissen die Bauern, die an der Tür standen, die Hüte von den Köpfen und taten ihm Ehre an, als wäre er nicht ihresgleichen, und einer blickte den andern fast stolz an, als wollte er sagen: Siehst, das ist unser Präses!

Der Furrer trat in die Kirche und schritt nach den Männerstühlen, Tobias und Felix stellten sich neben ihn in die Kniebank. Von der Empore, wo der neue Lehrer das Harmonium spielte und die Jungmannschaft des Dorfes sich drängte, blickten sie auf die drei vom Hochfluhhof und raunten sich zu: „Stolze Mannen sind's!" Und einer antwortete: „Wenn der Präses einmal abgibt, braucht er nicht weit nach seinem Nachfolger zu suchen!"

Indessen war der Hochwürdige aus der Sakristei getreten, hatte das Zeichen des Kreuzes über der

Gemeinde gemacht und war die knarrende Kanzeltreppe hinaufgestiegen.

Unter den Schulbuben, die auf den Altarstufen saßen und eine lose und freche Gesellschaft waren, ging ein Kichern, während der Pfarrer in die Kanzel trat. Der Gunter-Seppli, des Sattler-Loris Enkel, ein Schlingel und Maulheld, flüsterte, sie müßten dem Hochwürdigen demnächst ein Loch aus der Kanzel sägen, damit er sein Bäuchlein verluften könne. Der Gunter-Seppli erwärmte sich an dem Erfolg seines eignen Witzes; die Buben zu seinen beiden Seiten hatten kaum das Lachen überwunden, als der Bub seinem Nachbar zur Linken, einem kleinen einfältigen Kind, die Hand unter das Sitzgestell schob und ihn zwickte, daß er mit einem nur halb unterdrückten Kreischen auffuhr. Da aber stand schon der Präses aus seiner Bank heraus, ging schwerschrittig auf den Sünder, den Seppli, zu, legte ihm die Finger um das Handgelenk und führte ihn wortlos zur Tür.

Der Hochwürdige auf der Kanzel begann das Gebet; der Präses tat just einen Griff nach der Türklinke, um den Störenfried hinauszuführen, da ging die schwere Tür, von außen geöffnet, zurück, und der Russi stand vor dem Hochfluhhöfler. Einen Augenblick starrten sie einander an, dann entwischte der Seppli zwischen ihnen, den Vorteil wahrnehmend, der Furrer wendete sich scharf und schritt zu seinem Platz zurück. Hinter ihm trat der Russi herein, von seinen Töchtern gefolgt. Sie stellten sich nicht, wie es Sitte für die Zuspätkommenden war, hinten an der Tür auf, sondern schritten nach den vorderen Bänken, wo der Russi unter die Bauern trat und

die drei Mädchen in drei Weiberstühle sich verteilten. Die Köpfe der Fruttneller fuhren mitten im Gebet empor, und als der Hochwürdige dieses schloß, hob ein Murren und Flüstern an, das beinahe die Predigt vereitelt hätte, die der Geistliche nach kurzem Räuspern anhob. Auf der Empore steckten sie die Nasen zusammen und redeten über die drei Mädchen.

Die hatten sich, wohl ohne Absicht, so hintereinander gestellt, daß das älteste und größte zuvorderst und das jüngste, das noch ein Kind war, zuhinterst stand. „Der hat ja eine ganze Stiege von Mädchen," spotteten die auf der Empore. „Aber eine flotte Stiege," flüsterte ein feister, hablicher Bauernsohn mit einem häßlichen Gesicht und schleckte wie der Hund, dem das Maul nach Wurst wässert.

Die Mädchen standen über ihre Gebetbücher geneigt und hörten des Hochwürdigen Bibelwort mit an, dann ließen sie sich mit der Gemeinde nieder, und die auf der Empore sahen einen Augenblick drei weiße Gesichter, von denen zwei von blondem und eines von beinahe schwarzem Haar umrahmt waren. Die drei Gesichter waren nicht ganz so grob und gesundfarbig wie die der Fruttneller Mädchen. Die auf der Empore schimpften sie „abgeschleckt" und „milchsuppig", aber es meinte keiner, was er sagte, beneidete doch jeder den heiligen Joseph, der vorn am Altare in gemaltem Holz stand und den drei Russi-Töchtern über den ganzen Gottesdienst ins Gesicht sehen konnte.

Diese trugen einfaches schwarzes Gewand, doch hatte freilich alles einen mehr städtischen Schnitt und Aufputz und schien gar fürnehm gegen den

vorsündflutlichen Sonntagsstaat der Fruttneller Weiber. Es mochte ihnen kaum wohl sein inmitten der Gaffer; mißgünstige Blicke im Rücken brennen, ohne daß man sie sieht. Die Josepha, des Russis Aelteste, ein schlankes, neunzehnjähriges Mädchen, hielt die Lippen zusammengepreßt und ihre ernsten, von einer großen Ruhe des Herzens und einer tiefen inneren Klarheit redenden Züge bebten in leiser Erregung. Ihre blauen, tiefliegenden Augen gingen zuweilen wie in Sorge nach dem Vater hinüber. Der saß sicher und sorglos zwischen den Bauern, obwohl seine beiden Nachbarn, halb in Verlegenheit, halb in Trotz, ihm mehr Raum ließen, als ihrer eignen Bequemlichkeit zum Vorteil gereichte.

Die beiden jüngeren Mädchen, die siebzehnjährige Pia, ein schwarzäugiges, bildhübsches Ding mit ungefügem dunkelm Haar, und die dreizehnjährige Marie, das Kind, das blond war wie die älteste Schwester, drehten manchmal, wenn den Hochwürdigen in seiner Rede das Husten oder Schnupfen ankam, ihre Köpfe, um einen Blick hinter sich zu werfen. Aber sie begegneten nicht just zärtlichen Mienen und wurden rot, und ihre Lippen zuckten ängstlich, wenn sie danach wieder die Häupter zum Lauschen neigten.

So ging die Predigt vorüber, und die Messe nahm ihren Anfang. Der Russi ging mit den Bauern zum Opfer, und seine Töchter gingen mit den Weibern. Und diese wollten gesehen haben, wie jedes von ihnen einen blanken Franken für den Pfarrer hingelegt hatte. Als dann die Messe sich ihrem Ende nahte, machte sich eine Unruhe unter den Fruttnellern bemerkbar. Hier und dort ging

ein Fußscharren wie von Schulbuben, die das Glockenzeichen nicht erwarten mögen. Als endlich der Pfarrer mit dem Weihwedel erschien und sie so reichlich bespritzte, als begieße er seinen Garten, da warteten sie kaum seinen Segen ab, ehe sie sich der Tür zuwandten. Draußen aber am Kirchweg pflanzten sich Männer und Weiber zur Rechten und zur Linken auf und glotzten nach dem Kapellenausgang, um die Wundertiere aus der Nähe zu bestaunen, die sich in ihre Mitte gewagt hatten. Die Russi-Töchter traten zuerst heraus. Sie drückten sich auf ein Häuflein zusammen, und die jüngeren ließen die Josepha vorangehen, die ihr ernsthaftes Gesicht ruhig den Gaffern zuwandte und in den klaren Augen einen Schein hatte, der denen jeden Spott und jede Frechheit verbot. Der Präses ging an ihnen vorüber, sah sie mit seinen scharfen Blicken durchdringend an, und seine Brauen standen wie düstere Türmlein nah und zornig beieinander. Auch Tobias und Felix, die dem Alten folgten, wendeten ihre Augen nach den Mädchen; Felix wurde rot wie ein Truthahn, aber nicht vor Zorn, sondern weil er die Augen kaum mehr von den dunkeln, wundernden der Pia wegbrachte. Aber auch dem Tobias stieg ein leises Rot in die hageren Backen, und er hatte keine Rüge für den jüngeren, den Mädchennarr, der sich noch drei-, viermal umsah, ehe er über den Kirchweg niederstolperte.

Endlich trat auch der Russi aus der Kirche und zu seinen Töchtern. Er hatte ein freundliches Lächeln um die Lippen und zog den Hut vor den Bauern, daß diese nicht anders konnten, als ihm den Gruß

zurückzugeben. So schritt er mit den drei Mädchen durch die Menschengasse und davon, unbehelligt, selbst unbespöttelt. Erst nachher machte sich die Wut der Fruttneller über seine Frechheit Luft, aber es war zum erstenmal etwas wie geheimer Respekt hinter all ihrem Schimpfen.

Der Hochfluhhöfler, als er mit seinen Enkeln den Hof erreicht hatte und Felix voraus nach seiner Kammer gestiegen war, wandte sich auf der Treppe mit einem von unbändigem Zorn durchzuckten Gesicht zu Tobias zurück.

„Siehst jetzt, da ist der Hudel heraufgekommen, mitten unter uns, und es kann ihm keiner etwas anhaben in all seiner Frechheit. Zuschauen müssen wir mit gebundenen Händen, denn er hat uns ja noch nicht ins Gesicht geschlagen."

Die Fäuste des Alten waren geballt. Seine Gestalt zitterte vor Zorn. „Was will er denn? Was meint er damit?" keuchte er. Und es tönte, als wäre ihm die Antwort wohlbekannt.

Zwanzigstes Kapitel

Während die Herbsttage sich reihten, war im Fluhwandsteinbruch ein fieberhaftes Schaffen. Stadtherren suchten fast täglich den Russi in seinem Hause im Weiler auf, und die Aufträge schienen sich dermaßen zu häufen, daß seine ansehnliche Arbeiterschar ihm nicht mehr genügte. Er warb neue Kräfte, und aus dem Häuserhäuflein im Weiler wurde eine kleine Barackenstadt. Die Gebäude, die zur Unter-

kunft für die Arbeiter dienen mußten, schossen aus dem Boden auf wie die Herbstzeitlosen, die plötzlich auf den gelbenden Matten standen. In dem steinernen Haus im Weiler saß der, der alles leitete und in fester Zucht und Ordnung hielt, und der doch selber nicht mehr schien als der erste beste seiner welschen Steinhauer. Der fand noch zu anderm Zeit. Wenige Wochen nach jenem Kirchenbesuch erschien er wieder im Dorf, aber zu einer Zeit, da die Bauern zum Großteil im Freien schafften, so daß sein Besuch erst bekannt wurde, als er sich auf den Rückweg machte. Dann aber steckten die Weiber die Nasen zusammen und wunderten; als die Männer von der Arbeit heimkamen, lief Nachbar zu Nachbar, und in der Gasse stellten sich drei und vier und fünf auf ein Häuflein zusammen und fragten: „Was hat er wieder gewollt? Beim Pfarrer ist er gewesen. Was soll das jetzt wieder bedeuten?"

Beim Pfarrer war er gewesen!

Die nächsten Tage hallte Fruttnellen von der Neuigkeit wider: der Christen Russi, der Steinhauer, hatte dreitausend Franken für gemeinnützige Zwecke geschenkt. Einige Ungläubige fragten den Pfarrer selbst über das Unerhörte aus und entdeckten, daß der Hochwürdige mit einer Art Hochachtung von dem sonst verrufenen Manne sprach. Dann brachten die Schulkinder es nach Hause, daß der Pfarrer in der Schule gewesen sei und die Dorfjugend angewiesen habe, inskünftig dem Russi auf der Straße dieselbe Freundlichkeit und Ehrfurcht zu erweisen wie ihm, dem Pfarrer, selber, da jener etwas gar Großes für die Gemeinde getan habe. Und als

dann wiederum einige Dorfhäupter den Hochwürdigen mit bedenklichen Mienen über diese Maßregel ausholten, zuckte dieser mit den Achseln und sagte: „Man kann von dem da unten, dem Steinklopfer, eine schlechte Meinung haben, aber er hat nun einmal Geld, und da muß man ein Auge zudrücken und ihm ein bißchen schöntun. Es kann da noch manches abfallen!"

Was Wunder, daß daraufhin auch die Fruttneller ihre Kappen williger rückten, wenn ihnen der Russi in den Weg lief.

Nur einer bäumte sich heimlich unter der Guttat des Russi. Als der Hochfluhhöfler von dem Almosen vernahm, hatte er an seinem Gaden zu tun, wo er einer sein Gesicht übel verfinsternden und seine Stimmung gallig machenden Untersuchung pflog. Da trat Tobias zu ihm, die Miene ernster als sonst, als wüßte er, daß er den Alten erzürnen würde, und erzählte das befremdliche Vorgehen des Russi.

Der Präses erhob die Augen, die prüfend und scharf auf dem Mattengrund am Gaden geruht hatten.

„So — so," sagte er auf des Tobias Bericht und murmelte die zwei Worte zwischen den festgepreßten Zähnen hervor. Eine Weile zögerte er, dann blitzte ein Blick durchbohrend nach dem Tobias. Er schien noch einmal nachzudenken und sagte dann:

„Weißt, daß der Russi vor vielen Jahren hier im Dorf gewohnt hat?"

„Ja, ich habe es gehört," sagte der Tobias.

„Und daß er verjagt worden ist?" fragte der Furrer weiter.

„Ich meine, ich habe das auch irgendwo erzählt bekommen."

Der Furrer stockte.

„Und warum?" fragte er plötzlich laut und wild, „weißt auch, warum sie ihn verjagt haben?"

„Nein, ich habe nie danach gefragt," gab der Junge zurück.

„Ich bin schuld daran," sagte der Präses mit scharfer Betonung.

Der Tobias tat die Augen neugierig auf. „Wieso?" fragte er.

„Danach brauchst du nicht zu fragen. Das geht dich nichts an, hörst du! Es ist mir gerade recht, daß wir darauf zu reden kommen. Ich habe Zutrauen zu dir, hörst du, Bub, und ich glaube, daß du kein Neugieriger bist. Also hörst, ich verbiete dir, irgendeinen danach zu fragen! Ich bin schuld, aber ich habe gewußt, was ich tat! Also hier schlag ein, versprich es mir."

Tobias legte die Hand ohne Zögern in die ihm dargebotene. „Wie Ihr sagt, ich bin nicht neugierig," sagte er ruhig.

Da schlug der Furrer die Arme übereinander und lehnte sich an die Gadenwand. Dann begann er:

„So, jetzt will ich dir sagen, daß das, was der Pfarrer und die im Dorf als ein gutes Werk und für den Frieden annehmen, nichts ist als der heimliche Krieg, der Krieg gegen mich und gegen alle da oben. Er hat einen harten Schädel, der Russi, und wenn ihn keiner erkennt, so erkenne ich ihn. Jetzt zieht er den Pfarrer mit Geschenken ein, und —" der Furrer verzog den Mund spöttisch — „es

würde mich wundern, wenn er den nicht gewänne. Hat er den Pfarrer, dann hat er auch die im Dorf bald, und wenn er sie alle sicher weiß, dann kommt er und zahlt zurück, was man ihm vor Jahren angetan hat. Ich weiß nicht, was er im Sinne hat, was er uns antun will; aber wirst sehen, Bub, so wird er es anstellen; und denk daran, daß ich es gesagt habe."

Tobias hörte der Erklärung gesenkten Kopfes zu. Er war bleich, und es schien ihn etwas zu quälen.

„Ihr seid doch nicht ängstlich, Großvater?" sagte er, nachdem der Furrer geendet hatte.

Der lachte rauh auf. „Aengstlich? Fragst das im Ernst, Bub? Gib ihm Zeit, dem Russi, bis ich ihn fassen kann, dann komme ich schon an ihn. Er ist schlau," fügte er nach einer Weile hinzu, „er legt Schlingen wie ein Jäger, der mit dem offenen Gewehr nichts ist. Und darum eben heißt es aufpassen, auf der Wacht sein und zusammenstehen, hörst, Bub, zusammenstehen und sich nicht blenden lassen durch sein Großtun und Guttun und ihm feind sein, so bitter feind, wie einem — der dir — die Mutter geschändet hat."

Der Alte hatte sich aufgerichtet. Seine grauen Brauen fuhren zusammen, es loderte etwas Wildes in seinem Blick. Seine Rede war lauter und grollender geworden, und seine beiden Hände hatten des Tobias Rechte gepackt. Die Art des Großvaters riß den mit sich fort.

„Ihr könnet zählen auf mich," sagte er. Und als er es gesagt hatte, fühlte er wieder etwas wie

Reue in sich und wie Qual, als stände der Russi, gegen den er sich eben verschworen hatte, ihm nahe.

Der Furrer preßte seine Finger. Jetzt schritt er bis zum Rand der Fluhwand vor. Der Schlag eines Sprengschusses kam dumpf aus der Tiefe, und helle, klingende Eisenschläge tönten von dem zur Rechten liegenden Steinbruch herauf. Der Präses trat mit dem schweren Schuh den Rasen, da ging es wie ein Knistern und Brechen im steil abfallenden Erdreich neben den Fluhwandplatten, ein paar Steinchen schlugen deutlich unten in der Tiefe auf, und wo der Fuß des Bauern aufgetreten hatte, war eine tiefe, wasserziehende Spur und ein schmaler, aderartiger Riß.

„Tobias!" rief der Präses den zurück, als er sich eben entfernen wollte. „Siehst das?" fragte er den Zurückkommenden.

Der Tobias erschrak leicht. „Was ist da los?" fragte er.

Der Furrer führte ihn einige Schritte näher an den Gaden, da fanden sie wieder den Mattenboden gespalten, und als der Präses ihn ganz nah an die Gadenmauer treten ließ, sah Tobias, wie ein senkrechter Riß vom Boden aus halb mannshoch in der Mörtelwand klaffte.

„Wasserdruck nach dem Steinbruch hin," sagte der Präses. „Wenn sie da unten ein Jahr lang hineinbohren, reißen sie mir meinen Berg und meinen Gaden ein.

„Das muß dem Russi zu wissen getan werden," sagte der Tobias.

„Verklagen werde ich ihn," entgegnete kalt der Alte.

„Wenn er kein Narr ist, sorgt er auch, ohne daß das Gericht dazwischenkommt, daß einem Unglück vorgebaut wird. Ich will selber hinab zu ihm morgen und mit ihm reden."

„Du?" fuhr der Präses zurück. Dann besann er sich. „Ich will es mir überdenken."

Schweigend schritten sie zum Hofe zurück.

Am folgenden Morgen stand Tobias zum Ausgang gerüstet in der Wohnstube. Er hatte einen sauberen Rock angelegt und den schwarzen Filz aufgestülpt. Die Tür nach dem Ratszimmer stand offen, drüben saß der Präses hinter seinem Ratsprotokoll.

„Ich gehe jetzt zu dem Russi hinunter," sagte der Tobias, unter die Tür der Nebenstube tretend.

Der Furrer zog die Brauen auf. Sie hatten nicht mehr über die Angelegenheit gesprochen. Aber der Alte war schon zu sehr gewohnt, den Buben in allem, was das Gut betraf, selbständig handeln zu lassen.

„Wenn du durchaus selber hin willst, so geh," sagte er, ein andres Bedenken niederschlagend, als er die ruhige Art des Tobias sah, der an das Geschäft wie an ein alltägliches ging.

In diesem Augenblick trat Rosi herein, einen Armvoll Wäsche tragend.

„Wohin willst denn du?" fragte sie, mitten in der Stube den Schritt verhaltend, als sie den Tobias sah.

„Zu dem Russi hinunter, es ist etwas abzu-

machen mit ihm," beschied sie Tobias und schritt zur Türe.

Die Rosi ließ die Wäsche aus den Fingern gleiten. Ihre Augen öffneten sich weit. „Zu dem Russi — du?" stotterte sie halblaut.

Aber Tobias war schon aus der Stube gegangen und hörte nicht mehr, noch sah er das schweigende Entsetzen, das in den Mienen der Mutter lag.

„Tobias!" kreischte das Weib auf. Die geschlossene Tür und das Knarren der Treppe, über die der Tobias hinabstieg, dämpften den Schrei zu sehr, als daß er den Burschen zurückgebracht hätte.

Dann trat der Präses in die Wohnstube.

„Laß ihn gehen," sagte er finster. „Was schreist wie ein Narr?"

„Zu dem, zu dem!" stieß Rosi hervor und war fahl wie eine Gestorbene. „Wenn er es errät!"

„Meinst, das tut etwas?" fuhr der Furrer auf. „Da kennst den Buben schlecht! Nur noch mehr würde es ihn lehren, was er von dem da unten zu halten hat. Und uns geht er nicht verloren! Der ist treu wie Gold, der hält zu mir, da kannst sterben dafür, wenn keiner mehr mit mir und wider den Hudel hält, der Tobias und ich kommen nicht auseinander. Jetzt weißt, warum ich ihn ruhig habe gehen lassen, ganz ruhig."

Rosi las ihre Wäsche zusammen. Sie schwankte und sah gebrechlich aus wie eine Alte. Aber sie wagte kein Wort mehr. Nur als sie, ohne daran zu denken, daß sie hatte in der Stube lassen wollen, was sie wieder hinaustrug, sich davonschlich, mur-

melte sie ein „Mein Gott!“ in sich hinein und sah die schlimmen Tage wieder kommen, die ihr die Jugend vergiftet hatten.

Einundzwanzigstes Kapitel

Tobias schritt gemächlich vom Hof hinweg und stieg sinnend über den Weilerweg hinab. Es war ein grauer Tag. Die Nebel hingen über den Bergen, wie ein dünnes Gespinst die höchsten Tannen streifend. In den Lüften war eine reglose Ruhe, die Stille und das fahlgraue Licht hatten etwas Drückendes.

Der Bursche verlangsamte die Schritte, je näher er dem Weiler kam. Es fiel ihm plötzlich ein, er habe eine schwere Sendung übernommen. Wollte er in des Präses Sinn handeln, so mußte er schroff an den Russi geraten und von Anfang an den Gegner nicht verhehlen. Aber es war ein Zwiespalt in ihm, und er fühlte trotz allen guten Willens nicht recht, daß auch er den Russi haßte. Warum sollte er? Jener hatte ihm nichts zuleid getan. Und wenn er mit dem Großvater und denen von Fruttnellen einen alten Span hatte, der Russi, je nun, es war noch nicht erwiesen, auf welcher Seite das Recht war; die Fruttneller waren nicht die Unfehlbarsten. Selbst der Großvater nicht! —

Als er in seinem Sinnen so weit gekommen war, fiel es ihm ein, daß er nicht nach dem Grund jenes alten Streites fragen sollte. So brauchte er auch nicht daran herumzugrübeln. Er lächelte heimlich: als ob es ihn plagte, wenn er es nicht wußte!

Er erreichte jetzt den Steinbruch. An die hundert Arbeiter schafften auf dem Platze. Einige hingen an Gerüsten hoch oben an der jähen Wand und schnitten die Platten und die mächtigen Blöcke, welche andre auf dem von Granitstücken besäten Platz teilten und behauten. Der Klang zahlloser Meißel gab ein sonderbares Trommelgeräusch. Von einer Stelle des Bruches aus fuhr ein mit fertigen Steinen beladener Rollwagen abwärts dem nahen Bahnhof zu, an einer andern waren Leute beschäftigt, mittels eines Kranes gewaltige behauene Quadern auf ein Lastfuhrwerk zu laden. Tobias blieb stehen. Es regte sich eine leise Bewunderung in ihm für den Mann, der einmal, wie sie sagten, Kühknecht gewesen war und nun die ganze Schar der Arbeiter da oben lenkte und im Zaum hielt.

„Da oben schaffen sie etwas zusammen," sagte einer neben ihm. Ein Weilerbauer mit einer Milchtanse auf dem Rücken war des Wegs gekommen und stand bei ihm still.

Tobias nickte.

„Und schwer Geld verdient er, der Russi," fuhr der Redselige fort. „Der ist schon siebenmal ein Herr und geht doch herum wie unsereiner und schafft sich ab."

„Er versteht sein Geschäft," erwiderte Tobias, nur um etwas zu sagen.

Da verfiel der Bauer in ein großes Rühmen, was der Russi für ein überaus Gescheiter und Fleißiger und Guter sei, bis Tobias ihn mit einem trockenen „So, so, ja, ich glaube es schon," stehen ließ und seines Weges ging. Er hielt nach dem

Russi auf dem Steinplatz Umschau, sah ihn aber nicht; so mußte er ihn zu Hause aufsuchen.

Er kam am Bahnhof vorüber, überschritt die Räfisbachbrücke und gelangte nach dem Hause des Steinbruchbesitzers. Als er die drei Vorstufen zu der fürnehmen Haustür emporstieg, überkam den zu Hause so Sicheren eine Linkischheit, die Hand zitterte ihm, die er auf die metallene Klinke legte, und ehe er aufdrückte, prüfte er noch einmal seinen groben dunkeln Anzug. Der Staub hatte seine derben Schuhe weiß gefärbt; er zog sein großes, rotgeblümtes Taschentuch und staubte sie ab; das Blut stand ihm in den Wangen derweil. Dann erst trat er ins Haus und schritt über einen schmucklosen Flur, der nur heller und neuer aussah als der getäfelte des Hochfluhhofs, einer Stubentür zu. Ehe er sie aber erreichte, ging sie auf und eines der Mädchen stand in ihrem Rahmen.

Tobias nahm den Hut in die Hände. „Tag," grüßte er.

„Tag," grüßte die dunkelhaarige Pia zurück und zog die Tür einwärts, daß er eintrete.

Er schabte die Schuhe an der vor der Tür liegenden Strohmatte ab und stolperte über die Schwelle. Als er in die große helle Stube trat, wurde ihm leicht. Das war eine Bauernstube wie eine andre, nur die Diele war etwas höher, daß keiner sich bücken mußte, wenn er aufrecht stand. Aber das weißtannene Getäfel machte den Raum traulich und die Möbel, der große, schwere, rohplattige Tisch, die Stabellen, der unbemalte Glasschrank, das mit geblümtem Ueberzug versehene

Ruhebett, alles das prunkte nicht und war just so bäuerisch wie der Russi selber. Einzig der kleine „herrische" Nähtisch am Fenster, daran das jüngste der Mädchen stichelnd saß, paßte nicht recht unter das andre Zeug. Aber die Mädchen selber?

Dem Tobias wurde das Herz warm. Die Pia, die ihm geöffnet hatte, trug eine grobe Schürze umgebunden und hatte die Aermel von den blanken zarthäutigen Armen hoch hinaufgestreift; sie schien an einer Fegarbeit gewesen zu sein, denn sie hielt noch ein nasses Tuch in den Händen. Die jüngste, die Marie am Nähstock, trug einen flickigen, wenn auch sauberen, kurzen Rock, rauhwollige Strümpfe und schweres Schuhwerk und nur die älteste, die Josepha, hatte in ihrem Trauerkleid, aus dem Hals und Hände weiß und zart schimmerten, ein Aussehen und Wesen, wie es in den Bergen nicht gewöhnlich war.

Josepha erhob sich vom Tisch, wo sie beschäftigt gewesen war, Einträge in ein Buch ihres Vaters zu machen. Tobias wußte selber nicht, wie es kam, daß er die Pia übersah und sich an das schlanke, blonde Mädchen wendete.

„Ich möchte mit dem Herrn, dem — dem Christen Russi sprechen," sagte er.

Pia nahm ihm sein Sichabwenden übel. Dann fiel ihr ein, daß sie nicht im Gewand war, Gäste zu empfangen. Sie tat einen Blick an sich herunter, wurde rot und lief aus der Stube. Auch das Kind packte zusammen, es war ein scheues, das vor jedem Fremden davonlief, und das Blut in den Backen,

drückte es sich auch jetzt mit seiner Arbeit ins Nebenzimmer.

„Der Vater ist nach Intschi hinunter,“ sagte die Josepha, dann aber, auf eine kleine, in geschnitztem Gehäuse an der Wand hängende Uhr schauend, fügte sie hinzu: „aber er kann jeden Augenblick zurückkommen. Nehmt Platz derweil, wenn Ihr warten könnt.“

Sie schob dem Tobias einen Stuhl hin. Der bezwang seine Scheu und ließ sich am Tisch nieder.

„Einen Augenblick kann ich schon warten.“

Josepha setzte sich an ihren alten Platz ihm gegenüber. Tobias staunte, wie still und sicher sie war. Es war ihm wohl in ihrer Nähe; er zürnte nicht, daß der Russi noch nicht da war. Dennoch wollte zuerst kein Gespräch aufkommen. Tobias wußte nicht, wie er das Mädchen anreden sollte.

„Wo kommt Ihr her?“ fragte da Josepha. Dabei sah sie ihn mit einem offenen, großen Blick an, in dem eine sonnige Wärme lag.

Des Tobias Augen leuchteten auf, als wäre ihm eine Freude geschehen.

„Von Fruttnellen,“ gab er Bescheid auf des Mädchens Frage.

Es war, als ginge ein leichter Schatten über das Gesicht der Josepha. Sie schwieg. Aber Tobias war redelustiger geworden.

„Ich bin der Tobias Furrer vom Hochfluhhof,“ sagte er.

„So, so,“ sagte Josepha. Ihr Wesen war kälter.

„Seid — bist du gern hier heroben, Mädchen?“ raffte sich Tobias wieder auf.

„Warum nicht? Es ist überall schön, wo man daheim ist," erwiderte sie.

Dem Tobias war ihre Zustimmung zu kühl. Er hing mächtig an dem heimischen Bergland.

„Du wirst schon noch sehen, wie schön es hier ist, wenn ihr erst einmal ein paar Jahre da seid," sagte er. „Du mußt einmal ins Tal hinein bis zum Gwüestboden oder bis an die Siebenspitzalp, oder hinauf auf die Seelialp. Weißt, so in die Höhe, daß du meinst, du könntest den blauen Himmel mit den Händen erlangen! Da ist alles um dich hell und groß und klar, die Sonne wie Gold, und die Berge stehen da wie des Herrgotts ewige Kirchen. Da wird einem weit ums Herz, und man freut sich, daß der Herrgott einen hineingestellt hat in die schöne Welt, und —" er brach plötzlich ab. „Ja, geh nur einmal hinauf, Mädchen," sagte er väterlich nüchtern, „wirst dann schon sehen, daß ich recht habe."

Josepha sah ihn erstaunt an. Er war aus sich herausgetreten. Seine groben, bäuerischen Züge waren von einer an ihnen doppelt befremdenden Begeisterung durchleuchtet gewesen, und in seinen Augen hatte ein schönes Feuer geglüht. Josepha vergaß jetzt, daß er ein Fruttneller war.

„Ihr seid gern hier," sagte sie, „das kann man Euch anmerken."

„Ja," nickte der Tobias trocken in sich hinein.

„Nun, Ihr habt es auch schön, das Tal gehört Euch mehr als andern Leuten."

„Nicht mir, dem Großvater," gab er zurück.

„Ich habe von ihm erzählen hören," sagte Jo-

sepha mit schärferem Ton, der den Tobias aufschauen machte.

„Der Ratsherr Furrer ist jetzt manches Jahr allein da oben Herr gewesen," sagte das Mädchen.

„Wer hätte es sonst sein sollen! Sie haben keinen als ihn," gab der Tobias zurück, die ehrliche Bewunderung für den Großvater klang durch seine Rede.

Da schwieg Josepha und sah ihn wieder forschend an, und eine ganze Weile saßen sie so stumm einander gegenüber. Wenn sie aber aufschauten, trafen sich ihre Blicke, und sie wußten nicht, warum ihre Herzen dabei schneller schlugen.

„Der Vater kommt lange nicht," sagte Josepha endlich und stand auf. Sie trat ans Fenster und schaute nach der Straße hinüber, die nach Intschi führte.

„Soll ich lieber ein andres Mal kommen?" fragte Tobias.

„Wie Ihr wollt," gab Josepha zurück. Und dann sah sie den Russi aus dem Intschiwald daherschreiten.

„Er kommt," sagte sie. Es war, als atme sie auf.

Ein Zwang schien danach von beiden genommen zu sein. Tobias hatte sich auch erhoben und nebeneinander stehend, vertraulich, als hätten sie sich schon seit Jahren gekannt, schauten sie hinaus, wie der Russi sich näherte.

Als dieser kurz nachher eintrat, stand Tobias hinter dem Tisch und richtete sich auf, der Kopf saß ihm aufrecht im Nacken. Josepha ließ, ins Nebenzimmer tretend, die Männer allein.

„Ich bin der Tobias Furrer vom Hochfluhhof,“ sagte der Fruttneller, nachdem Russi gegrüßt hatte.

Der Steinhauer verriet mit keinem Mienenzucken, daß ihn der Besuch überraschte. Er warf nur einen scharfen, geraden Blick auf den Tobias und ergriff einen Stuhl, darauf er sich niederließ, jenem einen andern weisend. Als Tobias seinen Namen nannte, ging er darüber hinweg, als wüßte er längst, wen er vor sich hatte.

„Und?“ fragte er kurz.

Tobias legte dar, warum er gekommen sei, daß das Wasser der Hochfluhgadenmatte nach dem Steinbruch drücke und daß der Russi sich vorsehen und Verbauung treffen möge.

Der andre hörte zu, und der Ausdruck seines Gesichtes verhärtete sich langsam. Er saß in seinem zertragenen Arbeitsrock, den Stock noch in Händen, den er bei seinem Gang benutzt hatte, da. Einmal fuhr er sich mit den Fingern in das volle Haar, dann war es, als rissen sich die scharfen Falten tiefer in seine Stirn und Schläfen.

„Das weiß ich alles,“ sagte er rauh, „den Weg hättest du dir ersparen können, Furrer-Tobias, euerm Gaden und eurer Matte geschieht nichts.“

Tobias zog die Brauen zusammen. Die vertrauliche Anrede wurmte ihn, und die Gleichgültigkeit, mit welcher Russi seinen Bericht aufnahm, brachte ihn auf.

„Ich meine doch, Ihr solltet die Sache ernster nehmen. Der Großvater spaßt nicht gerne, und Ihr braucht nicht lange zu machen, so habt Ihr

einen Prozeß auf dem Hals," sagte er mit leiser Erregung.

Ein Blitz entfuhr den Augen des Russi. „Dein Großvater soll sich in acht nehmen. Ich kann so gut zahlen wie er, und die Zeiten sind vorbei, da der Präses von Fruttnellen jeden Prozeß gewonnen in der Tasche gehabt, bevor er ihn nur angefangen hat."

Tobias stand auf. Es ließ sich etwas wie Trauer von seinem Gesicht lesen, als er sagte: „So wollt Ihr also die Sache nicht untersuchen? Ich hätte gemeint, es würde sich leichter mit Euch reden lassen; ich habe Euch für keinen ungeraden Mann gehalten."

Es mochte die Ruhe und Würde, vielleicht der Ton seiner Stimme sein, die den Russi erregten. Er erhob sich heftig und öffnete plötzlich die Arme, als ob er jenen an sich drücken wollte. Aber er legte ihm nur die Hand auf die Schulter und sagte:

„Dich habe ich nicht zornig machen wollen, Bub."

Er schluckte an der Rede, als hätte er einen Seufzer unterdrückt. Dann hieß er den Tobias ihm nach dem Nebenzimmer folgen. Er winkte ihn ans Fenster, das nach dem Steinbruch hinüberschaute, und deutete nach der Höhe, wie die riesige Granitwand Erdreich und Buschwerk trug. Das Dach des Hochflühhofgadens war dort noch sichtbar, und links davon, wo die Wand endete, ließ sich leicht der gelbe Lehmstreif erkennen, durch den hinab die Sammelwasser der Hochflühhofmatte sickerten.

„Seit einer Woche wird dort nicht mehr gearbeitet," erklärte der Russi, „und die Felswand ist

sicher genug. Wenn ihr aber gar so ängstlich seid, so will ich morgen mit ein paar Arbeitern hinauf und will den Lehmgrund mit Bäumen unterschlagen lassen. Genügt euch das?"

„Ja," sagte der Tobias und wunderte sich über die plötzliche Willfährigkeit des andern.

Dann sich besinnend, streckte er dem Russi die Hand hin und wandte sich zum Gehen. „Ich will dem Großvater Bericht bringen," sagte er.

Es war, als vermeide der andre seine Augen. Nur seine Hand behielt er so lange in der seinen, daß Tobias noch einmal sich zurückwendete, in der Meinung, der Russi habe ihm noch etwas zu sagen.

Da öffnete dieser seine Finger und gab seine Hand los. „Ade," sagte er und wendete sich jäh von ihm ab.

Tobias drückte hinter sich die Tür in die Klinke; von des Russis Art befremdet, durchschritt er langsam den kleinen Flur und trat vor das Haus. Als er die paar Treppenstufen hinuntersteigen wollte, stand Josepha vor ihm. Sie hielt eine Handvoll Grünzeug, das sie in den hinter dem Hause angelegten Gartenbeeten geholt hatte.

„Wollt Ihr jetzt wieder fort?" fragte sie, wie man so gedankenlos fragt.

„Ja," sagte Tobias. Er gab ihr die Hand. „Ade, Mädchen," sagte er erregt, als wäre etwas Großes bei dem Auseinandergehen.

Josepha legte ihre weiche, wohlgeformte Hand in seine große Tatze, ihre Finger schlossen sich einen Augenblick ganz fest um die seinen.

Das Blut schoß dem Tobias zu Kopf. „Ade,

Mädchen," grüßte er noch einmal und leuchtete sie mit seinen dunkeln Augen an. Dann ging er.

Als er über den Weilerweg hinaufstieg, vergaß er, nach dem brüchigen Felsen zu spähen. Er saß in Gedanken noch einmal bei der Russi-Josepha in der Stube.

Er konnte nicht wissen, daß inzwischen zwei sonderbar düster ausblickende Augen ihm nachschauten, wie er langsam um die Wegwindung verschwand. Der Russi saß am Fenster; er ließ, als der Tobias verschwunden war, den Blick nach dem Felsen gehen, durch den die Lehmrinne ging. Seine Lippen legten sich schmäler und schmäler aufeinander, bis das steinfarbene Gesicht einen Ausdruck bitterster und nicht auf Spaß oder Lust gerichteter Entschlossenheit trug.

An dem Tage zeichnete der Russi in einen großen Plan gewundener Wege einen neuen mit scharfen Grenzen ein.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Vor drei Wochen hatte Christen Russi seinen Aufseher, den Giacomo, zum Hochfluhhöfler geschickt. Die Druckstelle an der Gadenmatte sei untersucht und gestützt, er möge sich beruhigen! Der Präses fuhr den Giacomo rauh an: Gut, es sei recht, und besser sei es, wenn die Arbeit gut gemacht worden, sonst wüßte er einen, der dem Russi Beine machte! Danach durchstöberte der Alte seine Matte noch einmal nach Rissen und fand nichts, als daß die

wasserreiche Matte ihm noch feuchter als sonst, fast sumpfig erschien. Er stieg auch nach dem Steinbruch hinab zu einer Zeit, da Russi, wie er in Erfahrung gebracht hatte, fern war, betrat den Bruch, als sei er der Eigentümer, fragte und grüßte nicht, sondern stieg so weit hinauf, als Weg war und musterte die Lehmstelle lange mit scharfen Augen, sah die Verbauungen, die Russi getroffen, und weil er nicht wohl selber an der senkrechten Wand hinaufklettern konnte, von der die Gerüste verschwunden waren, so entdeckte er nichts Beunruhigendes. Vor sich hinmurrend und verdrossenen Gesichts ging er nach Hause.

Seitdem war nichts vorgefallen, was weiter seine Sorge oder seinen Zorn hätte wecken können. Die Tage wurden herbstlicher, aus dem Tale herauf pfiff eine scharfatmige Bise, welche die ersten dünnen Eisbänder an die Bergwände legte und den Mattenboden härtete, daß er hallte unterm Bauernschuh, wenn ihn der beschritt.

Die Welschen im Steinbruch, die wie die Zugvögel sind und keinen kalten Tag ertragen, packten auf, die Schar der im Bruch arbeitenden lichtete sich täglich und es hieß, Russi stelle schon nach der Weiler Kirchweih die Arbeit für den Winter völlig ein. Da fragten sich die Fruttneller, ob Russi wohl dennoch im Weiler zu überwintern gedenke, und einer, der Ochsenwirt, bei dem seither der Steinbruchbesitzer ein- oder zweimal verkehrt hatte und der auf ihn wohl zu sprechen war, gab ihnen Bescheid: Freilich würde er dableiben, er, der Ochsenwirt, hätte es von ihm selber gehört.

Indessen kam die Weiler Kirchweih heran. Das

war von alters her ein Fest, zu dem die Jungmannschaft der Nachbarorte zusammenlief und das mehr galt als die Kirchweihen von Fruttnellen und andrer größerer Orte. Die Fruttneller hatten während einiger Jahre am Weiler Ehrentage gefehlt; diesmal rückte wie in früherer Zeit von Buben und Mädchen alles aus Fruttnellen aus, was nicht durch Körpergebrechen im Bett oder doch auf der Holzbank zurückgehalten wurde.

Im Weiler hatten sie seit manchem Tag geschmalzen und gebacken, im ärmsten Häuslein häuften sie die Krapfen, damit keiner, der zu Gast kam, unbeschenkt von dannen gehe.

Im Gasthaus zum Bahnhof tanzten die Weiler schon um vier Uhr nachmittags, daß das Haus wackelte. Da saß in der großen Wirtsstube auf dem Ofen des Mariannis Hans, ein langer, einäugiger, unsauberer Gesell, mit seiner Handharmonika, und neben ihm strich der neue Fruttneller Lehrer, der selber so schmal und dünn war wie ein Geigenbogen, ein urgraues Geigenholz, das weder eine Stradivari noch eine Amati war, sondern aussah wie die Hühnertröge, welche die Bahnhofwirtin sich aus Zigarrenkisten zuwege zimmerte.

Als es dunkelte, wurden zwei Hinterstuben geöffnet für die, welche Essen und Trinken begehrten. Um acht Uhr abends kam Russi mit seinen beiden älteren Mädchen herüber. Es schien, daß er zeigen wollte, wie er nicht stolz sei, und die Weiler dankten es ihm durch mächtige Höflichkeit und schafften ihm und seinen Töchtern in dem argen Gedränge der Wirtsstuben Raum und Sitz.

Es war nicht lange danach, daß als einer der letzten der Fruttneller Gäste der Felix Furrer in die gleiche Stube trat und sich an einen Tisch niederließ, der mit jungen Leuten seiner Bekanntschaft besetzt war. Ein Hallo grüßte ihn und ein halbes Dutzend Fäuste strecken ihm ebenso viele Gläser des dicken welschen Weines unter die Nase, daß er Bescheid tue. Er griff eines heraus und ließ die Begrüßung der andern über sich ergehen, zwang sich auch, ihre Scherze zu belachen und zu erwidern, aber es lag eine Befangenheit in seinem Wesen, die er nicht sogleich überwand.

Der Felix war mit einem heillos schlechten Gewissen gekommen. Daß er zur Kirchweih ging, daran war nichts Außergewöhnliches, das hatte ihm keiner zu erlauben oder zu verbieten, darum kümmerte sich auch der alte Hochfluhhöfler selber nicht. Aber der Tobias war ihm just vor einer Stunde, da er vom Essen aufgestanden und nach ihrer gemeinschaftlichen Kammer gegangen war, mit einer Bemerkung in die Quere gefahren, die ihn um gute Laune und Sicherheit gebracht hatte.

„Du gehst an die Kirchweih?" hatte Tobias gefragt, der hemdärmelig und in den Stallkleidern zugeschaut hatte, wie er sich feiertäglich herausputzte.

„Ja, kommst nicht mit?" erwiderte er und bekam die Antwort, die er heimlich wünschte.

„Nein," stieß Tobias in einem rauhen Ton heraus. Und dann mochte er die Hast, mit der Felix sich ankleidete, und die Ungeduld, mit der er fortzukommen drängte, bemerken. Er nahm plötzlich die Pfeife aus den Zähnen und stellte sich gerade

vor ihn hin, während er, der Felix, just das neue bunte Seidentuch um den blitzblanken Hemdkragen band.

„Felix," sagte Tobias.

„Was ist?" murrte er zurück.

„Es wäre besser, daß du dabliebest."

„Nun, warum jetzt? Es fällt mir doch gar nicht ein!" Als Felix das sagte, wußte er wohl, was dem andern auf dem Herzen und schon auf der Zunge lag.

„Nun so, wenn du doch gehst, laß das Russi-Mädchen aus dem Spiel, wenn es dort sein sollte," redete der sonderbare Warner auf ihn ein.

Und da, weil er just mit Herausputzen zu Ende gekommen war, murmelte er ein ärgerliches „Ach blas mir" hin, wendete sich Hals über Kopf nach der Tür und stürmte mit hochrotem Gesicht davon. Und alles nur, weil ihm das Herz im Leibe zitterte, daß ihn noch irgend etwas oder irgendeiner zurückhalten könnte.

Felix hatte nun, was er gewollt, aber es war ihm doch übel zumute.

Sein Gewissen kam erst zur Ruhe, als er drüben den Russi und seine Töchter bemerkte. Eine wunderbar sieghafte Laune faßte ihn dann plötzlich. Seine Augen blitzten. Den Hut hatte er beiseite geworfen; er zog sich das Kragentüchlein zurecht, das aus der dunkeln Weste hervorleuchtete und die Mädchen in der ganzen Stube zöckelte.*)

Dann stand er auf und bahnte sich einen schnurgeraden Weg zum Tisch des Russi hinüber. Dieser

*) zöckeln = anziehen.

stand an einem Nebentisch mit einem Bauern im Gespräch.

„Ist es erlaubt?“ fragte Felix die jüngere der Russi-Mädchen.

Pia, die zum erstenmal zum Tanz ging und ihn mit glänzenden Augen schon von weitem angeblitzt hatte, als könnte er keine andre fragen kommen, stand, als die Einladung an sie erging, mit freudiger Hast von ihrem Stuhle auf und legte ihre Hand in die seine.

Des Russis Töchter hatten die Trauer abgelegt. Es war leicht zu erraten, daß die Burschen sich um sie drängen würden. Auch Josepha wurde gleich nach der Schwester weggeholt; so kam es, daß Russi nicht darauf achtete, wer seine Mädchen zum Tanz führte.

Als Felix mit Pia in den Flur trat, war im Gedränge nur ein schrittweises Vorwärtskommen. Es war deshalb nichts Erstaunliches, daß der Bursche, um sein Mädchen nicht zu verlieren, ihm den Arm fest um die schlanke Hüfte legte.

Die Pia sah zum Anbeißen aus. Sie trug ein dunkelblaues einfaches Kleid, die Haut des Halses stach weiß davon ab, und das wellige Haar schien sich dunkler denn sonst um den schöngeformten Kopf und über die gerade Stirn zu legen. Der Mund war klein; über der zierlichen Stumpfnase lugten die blauen Augen unter schwarzen Brauen hervor, wie Blumen aus verborgenem Wiesendunkel. Sie schauten im Flur mit einem strahlenden Blick in die des Felix.

Sie errötete, als der Bursch den Blick bedeutungs-

voll erwiderte, und als er ihre Hand preßte, schrak sie leise von ihm zurück. Dann betraten sie die Stube, wo getanzt wurde. Felix legte den Arm fester um das Mädchen und erwies sich als guter Tänzer. Pia vergaß, ihm seiner allzu großen Vertraulichkeit halber zu zürnen. Als der Tanz endete und er, ihre Hand in der seinen pressend, um einen weiteren bat, nickte sie nur mit dem Kopfe und blieb an seiner Seite. Felix zog sie in eine Ecke, wo sie vor neugierigen Blicken aus den Wirtsstuben sicherer waren. Dann stellte er sich vor sie hin und zwang sie, ihm ins Gesicht zu sehen.

„Weißt, daß ich schon lange nach dir ausgeschaut habe?“ sagte er, und seine Stimme zitterte so sonderbar, daß es ihr zu Herzen ging. „Kennst mich nicht, gelt?“ fragte er dann.

„Ihr seid keiner vom Weiler,“ sagte das Mädchen scheu, aber sie nahm die Hand nicht aus der seinen.

„Ich bin der Felix Furrer vom Hochfluhhof da oben,“ wies der Bursche über seine Schulter zurück in der Richtung nach Fruttnellen.

Pia fuhr zusammen und spähte erschreckt nach der Tür.

„Was hast? Reut es dich, daß du mir noch einen Tanz versprochen hast?“ fragte der Felix ungeduldig.

„Nein — nein — aber der Vater — wenn er sieht, daß ich mit Euch tanze!“

Felix begriff, aber er verstand zu schmeicheln. „Dein Vater und mein Großvater sind im Streit, du hast recht. Aber ich — habe ich dir etwas zu-

leide getan, Mädchen? Und tust mir nicht den Gefallen? Ich — ich bin ja doch nur wegen dir gekommen!"

Die Pia konnte nicht wissen, daß ihr der Bub seit Wochen schon nachstrich. Die Erklärung war plötzlich. Sie schaute ihn halb ängstlich und mißtrauisch, halb liebevoll an. Dann hob die Musik wieder an, und sie schmiegten sich aneinander, ein wenig fester schon, ein wenig vertrauter und wußten selber nicht, wie rasch ihre Vertraulichkeit wuchs. Als sie nach einer Weile außer Atem innehielten, senkte Pia die Augen.

„Schau mich an," flüsterte Felix.

Sie schauten einander an; ihre Blicke hatten etwas Scheues.

„Gibst mir noch einen Tanz?" fragte der Felix.

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Später?" drängte er.

„Nein, nein," stammelte sie und wollte weg von ihm.

Er hielt ihre Hand fest.

„Einen einzigen," bat er. „Ich will mit keinem andern Mädchen mehr tanzen, ich will nur warten, bis du wieder hierher kommst und noch einmal mit mir antrittst."

Das Mädchen schwieg noch immer und fror vor Angst, daß man sie rufe.

„Willst, willst es mir zulieb tun?" bettelte Felix.

„Ja," quälte sie da die Gewährung leise hervor und riß sich los. Mit glühroten Wangen lief sie in die Wirtsstube zurück und an des Vaters Tisch.

Der Russi war eben aufgestanden, nach dem Mädchen zu sehen, die Josepha saß mit ernstem Gesicht dort, aber die Pia nahm sich gewaltig zusammen, lachte und meinte: sie habe sich halb zu Tode getanzt.

„Mit wem?" fragte der Russi.

„Mit einem, den ich gar nicht gekannt habe."

Sie schrak heimlich zusammen; sie hatte dem Vater die erste Lüge gesagt. Als sie sich neben ihn setzte, legte sie wie zur Abbitte die Hand auf seine breite, auf den Tisch sich stützende Faust.

„Hat denn der dich nicht an den Tisch zurückbringen können?" warf der Russi trocken ein.

Da log das Mädchen in heißer Erregung zum zweitenmal. „In dem Gedräng! Ich bin von ihm losgekommen und so bin ich halt allein hierher gelaufen."

Russi achtete kaum mehr auf den Bescheid. Er bemerkte einen andern Bekannten und stand auf, ihn zu begrüßen.

„Uebertreibt es nicht, Mädchen," mahnte er die beiden im Davongehen.

„Pia," sagte Josepha plötzlich, als er außer Hörweite war. Ihre Augen blickten halb in Zorn, halb in Trauer.

Die Jüngere sah verlegen zu ihr hinüber.

„Du weißt doch, wer er gewesen ist, so gut wie ich," sagte Josepha.

„Kennst du ihn denn?" Sie war blaß geworden.

„Ja, vom Sehen, er ist der Bruder von dem, der einmal beim Vater war, von dem Hochfluhhofbuben."

Pia hing den Kopf.

„Nimm dich in acht, wenn es der Vater erfährt, er versteht keinen Spaß, was die angeht."

Da stand das jüngere Mädchen fast jäh auf. Ihre Augen füllten sich. „Ich will heim," drängte sie leise, aber in atemloser Erregung, ich will nicht hierbleiben."

„Sei vernünftig," redete Josepha auf sie ein und zog sie auf den Stuhl zurück. Eine kurze Weile saßen sie schweigend nebeneinander, aber schon standen die Burschen wieder dicht um sie herum. Die Tanzaufforderungen regneten auf sie ein. Sie gingen wie ein bewundertes Schmuckstück aus der einen Hand in die andre. Was Wunder, daß auch der Felix Pia noch einmal fand! Es mochte Trotz sein, daß sie abermals mit ihm tanzte. Sie war jetzt blaß, ihre Augen glänzten, und ihre Brust flog in raschen Atemzügen. Die Finger der beiden waren verstrickt, sie lehnten fest aneinander.

„Hast mich gern?" flüsterte Felix plötzlich mit heißem Atem inmitten des Gedränges.

Sie gab keine Antwort, drängte sich aber enger und wie ein nestelnder Vogel an seine Brust. Sie hatten sich der Tür genähert, die nach dem Flur führte.

„Wenn ich manchmal beim Zunachten an euer Haus komme und es ganz heimlich sein kann, willst mir dann eine Hand geben kommen?" fragte Felix wiederum ganz heimlich.

Pia brachte die Worte nicht heraus.

„Sag ja, sag's doch," bettelte er.

Da stammelte sie ein hastiges Ja.

Und sie tanzten an der Tür vorüber.

„Pia!" sagte da der Russi. Seine Hand griff zwischen das Paar hinein und zog das Mädchen mit einem unwiderstehlichen Griff aus der Tür.

Felix stand wie angedonnert. Wo war der hergekommen? Das Blut stieg ihm in die Schläfen, einen Augenblick gelüstete ihn nach Streit und Lärm, dann warf er den Kopf auf, als wollte er sagen: ‚Du bist mir noch viel zu wenig, Steinhauer!' strich nach seinem Platze hinüber, nahm seinen Hut und verließ Stube und Haus.

Der Russi führte seine Tochter an seinen Tisch zurück. Sein Gesicht war weißer als das des erschrockenen Mädchens.

„Wenn ich dich noch einmal mit einem von denen zusammensehe, so schlage ich dich vor allen Leuten, daß dir die Mucken vergehen."

Pia beugte sich vornüber, ihre Finger knüllten das weiße Nastüchlein im Schoß, zwei Tropfen fielen aus ihren Augen auf ihre Hände.

„Hast gehört?" barschte der Russi.

Das Mädchen zitterte. „Ja, Vater," sagte sie, aber ihre Lippen waren aufeinander gepreßt, und um den harten Mund spielte ein verborgener Trotz.

Es war nicht lange danach, daß der Russi mit seinen Töchtern das Tanzhaus verließ.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Indessen stieg Felix bedächtig seinem Heimweg nach. Schon gleich vor dem Hause, als die Nacht-

luft ihm den Kopf kühlte, verging ihm der Trotz. Auf der Räfisbachbrücke dachte er ans Umkehren, so lag ihm schon das Heimweh nach Pia im Herzen, aber nach einiger Ueberlegung stieg er bergan. Die Leidenschaft brannte in ihm und verwirrte ihm den Kopf. Er war immer ein Mädchennarr gewesen, und ein- oder zweimal hatte er bei seinen Liebschaften auch schon an etwas mehr als an Spielerei gedacht, aber diesmal — so sann er in sich hinein —, diesmal ging es ums Glück. Und gerade diesmal, da ganze Berge im Wege standen! Schnaufend blieb er einen Augenblick stehen. Mitternacht war vorüber. Es wehte frostig aus dem Tale herauf, und einzelne Nebelfetzen krochen an den Bergen hinan, rissen sich an den Spitzen der Tannen auf, wie Schleier über spitze Pfähle gezogen, und gesellten sich gleich grauem Rauch zu den weißen Wolken, die still und schwer am Himmel standen. Hier und da blitzte ein Sternschein zwischen dem Gewölk hervor, aber es war ein so völlig verlorenes Licht, daß das Auge den Stern nicht fand, wenn es ihn suchte. Mit seinem von Wein und Liebe dumpfen Kopf und seinem geplagten Herzen schleppte sich Felix mühsam und allmählich dem Hofe zu. Die Kirchenuhr, die immer ging, aber nie richtig und manchmal die Stunden schlug, wenn sie kaum zur Hälfte verronnen waren, tat einen Schlag, als er unter der Haustür stand. Langsam und rasselnd holte es aus und schlug und tönte lange und voll nach; es war, als setzte ein Vogel an und schwänge sich in stillem, gleichmäßigem Gleiten talzu, gerade in die immer höher quellenden Dämpfe und Nebel hinein.

Felix zog den Hut ab und fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirn. Es wurde ihm schwül, als er so dastand, als könnte im Hause noch einer wach sein, der ihn ausfrüge. Endlich drückte er sorglich auf die Klinke und trat hinein. Drinnen zog er die Schuhe aus und schlich sich wie ein Dieb über die Treppe hinauf in die Kammer. Auch die Kammertür tat er behutsam auf, und während er an sein Bett trat, lauschte er scharf nach dem Lager des Tobias hinüber. Es wurde ihm leichter, als er seine ruhigen Atemzüge zu hören glaubte. Aber als er sich des Rockes entledigt hatte und es wagte, nach dem Bruder sich umzusehen, saß der aufrecht in seinem Bett und bot ihm ein ruhiges:

„Grüß dich, Felix! Bist schon zurück?"

Felix erwiderte unwirsch den Gruß. „Bist du noch wach?" fragte er ungeduldig.

Da blitzte ein Streichholz auf, und Tobias entzündete eine neben seinem Bett stehende Kerze.

„Ich habe auf dich gewartet," sagte er.

Felix trat halb in die Stube hinaus. Der Zorn schüttelte ihn. „Daß du keine Predigt anhebst, oder beim Eid, ich laufe wieder davon."

Tobias schaute ihn sonderbar an. „Ich will dir nicht mehr predigen," sagte er. Es klang, als wäre er mit sich zu Rate gegangen und hätte einen Entschluß gefaßt, der einer früheren Ansicht widersprach. „Ich will dich nur etwas fragen," vollendete er.

„So frag," murrte der Felix.

„Du hast mit dem Russi-Mädchen getanzt?"

„Geht das dich etwas an?"

„Wenn du mir auch keinen Bescheid gibst, ich

weiß doch, daß du es gesehen hast. Ist — ist — es dir Ernst mit der Pia?

„Aber sicher," fuhr es dem Felix heraus. „Aber zuerst muß ich wissen, ob sie mich will," fügte er gedehnter hinzu.

„Das ist nicht das erste, was du zu wissen brauchst," sagte der Tobias. „Ein braver Bursche kommt sicher an, wenn er will. Aber wenn je etwas daraus werden soll, dann mußt Geduld haben, viel Geduld, sonst verdirbst alles. Und das habe ich dir sagen wollen: Nimm dich zusammen! Ueberstürz es nicht! Und — und ich will dir helfen, wenn ich kann!"

„Ich habe gemeint — du hast getan, als wolltest du mir dawider sein," sagte der Felix mißtrauisch.

„Wenn ich tun wollte, wie mich der Verstand heißt, müßte ich," sagte sinnend der Tobias, „aber dem Mädchen ist nichts nachzusagen — daß sein Vater und der Großvater einander nicht mögen, ist ein schlimmer Zufall — darum, wenn dir's Ernst ist, rede ich dir's nicht länger aus, aber viel Mut wirst noch brauchen, bis es durchgesetzt hast. Und darum, und weil wir doch im Grund immer gut zusammengestanden sind, will ich dir helfen, soviel ich kann. Aber laß Zeit, laß die Sache reif werden — hast gehört?"

Dem Felix schlug die Laune um.

„Ich will schon Geduld haben und dank' dir auch, und — wenn du nur wüßtest, was das Mädchen für eines ist!" plapperte er daher. Und während er sich auszog und ins Bett kroch, hörte er nicht auf, des Russi-Mädchens Lob zu singen.

Tobias ließ das Geschwätz über sich ergehen. Er hatte die Kerze gelöscht und redete nichts dazwischen. Nur einmal fragte er gleichgültig: „Ist das ältere, das blonde, auch dort gewesen?" Und als Felix bejahte, lag er wieder ruhig da, bis jener über seinem eignen Gerede eingeschlafen war. Da tat er einen tiefen Atemzug, und die Augen an die niedere Diele gerichtet, die inmitten der Dunkelheit in ihrem weißgelben Holze herunterschimmerte, durchdachte er noch einmal das, was ihm seit des Felix Fortgehen am Abend im Kopf um und um gegangen war.

Seit dem Besuche bei dem Russi war ein Zwiespalt in seinem Innern. Er war des Versprechens eingedenk, das er dem Präses gegeben, und das ihm, seit er jenen Gang nach dem Weiler getan hatte, ungeheuerlich erschien. Seit jenem Besuche vermochte er sich des Eindrucks nicht zu erwehren, daß der Russi ein Ehrenmann sei und daß, wenn auch nicht alles, so doch ein gut Teil des Rechtes in dem jahrzehntealten Hader zwischen ihm und dem Hochfluhhöfler auf seiner Seite sein müsse. Noch mehr, es drängte ihn etwas diesem Russi nahe, etwas, von dem er sich nicht Rechenschaft zu geben vermochte — war es der bloße Instinkt, der einem manche Menschen nach ihrem Aeußern und ihrem Wesen nach wenigen Augenblicken der Bekanntschaft wert macht, war es die Achtung nur für den Mann, der aus sich selber so viel geworden war?

Aber da war noch ein zweites. Als er damals von der Russi-Josepha weggegangen, dachte er sich nicht viel von dem Zusammentreffen. Die Nähe

des Mädchens hatte ihm wohlgetan wie die warme Sonne. Einen Augenblick lang, als er ihr beim Fortgehen die Hand gedrückt hatte, war ihm etwas heiß aufgewallt im Innern, und sein Blick hatte mehr gesagt, als er sich selbst bewußt gewesen war. Aber seine Treue gegen den Großvater war zu groß, als daß er seine Gefühle nicht gezügelt, und seine Art zu ernst, als daß er sich von einer plötzlichen Leidenschaft hätte den Kopf verwirren lassen. So schlug er sich denn das Mädchen aus dem Sinn und nahm sich allen Ernstes vor, auch Felix von seiner Narrheit zu heilen. Aber der war kränker als er gemeint hatte. Der Bursche war wie in einem Fieber, tat seine Arbeit faul, zerstreut und nur halb und lief in einer Woche öfter nach dem Weiler als sonst im ganzen Jahr. Und alle Barschheit und aller Spott, die er ihn kosten ließ, waren nur wie Oel ins Feuer. Vor wenigen Stunden nun, da Felix an die Weiler Kirchweih gerannt war, hatte er ihn zum letztenmal rauh angelassen, aber in der Frist bis zu seiner Wiederkehr vollzog sich in ihm, dem Tobias, eine Wandlung.

Kaum hatte der Jüngere die gemeinsame Kammer verlassen, so kam ein Sinnen über ihn. Er vergegenwärtigte sich das Russi-Mädchen, die Pia, und den Felix, und sagte sich, daß es im Grunde nichts Unerhörtes und nichts Sträfliches sei, wenn zwei junge, ansehnliche Leute wie die zwei einander gern bekamen. Als sein Herz sich aber so gegen die zwei sänftigte, tauchte das Bild der Josepha vor ihm auf, geradeso, wie er sie damals hatte vor sich sitzen sehen. Und je mehr er an Josepha dachte, desto

mehr mußte er dem Felix recht geben, daß er ihre Schwester gern mochte; und je mehr er die Liebe des Felix begriff, desto plötzlicher und mächtiger begann sich sein Herz für die Josepha zu erwärmen. Es geschah ihm unbewußt, daß in dieser Nacht aus der Erinnerung heraus und an der Leidenschaft des Felix heranwachsend, eine Liebe in ihm gedieh, die der ältesten Russi-Tochter galt. Als er dann nach der Heimkehr des Felix diesem seine Hilfe anbot, geschah es zwar noch nicht mit dem Bewußtsein, daß er am eignen Glücke mitbaue, wenn er dem Felix das seine erreichen half, wohl aber hatte er sich selber die Ueberzeugung abgewonnen, in hartem innerem Streit, daß er dem Großvater die Treue nicht breche, wenn er inskünftig auch scheinbar und heimlich wider ihn sei, da es ja, außer dem Siege der einen oder andern Partei, noch ein zweites gebe: die Versöhnung. Und Tobias begann sich mit lockenden Farben zu malen, daß die Alten in den Jungen nach all der Zeit eine Brücke finden würden, um zusammenzukommen und Freunde zu werden. Er fand, daß Männer von der wetterfesten Art und dem Ansehen des Hochfluhhöflers und des Russi zu Freunden schon gezeichnet seien. —

Wäre der kommende Tag nicht so spät gewesen, so möchte er den Tobias noch wach gefunden haben. Der junge Bauer vom Hochfluhhof hatte eine Stunde Schlafes gehabt, als er sein Tagewerk wieder begann, aber es sah es ihm keiner an, und er ging mit einem Gesicht dahinter, das hell und ruhig war wie bei einem, dem etwas Frohes begegnet ist. Ueber dem Frühstück begegnete sein Blick dem des Felix; der

mochte daraus etwas wie Ermutigung und neue Mahnung zur Geduld lesen.

Scheinbar geduldete sich auch der Felix von da an. Die beiden Brüder sprachen tage- und wochenlang nicht mehr miteinander von dem, was ihnen am Herzen lag, und jeder ging seinen eignen Weg. Nun mochte freilich den Felix der seine öfter auf heimliche Seiten führen, denn er war auf dem Hofe zu sehr entbehrlich, und es fiel zu wenig auf, wenn er fehlte, als daß ein heimlicher Gang zum Weiler des Abends oder des Nachts bemerkt worden wäre. Tobias, der auf den Gütern schaltete und waltete und nicht die kleinste seiner Pflichten versäumte, sah endlich, daß der Jüngere sich dermaßen die Zeit des Wartens vertrieb. Und von da an hatte er für ihn manchmal ein: „Nimm dich in acht, Bub," oder ein „Langsam, langsam, Hitziger," wie man ein allzu feuriges Roß streichelnd und liebevoll besänftigt.

Derweilen wechselte der feuchte Herbst zum Winter. Eines Tages kamen die Nebel wie grauer, kalter Qualm eines riesigen Talfeuers bergzu gefahren und verschlangen gleich einer unbändig schwellenden Flut Hütten und Wald und Felsen, und als in ihrem Grau die Welt versunken war, da taten sich die Falten der fahlen Hülle auf und eine Saat weißer Flocken erging daraus. Das währte drei Tage und drei Nächte lang.

Als am Morgen des vierten der Ratsherr Furrer vor seine Haustür trat, um einen Gang zum Pfarrherrn hinüber zu tun, reichte ihm der Schnee bis an die breite Brust. Der Alte reckte sich, und seine

Augen blitzten. Die Untätigkeit der letzten Tage hatte ihn verstimmt, und ein Druck, von dem er nicht wußte, was er bedeute, hatte ihn wider sich selbst und alle Welt aufgebracht. So empfand er den Widerstand, den ihm die Schneemassen boten, wie eine Wohltat, und er warf sich mit seinen mächtigen Gliedern hinein wie ein froher Schwimmer in die Meerflut. Der Wind pfiff über die blendenden Mauern und trug in Wirbeln weißen Staub hoch in die Luft, er warf den nadelscharfen dem Alten ins Gesicht und peitschte ihm Stirn und Wangen, aber der Furrer warf die Knie auf, watete, biß die Zähne zusammen und bahnte sich Weg. Ein paar Knechte, die ihn sahen, steckten die Köpfe zusammen. „Keinen Hund möchte man hinausjagen, und gerade heute läuft er da hinüber. Wenn er will, dann soll sich das Wetter bescheiden!"

Am Abend desselben Tages tat noch einer aus dem Hochfluhhof einen unnützen Weg, doch der tat ihn verstohlen, daß ihn niemand sah, und tat ihn erst, als es längst dunkel geworden war und er sicher sein konnte, daß niemand mehr nach ihm fragen würde. Felix arbeitete sich in stockdunkler Nacht über den Weilerweg hinab. Es war ein halsbrecherisches Beginnen, eine Narrheit, die im ganzen Dorf niemand eingefallen wäre, aber just weil keiner an die Möglichkeit dachte, darum tat es der Felix. Der Wind hatte aufgehört, die Nebel lagen nicht mehr so tief, sondern wölbten sich, eine dunkelgraublaue Glocke, über dem Tal, und es war totenstill. Zuweilen schwirrte noch eine Flocke aus dem Nebel herab und schimmerte fahl vor den Augen des tal-

wärts Tappenden. Der trug die hohen Schafwollgamaschen und festes, schweres Gewand aus Eigengewebe; über den Kopf hatte er die Guxkappe gezogen. So hastete er über den pfadlosen Weg hinab, mit Armen und Beinen sich eine Straße bahnend. Der Schweiß rann ihm unter der gestrickten Kappe hervor, und sein Atem ging in so wilden Stößen, daß er manchmal innehalten mußte. Stand er alsdann halb versunken im Schnee, daß ihm die heiße Brust an die kalte Decke arbeitete, dann legte er die Hand an die Brusttasche seines Rockes und ließ ein Papier unter seinem Griffe knistern; er hatte eine sonderbare Angst, es möchte ihm verloren gehen. Der Zettel hatte ihn heute auf den Weg gebracht, und des Russis Mädchen, die Pia, hatte ihn ihm zugesteckt in der Weiler Kapelle, dahin jüngst die Fruttneller mit den Weilern zusammen einen Bittgang getan.

Felix und Pia waren einig, kaum mit Worten, denn wenn sie zusammenkamen, geschah es in Hast und Angst, und sie fanden zum Reden nicht Muße, weil ihre Lippen andres zu tun hatten. Aber einig waren sie geworden kaum acht Tage nach dem Kirchweihtanz. Da schritt eines Tages Felix am hellen Tag zu Fuß nach Neudorf hinunter, ein Geschäft zu tun, und schaute an des Russis Haus fast die Fenster ein nach der Pia. Und sah sie nicht. Aber wo die Straße aus den Weilerhütten gen Intschi bog, kam sie ihm plötzlich und allein entgegen. Er grüßte, und sie wurden beide rot und blaß in demselben Augenblick. Die Hütten waren zu nah und die Straße zu belebt, als daß er hätte bei ihr stillstehen dürfen, aber er fand Zeit, ihr ein paar Worte

zuzuraunen, von denen er selber nicht wußte, wie er sie plötzlich wagte: „Ich komme auf dem Heimweg erst wenn's Nacht ist vorbei."

Noch nie war dem Felix der Weg nach Neudorf so weit erschienen, und noch nie hatte ihn der Tag so lang gedeucht. Als er aber beim Eindämmern im Intschiwald stand, klopfte ihm das Herz, als hätte er einen Gang zum Richtplatz vor. Dennoch wartete er, bis er keine Hand mehr vor Augen sah, dann erst schritt er aus dem Walde und dem Weiler zu. Er schlenderte bis zum Hause des Russi und pfiff leise eins vor sich hin, nur für sich; was konnte er dafür, daß das Mädchen es hörte! Und dann standen sie für einen Augenblick an der Hausecke beisammen. Sie sprachen kein Wort, aber die Hände fanden sich und sie umklammerten sich, und die Liebe kam über sie gierig und wild. Seitdem waren sie einig ohne Worte. Seitdem hatten sie noch zweimal sich zusammengefunden, und doch hungerten sie nacheinander und hielten die Tage für Ewigkeiten. Und jetzt hatte Pia dem Felix geschrieben — das erste Wort, das zwischen ihnen ging — „am Montag wird der Vater fort sein!"

Auf diesen Montag war der große Schnee gefallen, und darum zwang sich Felix eigensinnig durch die Schranke, die zwischen Fruttnellen und die Weilerhäuser gelegt war.

Sein Haar war feucht, und er keuchte, als er endlich die Räfisbachbrücke überschritt und sich an das Haus des Russi stahl, die wenigen Hütten vermeidend, deren Scheiben einen Lichtschein auf seinen Weg geworfen hätten. In der Wohnstube des

Steinhauers brannte Licht. Felix duckte sich, umging das Haus und schlich unter das Schlafstubenfenster der drei Mädchen. Dort pfiff er leise, wie er es jenes erste Mal getan hatte, und lauschte danach mit verhaltenem Atem. Eine Weile verging, während welcher ihm das Herz toll an die Rippen schlug. Dann pfiff er wieder. Ein leises Türknarren klang an sein Ohr, dann glitt etwas um die Hausecke, und die Pia fuhr ihm an den Hals.

„O mein Gott," seufzte sie einmal, während die Leidenschaft ihre Leiber frösteln machte und sie sich wie mit Klammern hielten.

„Wie lang wir jetzt einander nicht gesehen haben," flüsterte Felix. Es zitterte nur so vom Mund zum Ohr, und ihr Atem ging heiß ineinander.

Dann raunte es einmal hin und einmal wieder.

„Hast mich auch wirklich gern?"

„Und du mich auch?"

„Aber sicher?"

Endlich bog Pia den Kopf etwas zurück. Der Felix fühlte, wie die weichen Arme um seinen Leib sich nestelten, als drohte ihm eine Gefahr, vor der sie ihn zurückziehen wollte.

„Herr Jesus, daß du bei dem Wetter gekommen bist! Hast denn nicht daran gedacht, daß du verunglücken könntest!"

Felix wollte antworten. Da klang von der Haustüre her eine helle Stimme:

„Pia, wo bist? Was tust denn so lang da draußen?"

„Die Josepha," stammelt Pia und bebte wie ein Laub. Dann zwang sie aus verschnürter Kehle

die Antwort heraus: „Ich komme, ich komme gleich!“

Sie wand sich los, sie wagte keine Liebkosung mehr. Mit unsicherem Schritt ging sie nach der Haustür. Josepha war nicht mehr dort. So schlich sie in den Flur, die Finger verspreizt, mit fliegendem Atem und fiebernd vor Erregung und Angst. Sie wollte die Tür der Schlafstube erreichen, aber aus der offenen Wohnstubentür fiel der helle Lichtschein in den Flur, und Josepha stand unter der Hängelampe und sah nach ihr hin, so konnte sie nicht anders, sie mußte zu ihr hineingehen. Josepha stand da, hoch und schlank in ihrem alten Trauerrock, und die ausdrucksvollen Augen schauten Pia voll Schrecken an.

„Der — der vom Hochfluhhof ist draußen gewesen,“ sagte sie gerade heraus.

Da taumelte jene mit gefalteten Händen an sie heran. „Sag es dem Vater nicht,“ bettelte sie mit fast unverständlicher Stimme.

„Herr, mein Gott, Pia, was tust! Habe ich dir nicht gesagt, daß du mit dem nichts haben sollst, mit dem am wenigsten?“ Sie stockte und fragte dann: „Ist es das erstemal?“

„Nein,“ stammelte die andre. Und dann fuhr sie wild auf: „Wenn es der Vater erfährt, tue ich mir ein Leides an.

„Versprichst mir, daß du es nie mehr tun willst?“ fragte die Josepha.

Pia senkte den Kopf, drehte sich halb ab und stammelte endlich ein „Nein“ in sich hinein.

Die Josepha seufzte und schritt der Nebenstube zu. „Ich rede dir nicht mehr darein, Mädchen, aber

wenn du nicht hören willst — es gibt ein Unglück!"

„Erzählst es dem Vater?" fragte Pia, als die Schwester auf der Schwelle stand.

„Ich will sehen, was ich tun werde," sagte Josepha langsam und mit dem Ernst einer Alten.

Pia verbiß trotzig die Lippen, ein verzweifeltes Licht glühte in ihren Augen auf; dann warf sie sich am Tische nieder und legte den Kopf auf die über die Tischplatte geworfenen Arme.

Indessen erkämpfte sich der Furrer-Felix den harten Heimweg durch den Schnee.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Josepha war ihres Vaters Stütze und Stolz. Seit die Kathrine, seine Mutter, ihm nicht mehr zur Seite stand, war sein ältestes Mädchen an ihre Stelle getreten, nicht als Vertraute, denn der Russi war sonderbar schweigsam über die meisten Dinge geworden, aber als Helferin im Haushalt und Geschäft. Sie hatte eine stille Art, die dem rastlosen Mann wohltat, wie kühler Schatten dem von der Sonne Gepeinigten. Sie erfaßte rasch und war geschickt zu mehr als nur fraulichen Pflichten. Nach und nach lud der Russi seine Schreibereien auf sie ab, und wenn er verreiste, verkehrte sie in seinem Namen mit den Arbeitern. Nicht, daß ihm seine beiden andern Mädchen weniger gegolten hätten! Es war eine große Anhänglichkeit zwischen ihm und seinen Töchtern, und es war immer ein friedliches und sonniges

Hausen der vier gewesen. Wenn Russi vom harten Tagewerk, von allerlei Unmuße des Geschäftes ermattet oder verstimmt, in sein Haus trat, dann wußte er, daß er dort drei fand, die an ihm hingen und ihn über alles hochhielten, und seine Mädchen scheuchten ihm Aerger und Sorgen hinweg, solange er bei ihnen war.

Jetzt bangte und zagte Josepha, weil der Friede nicht mehr sicher stand und jeder Tag ihn stören konnte. Und sie kannte den Vater zu wohl, um nicht vor diesem Tag zu zittern. Hätte er nicht gerade in dieser Zeit viel in Geschäften von zu Hause fort sein müssen und sich nicht täglich auf seiner Stube eingeschlossen, wo er an weiß Gott was für neuen Plänen sann, ohne je ein Wort zu verraten, so müßte er die Angst und Sorge in seines ältesten Mädchens Zügen gelesen und die Scheu und den heimlichen Trotz im Wesen seiner zweiten Tochter bemerkt haben.

Josepha zerbrach sich den Kopf, wie sie das Unheil ablenke. Daß sie Pia nicht zu meistern vermöge, das sah sie wohl ein; es war keiner, der über das Mädchen Macht hatte, als der Vater. Aber so schweigsam der war, sie hatte längst gesehen, daß der Haß wider die vom Hochfluhhof fast mächtiger war als alles, was ihn bewegte; darum bebte sie davor zurück, ihm der Schwester Liebschaft zu verraten und seinen Zorn wider sie wachzurufen.

In diesen Tagen fiel ihr auf, wie der Vater den Furrer-Tobias von der Feindschaft gegen die Fruttneller gleichsam auszunehmen schien; sie wußte nicht, weshalb, aber sie glaubte, in der der seinen verwandten Schafferart den Schlüssel zu finden. Und

an den Tobias dachte sie letztlich zuweilen, wenn sie einen suchte, der Pia und dem verliebten Narren, dem Furrer-Felix, die Köpfe zurechtsetzen sollte.

Tobias und Josepha waren in ihrer Bekanntschaft seit dem ersten Zusammentreffen nicht viel weitergekommen. Wohl hatte sie ihr Weg zuweilen zusammengeführt, denn die Weilerhütten bildeten zu sehr den Schlüssel zum Fruttneller Tal, als daß Tobias nicht zeitweise hinab und vorbeigekommen wäre. Einmal sah er Josepha vor dem Hause stehen, riß den Filz vom Kopf und tauschte ein „Gut Tag" dafür von ihr ein, ein andermal begegnete er ihr an der Straße, sagte ein paar Worte, wie man sie hinredet, wenn man freundlich sein möchte und um das zu Sagende verlegen ist, und ein drittes Mal traf er sie, als sie oben zu Fruttnellen just aus des blinden Kolumban Nagers Hütte kam. Da — weil doch niemand in der Nähe war, der darob hätte staunen oder sich ärgern können — begnügte er sich nicht mit dem „Gut Tag", sondern bot ihr mit einem „Bist du auch da heroben, Mädchen?" die Hand zum Gruß. Und es war sonderbar, daß sie, nachdem Josepha ihre Finger in die seinen gelegt, sich beide mit ruhigen, großen Blicken treulich und froh anschauten, als wären sie seit langen Jahren Kameraden, und als wäre es natürlich, daß einer vom Hochfluhhof und des Russis Tochter beieinander standen.

An dieses letzte Zusammentreffen erinnerte sich Josepha, wenn letztlich ihr immer wieder der Gedanke kommen wollte, daß Tobias vielleicht noch helfen

könnte, ehe der Vater hinter Pias schlimme Liebschaft kam. Und als sie es hin und her erwogen hatte, ging sie mit verbissenen Zähnen an das, was ein größeres Wagnis als die Heimlichkeiten der Schwester war.

Es war eines Samstags, als Tobias mit zwei Knechten aus dem Germsbergwald kam, wo sie am Holz geschafft hatten. Tobias, der noch mit einem Weiler Bauern zu geschäften hatte, sandte die Knechte voraus und tat sein Geschäft ab, und als er aus dem etwas seitab liegenden Hause des Bauern trat und ein paar Schritte gegangen war, sah er im Halbdunkel des schnell zur Rüste gehenden Tages die Josepha an einem Gaden stehen, links und rechts spähen, ob niemand sie beobachtete, und hörte, als er sich näherte, wie sie hastig die Worte vor sich hinsagte, die ihm galten: „Tut, als redete ich nicht mit Euch, geht langsam vorbei. Ich habe etwas auf dem Herzen, was Euern Bruder angeht und — und meine Schwester! Ich muß mit Euch reden, es gibt ein Unglück über kurz oder lang, wenn nichts getan wird. Und so — ich wallfahrte morgen nachmittag zur Sankt-Antönien-Kapelle im Intschiwald. Könnt Ihr mich dort treffen?"

„Ja," sagte der Tobias ohne Besinnen und hatte sich trotz seines Staunens in der Gewalt, daß er nicht zur Rechten und nicht zur Linken schaute, sondern ruhig vorüberschritt.

Folgenden Tages, als der Präses ausgegangen war, Felix sich vom Tisch weg verlaufen hatte, ohne daß eines wußte, wohin, und als nur noch Tobias und seine Mutter, die Rosi, in der Wohnstube bei-

sammen saßen, erhob sich auch jener und schickte sich zum Fortgehen an.

„Gehst du auch?" murmelte Rosi und verschluckte einen Seufzer. Das Weib, das eine verdorbene Jugend gehabt hatte und in dessen Gesicht die letzten guten Jahre die Sorgenstriche von damals nicht zu glätten vermocht hatten, fühlte sich einsam seit einiger Zeit. Die Söhne waren herangewachsen, den älteren nahm seine Arbeit über Gebühr in Anspruch, und der jüngere lief in seiner Mußezeit andern Dingen nach, so hatten sie beide wenig Worte mehr für die Mutter übrig und in allerjüngster Zeit — so deuchte es Rosi — fast keine mehr; es war, als hätten sie nach außen etwas zu suchen und hätten nicht Ruhe mehr im Hause.

„Gehst du auch?" hatte die an Liebe Darbende gefragt, und ihr Gesicht trug jenen weinerlichen Zug, den schwache Menschen an sich haben, wenn sie sich zurückgesetzt fühlen.

Tobias stülpte seinen Hut auf den Kopf und sah sie ernsthaft und gerade an.

„Ich habe einen wichtigen Gang, Mutter."

Da sah er eine Feuchte in ihren Augen blitzen, und zwei Tropfen, die sie umsonst noch mit der Hand an den Wimpern zu zerdrücken versuchte, fielen in die seidene Staatsschürze.

„Schicket zur Hofer-Vroni, sie soll zu Euch herüberkommen, daß Euch der Sonntag nicht zu lang wird," sagte Tobias. Und er bückte sich zu ihr hinab, nahm sie in die Arme und tat, was er seit vielen Jahren nicht mehr getan hatte, er küßte sie auf die runzelige Stirn. Sie sah ihn an, als

er sich aufrichtete, und drängte mit Gewalt die Tränen zurück.

„Mutter," sagte er scherzhaft, „tut nicht so heimweherisch, es fehlt Euch doch nichts, und erwachsene Buben können Euch nicht alleweil an der Schürze hängen."

Und als er ihr zunickte und sagte: „Also beschickt die Vroni und blast nicht Trübsal allein," und als er dann mit einem „Ade!" der Tür zuschritt, maß sie seine hohe, sehnige Gestalt mit den Blicken und mußte dabei denken, was für ein Mann der „Heimliche" und Verschlüpfte geworden war! Und sie konnte sich nicht helfen, daß sie stolz auf ihn war. Als sie aber weitergrübelte, kam ihr der zu Sinn, von dem der Tobias seine Mannesart hatte, und der Russi und das ganze Unglück ihrer jungen Tage suchte sie heim an diesem Sonntagnachmittag, bis sie vergaß, die Hofer-Vroni zu rufen und nichts zu tun wußte als zu flennen und zu flennen und sich, in dem altgewordenen Leide wühlend, zu verbittern.

Es war ein stürmischer Tag. Weiße Wolken segelten über den blauen Himmel, wie Schiffe mit geblähten Tüchern vor wildem Wind gehen. Der Wind war rauh und fuhr dem Tobias in Stößen ins Genick, während er weilerwärts stieg. Er durchschritt hastig die Hüttenstraße, da und dort hockten die Bauern, Pfeifen schmauchend, auf den Steintreppen ihrer Hütten, vor einem der Wirtshäuser trieben ein paar überwinternde Welsche auf der Schneestraße ihr Bocciaspiel. Das Haus des Russi lag wie ausgestorben, aber dann sah er die beiden

jüngeren Mädchen mit einer Bäuerin an einer der Nachbarhütten zusammenstehen. Russi mußte fort sein; und Tobias wußte, daß er Sonntags in Geschäften zu reisen pflegte. Ganz am Ende des Hüttenhaufens hielt ihn ein neugieriger Bauer auf: Wohin er wolle so im Sturmschritt?

„Nach Neudorf," gab Tobias Bescheid, und das Blut schoß ihm danach heiß zu Kopfe, denn er war keiner von denen, welche Notlügen mit Behagen tun.

Der Bauer machte Miene, ihn länger zu stellen, aber er bot ihm das „Gut Tag!" und schritt fürbaß, als läge sein Wegziel wirklich unten im Landeshauptort.

Die Tannenreihen des Intschiwaldes nahmen ihn auf. Die Straße durchzog den Wald und schimmerte fahl aus dem Düster der Bäume, die zu beiden Seiten aufragten und von deren Aesten der Sturm den letzten Schnee zu Boden warf. Als er sich vor neugierigen Blicken sicher wußte, verlangsamte er seine Schritte. Erst jetzt fand er Ruhe, zu überdenken, was werden sollte. Sicherlich war die Josepha dem Felix hinter die Schliche gekommen, und sie wollte, daß er den und sein Mädchen auseinanderbringe! Leichter gewünscht als getan! Er war fürs Zusammengehen eher als für das andre. Das wollte er der Josepha sagen! Plötzlich fiel ihm wieder ein, was ihm in der Nacht das Blut erregt und ihn nicht hatte schlafen lassen: er sollte die Josepha allein an der verlorenen Kapelle treffen. Das Herz schlug ihm, so ruhig er sonst war und so sehr er sich in der Gewalt hatte.

Ein Zischen und Peitschen fallenden Wassers unterbrach ihn in seinem Sinnen. Die Straße machte waldeinwärts einen Bogen, einen dicht bewaldeten Felsen umgehend, der wie eine sperrende Wand sich jäh vor dem fürbaß Schreitenden erhob. Eine Brücke lenkte zur Rechten ab. Unter der schoß ein wildes Wasser senkrecht in die Tiefe, dem weiter zur Linken fließenden Räfisbach zu. Das Wasser kam hoch vom Berg herab, von dem jener Felsen ein in der Urzeit losgebrochener Teil schien. Eiszapfen hingen in dem engen Bett herab, blaue Eisschalen wölbten sich über Blöcken und Steinen, und hoch oben, wo das Wasser aus dem Tannendunkel sprang, leuchtete für eine kurze Weile die Sonne, hellte das Schwarzgrün der Bäume, glänzte auf dem Schnee zu ihren Füßen und blitzte in den Eisfesseln des Baches. Der Blick aus dem frostbehangenen Walde zur Höhe war wie derjenige aus finsterem Verlies zu lichtverklärtem Turmfenster.

Der Tobias überschritt die Brücke, und drüben von der Straße sich abwendend, begann er einen am Felsen anklimmenden Fußpfad hinaufzusteigen. Dieser war nur wenig zertreten, es suchten nicht viele um diese Zeit den Sankt Antöni heim.

Tobias setzte den schwerbeschuhten Fuß fest in den gierenden Schnee und klomm stetig hinan. Graue Mauern sahen vor ihm durch das Gestämme, ein roher, kleinfensteriger Bau, von weitem zu sehen wie die Ruine einer Burg. Das war die Kapelle des heiligen Antonius. Sie war keine Ruine, nur ein unfreundlich ernstes Viermauerwerk, auf dem das moosüberwobene Schindeldach ruhte. Ein rostiges

Gitter ſchloß ſtatt der Tür den Kapellenraum. Ein Vorhof von gepflaſterten Steinen lag davor, den ein hölzernes, von zwei Säulen getragenes Dach überwölbte. Ein Mäuerlein ſchloß den Vorhof wider die weſtliche offene Seite ab, und wer an dieſe Mauer trat, der ſah abgrundtief hinab über eine jähe Wand. Unten brauſte der breite Räfisbach. Felſen ſtiegen auf hüben und drüben, wie Türme hier, wie Mauer und Burgwall dort, dazwiſchen ſtanden die knorrigen Wettertannen, wurzelte das Buſchwerk und hing der Schnee und das Eis, der Greiſenſchmuck im Winterangeſicht der Welt. Blickte man aber auf, ſo leuchteten die weißen Berge über ſchwarzem Tannengrund.

Tobias trat langſam unter den Tannen hervor. Am Gittertor drüben lehnte Joſepha in dunkelm Wintergewand, nach Bauernart ein Tuch um Schultern und Kopf geſchlungen, die Hände in geſtrickten Handſchuhen — die Fruttneller Mädchen ſelber konnten nicht einfacher gehen.

Als er auf die Steine des Vorhofs trat, wandte ſie ihm das Geſicht zu. Sie tat zwei haſtige Schritte ihm entgegen.

„Tag und Dank, daß Ihr gekommen ſeid!“

Tobias ſchaute über ſie hinaus nach dem jenſeitigen Berg, als könnte von dort her ſie jemand belauſchen. Aber nur der Wind zog drüben an den Felſen einen langen Ton.

„Tag!“ grüßte er dann zurück und bot Joſepha die Hand hin, in die ſie die ihre legte. Als ſie es tat, fiel ihr zum erſtenmal ein, wie ſonderbar und befremdlich dieſes heimliche Zuſammenkommen ſei.

Sie errötete, und für einen Augenblick fehlten ihr die Worte; dann aber fiel ihr Blick auf den Tobias, der ruhig neben ihr stand, und das Vertrauen zu ihm besiegte ihre Scheu.

„Die Angst hat mich zu Euch getrieben, Tobias Furrer. Verdenkt es mir nicht."

Er stand und schwieg. Verlegenheit kam ihn wieder an in des Mädchens Nähe, und jene Linkischheit, die bei ihrem ersten Zusammentreffen an ihm gewesen war, verließ ihn auch jetzt nicht.

„Wisset Ihr, daß Euer Bruder, der Felix, mit meiner Schwester geht?" fragte die Josepha plötzlich.

„Ja," entgegnete er und schaute sie zum erstenmal an.

Seine Antwort befremdete sie.

„Ihr wißt es und bleibt so ruhig dabei? Und wißt doch auch, daß mein Vater und der Hochfluhhöfler —"

„Ja, ja," nickte Tobias, „und zuerst habe ich auch gedacht, daß die zwei Narren seien, der Felix und — und deine Schwester, Mädchen — aber —"

„Es muß ein Ende nehmen zwischen den beiden," unterbrach ihn Josepha in heißer Angst. „Alle Tage wird die Gefahr größer. Und wenn der Vater von der Sache erführe — die Pia ist ihm lieb —, es würde ihm einen Schlag geben —, aber — mein Gott, ich weiß nicht, was er ihr antäte!"

„So schwer verhaßt ist dem Russi alles, was vom Hochfluhhof kommt?" fragte Tobias.

Ein Schauer überlief des Mädchens Leib. „Ich weiß nicht, was es ist, aber — aber — wenn er mir auch kaum je ein Wort gesagt hat — der Vater

haßt die Fruttneller und am meisten — zum Töten — den Präses!"

„Schlimm ist es freilich," sagte Tobias. „Was sie nur haben miteinander? — Was ist deine Meinung, Mädchen? Wie willst die zwei Narren, den Felix und deine Schwester, gescheit machen?"

„Es muß etwas geschehen! Ratet Ihr mir doch! Hätte ich einen Ausweg gewußt, so hätte ich Euch doch nicht daher gerufen! Vermögt Ihr denn nichts über den Felix? Auf Euch wird er doch hören, wenn Ihr ihm sagt, wohin er es treibt, wenn Ihr ihm droht, daß Ihr mit dem Präses redet, und wenn Ihr ihm vorstellt, daß er — die Pia um Ehre und Heimat bringen wird!"

Tobias wurde auf einmal der feste und sichere Bursche wieder, der das Hochfluhhofgut leitete und des Präses getreue Stütze war. Er legte die Finger um des Mädchens Handgelenk und zog es ganz nahe an das Kapellengitter, wo der Wind nicht hinkam und es still war. Von dem Altar im Innern ging eine Weihe aus und kam auch über sie, wie sie beieinander standen. Josepha staunte den Buben an, er erschien hoch und voll Kraft, in seinem Gesicht zeichnete sich seltsam der schwarze Strich der zusammengewachsenen Brauen von der Stirn ab. Aber die Augen leuchteten die Josepha fast freudig an.

„Mußt nicht Angst haben, Mädchen! Zuerst habe ich auch dazwischenfahren wollen, wie der Felix mit deiner Schwester angefangen hat. Aber was nutzt das Dareinreden, wenn zwei sich einmal recht gern haben? Wenn sie vernünftig sind und nichts überhetzen, wird schon noch ein Ausweg sein!"

„Zum Zusammenkommen, meint Ihr?“

„Ja.“

Josepha schüttelte den Kopf und seufzte.

„Nicht, solang die zwei am Leben sind, der Vater und Euer — der Präses.“

„Laß nur Zeit, Mädchen! Es hat noch kein Krieg ewig gedauert, und noch alle Streitenden sind einmal mürb und streitmüd geworden. Und wenn sie das sind, dann werden die ärgsten Feinde freigebig gegeneinander. Laß mich jetzt machen und habe Vertrauen zu mir und rede der Pia Geduld ein. Ich habe es mir ausgedacht, und ich will Frieden machen zwischen dem Großvater und deinem Vater!“

„Schwer wird es schon gehen — recht schwer!“ seufzte Josepha.

„Nur Geduld,“ tröstete Tobias. „Mit der Zeit wird es kommen. Die Hauptsache ist, daß sie stillhalten, die zwei.“

Er hielt Josepha noch immer bei der Hand; eine Weile standen sie stumm nebeneinander. Das Mädchen wußte selber nicht, wie es sich nun doch getröstete. Des Burschen Sicherheit tat ihr wohl.

„Ja, so will ich jetzt heim,“ sagte sie endlich.

„Ein Stück weit können wir schon zusammengehen,“ meinte Tobias.

Da schritten sie unter den Stämmen davon und vergaßen, die Hände auseinanderzulösen. Tobias leitete und stützte das Mädchen, und als sie die breitere Straße erreichten, gingen sie nebeneinander hin. Die Tannen beugten sich noch immer unter dem Winde, und zu ihren Häupten ging das große,

seltsame Rauschen. Nach und nach geschah es, daß Tobias seine Finger fester um die des Mädchens schloß. Der Zufall wollte, daß niemand ihnen in den Weg lief und sie auseinandertrieb. Erst als sie die freie, verschneite Matte durch die Bäume schimmern sahen, blieb Josepha ganz erschrocken stehen.

„Jetzt muß eines warten, bis das andre fort ist," sagte sie halblaut.

„Geh du," erwiderte der Tobias. Aber er hielt sie noch fest und stellte sich gerade vor sie hin.

„Mädchen!" sagte er und wußte nicht weiter.

Josepha sah zu ihm auf. Es war ein langer Blick, und er ging für eine noch längere Rede.

„Wenn ich dem Großvater den Frieden abgewinne, und er gibt dem Felix deine Schwester, was würdest sagen, wenn ich dann auch noch von dir und von mir reden täte?"

Die Josepha drückte seine Hand. „Ihr werdet es am besten wissen, ob es sein kann," sagte sie still.

Dann gingen sie auseinander, Josepha schritt hastig den Weilerhütten zu, und Tobias trat tiefer in den Wald zurück.

Und obgleich sie sich so wenig gesagt hatten, wußte von da an jedes von ihnen, daß es auf des andern Treue zählen konnte, mochte es durch alle Nöte und zum schlimmsten Ende gehen. —

Kurze Zeit danach, an einem Sonntag, hatten die Fruttneller Weiber einen heißen Anlaß zum Zusammenstehen und Reden. Es war lange nichts Neues geschehen, der Winter grub die Fruttneller ein wie die Murmeltiere, und seit die Arbeit im Fluhwandsteinbruch ruhte und der Russi ruhig in

seinen vier Steinwänden im Weiler hauste, war auch zum Lästern wenig Grund. Aber heute liefen die Zungen, fuchtelten die Fäuste und glärten die Augen: seit einer Stunde saß der Russi allein unter den Bauern im „Ochsen" und tat, als wären sie seine besten Freunde.

„Einen Liter nach dem andern läßt er kommen," wußte am Hause des Mattli-Xaveri, des ehemaligen Waisenvogts, ein Weib zu berichten, das eben aus dem „Ochsen" kam. „Und er hockt am Tisch bei den Gemeinderäten und erzählt ihnen weiß der Himmel was. Und sie hören mit offenen Mäulern zu!"

„Geh doch und sag es dem Präses," riet ihr ein Mädchen.

„Ja, beim Eid, ich will," und davon trottete die Geifernde.

Im „Ochsen" saß der Russi unter den Bauern. Die Stube war voll Menschen, voll Stallgeruch, der den Kühbauern auch am Sonntag in den Kleidern hockte, und voll Tabakrauch.

Russi saß oben an einem langen Tisch, eine kleine Flasche Wein vor sich und ein halbvolles Glas, die beide bewiesen, daß er kein Trinker war, denn seit einer Stunde hatte sich ihr Inhalt kaum vermindert. Zuerst hatte nur der dicke Ochsenwirt bei ihm gesessen, und die nach und nach eintretenden Gäste fanden die beiden Männer in einem angelegentlichen Gespräch, das stockte, als die Stube sich zu füllen begann. Aber allmählich lockte der Wirt einen Bauern nach dem andern an den Tisch des Russi und gerade die einflußreichsten. Und jeden grüßte der Russi aufstehend mit einem Handdruck und

murmelte etwas, was sie nicht verstanden, was aber so wie „alte Bekanntschaft erneuern“ klang, und etwas, was sie sehr wohl begriffen: „So kommt, nehmt auch ein Glas mit uns.“ Dann rückten sie Tische zusammen, und es wurde der Wein aufgetischt, von dem die Weiber zu berichten gewußt hatten. Schließlich wurde der Russi zum Mittelpunkt der ganzen Stube, alles gaffte nach ihm und wunderte sich. Manchmal stand er auf, stieß mit dem und mit jenem an, hatte für den und für jenen einen Witz oder einen Scherz. Dann wieder saß er ganz fest, den Kopf leicht gebeugt, die Augen am Glase, daran er nur nippte, und erzählte zum Besten aller Anwesenden Dinge, die sie interessierten, andre, die sie belustigten, am meisten solche, die ihnen schmeichelten. Er sprach alles ruhig und beinahe treuherzig vor sich hin; den Fruttnellern wurden die Köpfe wirr ob seiner Zutunlichkeit. Jeder, dem er die Hand drückte, fühlte etwas wie Versöhnlichkeit ihm gegenüber, und jedem, dem er Wein zahlte, fiel es ein, die Bekanntschaft mit dem geldschweren Mann könne eigentlich für ihn eine Ehre sein. So gediehen die Dinge zu einer großen und allgemeinen Minne, als der Gemeindeschreiber eintrat und von dem Ochsenwirt mit einem dem Russi zugeworfenen „Jetzt kommt er!“ empfangen wurde. Gleichzeitig erhob sich dieser und begrüßte den im Bewußtsein seiner Amtswürde gemessen ihm die Hand reichenden langen, kropfigen Schreiber.

Der Wirt war nach einer kleinen Nebenstube hinübergegangen, von wo er nach einer Weile zurückkam, um den im Gespräche beieinander stehen-

den Männern, dem Russi und dem Schreiber, mit einem „So, ihr Herren, wenn's gefällig wäre!" nach eben jenem Zimmer hinüberzuwinken.

Die Tür schloß sich hinter den dreien. In der Wirtsstube glotzten die Gäste einander an. Was hatten die für Geschäfte? Was wollte der Russi? Was hatte er mit dem Gemeindeschreiber zu tun?

Die Kellnerin trat jetzt eben wieder ein, die eine Weile gefehlt hatte; über sie fielen die Neugierigen her.

Was sie wohl Geheimes hätten da drinnen, die drei?

Marie, die Kellnerin, die in jeder Hand einen Liter hielt, hob an zu berichten, was sie wußte, und begann damit, zu sagen, daß sie nichts wisse.

„Was sollte der Ochsenwirt mir erzählen? Zu tun hat er schon lang mit dem Russi, und ein halbes dutzendmal ist er schon bei ihm unten im Weiler gewesen! Vielleicht will er sich in Stein aushauen lassen oder bestellt sich sein Grabmal!"

Sie kicherte hämisch. Des Ochsenwirts Brot schmeckte ihr nicht mehr, seit der ihr vorgestern den Dienst aufgesagt hatte. Dann meinte sie weiter, sich vertraulich zu den am langen Tisch hockenden Bauern neigend: „Vielleicht will er auch etwas andres von dem Russi, der Ochsenwirt! Der Russi hat Geld, und das hilft dem Meister vielleicht wieder auf die Beine."

Die Bauern wiegten die Köpfe. Das war's! Der Ochsenwirt stand schlecht, und der Russi half ihm! Da und dort fuhren zwei Köpfe zusammen, die Neuigkeit mit geheimer Weisheit breitzudreschen.

Da und dort pfropfte auch einer die Hände in die Taschen und bohrte die Augen sinnend in die Tischplatte vor sich. Wenn der Russi Geld auslieh, den wollte er sich merken, da war wieder einer, wenn er selber auf die Bettelfahrt ging.

Um ein weniges später kamen die drei Männer aus der Nebenstube zurück. Der Gemeindeschreiber machte ein Gesicht, so lang und so feierlich wie der Landammann, wenn er mit dem abgedroschenen „Getreue, liebe Landsleute" die Landsgemeinde eröffnete. Dennoch ließ er sich mit steifer Höflichkeit herbei, neben dem Russi Platz zu nehmen, der ihm eigenhändig einschenkte und ihn anzustoßen einlud.

„Auf gute Geschäfte, Herr," sagte der Schreiber mit sauersüßer Miene.

Den Ochsenwirt schien etwas zu drücken, er hatte einen roten Kopf, machte sich noch eine kleine Weile in der Stube zu schaffen und verschwand dann plötzlich. Der Russi trug ein andres Gesicht zur Schau als vorhin; es war einem, als sähe man es arbeiten hinter seiner Stirn, während er dasaß, dem Schreiber ein paar karge Worte gönnte und dann plötzlich wieder nach der Kellnerin rief und sie dem oder jenem Bauern einschenken hieß, der just sein Glas leer hatte. Nach einer Weile räusperte er sich, hieß die Tischnachbarn trinken, recht trinken, bestellte neues Getränk für sie und nahm dann aufstehend seinen Hut vom Nagel.

„Ich muß jetzt heim, Herren," sagte er, daß es jeder in der Stube verstand und jeder ihm zuhörte. Und es war drollig zu sehen, wie ihnen der Respekt in die Glieder gefahren war. „Es hat mich gefreut,

mit euch ein Glas zu trinken. Vielleicht sehen wir uns hier und da einmal!"

Und mit einem „Guten Tag!" im Hinausgehen verließ er sie.

Während er zur Tür schritt und als sich diese schloß, stockte alle Unterhaltung in der Stube. Der Gemeindeschreiber hob sein Glas, sah hinein, als suche er nach Fliegen, und schielte dabei seitwärts nach den erwartungsvoll nach ihm stierenden Bauern.

„Wißt ihr, was er hier getan hat, was er hat wollen?" wandte er sich dann mit halblauter Stimme den Stubeninsassen zu.

Mäuler und Augen klafften weit.

„Er hat den ‚Ochsen' gekauft," sagte der Schreiber gewichtigen Tones.

Das Gewirr der Reden wuchs zum unerhörten Durcheinander. Die halb singenden Stimmen schrillten in allen Höhen.

„Was will er damit? Will er selber wirten? Bekommt er nicht genug an seinen Steinen?" fragte es durcheinander.

„Das Haus und alles Land und was drin und drauf ist! Und das Geld bar auf den Tisch! So würde noch mancher verkaufen," sagte der Schreiber.

„Ja, beim Eid, das würde er," echote ein Schuldenbäuerlein.

Dann ging das Fragen und Raten von neuem an.

„Des Jos-Marielis Land und Hüttli hat er auch," wußte der Gemeindeschreiber weiter zu berichten. „Mit dem hat er schon gestern im Weiler abgemacht."

Das Gespräch artete fast zum Aufruhr aus.

„Der muß ja unerhört reich sein," hieß es jetzt, und die Stimmung war auf dem Wege zwischen Neid und Bewunderung. Weiter dachte in dem Augenblicke keiner, auch an den alten Haß nicht.

Da stand auf einmal der Präses in der Tür, hoch, breitstämmig und gerade. Es war, als hätte jeder seine Maulschelle dahin, so verdutzt saßen die Bauern. Der Alte zog den Hut von dem mächtigen weißen Kopf, fuhr sich mit der Hand langsam von den fahl leuchtenden Brauen aufwärts über die Stirn und fragte: „Ist er schon fort, der — der da unten vom Weiler?"

Der Gemeindeschreiber stand auf, rieb die Hände, um die Verlegenheit zu bemänteln, und rang nach seiner ihm über einem Knieschlottern abhanden gekommenen Würde.

„Noch nicht lang ist er weggegangen! Ist er Euch nicht begegnet?" fragte er.

„Dann würde ich nicht fragen," gab der Präses kalt zurück und stand noch immer hochaufgerichtet in der Tür. Sein Blick ging flackernd, fast verächtlich von einem Gesicht zum andern.

„So hat er euch also zu trinken gezahlt," sagte er mit zuckender Lippe, „und ihr — habt es angenommen!"

„He nun, warum nicht?" grollte einer hinter einem andern hervor. „Der Wein ist gut, wer ihn gezahlt hat, geht mich und einen andern einen Dreck an!"

Der Furrer kreuzte die Arme über seiner dunkeln Sonntagsweste. „Er fängt es gescheit an, heillos fein fängt er es an," höhnte er. „Zuerst zieht er

den Pfarrer ein, jetzt euch! Das Schmieren versteht er! Und Schmieren und Salben hilft allenthalben, das bezeugt ihr jetzt wieder! Eure ganze Ehre ist euch feil, wenn einer recht mit Fünffränklern klimpert!"

„Oho!" Ein paar Bauern hoben zu murren an. „Der Teufel mag streiten jahraus und -ein. Macht Ihr Eure Händel allein mit ihm ab. Uns ist er lang recht, der Russi. Und jetzt wird man ihn dann wohl hereinlassen müssen, wenn er auf den ‚Ochsen' kommt."

„Wieso?" fragte der Furrer und ward bleich.

„Er hat den ‚Ochsen' gekauft. Sie haben just den Vertrag unterzeichnet," gab der Gemeindeschreiber Auskunft.

Der Präses trat an den Tisch, wo Russi gesessen hatte. Sein Gesicht war grau und hart wie Stein. „Wein!" murrte er die Kellnerin an. Dann sah er den Schreiber an. „Ist das wahr? Hat er den ‚Ochsen' gekauft?"

„Ich habe just die Unterschriften beglaubigen müssen," antwortete der andre.

„So?" sagte der Präses, und es klang, als ginge etwas in ihm entzwei. Dann aber brach er los:

„O ihr Narren, ihr! Seid ihr blind, daß ihr noch nicht seht? Seid ihr so stockdumm, daß ihr noch nichts merkt von dem, was der Russi im Sinn hat? Hunderte von Jahren lang, eine undenkliche Zeit ist hier oben ein Tal gewesen, das keinen andern Herrn gehabt hat als seine eignen Bauern, kein Fremder hat hier mitzureden, sogar die eigne

Landesregierung hat wenig zu sagen gehabt! Und die Fruttneller sind stolz gewesen auf ihr Herrenrecht im eignen Haus und haben es gehütet wie das Höchste und Schönste. Und die Fruttneller sind zufrieden und glücklich gewesen dabei! Wo die Fremden hinkommen, wo der Lärm und das Getriebe der Geldschacherer, der Spekulanten, ja nur der vergnügungshungrigen reichen Bummler hereinbricht in ein Tal, da geht der einsässige Bauer zugrund, da wird er langsam zum Knecht herabgedrückt oder gar ausgerottet. Darum hat es zu Fruttnellen immer geheißen: Türen zu gegen alles Fremde; darum sind wir wider die Bahn gestanden, die noch keinem Fruttneller Nutzen gebracht hat; darum haben wir die Welschen verjagt, wie sie haben sich heimisch machen wollen hier oben. Und jetzt" — die Stimme des alten Mannes schwoll, daß sie es weit auf der Straße hören konnten —, „jetzt habt ihr einem die Türen aufgetan! Wißt ihr, was der Russi will? Eine Rechnung hat er auszugleichen mit euch so gut wie mit mir! Es sind noch ein paar unter euch, die wissen, wie er verjagt worden ist, und er ist kein Vergeßlicher! Jetzt reißt er euch die alten Türen auf! — Wirten, meint ihr, würde er auf dem ‚Ochsen'? Ja, als ob er so dumm wäre! Einen Fremden wird er auf dieses Wirtshaus setzen, mit einem fängt er an, und mehr werden nachkommen. Der Russi, bei Ehr' und Seligkeit, und so wahr ich dastehe, er bringt euch die Fremden ins Dorf. Und das habt ihr heute angestellt, Ihr, Gemeindeschreiber, der Ochsenwirt, der geldblinde Nol, und ihr alle, die ihr dem Russi geschmeichelt habt!

Pfui, sage ich, pfui! Jetzt helft noch und rettet, wenn noch etwas zu helfen ist, ihr Narren!“

Der Präses hielt inne. Er spannte beide Hände krampfhaft um die Lehne eines Stuhles, daß er der furchtbaren Erregung Herr werde, die seinen Leib schüttelte. Dann legte er mit zitternden Fingern ein Geldstück auf den Tisch, das den unberührten Wein bezahlte, und verließ mit jähen Schritten die Stube und das Haus.

Die Bauern hockten betroffen an ihren Tischen. Eine schwüle Stille herrschte, man konnte hören, wie sie an ihren Pfeifen sogen, so still war es geworden. Dann drückte sich einer hinaus, der zunächst der Tür saß. Von einer Wand her sprach ein andrer mit sonderbar scheuer, schwerer Stimme: „Er hat recht, beim Eid.“

„Der hat es euch gesagt!“ spottete die Kellnerin, die bisher an den Ofen gelehnt gestanden und sich nicht zu reden getraut hatte.

Aber die Bauern waren nicht aufgelegt, Spott hinzunehmen.

„Nimm dein Geld und halt das Maul, Reff!“ fuhr einer sie an.

Dann trat jeder an sie heran, zahlte und ging. An dem Tage verlor der „Ochse“ seine gesamte Kundsame.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Als das Frühjahr kam, merkten die Fruttneller, was der Russi im Sinne trug. Zu Ostern ging

der Ochsenwirt von Haus und Hof, und ein fremder Wirt zog ein. Ein Herrenwirt, wie sie sagten. Er kam nicht allein. Er brachte eine Menge Arbeiter mit, die begannen, an dem alten Wirtshaus herumzumauern, zu zimmern, zu schreinern und zu malen, daß ein neuer Bau, ein Herrenbau daraus wurde. Auf des Jos-Marielis Land, hinter dem „Ochsen“, erstand eine Scheune mit großer Stallung, die nicht nur für Rindvieh gemeint sein konnte.

Die Fruttneller standen, gafften und staunten und fragten, was werden solle. Vielleicht war es die Scheu vor des Steinhauers Energie, vielleicht die Ehrfurcht vor seinem Gelde, die keinen an den alten Trotz mehr denken ließ, mit dem sie einst sich aller Eindringlinge erwehrt hatten. Keinen, auch den Pfarrer nicht! Den hatte jüngst eine neue Gabe des Russi zu dem Spruche gebracht: der Steinhauer sei ein gottesfürchtiger Mann, dem Ehre und Achtung gebühre.

Nur einer dachte an Widerstand. Der Präses legte darum sein Amt zu Fruttnellen nicht nieder, obwohl er sah, wie seine Macht bröckelte. Wenn er am „Ochsen“ vorüberging, so schaute er an dem neuen, fremden Bauwerk empor, und der Zorn schwoll in ihm. Und er stählte seinen Trotz an dem Anblick, wenn dieser noch des Stählens bedurft hätte. —

Vierzehn Tage nach Ostern saß Russi in seiner Wohnstube im Weiler und sichtete Briefe und Pläne. Die neue Arbeit hob an. Der Föhn und die Sonne regierten im Tal. Der Steinbruch lag

frei. Die Welschen fingen an, sich einzustellen. Soeben war der Giacomo dagewesen, die ersten Weisungen für die morgen zu beginnende Arbeit hinzunehmen. Russi saß und arbeitete und sah aus, als wollte auch über ihn noch einmal ein Frühling kommen, so sehr spiegelten sich Kraft und Wille auf seiner Stirn, in seinem ganzen Gesicht, in jeder seiner Bewegungen. Ihm gegenüber am Tisch saß Josepha und schrieb in einem großen Buche. Eine leichte Blässe lag auf ihrem Gesicht, und eine frauliche Reife war über ihren Zügen; diese hatten die alte, ernste Ruhe, und die Augen blickten klar und offen wie immer.

Ein schlarpender Schritt im Hausflur und ein täppisches Pochen an der Tür störten die beiden.

„Ja," murrte der Russi unwirsch. Aber es hätte seiner Einladung nicht bedurft, der Besucher schob schon die Tür einwärts und torkelte über die Schwelle.

Der Russi bekam mit allerlei Gesindel zu tun, sonst hätte der Gast das Mädchen und ihn erschrecken mögen. Der Mann stand in Fetzen, auf unsicheren Knien in der Stube und erfüllte sie mit einem ekelhaften Fuselgeruch. Die Farbe seiner Kleidung war nicht mehr erkennbar; sie war ein einziges Schmutzgelb von den Schultern, wo die Rocknähte klafften, bis an die in löcherigen Schuhen steckenden nackten Füße, auf welche die Fransen der zerfetzten Hose niederhingen. Aus den Aermeln, von denen der eine nur noch bis zum Ellbogen reichte, schauten rotblaue Arme und Fäuste, deren Haut die Kälte gesprengt hatte, als hätte man sie

über und über mit Nadeln geritzt. Das Gesicht war kupferfarben; das verwahrloste blonde Haar schien fast weiß dagegen. Russi heftete den Blick fest auf das Gesicht: die verschwommenen Züge zeugten noch jetzt von einstiger Regelmäßigkeit, die gerötete Nase hatte einen Bau wie die, auf welche junge Mädchen stolz sind, aber aus den triefenden blauen Augen lugten alle Laster, und der blonde Bart, der Oberlippe, Kinn und Wangen bedeckte, verbarg den Ausdruck einer grenzenlosen Verworfenheit nicht, der um den Mund gezeichnet war.

„Tag!" grüßte der Fremde und berührte seinen schäbigen Filz.

„Was wollt Ihr?" fragte der Russi scharf.

„Kennt Ihr mich nicht mehr, Christen Russi?" fragte der andre mit einem abermaligen Hutrücken.

Der Russi stemmte die Fäuste auf den Tisch und bohrte, sich erhebend, die Augen fester in das Gesicht des Verkommenen. Plötzlich zuckte ein Erschrecken durch seine wetterharten Züge.

„Du bist der Nager-Lieni?" fragte er.

Der andre lachte; es war noch genau jenes hämische Nachuntenziehen der Lippe, wie es der Bub an sich gehabt hatte.

„Ja, beim Eid, der bin ich!"

„Woher kommst? Wo hast dich herumgetrieben?" fragte der Russi.

Die Frage schien dem andern unbequem. Er kratzte den Hut langsam völlig vom Kopfe, drehte die Augen seitwärts und sagte: „Das geht schließlich keinen etwas an. Daß ich nicht aus dem Para-

dies komme und auch gerade kein Millionär bin, wirst – werdet Ihr schon sehen."

Der Russi hatte sich völlig aufgerichtet und trat hart an ihn heran. Wenn er den Meister herauskehrte, dann ahnte keiner, daß er selber einmal ein Knecht gewesen war.

„Was suchst hier?" sagte er.

Der Nager wiegte den Körper von einem Bein aufs andre, die herrische Art schien ihn einzuschüchtern.

„Hunger habe ich, und Arbeit suche ich! Und Ihr werdet wohl noch für einen Verdienst haben, wo so viele schaffen!"

„Du siehst nicht just denen gleich, die ich sonst einstelle," sagte Russi. Dann hieß er Josepha hinausgehen. Als das Mädchen die Stube verlassen hatte, sagte er: „Wenn einer deinem alten, blinden Vater sagte, wie du aussiehst, Lieni Nager!"

„Lebt der Alte noch?" warf der andre achselzuckend hin.

Der Zorn übernahm den Russi.

„Du scheinst ein Rechter geworden zu sein, du! Woher kommst! Heraus! Ich will es wissen! Und will wissen, wen ich einstelle."

Der andre zuckte unter jedem der lauten Worte, als ertrüge er sie nicht; verstockt drehte er dem Russi halb den Rücken und schwieg.

Da schlug ihm dieser die Hand auf die Schulter: „Ich will dir sagen, woher du kommst!" Er beugte sich näher zu ihm, und seine harten Finger preßten die Schultern wie in Eisenklammern. „Aus dem Zuchthaus kommst du, Mensch!"

Der Nager schaute ihn scheu von unten herauf an. „Ihr könntet recht haben,“ murrte er mit verzerrtem Mund.

Da ging der Russi zu seinem Tisch zurück und setzte sich wieder. Er schaute geradeaus auf den Verlotterten.

„Dein Vater ist alt und weiß und blind. Und dein Vater ist ein Ehrenmann und ist der gläubigste Christ talauf und -ab. Sein Glaube ist gewesen, daß du doch noch ein Rechter geworden seiest und daß er dich noch einmal sehe. Und du kommst heim, ein Vierzigjähriger, Nutzloser, im Zuchthaus Gesessener! Willst wirklich zu ihm? Hast dich hier in seine Nähe getraut?“

„Wer sagt, daß ich zu ihm will? Ich habe kein Heimweh nach ihm,“ sprach der Lienhard rauh in sich hinein. „Arbeit will ich. Wenn Ihr keine habt, so sagt es!“

„Vielleicht wäre es das beste, wenn ich dich laufen ließe. Der geduldige alte Mann da oben zu Fruttnellen erführe wohl am wenigsten von dir!“

Russi sah noch einmal scharf nach dem Gesicht des andern. Da war es ihm, als sehe er den Hunger aus seinen Augen leuchten und etwas wie Angst davor, daß er ihn wegschicke.

„Du kannst dableiben,“ sagte er mit raschem Entschluß.

„Gut, Dank,“ sagte der Nager.

„Aber nur, wenn dich an das halten willst, was ich dir jetzt sage.“

„Was?“ Lienhard hob die Nase halb frech, halb ängstlich.

„Es braucht niemand zu wissen, wer du bist."

„Das paßt mir," entgegnete Lienhard.

„In Fruttnellen hast nichts zu suchen, mit keinem Schritt."

„Ich wüßte nicht, was."

„Ich nehme dich unter meine eigne Hand. Getrunken wird hier nicht, nur geschafft. Und es ist strenge Zucht bei mir. Richte dich danach!"

Der Nager murrte etwas Unverständliches.

„Wißt Ihr mir einen Unterschlupf?" fragte er dann endlich.

Der Russi besann sich, dann sagte er: „Ich will dich nahe haben, um deines Vaters willen. Du kannst bei mir wohnen."

Ins Nebenzimmer gehend, hieß er die Josepha dem Verkommenen eine Dachkammer richten. „Es darf niemand wissen, wer er ist, Kind," sagte er zu dem Mädchen, „aber wenn noch etwas an ihm zu retten ist, so muß es versucht sein, dem Alten zulieb. Hilf mir dazu, Mädchen."

Josepha sah den Vater an, ihre Augen glänzten; sie sah, wie er ihr vertraute; ihr Geheimnis lastete auf ihr, und die Herzschwere trieb ihr das Wasser in die Augen. —

So kam der Nager-Lieni in des Russi Dienst und Haus. Seine bittere Not zeigte sich erst, als er heimisch zu werden begann. Er hatte gehungert und hatte einen verwüsteten Leib. Er nannte nichts sein Eigen als die Fetzen, die er auf sich trug, und er war zu dem Russi gekommen, weil er an der Straße verendet wäre wie ein abgehetztes Roß. Er war frech und verbittert, aber sein schlimmstes Laster

war sein Schnapsdurst. Und er hatte den Schnaps gefunden als Mittel, die letzten Erinnerungen an einstige Bravheit und sein Gewissen abzutöten. Langsam kam er zu Kräften und war nicht unwillig zur Arbeit. Er schaffte im Steinbruch. Die Wohltaten, die der Russi und seine Mädchen ihm antaten, ertrug er wie ein bissiger Hund. Er war nicht dankbar; wenn er Geld in die Hände bekam, lief er in die Wirtschaften und vertrank es. Nachher war er ein Tier. Und als Russi ihm das Geld vorzuenthalten begann, trotzte er, wurde aufrührerisch und faul. Und aus dem Trotz wuchs rasch ein bitterer Haß gegen den, der seine schwere Hand auf ihm hielt.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Die Wasser und Wässerlein flossen im Gebirge. Es war, als sickerten sie aus tausend Wunden, welche die Speere der Sonne in die Leiber der Berge rissen. Auf der Gadenmatte am Hochfluhhof war der letzte Schnee, den trübe Tage der vorigen Woche geworfen hatten, von der Sonne wieder aufgesogen worden, aber auch hier vermochte der Grund die Feuchtigkeit nicht zu schlucken, und die dünnen Wässerlein rannen der Fluhwand zu und träufelten in zwanzig silbernen Schnüren über diese hinab.

Auf dieser Matte stand eines Tages der Hochfluhhöfler und suchte wie im Herbst die ganze Fläche ab, als jage er nach Maulwürfen. Als er hinter

den Gaden kam und sich der Fluhwand näherte, wurde sein Gesicht finster und gewitterig. Er stampfte den Boden und prüfte seine Festigkeit, seine schweren Schuhe versanken tiefer als im Herbst und ließen Gumpen Wassers zurück, wenn er sie herauszog; dabei war es, als wandere der Boden und ziehe sich die Matte nach außen; in der Gadenmauer und im Mattengrund klaffte Riß an Riß.

Der Furrer stieß einen Ton aus, der wie ein Zähnefletschen und Murren war. Dann ging er mit großen Schritten nach dem Hofe hinüber, stieg nach der Ratsstube hinauf, setzte sich hin und schrieb einen grollenden, groben Brief: die Klage wider den Steinbruchbesitzer Christen Russi. Als er ihn geschrieben hatte, trug sein Gesicht einen zufriedenen Ausdruck. Er erhob und reckte sich. Er hatte nach einer Handhabe gesucht, den Feind zu packen, nun war ihm der Anlaß wie eine Erlösung, der es endlich zur Schlacht bringen mußte, nachdem er Monate und Monate hatte zusehen müssen, wie der Russi Vorteil über Vorteil gewann. Er schlug eine Marke auf den Briefumschlag, trat an die Tür und rief nach einer Magd. Als sie kam, hieß er sie den Brief bestellen und verlangte nach Tobias. Er sei in den Ställen, wußte die Magd zu berichten. Da stieg der Furrer selbst hinunter und suchte seinen Helfer auf.

Eines der Pferde war krank, die zwischen dem Weiler und Fruttnellen den Saumdienst taten. Der Tobias war mit zwei Knechten bei ihm und hatte ihm Blut genommen. Er stand noch bei dem Tier, eine Schürze vorgebunden, die Hemdärmel an den

nervigen Armen hochgestülpt, das Messer zwischen den Zähnen, und unterband den Blutschnitt. Er tat seine Arbeit rasch und mit geschickter Hand, wie es der Arzt nicht besser konnte; der Furrer konnte sich des Gedankens nicht erwehren, wieviel ihm der Bursche ersparte mit dieser Hand, mit dem klaren Kopfe und dem unermüdlichen Willen.

„Komm einen Augenblick heraus, wenn du fertig bist," sagte er.

Tobias nickte. Gleich danach standen sie vor dem Stalle beieinander.

„Was macht das Roß?" fragte der Alte.

„Es wird es überhauen," gab Tobias Auskunft.

Dann blitzte ihn der Furrer unter seinen grauen Haarbüscheln hervor an. „Jetzt habe ich den Russi eingeklagt."

Tobias nahm sich zusammen, er tat einen langen, leis stockenden Atemzug. Dann sagte er: „Die Gadenmatte ist nicht mehr sicher, ich habe es gesehen."

„Die Matte nicht und der Gaden nicht," grollte der Furrer. „Das Vieh muß fort, und das Heu würde ich auch nicht mehr dort lassen."

„Der Stafelgaden wird fertig bis übermorgen, der Seppetöni hat das Schindeln schon angefangen. Dann ziehen wir über," sagte Tobias ruhig.

Der Präses stierte zu Boden. Seine Fäuste waren geballt. „Aus dem eignen Land vertreibt er einen, der Hudel, der! Aber jetzt ist es genug, so wahr ich Furrer heiße. Jetzt will ich an ihn kommen!"

„Ihr habt ihn verklagt, Großvater? Ist die Klage schon fort?" fragte der Tobias.

„Ja, warum?“ Der Alte wandte sich mit einem Ruck nach dem Frager.

„Weil ich glaube, daß sie nicht viel nutzt,“ sagte Tobias bescheiden, aber voll Ueberzeugung.

„So — bin ich etwa nicht im Recht?“

„Wohl, wohl, im Recht seid Ihr schon, aber der Russi nicht im Unrecht!“

„Wieso?“

„Weil das Stück von der Gadenmatte so wie so einmal hätte abstürzen müssen. Es ist zu viel Wasser in dem Land und zu wenig Halt von unten. Und dann — das Rutschland gehört nicht mehr zum Bruch. Es liegt daneben und ist Lehmwand, dort drückt es hinaus. Der Russi wird nicht viel dafür können.“

„So, warum hat es denn gehalten, bis der Hudel gekommen ist und im Berg zu wühlen und zu graben angefangen hat?“

„Zufall,“ sagte Tobias, „ich wollte, Ihr hättet die Klage nicht eingegeben, Ihr macht Euch nur Verdruß damit.“

„Das will ich noch sehen! Es ist nicht nur das, es gibt noch andres auszufechten mit dem — dem da unten, und beim Eid, jetzt heißt es: er oder ich!“

Der Furrer schritt zornig hinweg.

Einen Augenblick lang war es dem Tobias, als sollte er ihn zurückrufen und ihm beichten; es drängte ihn, zum Frieden zu reden und zu gestehen, warum ihm am Frieden liege, aber dann schien ihm die Gelegenheit zu schlecht gewählt und er schwieg.

Von da an war offener Krieg zwischen dem

Furrer und Russi. Der Hochfluhhöfler hatte dem letzteren einen Prozeß angehängt.

Während Woche sich an Woche reihte, krebste die Streitsache vorwärts. Hohe Herren kamen von Neudorf mit wichtigen Mienen, goldenen Brillen und schwarzen Mappen. Insgesamt suchten sie die Gadenmatte ab, traten auch an die Fluhwand hin, doch nicht gar nahe, denn hohe Herren haben ein teures Leben. Danach kehrten sie bei dem Hochfluhhöfler ein und ließen sich bewirten, stiegen dann zum Russi hinab und ließen sich wieder bewirten und reisten mit geheimnisvollen Gesichtern ab. Vier Wochen später fällte das Neudorfer Gericht seinen Spruch.

Der Hochfluhhöfler erhielt den Bericht eines Abends, während er mit seinen Leuten in der Wohnstube saß. Er zog die Brauen in die Höhe und nahm die Brille aus dem Futteral. Langsam riß er den Amtsbrief auf. Aller Augen ruhten auf ihm und jedes zog den Atem ein, so sehr wußte es, wie das Papier für den Alten Wert hatte. Dann sahen sie, wie sein Gesicht zuckte und aschig wurde. Er stand auf und ging nach dem Ratszimmer hinüber. Als er nicht zurückkam, folgte ihm Tobias. Der Alte stand noch mit dem Rücken gegen die Tür; er mußte, wie er hereingekommen war, mitten in der Stube stehengeblieben sein.

„Was ist, Großvater?“ fragte Tobias.

„Verloren,“ sagte der Furrer. „Ich hätte es mir denken können, es ist keine Gerechtigkeit mehr da unten, die Fremden sind Meister in Neudorf. Aber es ist noch nicht fertig. Ich gehe ans Obergericht.“

„Laßt es sein, das ist doch zu verschmerzen. Eine feste Mauer und die Matte ist sicher. Wenn's auch ein paar Tausend kostet, Ihr vermöget es ja!"

Der Furrer wendete sich mit flammrotem Gesicht dem Tobias zu. „Rede mir nicht darein, das verstehst nicht. Ich weiß, was ich tue."

Danach gingen sie schweigend zur Stube zurück.

Von da an war an dem Präses eine wilde Unstetigkeit. Die steinerne Ruhe seiner guten Tage ging ihm verloren; der Wille, dem Russi und seinen Plänen Schranken zu setzen, trieb ihn wie einen von schwerer Schuld Gepeinigten umher. Alles, was er tat, geschah in nervöser Hast. Während er dermaßen sich aufrieb, brachte fast jeder Tag neuen Grund und neue Nahrung für seinen Zorn und seinen Haß. Der Gadenmatt-Prozeß lag vor dem Obergericht. Der Furrer ging ein über das andre Mal nach Neudorf und wandte allen Einfluß auf, der noch immer nicht gering war. Der Entscheid stand erst in Wochen zu erwarten. —

Inzwischen war das Ochsenwirtshaus zu einem fast städtisch sauberen Bau geworden, und auf einmal hieß es zu Fruttnellen, der Wirt erwarte fremde Gäste, die sich zu wochenlangem Aufenthalte bei ihm angemeldet hätten. Schon ein paar Tage später führte der Russi selber eine Familie nach dem Gasthause, von der es hieß, daß sie ihm befreundet sei. Mit Sommerbeginn saßen dem neuen Ochsenwirt schon an die zwanzig Kurgäste im Haus, welche die reine, kräftige Luft und die Stille des Bergdorfes, auch seine Windgeschütztheit nicht genug zu rühmen wußten.

Und zu dieser Zeit ging den Fruttnellern ein dickes Amtspaket zu. Nachdem der Präses es durchstöbert hatte, ließ er schon am folgenden Morgen seine Gemeinderäte zusammenrufen. Sie kamen in aller Hast und voll Neugier, was sich ereignen wolle, da solch ein Sturmgeläut sie herbeirief. Der Präses saß aufrecht und steif in seinem Stuhl und hatte den Aktenstoß vor sich liegen. Seine Hände strichen darüber, während er trocken und eintönig ein „Gut Tag" nach dem andern erwiderte, mit dem ihn die Eintretenden begrüßten. Als sie aber alle saßen und ihn und einander mit Unbehagen anglotzten, begann er ihnen mit heiserer Stimme auseinanderzusetzen, es liege ein Vertrag vor, wonach dem Russi gestattet werde, den bisherigen Saumweg vom Weiler nach dem Fruttneller Dorf auf Fahrstraßenbreite zu erweitern. Pläne und Berechnungen lägen fertig da, zu Neudorf hätten sie Ja und Amen gesagt, und sie, die Fruttneller, seien nur noch zum Schein aufgefordert worden, sich über das Projekt auszusprechen.

Acht Tage nach dieser Sitzung tagte die Dorfgemeine auf der freien Matte am Kirchhügel. Eine bleiche Sonne stand über Fruttnellen; zuweilen verschwand ihr Schein ganz hinter grauen Wolken, die Männer standen im Ring auf der frischgeschnittenen Matte, und der Furrer stand in ihrer Mitte.

Als er, der fast ein Menschenalter lang die Geschicke seines kleinen Heimattales gelenkt hatte, sich im Kreise umsah, gab es ihm einen Stich ins Herz. Der Ring war mager und lückenhaft; es war kaum die Hälfte der stimmfähigen Männer erschienen.

Dennoch hob er zu reden an und redete mit dem Feuer seiner besten Tage, beschwor die Fruttneller, an die alten, guten Zeiten zu denken, da sie allein hier oben daheim gesessen, und an die alten Ueberlieferungen und Schwüre, wonach kein Fremder sollte Eingang finden ins Tal, damit nichts die Zufriedenheit und das stille, bescheidene Glück desselben störe. Der Präses redete, daß den harten Bauern die Züge zuckten. Seine hellen Augen leuchteten unter den Brauenbüscheln und zwangen auch die zu ihm zurück, die von dem Gelde des Russi schon halb geblendet waren. Als er endlich hochaufatmend still schwieg, da traten alte Mannen aus dem Ring, gingen zu ihm hin und legten die rauhen Hände in die seinen, und die Jungen schrien: „Abstimmen! Abstimmen!“ Es war kein einziger, der sich zum Worte wider den Präses gemeldet hätte. So wurde denn abgestimmt und beschlossen, daß Fruttnellen Einsprache erheben solle gegen die Pläne des Russi, und daß fürder alles geschehen solle, um dem Steinhauer und seinen Leuten auch den Fruttneller Boden wieder zu entreißen, den sie schon gewonnen hatten.

An diesem Gemeindetage war es, daß Tobias, welcher der Versammlung aus dem Wege gegangen war und deshalb angegeben hatte, er habe im Gewüest an einem dem Furrer zugehörigen Mattenrain zu tun, auf dem Heimwege an die Nagerhütte kam und eben die Russi-Josepha aus dem Dorfe heraufsteigen sah. Er wußte, daß das Mädchen den blinden Kolumban aufsuchte, es kam allwöchentlich herauf zu ihm.

Sie hatten einander lange nicht gesprochen. Seit ihrem Zusammentreffen an des heiligen Antöni Kapelle hatten sie sich ein einziges Mal getroffen, und da war ihnen versagt gewesen, miteinander zu reden. Nun drängte dem Tobias jäh alles Blut zu Herzen, und ohne Besinnen stieg er selber zu des Nagers Stube hinauf, so ein Zusammentreffen erzwingend, das, ob auch mit einem Blinden als Zeugen, doch ein heimliches zu nennen war.

Als Tobias zu Kolumban in die Stube trat, saß dieser am Tische, hatte eine Bibel vor sich liegen und hielt die gefalteten Händen darüber gelegt, so wie ein Kind, das seine Aufgabe lernt. Kolumban lernte aus seinem Herzen; was in dem Buche stand, stand auch in seinem Innern, er bedurfte seiner Augen nicht mehr. Er legte aber seine Hände auf das Buch, weil ihm war, als halte er einer Gefährtin Hand.

Der Nager war sehr alt geworden, er war nur noch der Schatten des unscheinbaren Mannes, der er gewesen war, aber sein Kopf bot ein ehrwürdiges Bild, wie ein von großer Künstlerhand gemaltes Heiligenhaupt. Er trug sein Schafwollgewand; seine Hände, die aus den schweren Aermeln lugten, waren wie die eines Knaben, schmal und schmächtig geworden.

„Wer kommt?“ fragte der Alte, als Tobias über die Schwelle trat.

„Ich bin's, der Tobias. Gut Tag, Lehrer.“

„Gut Tag, Bub, kommst auch wieder einmal?“

Der Alte streckte die Hand über den Tisch hin,

mit einer Art froher Hast, und Tobias ergriff sie, rückte einen Stuhl zum Tisch und setzte sich.

„Ihr habt recht, ich bin lange nicht mehr hier gewesen, aber man kann nicht immer, wie man will; es ist viel zu tun daheim, und der Großvater kann nicht auf alles schauen."

„Ja, ja," nickte der Alte nachdenklich, „es sind strenge Zeiten, für den Präses gar, gar für den Präses. Aber der Krieg tut nicht gut, er sollte Frieden machen! Was nützt das Trotzen und Schaffen und Wollen? Der Herrgott macht am Ende doch alles wie er will!"

Tobias hörte nicht auf die Worte des Lehrers. Auf der Treppe und im Flur wurde ein Schritt laut. Jetzt pochte es. Der Nager erbleichte.

„Es — es kommt jemand — du, Tobias — vielleicht — es ist des Christen Russi Mädchen."

Tobias rief das einladende „Ja", und Josepha trat ein.

Sie fuhr zurück, als sie ihn erblickte, sie hatte ihn nicht heraufgehen sehen.

„Gut Tag!" stammelte sie.

Tobias stand auf und trat auf sie zu. Sie hatten noch nie so offen die Hände zusammengelegt. Der Blinde tastete sich am Tisch entlang, ein Zittern verriet, wie verwirrt er über das Zusammentreffen war.

„Guten Tag, Josepha," sagte er, „willst — willst in die Küche gehen — bis —"

Tobias trat an ihn heran und führte ihn sacht nach seinem Stuhl zurück. „Laßt es nur hier, das Mädchen! Ihr müßt nicht meinen, daß wir auch

einander feind sein müssen, weil unsre Alten einander nicht mögen. Wir haben einander noch nichts zuleid getan und tun uns nichts zuleid."

Josepha tat einen Schritt vor und stand neben dem Tobias.

Das Gesicht des Blinden leuchtete.

„Das Streiten führt zu keinem guten Ende," sagte Josepha.

Tobias legte den Arm um sie, und sie lehnte sich an ihn. Zum ersten Male und so andächtig, als küßte er das Allerheiligste am Altar, legte er die Lippen auf die zu ihm erhobenen des Mädchens. Sie hatten keine Scheu vor dem Blinden, und sie taten es kaum im Bewußtsein, daß sie es heimlich taten; es war ihnen eher, als wüßte der Alte um alles.

Der sagte indessen mit von Bewegung zitternder Stimme:

„Ihr habt recht, ihr Jungen, das Streiten hilft nichts! Dein Vater ist ein braver Mann, Russi-Mädchen, er hat es weit gebracht, er hat es wollen weit bringen, und ein starker Wille kommt weit! Aber er will mehr und mehr, und er vergißt, daß sein Wille nicht einzig ist. Und der Präses ist ein Rechter, so gut wie der Russi. Was der Präses gewollt hat, hat lange allein gegolten zu Fruttnellen, aber, aber — er sollte denken, daß er alt ist, und daß bald einer zu ihm kommt, den kein Wille wegtreibt, wenn er in der Tür steht und sagt: ‚Komm mit, Furrer-Felix!' Wie sie nur so streiten mögen, dein Vater, Mädchen, und der Präses! Alles, was dein Vater will, geht gegen den Furrer, und der Furrer will nur, was gegen deinen Vater geht.

So steht Wille gegen Wille, wie Block gegen Block in einer Matte. Keiner weicht. Und es braucht doch nur einen kleinen Ruck von des allmächtigen Herrgotts Hand, dann findet keiner den andern mehr, dann legt sich ein weiter Raum zwischen beide, ein hoher Unglücksberg oder ein kleines Grab. Was ist doch des Menschen trotziger Wille für ein törichtes Ding!"

Der Bursche und das Mädchen sahen den Alten an; es war ihnen, als hörten sie den Pfarrer ihnen zu Herzen predigen.

„Ihr habt recht, Lehrer," sagte Josepha und seufzte. Die Tränen standen ihr in den Augen. Tobias drückte sie fester an sich, als wollte er ihr Schutz für alle Zeiten sichern.

„Es ist recht von euch, daß ihr einander nichts nachtragt, ihr beiden," hob der Blinde wieder an, „es wäre nicht gut; gern haben solltet ihr einander wie Bruder und Schwester, der Herrgott will es. Streiten wäre nicht gut zwischen euch beiden!"

Wie Bruder und Schwester! Tobias und sein Mädchen blickten einander in die Augen. Als ob ihre Liebe nicht ganz anders wäre! Dann machte sich Josepha los und entnahm einem mitgebrachten Korbe Eßwaren, die sie dem Blinden in einen Wandschrank räumte.

„Der Vater läßt Euch grüßen, Lehrer," sagte sie, „und schickt Euch etwas Weniges." Ihre Stimme klang unsicher und erregt. Aber der Nager achtete nicht darauf.

„Gott vergelt es euch zu tausend Malen," sagte er.

Sie redeten noch hin und her. Die Josepha ordnete und schaffte und wandte sich dann nach der Küche. Tobias gab ihr ein Zeichen, daß er sie sprechen müsse, und als sie gegangen war, reichte er dem Nager die Hand zum Abschied.

„Behüt Euch Gott, Lehrer!"

Der Alte umspannte seine Rechte mit seinen beiden Händen.

„Bist ein braver Bub," sagte er. Dann ging der Tobias.

In der Küche fand er die Josepha, und da erst packte zum erstenmal die Leidenschaft sie beide, und sie vergeudeten die Zeit mit närrischem Getue. Nur in abgerissenen Worten brachte Tobias an, was er hatte sagen wollen.

Als der Nager verwundert und wohl annehmend, daß sie ohne Gruß davongegangen sei, nach Josepha rief, fuhren sie auseinander, und während das Mädchen zu Kolumban hineinging, schlich sich Tobias davon, heimlicher, als es seinem geraden Wesen zusagte, und den Kopf heiß und unklar, halb vor Sorge, halb vor Glück.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Der Präses erhielt an einem Tage zwei Schläge, die ihn schlimmer trafen als Beilhiebe auf den nackten Schädel, aber sie fällten ihn nicht. An einem und demselben Tage liefen die Nachrichten ein: die eine von des Furrers Advokaten, daß sein Prozeß vor dem Obergericht verloren, und die andre

von den großen Neudorfer Herren, daß die Einsprache der Fruttneller wider des Russis Projekte kurzweg abgewiesen sei. Als der Präses die eine las, die von dem Verlust seines Prozesses, faltete er die Stirn, ballte die Faust und war entschlossen, seine Streitsache vor die letzte Instanz zu tragen. Als er die zweite überflog, kam ein Stöhnen aus den Tiefen seiner Brust, und er neigte sich zurück wie ein Gestorbener. Er fühlte sich müde, der Gedanke an die Weiterführung seines Prozesses war wie weggewischt. Aber nach und nach strömte die alte Kraft durch die schweren Glieder. Er erhob sich und schritt nach der Gadenmatte hinüber. Gedankenlos wanderte er über die Fluhwand hin und her, fast wie ein Schlafwandler, der auf gefährlichem Zinnenrand geht. Die Sprünge im Mattengrund hatten sich erweitert; selbst während er oben hin und her schritt, war das Knistern und Bröckeln im Erdreich neben der Wand zu hören. Er ging hin bis an den Wald, der seine Matte säumte, dort faßte er eine Tanne und beugte sich über die Wand hinab. Unter ihm arbeiteten die Welschen des Russi-Christen. Das Klingen der Hämmer und Eisen war in seinen Ohren wie Hohngelächter. Er fühlte etwas wie Ohnmacht, und das Gefühl erschütterte den gewalttätigen, willensmächtigen Mann bis ins Innerste. Jede Fiber bebte an seinem Leibe, ein grenzenloser Zorn stieg in ihm auf und schoß ihm mit einem Blutstrom zu Häupten. Er knirschte mit den Zähnen und bohrte die Nägel in die Handflächen seiner Fäuste, während er in den Bruch hinabstarrte.

Und auf einmal stand einer hinter ihm in den Waldstämmen.

„Kennt Ihr mich noch, Präses?"

Der Furrer erschrak, beinahe wäre er vornübergestürzt, aber er richtete sich an der Tanne empor und maß den zerlumpten und verkommenen Burschen, der vor ihm stand und dem man auf hundert Schritte den Schnapssäufer ansah.

„Ihr kennt mich nicht mehr," grinste der Nager-Lienhard.

„Nicht, daß ich wüßte," sagte der Furrer und richtete sich steif auf.

Der Nager trat näher.

„Ich bin des Lehrers Lienhard," raunte er. „Ihr wißt es wohl noch, ich habe Euch einmal einen Dienst geleistet gegen den da unten, den — den — der Teufel hole ihn! Er ist Knecht gewesen, ein armseliger Knecht, und jetzt hält er seine Arbeiter wie Hunde."

„Just weit scheinst es nicht gebracht zu haben," sagte der Furrer.

Der Nager hörte nicht. Seine Triefaugen glänzten, er war betrunken oder es saß ihm der Wahnsinn im Genick.

„Ja, ja, gelt, Ihr haßt den da unten auch, den Christen!" flüsterte er heimlich und doch so, daß jedes Wort klar verständlich war. „O, was das für einer ist! Mit dem Messer könnte ich ihm den Leib aufreißen, langsam, daß er schriee wie ein Stier im Verrecken! Gelt, Ihr haßt ihn auch, den!"

Der Furrer stand starr an einen Baum gelehnt. „Mach, daß du weiterkommst, du bist voll," sagte er kalt.

Aber Lienhard krallte die Finger um sein Handgelenk.

„Kommt nur, kommt, ich muß Euch etwas zeigen."

Er riß den Ueberraschten vorwärts zwischen den Tannen hindurch und vor bis an den Rand des Steinbruchs. Buschwerk verbarg sie, aber zwischen diesem hatten sie Ausblick auf die Arbeitenden in der Tiefe. Neben ihnen lag ein gewaltiger Steinblock, er hing am jäh abfallenden Moosgrund, und es war, als hielten nur die Moose ihn vor dem Hinabrollen.

„Seht Ihr, da unten steht er alle Tage, da gerade unten, wo sie den Stein aus der Tiefe brechen, da steht er jetzt immer, er ist wie die Uhr, alle Tage steht er da! Und wenn nun einer da oben — den Stein ganz leis vorwärtsbrächte! Was — was — zahlt Ihr, Präses? Das gewinnt Euch alle Prozesse, die Ihr noch mit dem habt anfangen wollen! Ich — ich — tu' es für Euch — für Euch und für mich — ich tu' es billig. Was — was meint Ihr? Dann hätten die Fruttneller wieder Ruh', gelt?"

Der Furrer trat zwischen die Bäume zurück. Er wollte denken, aber der sonst so klare Kopf versagte. Und doch arbeitete sein Hirn. Es fiel ihm alles ein, was ihm der Russi zuleid getan hatte, von der Zeit, da er noch sein Knecht gewesen war, bis zu diesen letzten Jahren. Seine eigne Ohnmacht kam ihm wieder zu Sinn, bedrängte ihn, machte ihn zornig, brachte ihn zur Wut. Er kam herein nach Fruttnellen, der Russi; es gab keine Wand mehr,

die ihn hielt! Und hier war einer, der noch eine Wand wußte!

„Gelt, Ihr wolltet es gerne," begann der Lienhard wieder, „Ihr sähet es schon mit Freuden, Ihr wollt es nur nicht sagen, weil — weil, wenn es auskäme — haha! Aber Ihr braucht nicht zu reden! Wenn Ihr nicht nein sagt, so werdet Ihr nachher schon an mich denken, wenn ich einen kleinen Lohn möchte. Was meint Ihr, Präses? Hat er es nicht an Euch verdient, der Russi! Und soll ich es tun? Sagt nicht ‚nein' und es ist so gut wie ein Auftrag!" Der Nager lauerte herauf, er torkelte heran, seine Hände waren wie Krallen gehoben, als stoße er schon den Stein. Und der Furrer stand noch immer wie eine Bildsäule und in seinem Hirn hämmerte es.

„Soll ich?" zischte der Nager. Er wartete. Dann lachte er. „Ja, jetzt soll ich, haha," und wie ein leibhaftiger Narr fuhr er herum und glitt durch die Tannen davon. Da fuhr der Furrer mit der Hand nach dem Hemde, riß es auf am Halse, als hätte es ihn geengt, und als müßte er schreien. Er tat einen Schritt dem Nager nach und stand und griff sich mit beiden Händen an die Stirn. Dann wandte er sich und schritt dem Hofe zu. Er stierte zu Boden im Schreiten und sagte sich etwas vor, was er selber nicht glaubte: Er ist ein Narr, und — und — er wird es nicht tun.

Zwei Tage danach tat es der Nager.

Der frühe Morgen lag über den Bergen: ein grauer, regnerischer Himmel, aber rings über den Stöcken und Firnen das goldene Frühleuchten.

Russi, der ein Frühaufsteher war, gab im Bruch die Weisungen für die Tagesarbeit seiner Leute. Er hielt Pläne und Skizzen in seinen Händen und schrieb sich allerlei in sein Notizbuch. Er stieg umher, keine Stelle war, die er übersah, kein Arbeiter, dessen Werk er nicht mit scharfem Blicke gemustert hätte. Ganz zuletzt trat er mit Giacomo in die Vertiefung nahe an der Wand, wo sie einen Block geschnitten hatten, den sie auf Bodenhöhe zu ziehen sich anschickten. Der Fels griff hier tief in die Erde hinab, und sie gruben sich hinein in das Gestein wie die Ameisen unter ihren Hügel. Zwei Arbeiter waren beschäftigt, ein Sprengloch zu bohren. Russi und Giacomo standen neben ihnen, und der letztere sprach dem Meister davon, wie der Stein sich schneiden werde. Da dröhnte über ihren Häuptern ein dumpfer Schlag.

„Santa Maria!“ kreischte Giacomo auf.

Russi warf seine Arme aus und preßte die Männer und sich selbst nahe an die starr aufsteigende Wand. Steinsplitter regneten auf sie nieder, und ein Fels tat, von der Wand über ihnen abspringend, einen Satz und schlug mitten im Bruche nieder, riß ein Loch und noch eines und legte sich endlich, ein paar sich ihm entgegenstemmende behauene Steine zerschmetternd, am äußersten Ende des Arbeitsplatzes nieder. Hinter dem Stein war noch etwas herniedergeflogen, es hatte ausgesehen wie ein Bündel Kleider, und wie ein Bündel Kleider lag es dort auf den Granitsplittern. Die Arbeiter waren rings auseinander gestoben, es war niemand verletzt; nur dem Giacomo rann Blut aus einer

Schramme, die ihm ein Steinstück gerissen. Russi war der erste, der den Schrecken abschüttelte; er trat auf den Platz hinaus und sah nach der Höhe und sah, daß da oben sich nur ein einzelner Brocken gelöst haben konnte. Da ließ der Schrei eines Arbeiters ihn sich umsehen. Einige der Männer waren auf das Kleiderbündel zugegangen; als der Russi hinblickte, sah er, wie sie den zerschmetterten Leib eines Menschen daraus hervorschälten. Im nächsten Augenblick stand er bei ihnen. Es gab nichts zu staunen und nichts zu fragen: obgleich das Gesicht unkenntlich war, wußte er, daß der Nager-Lienhard es war, der dalag. Und urplötzlich, irgendwie, als hätte es ihm jemand eingeflüstert, wußte er auch, daß der Stein sich nicht von selber gelöst hatte.

Die Arbeiter standen mit fahlen Gesichtern um den Leichnam. Einer schielte nach der Höhe, von welcher der Block gestürzt war.

„Padrone, der Stein ist für Euch gemeint gewesen,“ sagte er mit vom Schrecken noch unsicherer Stimme.

Da schoß dem Russi die Erinnerung an den Blinden durch den Kopf, der auf seinen Bub wartete. Es war ihm, als könnte er den Schimpf, das Zeichen des Mörders nicht auf dem Toten lassen.

„Unsinn,“ sagte er barsch, „der Stein hätte nicht nur mich, sondern auch die drei andern getroffen! Ich habe den Burschen selber dieser Tage die Tannen da oben schlagen heißen; es ist ihm ein Unglück geschehen.“

Der rauhe und überzeugte Ton tat seine Wirkung; die Welschen ließen das Grübeln; es war auch nichts Neues, daß einer vom Handwerk starb, in den großen Brüchen geschah manches Unglück.

Russi befahl, den Toten auf eine Steinbahre zu legen, und hieß sie ihn nach seinem Hause schaffen. So zerfetzt war der Leib des Gestürzten, daß sie nicht nach Leben in demselben zu forschen brauchten.

Desselben Tages um die Mittagszeit führte Josepha den blinden Lehrer von Fruttnellen zum Weiler hinab.

„Hol ihn!" hatte der Vater sie geheißen. „Sag ihm, sein Bub sei heimgekommen, aber krank, schwerkrank; er solle herabkommen zu ihm."

Josepha hatte ihren Auftrag wohl ausgeführt. Die Fruttneller starrten ihnen nach, wie sie aus dem Dorfe schritten, das schlanke Mädchen und der schneeweiße, gebückte schmächtige Mann, dessen Arm in dem der Josepha hing, und der doch mit zitternder Hast, nach Art fast der Kinder, die einer Freude entgegendrängen, die ihn Stützende vorwärts zog.

Als sie den Weiler erreichten, faßte Josepha des Alten Arm fester. „Geht langsamer, Lehrer, Ihr erregt Euch zu stark, und — er ist schwerkrank, der Lienhard!"

Der Alte wendete das bleiche Gesicht ihr zu, als wollte er etwas fragen, dann schloß er die dürren Finger ineinander, murmelte etwas vor sich hin, das wie ein Gebet klang, und ließ sich ergeben nach dem Hause des Russi führen.

Der Steinhauer stand wartend im Flur, als sie

herankamen. Eine Schar Neugieriger umlagerte das Haus. Sie raunten und redeten untereinander, aber der Lehrer schien sie nicht zu hören. Sein Gesicht war, als wäre er noch sehend, dem Hause zugewendet, wo sein Bub lag.

„So, seid Ihr da, Lehrer," sagte der Russi, als sie in den Flur traten. Er nahm die Hände des Alten in seine beiden eignen und hielt ihn im Flur fest.

„Ihr seid immer fromm und gefaßt gewesen, Lehrer," sagte er leise.

Der Nager hob seine Lider und öffnete die trüben Augen; sie glänzten, weil das Wasser sich darin sammelte.

„Ich weiß es, er ist tot," sagte er.

Da nahm ihn der Russi bei der Hand und führte ihn über die Schwelle der Wohnstube.

„Der Lienhard ist schon seit mancher Woche bei uns," sagte er.

Der Lehrer fuhr auf.

„Er hat arbeiten wollen und verdienen und hat nicht wollen gefragt sein, warum er vorher nicht verdient habe," sagte der Russi klar und ruhig. Er stand wie ein Arzt neben einem Kranken und gab dem Alten das Gift mit derselben Vorsicht ein.

Der Kopf sank dem Lehrer auf die Brust. „So — er — er hat kein gutes Leben geführt, bis er hierherkam," murmelte er.

„Wo ist er?" fragte er dann, als der Russi ihn langsam in die Stube leitete.

Diese war ausgeräumt, ein Bett stand inmitten, das von brennenden Kerzen umgeben war. Zwei

alte Weiber saßen zu Häupten desselben; sie beteten, aber Russi winkte ihnen Schweigen zu, als er mit dem Lehrer eintrat. Der Nager-Lienhard lag auf dem Bette, das Haupt mit einem Tuche verhüllt, die unverletzten Hände über der Brust gefaltet.

Russi führte den Lehrer zu einem Stuhl, der neben dem Bette stand.

„Ihr seid neben ihm," sagte er leise und löste die eine der Hände und vereinigte sie mit denen des Greises.

Der zuckte zusammen und schloß die Finger fest um das kalte Glied. „Bub, Bub, bist da, Bub?" flüsterte er.

„Laß mich sein Gesicht fühlen," bat er den Russi.

Da neigte sich dieser ganz zu ihm. „Ihr könnt es nicht berühren, der Lienhard ist — verunglückt."

Wieder knickte die Gestalt des Alten ein. Und plötzlich fragte er: „Ist er ehrlich gestorben?"

Da legte Russi die Hand auf die des Lehrers und des Toten und sagte ein helles, beteuerndes Ja. Wie er es sagte, leuchtete aus seinem Gesicht die ganze Kraft seines Wesens, so als hätte er mit Gewalt alles in sich zu diesem Ja zusammengenommen. Josepha aber, die unweit des Bettes stand, wußte, daß der Vater gelogen hatte, der sonst die Geradheit selber war.

Ueber den Kolumban Nager kam es wie eine Erlösung. Er neigte das Gesicht tief auf das Bett und legte es an die kalte Hand, die er hielt. Er blieb eine Weile so und flüsterte vor sich hin; keiner verstand, was er sagte. Als er nach einer Weile

sich aufrichtete, sprach er lauter, als hätte er alles um sich her vergessen.

„Hast mir ihn noch einmal hergebracht, lieber Herrgott, meinen Bub! Jetzt will ich dir ihn lassen. Nimm ihn jetzt und leit ihn, wohin du halt meinst!“ Und er hob die Hand des Lienhard und legte sie so auf die Decke, als lege er sie in eine andre Hand, und starrte mit seinen glanzlosen Augen über das Bett hin.

Er sah des Herrgotts goldenen Faden niederhängen und meinte zu wissen, daß der den Toten von dannen zu leiten warte.

Der Lehrer blieb an dem Abend im Hause des Russi und blieb am folgenden Tag. Am dritten Tag wollten sie den Lienhard begraben.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Es war ein heißer, brutiger Tag. Das graue Gewölk zerteilte sich da und dort, eine stechende Sonne brach dann hervor und warf auf den Leichenzug, der vom Weiler nach der Fruttneller Kapelle zog, einen grellen Schein, der auch die Augen derer zum Niedersehen zwang, die es nicht lassen konnten, neugierig umherzugaffen, während sie im Geleite des Todes gingen.

Der Nager-Lienhard hatte ein kleines Geleite. Der Russi schritt hinter dem Sarge an der Seite des Lehrers, den er leitete und stützte, der Furrer-Tobias und ein paar andre, die noch nicht vergessen hatten, daß der Gestorbene ein Fruttneller Kind und der Bub

des Lehrers gewesen war, gingen hinter ihm. Auch ein paar Welsche hatten sich angeschlossen, und hinter des Russis Töchtern schritten eine Anzahl Weiber. Die Weiber von Fruttnellen verstanden das Weinen, bei dem reichlich Wasser fließt und doch das Herz nicht weh tut, und sie schwemmten den Lienhard redlich mit ihren Tränen zu Grab.

Die Feier war bald vorüber, nachdem sie auf dem Kirchhügel angekommen waren. Der Hochwürdige machte wenig Umstände, denn er liebte die Dunsthitze nicht, die über dem Friedhof lag.

Des Russis Mädchen schritten hinter dem Hochwürdigen vom Friedhof hinweg. Der Blinde stand noch mit gefalteten Händen am Grabe und murmelte seine Gebete mit jener fremden Inbrunst, die zuweilen im Wesen alter Menschen ist, die selber schon zu den Ueberzähligen gehören.

„Wollen wir gehen, Lehrer?" fragte endlich Russi und legte seine Hand auf die des andern.

Der Nager nickte, einen Augenblick trugen seine Züge den Ausdruck wortlosen Jammers, dann kam die Ergebenheit über ihn, die allzeit wie ein milder Sonnenschein über seinem Leben gewesen war, und er faßte die führende Hand des Russi.

In diesem Augenblick trat Tobias an die beiden heran, der etwas abseits wartend gestanden hatte. Er grüßte den Russi, wie er jeden gegrüßt haben würde, und sagte dem Kolumban ein leises: „Gott tröst Euch!"

Der Nager kannte seine Stimme, er reichte ihm die ledige Hand, und wie er so stand, das lebendige Bindeglied der beiden, schien der Gedanke, welche

Hände er hielt, ihn plötzlich zu durchblitzen. Er gab keine frei, und so hatten die Fruttneller das seltsame Schauspiel, daß einer aus dem Hochfluhhof und der Russi fast Seite an Seite ihre Gasse durchschritten.

Und als sie die beiden nebeneinander sahen, da ging zum erstenmal zu Fruttnellen wieder das Gewisper von einer alten Geschichte, die zu vermelden wußte, daß der Russi und der Tobias vom Hochfluhhof sich näher ständen, als irgendeinem für viele, viele Jahre eingefallen war.

„Nehmt Ihr den Lehrer mit Euch?" fragte Tobias den Russi.

Der sah ihn an und hatte eine leise Unruhe im Gesicht.

„Ja," sagte er; es war, als sagte er gern mehr, er hatte eine fremde Art dem Tobias gegenüber. „Warum?" fragte er dann.

„Weil ich ihn sonst zu mir genommen hätte; er soll nicht allein sitzen und an das sinnen, was ihm leid tut," sagte der Tobias.

„Guter Bub, du, guter Bub," murmelte der Lehrer. „Ihr macht viel zu viel Wesens wegen mir Altem," sagte er dann laut, für beide gemeint.

Indessen waren die sonderbaren drei in die Nähe des Hochfluhhofes gekommen. Da tönte von der Gadenmatte deutlich ein Steinbröckeln und Schlagen, ein Krachen und Stöhnen herüber, wie ein Berg ächzt und stöhnt, ehe er an seiner Brust ein Granitband sprengt.

„Was ist das?" fragte der Lehrer und blieb stehen.

„Die Gadenmatte schafft wieder," sagte der Tobias

und sah den Russi an. Der hatte die Lippen geschlossen, sein Gesicht war hart. Er sprach nicht.

„Ich will hinüber," sagte der Tobias und drückte dem Nager die Hand. Von dem Russi wandte er sich mit einem Kopfnicken.

Auf einmal bog drüben der Präses um die Hausecke. Er war in Hemdärmeln, die Alltagsweste hing ihm offen über die Achseln, und an seiner Hemdbrust waren die Knöpfe losgesprengt. Sein bleiches Gesicht war in Schweiß gebadet und das weiße Haar klebte ihm an der Stirn. Seine Hände und die bis zum Ellbogen nackten Arme waren vom Lehm beschmutzt; er sah aus, als hätte er im Kot gewühlt.

Als er den Russi erblickte, fuhren seine Brauen zusammen, er trat vollends in die Straße hinaus und stand, als gelte es einen Ringkampf.

Tobias trat auf ihn zu; er legte die Hand auf seinen Arm, als fürchte er das Zusammentreffen. Da kam wieder das Knattern und Poltern von der Gadenmatte, und es war, als ächzten Spieren und Balken dazwischen hinein.

„Hörst's?" sagte der Präses aus keuchender Brust, „hörst's, Russi-Christen?"

Der Russi blieb stehen. Sein Gesicht zuckte nicht. Aber in seinen Augen blitzte ein sonderbares Licht auf wie von wilder Freude und stolzer Genugtuung.

Plötzlich sagte der Furrer: „Kommt mit mir herauf. Ich habe zu reden mit dir!"

„Russi sah auf den Blinden und zögerte. „Wollen wir dem einen Besuch machen?" sagte er zu diesem.

„Was er zu sagen hat, könnt Ihr auch hören und braucht hier nicht zu warten."

Er führte den Kolumban dem Furrer nach in die Wohnstube hinauf.

Der Furrer saß schon hinter seinem Tisch und hielt sich mit beiden Händen an der Tischplatte; er sah aus wie einer, der sich selber fesselt, um seinem Feind nicht an den Hals fahren zu können.

Der Russi leitete den Lehrer nach einem Stuhl am Fenster. Dann war es, als hätten die beiden Männer den Alten ganz vergessen. Ihre Blicke hafteten ineinander, wie Feuer ineinander brennt, und einer wie der andre reckte sich höher empor, als müßten sie Leib an Leib widereinander fahren; die Erinnerung mochte in beiden wach sein, wie sie vor vielen Jahren einander in derselben Stube gegenübergestanden hatten. Tobias war ihnen nachgekommen; er stand, an das Büfett gelehnt, zwischen ihnen, sein Gesicht war so farblos wie die Gesichter der Streitenden, und seine Gestalt zitterte vor Erregung. Es war ihm, als wäre mit einem Schlag die Stunde da, in der alles aufgedeckt werden mußte, auch das, was zwischen den Töchtern des Russi, dem Felix und ihm selber war. Wie er dastand, die Hände an das Büfettbrett gelegt, eine hohe, in harter bäuerischer Arbeit gestählte Gestalt, und wie die scharfen Brauen aus seinem bleichen Gesicht hervorstachen, war er dem Russi so gleich, daß sie vor niemand die Verwandtschaft zu leugnen vermocht hätten.

Einen Augenblick war es ganz still zwischen den Männern.

Auf einmal sagte der Präses dem Russi zugewandt: „Ich muß dich fragen, du, wie lang das noch gehen soll?"

Er zwang sich gewaltsam zur Ruhe, aber der Zorn bebte doch in jedem leisen Wort.

„Was?" fragte Russi. Er hatte den Hut auf einen Tisch gelegt. Seine Hände hielten leicht die Lehne eines der plumpen Stühle. Einmal fuhr er sich durch den ergrauenden Bart. Sonst war kaum ein Zeichen an ihm, daß er erregt war.

„Da drüben fällt mir der Gaden zusammen. Unten im Weiler wühlst du in den Berg hinein, meinen Berg. Am Weilerweg schaffen deine Tagelöhner und machen eine Straße aus dem, der jahrhundertelang für die Fruttneller gut genug gewesen ist. Da oben drängen sich deine Fremden herein ins Dorf, die eingebildeten Gecken, von deren Weibern die Fruttneller Mädchen lernen in bunten Fähnchen herumzulaufen wie die Jahrmarktsaffen. Ist es nun bald genug? Oder hast noch andres im Sinn? Ich muß dich einmal fragen, damit man weiß, was man sich von dir zu versehen hat. Gehst auf Geld aus und hast dir gerade das Tal zur Grube ausersehen, in der du graben willst? Und bleibt da auch noch Platz für uns Alte, Ureingesessene, oder müssen wir gehen, wenn du kommen willst, du großmächtiger Christen Russi, du? Gib mir einmal Antwort, hast genug an dem, was du jetzt getan und erreicht hast? Oder nicht?"

„Nein."

Der Russi zuckte mit keiner Miene, als er das sagte. Aber der Präses hatte wie zum Sprung

angesetzt, langsam zwang er sich und blieb sitzen. Dann fuhr er fort:

„Du arbeitest heimlich, Russi! Du schleichst wie ein Dieb im Dunkel herum, und bei Tag erst sehen die Leute, was du ihnen gestohlen hast. Wo hast das gelernt, daß man armen, dummen Bauern ihr Land abhandelt und ihr Gut, alles, was sie ernährt, um ein paar armselige Batzen? Wo hast den Wucher so gut gelernt?"

„Was ich gekauft habe, habe ich mit gutem Gelde gut bezahlt," sagte der Russi hell und scharf. Aber er lächelte noch immer und bewahrte die Ruhe.

„So rede aus, wenn du kein elender Schleicher bist, keiner, der das Licht zu scheuen braucht! Rede heraus, was wir noch zu erwarten haben von dir, was du noch alles willst, bis du satt bist, du Vielfraß, der du den Leuten die Häuser zusammenzerrst und den Boden unter den Füßen wegziehst! Rede heraus, wenn du dich getraust!"

Da flammte auch der Russi aus seiner Gelassenheit auf.

„Daß du noch fragen magst, Hochfluhhöfler, was ich hier suche! Daß du noch tun magst, als wüßtest nicht, warum ich immer näher heraufkomme in dein Dorf, das fast ein Herrenreich für dich gewesen ist! An deinem Gaden und deiner Matte da drüben bin ich nicht schuldig, obgleich ich dir schon zu der Zeit, wie ich meinen Bruch gekauft habe, hätte sagen können, daß das Wasser dir dein Land verdirbt und daß dein Gaden nicht sicher steht. Aber an allem andern *bin* ich schuldig und will ich schuldig sein. Dir und den Fruttnellern zuleide!

Hörst, Ratsherr Furrer, dir zuleide und den Fruttnellern! Und so schlecht ist dein Gedächtnis nicht, daß du nicht wüßtest, warum ich euch zuleide das tue, zu dem ich mein ganzes Leben brauche und bei dem ich alles wieder aufs Spiel setze, was ich mir erworben habe. Gelt, du weißt es noch, du?"

„Brauchst nicht zu fragen, wir kennen einander! Ich will nur wissen, was du noch weiter von den Fruttnellern willst!"

„Von ihnen und von dir! Es gilt immer noch euch beiden! Ich will euer Tal aufreißen, daß es so offen ist, wie es vorher verschlossen gewesen ist. Und ich will in eure Schlupfwinkel so viel fremdes Volk schicken, daß ihr selber nicht mehr Platz habt, und daß euch angst und bang wird in eurer Scheuheit, will euch stören in euerm Halbschlaf, wie man die Murmeltiere herausräuchert. Jetzt wird die Straße vom Weiler heraufgeführt — glaubst, sie bleibt stehen im Dorf? Nein, die kommt weiter, die muß hinein ins Tal, ins Gewüest, an die Siebenspitzen heran und über den Fällipaß hinaus ins Oberland. Und in ein paar Jahren muß es wimmeln von fremdem Volk in dem Dorf da! Aber das ist nicht alles! Der Fruttnellenbach hat Kraft für zwanzig Fabriken, und daß Fabriken heraufkommen, dafür will ich sorgen, wenn das Tal offen ist. Und daß der Fruttneller Granit bekannt wird, dafür stehe ich, glaub es mir nur! Und ist er's, so soll da im Tal an jede Wand ein Bruch! Ich selber locke die Konkurrenz herein! So muß das Tal voll werden von Fremden, so voll, daß sich der Fruttneller selber nicht mehr zurechtfindet! Und

wenn ihr dann nicht mehr heimisch seid und eure Kinder nicht mehr kennt, weil sie von den Fremden so viel gelernt haben, daß sie keine Fruttneller mehr sind, dann hat der Russi euch den Bescheid gegeben! Dir, weil du mir mein Mädchen gestohlen hast, weil du mir allen Schimpf angetan hast, den einer einem antun kann, und den Fruttnellern für alles, was sie der Mutter selig und mir angehabt haben in deinem Namen und in deinem Dienst!"

„Hahaha! Red nur! Bist ein Ries'! Oder wer bist, daß du meinst, du könntest das alles?!"

„Ich will, und wenn ich will, so muß es durch! Hast noch nicht Beweis genug, daß zustand kommt, was ich wirklich will?"

„Aber das soll nicht, beim Herrgott soll es nicht!"

„Seid nur gegen mich! Es hilft euch nichts! Der Anfang ist gemacht, und du hältst mich nicht mehr auf mit deinem Haufen folgsamer Bauern!"

Der Russi schien gewachsen. Seine schwarzen Augen leuchteten, und sein Gesicht war jung unter dem grauen Haar. In diesem Augenblick war ein unsäglicher Triumph in seinem Herzen; mit diesem Augenblick zahlte er Jahrzehnte heim und nahm sich Entgelt für das, was er in der Jugend verloren hatte.

Der Furrer war von seinem Stuhl aufgestanden und trat hinter dem Tisch hervor. Sein Gesicht war verzerrt. Er kannte sich selbst nicht mehr. Er tat den Mund auf und wollte reden. Da fuhr die Tür zurück und Rosi kam hereingestürzt.

„Der Gaden ist hin; er steht schon ganz schief,

und just ist ein Stück von der Matte hinunter und —"

Sie stockte. Sie hatte den Russi erkannt und sah die beiden Männer einander mit Blicken messen, die nichts Gutes bedeuteten. Sie fuhr zusammen. Der neue Schrecken war größer als der, der sie hereingebracht hatte.

„Was — was — habt ihr miteinander?" stammelte sie atemlos. Sie ging zu Tobias hinüber und klammerte sich an seinen Arm. „Was haben sie? Was tut er hier? Halte sie auseinander! Jesus, Bub!"

Sie stotterte noch in ohnmächtiger Angst an den Tobias hin, als der Präses, der kaum auf das Weib und seine Nachricht geachtet hatte, dicht an den Russi herantrat und ihm die Finger in den Arm schlug, als ob er ihn schütteln wollte.

„Du meinst, es halte dich keiner auf! Bist du so ganz sicher? Bist sicher, daß dich der Tod nicht aufhält? Was dem einen fehlt, kann dem andern gelingen! Nimm dich in acht, Russi-Christen, der nächste Stein könnte besser treffen!"

„Haha, seid Ihr dahintergestanden!? Fast habe ich es gedacht!" schrie Russi und schüttelte sich mit einem Ruck vom Griffe des andern frei.

Da trat Tobias zwischen die Erregten. Er hatte lange gezögert und nach Worten gesucht. Nun packte es ihn auf einmal und riß ihn mit sich fort, daß er aufdecken mußte, was in ihm war, als könnte er den Frieden von irgendwo herrunterreißen zwischen die zwei, wenn er ihnen alles gestand.

„Still! Ich habe auch noch etwas zu sagen!"

sagte er, und es war in seinem Wesen eine solche Ruhe und Kraft, daß der Präses beiseitetrat, als wollte er ihm auch hier an seiner Statt zu handeln überlassen, und der Russi die Arme übereinander legte und gewaltsam den Gleichmut zurückgewann.

„Was steht ihr wie die Stiere gegeneinander und verbraucht eure beste Kraft, um einander zu schaden! Ihr könntet so wohl die besten Freunde sein, wie ihr die ärgsten Feinde seid! Und was könnte aus dem Fruttnellen werden, wenn ihr zwei euch zusammentätet, um aus ihm etwas zu machen! Muß denn alles, was Ihr tut, den Fruttnellern zum Schaden sein, Russi? Könntet Ihr nicht Eure Pläne ausführen und damit auch den armen Bauern einen Segen ins Dorf bringen? Könntet Ihr nicht mit dem Großvater zusammengehen? Ihr seid zwei, vor denen jeder den Hut abzieht, zwei, vor denen ich Respekt habe wie jeder hier herum, aber glaubt ihr nicht, daß die Leute noch einmal so hoch von euch denken müßten, wenn sie sähen, daß von zwei Biedermännern auch einer den andern gelten läßt und daß ihr Frieden zusammen habt!“

Der Furrer hatte mit hellem Erstaunen zugehört. „Laß das Geschwätz, Bub, das verstehst du nicht!“ fuhr er jetzt rauh dem Tobias in die Rede.

Der aber wandte sich mit aufgeworfenem Kopf gegen ihn.

„Treibt den Trotz nicht zu weit, Großvater!“ sagte er. „Ihr seid nicht allein in der Welt, ihr zwei Streitsüchtigen, es sind doch noch andre um euch, denen ihr das Leben vergällt mit euerm Streiten. Glaubt Ihr, Russi, daß Eure Mädchen es gern

hören, wie ihr Vater darauf ausgeht, in Fruttnellen Schaden zu tun, soviel er kann — und Ihr, Großvater, meint Ihr, die Mutter und der Felix und ich freuten uns darüber, wie Ihr Euch das Alter mit dem Zorn in Euch verderbt?"

„Schweig, du hast da nicht dreinzureden!" warf der Furrer lauter und barscher dazwischen.

Russi stand noch immer mit untergeschlagenen Armen und schaute den Tobias an; seine Augen hatten einen fast warmen Schein. Dann aber sagte er: „Den Haß, der mit einem groß und alt geworden ist, kann keiner mit ein paar Worten auslöschen."

„So — kann es keiner, wirklich keiner?" Tobias verlor seine Selbstbeherrschung. „So wißt ihr zwei, mit all euerm Streiten und euerm unbändigen Haß habt ihr es doch nicht hindern können, daß zwischen eure Häuser sich heimlich eine Schnur gesponnen hat, die ihr nicht mehr zerreißen sollt, so wahr uns Gott helfe! Das Liebhaben geht denselben Weg wie der Haß, und es ist vom Hochfluhhof in Euer Haus gegangen, Russi! Seit mancher Woche sind der Felix und ich versprochen mit Euern zwei Mädchen, im geheimen, aber ebenso fest, als hätte uns der Pfarrer gesegnet! Und kein Mensch und kein Herrgott soll uns mehr voneinander —"

Ein Schrei unterbrach ihn. Die Rosi, seine Mutter, wankte und sank auf einen Stuhl, als ginge es zum Sterben. Russi hatte keinen Tropfen Blutes mehr im Gesicht, er wollte reden, aber die Worte versagten ihm. Nur der Präses stand wie ein Baum. Und der wußte, was er zu sagen hatte.

„Schweigst endlich oder nicht, du Halbnarr, du! Was willst du von Liebhaben reden und von Friedemachen! Du hast nichts zu sagen hier, verstehst! Und nichts zu trotzen! Du hast kein Recht, weil du nicht auf der Welt bist zu recht. Ein ‚Heimlicher' bist — dich wird wohl keiner zum Schwiegersohn wollen!"

Des Alten Gesicht war wie Stein. Jeder Schimpf, den er dem Buben antat, war ihm wie ein Schlag ins eigne Gesicht. Jetzt erst, da er ihm das Schlimmste antat, fühlte er, daß ihm noch keiner so lieb gewesen war in seinem Leben wie just der. Aber er wollte dem Buben mit einem Schnitt das Geschwür ausschneiden, das ihm gewachsen war.

Tobias trat bis an das Büfett zurück. Er legte eine unsichere Hand auf das Brett und schaute den Alten mit einem flackernden Blick aus seinem weißen Gesicht an.

„Ich weiß," begann er mit scheuer Stimme, als drücke ihn eine ungeheure Scham. „Es ist einmal so gewesen, daß sie mich den ‚Heimlichen' geheißen haben, und — und — damals hat es geheißen — Ihr — Ihr könntet mich nicht leiden — Groß — Präses! Ich habe Euch dann immer aus Weges gehen müssen. Aber — dann habt Ihr mich selber zu dem gemacht, was ich jetzt bin, und ich — ich muß schon recht dumm sein —, aber es ist mir gewesen, als möchtet Ihr mich gern und — vertrautet mir viel — und —"

Er stockte in unbeschreiblicher Scheu und hob beide Hände, als taste er nach etwas. Dann bat er: „So — so — sagt mir in Gottes Namen — wer — wer — bin ich?"

„Ein unehrliches Kind!" sagte der Furrer laut.

Tobias zuckte zusammen und ermannte sich wieder. Er sah den Russi an. „Das — das — wird der Josepha, Euerm Mädchen — weh tun, wenn es — das hört. Es ist keines, das nach Aeußerem fragt. Es — ich glaube fast — es wird mich auch so noch gern haben, ich bin ja kein Schlechter, habe nichts Schlechtes angestellt, darum, wie ich die Josepha kenne — wird es ihr weh tun — und — sie wird nicht von mir wollen!"

Er sprach noch im vorigen scheuen Tone, aber er schien an seinen eignen Worten zu erstarken. „Und," schloß er rascher, fast freudig, „wenn sie mir treu bleibt, so — warum nicht, ich weiß mir schon ein Auskommen, ihr und mir! — Vielleicht — euch allen zum Trotz — halten wir doch zusammen!"

„Du — und deine Schwester!"

Das kreischte die Rosi in die Stube und floh wie gepeitscht hinaus.

In diesem Augenblick kam ein Krachen und Splittern und Brechen von der Gadenmatte herüber. Eine Staubwolke wirbelte bis an die Fenster der Hochfluhhofstube, und dann folgte ein Donnern wie von einer stürzenden Lawine.

„Der Gaden ist hinunter," sagte der Blinde, der von seinem Stuhl emporgefahren war und mit gefalteten Händen hinüberlauschte.

„So mag denn alles zum Teufel gehen!" schrie der Präses und tat einen Schritt dem Russi entgegen, als wolle er an ihn. Aber auf einmal schaute er den Tobias an, scheu, von der Seite, und dann stockte er, seine aufrechte Gestalt knickte ein, wie

ein Stöhnen kam es aus seiner Brust; er ging zu seinem Stuhl zurück und ließ sich schwer darauf nieder.

Tobias lehnte am braunhölzernen Büfett; er sah aus, als wäre ihm ein Messer in den Leib gefahren, und er hielt sich nur mühsam aufrecht. Eine Stille kam über die Stube und dauerte minutenlang. Russi hatte den Kopf gesenkt, seine Zähne nagten die Unterlippe, und langsam verlor seine Haltung das Selbstbewußtsein und die Siegeszuversicht. Der Blinde tastete am Fenster und wagte nicht zu reden.

Endlich hob Tobias die schweren Lider und sah den Russi an mit Augen, die fast so erstorben schienen wie die des Kolumban, sah den Russi an und dann den Präses. Beide vermieden seinen Blick.

„Habt ihr darum so viel Jahre hindurch einander Feindschaft getragen, daß ihr zwei elend machen könntet, die nicht schuld sind! Was — haben wir euch — zuleid getan, ihr zwei Uebergescheiten, ihr!“

Keiner der beiden sprach. Der Präses saß mit finsterem Gesicht, ein fahles Licht stahl sich durchs Fenster und traf seinen Kopf und seine Stirn mit den dichten weißen Brauen. Er schien alt in dem Lichte. Des Russis Lippen zuckten, seine Brust hob und senkte sich in raschen Atemzügen. Er ertrug den Blick des Tobias nicht. Und plötzlich hob er die Hände gegen den Blinden, als winke er ihm, zu kommen, und sagte mit sonderbar gebrochener Stimme:

„Eure Fäden, Lehrer, Eure Herrgottsfäden!

Ihr habt recht! Das, wie es jetzt ausgeht, habe ich nicht vorbesonnen gehabt!"

Und ging zu dem Nager, legte seine Hand in die seine und führte ihn der Tür zu. Und just, als er sie schließen wollte, richtete Tobias sich mit plötzlicher Anstrengung auf und sagte laut und hart:

„Mit der Josepha rede ich, hast gehört, keiner als ich."

Russi nickte, dann ging er mit dem Blinden. Auch Tobias ging hinaus und stieg mit schweren Schritten nach seiner Kammer. Der Präses saß und regte sich nicht.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Tobias kam aus der Ratsstube. Er hatte mit dem Präses gesprochen. Sein Gang war aufrecht und fest; es war keine Schwäche an ihm. Er hatte Feiertagsgewand an und trug den Filz; er hatte einen Gang vor. Wie er ging und stand, war er an des Nager-Lienis Leiche gewesen, wie er ging und stand, kam er von einer andern Gruft, aber da war er allein Totengräber und Toter gewesen, er hatte den Tobias vom Hochfluh begraben. Der Tobias, der noch war, war reisefertig, der ging fort und ging nur noch Abschied nehmen.

„Behüt Euch Gott, Mutter!"

Rosi stand in der Küchentür mit einem seltsamen Gesicht. Sie schämte sich, schämte sich vor dem eignen Blut, dessen Leben verfehlt war ihretwegen, und dann zerriß ihr der Kummer das Herz, daß

der Bub ging, der brave, der gerade. Aber sie wagte kein Wort dawider zu sagen. Sie legte eine Hand in die seine und flennte und trocknete den Tränenbach mit der Schürze.

„Behüt Euch Gott! Ihr müßt auf bessere Tage hoffen. Sie werden schon wieder kommen, wenn — wenn ich aus dem Wege bin!"

Er drückte ihre Hand und ließ sie fallen. Dann ging er.

Vor dem Hause stand der Felix, hemdärmelig, eine Axt in der Hand, am Hackstock.

Er warf das Beil zu Boden. Sein Gesicht glühte, und die Angst sprach aus den arbeitenden Zügen.

„Behüt dich Gott, Felix!"

Auch sie legten die Hände zusammen.

„Geh doch nicht, weiß Gott, geh doch nicht!" bettelte Felix.

„Was sollte ich noch hier tun?" Tobias sprach ganz ruhig, und doch fand der andre kein Widerwort.

„Laß Zeit!" begann Tobias wieder. „Mußt noch Geduld haben! Es ist nichts zu ertrotzen jetzt in den Tagen. Aber nach Jahr und Tag kannst die Pia holen. Er hat es mir versprochen."

„Der Gro—"

„Der Großvater!"

„Tobias!" Felix preßte die Lippen zusammen, aber das Schluchzen brach sie, er flennte hinaus wie ein Schulbub. „Tobias, bleib hier!"

„Behüt dich Gott!" Tobias schüttelte die Hände ab, die an der seinen hielten und ums Dableiben bettelten.

Er schritt ruhig zum Weiler hinunter.

Aber als er an des Russis Haus stand, tat er doch einen Atemzug, der seine ganze Gestalt erschütterte. Das Anpochen vergaß er. Er schritt geradeswegs in das Haus, in die Stube.

Des Russis Töchter saßen beim Morgenbrot, und der Vater saß bei ihnen und aß nicht. Seit gestern lastete die Sorge über eine sonderbare Veränderung in des Vaters Wesen auf seinen Töchtern. Sie hatten bekümmerte Mienen, als der Tobias sie überfiel. Und just als dieser eintrat, tastete sich der Kolumban Nager von einer Nebenstube herüber und gesellte sich zu den Mädchen. Die fuhren von ihren Stühlen auf, als sie den jungen Bauern erkannten.

Tobias blieb nahe der Tür stehen, grüßte nicht und schien niemand zu sehen als die Josepha. Die schaute er mit brennenden Augen an.

„Seppeli!" sagte er.

Josepha wurde rot und dann bleich; sie blickte auf den Vater. Der hatte sich abgewendet und stützte den Kopf schwer in die Hand. Das Mädchen sah, daß er um des Tobias Kommen gewußt habe.

„Ich hätte ein Wort mit dir zu reden," sagte Tobias im vorigen Ton.

„Mit mir?"

„Mit dir — aber allein."

Wieder blickte das Mädchen auf den Vater. Der nickte und sagte: „Geh nur!"

Daraufhin ging Josepha zu Tobias, sah ihn groß und fragend an, und mitsammen traten sie in den Flur hinaus.

„Was ist?" fragte das Mädchen dort.

Es legte die Hände an den Rücken und lehnte sich an die Wand. Es wollte nicht zeigen, daß es zitterte.

„Ich will dir Ade sagen!“ sagte Tobias.

„Du — mir? Was — hat es gegeben? Warum willst fort?“

„Wir sind dem Felix im Wege und deiner Schwester, wir zwei. Wir müssen auseinander.“

„Du wirst es schon wissen.“

Die Josepha hob die Augen zu ihm auf und sah ihn voll großen Vertrauens an. „Ich traue dir so, daß ich nicht fragen kann, wenn du sagst, es muß sein. Behüt dich Gott, Tobias!“

Sie legte ihm die Arme um den Hals und hob den Mund zu dem seinen ohne Scheu und ohne Leidenschaft, aber voll bebender Trauer.

Er hielt sie fest an sich. „Ich gehe einen weiten Weg, Mädchen, wir kommen nie mehr zusammen!“

„Du willst ganz von Fruttnellen fort, ganz! Aber warum denn du?“

„Weil — weil ich unehrlich bin auf der Welt und weil — Seppeli — weil —“ Er beugte sich ganz nahe zu ihr und flüsterte ihr ins Ohr. Es währte eine kurze Weile, in der er eine lange Geschichte erzählte. Die Josepha stammelte ein „Mein Gott!“ einmal und verlor die mutige Haltung und ließ sich von seinen Armen halten; ihr Kopf fiel wider seine Brust, dann weinte sie, Schauer überrannen ihren Leib, so gewaltig packte sie das Weh.

„Geh hinein! — Behüt dich Gott — Schwester!“ sagte Tobias und schob sie sachte weg von sich.

„Bruder?“ Sie sah ihn mit einem Blick an,

in dem das Elend stand. Dann gewann sie urplötzlich Ruhe und Kraft.

„Ich komme mit dir," sagte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Daß wir das Elend alle Tage vor Augen hätten!"

„Nur begleiten will ich dich."

„So komm!" sagte er kurz.

Josepha ging nach ihrer Schlafstube. Als sie zurückkam, trug sie ein Kopftuch am Arme. Sie legte die Hand in die seine. So verließen sie zusammen das Haus.

Die Fruttneller sprachen noch Jahre danach von dem Morgen, an dem der Furrer-Tobias und des reichen Russis Mädchen Hand in Hand durch ihr Dorf gezogen waren. Zwei hohe, schöne Leute, er dunkel und finsteren Gesichts, das Mädchen blond und mit einem Blick, so klar und still wie der Sonnenschein, der auf seinem Scheitel lag. Von den Lästerzungen des Dorfes wagte sich keine an die beiden, so ehrbar und stolz schritten sie nebeneinander.

Es war noch früh am Tag. Die Sonne schien durch die Gemsbergtannen. Ein Stück blauen Himmels wölbte sich über Fruttnellen. Die Hütten standen hell und freundlich auf der Höhe, die Kirche schimmerte weiß; das Gold, das droben aus den Tannen floß, brannte in ihren Scheiben. Das Fruttneller Tal lag noch im Schatten. Ein warmer Westwind durchwehte es, und über ihm war der Himmel von Wolken durchzogen. Sein Grund war ein silberiges Grau. Die Wolken waren wie düstere Inseln in einem toten Strom, ziehende Inseln; ihre

Säume leuchteten rot vom Morgenglühen der Sonne, sie selber aber waren trüb, dunkel und zogen schwer dem blaueren Himmel entgegen, ihn langsam verdüsternd.

Der Tobias und das Mädchen redeten nicht, bis Fruttnellen weit hinter ihnen lag. Als sie an den Hochfluhhof gekommen waren, hatten sie ihre Schritte beschleunigt und ihre Häupter beiseite gewandt; aber es rief sie niemand an.

Vorher, noch im Weiler, hatte Josepha den Tobias gefragt: „Wohin willst du?“

„Ins Oberland.“

„Zwischen den Siebenspitzen durch?“

„Zwischen den Siebenspitzen.“

„Der Weg — Tobias — der Weg ist nicht sicher.“

Das Mädchen sah in jäher Angst zu ihm auf. Aber er erwiderte ihren Blick ruhig.

„Ich kann jetzt nicht unter die vielen Menschen,“ sagte er.

Jetzt zogen sie weit hinten im Fruttneller Tal. Der Pfad wurde eng, steinig. Die Halden glichen einem Bergsturzgebiet, dermaßen waren sie mit Granitbrocken besät. Mitten in dem wüsten Grund, durch den der Fruttneller Bach, ein junges Sickerwasser, langsam talzu strebte, lagen die armseligen Gwüesthütten, wo die Hungerbauern wohnten, gegen die der ärmste Fruttneller ein Krösus war. Der Tobias und das Mädchen umgingen die Hütten und stiegen bergzu. Der Tag wurde heißer, obwohl der Himmel sich mehr und mehr umzog. Hoch oben an einer der Spitzen ging einmal eine Eislawine

nieder, das donnerte zu ihnen nieder, als käme der Berg über sie. Sie sahen einander unwillkürlich an und wußten, daß sie den gleichen Gedanken gehegt hatten: wenn der Berg sie begrübe! Dann zogen sie am Ewigeishorn empor, einem schmalen, schwierigen Pfad, hoch über ihnen glänzte das fahle Berghaupt, an dem die Gletscher nie schwanden. Weiterhin führte sie ihr Weg über einer schaurigen Fluh. Die Wände traten näher zusammen und bildeten eine schwarze Schlucht. In verborgenen Tiefen ging ein Wasserbrodeln, und es stieg kalt aus den Felsgründen auf.

Da blieb Tobias stehen und horchte hinab; er legte die Arme um des Mädchens Leib, und ihre Blicke suchten wieder einander.

„Kannst du es begreifen, daß wir Bruder und Schwester sind?" sagte Tobias. Sein Atem ging schwer.

„Sprich nicht davon," bat Josepha und drängte weiter.

Er hielt sie fest. „Das, was ich in mir habe für dich, ist keine Bruderliebe," stammelte er. Sein heißer Atem wehte an ihre Wange. Unter ihnen im Schlunde der Felsen lauerte der Tod. Dann blickten sie beide über den Abgrund hinaus.

„Es fände uns keiner," sagte Tobias ganz laut.

Aber plötzlich richteten sie sich auf, ihre Leiber schienen zu wachsen, die Leidenschaft war von ihnen abgefallen wie eine schmutzige Hülle. Hand in Hand schritten sie höher empor. Sie waren keine Schwächlinge; flüchtig war der Gedanke an das gemeinsame Untergehen in ihren Seelen gewesen, als sie sie über-

wunden hatten, waren sie wie zwei Geadelte. Sie stiegen unablässig und erreichten um die Mittagszeit die Paßhöhe. Der Fußsteig war kaum mehr erkennbar; er verlor sich in die Gletscher. Wie die sieben Warttürme einer Eisstadt ragten die Siebenspitzen rings um sie in den Himmel. Sie setzten sich auf einen Felsblock dicht nebeneinander.

„Was tust denn, wenn du drüben bist?" fragte Josepha, als sie eine Weile stumm gesessen hatten.

„Was weiß ich? Ich werde mich schon durchbringen."

„Und du kommst nicht mehr zurück?"

„Nie mehr! Sucht mich nur nie! Ihr findet mich doch nicht!"

„Tobias!"

„Hab keine Angst, ich schaffe und bleibe ehrlich, die Arbeit macht gesund. Sie muß auch dich gesund machen, Mädchen! Und vergiß nicht, daß der Felix und Pia zusammen müssen! Der Großvater hat es versprochen. Du mußt es mit deinem — deinem Vater ausmachen. Du mußt sie zusammenbringen!"

Josepha nickte nur, und sie verstummten wieder auf eine lange Zeit.

Die Wolkenzüge, die aus Westen kamen und über den Firnen heraufquollen, wie schwerer Rauch einer fernen Brunst, wurden dichter und dichter. Der Tag wuchs zum Mittag. Tobias zog seine unförmige Taschenuhr, eine, die der Präses getragen und ihm verehrt hatte.

„Es ist Zeit, daß du an den Heimweg denkst, Mädchen," meinte er.

Josepha schrak zusammen.

„Laß mich noch bei dir — Bruder,“ sagte sie stockend und erschauerte.

Abermals saßen sie Hand in Hand, die Köpfe aneinander gelehnt und mit trüben Augen vor sich niederstarrend. Eine Stunde ging noch hin. Dann sah Josepha an den Himmel und sah ein Wetter über den Gletschern stehen.

„Jetzt mußt du gehen, sonst — Tobias, wenn dich das überfiele!“

„Laß nur, laß nur, es tut mir nichts!“

Sie standen auf. Das Leid überkam das Mädchen; es schluchzte auf und schlug die Stirn an des Tobias Schulter. Der stand ganz gerade und fest, und es zuckte nur mächtig in seinem düsteren Gesicht.

„Helf' dir der Herrgott, Seppeli! Bleib auch gesund! Und — und — nimm es nicht allzu schwer! Ich — will an dich denken, tags meines Lebens!“

Er legte die harten Hände an ihren Kopf und preßte den Mund auf ihre Stirn. Dabei geschah es, daß zwei karge Tropfen von seinen Wimpern fielen.

Es muß ans Leben gehen, bis ein Bergbauer flennt!

Josepha konnte nicht reden, aber sie wandte sich gehorsam und ging den Weg zurück. Tobias stieg in die Gletscher. Aus der Tiefe blickte das Mädchen noch einmal nach dem Burschen aus. Es war ihr, als sehe sie dicht unter einer schwarzen Wolke einen Punkt im Eis, der sich bewegte. Sie winkte mit dem Sacktuch. Aber Nebel kam über das Eis gefahren und verschlang, was sie gesehen hatte.

*

Es war Nacht, als Josepha heimkam. Sie hatte nicht geeilt und war sterbensmüde. Russi saß allein in der Wohnstube. Er hatte auf sie gewartet. Er wäre bis zum Morgen gesessen, wenn sie nicht gekommen wäre. Sein Blick leuchtete auf, ihr Kommen erlöste ihn von einer dunkeln Angst.

„So bist wieder da!“ sagte er und tat einen tiefen Atemzug.

„Grüß Gott, Vater!“ erwiderte das Mädchen.

„Du bist mit ihm gegangen?“ fragte er.

Sie bejahte. Dann sah sie ihn mit großen Augen an: „Er kommt nie wieder heim!“

Dem Russi sank der Kopf auf die Brust. Das war nun das Ende! Ein Leben lang hatte er gearbeitet und sich keine Ruhe gegönnt, und was war erreicht? Das Elend für den Schuldlosen! Er ächzte.

Da nützte Josepha die Zeit. Er läßt euch sagen, Ihr sollt an Pia und seinem Bruder gutmachen, Vater!“

Russi fuhr auf und starrte dann wieder vor sich hin.

„Ich habe da nicht allein zu reden,“ sagte er endlich.

„Der Furrer hat es versprochen, daß sie zusammen sollen.“

Eine Weile schwieg er noch. Es war nicht leicht, alles in einem Leben Errungene aus der Hand zu geben. Plötzlich nahm er sich mächtig zusammen und erhob sich. „Ich will ihnen nicht im Wege stehen — später.“

„Ich danke Euch, Vater!“

Josepha ging der Nebenstube zu.

Da sah sie der Russi mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an. „Und du — mein — armes Mädchen…“

Die Tränen sprangen ihr in die Augen. Das Weinen kam wie ein Sturm über sie. Sie tat ein paar taumelnde Schritte ihm entgegen. „Ihr müßt auch jemand haben, Vater!“

Er biß die Zähne zusammen und rang wider die Weichheit, die ihn ankam. Und fühlte sich klein und warf alle Pläne und alles Wollen eines Lebens von sich in einer einzigen Stunde!

Dreißigstes Kapitel

Zwischen den „Weilerhütten“ und Fruttnellen fahren sie mit Wagen. Die Straße ist fertig, und die Fruttneller zürnen nicht, daß sie die schweren Gabellasten los sind. Die gefürchtete Fremdenflut ist ausgeblieben, obwohl die Bresche klafft, die der Russi in das vermauerte Tal gerissen hat. Der fremde Wirt vom „Ochsen“ ist schon wieder fort aus dem Dorfe, der Russi hat einen stillen Fruttneller daraufgesetzt, der die Fremden willkommen heißt, wenn einer oder der andre sich ins Tal verirrt und sich sonst mit dem Zuspruch der Dorfgenossen begnügt.

Auch Russi ist genügsam geworden. „Auf einmal ist er alt,“ sagten die Fruttneller.

Freilich, er arbeitet in seinem Bruch, bricht Steine und damit Geld wie vordem, aber es ist im Tale keiner, der weniger von sich reden macht. Josepha und er halten haus, und das jüngste Mäd-

chen wächst neben ihnen auf. Vor der Josepha ziehen die Fruttneller den Hut so tief wie vor dem Landammann und wissen selber nicht warum. Das Mädchen geht herum, groß und mit einem Gesicht, hell wie der heitere Tag; es hat eine ruhige, in aller Bescheidenheit so überlegene Art, daß die Bauern sich vor ihr wie vor etwas Höherem ducken. Das ist die Ueberlegenheit der heimlichen Kreuzträger, die ihre große Last mit lächelndem Munde schleppen, während allen übrigen die alltägliche Bürde schon verdrießliche Gesichter macht.

Josepha hat dem Hochfluhhof einen neuen Herrn und dem neuen Hochfluhhofbauer ein Weib gegeben. Der Tag jährte sich, daß der Tobias aus dem Tal gegangen war, da ging das Mädchen zum Präses von Fruttnellen, der den Titel zum letztenmal trug, denn am nächsten Tage ging seine Amtstätigkeit zu Ende; er hatte in der letzten Gemeindeversammlung seine Würde niedergelegt.

„Es ist der Wille des Tobias gewesen, daß ich Euch frage, ob Ihr an Euer Versprechen denkt, daß der Felix und meine Schwester ein Paar werden sollen."

Das hatte sie vor dem Präses zu reden.

Der richtete seine schwere Gestalt aus dem Stuhle auf, wo er weniger aufrecht denn früher gesessen, wendete ihr den klugen, schneeweißen Kopf zu und sagte:

„Was ich versprochen habe, Mädchen, das halte ich! Hättest dir den Gang sparen können! Der Felix weiß Bescheid auf dem Gut. Ich kann gehen. Und ich will gehen!"

Derweilen war auf der Seelialp in aller Stille ein Holzhaus erstanden; „halb aus der Welt stände es," sagten die, die es plötzlich entdeckten. Aber es stand der Sonne um so näher. Dahin, als es fertig war, verzog eines Tages der allmächtige Präses.

„Er ist sich begraben gegangen," sagten die Fruttneller.

In dieser Zeit kam Pia als Frau auf den Hochfluhhof. Es war eine stille Heirat. Felix trug Trauer, denn vier Wochen vorher hatten sie seine Mutter begraben, das müdeste und sterbensfroheste Weib, das lange im Tal gewesen war.

Der Felix und die Pia sind ein schaffiges Paar, trotz ihrer jungen Jahre; die Leidenschaft ist aus ihrem Leben gegangen; der Bauer lernt das Wirtschaften und vergißt, nach Dingen zu schauen, die neben der Arbeit liegen, und die Pia spart und haust wie nur eine im Dorf.

Im Seelialphaus sitzt der Furrer. Er hat es nicht gern, wenn ihn viele besuchen; er ist menschenscheu geworden. Aber wenn der Felix hinaufsteigt — und das ist jeden zweiten Sonntag —, dann hat er dieselbe Frage, die noch vor dem Gruß kommt, zu hören: „Hast du nichts gehört? Meinst, kommt er nicht wieder?"

Und Felix hat immer dieselbe Antwort; von dem Tobias hört keiner, und sie haben ihn auch im Oberland nicht erfragt.

Einer ist zu Fruttnellen so allein wie der Furrer auf seiner Alp. Der Russi hat ihn für ganz zu sich nehmen wollen, aber der blinde Kolumban Nager will nicht aus seiner Stube gehen, weil er darin

auch mit seinen toten Augen sieht. Er sitzt und betet und denkt und lebt, sein Gesicht ist lederfarben und in tausend Runzeln gefurcht, aber noch immer liegt der unzerstörbare Sonnenschein der Zufriedenheit darüber. Nur zuweilen — die Josepha hat ihn gehört — flüstert er in sich hinein von einem Faden, der wohl des Herrgotts Händen entglitten sei, also, daß er, der Nager, überzählig und vergessen zurückbleibe in einer fremden jungen Welt.

August Sperls Werke

sind allen Freunden einer tiefgründigen und literarisch wertvollen Lektüre warm zu empfehlen. In buntem Wechsel von Ernst und Scherz ziehen Menschen und Zeitbilder in lebendigster Anschaulichkeit und sattester Farbenpracht an uns vorüber. Man vergleicht Sperl gern mit Gustav Freytag, nicht selten auch mit Scheffel. Aber Sperl ist etwas für sich selbst, eine dichterische Persönlichkeit.

In unserem Verlage sind erschienen:

Richiza. Roman. 3. Auflage.
Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

In diesem letzterschienenen Werke des Dichters behandelt er eine sagenhafte Episode aus der ältesten Geschichte des fränkischen Grafengeschlechts Castell. Die Saale-Zeitung, Halle, urteilt darüber: „Dies Buch, ein hohes Lied der Treue, ist echt und groß, ist stark und wahrhaft, ist eine Dichtung von dramatischer Kraft, die uns lange noch umklingt. Ich meine, wir tun dem Dichter, der es uns bescherte, dann erst die rechte Ehre an, wenn wir dies Buch in unserer Kinder Hände legen. Der Dichter, der so lange schwieg, hat hier sein Bestes gegeben. Denn aus ‚Richiza' spricht sein Herz."

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte.
Volksausgabe. 12. Auflage.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit.
5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte.
Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner.
4. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Kinder ihrer Zeit. Geschichten.
4.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts.
Geheftet M 8.50, gebunden M 10.—

art

Kunst

ldungen

von

).—

seiner Haus-
r einen kleinen
nd jung immer
h fördern wird
her Kunst. Es
Blatt für Blatt
igt nicht wenig
zen Einleitung,
as andere, und
Stechnik."

erfeld: „Wenn
oh und dankbar
chaut, die Gott
en Entwicklung
t sein Blick mit
In der Kunst
unmittelbarsten
ksseele. Sie ist
as Fühlen und
darstellt, erzieht
Bestimmung des
sozialen Lebens.
utsche Kunst, so
bild dar. Eine
uch dem ‚Laien'
uch deutscher
Anthologie in
deutsche bildende
... Jeder, der
aben an diesem

ienbuch".

VOLUME

5

Ernst Zahn's
Gesammelte Werke

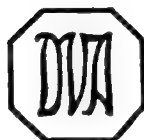
Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Ernst Zahns
Gesammelte Werke

Erste Serie

Fünfter Band

Menschen



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Menschen

Neue Erzählungen

Von

Ernst Zahn



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg



Fräulein Mina Buck

seiner Tante und Freundin

widmet dieses Buch

der Verfasser

Menschen! — Selber schreiten wir im Zug,
Den seit grauer Zeit die Erde trug.
Der, ein niemals abgewundnes Band,
Dieses Lebens Hügel überspannt!
Menschen! — Aus der Kindheit Sonnental
Steigt's herauf, hat keine Rast zumal,
Ueberklimmt den Ort in Mittagsglut,
Wo der Lebenswende Markstein ruht,
Sucht dieselbe Straße unverwandt
Talwärts in ein nachtversunknes Land.
Und wie sie da wallen Schar um Schar,
Ist kein Rücken aller Lasten bar,
Schleppen keuchend sie auf Schritt und Tritt
Ihre klein' und großen Kreuze mit! —
Menschen! — Aus dem Zug sah dann und wann
Eines Trägers Angesicht mich an;
Fest hielt ich in diesen Blättern, was
Ich aus des Genossen Antlitz las.
Und derweil ich von den Menschen schrieb,
Wurden mir die Menschen seltsam lieb.
Und mir war und ist, als sei das Los,
Ihres und das unsre, stolz und groß,
Wurde jedem doch zu zeigen Frist,
Daß er *stark* auch *unter Lasten* ist.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Widmung	5
Menschen	9
Grundwasser	147
Kunis Heilung	252
Die Schießnarren	293
Das Erbe	333
Der Lehrer von Oberwald	356
Herr „Herr“!	377

Menschen

Erstes Kapitel

Ein gottgesegneter Tag! Das kleine Stück Himmel über dem Lochtal leuchtet, sein Blau ist so tief wie das Meer, wann es am stillsten ist, und scheint zu dem Walde niederzuquellen, der seine dunkeln Kronen ihm entgegenhebt. In den Lüften ist alles Glanz und Licht und Sonne, und im Walde ist Dämmerung, grüne, warme, mit Lichtfunken auf dem Blatt und jenem, mit einer weißen Blume hier und dort, die von der Sonne getroffen wie ein Lichtlein inmitten des milden Düsters steht. Ueber allem liegt ein lautloser Friede. Der Voralpbach selber ist still, oder dann sind die Stimmen seiner Sturzwasser so mit dem Tale verschmolzen, daß sie den Frieden nicht stören und nicht aus ihm hervortönen. Die Wände und Abstürze des Salbit schimmern blaugrau, manchmal, wo die Sonne auf Glimmer trifft, brennt ein silbernes Feuerlein an der Steinwand. Auf der höchsten Spitze hängt ein Schneefeld gleich weißem Scheitel über dunkelm Gesicht, es gleißt im Glanz der Sonne und tut dem Auge weh. Aber der Berg ist stiller als alles, starr und groß und gewaltig, der Wächter über dem Talfrieden.

Ueber das Dach der Lochstafelhütte quillt das

warme, sachte verschönende Sonnenlicht. Die liegt so einsam und weltverloren wie das Blockhaus auf dem Eiland des Robinson. Vom Alpweg aus sieht sie sich sauber und wohnlich an; die Sonne verheimlicht die Wurmlöcher in den braunen Wänden, die faulen Dachbalken und die Löcher im Schindeldach; selbst die zerschlagenen Fenster, an denen mehr Papierflicken als Glas sind, sehen fürnehmer aus. Und doch hockt die bittere Not auf der Schwelle der Lochstafelhütte, hockt dort seit Jahren und Jahren. —

Zwei junge Menschen sitzen in der Stube der Lochstafelhütte. Sie sitzen zum letzten Male hinter dem wurmstichigen, nicht übersauberen Tisch, der Rest eines luftgetrockneten Schafbeins liegt zwischen ihnen, und zuweilen fährt eins mit der Hand danach und sägt von dem krummen Knochen das steinharte Fleisch. Der Tag lugt durch die beiden kleinen Stubenfenster, er lugt scheel herein, denn in jedem ist nur noch ein staubgraues Scheiblein, die andern sind verklebt. Lange schmale Staubstreifen glänzen von den beiden Scheiben nieder auf den moderigen Boden; die Sonne spinnt ihren Weg in das elende Wohnloch.

„Es ist mir, ich könnte nicht fort," sagte des Lochstafelmartis Bub, der Marti. Er glotzt nach der rußschwarzen Decke und stochert mit dem Messer in den Zähnen.

Seine Schwester Hanna, das Hansi, wie sie sie ihr Lebtag genannt haben, lacht trübselig. Dann kaut sie mit den schönen weißen Zähnen an ihren kargen Bissen weiter.

„Hat er wirklich gesagt, daß wir warten müssen?" fragte sie nach einer kurzen Pause.

„Ja," knurrt der Bub zurück. Seine Brauen fahren jäh zusammen, und ein halb verbissener Fluch folgt dem Ja.

Danach hocken sie wieder schweigsam einander gegenüber und essen, mehr zum Zeitvertreib und in Gedanken, als weil sie hungert. Das warme Tageslicht quillt über sie hin.

Das Schicksal der Lochstafelkinder ist nicht just außergewöhnlich, nicht einmal so, daß unten im Dorf einem eingefallen wäre, sie für elend zu halten. Hungerleider wohnen noch eine ganze Anzahl in den verstreuten Hütten. Der Martin Gerig, der Lochstäfeler, hat zu Lebzeiten so gut wie andre die paar Franken Viehauflag auf die Gemeindekanzlei zu Wicky getragen, und sein Gesicht ist jeweilen an dem Tag auch nicht viel trüber und saurer gewesen als die andrer Leidgenossen. Jetzt ist der Gerig-Marti tot, an die drei Wochen schon tot, und es hat sich seither herausgestellt, daß auch das Lotterdach nicht mehr sein gewesen ist, unter dem er seine Kinder zurückgelassen hat. Aber das kommt vor, das kommt alleweil vor im Land, die paar Reichen haben die Hand auf allem. Auf der Lochstafelhütte hat sie der Waisenvogt von Wicky, der Säger und Händler, der Truttmann-Dölfi. Den sind die Lochstafelkinder gewärtig, ehe sie abziehen.

Der Truttmann läßt auf sich warten. Das Schafbein ist abgenagt. Wie er nichts mehr zu kauen hat, legt Marti den schwarzen Kopf an die Holzwand und drückt die Augen zu, als zwinge ihn

der Schlaf. Aber heimlich lugt er durch die Lider nach der Schwester aus. Hansi hat die Hände vor sich auf den Tisch gelegt und staunt ins Leere, die dunkeln Augen und den roten, leicht aufgeworfenen Mund halb offen. Sie staunt und sinnt und merkt nicht, daß der Bruder sie beobachtet. Der ist erst zwanzig Jahre alt, nur drei Jahre älter als das Mädchen, aber er weiß viel, hat viel aufgefangen von dem, was unter den Buben zu Wicky die Rede geht, und just in dem Augenblick fällt ihm ein, daß die Hansi nicht unter die passe, also auch nicht unter das Knechtsvolk, wie es sich in jedem Dorfe herumtreibt. Irgendwie entdeckt er, daß das Mädchen schön ist, und muß dabei denken, daß es noch dumm ist in den Sachen, die es auf den Weg wissen sollte.

Das ganze Licht fällt auf das Gesicht der Hansi. Das ist weich und rund, hat ein feines Kinn und eine kleine Nase, nur der Mund blüht ein wenig allzusehr daraus auf. Die Augen sind grau, von dunkelm, heimlich leuchtendem Grau. Das Haar des Mädchens ist wirr, ungepflegt, aber es rahmt sich in seinem dunkeln Wust wohl um das helle Gesicht.

Des Martis Blick hängt mehr an dem biegsamen, sich eben nur rundenden Leibe des Mädchens, der gibt ihm zu denken. Die Dorfbuben von Wicky haben schon immer nach den runden Armen gegriffen, die jetzt die Aermel des verschossenen dünnen Kleides füllen, und ihre Augen schielen lüstern nach der Hansi, wenn sie in ihre Nähe kommt. Er, der Marti, weiß es; er ist selber nicht anders. Er läuft selber den Mädchen nach. Darum weiß er, wie's

mit der Hansi sein wird. Dabei ist ihm, als solle er sie nicht aus der Nähe lassen. Eines ist in der Lochstafelhütte gewachsen, was nicht in allen Hütten gedeiht: der Marti und die Hansi hängen aneinander — wie die Narren, hat der alte Lochstäfeler, ihr Vater, immer gesagt.

„Ich weiß noch nicht, ob ich dich fortlasse," gibt der Bub seine Zweifel plötzlich laut.

Die Hansi blinzelt schläfrig: „Bah, da wirst jetzt noch viel machen können."

„Einmal wissen will ich erst, wo du hinkommst?"

„Nun, zum Flühner nach Meyen oder zum Meyer zu Steg; mit einem wird der Truttmann wohl einig geworden sein."

In diesem Augenblick kommt der, von dem sie redet, gegen die Hütte heran aus dem Walde gestiegen. Ein langer, hagerer Mensch, dessen Oberleib vorgebeugt ist wie der Gipfel eines überlasteten Baumes. An seinen kurzen, schäbigen Hosen sieht ihm keiner seinen Reichtum an, aber daß er geizig ist, steht schon um seinen schmalen Mund geschrieben. Er hat steckiges, schwarzes Haar und einen schwarzen Schnurrbart. Wangen und Kinn sind schlecht rasiert, die schwarzen Stoppeln stehen in der grauen, harten Haut. Eine niedere, bleiche Stirn sieht unter dem zurückgeschobenen Hut hervor, unter der stehen dunkel überbraute, halb stechende, halb scheue Augen, Geizhalsaugen, in denen eine geheime Gier und eine just so heimliche Angst nebeneinander leuchten. Der Waisenvogt keucht und verschnauft, wie er den Berg überwunden hat und neben der Lochstafelhütte steht. Er fährt sich mit der Hand

über die nasse Stirn und reibt sie an der Hose wieder trocken, dann macht er sich schwerschrittig und als ob er zu einem besonders würdigen Amt den Anlauf nehme, in die Hütte. Die Tür kracht auf, man soll merken, wer ankommt, aber die Diele macht den großen Mann doch sich bücken.

„Tag," knurrt er unverständlich, als er sich den Lochstafelgeschwistern gegenüber sieht.

„Tag," geben die, nicht just freundlich, zurück.

Der Truttmann hat sich schon zu ihnen an den Tisch gesetzt. Dabei ist sein Blick auf den Schafknochen gefallen.

„Was!" fährt es ihm heraus. „Wie kommt ihr zu dem Bein da?" Und er schwingt den Knochen, den er vom Tisch genommen hat.

„Bah, woher wohl? — Es hat nur das auf dem Estrich gehangen," gibt der Marti trotzig und trocken Bescheid.

Jetzt sperrt der Waisenvogt das Maul erst recht auf.

„Hast nicht gehört, daß du hier nichts mehr anrühren sollst, Fratz, daß alles versiegelt ist?" begehrt er dann auf.

Das Blut ist dem Marti zu Gesicht gestiegen, er schiebt sich hinter dem Tisch hervor; es will ihm zu eng werden. „Essen wird man doch wohl dürfen," gibt er zurück.

„Aber nicht von dem, was noch helfen kann, deines Vaters Schulden zu zahlen!"

Marti steht am Fenster und trommelt an die brüchigen Scheiben. Er ist ein starker, gut gewachsener Bursch, nicht hoch just, aber stämmig,

Arme und Beine zeichnen ihre Muskeln an den zertragenen Kleidern ab. Der Kopf ist schwarzhaarig wie der der Schwester, auch sein Gesicht ist wohlgeformt, aber sommersprossig. Die schwarzen Haare keimen auf seiner Oberlippe. Seine Augen sind braun und schauen ehrlich; es ist schad um sie, wenn er Sonntags im Wirtshaus den schweren Welschwein über sich Herr werden läßt, zu dem selbst der Aermste Geld hat; die Augen flackern dann und sind so unstet, wie sie jetzt gerade und zutrauenerweckend sind.

Der Waisenvogt schimpft und predigt weiter in seinem Rücken; Martin trommelt nur dazu. Da kommt Truttmann endlich zum Grund seines Hierseins.

„Also, jetzt wollt ihr ausziehen?“ fragte er, als ob er es nicht wüßte.

„Wir haben nur noch auf Euch gewartet,“ gibt Hansi zaghaft Bescheid.

„Ja, ich habe dir Bericht,“ läßt Truttmann sich zahmer und gedehnt vernehmen. „Also beim Meyer zu Steg kannst eintreten. Der andre, der Flühner, hätte dich auch genommen, aber ich habe den Meyer just angetroffen und mit ihm abgemacht. Er hat eine kranke Frau und kann zwei Hände mehr brauchen bei seinem Vieh und im Haus. Ich habe auch gesagt, daß du heute kommst.“

„Dank — so — so will ich halt —“

Hansi hat sich erhoben. Sie ist bleich; der Abschied geht ihr doch nah; es sieht aus, als haste sie wegzukommen.

„Nun, so pressiert es ja nicht,“ meint der Waisenvogt. Aber das Mädchen knüpft das bunte

Nastuch um den Hinterkopf und packt den alten, abgeschossenen Regenschirm. Der Marti ist ohne ein Wort nach der Tür geschritten.

„So denn, adie, Waisenvogt, und Dank," zwingt Hansi noch einmal hervor und streckt dem Bauer am Tisch die Hand hin. „Oder kommt Ihr mit?" fragt sie noch.

„Nein, ich habe noch zu tun hier," gibt er zurück, steht aber gleichwohl auf und tritt, das Mädchen vor sich herschiebend, in den Flur hinaus.

Dort steht Marti und bindet der Schwester gelbe Kleiderkiste auf die Gabel. Es ist ein wurmstichiger Kasten und tönt hohl, wenn er daran stößt; es ist blutwenig darin. Aber der Geiz sticht den Truttmann doch.

„Ja, halt, was traget ihr jetzt da wieder fort?" fragte er eifrig.

Grimm faßt den Marti. Er hat eine böse Rede auf der Zunge, aber — fühlt er sich noch zu jung, oder ist ihm just nicht um Streiten — er löst den Strick mit hastigen Fingern, derweil ihm das Blut dunkel in den hageren Wangen steht. Dann schlägt er den Deckel zurück, den nur eine um einen Nagel gewundene Schnurschlinge festhält.

„Da," stößt er rauh heraus, „gestohlen haben wir nichts."

Der Waisenvogt streckt die spitze Nase in den Kasten. Er kann den Vorrat von Strümpfen, Wäsche und Kleiderzeug mit einem Blick übersehen.

„Nun ja, mach zu," sagt er danach gnädig. Und der Marti bindet seine Last aufs neue auf. Er stellt danach die Gabel vors Haus, duckt sich

und nimmt sie auf den Rücken. Dann steht er, das Gesicht weggewandt, und wartet auf die Schwester. Die hat das Wasser in den Augen stehen. Zeit ihres Lebens ist es ihr nicht eingefallen, daß an der Lochstafelhütte etwas Schönes sei, aber jetzt — sie kann sich nicht helfen. Sie tut ein paar Schritte seitwärts an der Hüttenwand hin, so daß sie den Männern aus den Augen kommt. Dort legt sie die Hand auf das lichtwarme Schindeldach — es ist so niedrig, daß sie leicht hinauflangt — und streichelt das graue Holz. Und plötzlich muß sie sich halten, so überkommt sie jäh das Flennen. Sie tut einen einzigen lauten Schluchzer, dann schämt sie sich und meint, die andern hörten sie, schießt davon und bergab, dem Marti im Vorüberstreifen ein „Komm jetzt!" zuwerfend. Der rückt sich das Reff zurecht und beginnt ihr nachzusteigen; den Truttmann grüßt er kaum.

„Also, wenn du zurück bist, kommst zu mir!" ruft ihm der noch nach. Da gibt er ein kurzes, knurriges „Ja" zurück. Der Truttmann geht indessen des Lochstafelmartis Hütte durchsuchen, die auf die Gant soll; bei Versteigerungen läßt sich manchmal ein Geschäft machen.

Zweites Kapitel

Es ist zu Steg kein schöneres Gut als das des Peter Meyer. Und Steg ist reicher als das eine Stunde höher in den Bergen liegende Wicky. Vielleicht haben die Alten das Dorf „Steg" geheißen,

weil mitten durch dasselbe der breite Rußbach geht, den alle paar Häuser weit ein Steg überbrückt.

Des Peter Meyers „Breite“ liegt außerhalb des Dorfes. Es ist eine weite, grüne Matte, die wie eine Insel mitten in einer Schlucht liegt. Das Tal verengt sich derorts; die Wildplatte erhebt ihren starren, massigen Leib gerade auf aus des reichen Bauers Land, und die dunkeln Wände des Berges schützen dasselbe vor den Westwinden. Jenseits ragt der waldige Morgenberg auf, an dessen Fuß die Landstraße sich hinzieht. Die von der „Breite“ können die weiße durch die Tannenreihen herüberschimmern sehen. Zwischen Straße und Matte aber tosen die Rußbachwasser in tiefem, schachtartigem Bett, dessen zerrissene Wände zuweilen Gesträuch verbirgt, das aber, wo es freiliegt, den Namen verdient, den es trägt. Sie heißen es die Hölle.

Es dämmert leise über der „Breite“. Der Wald zur einen und der Fels zur andern Seite halten das Licht um diese Herbstzeit früh schon ab. Hoch oben am Morgenberg, wo an der kahlen Spitze noch ein schmaler Schneestreifen haftet, brennt der letzte Abglanz der Sonne, die den Lochstafelgeschwistern an der heimischen Hütte zum Auszug geleuchtet hat. Die Lochstäfeler setzen erst jetzt den Fuß auf den Breiteboden. Sie haben drei Stunden an dem Wege gemacht, den man sonst in einer geht. Im Intschiwald oben, wo es still und heimelig ist, wie in der Kirche, sind sie beieinander gehockt, ohne Abrede, in gegenseitiger Uebereinstimmung, nicht um zu reden, fast nur, weil es ihnen heute zum

erstenmal in ihrem Leben Bedürfnis war, beieinander zu hocken. Jetzt steht der Marti am Breite-Mattensaum, aufrecht, das Reff auf dem Rücken, und späht nach dem Haus hinüber, von dessen rußschwarzem Kamin ein blaues Räuchlein in Ringeln sich in die wunderbar reine Luft erhebt, steht und gafft. Die Hansi hat den schmalen Steg, der von der Landstraße zur „Breite" herüberleitet, just auch hinter sich und tritt neben den Bruder.

„Da kann einer zusehen, daß er nüchtern ist, wenn er nachts hierher heim will," hat sie im Herantreten gesagt. Sie hat auf dem Holzsteg verweilt und einen scheuen, erschreckten Blick in die Tiefe der „Hölle" hinabgetan, die düsterer und wilder ist als selbst die Wände der Lochwaldfälle daheim. Der Marti gibt keinen Bescheid. Er mustert noch immer das Breitehaus. Die Hansi, die aufmerksam wird, hilft ihm danach gaffen. Breit, grobgliederig und erwachsen, wie sie sind, haben sie in diesem Augenblick mit Hänsel und Gretel im Märchen die scheue Neugier gemein, welche jene vor der Hexenhütte zögern heißt.

Das Holzhaus des Peter Meyer steht braun und schmucklos in der grünen Fläche, nicht unfern der Wildplattenwand. Es ist ein großer Bau, der mehr in die Breite denn in die Höhe geht. Eine Tür steht offen, zu deren beiden Seiten eine Reihe Fenster liegen. „Die Wohnstuben," meint die Hansi, die mit dem Finger hinüberweist. Darüber mögen Schlafkammern liegen, eine gute Anzahl, denn die eine Front zählt sechs Fenster, von denen eines auffällt, weil es unter den andern in dem

gebräunten Holzgrund sitzt gleich einem sonntäglich gekleideten Menschen unter Werktagsschaffern. Ein grünes Häglein ist zwischen die Rahmen geklemmt, hinter dem noch ein ganzer Garten späten Blusts steht.

„Du, Blumen hat es noch," raunt Hansi und stößt den Bruder an. Der hat sich inzwischen an dem Misthaufen ergötzt, der zwischen dem Haus und einem nahen Gaden sich breit macht. Auch das Schindeldach hat er gemustert, das just neu eingedeckt worden sein muß, und die Holzschichten, die der einen Hausseite nach bis ans Dach hinaufreichen.

„Man sieht schon, daß der Batzen hat," murmelt er durch die Zähne. Dann aber, als besänne er sich, daß sie schon überlang sich versäumten, nimmt er zwei mächtige Schritte und biegt in den Fußpfad ein, der an ein paar Laubbäumen vorüber stracks nach dem Hause führt. Der Hansi wird heiß, wie es nun ans Hingehen kommt, sie löst das Tuch am Kopf und nimmt es so rasch herab, daß das Haar wirr den schmalen Kopf umsteht; dann tut sie dem Bruder hastig den Weg nach. Sie überwinden schweigend die Entfernung bis zum Breitehaus. Marti biegt großschrittig um den mächtigen Holzstoß und stellt die Gabel an der Haustür ab. Derweilen tut Hansi einen scheuen Blick an der Vorderwand empor.

Kleine, saubere Vorhänge zieren die niederen Fenster; die im unteren Stock sind weiß, oben hängt buntgedruckter Kattun über die Scheiben. An der Stube mit den Blumen steht das Fenster halb offen,

der rote Vorhang hat sich verzwängt, den der Wind herausgeweht hat, und eine weiße Aster liegt abgebrochen oben auf dem Gesims.

„Jesus, du, der hat . . .“

Die Hansi will dem Bruder zufahren und ihm berichten, daß der oder die da oben in der Stube wohnt, eine Totenblume vor dem Fenster liegen hat. Da geht in dem dunkeln Hausflur hinten eine Tür und tritt eine junge Frauensperson in die Helle des Eingangs.

„Guten Abend, wir sind doch recht da? beim Peter Meyer — nicht?“ grüßt Marti, das Blut in den Backen.

„Ja,“ gibt das Mädchen kurz zurück. Die Hansi staunt es mit großen Augen an, denn es steht da, als wäre es Herrin im Haus.

„Was ist? Bist du das Mägdlein, das vom Truttmann zu Wicky kommt?“ fragt die von der „Breite“ und trocknet an einer rauhen Schürze die etwas hageren weißen Arme, von denen sie im Herantreten noch Seifenschaum geschüttelt hat.

„Ja,“ stammelt Hansi ihr zum Bescheid, halb freundlich, halb verlegen. Die andre heißt sie hereinkommen und, die gelbe Kiste bei ihrem einen Griff fassend, weist sie den Marti an, anzupacken und geht ihm vorauf, durch den Flur und eine Treppe hinan.

„Ich bin dem Peter seine Schwester,“ erklärt sie in klarem, ruhigem Ton, der den beiden gleich zu Anfang aufgefallen ist und der Hansi nicht gefällt, weil es ihr, wenn das Mädchen redet, immer ist, als käme ein kühler Luftzug durch den Flur ihr

in den Nacken. Aber noch im Treppaufsteigen, während die Holztritte unter Martis schweren Schuhen krachen, werden die drei heimischer. Des Bauern Schwester gibt an, daß sie Regine heißt und läßt sich sagen, daß der Marti der Bruder der Magd ist, die ins Haus kommt. Nachdem sie zwei Treppen überstiegen haben, stehen sie auf einem weiten Flur, auf den an die sechs Türen gehen. Der Flur ist schmucklos, er hat vertäfelte, unbemalte Wände, eine niedere Holzdecke und eine Hühnerstiege im Hintergrunde, die zum Estrich führen mag. Die Regine macht die Tür auf, die der Stiege am nächsten ist, sie hat die Kiste zu Boden gelassen und die beiden, die in dem dämmerigen Flur nicht Bescheid wissen, stehenbleiben heißen. Jetzt fällt ein heller Lichtschein aus der geöffneten Kammer, und die Lochstäfeler greifen ihre Kiste auf und schaffen sie hinüber. Aber dort steht die Regine, hoch und schlank und blond, und Hansi, die zuerst durch die Tür will, schaut erstaunt an ihr hinauf, wie sie ihr jetzt auf der Schwelle den Weg versperrt. Doch schon hat die andre die Finger in ein Weihwassergefäß, das am Türpfosten hängt, gesteckt und legt die feuchten der Hansi auf die Stirn.

„Segne der Herrgott dein Herkommen."

Hansi hat alles Blut im Gesicht, die Art des Mädchens scheint ihr fremd und sonderbar, sie blickt dasselbe wiederum scheu und von der Seite an und wundert sich, daß dasselbe jung ist.

Die Regine ist jung. Wie sie jetzt dasteht und zusieht, wie die Geschwister die Kiste herein und in

eine Ecke des Raumes schaffen, fällt das Licht der kleinen Scheiben voll auf ihre Gestalt, die in einem alten braunen Rock und kurzärmeliger Jacke steckt. Das Gewand ist bäurisch, auch die Hände sind groß und rauh vom Schaffen, wie sie die Bauern haben, nur daß die nackten Arme von der Sonne nicht gebräunt sind. Aber das Gesicht paßt nicht ganz in die Bauernstube, das — der Marti, der die Lehrschwestern zu Wicky kennt, denkt so bei sich selber — das stände einer Nonnenkapuze wohl an. Und wiederum wäre es schade darum. Es ist bleich, und blaue Adern scheinen durch die weiße Haut an den Schläfen und auf der Stirn, um die das weiche blonde Haar sich in wenigen Ringeln schmiegt. Die Züge haben ebenmäßige Linien, nur der Mund ist zu schmallippig und zusammengelegt, so daß, wenn die Regine nicht spricht, von seinen beiden Winkeln ein kurzer scharfer Strich sich in die Wange gräbt, der dem Gesicht einen Ausdruck früher, noch lange nicht dazu gehöriger Strenge gibt. Etwas wie Strenge liegt auch in den klaren, großen blauen Augen, die dem, mit dem die Regine spricht, immer gerade ins Gesicht sehen.

„So, und jetzt will ich wieder," sagt der Marti, der, nachdem er die Kiste versorgt hat, einen Augenblick dumm und linkisch dagestanden hat. Dabei reicht er Regine die Hand hin.

„Ihr werdet wohl ein Glas Wein trinken vor dem Heimgehen," sagt diese. Aber der Bub wehrt sich im Hinaustreten mit „Nein, Dank!" und „ich will nicht!"

So gehen sie zusammen treppab bis wieder in

den Hausflur. Dort faßt Marti die Hansi bei der Hand. Das Flennen will sie ankommen, nun der Abschied nah ist.

„So, adie! Leb gesund und ...“

Der Marti weiß selber nicht, was er noch hat sagen wollen. Er läßt ihre Hand fallen. Zärtlichtun kennt er nicht. Aber unter der Tür wendet er sich noch einmal um, in seinen Augen leuchtet etwas warm auf. „Habet Sorge zu dem Mädchen!“ sagt er ernsthaft zu Regine und fügt hinzu: „Euer — der Peter Meyer ist — nicht da, denk'?“

„Er ist zu Markt gefahren,“ erwidert Regine, die merkt, daß er dem Meister die Magd noch selber anempfehlen will, „aber lugen werden wir schon zu Eurer Schwester, habet keinen Kummer!“

Ihre Rede klingt, als habe er sie mit Mißtrauen beleidigt, und doch ist kein Zorn darin, nur eine stille, überlegene Würde. Der Marti wendet sich darauf. Er ist verlegen und froh, daß er gehen kann. Er nimmt den Weg hastig unter die Füße. Und während er allein bergan streicht, muß er dem sonderbaren Bauernmädchen nachsinnen, das da auf der „Breite“ sitzt. Das ist eines, wie im ganzen Oberland keines herumläuft!

Von der Breithaustür hat ihm Hansi mit schwimmenden Augen und heimlich zuckenden Lippen nachgesehen.

„Ihr steht gut zusammen, ihr zwei,“ sagt auf einmal Regine hinter ihr.

Hansi nickt nur.

„Das ist recht,“ fährt die andre fort, „es ist nicht immer friedlich zwischen Geschwistern.“

Und wieder muß Hansi über das seltsame, altkluge Reden staunen.

Dann heißt Regine sie in die Stube treten. „Es wird bald gegessen. Du kannst jetzt da hereinsitzen und dich der Schwägerin zeigen, nachher, wenn gegessen ist, kannst mir an der Arbeit helfen."

Damit schiebt sie sie sacht in die Tür zur Linken. „Das ist das Mädchen, das der Truttmann schickt," redet sie über ihre Schultern in die Stube hinein, dann schließt sie die Tür zwischen sich und der Magd.

Hansi steht drinnen und hat ein verlegenes „Guten Abend" gesagt. Zuerst ist ihr ganz schwindelig vor Scheu. Dann sieht sie vor sich einen schweren Eichentisch, wie sie schon zu Wicky in Großbauernstuben gesehen hat. An dem Tisch stehen mehrere Stabellen und ein altmodischer, harter Lehnenstuhl, in dem ein Haufen Menschenfleisch hockt. Wenig anders sieht des Peter Meyers Weib aus. Hansi erschrickt, als sie das Weib ansieht, von dem sie gehört hat, daß es seit Jahren krank sei. Die Meyerin hat einen schweren Leib. Sieben Jahre sitzen und liegen, dazu gut essen und viel trinken — so kann sich eines schon mästen. Und wenn Hansi die Arme ansieht, die sich auf die Holzlehnen des Sessels stützen, dann muß sie trotz aller Scheu das Lachen verbeißen. Das Fleisch hängt in Ringen aus dem Aermel der grauen Flanelljacke, der Oberkörper der vor sieben Jahren vom Schlage getroffenen und gelähmten Frau hängt vornüber, ihr Gesicht ist schwammig und zeigt jene blaue Haut und die verzogenen Züge, wie sie schlag-

süchtigen Trinkern eigen sind. Blaue, wässerige Augen quellen aus dem Gesicht und haben einen halb dummen, halb frechen Schein. Um den schweren und wie auf schwachem Halse unsicher haftenden Kopf hält ein Netz das gelichtete, blonde, schweißfeuchte Haar fest. Das ist des Peter Meyers Weib.

Hansi ist zusammengefahren, wie das Weib seinen Gruß erwidert. Es will ihr erst nicht zu Kopf, daß aus diesem zerstörten Körper die Rede, wenn auch schleppend, so doch verständlich kommt, nur in sonderbar tiefen Lauten, als redete ein Mann.

„Sitz ab," hat die Meyerin sie geheißen. Sie greift die erste beste Stabelle und setzt sich nieder, legt die Hände in den Schoß und weiß sich vor Unbehagen nicht zu helfen.

„Dem Lochstafelmarti hast gehört?" quält die Bäuerin die Rede weiter herfür.

„Ja," antwortet Hansi.

Dann ist es eine Weile still, bis die Kranke die Worte herausarbeitet: „Ich habe den Marti schon gekannt in seinen jungen Jahren, er ist einmal Knecht gewesen bei meinem Vater hier zu Steg selber."

Hansi hört zu und hört doch nicht. Ihre Gedanken sind zerstreut. Sie mustert die neue Umgebung und fragt sich zwischenhinein, wie es mit dem Hierleben und Dienen werden solle. Ihre Augen wandern durch die große, niedere Stube. Wände und Diele sind getäfelt wie überall dazuland, an den ersteren hängen ein paar Heiligen-

bilder, von der letzteren zwei Petrollampen. Ein grauer Gültsteinofen steht in einer Ecke, und Bänke umlaufen ihn. Bänke stehen auch da und dort an den Wänden, der Lehnstuhl der Kranken ist das bequemste Möbel, das die Stube hält. Dem Lochstafelmädchen fällt es auf, daß die Wohnstube nicht viel vor der eignen früheren Wohnstatt voraus hat, nur daß sie und ihr weißgescheuerter Boden sauberer sind und daß weiße kurze Vorhänge an den vier Fenstern sie heimelig machen.

„Nun, warum redest nichts, du?“ stört die Stimme der Meyerin plötzlich die Sinnende. Diesmal tönt es giftig und unwirsch, wie Kranke reden, wenn sie ungeduldig sind.

Hansi verbeißt einen Seufzer und nimmt alle Sinne zusammen, damit ihr etwas einfalle, was sie sagen könne. Aber es will ihr nichts einfallen. In diesem Augenblick kommt die Regine wieder herein, und ihr auf dem Fuße folgt ein Mann mit einem Buben. Hansi meint den Bauern vor sich zu sehen und ist aufgestanden. Aber die Regine redet:

„Sagt euch ‚Tag‘, ihr!“ sagt sie, „das ist das neue Mägdlein. Das ist der Ambros, unser Knecht!“

Der alte Mann, der in schlechten Stallkleidern ist, Weste und Hemd offen hat, so daß die dürre Brust herausschaut, streckt die erdbraune, knochige Hand aus, und Hansi schlägt ein und sieht ihn an. Er gefällt ihr, weil er alt ist und der Knecht, wie sie die Magd. Und sie drückt seine harten Finger. Er hat auch ein stilles, friedliches Gesicht. Grauer,

kurzer Bart umsteht ihm Wangen und Kinn, auf der Oberlippe hat er nur Stoppeln. Sein Haupthaar ist noch voll und wollig, und da es fast weiß ist, sieht er beinahe ehrwürdig aus. Seine Augen sind trüb und tief in Runzeln versteckt, wie Alteleutaugen sind, aber sie schauen freundlich, als er Hansi grüßt. Irgendwie ist dieser, als wäre sein Gruß ihr erster rechter Willkommen am Orte. Inzwischen ist auch der Bub herangekommen, der der Meyerin die Hand gereicht hat und sie „Mutter“ heißt. Er ist schlank und mager, aber gerade gewachsen und mag seine zehn Jahre zählen. Er sagt ein ernsthaftes „Gut Tag“, stellt sich vor Hansi hin und staunt sie einen Augenblick mit seinen tiefen, blaugrauen Augen an. Das Mädchen meint noch nie schönere Augen gesehen zu haben, noch nie einen schöneren Bubenkopf. Er hat welliges, kohlschwarzes Haar und ein Gesicht, in dem kein Tropfen Blut ist. Nur über die feine, kurze Nase laufen ein paar Laubflecken. In dem Gesicht die Augen! Hansi muß noch einmal hinsehen, so fremd kommt ihr der Bub vor. Er könnte ein „Herrenbub“ sein, denkt sie sich, wenn er nicht barfuß und in dem Bauerngerust ginge, wie ihn landauf, landab die Buben tragen.

„Andres, komm!“ sagt da Regine.

Sie hat die eine Lampe angezündet und in raschem Hin- und Wiedergehen den Abendimbiß zurechtgestellt. Eine Schüssel mit Suppe, Brot und ein paar Kässtücke. Die Schüssel steht inmitten des Tisches, fünf Löffel liegen darin, nur die Kranke hat einen Teller vor sich stehen.

Der Bub ist neben die Mutter getreten, ihm gegenüber steht Regine an ihrer Stabelle. Auch Ambros, der Knecht, hat sich an den Tisch gemacht. Wie Hansi sieht, daß es ans Essen geht, will sie sich niederlassen. Aber die hellen Augen der Regine sind mit einem strafenden Blick auf ihr, jene hat die Hände auf die Stabellenlehne gelegt und beginnt laut zu beten. Hansi errötet und faltet hastig die Finger. Die Stimme der andern geht klar und laut durch die Stube, so laut, daß Hansi auf- und nach ihr hinschauen muß, mag sie wollen oder nicht. Alle haben die Köpfe geneigt, selbst die Meyerin, die halblaut etwas in sich hineinlallt. Nur die Regine hat die Augen aufgeschlagen. Und das Lochstafelmädchen hört nicht mehr, daß sie betet; es muß vor dem Ausdruck staunen, der über jener Gesicht liegt. Die leibhaftige Mutter Gottes kann nicht mehr Inbrunst in ihren reinen Zügen haben wie die Regine, während sie betet. Der Tischgruß ist bald gesprochen. Er ist aber kaum zu Ende, so läßt die Meyerin sich mit ihrer schweren Stimme keifend vernehmen:

„Bekomm' ich auch noch zu essen heute?"

Hansi wundert sich, wie rasch ihre Laune gewechselt hat, denn just noch hat sie fromm und zahm geschienen. Regine hat nur ganz leise die Lippen zusammengepreßt und beginnt dann der Schwägerin Teller aus der Schüssel zu füllen. Der Knecht und der Bub fahren danach mit ihren Löffeln in die Suppe, und Hansi tut es ihnen nach. Derweilen speist die Regine die Kranke. Hansi darf nicht hinschauen, wie die ißt; sie hört sie

schlürfen und schnalzen und dazwischen ungeduldige Reden führen. Und die Regine gibt ihr schweigend und geduldig ihre Mahlzeit. Ihre eigne ist danach das, was die drei andern Esser für sie in der Schüssel gelassen. Mit der gleichen stillen Art löffelt sie den Suppenrest aus und geht an das Abräumen des Tisches. Hansi trägt ihr ungeheißen die leere Schüssel hinaus und läßt sich in der dunkeln rauchschwarzen Küche, die mit einem Fenster an die Wildplattenwand schaut, weisen, wie sie das Geschirr sauber zu machen hat.

In der Stube sitzt der Knecht Ambros mit einer Pfeife am Ofen, der Bub hat einen Kalender herfürgekramt und hockt damit dem Ambros zu Füßen, das kranke Weib dämmert vor sich hin, ein trauriges Häuflein lebendigen Todes.

Peter Meyer, der Bauer, ist noch immer nicht vom Markte zurück. Hansi wundert sich, wo er bleibt, und hätte fragen mögen, aber sie wagt sich mit ihrer Neugier nicht an die Regine. So muß sie sich eine Stunde danach in ihrer Kammer legen, ohne den künftigen Meister gesehen zu haben.

Drittes Kapitel

Das Lochstafelmädchen ist früh auf. Es vermeint ehrlich und gut zu dienen und will rechtzeitig in den Stuben sein und Ordnung schaffen. Dennoch hantiert Regine schon unten, wie es ankommt.

„Tag," grüßte die Magd kurzatmig; hätte sie noch früher sein sollen?

Regine wendet sich und sieht sie mit einem sonderbaren, forschenden Blick an. „Bist schon da? Das ist brav. So komm, ich zeige dir, was zu tun ist.“

Sie schaffen danach in Küche und Flur und Stuben. Draußen ist es noch Nacht, sie gehen mit dem Licht von Raum zu Raum. Wie sie in der Stube sind, schallt vom Nebenzimmer ein schwerer Atem, ein Blasen und Schnarchen. Dort liegt die Meyerin. Ein paar Augenblicke später hört Hansi einen schweren Tritt draußen über die Holztreppe niedersteigen. Er klappert herab, durch den Flur und zur Haustür hinaus. Das muß der Bauer sein. So ist der alte Knecht nicht geschritten, so — daß das Haus schüttert.

„Nimm die Becken aus dem Genterli*) und leg Brot und Besteck auf den Tisch,“ heißt sie die Regine. Die geht nach der Küche. Und Hansi tut wie ihr geheißen. Derweilen schlüpft der Bub zur Tür herein, sie hat auch ihn über die Treppe kommen hören, wie vorhin den andern.

„Tag,“ grüßt er, und wie sie ihm den Gruß abnimmt und sich nach ihm umdreht, schiebt er die Hand in ihre, die just nach Besteck greifen will, und lacht sie vertraulich an. Er wird rot dabei und läuft auch gleich aus der Stube und dem Haus, aber er hat dem blutarmen Ding mit seinem linkischen Schmeicheln eine große Barmherzigkeit getan.

Eine Stunde danach lugt der graue Tag durch die Scheiben. Nebel stehen noch über dem Ruß-

*) Kleiner Wandschrank.

bachbett, die „Breite" ist weiß von Reif, und am Morgenbergwald, der aus den Nebeln taucht, hängt es wie Gespinst weißen Haares. Einzig um die kahle Spitze des Morgenberges, wo die in den kaltblauen Himmel sticht, zuckt ein heimlicher Goldschein.

In der Breitehausstube sitzen sie am Morgenbrot. Die Regine und der Bub, Ambros und Hansi. Die Bäuerin fehlt, die steht spät auf. Und der Bauer läßt auf sich warten. ‚Er mag es so gewohnt sein,' denkt Hansi, ‚der erste bei der Arbeit, der letzte bei Tisch!' Sie hat gehört, daß der Peter Meyer ein Schaffiger ist. Keine zwei Atemzüge später knarrt der Flur unter seinen Holzschuhen. Und dann tritt er durch die Tür, eine gelöschte Laterne in der Hand. Er ist im schmutzigen Ueberhemd und bringt Stalluft mit sich herein, aber Hansi erschrickt fast vor seiner Erscheinung. Erst jetzt fällt ihr ein, daß sie sich zu dem kranken Weibe einen ebenso übel anzusehenden Mann gedacht hat. Der Bauer — der hat sich bücken müssen, wie er über die Schwelle getreten ist, und in der Stube streift sein schwarzes Haupthaar die Diele. Er muß die Höhe genau kennen, daß er den Kopf so aufrecht tragen mag. Den Kopf muß die Hansi anstaunen wie am Abend vorher den des Buben. Es ist in beiden viel Aehnlichkeit. Der Peter Meyer mag den Vierzigen nahe sein. Sein Gesicht ist gebräunt, wetterhart, und jede Linie darin ist fest wie mit stählernem Griffel gerissen, die Falten in der gegen das volle Haar weißer werdenden Stirn, die unter den Augensäcken, das ist alles wie aus Stein

geschlagen. Die Nase steht gerade und mit starkem Rücken unter den vollen schwarzen Brauen. Wangen, Oberlippe und Kinn tragen einen tiefschwarzen Bart, der bis an die Brust hinabreicht, und aus dem Gesicht von Braun und Schwarz schauen dieselben heimlich leuchtenden blaugrauen Augen wie bei dem Bub. Droben in Wicky, im ganzen Bergtal überhaupt, haust ein stämmiges Geschlecht, die Männer sind alle kräftig und mit Gliedern, die die Granithärte ihrer Berge haben. Peter Meyer überragt sie alle an Mächtigkeit, und einen solchen Tellenkopf trägt keiner auf den Schultern.

„Tag," hat der Bauer beim Eintreten gegrüßt.

„Tag," ist ihm das Echo vom Tisch gekommen.

Inmitten des Milchschlürfens der andern ist Hansi aufgestanden, irgendwie ist ihr, daß sie nicht sitzenbleiben darf, sie steht scheu und verwirrt da und wartet, daß eines rede.

„Aha," sagt der Bauer und nickt ihr zu, „dich hat der Truttmann geschickt. Es ist recht. Tag!"

Und er streckt ihr flüchtig die schwere Hand hin, ehe er sich neben seinem Buben niederläßt. Seine Stimme ist gedämpft, wie sie alle leise geredet haben, der Kranken wegen, die nebenan noch schnarcht.

Der Peter Meyer gibt seiner Magd kein weiteres Wort; es dünkt die Hansi wenig, und sie hat an den letzten Bissen ihres Morgenbrotes würgen müssen, sie weiß nicht, warum sie mehr Freundlichkeit von dem Bauern erwartet hat. Sie und der Knecht sind die ersten, die Tisch und Stube verlassen. Der Bub packt seine Schulsachen zusammen und geht eine Weile danach aus dem Hause.

Regine und der Bauer sind wortlos einander gegenübergesessen. Wie die Stube leer geworden ist, merken sie erst, wie still sie beide sind, und beiden zugleich wird das Schweigen lästig. Der Bauer räuspert sich und schöpft hastiger die Brocken aus seinem Becken. Dem Mädchen ist eine dünne Röte ins Gesicht gestiegen. Und doch redet sie nicht. Die Regine erhebt sich dann, greift ihre Tasse und geht hinaus. Der Bauer kann sie in der Küche mit dem Geschirr hantieren hören. Er hebt den Kopf, derweil er langsamer weiterißt, und schaut sinnend an die nächste Wand. Er weiß, was zwischen ihm und der Schwester ist und was der im Kopf herumgeht; er schnauft tief auf, und der Atemzug zittert gegen das Ende gleich einem tiefen Seufzer. Dann vollendet er sein Frühstück rascher und steht auf. Er reckt sich. Dabei hört er erst jetzt das Schnarchen aus dem Nebenzimmer, einen Ton, ihm so bekannt, daß er nicht in seine Gedanken gedrungen ist. Zuweilen sieht er nach seinem Weibe um diese Zeit; er tut einen Schritt nach ihrer Schlafstube. Dann besinnt er sich und bleibt sinnend stehen. Vor der Tür hört er Regine der neuen Magd einen Auftrag geben, der sie nach dem Gaden schickt, und hört, wie die Schwester nach ihrer Küche zurückgeht. Da zieht er den schweren Leib auf und geht zu ihr hinüber.

Die Küche ist nicht groß und düster. Ein Tisch steht darin, und ein Schrank hat in einer Ecke Platz gefunden, der das bunte Geschirr hält, wie es auf des Peter Meyer Tisch kommt. Im Herd ist noch Feuer, Scheite ragen zur Herdtüre heraus, und die roten

Flammen zucken zwischen ihnen. Von einem Wasserkessel steigt langsam der Dunst zu der geschwärzten Diele.

Regine steht am Schüttstein, wie der Bauer eintritt. Sie kennt seinen Schritt und weiß, was er will. Sie wendet sich nicht um. Er streift sie mit einem langen Blick. Sie hat ein Becken mit Wasser vor sich und wäscht das Geschirr, ihre weißen Arme leuchten von dem Dunkel ihrer Ecke ab.

„Bist fleißig," hat der Bauer im Hereintreten geredet, nun setzt er sich auf die Herdbank und legt spielend die Hand auf die brennenden Scheite.

„Bist wieder nicht zufrieden, du," sagt er plötzlich; eine leise Strenge ist in seinem Tone.

Da kehrte sie ihm das Gesicht zu.

„Nein," sagt sie einfach.

„Man möchte meinen, du wärest so etwas wie mein Vater oder sonst eine Machtperson, die schimpfen muß, wenn einer einmal später als sonst heimkommt," spottet er.

Sie sieht ihn gerade an. „Ich kann es nicht sehen, wenn der Mann bis in alle Nacht seinem Vergnügen nachgeht, der ein krankes Weib daheim hat."

Sie hat die Finger ineinander gelegt und ist einen Schritt näher zu ihm getreten. Sie redet ohne Leidenschaft, aber voll innerer Bewegung und wie von einer Herzensgewalt gedrängt.

„Weißt du denn, ob ich nicht auf dem Markt so lange zu tun gehabt habe?" fragt Peter Meyer.

„Ich weiß, wie lange der Markt dauert, und wenn dich Geschäfte versäumt hätten — sie versäumen einen nicht an vieren Sonntagen!"

Der Bauer lächelt gezwungen. „Du liesest mir die Leviten, du, so jung und grün noch bist! Ich weiß nicht, warum ich dir zulose!"

„Grün?" Der Ton ihrer Stimme ist ein wenig höher. „Sie haben mich im Kloster auf vieles gewiesen, auf viel, viel Böses, das auf Erden ist! Und ich weiß, daß du nicht recht tust, Bruder!"

„Sie haben einen Engel aus dir machen wollen, ja, da im Kloster," sagt der Bauer rauh, „und sie haben dir den klaren Verstand verdreht mit ihrer Frommheit."

Das Mädchen ist sehr bleich jetzt. Ganz nah tritt sie an ihn heran und sagt: „Verschimpf sie nur. Vielleicht — einmal weißt ihnen doch noch Dank. Ich weiß, was ich rede, und was ich tue, und was ich will. Ich will nichts als brav sein und recht, und ich will nicht, daß einer wie du vom geraden Weg abkommt! Wenn du ja nicht so einer wärest, den man so hoch hat halten müssen, den die Leute anstaunen ob seiner Bravheit und seiner Schaffigkeit und seinem guten Herzen, wenn du nicht der wärest, so würde ich wohl kaum reden, dann ließe ich halt kommen, was kommen will, aber so — so — du, du — sündigst — in Gedanken sündigst schon und — vom Denken zum Tun ist nicht mehr weit."

„Grad wie der Kapuziner predigst," sagt noch immer gleichmütig der Bauer. Dann, sich einen Ruck gebend, fährt er fort: „Also, Beichtvater, so will ich mit dir reden, als wärest einer und hättest weißes Haar auf dem Kopf, und wärest voll aller Höllenstrafen. Soll das Sünde sein, wenn ich nach

zwanzig langen Jahren, die ich in einem Käfig gelebt habe, in einer Luft zum Ersticken, wieder manchmal hinausgehe, um andre Luft zu schnappen? Wenn du angebunden bist zwanzig Jahre lang, und hast nicht geklagt und nicht gemuckst, und nun ist dir der Strick ein wenig lockerer geworden, lüpfst dann nicht die Arme und probierst, ob sie noch Kraft haben, und versuchst nicht, ob du noch laufen kannst? Bah, predige mir nicht! Ich müßt' kein Mensch sein, wenn ich das Elend hier daheim nicht manchmal bis zum Halse satt bekäme! Aber recht hast, ja, ich habe so meine Gedanken, die ungehörig sind! Der Rußi-Fidel, der Langplättler, heiratet wieder! Eine junge, gesunde holt er sich zu Matten unten. Er ist sechs Jahre älter wie ich und hat sich auch ein paar Jahre mit einem kranken Weibe schleppen müssen. Er hat gejammert und geschimpft, bis er sie los geworden ist. Und da hast recht. Ich kann es nicht helfen, daß mich der blasse Neid ankommt, wenn — wenn ich an den Rußi denke und daß er seiner Last ledig geworden ist!" — —

„Still!" Die Regine glüht in heißem Zorn auf. „Weißt noch, was redest? Weißt es auch? — Herr Jesus, ist es schon so weit mit dir, so — —"

Der Bauer steht auf und stampft den Fuß zu Boden. „Laß das Herrjeseln, du! Und das Jammern! Das Denken tut keinem weh. Und ich sorge schon dafür, daß es nur beim Denken bleibt. Aber — eines muß ich dich denn jetzt doch fragen. Das siehst gar nicht, das, wie mich die Marianne quält, Tag für Tag?"

„Nur dich allein etwa?"

Er neigt den Kopf ein wenig. „Da hast recht! Dir macht sie es nicht besser. Aber es kann nicht jeder so ein Geduldsengel sein wie du!“

„Er muß es halt lernen! Mein Gott, was soll ich dir nur sagen, daß ich dir aus deiner Finsternis helfe! — Komm zum Pfarrer mit mir, Peter! Oder doch in die Kirche hinüber. Wir wollen beten zusammen nachher, und — und —“

„Hör auf zu schwatzen! Es ist noch lang kein Unglück geschehen. Und dafür bin ich immer noch da, daß ich dafür sorge, daß keines geschieht!“

Er hat mit harter Stimme geredet und will sich zur Türe wenden. Da stellt ihn die Regine noch einmal. Sie legt die Hand an den Türpfosten, wie um sich zu halten, und fragt halb atemlos:

„Hast also das — das Lochstafelmädchen auch darum ins Haus genommen?“

Er sieht sie groß und voll Staunen an. Dann verzieht er den Mund halb zum Lachen, halb zum Hohn.

„Als ob ich es je gesehen hätte vorher?“

Regine beugt den Kopf fast spähend vor. „Sie ist ein schönes,“ sagt sie sonderbar.

„So? Dann hast du sie schon genauer angesehen als ich.“

Das kommt so ruhig und gleichgültig aus seinem Innersten heraus, daß Regine von der Tür wegtritt. Sie atmet hoch auf.

„Ich wäre dir davongelaufen, wenn das auch wahr gewesen wäre,“ sagt sie.

Sein Gesicht ist finster geworden. „Jetzt ist es genug, Mädchen. Einmal ist darüber geredet

worden, das erste und das letzte Mal. In Zukunft — vergiß nicht, daß ich keinen Vormund brauche, am wenigsten dich! Hier im Haus bin ich Meister, und was ich denke und tue, das verantworte ich schon selber. Dareinzureden hat niemand."

„Nun, so will ich dir nur noch eines sagen," redet das Mädchen voll Würde.

„Das wäre?"

„Vergiß deinen Buben nicht! Tag deines Lebens!"

Da bricht ein seltsames Licht aus des Peters Augen. Sein Gesicht bekommt eine leise Röte. „Siehst," sagt er ganz ruhig und ganz weich, „siehst, daß du nichts zu fürchten hast, da ist schon ein Wächter um mich herum, der mehr kann als dein ganzes Predigen!"

Damit geht er.

Die Regine schafft ihre Arbeit weiter. Sie seufzt nicht und läßt den Kopf nicht hängen. Wie ein schriller, zorniger Ruf aus der Schlafstube der Kranken kommt, da geht sie mit ruhigen Schritten hinüber, wünscht der Marianne das „Gut Tag" in alter, stiller Art und kleidet sie an, derweil das Weib ihr die Ohren mit heiseren, nur halb verstandenen Klagen füllt, daß niemand sich um sie kümmere. Sie bringt die Marianne nach der Wohnstube und richtet ihr die Morgenmilch, aber das Weib ist schlecht gelaunt und bösartig in ihrer Krankheit. Es geifert und lefzert. „Warum sie, die Regine, nicht Bescheid gebe!" „Ob sie sie foppen wolle!" „Ob sie denn solle zu Tod geschwiegen werden!"

Regine müht sich liebreich um sie, brockt ihr das

Brot in die Milch und setzt sich neben sie, sie zu speisen. Da greift Marianne die heiße Milch und wirft sie dem Mädchen ins Gesicht, daß es aufschreit vor Schmerz. Es hat die Augen geschlossen gehabt, darum ist kein weiterer Schaden getan, aber Brandmale zeigen sich in der bleichen Haut doch, und sie glüht ihr wie Feuer den ganzen Tag danach.

Vor Dunkelwerden schreitet Regine über die Breitematte und den Rußbachsteg dem Morgenbergwalde zu. Sie hat einen Rosenkranz in den Fingern und tut mit raschen Schritten ihren Gang, als hätte sie die Zeit dafür kaum erwarten können. Im Morgenbergwald hoch oben, verloren im Tannendickicht und doch landauf, landab bekannt, ist eine Wallfahrtskapelle. Sie heißen sie Sankt-Josefen. Dahin steigt die Meyer-Regine, liegt lange auf den Knien vor dem Heiligenbild und bittet, wie im Lande wenige beten. Und bittet für den Peter von der „Breite", den Braven und Hochangesehenen. Wie sie lachen würden im Tal, wenn sie wüßten, was die fromme Regine betet.

An demselben Abend, über dem Nachtessen, fällt des Breitebauers Blick zufällig auf das Gesicht der Schwester und sieht, wie die Haut sich ihr darin an drei Stellen löst.

„Was ist dir geschehen?" fragt er, daß alle es hören.

Regine errötet und redet nicht. Aber die Bäuerin fängt an zu kichern und stößt einmal über das andere ein gigelndes „Ich" durch die Lippen. Da sucht der Bauer mit den Augen die der Schwester, als wolle

er sagen: „Siehst jetzt?" Aber er redet nichts mehr. Es ist auch nichts Neues, daß die Bäuerin Schaden stiftet und bös ist, nur läßt sie sich sonst zumeist an ihrem Manne aus.

Als sie hernach den Tisch abräumen, der Knecht an seinem Ofen hockt und der Bub bei ihm, da ruft der Bauer die Hansi, die eben aus der Türe will, zurück.

„He, du, wir haben ja noch nicht geredet zusammen. Hat dir der Truttmann gesagt, wie du gedungen bist?"

Das Mädchen versteht ihn nicht recht und steht verlegen vor ihm. Es ist, als hebe sich ihr an Hals und Wangen die samtweiche Haut bei dem langsamen Aufquellen des Blutes, das ihr zu Gesicht steigt. Sie schaut den Bauern groß und zutraulich und doch fast ehrfürchtig an. Regine, die den Blick auf ihr hat, fühlt ein Herzklopfen. Aber der Bauer scheint nichts an ihr zu sehen.

„Was für Lohn, daß bekommst, mein' ich," klärt er die Hansi auf. „Fünf Franken in der Woche und bis Gallitag soll es gelten, und wenn keines etwas sagt, auch weiter! Bist einverstanden?"

„Ja, Dank! Mir ist es recht!" gibt Hansi zurück, und dabei treffen ihre Blicke die Augen des Bauern. Nur einen Atemzug lang schaut sie demütig hinein, dann geht sie. Peter Meyer aber hat seine Augen weit aufgetan und schaut sekundenlang vor sich hin auf die Stelle, wo sie gestanden ist. Es ist ihm, als steige ein heißer Quell ihm durch den Rücken, er kann es nicht hindern, aber er läßt sich nichts anmerken, er räuspert sich nur

und fährt sich von ungefähr über die Stirn und durch das volle Haar. Dann steht er auf und geht zu seinem Buben, legt ihm die Hand auf den dunkeln Kopf und spricht mit ihm und läßt seine Haare durch die Finger gleiten. Und so, als habe ihn das zu sich selbst gebracht, fängt er vom Ofen aus ein gleichgültiges Gespräch mit dem Knecht und der Schwester an. Er ist so Herr seiner selbst, daß auch die Regine nicht gemerkt hat, was in ihm vorgegangen ist.

Viertes Kapitel

Des Lochstäfelers Waise lebt sich ein in der „Breite". Es ist schon an die zwei Monate her, daß sie da dient, und sie hat nicht zu klagen. Und die andern klagen nicht über sie. Sie ist flink und willig und anstellig, und zählt wohl mit, wenn der Peter Meyer seine Arbeitskräfte zusammenstellt. Auch der Regine ist sie nahegekommen, und es ist fast eine Art Freundschaft zwischen beiden. Das macht, weil Regine in Hansi keine Gefahr mehr für den Bruder sieht. Der ist allezeit der Herr und läßt die Hansi Magd sein. Er ist rauh zu ihr, wenn viel zu tun ist und er alle rauh anfährt, und hat in der übrigen Zeit eine gleichgültige Freundlichkeit für sie. Der Regine fällt nur das auf, daß der Bruder fast nur noch Augen für seinen Buben hat, daß er, wenn er daheim ist, sobald er in die Stube kommt, immer den Andres neben sich haben will. An den langen Abenden —

es ist Winter geworden derzeit, und Schnee liegt fußhoch über der „Breite" —, da sie alle beisammen in der warmen Stube sitzen, die Kranke und der Bauer, die Regine selber und Knecht und Magd, da hockt der Bauer mit Vorliebe am Ofen und hat den Buben zwischen den Knien, mit dem er plaudert oder über den hin er mit den andern sich unterhält.

An diesen Abenden ist der Hansi nach und nach ein Licht aufgegangen, was die Bäuerin für eine ist. Zänkisch, weinerlich, halb blödsinnig jetzt, und jetzt wieder schlau zu allen Sticheleien, bringt sie den Unfrieden in die Stube, wo sonst der lautere, heitere Friede sein könnte und müßte. Gegen ihren Mann aber ist sie zumeist, als sei er ihr böser Feind. Was sie ersinnen kann, ihn zu plagen, das tut sie. Sitzt er still, so heißt sie ihn etwas holen, steht er auf, fragt sie, warum er nicht sitzenbleibe. Kommt er früher aus dem Stall oder vom Land, jammert sie, er schaffe nicht mehr, und kommt er spät, wirft sie ihm vor, er kümmere sich um sie nicht. Peter Meyer muckst nicht dabei. Der Hansi will zuweilen der Atem stocken vor Bewunderung, wie er alles erträgt. Nie kommt ein grobes Wort über seine Lippen der Frau gegenüber, er tut, was er ihr an den Augen absehen kann. Er trägt sie auf seinen Eisenarmen sorglich zu Bett oder hebt sie mitsamt ihrem Stuhl, wohin sie gesetzt sein will, und immer und immer, das findet die Hansi vor allem heraus, sucht er die Art des bösartigen Weibes vor dem Buben zu mildern und zu vertuschen. Hansi hat nicht viel erlebt, und die paar Leute, die sie kennt,

sind auch nicht just die besten, aber der Bauer will ihr als einer erscheinen, wie braver auf der weiten Welt keiner herumläuft. Und seit sie weiß, wie sein Weib zu ihm ist, treibt sie ein kindliches Mitleid, eine angeborene Gutherzigkeit, ihm zulieb zu tun, was sie nur kann. Er merkt ihre demütige Dienstfertigkeit aus hundert kleinen Dingen und bald; aber er tut nicht dergleichen und gibt ihr nicht den geringsten Dank.

Die ruhigste Stunde ist der Hansi die geworden, wann zu Abend gebetet wird; dann schweigt auch die Bäuerin. Der Schnee klopft an die Scheiben, oder die Eisblumen krachen leise, oder der Wind singt an den Hausecken, und in der Stube hocken die von der „Breite" und haben die Hände gefaltet. Die Regine betet vor mit ihrer klaren lauten Stimme, und alle haben die Köpfe geneigt. Nur die Hansi kann nicht so fromm sein und läßt derweilen unbemerkt ihre Blicke von einem zum andern gehen, von dem häßlichen Kopf der Bäuerin zur Regine, die immer denselben heiligen Ernst im Gesicht hat, wenn es ums Beten geht, von der zu den dunkeln Häuptern des Bauern und seines Buben und zu dem schneeweißen des Ambros, des Knechtes, daneben. Und wie sie warm und sicher sitzt, wünscht Hansi nichts andres, daheim ist es ihr nicht so gut gewesen. Nur den Marti hätte sie noch da haben mögen.

Der Marti hat sie zwei-, dreimal besucht und hat ihr dabei von sich nicht viel Gutes zu melden gewußt. Der Marti hat zu Wicky nichts Schönes. Er ist bei dem Truttmann, dem Waisenvogt, daheim,

der ihm ein Bett in der Knechtskammer eingeräumt hat und ihn ums Essen schaffen läßt. Hat der Truttmann aber keine Arbeit, so geht der Marti im Taglohn aus bald zu dem, bald zu jenem Bauern, und Taglöhner essen da herum in den Bergen ein karges Brot. Er sieht auch verwahrlost aus, geht mehr in Lumpen als in Kleidern und hat wüste Reden geführt das letztemal, wie er dagewesen ist, Reden, die haben erraten lassen, daß er seinen kargen Lohn im Wirtshaus daraufgehen läßt. Hansi, die von der Bravheit der Regine gelernt hat, sorgt sich seitdem, daß der Bruder verkomme, und hat einen großen Wunsch in sich, den laut werden lassen sie aber keinen Mut hat. Der Bauer hat einmal des Abends geäußert, daß der Ambros alt werde, und daß wohl aufs Frühjahr, wenn es mehr Arbeit gebe, ein jüngerer Knecht noch her müsse. Wenn da der Marti kommen dürfte! Mit der Andacht, mit welcher das Lochstafelmädchen an dem Bauern hängt, kann sie kein höheres Glück für den Bruder sich denken, als daß er den zum Herrn bekommt. Und das nächste Mal, wie der Marti herabkommt und nach ihr sieht, da sagt sie ihm, was ihr im Sinne liegt. Aber er sagt lange nichts darauf. Nur als er hernach Abschied nimmt, fährt es ihm plötzlich und fast wider Willen heraus: „Ja, wenn — das machen könntest, daß ich daher käme — es — es wäre noch Zeit jetzt!"

Wenn die Hansi nachher an seine heftige Art denkt, wird ihr angst, und sie nimmt sich fester und fester vor, den Bauern zu bitten, daß er den Marti aufnehme. Aber die Zeit vergeht, und der Peter

Meyer läßt nichts mehr von seiner Absicht hören. Und Hansi getraut sich nicht zu reden.

So kommt Weihnachten heran. Steg ist eingedeckt mit Schnee, halb begraben darunter. Im Tal, das sonst schon still ist, herrscht ein Schweigen, das unheimlich wäre, wäre es nicht so groß, so fast heilig. Der Schnee dämpft jeden Laut, der Schnee, der alle Einsenkungen füllt, der die Hänge ebnet, die sonst von Geröll übersät sind, der das Dorf überzogen hat, daß nur die schwarzen Fensterrahmen der Hütten und des Nachts ihre Lichter daraus hervorschimmern, und der an manchen Stellen selbst den Rußbach überbrückt und versteckt. Der Bach hat wenig Wasser jetzt und rinnt wie Dachtraufenbächlein, nur heller und heimlicher dahin.

Seit zwei Wochen sind die Tage klar und still, kein Wind geht. Der Himmel ist blau und leuchtet zur Mittagsstunde, wenn die Sonne eine kurze Weile sich zeigt, heiß herab. Im Dorfe aber ist ein starrer Frost, daß die Wege gieren, wenn einer darauf schreitet, und das Eis an den Dächern sich dehnt und kreischt und wächst wie die Kristalle in den Bergleibern.

Am heiligen Abend hält in der Steger Kirche wie überall im Lande der Pfarrer eine heilige Messe. Die Steger sehen darauf, daß ihr Gotteshaus auf die Feier geschmückt ist und daß keiner dabei fehlt. Sie richten die Krippe vor dem Hochaltar auf, die nur Wände aus Pappdeckel hat, aber mit ihrem Ueberzug von Gold- und Silberpapier und ihren Transparenten noch immer stattlich aussieht. Eine eigne Andacht erfüllt die großen und kleinen Kinder

in dem frommen Bergland, wenn sie den gleichen, alten, kunstlosen Schmuck wieder ansehen, wenn die Kirche von dämmerigem Licht erfüllt ist und nur vor dem Altar die Kerzen strahlen, wenn die Transparente roten, magischen Schein ins Innere der Krippe werfen, und es gibt alte Weiblein zu Steg, die alljährlich am Christabend sich nicht helfen können, die Hände über der Brust zusammenlegen, darin der Atem stockt, und ihr „Jesus, wie schön!" stammeln müssen, als hätten sie nicht seit zwanzig und mehr Jahren dieselbe Ausschmückung, dieselbe heilige Pappdeckelkrippe gesehen.

Im Breitehaus sind die Leute am Christabend nicht zu Bett gegangen, die Bäuerin ausgenommen, die ihre weinerliche Laune gehabt hat, aus dem Flennen und Stöhnen nicht herausgekommen und deshalb mit vieler Mühe auf ihr Lager versorgt worden ist. Der Bub, der Andres, hat einen kleinen Baum bekommen mit Nüssen, Aepfeln und fünf Kerzen daran. Er steht noch auf dem Tisch, und der Bub hockt davor und staunt mit seinen großen, klugen Guckern in das Gezweig, als hänge alles Gold der Erde darin. Er staunt eigentlich mehr durch den Baum hindurch oder darüber hinweg und hat das Herz von jener unsagbaren Stimmung voll, die wundersam ist und erdenfremd und einem Heimweh nach etwas Unbestimmtem, Heiligem, Großem gleicht.

Der Bub hält die Hände über einem ganzen Reichtum von Dingen, die ihm auf dem Schoß liegen, und die die Gaben der andern sind. Und er ist reich an dem Abend, er möchte mit keinem in

ganz Steg tauschen. Der Bauer ist drüben in seiner Schreibkammer, wo die Lade mit seinen Wertschriften steht und den Dorfbüchern; denn er ist auch Verwalter zu Steg. Der Ambros hockt am Ofen und hat den Kopf auf der Brust; er schläft und soll doch Wächter sein, bis in der Kirche die Messe vorüber ist, zu der die andern alle bald hinüber wollen. Regine und Hansi sitzen nebeneinander auf einer der Bänke und drehen unter halblautem Beten ihre Rosenkränze. Die Regine hat ihr Herz bei dem Beten wie immer, die andre aber muß an den Marti denken, der heute allein ist und wer weiß wie die Christnacht feiert.

Es dauert nicht lange, dann sieht Regine nach der Uhr, die an der einen Wand tickt, steht hastig auf, weckt den Andres, der in seine stumme Seligkeit noch immer versunken ist.

„Wir müssen fort, Bub," sagte sie, denn der Bub und sie sollen früh in der Kirche sein. Der Andres soll dem Pfarrer am Altar dienen, und die Regine singt mit dem Lehrer oben an der Orgel. Und schon ist sie aus der Tür und nach ihrer Kammer geeilt.

„Wir sind spät, Andres, lauf!" ruft sie zurück. Der Bub ist ihr in ein paar Sätzen nach, und in weniger denn fünf Minuten steigen sie zum Kirchgang gerüstet selbander herab. Auch Hansi ist nach ihrer Kammer gegangen, sich warmes Winterzeug umzutun, denn es ist bitter kalt. Sie eilt aber nicht, weil das erste Läuten noch nicht herübergeklungen hat. So kommt es, daß Regine, die dem Bauer in seine Stube hinüber ein flüchtiges:

„Komm nach, du, wir gehen voraus!“ zugerufen hat, mit Andres allein das Haus verläßt und eilig vorausschreitet.

Um ein weniges später steht Hansi unter der Haustür und wundert sich, ob die andern alle voraus sind. Da tritt unversehens der Bauer in den Flur, und sie wartet unwillkürlich, damit sie zusammen gehen können. Peter Meyer hat einen dunkeln Sonntagsgerust an, der seiner breiten Gestalt etwas Vornehmes gibt; eine Pelzkappe sitzt ihm fest auf dem dichten Haar, und unter dieser und hinter dem dunkeln Bart leuchtet sein eisenfarbenes Gesicht fahler als sonst.

„Sind die andern schon fort?“ fragt er, wie er auf den verschneiten Boden hinaustritt, und hebt dann ein langsames Ausschreiten an, unbekümmert, ob das Mädchen ihm folgt. Aber ihre Tritte verraten ihm, daß sie nahe beieinander gehen.

Die Nacht ist hell und voll von geheimen Wundern. Das Land ist wie ein gewaltiges, aus blendend weißem Marbelstein geschlagenes Kunstwerk, die „Breite“ dehnt sich aus, eine leuchtende Platte, und zu ihren beiden Seiten heben sich schneeige Wände empor. Die Wildplatte trägt den dunkeln, blauschwarzen Himmel, und es ist, als könne man von ihrer flimmernden Kuppel in unendliche überirdische Lande steigen, die sich just über dem Berg auftun. Der Morgenbergwald streckt jenseits seine weißen Wipfel in die Nacht, und die Aeste und Zweige tauchen so scharf in das weiße Licht des Mondes, das aus Osten quillt, daß fast die Nadeln daran zu zählen sind.

Der Bauer und seine Magd sind am Rußbachsteg angekommen. Fast als besinne er sich, ob er das Mädchen vorausgehen lasse, wendet jener sich um, und beide schauen einander an. Nur eine Wortsilbe lang, dann geht der Bauer vorauf und hört die Hansi wieder hinter sich herstampfen. Und wie er so über den Steg schreitet, ist das Gesicht, in das er eben hineingeschaut hat, noch vor ihm, so, als wäre es auf die verschneiten Stegbretter gezeichnet. Der Bauer muß denken, daß er noch nie in seinem Leben in zwei Augen gesehen hat, in denen so mit Willen oder nicht ein demütiges Betteln ist: ‚Hab mich doch gern, du!' Und noch nie einen Mund, in den man die Zähne schlagen möchte, weil er so lockt. Peter Meyer nimmt die Hände aus den Taschen und ballt sie und gräbt die Nägel ins eigne Fleisch; und wieder steigt es ihm heiß zum Halse, und er windet sich, als wäre ihm der Hemdkragen eng. So kommen die beiden über den Steg und in den Wald. Da liegt zuerst eine heimliche Dunkelheit über der Straße, und nachher brennen da und dort bald höher bald tiefer die weißen Feuer des Mondes zwischen den Tannen. Der Schnee flirrt und die Eiskristalle glimmen wie mildfarbige Funken. Inmitten der geheimnisvollen Lichter schreiten die zwei, verloren, von keinem gesehen, und der Bauer weiß, daß keiner sie sieht. Die Glocken des Steger Kirchturms fangen an, die Messe einzuläuten, aber der Klang dringt gedämpft in den Wald wie einschläfernde Musik. Peter Meyer läßt die Lider über die Augen sinken: es zittert in ihm, und seine Zähne legen sich zusammen,

als fröstle er. Er weiß es selber nicht, daß er die Schritte plötzlich verlangsamt hat, bis Hansi dicht neben ihm ist, und vielleicht weiß es keines von beiden, wie es kommt, daß des Mädchens Hand in des Bauern großer Faust liegt. Hansi hat den Kopf gehoben und hat halb scheu, halb lächelnd an dem Bauern emporgesehen; das Herz fängt ihr an zu klopfen. Aber er sieht nicht nach ihr, in gleichmäßigem Schritt geht er weiter, nur seine Faust wird enger und enger und drückt sich über ihren Fingern zusammen. Hansi macht keine Bewegung mit ihrer Hand, sie gibt keinen Druck zurück, aber sie zieht sie auch nicht weg; sie schluckt nur ein paarmal, wenn eine sonderbare Angst ihr die Kehle engt. Plötzlich redet er mit gepreßter, halb heiserer Stimme: „Du hast ja gar nichts zum Christkind bekommen, Mädchen, was — was — ich will dir eine Freude machen."

Er neigt sich zu ihr, so daß sie stillstehen muß. Der Hansi wird der Kopf wirr. Sie weiß selber nicht mehr, was sie redet, aber sie stößt plötzlich die Bitte hervor: „Nehmet — nehmet den Marti zum Knecht."

Er ist zurückgefahren und hat ihre Hand losgelassen.

„Wer ist der Marti?" fragt er. Die Scham fährt ihm in die Wangen; er weiß auf einmal wieder, was just hat werden wollen.

„Der Marti — mein Bruder," stammelt Hansi.

Damit sind sie weiter gegangen. Der Wald tut sich jetzt vor ihnen auf. Drüben liegen die ersten Häuser von Steg, und das Glockengeläute schallt

näher, feierlicher. Peter Meyer tut einen Atemzug, der seinen ganzen Körper erschüttert, er hätte sich die Ohren zuhalten mögen, mit den Glocken in den Lüften läutet sein Gewissen. Aber dann besinnt er sich und gibt dem Mädchen Bescheid.

„Deinen Bruder? Ja, will denn der zu mir?"

„Ja," gibt Hansi gleich unsicher und scheu wie vorhin zurück. „Oh, wenn Ihr ihn doch aufnehmen wolltet."

Langsam greift des Bauern kalte Rechte nach seiner Stirn. „Es wird gut sein, wenn du dir einen Wächter mehr ins Haus nimmst," redet es in ihm.

„Ich will dran denken," sagt er dann laut und beginnt mächtiger auszuschreiten. Wie er durch die Gassen zu Steg geht, ist er der Bauer wieder, der sich nicht kümmert, ob die Magd hinter ihm ist oder nicht.

Fünftes Kapitel

Und so ist seit ein paar Tagen der Lochstafelmarti Knecht auf der „Breite".

Es geht mit Riesenschritten dem „Langsi"*) zu. Das Mattenland liegt schon schneefrei, an den höheren Lehnen kleben noch schmutzigweiße Schollen, und im Morgenbergwalde schimmert noch mancher weiße Fleck, aber die Wildplattenlaue ist vor acht Tagen niedergefahren, und das ist das sicherste Frühlingszeichen. Dann hat der Marti kommen dürfen, denn nun gibt es Arbeit. Regine hat sich

*) Langsi = Frühling.

zwar gewundert, daß der Knecht schon jetzt ins Haus komme, und der Ambros brummt, er wäre auch noch allein fertig geworden, aber der Bauer hat eine besondere Eile gehabt, den Marti zu dingen, als könne er ihm verloren gehen.

Die Zeit seit Weihnachten hat in der „Breite" nichts Neues gebracht. Die Meyerin ist lahm und bös wie immer, und der Bauer tut ihr in allem mit stummer Geduld den Willen, Regine aber ist mild wie die Mutter Gottes selber zu ihr, auch dann noch, wenn die Kranke sie schlägt oder, was ihr in die Hand fällt, nach ihr wirft. Hansi hat noch nie eine Klage oder ein hartes Wort über die Lippen der Regine kommen hören, und sie muß sich immer wieder wundern, wie es auf Erden einen so guten Menschen geben kann, wie das Meyermädchen einer ist. Wie Hansi sie im stillen bewundert, scheint Regine auch mit der Hansi zufrieden. Sie bemerkt wohl nach wie vor der jungen Magd demütige, dem Bauern jeden Wunsch von den Augen ablesende Art, mit der sie sich um denselben müht, aber es ist ihr auch, als erkenne sie eine merkwürdige Befangenheit in ihr, wenn der Bauer in der Nähe ist, und schiebt dieselbe auf eine kindische Scheu vor dem Manne, nicht vor dem Meister. Das macht sie desto sicherer. Sicherer ist Regine jetzt auch des Bruders, denn er läßt sich kaum je merken, daß er das junge Ding, die Hansi, auch nur sieht. Er schaut gleichsam über dieselbe hinaus. Und wäre noch ein Zweifel in ihr gewesen, so hätte Regine ihn fahren lassen, wie nun der Peter den Marti ins Haus nimmt.

Der Marti ist da. Er ist eines Abends gekommen. Die Hansi hat Angst gehabt auf seinen Eintritt. Ob ihn der Bauer nicht wieder verjagte, wenn er so zerlumpt und verkommen aussah!? Aber als der Marti beim Zunachten an die Breitehausstube geklopft hat, da hat er einen sauberen Schafwollanzug angehabt, einen neuen Hut auf dem Kopfe und ganze Schuhe an den Füßen, und sein Gesicht hat einen guten, von ehrlichem Willen redenden Ausdruck getragen.

„Da bin ich jetzt," hat er unter der Tür gesagt, und dann in der Stube, wie der Bauer ihn hat näherkommen heißen, „ich dank Euch dann noch, daß Ihr mich eingestellt habt!"

Das hat trocken geklungen, und der Bauer hat nicht viel daraus gemacht, aber die Hansi hat daraus einen Ton zu hören gemeint, als sei dem Marti zumut wie einem Erlösten.

Vor dem Schlafengehen haben dann die beiden Lochstäfeler noch flüsternd beieinander vor der Hansi Kammer gestanden.

„Woher hast auch den Gerust?" ist das erste gewesen, was Hansi hat wissen wollen.

„Erschafft hab' ich ihn," hat der Marti zurückgegeben.

„Erschafft?"

„Ja! Meinst, seit ich gewußt habe, daß ich kommen darf, habe ich gefaulenzt? Oder meinst, ich habe wie ein Bettler ankommen wollen?"

Die Augen haben der Hansi geleuchtet: „So bist du also gern gekommen?"

Er hat die Lippen eingekniffen und ungeduldig

die Achseln gezuckt: „Es ist Zeit gewesen, hohe Zeit," hat er dann in sich hineingemurrt.

Die Hansi ist aus seiner Rede nicht klug geworden. „Warum?" hat sie erschreckt gefragt.

„Meisterlose Hunde werden bissig! Meisterlose Leute, um die sich auf der Welt niemand kümmert, wer weiß, was aus denen alles wird. Eineweg, Mädchen, dank's dem Herrgott, daß wir zwei jetzt ehr- und redlich das tägliche Brot essen werden."

Sie haben noch viel zusammen geredet, von den Hausinsassen, von dem, was zu tun sei. Hansi hat viel Rühmens gehabt. Was der Bub für einer sei, der Andres, und die Regine, und der Ambros, der Knecht. Nur von dem Bauer hat sie wenige hastige Worte gesagt.

Jetzt ist der Lochstafelmarti schon heimisch in der „Breite". Es ist am sechsten Tage seines Hierseins, daß er an dem großen grauen Gaden wenig unterhalb des Wohnhauses schafft, der neue Schindeln bekommt. An dreien Seiten hat der Bauer ihn schon verschindelt, an der hinteren, der Wildplattenwand zu, hängt das Gerüst noch am Dach mit zwei Seilen fest, auf dem der Marti steht und hämmert. Er hat einen Sack vorgebunden, in dem er Schindeln und Nägel trägt, und greift im Takt hinein und schlägt im Takt die weißen Brettlein fest. Es läuft ihm wie geschmiert von der Hand. Er pfeift dabei vor sich hin und hat in jeder Bewegung seines festen Leibes eine übermütige Beweglichkeit, eine Lust zur Arbeit, wie man sie bei wenig Knechten findet.

„Das geht ja, als wärest aufgezogen," sagt eine

Stimme unter ihm. Wie er zwischen Gerüst und Wand hinabschaut, steht unten die Regine, die ihm das „Znüni"*) trägt. Sie stellt Most und Brot und Käse auf einen Balken und sagt: „Du verstehst das Schaffen, das muß ich sagen."

Gerade das Lob machte ihn aufhören. Die ist sonst keine, die viel lobt, so viel hat er schon gemerkt. Er steigt über die Leiter hinab und sieht sie groß an, wie er unten ankommt. „Bah, ich bin, denk, zum Schaffen da."

Der Morgen ist rein, und es tut einem wohl, die wundersame Frühluft zu atmen. Hinter dem Morgenberg glänzt und zuckt ein goldenes Feuer, es bricht schon durch die höchsten Tannen und wirft seinen warmen Schein in die Frontfenster des Breitehauses. Die Matten grünen. Es ist alles weich und warm und schwillt doch alles empor wie unter neuem Atem.

„Es ist aber auch ein ganz andres Schaffen," sagt die Regine, „wenn es Langsi wird, und an einem hellen Tag."

Der Marti versteht sie nicht recht. Aber sein Gesicht verdüstert sich.

„Es ist nur dann gut schaffen, wenn du weißt, daß sich ein andrer freut, wenn du fleißig bist!"

„Freut sich kein andrer, kann man sich selber freuen," meint Regine.

Der Marti zieht Stirnfalten. „So meinst?" sagt er.

„Warum nicht?"

---

*) Znüni = zweites Frühstück.

Er sieht sie an, dann macht er sein Sackmesser auf und schneidet in das Brot. „Das verstehst du nicht," redet er.

Sie lächelt ein seltenes Lächeln. „Nun, was meinst denn?"

„Nimm uns zwei! Die Hansi und mich!" sagt er, und es zuckt wie Wetterschein durch sein Gesicht. „Wir sind zwei Verjagte! Haben kein Haus, keine Verwandtschaft und keinen Rappen Geld. Wir schaffen für fremde Leute. Es gibt aber Leute, für die du dich abhunden kannst, soviel du willst, sie sind doch nicht zufrieden. Ja, und dann meinst, man freut sich selber über seine Arbeit? Nein, wieder zurücktun möchte man das Geschaffte, so möchte man."

Man hört seine bitteren Erfahrungen aus seinen Reden. Die Regine sieht ihn mitleidig an.

„Und doch solltest dich freuen," sagte sie.

„Das glaubst selber nicht."

„Du hast doch deine Pflicht getan," besteht sie, „mußt mit dir selber zufrieden sein. Und einer, der Herrgott, hat es doch gesehen, daß du fleißig gewesen bist."

Er verzieht die Lippen. Predigen kann er bei den Pfaffen hören, denkt er, und schneidet ruhig sein Brot und seinen Käs. Die Unterhaltung stockt danach. Regine hat das spöttische Zucken seiner Lippen gesehen und das Gesicht abgewendet. Sie hat den Kopf in den Nacken zurückgebogen, als möchte sie ihm die Herrin zeigen, aber gleich darauf sieht sie ihn wieder ruhig und freundlich an.

„Es ist dir, wie es scheint, schlecht gegangen zu Wicky?" fragt sie.

„Nun, viel Gutes haben wir schon daheim nicht gehabt," weicht er aus. Aber ihre Rede hat ihm doch wohlgetan, und heimlich staunt er; er hat wohl bemerkt, wie sie vorhin den Zorn in sich überwunden hat. Daß eines Meister ist über sich selber, darüber staunen die am meisten, die es nie sind.

Danach wird ihre Unterhaltung lahmer, gleichgültiger. Mit einem „Dank!" steigt zuletzt der Marti wieder auf sein Gerüst, und Regine trägt die leere Flasche weg. Aber von dem Tage ab hat irgendwie der Bub einen heillosen Respekt vor dem Mädchen. Es begibt sich so, daß er sonderbar angezogen wird von ihrer Ruhe, von ihrer inneren Ausgeglichenheit und ihrer Bravheit, vielleicht just, weil er aus einem unbraven und ruhelosen Leben kommt. Er gibt sich selber Müh, vor ihr kein grobes Wort zu sagen, er verleugnet vor ihr den Lochstafelbub, der vom Vater her nicht viel Gutes hat lernen können. Seine Augen folgen ihr, wo sie können, nicht aus Liebe, nur aus Neugier, halb und halb aus Bewunderung. Und damit er sie recht ansehen kann, läuft er sogar in die Steger Kirche des Sonntags, wo Regine unter ihm auf den Bänken sitzt und er ihr zuschauen kann, wie sie mit der ganzen Seele beim Beten ist. Regine wiederum mag den jungen Knecht leiden, weil er schaffig ist und baumstark, so daß es eine Freude ist, ihn an der Arbeit zu sehen. Und mit dem klaren Blick, der ihr verliehen ist, glaubt sie zu sehen, daß eine gute Art in ihm schlummert, die zu wecken ihr, dem Nonnenzögling, verdienstlich und lockend

erscheint. Darum nimmt sie sich mehr seiner an, als sonst einem Knecht zukommt.

Selbst dem Bauern fällt es auf, wie gute Freunde die beiden nach und nach werden; es hätte nicht der scherzenden Reden des Ambros gebraucht, der sich etwas herausnehmen darf, und der die Regine manchmal damit aufzieht, daß der Marti ihr am Rockzipfel hängt wie ein Schulbub der Mutter. Nur einmal, wie der Ambros so geredet hat, hat Peter Meyer den Kopf gehoben. Ein eigentümliches Zucken ist ihm um Mund und Nasenflügel gegangen, fast wie ein Wittern, und sein Blick hat wie ein Blitz die Hansi gestreift, die ihm gegenüber gesessen hat; aber die Regine hat dem Ambros so ruhig und lächelnd Bescheid gegeben, daß selbst der Bauer keinen Verdacht hat haben können, daß mehr als gute Freundschaft zwischen Knecht und Schwester sei.

Es will auch scheinen, als ziehe der Bauer sich seither noch mehr in sich selbst zurück. Er ist wortkarg und verschlossen. Wenn er daheim ist, bleibt er in seiner Stube, und nur zum Essen setzt er sich unter die andern. Ueberallhin nimmt er seinen Buben mit. Zum Stall, in die Matten, in den Wald, auf sein Bergeigen, die „Rüti", überall, wenn er nicht Schule hat, muß der Andres dabei sein. Und jetzt — es ist Heumonat geworden allgemach — ist keine Schule mehr.

Das Gras steht halbmannshoch in den Matten, es wird ein trockner, heißer Sommer. In der Woche — so hat der Peter Meyer anbefohlen — wird auf den Matten geschnitten. Und in aller Herrgotts-

frühe eines Morgens fangen sie auf der „Breite“ selber an; die andern Grundstücke sollen nachher daran kommen. Die „Neuen“ sollen zuerst sich ans Schaffen gewöhnen, meint der Bauer. Die andern Matten messen zehnmal den Raum der großen „Breite“. So reich ist der Peter Meyer.

Wie sie an diesem ersten Morgen ausziehen, der Bauer, der Ambros und der Marti, sieht die Hansi, die noch in ihrer Kammer ordnet, ihnen nach. In ein paar Stunden soll sie selber zum erstenmal hinab, das von den Männern geschnittene Gras zu wenden. Sie sieht, wie der Marti und der Ambros nahe dem Hause anstehen, die Sensen wetzen und ins Gras tauchen. Der Bauer aber schreitet bis an den Nußbachsteg hinüber, den Andres an der Hand. Immer den Buben an der Hand! Wie sie die beiden durch das hohe Gras streichen sieht, darin der Bub fast untergeht und das der Mann weit überragt, muß sie sich vorbeugen und bringt den Blick nicht los von ihnen. Zwei, die wie die aneinander hängen, hat sie noch nie gesehen! Wo der Alte geht, muß der Bub sein! Auch jetzt hat er ihn wieder mit! Er ist ein Späßiger, der Peter Meyer, sinnt die Hansi. Plötzlich fällt ihr der Weihnachtsabend wieder ein. Ihr Gesicht glüht. Was er nur damals gehabt hat, was ihn nur angekommen ist, den Bauern! Fast wider Willen sucht sie ihn danach wieder unten in der Matte. Er hat jetzt auch die Sense im Gras. Er ist barhaupt, das rote Morgenlicht zuckt über seinen dunkeln Kopf, seine Gestalt ist nur mit Hose und Hemd bekleidet, er schafft barfuß, wie seine Knechte und

wie der Bub neben ihm, der auch schon die Sense handhabt. Er fängt an zu schneiden und auszuschreiten. In langausholenden Strichen fährt die Sense ins Gras, der mächtige Leib wiegt auf und nieder, und Hansi kann von ihrem Fenster sehen, wie die Glieder sich in ebenmäßigem, uhrtaktgleichem Gang dehnen. Der Bauer schafft allein mehr als seine beiden Knechte zusammen. Und wie er vorwärts schreitet, ruhig und sicher, und das Gras so vor ihm zusammensinkt, ist etwas Großes in seiner Arbeit.

Hansi spürt, daß ihr der Atem kurz ist, so hat sie hinüber gestaunt. Ein zitternder Seufzer entrinnt ihr, ohne daß sie weiß, warum sie geseufzt hat. Sie streicht das ungefüge Haar aus dem Gesicht und geht hastig und verwirrt an ihre Pflichten zurück.

Die Sonne brennt schon heiß auf die Matte, als nachher Regine und Hansi mit den Gabeln ans Wenden und Verstreuen des geschnittenen Heues gehen. Wie zwei Vögel, die ausfliegen, kommen sie aus dem Hause gegangen und sind mit zwei Schritten bei der Arbeit, links geht die eine und rechts die andre, barfuß, in leichtem ärmellosem Leibchen, daran der Rock festgemacht ist und draus die kurzen weißen Hemdärmel und die nackten Arme schauen. Die Regine hat in ihrem Schaffen etwas von der Art des Bruders, ruhig und stet schreitet sie vorwärts, ihr schlanker Leib ist aufrecht, und die heiße Sonne macht ihren blonden Scheitel glänzen. Die Hansi scheint klein gegen sie. Die ist mit Feuereifer hinter die Arbeit gegangen, sie hat es

bei allem so, überall ist sie heiß und mit Ungestüm dabei. Sie muß manchmal verschnaufen, so fährt sie darein; auf ihren schmalen Wangen liegt ein durchsichtiges Rot, und wenn sie einen Augenblick anhält, wogt die Brust, ist der volle Mund geöffnet, atmet, als tränke er Luft, und die Augen glänzen. So eifrig hat sie eine ganze Weile geschafft, daß sie gar nicht bemerkt, wie sie auf einmal in einen Baumschatten tritt, an eine Stelle, wo der Bauer und der Andres ihr Znüni verzehren, das der Bub jetzt aus dem Hause geholt hat. Erst der Bub macht sie aufsehen, der ihr das volle Mostglas hinhält: „Da trink, Hansi!"

„Dank, ich bin nicht durstig," sagte sie mit Lachen und hält im Schaffen ein. Sie lehnt sich auf ihre Gabel und schöpft abermals Atem; die weichen Glieder schwellen gleichsam unter dem Atemzug, und wie sie so dasteht und das frohe Lachen ihr in den Augen nachglänzt und die weißen Arme von dem dunkeln Rock ableuchten, bringt der Bauer den Blick nicht von ihr. Er will ihr ein gleichgültiges Scherzwort sagen, aber es fällt ihm nichts ein, und in der Kehle würgt ihn etwas. So ist seine Art sonderbar, unbeholfen, so daß es auch der Hansi auffällt. In dem Augenblicke treffen ihre Augen zusammen und senken sich jäh, als erschreckten sie voreinander, und plötzlich, als täte er sich Gewalt an, steht der Bauer auf und geht seine Sense suchen. Hansi schreitet weiter und hat einen heißen Kopf, nicht von der Sonne, die auf sie niederbrennt, und sie weiß nicht, wie ihr ist. — Am späten Abend aber — sie ist gottserdenmüd nach ihrer Kammer

gestiegen und hat sich eilen wollen, daß sie auf den Strohsack komme —, da sieht sie, kaum daß sie allein ist, die Augen des Bauern wieder vor sich, wie er auf der Matte sie angeschaut hat. Sie hockt sich halb ausgezogen auf den Rand ihres Bettes nieder, sieht auf die Bodenbretter und sinnt. Ein Schauer geht durch ihren Leib. Was sie nur hat! Dann wirft sie sich, wie sie ist, aufs Bett und gräbt den Kopf ins buntblumige Kissen, als müßte sie das Gesicht verbergen.

Sechstes Kapitel

Heute heuen sie auf der „Rüti". Am frühen Morgen sind sie hinaufgestiegen.

Die „Rüti" ist ein schönes Gut, ein Berggut. Eine Stunde haben sie zu klettern, und die Steger klettern gut. An einem waldigen Ausläufer der Wildplatte dehnt sich die grüne Halde steil abwärts, und sicher und sonnig wie die Bergfesten der alten Adeligen steht das Rütihaus auf einem felsigen Vorsprung. Seine vier kleinen Scheiben leuchten wie Gold, weil die Morgensonne hineinlugt, und die braunen Holzwände und das Schindeldach stechen sauber von der grünen Lehne ab, es ist ein wohlgebautes Haus, stark und stattlich, trotzdem es nur zwei Stuben und eine Küche und im Erdgeschoß den Stall hält. Es ist ein Haus wie ein gesundgliedriger Mensch, wie der Peter Meyer, der es mit Knechtshilfe selber gezimmert hat, gerne und mit Stolz sagt.

An der weiten Berglehne schaffen die Heuer, der Bauer selber, die Knechte, Regine und Hansi und ein paar Tagelöhner. Der Andres hat bei der Mutter bleiben müssen. Heute hat sich kein andrer Wächter für die Kranke finden lassen, denn die Arbeitskräfte sind selten um diese Zeit, und es heißt das gute Wetter nützen. Die Marianne braucht auch niemand anders, der Bub ist klug und sorgt wohl für sie. Die Gestalten der Schaffer sind zwergklein an dem großen Bergleibe. Sie arbeiten auch weit auseinander, und nur zuweilen jauchzt eines dem andern zu, wie es Sitte im Heuet, und das Jauchzen pflanzt sich fort, es geht auf benachbarte Lehnen hinüber und findet zwanzig Echos, jetzt am Morgenberg, jetzt am Weißstock, wo die Alpen dicht unter den Gletschern liegen, und jetzt sogar am fernen Bresten, von dem die letzten Steger Alphütten niederschauen. Heute ist ganz Steg zu Berg gefahren.

Die Rütiheuer gönnen sich keine Ruhe, bis die Sonne ihnen mit ihren heißesten Strahlen den Bericht auf den Buckel sengt, daß es Mittag ist. Da erst schaut einer der Tagelöhner um den andern nach dem Bauern aus, ob der noch nicht hungrig ist. Und Peter Meyer wirft die Sense auf den Rücken, jauchzt einmal stark und hell auf und steigt großschrittig dem Rütihaus zu. Dort kräuselt ein blauer Rauch aus dem Steinplattenkamin, ein Zittern ist dort, wo das blaue Wirbeln in nichts zergeht. Die Regine richtet das Mittagsmahl.

Der Bauer ist der erste, der das Haus erreicht. Er lehnt die Sense an die niedere Mauer, auf der

sich der Holzbau erhebt, wirft den Rock daran und reibt sich mit dem bunten Nastuch Stirn und Nacken trocken.

„Kann man essen?“ ruft er durch die Flurtür. Die Regine gibt ein „Schon lang!“ zurück. Dann sieht er sich nach den andern um. Sie kommen am Berg daher, die Tagelöhner voran, denn sie sind beim Essen die Fleißigsten, dann das Mädchen und der Ambros; ganz zuletzt Marti, der noch eben den letzten Sensenstreich getan hat.

‚Er meint, die Regine lugt nach ihm,‘ sinnt der Bauer und lächelt flüchtig. Dann drängt sich ein andrer Gedanke dazwischen, und sein Gesicht hat den düsteren Zug wieder, der ihm seit Wochen eigen ist. Die Leute kommen näher derweilen. Der Bauer wendet sich, er will nicht bereitstehen, wenn die Hansi vorbeikommt, und streicht gedankenlos dem Felsvorsprung zu, wo die Wand sich jäh in die Tiefe senkt und von dem man ganz Steg übersieht. Die „Breite“ liegt nur wenig links dicht dem Berg zu Füßen. Wenn der Bauer sich vorbeugt, kann er sonst den Rauch aus seinem Giebel steigen sehen und erkennt alles, was um und an seinem Hause zugeht. Halb unabsichtlich, halb von irgendeinem Impuls geleitet, beugt er den Oberleib über das dürre Geländer hinaus und hält Umschau. Die Stelle, wo er steht, ist wie die Zinne eines Wartturms, und wer auf einem Turm steht, fühlt, wie die Brust sich in freierem Atem hebt und der Blick groß wird und mit einer fremden Sehnsucht in alle Weiten geht. Ein frischer Wind umzieht die Felsnase, so daß die Sonne weniger Macht hat. Dafür

ist es, als dampfe die weite Runde unter der Glut, die der Himmel ausströmt. Dicht unter dem blauen Himmelsgewölbe flirrt der Firnschnee, wie eingezeichnet in den tiefen Grund ragt das weiße Gezack der Schneeberge, und daneben starren die Felsschroffen, von deren Granit die Sonne wie von einem Panzer zurückprallt. Der Morgenbergwald ist still und dunkel und mächtig wie je, aus seinen untersten Stämmen schimmert die staubige Straße, und der Bauer kann einmal einen Punkt sehen, der einen einzelnen Gänger verrät. Auf der „Breite" ist alles still. Der Bub wird bei der Mutter hocken.

„Nun, kommst jetzt?" ruft in dem Augenblick Regine dem Bruder vom Haus her. Der will just den Blick von seinem Eigen lösen, da macht ihn etwas schärfer hinabschauen. Er reckt den Leib. Ist das nicht der Bub, der da auf die Matte hinausstäubt, sich herumwirft und die Augen nach der „Rüti" wendet? Er wirft die Arme über den Kopf. Er schreit auf. Langsam und dünn steigt der letzte Ton seines Schreies bis zu dem Bauern herauf. Aber in dem letzten Echo noch zittert die gellende Angst, die den Schrei gezeitigt hat. Mit einem Ruck fährt der Bauer zurück. Die Regine steht noch in der Tür, sein Zögern hat sie warten lassen. In zwei Sprüngen ist er bei ihr. Und eben dringt wieder Schrei an Schrei in letztem Verhallen bis zu ihnen.

„Es ist etwas geschehen da unten," stößt Peter hervor. Sein Gesicht ist bleich, aber seine Gestalt ist rege und strotzt von Tatkraft. Und schon ist er vorbei und stürmt den Hang hinab. Nicht über

den Weg, der Weg geht in Windungen, und der Mann fährt über die steile Halde hinab, wie er, wenn er zur Gemsjagd aus ist im Herbst, über die Schneehänge gleitet. Mit den Ellbogen lenkt er den schweren Leib. Das Hemd reißt, und der eine Arm schlägt sich an einem Steine wund, daß der Leinenfetzen des Aermels sich blutrot färbt. Aber so fährt der Peter Meyer ab der „Breite" zu. In unglaublicher Zeit hat er die sanftere Lehne erreicht, die nach seiner Matte hinabmündet. Jetzt springt er auf, und da kommt auch schon der Andres ihm entgegengestürmt: „Vater, Vater, es brennt!"

Die Erklärung ist nicht mehr vonnöten. Aus den hinteren Fenstern des Breitehauses lecken die Flammen schon an der Hauswand. Ein paar Hagstangen trennen den Bauer noch von seinem Gut. Die ersten überspringt er, die nächsten wirft er in grimmem Ansturm auseinander wie dünne Latten, die dritten und letzten halten ihm stand, bis er sie, mit aller Kraft daran rüttelnd, von den Pfosten reißt. Und noch während er schafft, erreicht ihn der Bub. Dem steht das Entsetzen im blutleeren Gesichtlein und in den großen Augen. Seine Zähne schlagen aufeinander, und er kann nicht reden. Und doch drängt etwas in ihm, das ausgeschrien sein will.

„Jesus, Bub, was ist geschehen?" keucht der Bauer, er hat eben den Weg frei, und fast wider Willen hält er sich bei dem Buben auf, dessen Aussehen ihn erschreckt inmitten alles andern Schreckens.

„Die Mutter!" gellt der Andres.

Der Bauer ist plötzlich starr wie Stein. Vom

Scheitel zum Rücken geht ihm ein kalter Strom, der keine Sekunde dauert und doch wie Minuten scheint. Während dieser Zeit ist der Peter Meyer ruhig und nüchtern und hat seinen ganzen scharfen Verstand frei und nur auf das eine gerichtet: „Ist — ist das Weib — in dem Hause — ist sie schon verloren!" Und dann — dann — Fast hätte er laut hinausgeschrien: Dann bist erlöst! Aber schon ist der Bub zu sich selber gekommen und schlägt seine beiden Hände um die Faust des Vaters und zerrt ihn vorwärts.

„Es ist — es ist noch Zeit vielleicht — sie ist — in der Schlafkammer — und —"

Der Bauer findet mit einem Schlage sich selber. Er ist wieder der ganze und der große Mann, der er allezeit geschienen hat und vor dem der Landammann den Hut zieht wie vor seinesgleichen, weil des einfachen Bauern Wort im Volk vielleicht mehr gilt als sein eignes. Er reißt die Hand aus denen des Buben und stürmt dem Hause zu. Das Feuer knistert im trocknen Holz, Fenster klirren, und im Innern kracht es, als ob ein Balken stürzte. Wie er an die Haustür kommt, stieben ihm die glühenden Funken entgegen. Die Wohnstube ist voll von Rauch, aus dem einzelne rote Zungen lecken, eben springt das erste Feuer daran und fährt in Stücke. Aber er ist schon an der Schlafstubenscheibe. Mit der bloßen Faust schlägt er den Rahmen ein. Ein paar Baumstämme, die am Hause liegen, erleichtern ihm das Einsteigen. Dann verschwindet er in dem Raum, in den der weiße Qualm sich ihm nachdrängt. Vor dem Hause läuft der Bub hin und

her, die Hände ineinander gelegt, angstvoll, als wäre er selber noch eingeschlossen und verloren. In seinen Augen steht das Wasser, und um seinen Mund zuckt es, derweilen er immer wieder in heißer Not sein „Jesus, Jesus!" stammelt.

Vom Berge kommen die Heuer und Knechte gerannt. Auch zu Steg wird es lebendig, aber das Dorf ist fast leer jetzt, und es nützt wenig, daß der lahme Sigrist die Feuerglocke zieht.

Plötzlich bleibt der Andres stehen und starrt nach dem Fenster, wo der Vater eingestiegen ist. Sein Gewaltsleib ist jetzt wieder sichtbar, blitzähnlich taucht zuweilen der schwarze Bart und das dunkle Gesicht aus Qualm und Rauch, und derweilen hallt das dumpfe Aufschlagen einer Axt aus dem Getöse des Brandes. Der Bub ist noch jung, aber er weiß, was das bedeuet; der Vater bringt die kranke Mutter durch das enge Fenster nicht ins Freie.

Die Sturmglocke gellt jetzt hell von Steg herüber, es klingt fast wie Heuetjauchzen mitten am hellen, goldigen Tag. Leute stürmen über den Nußbachsteg, auch die andern keuchen heran, die vom Rütiberg. Aber das Breitehaus ist verloren. Im rechten Hausteil, dort, wo das Blumenfenster an der Kammer der Regine ist, haben die Flammenarme das Dach erlangt und durchbrochen. Im Innern ist Glut und Glosten und Getöse, und vom Dach hebt sich's empor wie ein blutroter, schlanker Leib, der wächst und wächst und die Arme der goldenen Sonne zu hebt. Das goldene Sonnenrad steht im blauen Himmel und leuchtet und leuchtet über dem kleinen Schwesterfeuer auf Erden, heller,

heiliger, als könne unter ihm kein Elend sein. Und im Lichte der beiden Feuer schafft rastlos und trotzig der Breitebauer. Die Wand splittert unter seinen Schlägen. Was der Meyer jetzt tut, täte ihm nicht so leicht einer nach von allen, die eisengliedrig sind im Tal wie er selber. Aber der Himmel weiß, woher ihm auf einmal die übermenschliche Kraft kommt, daß er noch schneller zerstört als das Feuer. Just als die dünne Wand zwischen Wohn- und Schlafstube vor den Flammen zusammensinkt, da hat der Peter Meyer die Hauswand mit einem letzten sausenden Schlage durchbrochen. Er greift mit beiden Armen etwas vom Boden auf und taumelt ins Freie, tut wenige Schritte und stürzt mit seiner Last den Leuten, die draußen schreien und gaffen und nicht helfen können, zu Füßen.

Eine kleine Schar von Männern hat erkannt, was zu tun not tut. Der Marti und der Ambros stehen auf dem Giebel des Gadens und wehren die Funken ab, die aus dem brennenden Hause herüberspringen wie Sternschnuppen am hellen Tag. Langsam bildet sich eine Menschenreihe bis zum Rußbach hinüber, herbeigeschaffte Eimer gehen, im Bach gefüllt, von Hand zu Hand, und die Knechte auf dem Gadendach streiten damit wider den Brand, der nach dem Holzstall lüstern ist. Die Bretter des Breitehauses kreischen und knirschen, derweilen eines ums andre sich in der Glut biegt und wie Zunder aufflammt, inmitten der grünen Matte steht das brennende Haus wie eine riesige Purpurblume, die plötzlich aus dem Boden gesproßt ist. Und langsam geht die Habe des Peter Meyer unter.

Um den ohnmächtigen Bauern und sein Weib stehen nur noch der Bub und wenige Weiber. Regine kniet bei der Bäuerin. Sie ist ruhig und von herrischer Art. Neben dem Bauern macht sich mit zitternden Händen Hansi zu schaffen.

„Sie lebt," hat die Regine eben gesagt und taucht aufs neue ein Tuch in einen neben ihr stehenden Wasserkübel. Im nächsten Augenblick hebt die Marianne einen der schweren Arme und ächzt und lallt. Regine steht auf; die Bäuerin ist sicher im Gras gebettet. „Es ist ihr nichts geschehen," sagt das Mädchen, und das stete: „Gott, dir sei Lob und Dank" zittert der lauten Rede leise nach. Dann wendet sich Regine dem Bruder zu. Hansi, die neben ihm kniet, ist halb von Sinnen und unfähig etwas zu tun. Sie hat wohl an des Bauern Weste herumgeknüpft und hat, mechanisch das nachahmend, was Regine der Bäuerin tut, ein-, zweimal die Hand ins Wasser getaucht und sie dann auf des Ohnmächtigen Stirn gelegt, aber sie schauert unter der warmen Sonne und in der Glut des Brandes, wenn sie den Daliegenden berührt.

„Laß mich machen," sagt die Regine und kniet so jäh neben dem Bruder nieder, daß Hansi wie weggestoßen hinter ihr am Boden kauert. Dann tut sie mit kundigen Händen ihr Werk.

Des Bauern Gesicht ist geschwärzt; am Kopf ist eine Stelle, wo das rote Fleisch aus den verbrannten Haaren schaut, und im Bart sind wie von Händen gezauste Löcher. Aber schon der erste Tropfen Wasser, den die Schwester an seine Lippen bringt,

weckt den Bauern. Er richtet sich langsam auf, sein Blick ist noch unstet und dunkel, er taumelt auch, während er, von der Regine unterstützt, sich aufarbeitet. Mit vornübergebeugtem Haupt und aufgerissenen Augen starrt er nach dem niederbrennenden Hause hinüber und wendet sich langsam, mißt die Umstehenden und tut einen unsicheren Schritt nach seinem Weibe hin. Es ist, als suche er etwas, wie er die Daliegende betrachtet, und eines der Dorfweiber, das meint, der Verstand sei dem Manne verloren gegangen, stößt sein „Jesus Maria" durch die Zähne. Sie verschlingen ihn auch alle mit den Blicken, damit sie nachher herumrätschen können, wie ihm die Kleider in Fetzen gehangen sind, wie die nackten braunen Arme Risse gehabt haben und wie er verwahrloster dagestanden hat als der Iringerkari, der Halbnol, dem die Dörfler das zum Mittag sparen, das ihre Schweine nicht mehr haben wollen. Aber wie der Meyer den Blick von seinem Weibe nimmt und sich ein wenig aufrichtet, ducken sich die überneugierigen Weiber.

„Da ist nichts mehr zu wollen," sagt auf einmal der Bauer und deutet nach seinem Hause. Dann wendet er sich der Regine zu. Sein Blick geht an ihr vorbei, während er redet. „Es hat ihr nichts getan, der Frau."

Als die andre den Kopf schüttelt, fährt er fort: „Wenn, wenn — man sollte sie — vielleicht des Kaspers Frau nähme sie auf."

Mit dem kommt Leben in die umstehenden Weiber.

Des Kaspers Frau — sie ist die Bruders frau

des Breitebauern und wohnt in einem der stattlichen Häuser, die an der Steger Kirche stehen — drängt sich aus einer andern Gruppe herüber, tut mit vielen Worten ihre Bereitwilligkeit kund, die Kranke aufzunehmen, und sieht sich dabei um, ob die andern auch hören, was für eine gute sie ist. Dann wird eine Bahre gebracht, nach der ein paar Buben schon lange gesprungen sind, und sie laden die Bäuerin auf, die derweilen die hervorstehenden Augen aufsperrt, sie alle angafft und immer in sich hineinlallt und geifert. Die Regine schreitet dem kleinen Zuge voran, der sie danach nach dem Dorfe bringt.

Peter Meyer wendet sich erst dann dem Brande zu. Wie er hinweg will, streift sein Arm eine Hand.

„Ist — es Euch — tut es Euch nichts?" stammelt Hansi, und die Fröste schütteln sie noch.

Der Bauer staunt sie an, als verstehe er sie nicht.

„Das Loch," bettelt sie und hebt die Hände nach seiner Kopfwunde.

„Narrheiten," stößt er durch die Zähne und schafft sich Raum durch die Menge nach dem Gaden hinüber.

Der Hansi tat das Herz weh, sie weiß nicht warum. Wie sie den Buben neben sich stehen sieht, schlägt sie dem die Arme um den Hals und kniet neben ihm ins Gras. Er zittert in ihren Armen, er ist fast vergessen gegangen, weil sie ihn sicher gesehen haben, aber er ist elend wie ein Schwerkranker. Hansi muß ihn halten, die Knie tragen

ihn nicht mehr recht. Seine Augen sind unnatürlich groß und brennen im fahlen Gesicht, und immer wieder durchläuft ein Beben seine Glieder. So lehnen sie beisammen eine ganze Weile, mit wirrem Kopf, das hilflose Mädchen und der vor Angst halbtote Bub.

Drüben schaffen die Männer, deren Schar gewachsen ist, am Brand. Es ist keine Gefahr mehr. Der Gaden ist sicher, denn die Luft ist still. Sie reißen jetzt das Dachgerippe des Breitehauses ein und werfen Eimer um Eimer in den mächtigen Glutofen, der das Hausinnere immer noch ist.

Wie die Sonne sich hinter die Wildplatte verbirgt, ist das Feuer gelöscht. Es glüht noch im Gebälk und dort, wo in wirrem Durcheinander Wände, Balken und Hausgerät übereinanderliegen, aber es ist eine ersterbende Glut. Zwei Feuer versinken, das kleine Erdenfeuer, das dem Himmel zugestrebt, und der goldene Himmelsbrand. Und der letztere wirft seinen blassen Widerschein auch auf die ernsten Gesichter der wenigen, die noch über den glimmenden Breitehaustrümmern wachen.

Es ist schon Nacht, wie der Peter Meyer, seinen Buben an der Hand, an seinem Gaden steht und sich anschickt, nach dem Rütihaus zu steigen. Der Marti und der Ambros wollen am Gaden wachen. Droben auf dem Rütiberg haben die Mädchen, Regine und Hansi, indessen Unterkunft geschaffen, die Bäuerin liegt in rechter Pflege zu Steg. Der Andres hat erzählen müssen, wie das Feuer ausgekommen ist, und er hat es in wirrer, unklarer Weise getan. Die Mutter hat ihn größeres

Feuer machen heißen, weil ihr die Suppe nicht warm genug gewesen ist. Und er hat kein rechtes Feuer zuwege gebracht, ob er sich auch lange abgemüht hat. Weil aber die Mutter nach ihm geschrien und geschimpft hat, so hat er die Petroleumflasche vom Brett genommen und dem Feuer nachhelfen wollen. Da ist im Augenblick ein Knall gewesen und eine Feuerflamme vor seinem Gesicht aufgefahren, und er hat sich nicht zu helfen gewußt, sondern ist fortgelaufen, denn es ist ihm gewesen, als brenne er selber!

Wie der Bub das erzählt hat, ist der Peter Meyer erbleicht und hat seinen Einzigen mit einem Blick angesehen, in dem eine an dem furchtlosen Manne fremde Angst zu lesen gewesen ist.

„Ist es nicht wie ein Wunder, daß es ihm nichts getan hat," hat er gestammelt. Und die Mär, wie der Bub verschont geblieben sei, ist danach unter den Stegern wie ein Lauffeuer umgegangen.

Jetzt schicken sich der Bauer und der Andres zum Heimgehen an. Seit seiner Erzählung hat der Bub des Vaters Hand nicht mehr gehen lassen. Es ist ganz dunkel, die Gadenwände ragen schwarzschattig auf, dunkler, schwärzer tritt hier und da der Umriß eines verkohlten Balkens aus der Nacht der Breitehaustrümmer, und dazwischen kräuselt manchmal ein weißes Räuchlein auf. Gespenstisch steigt es aus dem Gerippe des zusammengestürzten Hauses und verliert sich ins Nachtdunkel.

„Habet gut Sorg'," sagt der Bauer zu seinen beiden Knechten und gibt jedem die Hand. Sie haben beide geschafft, wie nicht leicht zwei. Dem

Ambros tritt das Wasser in die Augen bei dem Handdruck, es ist etwas in der Art des Bauern, das er noch nie an ihm gesehen hat, und Peter Meyer kargt sonst mit Freundschafts- und Dankbeweisen. Der greift indessen die Hand des Buben fester, und sie steigen langsam gegen die dunkle Halde. Die Wildplattenwand taucht düster vor ihnen auf und wächst wie eine Turmmauer zur Höhe. Ganz oben, wo der Himmel heller ist, glänzen wenige Sterne über schwarzem Gebirg. Ein heißer Windatem weht über den Hang, die Nacht ist warm wie nur je eine Sommernacht. Dennoch fühlt der Bauer auf einmal, wie des Buben Hand in der seinen zuckt, als schüttle ihn der Frost. Er achtet nicht darauf, aber es wiederholt sich. Da fragt er: „Was hast, daß zitterst?"

„Ich — ich weiß es nicht," stottert der Andres.

Der Bauer bückt sich über ihn, aber er kann seine Züge nicht wohl unterscheiden. Nur daß er bleich ist, sieht er.

„Hast Schlaf? Bist müd?" fragt er kurz.

„Ja," sagt der Bub, und dann „Vater, ich kann nicht weiter."

Der Alte sieht, daß die Füße ihn nicht mehr tragen. Der Schreck muß wohl noch in ihm sitzen. So hebt er ihn mit seinen beiden Armen und trägt ihn. Zärtlichkeit ist nicht Bauernart, der Andres hat seinem Vater nie am Hals gehangen, aber irgendwie nestelt er sich jetzt an ihn und windet die Arme um den Leib seines Trägers. Sein Kopf liegt wider des Vaters Achsel, und so nah preßt er sich an ihn, daß der Bauer seinen Herzschlag hören

kann. Und er hört, daß das Herz in wilden Schlägen schlägt. Einen Augenblick hält er inne. „Bist krank?" fragt er. Seine Stimme ist unsicher und sacht.

Aber der Bub schüttelt nur den Kopf und preßt die Arme fester um seinen Leib.

Es ist ein seltsamer Heimweg. Der Peter Meyer vergißt sein verbranntes Haus. Er hat keinen einzigen Gedanken an das Weib, das zu Steg in Pflege liegt. Er muß nur immer an den Buben denken, der ihm an der Brust liegt. Wie er ihm so nah ist, fühlt er erst, was er ihm ist. Die Hansi, seine Magd, sie ist treu und demütig — und —

Er preßt den Leib des Buben an sich, und seine Brust schwillt. Ist das nicht sein Panzer, der Andres? So kann er ruhig daran denken, daß das Mädchen in seinem Hause ist. Innerliche Zufriedenheit beginnt ihn zu erfüllen; es ist lang her, daß er mit sich zufrieden gewesen ist.

Wie sie das Rütihaus erreichen, nimmt Regine dem Bruder den Buben ab und bringt ihn ins Bett. „Der Schrecken macht ihn krank," sagt sie, „morgen ist es wieder besser." Sie bleibt auch an seinem Bette und betet; der Bub will es haben, denn er ist es lang von ihr gewohnt.

Indessen hockt der Bauer in der niederen Wohnstube und ärgert sich, daß sie ausbleibt. Die Hansi stellt ihm schweigend sein Abendbrot hin. Er sieht sie hin und her gehen in der Stube. Sie sind allein. Da schießt ihm wieder das Blut zu Häupten, er reißt ein Fenster auf und sieht ins Dunkel hinaus und dreht sich wieder und weiß sich nicht zu helfen.

Und heute nacht wird er mit der, die da um ihn ist, Stube an Stube schlafen! Nur eine dünne Wand ist zwischen der Kammer, wo die Mädchen schlafen, und der, die er mit dem Andres teilt. — Mit dem Andres! Peter Meyer fährt jäh von der Bank auf und reckt den Leib. Ja, ja, der Bub! Nur den nicht vergessen!

So streitet der Breitebauer immer und immer gegen das Blut. Und der Bub ist sein Schild.

Siebentes Kapitel

Die Trümmer in der „Breite" sind schon beiseitegeräumt. Eine kleine Schicht schwarzer Balken liegt noch am Gaden, dafür aber schimmert viel frischgesägtes blankes Holz aus der grünen Matte, und drei welsche Maurer richten die Grundmauern des abgebrannten Hauses zurecht, auf denen das neue Breitehaus ruhen soll. Der Peter Meyer vermag schon ein neues zu bauen. Er selber schafft mit den Welschen, schleppt Steine herbei und hilft das Holz zur Stelle schaffen, das er später mit dem Indergand-Jost, dem Steger Zimmermeister und ein paar Tagelöhnern selber aufrichten will. Er will noch, bevor es ganz einwintert, wieder einziehen, wenn der Sommer sich weiter zum Bauen gut anläßt. Auch der Ambros hilft mit am Bau, weil ihm die Knechtsarbeit im Berg sauer wird, wo das Vieh um diese Zeit bis in alle Höhen steigt. Dort sieht jetzt der Marti zum Rechten, der, wie der Ambros selber zugibt, schafft, wie er noch keinen hat schaffen

sehen. „Weil er der Regine unter den Augen ist, freilich," knurrt der Alte für sich noch, wenn er rühmt, obwohl auch die Rede im Grunde nicht bös gemeint ist.

Das Rütihaus sieht den Bauern jetzt selten tagsüber. Nur nachts spät steigt er hinauf, wenn er in der „Breite" nicht mehr schaffen kann. Oben angekommen, ißt er hastig die schmale Mahlzeit, die die Regine ihm aufbewahrt hat, und geht nach der Stube hinüber, wo der Andres, der Bub, schon auf dem Strohsack liegt. Schlafen, weil er abgeschafft ist, geht er, meinen die Mädchen und der Marti, aber der Bauer sitzt oft noch lange in der dunkeln Kammer und sinnt an Dingen herum, über die er sich nicht klar werden kann: Er ist doch sonst ein Ehrenmann gewesen! Er hat sich nichts vorzuwerfen sein Leben lang — als Gedanken! Nun ja, Gedanken, die macht man nicht selber, die kommen so! Und warum soll ein Angebundener nicht manchmal denken dürfen: Wenn er doch frei wäre! Er gibt sich ja auch redlich Mühe, über die Gedanken Herr zu werden! Hat er nicht einmal der Regine gesagt, daß er ihrer allezeit Herr bleiben wird! Just das ist es, was ihn plagt! Manchmal will es ihm scheinen, als gäbe er den Gedanken zu viel nach! Sein Kopf reicht nicht aus, daß er klar bliebe, bei all dem, was in ihn hineindringt. Manchmal ist ihm schwül zumut und heiß, und vor lauter Denken geht ihm der klare Wille verloren! Dann sind ihm alle Sinnen dumpf, und die Augen sehen nicht scharf wie sonst, er kommt sich vor wie einer, der im Dunkeln tappt. Und das alles nur, weil — —

Soll er das Mädchen verjagen? Und wie kann er? Sie tat hundertmal mehr, als ihre Pflicht ist, sie ist treu wie ein Hund und demütig, als hätte sie es unter Schlägen gelernt! Alle mögen sie! Würden sie da nicht erst recht fragen: warum hast du sie verjagt? Wenn der Bauer derartig mit seinen Gedanken allein ist, dann überkommt ihn immer eine wahre Sehnsucht nach seinem Buben. Er schleicht auf den nackten Füßen zu des Andres Bettstatt und läßt sich sacht auf die Stabelle nieder. Er sieht den Buben dabei nicht an, weil er Angst hat, daß sein Blick den Schlafenden wecke, aber schon, weil er seinen Atem hört, wird er ruhiger. Dabei ist er so von dem eingenommen, was in seiner eignen Brust brodelt und kämpft, daß er nicht merkt, wie in letzter Zeit des Andres Atemzüge ungleichmäßig und kurz sind, wie ein gesundes Kind nicht atmet. Der Andres ist ja freilich ein paar Wochen lang schwer krank gewesen. Er hat sich an dem Abend gelegt gehabt, wie der Vater ihn heimgetragen hat vom Brandplatz und hat von da an neun Tage und neun Nächte gefiebert und gestöhnt und sich gewälzt, daß der Doktor, den der Bauer hat rufen lassen, das Schlimmste befürchtet hat. Aber er hat es überhaut und geht seit acht Tagen wieder herum. Er wird bald wieder rote Backen bekommen, meint die Regine, die ihn gepflegt hat, wie eben nur die Regine pflegen kann, die alles vor des Herrgotts Augen tut. Und der Bauer selber denkt nichts andres, obwohl er sich des Nachts an seines Buben Bett statt der Ruhe eine neue Sorge hätte holen können.

Inzwischen, und besonders seit Andres wieder herumläuft, leben ihrer drei im Rütihaus ein zufriedenes Leben, die Lochstafelgeschwister mit der Regine. Regine ist da im Berg weniger die halbe Klosterfrau und mehr noch das junge, noch zum Leben und Frohsein gemachte Geschöpf, und sie läßt sich zuweilen von Marti zum Lachen und Scherzen anstecken, der eine trockene, witzige Art hat. Und Hansi ist noch kindisch genug, überall mitzutun, wo ihr nur das Herz froh werden kann. Der Bann, der sonst auf ihr ist, wenn der Bauer in der Nähe ist, ist hier von ihr genommen.

Die Abende sind jetzt lau und heimelig. Während sie den Bauern schon zu Bett gegangen wähnen, hocken die Mädchen bis in alle Nacht auf der Bank am Hause, und Marti steht oder hockt mit seiner Stummelpfeife neben ihnen. Das Reden und Scherzen kommt dabei selten ins Stocken. Der Himmel ist hell über ihnen, und schwarze Wände tragen ihn wie ein feierliches, unendlich wölbiges Tempeldach. Einzelne Sterne flimmern und scheinen. Ein großer, wunderbar klarer, steht dicht über den Morgenbergtannen, und zuweilen sieht man einen von ihnen eine goldene Straße am Himmel ziehen und in die hellen Himmelstiefen versinken. Das ist, als verschlänge ein schweigender See einen leuchtenden Stein. In solchen Augenblicken kommt die Regine ihre übergroße Frommheit an; dann fängt sie an von Dingen zu reden, die die Lochstäfeler nicht verstehen, die aber so schön sind und mit so heiligem Ernst dahergeredet werden, wie sie kaum der Pfarrer von der Kanzel reden kann. Dann sieht Marti die

Schwester an, und in beiden mag wohl der gleiche Gedanke sein: ‚Wir müssen wohl zwei Schlechte sein, daß wir davon nichts fühlen noch fühlen mögen.‘ Marti wird auch zuweilen unruhig dabei, und das Gähnen kommt ihn an; das Scherzen und scherzhafte Zanken sagt ihm besser zu, denn dann bleibt er der Regine nichts schuldig.

Einmal kommen die drei auf ihrer Hausbank auch auf das Heiraten zu reden. Das Wetter ist so lange schön gewesen, daß die Erde und die Bauern Heimweh nach Regen haben. Und Regen scheint sich zu sammeln. Ueber die Wildplatte kommen braune Wolken gezogen, Schar an Schar, manchmal ist es, als hingen sie an den spitzen Zacken des Berges fest, sie dehnen und verzerren sich zu allerlei Gestalten, lösen sich endlich und ziehen wie stille, öde Inseln im grauen Meere ostwärts. Aus einer solchen Wolke, die oben am Himmel hängt, hat Hansi die Gestalten zweier Menschen herausgefunden.

„Dort hinauf lugt,“ stößt sie den Bruder an, „dort sind Mann und Frau an den Himmel gezeichnet.“ Es braucht schon etwas Einbildungskraft, die Figuren zu erkennen, aber es sind freilich zwei lange Leiber, die eine dünne Wolke gleich zwei verschlungenen Händen verbindet.

Regine und Marti lachen auf bei dem Vergleich.

„Meinst gar, das seiest du und dein Zukünftiger,“ scherzt Marti.

Und Regine meint: „Von dem man denkt, redet man!“

„Bah," verteidigt sich Hansi und schlägt die Hände ums Knie, „wundern tut es mich schon, wen oder ob ich einmal einen bekomme?"

„Hast denn du," fragt sie Regine, „keinen solchen Gedanken, du braves?"

Regine lächelt. Sie ist wohl aufgelegt, denn sie hat sich über den Marti gefreut, der ihr täglich neu zeigt, wie er schaffig sein kann.

„Ich könnte nicht sagen," gibt sie Hansi Bescheid, „aber Böses ist es ja nicht, daran zu denken. Nur," fügt sie ernster hinzu, „ich meine immer, das ist für uns beim Herrgott schon so ausgemacht!"

„Da nimmt es mich wunder, was für einer für dich ausgemacht ist," fährt Marti lachend dazwischen.

Das Mädchen aber läßt sich für einmal fortreißen und weiß nachher selber nicht, wie es ihm entfahren ist: „Einmal du nicht," hat sie gesagt.

Das Blut ist dem Marti zu Kopf gestiegen. „Das glaub' ich," sagt er, nicht zornig, aber verbissen, „einen Knecht wirst wohl nicht wollen!"

Regine kann es nicht ertragen, daß sie einem, der es nicht verdient, weh getan hat; sie lehnt sich an die Hauswand, ihr Blick ist sinnend ins Leere gerichtet; aber auf einmal richtet sie sich gerade auf, wie eine, die weiß, was sie will und sagt: „Warum nicht, wenn der Knecht wacker ist und den Herrgott im Herzen hat."

Darauf wird es zwischen allen dreien still. Die Rede ist so sonderbar gewesen, daß sie alle daran herumsinnen müssen, obwohl jedes sich zwingen möchte, etwas zu sagen, um die stockende Unter-

haltung wieder in Gang zu bringen, wenn ihm nur etwas einfiele.

Bald nachher gehen sie ins Haus. Der Marti und seine Schwester sind die ersten hineinzutreten, und Regine kommt langsam hinter ihnen her. Jetzt, da die andern von ihr weg sind, fällt ihr die Rede von vorhin doppelt aufs Herz. Hat sie unbesonnen geredet? Nein, wenn der Marti käme und sie fragte, sie würde nicht „nein" sagen, und wenn es nur wäre, weil sie die Macht hat, ihn alleweil zu einem braven Leben anzuhalten. Das ist es, was das sonderbare Mädchen zu dem Knecht zieht, daß es weiß, wie es veredelnd auf ihn zu wirken vermag.

An der Haustür bleibt Regine stehen. Sie hört Hansi in ihre Kammer gehen und den Marti sein Heu suchen, das auf dem Estrich für ihn gerichtet ist. Und sie lehnt sich an den Türpfosten und verliert sich wieder in ihr Sinnen. Plötzlich fällt ihr etwas ein, woran ihr bisher kein Gedanke gekommen ist: Brächte sie nicht selber dem Bruder das Beispiel ins Haus, das ihn verlocken muß! Einen Augenblick lang verwirft sie danach jeden Gedanken an den Marti. Dabei tut ihr doch das Herz weh. Dann leuchtet ihr Blick auf einmal auf, wie er den Pfarrer in Verzückung anstrahlt, wenn er das Allerheiligste über seinem Haupte erhebt. Hat sie nicht Tag für Tag für den Bruder gebetet, daß die Versuchung ihm fernbleibe! Und ist das Gebet nicht erhört worden? Der Bauer und Hansi leben nebeneinander hin so gleichgültig wie nur je Meister und Magd im gleichen Hause gelebt haben. Der Bauer

hat nur Augen für seinen Buben und nur Sinn für seine Arbeit und seine vielen Pflichten auf dem Gut und im Dorf. So überzeugt ist sie von der Wunderkraft ihres Gebetes, daß auch nicht der leiseste Zweifel in ihrer Seele bleibt, ob sie ihre Rede von vorhin wahr machen dürfe. Wie sie danach die Schlafkammer sucht, ist ein kaum erwachter Plan schon reif in ihr. Der Marti soll nicht umsonst fragen, wenn er sie einmal fragen will.

Es vergehen freilich nach diesem Abend Wochen, ohne daß Regine und Marti sich näher gekommen wären. Im Gegenteil zeigt der Lochstafelbub seitdem eine Art Scheu, als glaube er, daß das Mädchen Spott mit ihm getrieben habe. Regine aber eilt nicht, sie überwacht ihn mit klaren Augen nach wie vor und sucht ihn nach ihren frommen Wegen zu lenken.

So geht der heiße, klare Sommer zu Ende. Das Gras reift schon dem zweiten Schnitt. Unten auf der „Breite" steht eine bunte Tanne auf dem neu aufgerichteten Giebel des Breitehauses. Im Innern klopfen und sägen und hobeln sie. Es ist gut, daß sie arbeiten, denn zu Steg liegt des Meyers Weib, das seit dem Brande weniger bei Verstand und mehr schlimmer Laune ist und der Schwägerin das Leben so sauer macht, daß sie einmal über das andre Mal berichten läßt, der Peter Meyer solle mit seinem Bau eilen. Auch die Kranke verlangt heim, sie gibt es in allen Lauten zu verstehen, denn reden kann sie seit dem Brande auch nicht mehr. Aber freilich, zwei Monate muß sie wohl noch warten, meint der Indergand-Jost, der Zimmermann, der

sich im Holz für den Bau verrechnet hat und für weiteren Vorrat sorgen muß.

Derweilen gehen die am Rütigut an die Oehmdernte. Kaum hatten sie den ersten Schnitt gelegt, so schlägt das Wetter wieder um, über die Wildplatte daher fahrendes Gewölk tut sich auf und schüttet Regenströme gleich Wildbachwassern hernieder. Drei Tage lang quillt es wie schwarzer Qualm über den Schlimmwetterberg, die Wildplatte daher, drei Tage lang ist es wie Schlachtlärm in den Lüften. Die Blitze fahren hin und wieder, der Donner rollt und schlägt an die Bergwände und findet Widerhall, daß die Felsen zittern. Gen Norden hin, wo das Tal sich in die Ebene senkt, ist ein schwefelgelber, unheimlicher Himmel. Alle drei Tage stürzen die Wasser aus den Wolken, und die Bäche, die sonst wie weiße Fädlein im Gestein oder in den Matten liegen, sind Ströme geworden, braune, sich überstürzende, rollen das Geröll in ihren Betten und werfen das Holz talzu, das sie in den Wäldern gerodet haben.

Die Rütiheuer haben das geschnittene Gras auf Schochen gebracht, just ehe das Wetter losgebrochen ist. Wie nun am vierten Tage endlich Ruhe eintritt, da sind frühmorgens schon Marti und die zwei Mädchen aus, das halbverdorbene Heu von den Kreuzen zu nehmen und zum Trocknen auszubreiten. Schaffend steigen sie an der steilen Halde hinan, hier Marti, in der Mitte Regine und, dem Hause am nächsten, Hansi. Da ist es, daß der Andres vom Hause her ruft, just wie Hansi hinter den emsigeren und geübteren Schaffern zurückgeblieben

ist. Das Mädchen legt die Gabel ab und macht sich dem Hause zu. Ein Sonnenblick fällt just da auf das Rütihaus, er bricht aus einem blauen Himmelsfleck, der sich aus zerteilenden Wetterwolken schaut. Hansi läßt sich Zeit, der Bub wird es nicht übereilig haben, und wendet sich im Niederschreiten unwillkürlich nach den beiden andern um. Die sind zuletzt wie große Punkte am Hang, der noch im Düster liegt, und stehen an einer Stelle, wo eine brüchige, schroff zu grauer Spitze ansteigende Wand den Bannwald, der die Lehne schützt, unterbricht. Just wie Hansi zurückschaut, ist ihr, als höre sie die Schrägwand stöhnen, und kaum daß ihr Blick sich hinaufverirrt, steigt ein weißer Rauch aus dem grauen Gestein, und ein Knattern und Knallen schallt von der Höhe, das heller und schrecklicher ist als die Stimme des Donners, der die Felsen erschüttert hat.

„Mein Gott," stammelt Hansi mit grauen Lippen. Dann darf sie nicht mehr hinschauen. Die zwei, der Marti und die Regine, sind verloren!

Peitschen und Schlagen und Rollen geht nieder über den Hang. Es wird dumpfer und schwerer und verhallt in der Tiefe. Die Steine sind dort auf Mattengrund geraten. Hansi hat sich auf einen Felsbrocken niedergelassen, der neben ihr in der Matte liegt, die Knie zittern ihr, sie hält die Hände gefaltet und stammelt ein Vaterunser ums andre. Und dann mit zitterndem Herzen sieht sie langsam hinauf. Da kommen zwei Hand in Hand den Hang hernieder, gegen sie heran.

„Herr, mein Gott, sie . . ." stottert das Mädchen.

Marti und Regine sind heil und gesund. Sie sind bleich, wie sie näher kommen, und Marti hat eine blutende Hand mit dem Nastuch verbunden, aber er lacht und hält mit der gesunden Hand die Regines.

„Das hätte bös können gehen," schreit er im Herankommen.

Regine hat einen feuchten Blick. „Wenn jetzt eines tot wäre, so wärest du's," sagte sie zu dem Marti. Danach erzählt sie der Hansi: „An einen Stein hat er mich geworfen und mit seinem Leib sich über mich gelegt, festgeklammert an den Block, daß nichts ihn weggerissen hätte." Ihr Blick ist groß und sinnend, als verlange sie nach einem großen Dank für die große Tat.

„Was ist dabei," sagt der Marti und wird rot, „es ist mir gerade das eingefallen."

In diesem Augenblick kommt der Bub von Hause her gelaufen, und Hansi geht ihm entgegen. Marti und Regine stehen dicht beieinander.

„Ich muß dir danken", sagt das Mädchen und drückt des Burschen Hand, sie ist jetzt ruhig und sicher, doch zittert eine tiefe Bewegung in ihren Reden. „Und es ist mir, als hätte uns heute der Herrgott zusammengegeben," fährt sie mit klarer Stimme weiter.

Der Marti sieht zu Boden, er runzelt die Stirn. „Rede nicht von dem! Es wird ja wohl nicht dein Ernst sein, und ich dürfte den Meister nicht um dich fragen."

„Du kannst mich brauchen, und ich gebe mich dir," sagt sie offen und überlegen. „Mein einziger Meister

bin ich. Aber der Bruder wird auch nicht ‚nein‘ sagen.“

Der Marti zögert, er sieht sie sonderbar an. Dann schlägt er wie in plötzlichem Entschluß beide Fäuste um ihre Rechte und küßt sie auf den Mund. „So nehme ich dich zur Frau,“ sagt er, „aber ich fürchte mich fast vor deiner Bravheit.“

Das ist alles so, wie es die fremde Art des Mädchens heischt, das in nichts wie die Weiber der Gegend ist.

Ein Lachen läßt die beiden nach dem Haus hinüberblicken. Dort stehen Hansi und der bleiche Bub und winken. Hand in Hand schreiten sie zu ihnen hinüber. „Zu Nacht rede ich mit dem Bruder,“ sagt Regine im Gehen.

Achtes Kapitel

„Ich habe nichts gegen ihn, und du bist dein eigner Meister,“ hat Peter Meyer zur Antwort, wie Regine ihm von dem Marti redet. Nichts in seinem Gesichte verrät, daß er überrascht ist, er hat sich ganz in der Gewalt. Regine steht an dem Tische aufrecht, hinter dem er beim Abendbrot hockt, und in ihrer Haltung liegt die Aehnlichkeit mit dem Bruder, sie sind zwei, die sich nicht ducken.

„So ist es dir recht, wenn ich aufs Gut heirate?“ sagte sie danach.

„Warum nicht! Du weißt ja, die Hälfte von allem ist dein, und auf dem Grund haben zwei wohl Platz!“

„Ich danke dir," sagt die Regine plötzlich, ihre Augen sind feucht, und sie reicht ihm die Hand über den Tisch. „Vielleicht —" sie stockt. Sie hat etwas von seinem Glück sagen wollen. Peter Meyer hat sie verstanden, ohne daß sie ausgeredet hat. Seine Mundwinkel ziehen sich nach unten. Aber er zwingt sich zu einem Lachen.

„Nun, so laß doch den Marti hereinkommen, so kann man Freundschaft machen."

Wie danach Marti und Hansi in die Stube treten, da steht der Bauer inmitten derselben. Sein Gesicht ist freundlich, wie es selten ist, und ein leises Rot liegt auf seinen bleichen Wangen. Er schüttelt dem Marti die Hand, als wäre der bisher nicht sein Knecht gewesen, sondern ein Bauer mit Hof und Land. „Auf gute Freundschaft, Schwager."

Als er Hansi ansieht, kann kein Mensch erraten, was hinter seiner Stirn sinnt; er schüttelt auch der die Hand und sagt: „Jetzt sind wir also auch verwandt, du!" Danach lassen sie sich nieder und hocken eine Weile plaudernd und beratend überm Tisch beieinander, bis der Bauer aufsteht, „gute Nacht" wünscht und nach seiner Kammer geht.

Und in dieser selben Nacht fällt dem Peter Meyer zum erstenmal auf, daß sein Bub, der Andres, einen kranken Schlaf hat.

Des andern Tages ist alles, als ob sich nichts Neues begeben habe. Der Bauer geht zur Arbeit nach der „Breite" hinunter, und die andern schaffen am Heu. Im Fortgehen früh am Morgen nur hat Peter Meyer zur Regine gesagt: „Gib mir acht auf den Bub, er tut wie keuchen im Schlaf."

Danach gleicht wiederum ein Tag dem andern. Das Oehmd geht trocken ein, das Haus in der „Breite" rückt der Vollendung auch im Innern entgegen, und die Sorge des Bauern um seinen Buben findet nicht neue Nahrung, denn obwohl der bleich ist zum Erschrecken, so daß die großen dunkeln Augen wundersam aus dem Gesicht leuchten, geht er herum, ist zufrieden und klagt nicht.

Marti und Regine sind zwei sonderbare. Der Bursche ist zahm und still geworden neben dem Mädchen, er verleugnet ganz seine Natur, die ihn zu Wicky beinahe hätte verkommen lassen. Er schafft mit einer so mächtigen Lust, daß selbst der Bauer ihn bewundert. Er und die Regine sind nicht zärtlich miteinander, aber des Abends sitzen sie in der Stube auf derselben Bank, und es macht sich wohl, daß ihre Hände sich finden, und dann können sie sitzen, mit zufriedenen Gesichtern in die Stube lugen und wenig reden. Der Bauer bleibt selten lange bei ihnen, manchmal zwingt er sich wohl und behält seinen Platz am Tisch eine Weile, damit sie ihn nicht fragen, weshalb er gehe. Dann vermeidet er, das Brautpaar anzusehen, streift aber sein Blick sie doch, dann zwingt ihm etwas die Augen nach Hansi hinüber. Kaum um eines Atemzugs Länge schaut er sie an, dann läßt er die Lider über die Augen fallen, aber es wogt jedesmal etwas in ihm, als müßte er auffahren und die Schwester anrufen: „Und ich? Ist für mich nichts?"

Wenn er danach nach seiner Kammer geht, gibt er sich selber den Bescheid: „Schäm dich, Peter Meyer, schäm dich! Hast Weib und Kind!"

Er weiß sich so zu beherrschen, daß auch Regine nicht errät, wie sie ihn Tag für Tag mit dem quält, was ihr Glück ist.

Dem jungen Volk tut es leid, als die Zeit auf einmal da ist, da das neue Breitehaus zum Einzug bereit ist. Selbst Regine hat ein Bedauern in sich, trotz ihrer Frommheit; da oben im Rütihaus ist der leibhaftige Friede gewesen und unten — wird die kranke Bäuerin wieder sein. Aber Regine läßt böse Gedanken nicht in sich aufkommen, und sie steigt mit dem Entschlusse in die „Breite" hinab, der Schwägerin die Hände unter die Füße zu legen und sie zu pflegen wie nur je vorher.

Sie kommt freilich nicht dazu.

An einem Montag ist es, daß sie das neue Haus beziehen, das so ganz nach dem zerstörten eingeteilt ist, daß es ihnen scheinen will, als seien sie nie fort gewesen. Die Mädchen räumen und ordnen unter dem neuen Hausrat den ganzen Tag, der Marti und der Ambros schaffen im Stalle, der Andres, der Bub, ist in der Schule, die heute wieder ihren Anfang genommen hat, und der Bauer ist nach Steg hinüber, sein krankes Weib heimzuholen. Er kennt den Gang, den er den Sommer hindurch regelmäßig gemacht hat, so regelmäßig, daß die Steger staunen, wie wohl er zu seinem Weibe lugt. Aber als er der Schwägerin ins Haus kommt, fährt ihm die über der Treppe herab entgegen: „Just habe ich nach Euch schicken lassen wollen! Die Marianne hat wieder einen Schlag! Sie ist ganz von Sinnen, der Doktor ist bei ihr, sie stirbt ihm unter den Händen."

Der Bauer ist aschgrau im Gesicht, wie er den Weg nach der Kammer seines Weibes tut. Es vergehen Stunden, bis er mit dem Doktor wieder heruntersteigt. Sie gehen zusammen aus dem Hause und langsam durch die Gasse. Wo sie sich trennen, sagt der Doktor: „Also keine Rede ist es, daß Ihr die Frau heimnehmen könnt. Still muß sie liegen, ganz still, sonst — wenn Ihr sie umbringen wollt, probiert es anders!"

„Ja, ja," macht der Bauer und geht fürbaß.

„Wenn Ihr sie umbringen wollt!" was das für Reden sind! Umbringen! Herrgott, nein! So — so schlecht ist er nicht!

So bleibt die kranke Bäuerin fort, bleibt fort, Tag für Tag, Woche für Woche, und lebt und lebt.

Aber der Doktor ist nach dem Breitehaus gerufen worden.

An dem Tage noch, an dem sie neu eingezogen sind, ist der Andres mit halberloschenen Augen aus der Schule heimgekommen.

„Der Tod schaut einen an daraus," sagt die Hansi und schauert.

„Vater, ich bin müd, ich will mich legen," sagt er, kaum daß er in der Stube ist und sein Schulzeug weggelegt hat. Der Bauer sitzt am Tisch und verzehrt sein Abendbrot. Neben ihm sitzt nähend Regine. Beide Köpfe fahren auf, so seltsam und mit verhaltener Klage redet der Bub.

„Was hast? Tut es dir weh irgendwo?" fragt der Bauer.

Aber der Andres schüttelt nur den Kopf, und

um seinen Mund zuckt es, als ob er flennen möchte. Dann geht er aus der Tür.

„Kommst dann einmal zu mir, Regine," sagt er über die Achsel zurück, ehe er die Türe schließt. Dann hören sie ihn nach der Kammer steigen, die er mit dem Vater teilt. Schwester und Bruder sitzen eine Weile wortlos einander gegenüber. Das Essen schmeckt dem Bauern nicht mehr. Er würgt zwei Bissen herunter, dann holt er ein Messer aus der Tasche und schneidet an den Fingern herum.

„Ich weiß nicht, was mit dem Bub ist," sagt er endlich, es kommt wie ein Stoßseufzer aus seiner Brust.

„Man muß einmal den Doktor fragen," rät das Mädchen, „seit es gebrannt hat, ist der Andres so zurückgekommen und hat kein rechtes Leben mehr."

Dann duldet es sie nicht, und sie geht dem Andres nach. Der Vater hockt fest und vergißt, daß sein Tagewerk noch nicht getan ist. Seine Gestalt sinkt auf dem Stuhle zusammen, der Kopf neigt sich vornüber wie bei einem Alten, der eine Arm liegt auf die Tischplatte gestützt, der andre auf dem einen Knie, und die braunen Hände ballen sich zu Fäusten, als packten sie ein rettendes Seil.

„Herrgott, Herrgott, laß mir meinen Buben nicht sterben."

Es hört keiner, wie der Bauer redet, es ist wohl kaum über seine Lippen gekommen und ist gleichsam in sich selber hinabgeredet gewesen.

Am andern Morgen aber ist der Andres, der sonst kein Langschläfer ist, nicht aus dem Bett zu bringen. „Laß mich nur schlafen, Vater! Ich muß

immer nur schlafen!" sagt er. Der Bauer kann nichts dawider sagen, er geht hinaus und schickt die Schwester zu dem Buben. Den Marti jagt er zum Doktor. „Lauf, und kommst nicht heim, bis den Doktor hast." Irgendwie ist er noch der Meister dem Lochstafelbub gegenüber, trotz der künftigen Schwäherschaft.

Seitdem sind schon wieder ein paar Wochen herum. Der Doktor ist mehr als einmal dagewesen Er ist gerade kein Künstler, ist verbauert unter den Bauern, weiß den Weibern wohl beizustehen in ihren schweren Stunden, kann Knochen einrichten und Löcher flicken, aber für die verborgenen Krankheiten hat er kein Auge mehr, denn die Bauern rufen den Doktor nur für Schäden, die man sieht, und: „Wo man nichts sieht, kann der Doktor auch nichts helfen," geht die Rede.

„Es wird ihm wohl am Herzen fehlen, dem Andres," meint der Dorfarzt immer wieder, wenn er den Buben sieht, aber zu geben weiß er ihm nichts und hat die eine ständige Rede: „Haltet ihn gut, gebt ihm, was er will, und laßt ihn halt liegen."

Der Andres will nichts andres als liegenbleiben, er schläft viel; wenn er wach ist, tut er die übergroßen Augen auf, staunt sinnend an die Decke und ist so geduldig und gut, daß die, die ihn sehen, das Flennen ankommen will.

Vor zwei Tagen hat der Bauer einen Professor aus dem Tal kommen lassen. Der ist ein vornehmer gewesen, wie sie eben so in den Städten gehen, mit einer goldenen Brille und von kurzem, befehls-

haberischem Reden. Er hat die Nase hoch getragen, als er ins Haus gekommen; aber sonderbar, wie er den Peter Meyer gesehen hat, ist er freundlich geworden. Der Große, der Uebergescheite ist sich neben dem Bauern sonderbar unscheinbar vorgekommen. Den Buben hat er genau und lange untersucht und dann dem Dorfdoktor recht gegeben. Am Herzen fehle es halt. Und zu helfen sei nicht viel. Es heiße abwarten! Vielleicht bessere es sich, so etwas wachse sich manchmal aus. Mit den Redensarten ist er schon wieder in der Tür gewesen. Und die auf der „Breite" sind nachher wenig klüger als vordem.

Der Bub bleibt in seiner Kammer, in seinem Bett, immer geduldig, immer ein braver. Und die Regine sieht, daß ihm nichts fehlt.

Indessen kommt wiederum der Winter heran. Er fährt gleich so ins Tal hinein, daß man weiß, daß er da ist. Drei Schuh Schnee wirft er auf die Matten, und kaum liegt der, so kommt eine Eiskälte über das Land, daß Stein und Bein gefriert.

In der Kammer, wo der Andres liegt, brennt Abend für Abend eine kleine Lampe, die der Bauer seinem Einzigen an die Decke genagelt hat. Heute heißt der Andres die Regine die Lampe löschen, denn draußen ist Monschein, und so ist der Bub nun einmal, daß er alle Dämmerbeleuchtung mag, wie sein Leben selber ein Dämmern ist. Es ist auch so noch hell in der geräumigen Kammer. Zwei Betten stehen dermaßen an der einen rotgetäfelten Wand, daß das Fußende des einen das Kopfende

des andern berührt. In dem unteren liegt der Bub. Wenn er in den Kissen sitzt wie jetzt, kann er durchs eine Fenster ins Freie sehen. Die kleinen Scheiben sind voller Eisblumen. Das Mondlicht fällt durch sie, das Eis an den Scheiben glitzert, die wundersamen Blätterumrisse, die feinen kristallenen Gräslein flirren, als bekämen sie Leben unter dem Mondglanz und wüchsen, ein silberner Garten, in die Kammer hinein. Die weißen, kurzen Vorhänge leuchten von dem dunkleren Getäfel ab, und zwischen ihnen hindurch auf die blanken Bodenbretter und bis hinüber bis zu dem Buben und der Regine, die neben seinem Bett sitzt, läuft der stille, kühle Schein des Mondes.

Der Andres hat ein schmales Gesicht, er sieht viel jünger aus, als er ist, seine Hände, die aus dem groblinnigen Hemde schauen und auf der rotgeblümten Decke liegen, sind jetzt so schmal und weiß wie die eines Stadtkindes, das zeitlebens in Damast und Federn gelegen hat.

„Wie ein lieber Heiliger liegt er da," hat eine Bäuerin zu Steg erzählt, die nach dem Andres einmal gesehen hat. Freilich ist fast etwas Heiliges um das stille Bubengesicht mit dem schwarzen, weichen Haar und den Augen, deren Blick man immer wieder suchen muß, als etwas nie gesehen Schönes und Trauriges. Nur eines ist alt an dem Buben. Seine Rede.

„Weiß Gott, an was er alles denkt," verrät Regine dem Marti, wenn sie zur Seltenheit allein sich zusammenfinden.

Auch heute will der Andres vieles wissen.

„Wohin einer wohl käme, wenn er jetzt auf der Mondstraße hinaufsteigen könnte, von der Kammer hinweg, immer hinauf, und immer hinauf?" Und dann: „Ob der Herrgott auch sicher da oben sei, wo jetzt der Mond steht, und die heilige Mutter Gottes und der Herr Jesus?"

Die Regine ist freilich die rechte, ihm Bescheid zu sagen, und sie ist unermüdlich, ihm von all dem zu reden, was sie mit Inbrunst glaubt. Es ist, als dürfte sie selber, das zu hören, was sie redet, so vergißt sie sich, wenn sie aus all ihrer Glaubensstärke und ihrer Gutheit heraus erzählt. Der Andres lauscht ihr und schweigt, und nur ganz, ganz selten sieht er sie plötzlich an, als berühre ihn etwas fremd und unwahr, und liege nur etwas Angelerntes in dem, was sie spricht. Wenn sie dann aber aufhört zu erzählen, dreht er sich nach der Wand und macht die Augen zu. Er schläft nicht. Er grübelt.

Die Regina aber ist nicht gewahr, daß der Bub unbewußt nach einem Frommsein dürstet, das er von ihr lernen möchte und das doch nicht ist wie das ihrige.

Und die Tage und Nächte reihen sich. Zu Nacht liegt der Andres ganz still, obwohl er manchmal wacht, wenn die andern schlafen. Das macht, weil sein Vater bei ihm ist. Er hat vor dem Bauern, seit er krank ist, etwas wie eine geheime Scheu. Er hängt an ihm, gewiß. Wenn der Peter Meyer an sein Bett tritt und ihn fragt: „Was machst auch, meiner?" dann lacht er, und wenn er ihm je die eine Hand in seine breite Faust nimmt, dann hält der Bub sie fest und legt wohl auch die andre noch

darauf, aber dennoch tut er jeden Morgen, wenn die Türe sich hinter dem Vater schließt und alleweil tagsüber, wenn der ihn verläßt, einen Atemzug, der wie ein befreiendes Aufschnaufen ist. Einmal, des Morgens — die Regine räumt just in der Kammer, die der Bauer vor kurzem verlassen hat —, ruft der Andres des Mädchens Namen.

„Was ist?" fragt sie über die Schulter zurück, derweil sie die Decken auf des Bauern Bett zurecht schüttelt.

„Komm dazu, Regini," sagt der Bub.

Sie geht an sein Bett. Er stört sie sonst nicht, und sie wundert sich, warum er so drängt.

Ein leises Rot ist auf seine Backen getreten, und er atmet hastig. „Was macht die Mutter?" fragt er. Es ist das erstemal, seit er sich gelegt hat.

„Sie ist immer im gleichen," sagt Regine und kann sich nicht enthalten zu fragen: „Wie fällt dir das auf einmal ein?"

Er antwortet ihr nicht, sondern forscht weiter: „Meinst, kommt sie bald wieder heim, die Mutter?"

„Denk' wohl im Sommer, wenn alles gut geht."

Sie wendet sich ihrer Arbeit wieder zu, und der Andres dreht sich zur Wand.

Aber er hat keine Ruh, er wälzt sich, sitzt dann plötzlich im Bette wieder auf und ruft: „Regini!"

„Ja!"

„Los, komm, los!"

Wieder tritt sie zu ihm, da zieht er sie ganz zu sich herab.

„Gelt, der Vater — er hat es nicht gut bei der Mutter?"

„Red nicht derlei Sachen, Bub! Die Mutter ist krank. Der Vater hat sie — er lugt so zu ihr und tut ihr so viel Gutes."

Der Andres läßt sich in die Kissen fallen. „Ja, ja, es ist schon wahr, er tut ihr viel Gutes."

Und dann schweigt der sonderbare Bub, und Regine sieht von ihrer Arbeit manchmal heimlich zu ihm hinüber und wundert sich, was in dem Kopfe noch alles umgehen mag.

Das neue Jahr kommt allgemach heran, ohne daß der Andres besser oder schlimmer würde. Der Januar geht herum, auch der Februar, der Bub liegt noch immer und ist jetzt schwach zum Sterben. Es glaubt auch keines mehr, daß er wieder aufsteht. Eine dumpfe, schwere Luft ist im neuen Breitehaus. Kein Lachen kommt mehr auf und kein Scherzwort, Hansi schleicht auf den Zehen, der Ambros ist auf einmal überalt geworden und redet vom Sterben, wenn er ein Maul auftut, und Regine und Marti haben nicht Lust zu bräutlichem Getue. Daran ist wohl der sterbende Bub schuld oben in der Stube, noch mehr aber der Bauer. Dessen Gesicht ist finster, und ein verstecktes Glimmen ist in seinen Augen, als ob er mit der Welt und ihrem Lenker hadere. Und er tut es. In einer der Nächte hat er draußen gestanden in der Dunkelheit mitten auf seinem weiten Land, barhaupt. Der Föhnsturm ist um die Zeit wach gewesen, der des Winters Ende verheißt. Er hat über die „Breite" gerast und inmitten wie eine dunkle Säule hat der eine Mensch gestanden, ihm und allem zum Trotz. Der Sturm hat sich an den baumstarken Leib ge-

worfen, und der Bauer hat die Brust seinen Stößen geboten und hat die Stirne hingewendet, daß der tolle Wind dawiderfahre, er ist herausgelaufen, weil es ihn in der Stille des Hauses nicht mehr gelitten hat. Seine Fäuste haben sich geballt; sein Blick ist in wildem Sprühen dem Himmel zugewendet gewesen, wo die Wolken wie der wirbelnde Rauch einer fernen Brunst vorübergefahren sind.

„Herrgott, nimmst du mir meinen Bub, so soll's gehen, wie es will, ich frage nichts mehr danach!" —

Der Föhn ist auch heute im Tal, der alte Talvogt, vor dem die Steger und alle andern mehr Respekt haben, als vor allen Ratsherren zusammen. Er ist wilder wie je. In des Andres Kammer, wo der Bub am Morgen nach einer zum erstenmal völlig schlaflosen Nacht sich im Bett aufarbeitet, kann man das Windsausen, das Stöhnen und Heulen an den Hausecken hören. Die Dachschindeln klappern, und die Balken gieren. An der Wildplattenwand kracht das Eis, der Berg sprengt seinen Panzer. —

„Regini!" ruft der Bub.

Das Mädchen ist just nicht zur Stelle. Des Andres Augen haben einen ängstlichen Ausdruck, nicht des Windes wegen, aber es ist ihm eng gewesen die ganze Nacht, sein Atem geht mühsam. Wie die Regine nicht kommt, legt er die hageren Finger vor sich gefaltet auf die Decke. „Vater unser" hebt er an und betet. Und wann er zu Ende ist, sieht er sich um, ruft wieder: „Regini!" Und dann hebt er wieder sein sehnsüchtiges Beten an.

Eine kleine Weile danach kommt Regine und wünscht ihm das „Gut Tag". Er sieht sie mit demselben ängstlichen Ausdruck an und vergißt, den Gruß zu erwidern.

„Gelt, Regini," sagt er, „heute beten wir recht viel."

Und so ist es an diesem Tag. Immer und immer wieder stammelt der Bub ein Vaterunser und heißt das Mädchen mit ihm beten.

Erst als es Nacht ist, kommt er zur Ruhe. Draußen hat der Föhn die Wolken vertrieben, ein blauschwarzer Himmel sieht durchs Kammerfenster, unruhige Sterne flackern so hell, daß einem die Augen weh tun, wenn man danach schaut. Ueber die eine Scheibe läuft ein dünner Wasserfaden, die Föhnwärme hat ein schmales Eisband gelöst, das sich in der vorhergehenden Nacht noch gebildet hatte.

Regine hat dem Andres seine Suppe gebracht, aber er hat sie zurückgewiesen, der Teller steht unberührt auf dem nahen Tisch. „Ich meine, ich will jetzt schlafen," sagt der Bub. Dann beugt er plötzlich den Oberkörper weit nach dem Mädchen aus, das sich der Türe nähern will. „Ich möchte heute einmal allen gute Nacht wünschen," redet er.

„Dem Vater und dem Marti und der Hansi?"

Regines Gesicht verbirgt den Kummer nicht, sie errät aus des Buben seltsamer Art, daß es eine Wendung mit ihm nimmt.

„Dem Ambros auch," sagt der Bub und lächelt.

Regine weiß, daß sie ihm den Willen tun muß.

„Lauf zum Doktor," bittet sie draußen den Marti. Die andern heißt sie zu Andres gehen.

„Er gefällt mir nicht heute," sagte sie leise zu dem Bauern, als sie neben ihm nach der Kammer steigt.

Der Andres hat eine ganz klare Stimme, als er ihren Gruß erwidert. Er sitzt frei und aufrecht im Bett und lacht sie an.

‚Wie ein lieber Heiliger,' muß Hansi wieder denken, wenn sie in sein Gesicht sieht.

„Gut Nacht, Hansi, schlaf wohl," sagt der Andres laut und fröhlich und streckt die Hand nach ihr. „Ihr müsset jetzt immer heraufkommen, mir gute Nacht wünschen," meint er.

Dann schaut er den Ambros an, den Knecht. „Was du für ein schneeweißes Mannli geworden bist," sagt er zu ihm. Der Knecht macht sich scheu und linkisch an sein Bett heran und hält die durchsichtige Hand des Buben in seiner grauen zerarbeiteten Faust, als wäre sie brüchiges Glas.

„Es wundert mich, wann ich dir wieder hirten helfen werde," sagt der Bub.

Ambros kann nicht reden. Das Elend um den Buben, an dem er mehr gehängt hat als an allen andern, würgt ihn. Mühsam arbeitet er ein „Ja, ja" heraus, und ist froh, als er mit der Hansi zur Tür wieder hinaus kann.

„Willst schlafen?" fragte der Bauer, der jetzt am Bett steht.

„Ja," sagt der Andres.

„Nun, ich komme auch bald," will ihm der Vater versprechen.

Aber der Bub hat schon nach seiner Hand gegriffen.

„Gut Nacht," sagt er leise und tastet nach des

Bauern Rock und tastet höher hinauf, als möchte er ihm die Arme um den Hals legen. Aber dann — es wäre so ungewöhnlich, daß er es auch jetzt noch tut.

„Gut Nacht, lieber Vater," sagt er nur, das zittert wie ein Wehlaut durch die Stube. Der Bauer beißt die Zähne zusammen.

„Gut Nacht, Bub."

Dann drückt er des Andres schwachen Leib in das Kissen und geht auf den Zehen nach der Tür. Dort bleibt er stehen und Regine neben ihm, denn der Andres ist plötzlich ganz stumm geworden.

Eine leise Helle liegt zwischen dem einen Kammerfenster und des Andres Bett, es ist nur so viel Licht, als der Sternschein geben kann. Sonst ist alles dunkel, Regine hat die Kerze gelöscht, die sie in Händen hat. Draußen ist der Wind noch wach, aber zahmer, es streicht nur manchmal wie Blätterrauschen ums Haus, obgleich keine Laubbäume nahe sind. Die beiden an der Tür atmen kaum. Regine bewegt die Lippen, sie mag wohl beten. Der Bauer steht schwer und gerade auf, die eine Hand im Sack, die andre reißt an dem langen Bart, und die Zähne nagen die Unterlippe.

Und auf einmal bricht ein einziger Schrei vom Bett her durch die Stille.

„Vater!"

Er gellt auf und bricht. Und alles ist so still wie vorher. Der Herrgott weiß, was in des Buben Seele gewesen ist! Nur eine Angst vor dem unendlichen Geheimnis, das sich vor ihm auftun will? Hat er einen Blick in Dinge getan, die noch die

Zukunft birgt, und hat deshalb ein so grausames Entsetzen in dem Schrei geklungen? Der Herrgott weiß.

Regine ist an sein Bett gegangen.

„Träumst, Andres? Was hast, Bub?“ fragt sie hastig.

Der Bauer steht an der Tür, hochgereckt, mit geballten Fäusten. Sein Gesicht ist so weiß, daß es aus dem schwarzen Barte und dem Dunkel der Stube schimmert wie ein Schein.

„Laß ihn! Er ist tot!“ sagt er mit einer Stimme, die Regine Tag ihres Lebens nicht vergessen wird.

Neuntes Kapitel

Der Andres ist tot. Sechs Kerzen brennen zu jeder Seite seines Bettes, das in die Stubenmitte gerückt ist. Die Kerzen stehen in silbernen Ständern und stehen auf weißen Spitzendecken. Das Bett ist mit Blumen überlegt und mit Blumen behangen, in den wächsernen Händen hält der Bub ein beinernes Kruzifix. Am Morgen hat sich die Stub mit armem Volk gefüllt, den Totenbittern, die ums Geld die Verstorbenen in die Seligkeit hinüberbeten und deren desto mehr sind, je reicher der Bauer ist. Zu dem von der „Breite“ hat halb Steg laufen wollen. Ihr Gemurmel erreicht vom Gang her und den anstoßenden Stuben die Sterbekammer. Aus der Kammer, wo der Bub liegt, hat der Peter Meyer alle verjagt. Da sitzt er — ganz allein, nicht einmal Regine darf dableiben. Er sitzt auf einem lehnenlosen Stuhl am Bett, in den Holz-

sandalen, der blauen Stallbluse und Heustaub im Haar, just so, wie er zu dem sterbenden Bub hereingekommen ist. Sitzt da in die zweite Nacht. Die Leichenbitter nebenan, denen die Zeit oft lang wird, strecken die Nasen zusammen und lästern: „Er kommt noch vom Verstand, und das kommt er, wenn er es nicht schon ist.“ Aber wenn sie nur das dumpfe Räuspern hören, das manchmal aus der Sterbestube tönt, stockt ihnen das Wort im Maule. Der Bauer sitzt da, er betet nicht, er flennt nicht, er sinnt nur nach. Es gibt über so vieles zu sinnen; sein Bub ist tot und mit ihm ist ... Ist mit ihm nicht noch etwas gestorben? Er weiß kaum, was er selber meint; er fühlt nur, als sitze er an zwei Särgen. Und Regine, die dreimal zu ihm gegangen ist, zu sagen, daß das Begräbnis am folgenden Morgen stattfinden müsse, hat dreimal zurückkommen müssen, ohne nur Bescheid zu haben.

Aber am Morgen, kaum daß es grau in die Stube dämmert, steht der Peter Meyer selber in der Kammertür und ruft. Regine gibt ihm Antwort, und als sie zu ihm kommt, sieht sie, daß er ein andrer ist als gestern. Er hat etwas Zerfahrenes in Blick und Wesen.

„Du, komm herein!“

Und er nimmt das Mädchen beim Arm und führt sie in die Kammer.

„Da — das ist nicht mehr der — mein — der Andres,“ sagt er.

Das Gesicht des toten Buben hat sich in der Nacht grausam verändert. Es ist Zeit, daß der Sarg ihn aufnimmt.

„Sie — sollen — ihn jetzt holen," sagt der Bauer mühsam, dann geht er hinaus.

Ein paar Stunden lang wissen sie nicht, wo er ist. Aber dann ist er auf einmal wieder da, und von jetzt an gewöhnt er sich langsam wieder in die Alltäglichkeit, und die, die mit ihm leben müssen, gewöhnen sich an ihn. Er geht am folgenden Morgen hinter seines Buben Sarg im Feiertagsgewand, und die Leute staunen, wie gefaßt er ist. Er gibt auch Bescheid, wie ihn einer auf dem Friedhof anspricht, der ihm sein Beileid bezeigen will, und dankt für die gute Meinung. Hinter den zwei Mädchen, dem Marti und dem Ambros, schreitet er nachher hinweg und der „Breite" wieder zu. Wie er sein Land sieht, legt er die Hand über die Augen. Der schmelzende Schnee, auf den die Sonne brennt, blendet. Es scheint dem Bauern einzufallen, daß er ein paar Tage lang nicht zum Rechten gesehen hat. Er redet dem Ambros von einer Arbeit, die getan werden muß, und dem Marti von einer andern.

Unter der Haustür geschieht etwas Seltsames. Da, wie er über die Schwelle tritt, den Hut in der Linken und mit der Rechten sich über die feuchte Stirn fahrend, wenden sich die Mädchen zum erstenmal nach ihm um. Und da treffen Hansis Augen dunkel und mitleidig die seinen. Der Bauer erschrickt unter dem Blick. Keines achtet darauf, aber er ist zusammengefahren und hat den Schritt plötzlich verhalten. „Ja, ja, jetzt ist er nicht mehr da, der Bub," sagt er so in sich hinein.

Sie wissen nicht, warum er es gesagt hat; sie

meinen halt, daß ihn im leeren Hause plötzlich das Heimweh gepackt habe. Gleich danach geht er an ihnen vorüber nach seiner Kammer.

Was ist doch der Mensch für ein Stäublein auf seiner Scholle! Wenn ihn der große Wind hinweggeblasen hat, weiß bald keiner mehr, daß er dagewesen ist. Wie hätten sie zu Steg lang an einen zehnjährigen Buben denken sollen! Aber selbst auf der „Breite“ redeten sie wenig mehr von dem Gestorbenen. Die Bauern haben im Sommer von Arbeit zu reden, und der Peter Meyer ist wieder ganz bei der Arbeit. Regine und Marti aber reden vom Hochzeitmachen. Auch von der Marianne, der kranken Bäuerin, wird gesprochen und daß sie bald wird heimgenommen werden können. Einzig von der Hansi ist nicht viel zu sagen, die weiß von sich selber nichts, nur daß sie zufrieden ist. Aber daß sie zufrieden ist, weil sie in des Bauern Nähe sein kann, weiß sie nicht.

So geht der Heuet vorüber, und als das letzte Bündel im Gaden ist, gehen die Regine und der Marti miteinander zum Pfarrer und aufs Zivil.*) Wenn die Steger, die sich anfangs über das Glück haben wundern wollen, das der armselige Lochstafelbub da auf der „Breite“ gefunden hat, gemeint haben, es würde eine Hochzeit werden, wie sie denen von der „Breite“ und ihrem Geldsack ansteht, so haben sie sich geirrt. Die zwei stehen im Amtsblatt, und vierzehn Tage nachher, an einem hellen Morgen in aller Herrgottsfrühe, gibt der Pfarrer sie in der

---

*) Zivilstandesamt.

Kirche zusammen; ihre ganze Hochzeitsgesellschaft besteht aus der Hansi, dem Bauern und dem Waisenvogt von Wicky, dem Truttmann, der, seit den Lochstäfelern das Korn aufgeht, sich immer häufiger daran erinnert, daß er sich als Vogt um sie zu kümmern hat.

Es ist am Spätnachmittag des Hochzeitstages, daß der Bauer vom Hause seines Bruders, wo die Marianne, sein Weib, noch immer liegt, heimgeht. Regine und Marti haben nach der Trauung noch ein paar Stunden mit ihm und dem Truttmann im Breitehaus zusammengesessen; zunächst haben sie einen Imbiß eingenommen, den Ambros, den Knecht, mitgerechnet, der von der „Rüti" hat herabkommen dürfen, wo er wieder dem Vieh lugt. Dann ist das Paar fort, eine Hochzeitsreise machen, die drei Tage dauern soll. Sie wollen zu den frommen Schwestern, bei denen Regine auferzogen worden ist, und wollen auch nach Einsiedeln wallfahrten, die Regine will, denn was sie will, will auch der Marti. Und so meinen sie, drei Tage fortzubleiben. Der Ambros ist nachher wieder nach der „Rüti" gestiegen. Er, der Bauer, aber hat auf einmal gefunden, daß er nach seiner Frau sehen muß. Darum ist er zu Steg gewesen.

Die Marianne ist ein Stück Elend, sie ist tot für alle, denn sie hört nicht und sieht nicht und hat keinen Funken Bewußtsein — aber sie lebt — sie lebt. Der Doktor will es auch jetzt erlauben, daß der Bauer sie heimnimmt. Es ist ausgemacht worden, daß man sie holen will, wenn Regine wieder daheim ist.

Wie der Peter Meyer so hinschreitet durch Steg hinaus in den Morgenbergwald hinein, noch im Feiertagsstaat, den er der Schwester zulieb trägt, muß er an das Stück Menschenelend denken, das sein Weib ist. Das niedrigste Tier steht jetzt über dem Wesen, das er in ein paar Tagen wieder heimnehmen will. Doch sagt der Doktor, daß die Frau am Leibe noch gesund ist, daß sie jetzt wieder leben kann, noch ein, vielleicht auch noch mehrere, noch viele Jahre, jetzt, da sie's wieder überhauen hat. Hat er vielleicht gemeint, ihm damit einen Trost zu sagen, der Doktor? So ein Heuchler wird er doch nicht sein! Der Bauer schlendert unter den Tannen hin, wo es kühl ist, denn die Sommersonne brennt auf die staubige Straße. Zuweilen zieht er die Schultern auf, als würde ihm eine Last zu schwer. Er hat freilich seine Last. Jetzt muß er auch wieder an seinen Buben denken. Er sieht sein Gesicht manchmal ganz deutlich vor sich, es ist nur verklärt, so wie alles Verlorene verklärt ist. Wenn er das Bild sieht, so raunt ihm immer etwas in die Ohren: Das ist in deinem Leben das Beste gewesen! — Aber — —

Der Peter Meyer tritt plötzlich tiefer in den Wald hinein, wo dieser sich gegen das steile Rußbachufer lichtet. Dort stellt er sich zwischen zwei dicht am Abgrund stehende Bäume, legt seine Hände daran und starrt in die Tiefe. Er will den Bach anschauen, der noch erdfarbig von der Hochschneeschmelze zischend sich in die Tiefe wälzt und flockigen Gischt an die grauen Wände heraufwirft. Aber — —

Es ist sonderbar. Immer — seit Wochen schon — wenn das Bild des Buben vor seinen Augen gewesen ist, kommt ein andres hinzu. Das ist nicht wie jenes gleichsam vor ihn auf den Boden gezeichnet, das ist — so — so, als stände es in ihm selber. Ja, er schaut in sich selber hinab. Dabei wird ihm heiß, und der Atem geht ihm schneller. Bisher hat er das immer wieder abgeschüttelt, hat es tot gearbeitet, denn eine Weile lang hilft die Arbeit über dergleichen hinweg. Aber jetzt — heute! Er staunt die brodelnden Wasser an und sieht etwas ganz andres. Und er sieht das andre heute auch anders als sonst. Bisher hat ihm geschienen, als sei mit seinem Buben ihm sein guter Schild verloren gegangen, und heute sieht er auf einmal, daß eine Fessel von ihm abgefallen ist, wie der Bub gestorben ist. Bisher hat er immer gedacht: du mußt warten, warten, bis deine Zeit kommt. Und heute fällt ihm just ein: warum nimmst du dir die Zeit nicht vorweg, die doch kommen muß! Denn einmal — muß es doch kommen, daß auch die Marianne stirbt! Dieser letzte klare Gedanke in dem Wirrwarr der andern bringt den Bauern zu sich selber. Er gibt seiner Gestalt einen Stoß von den Bäumen hinweg und geht seines Weges fürbaß.

Er hat den Wald bald durchschritten. Das Getöse des Rußbachs lehrt ihn, daß er auf dem Stege ist, der nach seinem „Eigen“ führt. Da fällt ihm auf einmal ein, daß niemand daheim sein wird als Hansi. Er stutzt, dann geht er quer über die Matte dem Gaden zu und tut dabei manchmal einen Seitenblick nach den Wohnstubenfenstern hinüber. Die

Hansi ist nicht zu sehen, und sein Atem geht leichter, wie er in den Stall tritt und sich dort zu schaffen macht. Er hat länger an seiner Arbeit als sonst; und er hat sie noch nie im Sonntagsgewand getan. Als er fertig ist, fällt ihm ein, daß er wohl auf der „Rüti“ einmal sehen könnte, wie alles geht. Er beugt hinter dem Gaden durch und steigt rainan. Der Ambros ist erstaunt, wie er so daher kommt, aber er hat Tag seines Lebens nicht viel gewundert, sondern immer für recht genommen, was der Peter Meyer tut. Der steigt bis in seinen Bannwald hinauf, und es ist fast Nacht, wie er endlich sich anschickt, heimzugehen. Warum er aber heimgeht? Plötzlich hat er sich gefragt: Bist so ein Furchtsamer, daß deine eignen vier Wände scheust? Er zögert auch nicht unterwegs noch am Hause, geradeswegs und laut tritt er durch den Flur in die Wohnstube.

Da brennt die Lampe schon, und Hansi, die am Tisch gesessen hat, steht auf, um das Abendbrot zu holen.

„Guten Abend,“ sagt sie auf seinen lauten Gruß. Sie sieht ihn nicht an. Das Bewußtsein, daß sie allein für ihn sorgen muß, erregt sie und macht, daß ihre Wangen glühen. Sie ist auch gleich zur Tür hinaus. Dann trägt sie die Suppe auf. Der Bauer hockt schon am Tisch und fährt in die Schüssel. Er löffelt, ohne daß er Hunger hat. Dann fühlt er, daß Hansi lange braucht, ehe sie sich zu ihm setzt.

„Nun, komm und iß,“ sagt er, ohne aufzusehen.

„Ja, jetzt komme ich,“ sagt Hansi, dann setzt sie sich ihm gegenüber.

Er zieht die Füße unter den eignen Stuhl, der Tisch scheint schmaler heute, sie sind einander zu nah. Aber dann löffeln beide ihre Suppe, doch sie würgen daran.

„Ihr seid lang nicht gekommen," sagt Hansi einmal zwischenhinein.

„Ja, ich habe zu schaffen gehabt," gibt er zurück. Dabei legt er den Löffel zur Seite.

Ein wenig später steht Hansi auf und räumt ab. Derweilen ist der Bauer nach seiner Stube hinübergegangen. Die Tür steht halb offen. Als Hansi nach geraumer Weile aus der Küche zurückkommt, nimmt sie ihr Strickzeug und setzt sich wieder. Sie handhabt emsig die Nadeln, tut einmal die Augen weit auf und denkt, wie schön das ist, daß sie einmal allein für den Bauern sorgen darf. Dann fühlt sie auf einmal, daß ihr das Herz wild klopft. Sie seufzt, damit ihr leichter werden soll. Ebenda kommt der Bauer wieder heraus. Er geht ein paarmal hin und her, macht ein Fenster auf und sagt: „Ist es nicht warm da innen?" Und tritt wieder in seine Kammer hinüber. Das Hin-und-her treibt er eine ganze Weile. Wie er einmal wiederkommt, sagt er: „Ja, jetzt sind wir beide ganz allein."

Hansi blickt auf. „Ja, es ist schon recht still im Haus," stimmt sie bei.

„Fühlst es auch?" fragt er und spielt mit den Fingern an der Lehne einer Stabelle. „Freilich, freilich," fährt er fort, „ein so junges Ding wie du muß schon lange Zeit haben hier."

„Ich?" fährt sie ganz bös auf, „wer sagt, daß ich habe?"

„Ja, bist denn daheim hier und gerne da?"

„Ja," sagt sie in einem Ton, der mehr verrät, als sie selber weiß, „ich bin nicht so verwöhnt."

„Hast es denn so schlecht gehabt, früher?"

„Was weiß ich," sagt Hansi, legt den Arm einen Augenblick müßig auf den Tisch und sieht darauf nieder. „Ihr könnet Euch schon denken," redet sie weiter, „wie einem ist, wenn man von daheim verjagt wird und man dienen gehen soll und nicht weiß, wohin man kommt. Es hätte ja geradeso gut fehlen können."

Dem Bauer geht die Rede aus. Das Schweigen aber tut beiden weh, und eines vermeidet des andern Blick.

„Der Marti und die Regine werden jetzt auch daher denken," rafft sich die Hansi zuletzt auf.

„Meinst? Es fragt sich, ob sie Zeit haben. Wenn zwei einander haben, die zueinander passen, dann vergessen sie gern, daß es auch noch Leute gibt, die allein sind."

Sein Ton ist so schwer, daß Hansi ihn ansieht. „Ihr müßt es nicht so nehmen, Peter," sagt sie weich. Seit er ihr Schwager ist, gibt sie ihm den Namen. „Ihr müßt halt auch denken, wie Ihr es gehabt habt."

„Wie ich es gehabt habe?" Er ist plötzlich wie aufgerüttelt.

„Weißt — haben sie dir noch nie erzählt, was ich gehabt habe?"

„Ja, einmal seid Ihr doch auch gewesen, wie der Marti heute."

Er lacht. „Hast recht! Auch erst zwanzig Jahre

alt, und das Weib, das ich an dem Tag genommen habe, zweiundzwanzig, und wie der Vater — mein Vater — sich zum Hochzeitstisch gesetzt hat, hat er zu seinem Gegenschwäher gesagt: ‚So, heut ist gut gehandelt worden, Vetter!' — Siehst, und so dumm ist man noch mit zwanzig Jahren, daß man sich verhandeln läßt!"

Die Hansi weiß sich nicht zu helfen. Sie hat an den Dingen nicht rühren wollen. Sie zittert.

Da fragt der Bauer bitter: „Gelt, du, ich habe mir eine schöne Frau eingehandelt?"

Sie kennt ihn nicht mehr. Er vergißt sich.

„Peter," sagt sie ängstlich, „Ihr müßt nicht — sie ist krank."

Nun wirft er plötzlich den Stuhl von sich. Sein Gesicht glüht und seine Augen sprühen, als breche ein lang, lang angesammelter Zorn sich Bahn.

„Sie hat sich krank ge— Was meinst du, wenn man sein Weib am Tage nach der Hochzeit über der Schnapsflasche antrifft? Was meinst? — Siehst, zusehen, wie eine in dreizehn Jahren sich krank trinkt und dann sieben Jahre dem Kranksein zusehen, von dem man weiß, wie es gekommen ist! Siehst, das habe ich gehabt!"

Der Hansi sind plötzlich die Augen aufgegangen über vieles, was ihr früher sonderbar erschienen ist. Einmal hat sie gehört, daß die Bäuerin fünf Kinder, fünf tote Kinder gehabt habe, ehe der Andres gekommen ist. Einmal hat man ihr erzählt, daß Regine ins Kloster habe gehen wollen, daß sie nur in die „Breite" gekommen sei, weil die Marianne der Arbeit nicht habe Herr werden können! So, während

blitzartig Gehörtes und Selbsterfahrenes sich ihr zur Kette reiht, gehen ihr die Augen auf für das Elend, das der reiche Bauer seit vielen Jahren im Haus hocken hat.

Der Bauer hat sich auf einen Stuhl geworfen. Seine Erregung verfliegt, derweil es lange still bleibt zwischen ihnen beiden. Und auf einmal kommt ihn wieder das Bewußtsein an, daß sie allein sind — ganz allein.

Hansi wähnt, daß das Elend ihn niederdrücke. Das Mitleid wallt in ihr. Sie kann seine Hand, die auf der Lehne eines Stuhles liegt, erreichen, und sie muß die ihre darauf legen.

Der Peter Meyer schauert, die weiche Haut ihres Armgelenkes liegt auf seinen Fingern.

„Peter," sagt sie und sucht nach einem Trostwort. Da wendet er sich langsam nach ihr um, seine Hand tut sich nach der ihren auf. Dann setzt er sich auf den Stuhl, auf dessen Lehne die Hände sich gefunden haben, und legt auch die Linke hinzu, und stumm streichelt er ihr das weiche, willige Glied.

Einen Augenblick hat die Hansi gezuckt und hat ihn angesehen. Was tun sie beide? Und dann weiß sie auf einmal, daß sie nach seiner Nähe verlangt, wie ihn nach der ihren. Aber lange wagen sich ihre Augen nicht zusammen. Ihre Hände verschlingen sich, dann greift der Bauer fester zu und zieht das Mädchen zu sich herüber, so daß es auf seinen Knien sich niederlassen muß. Hansi sträubt sich nicht. Beider Atem geht so laut, daß jedes den des andern hören kann. Sie berauschen sich nur daran. Er legt die Arme um ihren Leib und drückt

sie an sich, daß sie zu ersticken meint, aber sie schmiegt sich nur fester in ihn hinein."

„Hansi," sagt er endlich. Seine Stimme ist unsicher. Jetzt erst schauen sie einander an.

„Hast mich gern, Hansi?"

„Ja," gibt sie zurück. Und dann pressen sie wild die Lippen zusammen.

Sie mögen wohl Stunden gesessen sein. Hansi sieht nach der Uhr und erschrickt. Und dann flüstert sie stockend: „Ich will hinauf jetzt."

Er sucht ihre Augen. Ihre Blicke leuchten und saugen sich ineinander fest. Aber er hat Gewalt über sich. „Geh!" sagt er laut.

Und sie schleicht mit gesenktem Kopf hinaus.

Er wartet, bis er sie in ihre Kammer gehen hört, dann erst erhebt er sich. Er richtet sich auf, fährt sich über die Stirn und denkt nach. „So, Peter Meyer, jetzt hast deine Ehre —"

Der wilde Zorn zuckt plötzlich über sein Gesicht. Wer will ihm sagen, daß er schwach und ehrlos ist! Er nimmt sich die Zeit nur vorher, die kommen muß, er nimmt sie sich, weil der Herrgott sie immer noch nicht geben will! Damit zwingt er sein Gewissen. Und nachher sind Entschluß und Wille so klar in ihm, daß er schon jetzt weiß, was er morgen tun wird.

Zehntes Kapitel

Was sind zwei Tage, und was zwei glückliche Tage! Die Sonne der Glücklichen ist ein Meteor. Der Bauer und Hansi haben zweimal das Meteor

eines glücklichen Tages steigen und fallen sehen. Und der zweite Tag geht bald zu Ende, vergeht in Nacht, die jeden Augenblick den Marti und sein junges Weib zurückbringen kann; denn um die Zeit haben diese wieder da sein wollen. Seit zwei Stunden ist eine leichte Unruhe über den zweien, dem Peter Meyer und der Hansi, aber zwei Tage lang ist auf ihrem Leben eine unendliche Ruhe gewesen. Am Morgen des ersten Tages haben sie sich in der Wohnstube zusammengefunden, der Bauer hat das Mädchen geküßt zum „Gut Tag". „Siehst, wie ich dich jetzt in die Arme nehme, so bist jetzt mein. Und wenn es jetzt niemand weiß als du und ich, so wird doch eine Zeit kommen, wo es alle wissen dürfen."

Das hat er so aus innerster Ueberzeugung heraus geredet, daß es beiden zur Wegleitung geworden ist. Zweifel und Gewissensbisse haben daneben keinen Raum gehabt. Auch bei der Hansi nicht, denn der ist zumut wie in einem Traum, aus dem sie nie mehr erwachen möchte. So haben sie die zwei Tage verlebt, nur das notwendigste schaffend, immer wieder einander suchend, und alles ist hell gewesen rings um sie her. Zwei Tage und eine Nacht hat sie nichts getrennt. Offen und ehrlich haben sie gelebt als Mann und Weib und haben nicht ein einziges Mal an ihrem Rechte gezweifelt. Jetzt, da ihre Zeit zu Ende geht, ist eine leise Unruhe über ihnen, weil sie nun das Leben heimlich werden leben müssen, an dem ihnen bisher nichts Heimliches gewesen ist. Der Bauer steht oft von seinem Stuhle in der Wohnstube auf und späht nach

den Erwarteten aus, und Hansi treibt es zwischen Kammer und Küche und Stube hin und wieder. Aber ihre Unruhe dauert nur, bis Regine und Marti da sind. Die kommen über die Matte daher, wie gute Kameraden, nicht wie Verliebte. Wie sie nebeneinander aus dem Dunkel in das Licht der Fenster treten, muß der Bauer, der an der Tür steht, denken, daß sie eher zu Geschwistern als zu Eheleuten passen. Die kühle Bravheit der Regine ist wie eine Schranke zwischen beiden, eine Schranke aber, die sie nicht empfinden, denn die raschblütige Art des Burschen hat sich der überlegenen seines jungen Weibes seltsam angepaßt.

Der Bauer empfängt sie mit lauterer Fröhlichkeit, als die Regine seit langem an ihm gesehen hat. Einen Augenblick fällt es ihr auf, daß sein Gesicht einen neuen Zug hat, der ihn jünger macht. Auch ist er redseliger denn seit manchem Tag. Aber sie meint, daß er nur ihr Freude machen will.

Wie sie beisammen am Tisch hocken und die Hansi Essen aufträgt, ist alles, wie es immer gewesen ist. Nur Hansi ist still, und das Blut kommt und geht in ihrem Gesicht, aber es sieht es keines. Regine und Marti erzählen von ihrer Fahrt, der Bauer muß lachen, wie sie erzählen. In den und den Kirchen sind sie gewesen, die und die Klosterschwester hat ihnen guten Rat gegeben, und dort und dort haben sie geopfert oder Messe gehört, das ist der Regine ihr Bericht. Und der Marti sagt ja und Amen zu allem, wie er auf der Reise ja und Amen gesagt haben mag.

Sie kommen auch darauf zu reden, wie es still

gewesen sein mag auf der „Breite“ derweilen, aber Hansi geht gerade aus der Tür, wie sie davon handeln, und der Bauer lacht und sagt: schön sei es gewesen, denn es sei einem auch einmal wohl, wenn man die Ellbogen aufheben könne, ohne anzupütschen.*) Es ist dann spät, wie sie schlafen gehen, aber die Heimgekehrten sind fröhlich geworden; es will ihnen scheinen, als sei es auf der „Breite“ heller als sonst. Das mag in des Bauern veränderter Art liegen.

Es bleibt auch so hell, viele Tage und viele Wochen lang. Regine staunt, wie der Bruder allmählich ein andrer wird, wie er auflebt und sich verjüngt und ein ehrliches Leuchten alleweil in seinen Augen ist. Und sie sieht nicht, daß zwischen ihm und Hansi etwas anders geworden ist. Es könnte es niemand sehen, so genügsam sind die zwei, seit sie sich eins wissen. Ein Händedruck jetzt und ganz, ganz selten ein heimliches Wort, und sie sind zufrieden dabei, denn — ihre Zeit wird wiederkommen.

Vor einiger Zeit hat der Peter Meyer sein krankes Weib heimgenommen. Und doch hält die frohe Stimmung an. Freilich ist die Marianne kein großer Störenfried mehr. Sie liegt in ihrer Kammer, und es hat eines genug zu tun, sie zu besorgen, die in nichts mehr sich selbst helfen kann. Aber sie kann auch niemand mehr weh tun, und außer der Regine, die sie pflegt, wissen die andern wenig von ihr. Es weiß auch niemand, daß Hansi,

*) Anstoßen.

seit die Marianne da ist, manchmal mit auf die Brust gepreßten Händen vor ihrer Tür steht und lauscht und doch um alles in der Welt nicht hineinginge zu ihr. Vielleicht nimmt die Pflege Regine so in Anspruch, daß sie, die Scharfsichtige, den ganzen Herbst und den langen Winter über so wenig wie die andern merkt, wie die Hansi ein zerfahrenes, scheues Wesen annimmt, wie sie viel allein ist und wenig redet, auch wenn sie abends unter den andern in der Stube sitzt. Der Bauer ist der erste, dem das auffällt. In den verborgenen Augenblicken, in denen er Hansi findet und in denen er ihr gern ein paar zuversichtliche Worte sagt und sie mit seiner eignen Ruhe aus allen Zweifeln reißen könnte, fühlt er, daß sie in seinen Armen zittert. Er meint, daß die heimliche Angst vor Entdeckung sie erregt, und redet ihr zu und heißt sie, sich gedulden und getrost sein. Dann macht sie sich los von ihm, verbeißt ein Aufschluchzen, aber sie nickt ihm zu und will nicht gelten lassen, daß sie nicht glücklich sei. Zu andern Malen klammert sie sich an ihn und sagt nur immer wieder: „O du! O du! Wenn du mich ja nur gern hast!"

An ihrer Leidenschaft muß er erkennen, daß sie nicht an dem reut, was zwischen ihnen ist.

So geht allmählich auch dieser Winter herum, die Tage wollen schon lang werden, und die Sonne brennt heiß auf den glitzernden Schnee.

Da findet der Peter Meyer die Hansi eines Nachts, als er spät seine Kammer suchen will, im Flur seiner wartend. Sie muß seiner gewartet haben, denn sie ist mit dem Marti nach den Kammern

gestiegen, während Regine schon vor Stunden sich bei der Marianne, die sie auch des Nachts hütet, gelegt hat. Wie der Bauer, das Licht in der Hand, näher kommt, sieht er, daß Hansi nur leicht bekleidet ist, so, als sei sie vom Schlafe aufgefahren. Ihr Gesicht ist weiß wie der Mondschein, der durch die Estrichfenster lugt, ihre Augen haben einen heißen Blick, und ihre Zähne schlagen wie im Fieber aufeinander.

Er tritt zu ihr und legt den Arm um sie. Er ist ruhig und sicher wie je. Hätte sich in diesem Augenblick eine Tür aufgetan und irgendeines sie beide hier stehen sehen, er würde den Blick nicht niedergeschlagen haben.

„Was hast, meines?" fragt er leise und legt die schwere Hand fest auf ihren nackten Arm. Da beugt sie sich vor und bläst das Licht aus, das er in der Hand hält.

„Hast auf mich gewartet?" fragt er wieder.

Sie drängt sich an ihn. „Ja — nein — nein," stammelt sie, und ihr Leib schüttelt unter seinem Griff.

„Hansi, was hast? Bist krank?" fragt er voll Sorge.

Ihr Kopf legt sich an seine Brust. „Nein, nein," flüstert sie wieder.

„Was willst denn? Was ist mit dir?" Und plötzlich sie fester an sich haltend: „Hast mir etwas zu sagen, Hansi, etwas, was ich mit dir tragen muß, wenn es so ist?"

Einen Augenblick scheint es, als hätte sie zu beichten. Er fährt ihr mit der Hand über das

Haar. „Sag mir's, sag mir's getrost," redet er ihr zu. So sicher ist er, daß er vor ihrem Geständnis nicht erschrocken wäre. Aber sie zittert nicht mehr. „Nein," sagt sie — es tönt wie ein verwunderter Schrei. Und „nein, was denkst," redet sie noch einmal ganz fest. Dann wirft sie die Arme um seinen Hals und redet in stürmischen Worten: „Ich bin ja nur so dumm, ich kann mir nicht helfen! Ich weiß ja nicht, was es macht, und — und — ich will mich jetzt schon legen." Sie macht sich los. „Gute Nacht!" sagt sie, und dann ist sie in ihrer Kammer, bevor er ihr noch ein Wort sagen kann. Und ebenso leise schließt sie die Tür hinter sich ab.

Vielleicht würde er ihrer Art nachgegrübelt haben, wenn sie nicht am Morgen ruhiger und fröhlicher gewesen wäre als seit langem. So aber sieht er in ihren Blicken etwas glänzen, das er für Mut hält, und ihr Gesicht ist still wie immer und verrät ihm nichts. Darum forscht er dem sonderbaren Wesen, das sie an jenem Abend gezeigt hat, nicht länger nach.

Und vierzehn Tage verstreichen, und der Frühling kommt.

Seit heute ist der Föhn eingebrochen, der Macht hat über das Eis an den Wänden, über die Lawinen, die in allen Höhen hängen, und der, wenn er durch die Täler jauchzt, die Felsen stöhnen macht und die Wälder krachen. Weiße Wolken sind tagsüber ununterbrochen von Süden nach Norden über die Berge hingezogen. Unruhe ist in den Lüften gewesen, und von den höchsten Graten hat ferner

Sturm den feinen Schneestaub in Wirbeln den Wolken nachgetrieben. Nun, da die Nacht eingebrochen ist, ist im Tal eine schwere, lästige Wärme. Der Föhn säuselt nur, ein leises Pfeifen in schwarzen Tannen, ein Ton wie Winseln an den Hausecken; er ist wach und auf heimlicher Arbeit. Die Nacht ist dunkel. Die Dunkelheit hängt in das Tal herein, daß dieses enger scheint; so greifbar nah sind Wildplatte und Morgenberg, als seien sie zusammengerückt. Zuweilen dringt durch die Finsternis ein Laut wie ein Schuß. Das ist das Eisbrechen; zuweilen folgt ein Gepolter dem einen Laut. Dann stürzen die Schollen. Ganz fern noch und hoch geht manchmal ein Murren und dumpfes Donnern. Die Lawinen erwachen. Wie die Nacht älter wird, kommen die Laute näher, der Föhn wimmert vom Gefelse her, und dann durchbricht ein Sausen und Stürmen die schwere Stille, die Steger Lawinen kommen.

Es ist just zur Zeit, da durch ein Lawinental am Morgenberg ein weißer Strom hochaufstäubend sich nach der Steger Straße wälzt, daß am Breitehaus die Tür sich verstohlen öffnet und die Hansi ins Freie tritt. Das Getöse der Lawine würde das Knarren der Tür übertönt haben, aber Hansi ist so voll Hast, daß sie die Tür zu schließen sich nicht Zeit nimmt. Sie hat ein Tuch um die Brust geschlungen, aber ihr Kopf ist bloß, und das lange, wirre Haar fällt ihr gelöst um Rücken und Schultern. Mit bloßen Füßen läuft sie über den Schnee, darin sie manchmal einsinkt, wenn sie zu schwer auftritt. Sie hat die Richtung zum Gaden genommen, und

wie sie zwischen dem und dem Hause steht, faßt sie ihren Kopf mit beiden Händen an, gleich einer, die von Sinnen ist, sieht sich um, läuft hin und wieder, preßt die Fäuste vor das wildklopfende Haar und hastet endlich wie gehetzt bergan und bergan, einer schmalen, mühsamen Fußspur nach empor, die den Weg bezeichnet, den der Ambros vor acht Tagen einmal gegangen ist, als er im Rütihaus zu tun gehabt hat.

Die dumpfen Stimmen der Föhnnacht klingen weiter. Das Mädchen klimmt höher und höher, schafft sich mit Händen und Füßen bergan. Eine unendliche Angst muß es jagen, so daß es nicht weiß, was es tut. Der Schweiß steht ihm auf der Stirn und läuft ihm in Bächen in den bloßen Nacken. Und dann tauchen die schwarzen Umrisse des Rütihauses aus dem Dunkel, und Hansi richtet sich empor. Sie hat die Zuflucht nicht gesucht, sie weiß kaum, daß ihr Weg sie dahin hat führen müssen, aber wie sie die Wände sieht, wirft sie den Kopf zurück und die Arme weit, ein Schrei, in dem alles Elend und alle Schmerzen der Welt zittern, gellt in die Nacht, dann taumelt sie nach der Hütte.

In diesem Augenblick beben die Felsen der Wildplatte, weht in den Höhen der finstere Bannwald, als führen Weltuntergangsstürme durch seine Tiefen. Dann ist ein Schlachtenlärm, wie keine Menschenkriege ihn zeitigen. Aechzen und Stöhnen, Brechen und Sausen — das ist der Schmerzenslaut stürzenden, sterbenden Waldes. Aus der Finsternis des Bannwaldes bricht eine weiße Flut, ein Felsstück jagt voran, wie ein sich öffnendes

Tor sinken die Tannen zur Rechten und Linken, und hangab stürmt und wälzt sich ein Berg von Schnee. Das ist die Wildplattenlawine, die zum erstenmal den gelichteten Bannwald durchbricht und sich über die Rütihalde einen Weg in die Tiefe sucht.

Das Tosen und Donnern erfüllt das Tal, zu Steg fahren sie in den Betten auf, die in der „Breite" wähnen, die Wildplattenwand stürze über ihnen zusammen, und langsam verrollt das Grollen und Rollen und sinkt der Staub zusammen, der wie eine Wolke über der Rütihalde sich gelagert hat. Zwei schillernde Sterne stehen am düsteren Himmel, ihr unruhiges Licht brennt über dem dunkeln Rütihaus. Dort liegt ein Weib ohnmächtig an der Schwelle. Dort hat die Hansi vom Breitehaus mit dem brechenden Walde ihre Schmerzen hinausgeschrien und im Donner der Lawine einem Kinde das Leben gegeben. Ueber dem Rütihaus brennen die zwei Sterne. —

Der Peter Meyer ist der erste gewesen, der halb angekleidet in den Flur hinabgeeilt ist, um zu sehen, was das Getöse, das ihn geweckt hat, bedeute. Wie er den Flur erreicht, sieht er die Haustür offen, die er selber noch verriegelt hat, ehe er sich am Abend gelegt hat. Es fällt ihm auf, aber — die Regine kann schon im Freien sein, erklärt er sich's und eilt in die Matte hinaus. Sein Haus steht fest, nur die Schindeln klappern wie bei heftigem Sturm, und der Baum, der hinter dem Gaden steht, schlägt eben, vom Luftdruck erfaßt, knirschend zu Boden. Der Bauer weiß, was das alles bedeutet, und er atmet auf.

„Die Wildplattenlaue!" schreit er Regine zu, die eben neben ihn getreten ist.

Das Mädchen ist bleich, aber es zeigt keine Furcht. es hat bei der Marianne gewartet, bis ihm das Haus sicher schien. Jetzt tritt auch der Marti hinzu.

„Auf der Rütihalde wächst dies Jahr kein Gras," sagt er.

Der Bauer zuckt die Schultern: „Das Land ist verloren."

So fest ist er, daß seine Stimme nicht zittert, obwohl ihm in dieser Nacht ein ganzer Besitz entwertet worden ist.

Da fragt der Marti: „Wo ist die Hansi?"

„Sie wird noch drinnen sein," sagt Regine.

„Sie muß hinab sein," redet der Marti weiter, „ihre Tür ist offen gestanden, und in der Kammer ist sie nicht."

Der Bauer ist bleich geworden. Der Ambros kommt mit einer brennenden Laterne gegangen. Auch er weiß nichts von der Vermißten. Sie rufen nach ihr, sie fangen zu suchen an im Haus und in seiner Nähe, am Gaden und bis hinüber, wo einzelne Schneeschollen sich bis in das ebene Mattland verirrt haben. — Die Hansi ist nirgends.

Einer aber, der nicht sucht, ist nach ihrer Kammer gegangen und steht inmitten der vier dunkeln Wände und sinnt und errät halb und kann sich doch nicht klar werden, was geschehen ist. Und das ist der Bauer.

In dieser Kammer aber hat seit vielen Nächten die Hansi schlaflos gelegen. Während keines im

Hause es ahnte und Tag für Tag noch dieselbe Zufriedenheit und Stille brachte, die auf der „Breite" seit Monaten heimisch waren, hat da oben die Hansi mit sich und ihrem Kummer gestritten. Seit die Marianne, die Bäuerin, wieder im Hause ist, ist es eigentlich her, daß die Hansi eine Lastträgerin geworden ist. An dem Tage, an dem sie dem Peter Meyer sein Weib in ihre Kammer getragen haben, hat die Hansi erkannt, daß sie selber ein Eindringling ist. Und sie ist scheu geworden und hat die heimliche Liebe des Bauern genommen wie Almosen, dessen sie nicht würdig ist. Auf ihn eine Schuld zu werfen, ist ihr nie, in aller Not nie in den Sinn gefallen. Auch dann nicht, als sie innegeworden ist, daß in ihr ein Leben erwacht. Nur eines hat ihr von allem Anfang klar vor Augen gestanden: Er, wie den sie noch keinen gesehen hat, und dessen Liebe ihr Himmelsbrot ist — — von ihm dürfen sie nichts Schlechtes reden! Und so hat sie von allem Anfang nur daran gesonnen, wie sie ihr Geheimnis hüten kann. — Aber es ist eine harte Zeit für sie gewesen. Gedanken und Zweifel sind auf sie eingestürmt, grausame Aengste haben sie gepeinigt; in der Nacht, wo ihre Stunde hat kommen wollen, und da sie dem Hause entronnen ist, sind ihre Sinne wirr gewesen, ihr Denken dumpf; und sie hat nur noch gewußt, daß sie fliehen und sich verbergen muß, damit auf ihn kein Makel falle.

Freilich hat sie den Weg nicht gefunden, der sie ganz aus den Augen der andern bringt . . .

Der Bauer in Hansis Kammer erinnert sich endlich, daß er zu den andern zurück muß. Er

kommt in den Flur hinab, wie der Marti und der Ambros mit ihren Laternen von vergeblicher Suche zurückkommen.

„Es ist keine Spur von ihr," sagt der Ambros, wie sie mitsammen in die Stube treten, wo die Regine Licht gemacht hat und wartet.

Martis Züge zucken. „Hinter dem Gaden," berichtet er, während ihm der Atem zuweilen stockt und die Worte sich ihm mühsam formen, „da ist eins gegangen, man sieht Tritte im Schnee, die gestern noch nicht dagewesen sind — sie — verschwinden in der Laue."*)

Er ballt die Fäuste, das Wasser springt ihm in die Augen, er verbeißt ein Schluchzen. „Der Herrgott weiß, was das Mädchen da drüben gewollt hat."

Der Ambros will dazwischen reden, daß er nicht an die Spuren glaube. Aber des Bauern Stimme unterbricht ihn. Die hallt sonderbar, dem Flüstertone gegenüber, den die andern unwillkürlich angeschlagen haben. Er lehnt am kalten Ofen und hat den Arm auf die Gültsteinplatte gelegt. „Flenn nicht, Bub," sagt er zu dem Marti, „wir wollen sie suchen."

„Unterm Schnee?" fragt Regine.

„So glaubst es selber?" stöhnt der Marti auf. Die Regine staunt, wie wild sein Kummer ist und wie er an der Schwester hängt.

Da streckt sich der Bauer, als zürne er dem Marti. „Was nützt das Jammern, du? Wenn sie tot ist, ist sie nicht nur dir gestorben!"

---

*) Lawine.

Er schlägt den Blick nicht nieder, wie er das gesagt hat. Der Ambros ist schon hinausgegangen. Aber der Marti starrt ihn mit weitaufgerissenen Augen an. „Du!“ schreit er, „du, weißt du etwas, ist — ist —“

„Still jetzt! Schaff Schaufeln!“ befiehlt der Bauer und hat Gewalt über den andern, so daß er sich abwendet und hinausstürmt. Und Peter Meyer will ihm folgen. Da sieht er die Regine an der Kammertür der Marianne stehen. Der ist es wie Schuppen von den Augen gefallen. Das Entsetzen leuchtet in ihren Blicken.

„Du,“ keucht sie, „du Verlorener, sag, was du auf dem Gewissen hast!“

Sie steht da wie eine, die richten soll. Verachtung und Herzeleid zugleich reden aus ihren Zügen, aber die erste ist größer. Alle ihre Reinheit bäumt sich auf wider seine Sünde, und ihre Haltung ist, als schüttle sie Staub von ihrem Gewand.

Der Bauer bückt sich nicht. Er sieht sie frei und groß an. Auch nicht das leiseste Rot tritt in seine Wangen.

„Red, beichte, du!“ sagt die Regine wieder.

„Wenn es Zeit ist, will ich schon reden. Habe keine Sorge,“ sagt er und geht hinaus.

Elftes Kapitel

Vierzehn Tage sind vorüber. Im Breitehaus ist eine Luft zum Ersticken. Da drinnen gehen sie finster und wortlos aneinander vorbei und warten

auf die heiße Zeit, die die Lawinen schmilzt. Denn dann wollen sie nach der verlorenen Hansi weiter suchen, die sie mit Graben und Schaufeln nicht gefunden haben.

„Vielleicht kommt sie unterdessen von selber heim," tröstet der weißhaarige Ambros, der nicht daran glauben will, daß das Mädchen unter der Lawine liegt.

„Vielleicht finden sie sie inzwischen im Rußbach," hat die Regine zu dem Bauer gesagt, über den sie sich erhebt wie über einen Aussätzigen. Sie hat ihn nicht zum Reden gebracht, obwohl sie ihm Hölle und Fegfeuer vorgemalt hat. Auf all ihr Schelten und Eifern hat er ihr nur einen Bescheid gegeben: „Ich sehe nur noch Zorn an dir, Schwester, früher hast mich auch gern gehabt." Da hat sie sich in heiligem Eifer und überwältigt von Entsetzen, das sie über seine Sünde empfindet, von ihm losgesagt. Wäre der Marti, ihr Mann, nicht gewesen und in der Kammer die Kranke, die sie pflegt, sie würde ihm entlaufen sein.

Dem Marti, der ihn in blinder Wut bestürmt hat, hat Peter Meyer Rede gestanden. Der Marti ist wieder der Lochstafelbub seitdem, es ist, als sei ein Zwang von ihm abgefallen. In seinen Augen flackert ein böser Glanz.

„Ich habe es gewußt," hat er dem Bauern gesagt, „an dem Tag, wie sie uns verjagt haben da oben im Lochwald, da habe ich es gewußt, daß das Mädchen verunglückt!"

„Du hast nichts gewußt," hat der Bauer dawider geredet. „Es weiß keiner, wie das ausgeht, was er hat anfangen sehen."

Es ist seltsam, daß sich der Marti nicht mehr mit Vorwürfen an den Bauer wagt. Ist es, daß er sieht, wie er selber an einer Last trägt? Ist es, weil der Peter sich nicht einen Augenblick duckt, wie ein Schuldiger sollte! Aber der Marti löst sich von seinem jungen Weibe los. Ihre Art stößt ihn plötzlich ab, und je mehr an ihm selber der alte zum Durchbruch kommt, der, der den Kummer um die Schwester in den Steger Wirtshäusern vergessen will, desto mehr verliert die Regine die alte Macht über ihn und muß erkennen, daß seine angezogene Bravheit von ihm abfällt wie ein äußerliches Kleid, mit dem der Mensch selber nichts zu schaffen hat. —

Es ist Morgen. Der Peter Meyer schickt sich wieder zur Arbeit an. Er hat mit Ambros und Marti beim Frühstück gesessen und steht vom Tische auf, als die Regine aus der Kammer der Marianne tritt. Der Ambros hat die Schneehölzer von der Wand gelangt, er soll nach dem Rütihaus hinauf, das zwei Wochen unzugänglich gewesen ist, denn die Lawine schließt es gleich einer Mauer ab, und soll sehen, ob der Schnee keinen Schaden getan hat. Mit einem stillen „So adie" schleicht der Alte hinaus, dem das Bleiben in dem Unfrieden sauer wird und der sich doch nicht losreißen kann, hat er doch vierzig Jahre da gedient.

Der Marti ist hinter ihm hergegangen; von ihm wissen sie nicht, ob er zur Arbeit oder nach Steg geht, um zu schlemmen.

Der Bauer tut ein paar Schritte der Türe zu. Er sieht aus, als ob er plötzlich alt werden wollte.

Sein Blick ist sinnend geworden, und seine ganze Haltung ist die eines Grüblers.

„Fragst nicht, wie es deiner Frau geht?" sagt die Regine und sieht ihn fast feindselig an, eben, als er die Hand auf die Klinke legt. Auch sie hat gealtert; der herbe Zug in ihrem Gesicht hat sich so verschärft, daß sie in nichts mehr einer Zweiundzwanzigjährigen gleicht.

Der Bauer sieht sich nicht um, er ist ihrer Art satt geworden und schüttelt sie ab. Schweigend will er hinausgehen.

Da redet die Regine lauter: „Wo ist dein Gewissen, du? Die da innen kann im Sterben liegen, du kümmerst dich nicht darum?"

Jetzt erst wendet er sich.

„Ich bin nicht falsch," sagt er. „Bin ich einmal vorwärts gegangen, krebse ich nicht zurück. Die Marianne ist versorgt bei dir, was soll ich Besorgtheit heucheln, die ich nicht habe."

„Aber den Pfarrer wirst ihr doch kommen lassen, nun es aufs Ende geht?"

Er fährt zusammen. „Aufs Ende? Ist es daran?"

„Man kann nicht wissen! Sie gefällt mir nicht."

Er senkt den Kopf. In ihm redet etwas: hättest nicht Geduld haben sollen, Peter!

Und da höhnt Regine: „Siehst, vielleicht — hättest so lange Geduld gehabt!"

„Ich will nach dem Pfarrer schicken," sagt der Bauer in der schweren, stillen Art, die er letztlich an sich hat; damit geht er hinaus.

Die Regine ist zu der Kranken zurückgegangen.

Der Bauer hat das halbgewachsene Mädchen ins Dorf geschickt, das aufgenommen ist, seit die Hansi fehlt. Dann geht er selber der Arbeit nach. Und der Morgen wächst langsam zum Mittag darüber. Das Mädchen ist indessen heimgekommen, hat berichtet, daß der geistliche Herr gen Wicky sei, aber herüberkommen solle, sobald er von dort zurück sei. Und der Bauer ist mit diesem Bericht nach der Kammer seines Weibes gegangen. Dort findet er nicht viel Anzeichen nahenden Todes, weil die Marianne schon seit langem nicht viel Lebendiges mehr an sich hat. Sie liegt in Kissen und Decken vergraben, er findet auch nicht eine Spur mehr von dem Weibe, das er vor langer Zeit geheiratet hat; die Daliegende könnte just sowohl eine Fremde sein. Die Kranke atmet kaum, aber sie hat schon immer kaum mehr erkennen lassen, daß sie atmet. Und die Regine, die sagt, daß sie stirbt, muß es wissen.

„Er soll sich beeilen, der Pfarrer, sonst kommt er zu spät," meint sie jetzt, zu Füßen des Bettes stehend, im Flüstertone, obwohl die Marianne nichts mehr hört noch versteht.

Der Peter nickt nur und geht wieder. Er hat Holz zu schlagen und sonderbarer- und seltenerweise geht ihm der Marti bei der Arbeit an die Hand. Die beiden Männer schaffen schweigend, sie haben einander nichts zu erzählen.

Wie um die Mittagszeit der Bauer das Beil weglegt, hört auch der Marti zu schaffen auf und hintereinander gehen sie in die Wohnstube. Dann hebt wiederum eine Mahlzeit an, die allen bitter

schmeckt, die daran sitzen, denn wo kein Friede ist, mundet kein Brot.

Sie haben noch nicht die Suppe hinuntergewürgt, da kommt des Ambros müder Schritt durch Haustüre und Flur, sie haben den Schritt in all den Jahren wohl kennen lernen können, aber es ist heute Hast in der Mattigkeit des ausgeschafften Knechtes. Die Augen aller sind schon an der Tür, als der Ambros sie zurückstößt und, den Stock in Händen, an dem er sich durch den Schnee gearbeitet hat, hereintaumelt. Des alten Runzelgesicht ist fahl, aber der Schweiß glänzt in Tropfen darauf, und das schöne weiße Haar ist feucht. Sie können aus seinen Zügen lesen, daß ihm etwas widerfahren ist.

Er keucht und ringt nach Atem und legt beide zittrigen Hände um den Stock. „Da oben — in der — im Rütihaus —“ stammelt er heiser, „die Hansi!“

Der Bauer, der Marti und die Regine sind emporgefahren.

„Red heraus, nun, mach schnell, red,“ drängt der Marti, er ist an den Ambros herangetreten und will ihn schütteln, so kann er nicht warten, bis der erzählt. Der Bauer steht still und gerade auf, und nur seine Augen, die an des Ambros Lippen hängen, verraten etwas wie Angst.

Der Knecht sucht noch immer nach Worten. „Mein Gott, wenn ihr das gesehen hättet, wenn —“

„Kannst denn nicht reden, du, bist denn verrückt, bist —“ der Marti weiß nicht, was er tut, so schüttelt ihn die Gier, von der Hansi zu hören.

„Sitz ab, Brosi,“ sagt der Bauer, der sich mühsam zwingt, „sitz ab und erzähle!“

Da läßt sich der Ambros auf eine Stabelle nieder und beginnt: „Ich bin spät hinaufgekommen auf die ‚Rüti‘, der Weg ist gottlos mühsam. Wie ich ans Haus komme, steht die Tür offen. Die Haustür und dann die in die Stube auch. Und in einer Stubenecke hockt die Hansi. Zuerst habe ich nicht gewußt, daß es die Hansi ist. Ihr würdet sie vielleicht — auch nicht mehr kennen. Ja, und die Hansi — sie ist da — aber sie ist —“, er weist nach der Stirn — „nicht ganz richtig. Sie redet, daß es einem ins Herz schneidet. Ich habe gefragt, wie sie hinaufgekommen sei, sie weiß es nicht oder sagt es nicht. Ich habe gefragt, wie sie sich genährt habe, sie sagt es nicht. Aber es liegen noch ein paar Brotkrusten im Kasten, sie wird wohl dort etwas gefunden haben. — Auf einmal hat sie mich an der Hand genommen und hat mich hinters Haus geführt. Da steht ein Holz im Schnee. Und da sagt sie: ‚Siehst, da liegt's, Brosi, aber sag's keiner Seele, keiner Seele!‘ — Wie sie das gesagt hat, das kann ich nicht erzählen, aber es hat mich gefroren durch und durch. Und dann — es liegt ja nur handhoch unterm Schnee — mein Gott — da liegt ein kleiner Leichnam vergraben. Die Hansi hat —“

Der Bauer hat sich gerührt, er nimmt seinen Hut vom Nagel und zieht den Rock an; dabei ist ihm, daß er vielleicht nicht wieder komme.

„Es muß einer hin,“ sagt der Ambros eben noch, „was das Geschöpf durchgemacht haben mag, das kann der glauben, der sie gesehen hat. Aber wenn nicht bald eines zu ihr kommt, das ihr helfen kann, dann — —“

Der Bauer hält den Hut noch in der Hand. Jetzt, da er alles weiß, ist er ruhig, zum Fürchten ruhig. Sein Denken ist ganz scharf und klar. Er will reden.

Aber der Marti kommt ihm zuvor. Sein Gesicht glüht, er tut einen Schritt nach der Regine hin. „Regini," sagt er, „was sollen wir dem Mädchen helfen, und eine Fremde kannst nicht rufen, geh du!"

Die Regine fährt zurück wie gestochen. „In den Schmutz halt' ich meine Hand nicht," sagt sie.

Des Martis Augen glimmen: „Frau, Frau! Tu's mir zulieb. Siehst, ich habe dich nicht immer verstanden, aber ich habe doch dich alleweil angesehen wie eine, vor der man den Hut abziehen muß. Und darum — ja, ganz ehrfürchtig habe ich an dir gehangen. Jetzt, wenn mir das tust und hilfst der Hansi, dann sollst deiner Lebtag nicht mehr über mich zu klagen haben, dann — —"

Die Regine steht abgewendet. Sie weiß, daß sie den Mann verliert, wenn sie ihm nicht zu Willen ist. Einen Augenblick streitet sie mit sich selber. Dann tut sie einen Blick in alles, was geschehen ist, und die Nonnenseele in ihr schaudert.

„Nicht ums Leben bringst mich hinauf," sagt sie laut.

Der Bauer zögert noch immer. Manchmal steigt ein flüchtiges Rot in seine Wangen. Warum verflucht der Marti ihn nicht, der alles Elends Urheber ist!

Der Marti aber hat sich selber vergessen. Er streckt der Regine die geballte Faust ins Gesicht.

„Ist das deine Bravheit, du Halbheilige, du! Und von dir hätt' ich lernen sollen und wollen! Siehst, da und da und da! Das habe ich von dir, und das kannst wieder haben. Ich bin ein Lump gewesen, wie ich hergekommen bin, und als Lump gehe ich wieder fort. Und jetzt gehe ich sehen, was mit der Hansi ist!"

Er hat das seidene Halstuch abgezerrt, die Hemdbrust losgerissen und die silberne Uhrkette, die ihm die Regine geschenkt hat. Das wirft er ihr vor die Füße. Dann dreht er sich um und stürmt aus der Stube. Die Regine steht aufrecht, und wie mechanisch greift sie in die Tasche, zieht einen Rosenkranz heraus und dreht ihn zwischen den Fingern, als bringe das ihr Ruhe.

Dem Bauer ist ein Gedanke gekommen. Er ruft den Ambros zurück, der dem Marti folgen will.

„Hörst, Ambros," sagt er mit belegter Stimme, „du gehst zum Polizist, zum Renner, und sagst ihm alles, was — was du gesehen hast da oben, das muß angezeigt werden, das ist deine Pflicht, Brosi, alles, hast gehört? Und sagst ihm" — sein Ton wird um ein kleines höher — „sagst ihm, ich, der Peter Meyer, sei schuldig an allem, ich, keiner sonst!"

Der Ambros staunt ihn an, er will reden, aber er kann nicht, er kann doch dem da, unter dem er alt geworden ist, nicht sagen, daß er an seinen Tod eher gedacht hätte, als an so etwas. Und so geht er, ihm auch den Dienst noch zu tun.

Der Peter Meyer will ihm folgen, aber die Regine fährt auf ihn zu und hält ihn.

„Du gehst nicht, du darfst nicht."

„Laß mich," sagt er und packt sie mit seinen Eisenfingern. Er hat leicht, sich frei zu machen.

„Wenn die Marianne stirbt," keucht die Regine.

„So will ich ihr zum Tod nicht lügen, was im Leben nicht wahr gewesen ist," sagt er dumpf und tritt hinaus.

Aber über die Matte her kommt ein Läuten. Wie der Bauer aus dem Hause treten will, sieht er den Pfarrer ihm entgegenkommen. Der Sigrist geht ihm vorauf und schwingt das Rauchfaß, und zuweilen schüttelt er die Glocken, die er in der Rechten trägt. Der Pfarrer schreitet im Ornat und mit gefalteten Händen. Der Ambros, der eben nach dem Rußbachsteg will, beugt das Knie und entblößt den weißen Kopf. Der Pfarrer trägt das heilige Oel zu einer Sterbenden.

Da wendet sich der Peter Meyer in der Tür und tritt zurück ins Haus. Seine Augen werden weit und sein Bart zittert, er geht hinein bis in die dunkelste Ecke des dunkeln Flurs, dort kniet er nieder und wartet, bis der Pfarrer vorüber ist. Und zum erstenmal packt ihn die Erkenntnis gewaltig an, wie er an seinem Weibe gesündigt hat.

Zwölftes Kapitel

Im Rütihaus sitzen die Lochstafelgeschwister. Sie sitzen auf der Wandbank hinter dem Tisch, der Marti dicht neben der Schwester, die sich in die Ecke gedrückt hat und manchmal zusammenschauert,

als ob sie friere. Und doch lugt die warme Sonne noch in die Scheiben und gießt ihr Licht über beide. Es ist alles wie an dem Tag, da sie zum letztenmal in der Lochstafelhütte beisammengehockt sind. Und wieder gilt es ein Abschiednehmen.

Der Marti denkt wie damals, wie jung und schön die Hansi aussieht. Nur — wo sie jetzt hin will, ist keine Gefahr mehr für sie!

Hansi zieht die Füße unter das dünne Röcklein hinauf, das sie trägt, ihre Arme sind an die schmale Brust gedrückt, und die Hände liegen auf ihrem Schoß und halten des Martis Rechte. Ihr Gesicht ist weiß und rot wie das blühenden Leben, aber das Weiß ist die Schneefarbe des Sterbefrostes, und das Rot, das glühende, fliegende Rot ist Fieberglut. Das Fieber leuchtet auch in den großen, heißen Augen, die wie dunkle Flammen unter der bleichen Stirne stehen, und es brennt auf den vollen, gesprungenen Lippen.

„Halt mich fest, Bub, halt mich nur," stammelt Hansi, „sonst schickt er mich fort, der Truttmann."

So redet sie nun daher, seit der Marti sie gefunden hat. Sie glaubt mit ihm in der Lochstafelhütte zu sitzen, und alles, was dazwischen liegt, scheint jetzt gleichsam ihren Sinnen entfallen zu sein.

„Jetzt wird er dann kommen," beginnt sie wieder, „hörst ihn noch nicht? — Und ich muß dienen gehen — hu, du, mir macht es Angst vor dem — Dienen!"

Der Marti weiß nicht, was tun. Eckig und linkisch hockt er und fährt mit der Linken zuweilen an den Hals, die Angst macht ihm eng. Aber

er ist geduldig, und er versucht oft mit einem „Ja, ja" oder „Sei nur still" das Mädchen zu beruhigen.

So vergeht der Tag. Die Sonnenstriche auf dem Boden sind bleicher geworden. Ein kleiner goldiger Fleck brennt noch am Fenstersims, und jetzt wie ein goldenes Vögelein, das verfliegt, ist auch der verschwunden.

„Hörst, jetzt kommt er, der Waisenvogt," stammelt die Hansi. Sie läßt Martis Hand gehen und stemmt ihre eignen Hände auf die Bank. Ihr Oberkörper hebt sich und neigt sich, sie lauscht.

Die Sonne ist hinter der Wildplatte versunken, und nun brennt der Morgenberg von ihrem Widerschein. Blutrot, nein, als leuchteten die Bergrosen im ganzen Tal und würden Lichter und würden rote heilige Flammen, die aus den Steinen emporzüngeln und aus den Felsenspalten wachsen, die den dunkeln Wald erfassen und die weißen Schneegipfel und den blauen, stillen Himmel, so brennt das Abendrot über dem Tal von Steg. Das Rütihaus steht frei inmitten des Glühens, und seine Fenster sind eitel Gold, und in der niederen Stube, über dem alten Holzgerät, über dem Bretterboden und der rauchschwarzen Diele liegt ein Schein wie von heimlichen Altarkerzen. Da steht die Hansi inmitten der Stube, ihr Gesicht ist verklärt, und es liegt eine grenzenlose Andacht und ein seliges Staunen in ihren Zügen. Denn die Hansi sieht nicht mehr den Truttmann, der sie holen will, sie sieht den Herrgott, den lieben Herrgott selber.

„Siehst, Bub, siehst," redet sie und hebt einen

zitternden Finger und weist vor sich ins Leere. „Siehst, da kommt er. Siehst, was er für ein schöner ist und ein mächtiger! Er hat einen langen dunkeln Bart und gute, glänzige Augen. Und er sieht mich an und —"

Der Marti hockt auf der Bank und hält den Atem an, er wagt sich nicht zu rühren, so hält ihn der Hansi Wesen im Bann; er staunt nur und staunt. Und jetzt hebt die Hansi die Arme auf:

„Mein Herrgott," stammelt sie. Und dann: „Er tut seine Arme auf!"

Dann ein kleiner, halblauter Schrei: „Peter!" Und die Hansi fällt langsam mit weitgebreiteten Armen vornüber zu Boden.

Und der Marti weiß, wen sie geglaubt hat zu sehen: der Peter vom Breitehaus ist der Hansi ihr Herrgott gewesen!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Um dieselbe Stunde, um Zunachten, läuten sie zu Steg die Totenglocke. Dem Peter Meyer von der „Breite" ist seine Last, sein krankes Weib, abgestorben. Zu Steg aber geht schon von Weibermaul zu Weibermaul die Geschichte von dem, was im vergangenen Jahre im Breitehaus geschehen ist. Die sittliche Entrüstung geht auf hohen Schuhen durchs Dorf. „Wer hätte das von dem gemeint! Von so einem braven Mann! Von so einem, der wie der Pfarrer gegolten hat!"

Und keiner findet das rechte, das erlösende und vergebende Wort, daß der vom Breitehaus ein Mensch ist, ein Mensch wie alle, die ihn verlästern.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist vierzehn Tage später und an einem dunkeln, wolkigen Abend, daß der Peter Meyer und die Regine in der Stube beieinander sind. Der Bauer ist eben erst heimgekommen; er ist im Hauptort unten vor Gericht gewesen und entlassen worden. Denn es ist kein Kläger mehr wider ihn, und ob er sich selber auch nicht gespart hat, ja, wenn er auch um Strafe förmlich gebeten hat — die Richter haben keinen Strafgrund mehr gefunden. Jetzt sitzt der Bauer an seinem Tisch und sinnt nach. So hat er nun an vielen Tagen gebrütet, ganze Abende lang. kaum daß die Arbeit ihn freigelassen hat.

Die Regine ist eben zu ihm getreten und will wissen, was jetzt werden soll.

„Was meinst?" fragt der Bauer und hebt das Gesicht.

Die Regine steht mit der Hand am Fenstergesimse.

„Wie es jetzt werden soll?" sagt sie noch einmal, und ihre Stimme klingt spröd.

„Was fragst mich? Du bist doch dein eigner Herr!" gibt er zurück.

„So — wenn es dir recht ist, möchte ich zu den Klosterschwestern zurückgehen, nach —"

Er sieht sie mit einem seltsamen Blick an.

„Meinst, bist da auf dem rechten Weg, Regine?" fragt er in einem Tone, der ihr zu Herzen gehen sollte. Aber er ist ihr zu fern gerückt.

Sie redet: „Der Marti ist fort — außer Land — heißt es — am Tag — nachdem ihr die — seine Schwester begraben habt! Und wenn er auch zurückkäme, wir zwei haben nichts mehr miteinander zu

tun — und du und ich — du siehst es wohl selber ein, daß ich hier nicht bleiben kann."

Wieder sieht er sie groß an, es ist kein Zorn in seinen Augen, es glänzt etwas darin, das fast Mitleid ist. „So verachten mußt du mich, gelt?" sagt er.

Sie sagt nichts, aber sie hebt den Kopf, wie wenn ihr eng würde in der Luft der Stube.

Da legt der Bauer beide schweren braunen Hände auf den Tisch weit vor sich und hebt zu reden an. Es ist ein eigentümliches Reden, abgehackt, mit langen Pausen zwischen einzelnen Gedanken. Und die Worte sind gleichsam aus den tiefsten Tiefen seines Innern heraufgeholt.

„Ja, du magst ja recht haben," beginnt er. „Du wirst nicht die einzige sein, die mit Fingern auf mich weist und ausspucken möchte vor mir. Und du hast ja recht. Aber siehst, laß mich dir nun erzählen, wie das alles hat kommen können. Alle die Tage her habe ich mir das so überdacht, und so scheint mir — so ist alles gewesen: Es ist einer im Schatten gesessen — das bin ich, Mädchen, siehst — immer im Schatten, und dort hat er die Sonne gesehen, siehst dort, so wie wenn hier in der Stube eine Hälfte Schatten und die andre Sonne wäre. Und wie nun der so sitzt, Tag für Tag, und immer die Sonne sieht, da kommt ihn manchmal ein Gelüsten an, hinüberzutreten. Aber die Sonne ist ihm verboten! Er weiß es und hat sich in seinem kalten Schatten zusammengehockt und hat weiter Geduld. Weiter, bis ihm eines Tages einfällt, daß andre ja auch in der Sonne herum-

gehen. Da hat ihn der Hochmut gepackt. ‚Bist du denn solch ein Tropf, daß du wartest, bis die Helligkeit zu dir kommt!‘ redet es in ihm, ‚wenn sie nicht kommen will, so geh du zu ihr!‘ Und an dem Tag streckt er die Hand hinüber und fühlt, daß es ihm verboten ist, da zu stehen. Siehst, Mädchen, da liegt das Ganze, da, in dem einzigen Augenblick, in dem Hinübertreten! *Wann* wir sündigen, dann wissen wir nicht mehr, *daß* wir sündigen! Aber — noch mehr! Bis daher hat der *Mensch* gedacht und gehandelt, und nun kommt der *Herrgott*, der dem Menschen die Sonne verboten hat, der allmächtige Herrgott, und löscht seine Sonne auch dort aus, wo der Mensch sie gesucht hat. Siehst — und in dem Augenblick muß der erkennen, was er in all seinem Hochmut für ein ohnmächtiger Zwerg ist, und in dem Augenblick fällt ihm das Verbot wieder ein, das er übertreten hat!“

„So erkennst also doch, was getan hast,“ sagt die Regine, es sieht aus, als könnte sie ihm jetzt verzeihen.

Da hebt er sich von seinem Stuhle auf. Sein schöner, dunkler Kopf schnellt in den Nacken, seine Brust dehnt sich, der Bart, der darauf liegt, glänzt und zittert, an dem mächtigen Leibe schwellen die Glieder. Und so steht er wie ein gesunder Baum und sieht der Regine fest ins Gesicht.

„Ja, weiß Gott, ich erkenne schon, wie alles ist. Wie der Pfarrer hineingegangen ist zu der Marianne, da ist es in mir aufgekrochen — und weißt du — es gibt auf der Welt nichts Härteres, als wenn sich

einer vor sich selber schämen muß! Aber siehst, da bin ich nun und müßt' mich verkriechen. Auf dem Haus und auf meinem Namen ist ein Flecken! An den Peter Meyer glaubt keiner mehr im Tal. Aber — und zu dem Ende bin ich mit allem Nachsinnen gekommen — Menschen sind wir und keine Heilige. Menschen zum Sündigen, aber auch zum Wiedergutmachen! Und weil ich vor dem Herrgott seinen Augen gut machen will, darum bleibe ich stehen, wo ich stehe!"

„Du bist ein Mensch und — ich will eine Heilige sein, willst sagen!" sagt die Regine. Sie hat ihn nicht verstanden. Etwas wie Hohn liegt um ihren geschlossenen Mund.

„Ich weiß nicht," sagt der Bauer, „aber es ist mir, als dürfte ich vor dem droben stehen — so gut — wie du!"

Die Regine redet nicht mehr. Sie geht zur Türe. Wieder engt ihr die Stickluft der Stube die Brust. Und das Herz zittert in ihr um den Sünder, den die Last seiner Schuld nicht auf die Knie drückt.

Grundwasser

Erstes Kapitel

Der Florian Bennet stand am Jochsee oben und spielte, wie Kinder tun und Leute, die die Zeit verschleudern. Er war allein. Nur das Heer dunkler Tannen umgab ihn und schattete rings das stille Wasser: schweigsame, steife, schwarze Gesellen, die mit mächtigen Aesten nach dem gewitterwolkigen Himmel langten.

Der Flori vergnügte sich damit, Holzstücke ins Wasser zu schleudern und zu beobachten, wie sie auf der glatten, schwarzblauen Fläche unendlich langsam, aber von unsichtbarer Gewalt gezogen, nach der Mitte trieben, dort erst bedächtig, dann schnell und immer schneller sich im Kreise zu drehen begannen, bis die Flut sich urplötzlich wirbelnd auftat und der Splitter wie in einem Trichter verschwand, um nicht mehr zum Vorschein zu kommen.

Der See hatte ein Geheimnis. Sein Becken blieb jahraus jahrein gefüllt bis an die grünen Moosufer, aber es kannte zu Färnigen keiner seinen Zufluß, und niemand wußte, wohin sich sein Wasser verlor; und doch gingen in seiner Tiefe, von welcher die Färniger behaupten, daß sie unermeßlich sei, mächtige Strömungen, die von einer Stelle der Oberfläche alles auf den Grund hinabzureißen vermochten,

was dort schwamm. In dem düsteren Gewässer war kein Leben, selbst die Forellen fehlten, die sonst die Bergseen der Umgegend bevölkerten; kaum daß an einer seichten Stelle zuweilen ein schwarzer, häßlicher Molch sich in den Sand bohrte.

Floris Hände waren eben wieder leer geworden. Er dehnte sich und gähnte, des Spieles überdrüssig. Der Zweiundzwanzigjährige langweilte sich am hellen Werktage. Er hob die Arme, an denen die Hemdärmel bis an die Achsel zurückgestreift waren, und reckte sie gegen den Himmel, daß die harten Muskeln schwollen, als müßten sie springen. Der Bursche war barfuß und barhaupt. Eine zertragene, lumpige Hose und ein unsauberes Hemd machten seine ganze Gewandung aus. Eine Schnur hielt die erstere um die Lenden fest, aus dem letzteren trat der gelblichweiße Hals und die breite nackte Brust. Er hatte einen Leib, wie ein großer Bildner den eines Ringers meißeln würde; eine Unfülle von Kraft schwellte die Glieder, welche die Sonne nicht braun gebrannt hatte wie die der übrigen Bauern, weil Flori nicht merkte, wenn sie am Himmel flammte. Flori war ein Müßiggänger oder doch auf dem besten Wege, es zu werden. Selbst in seinen Zügen lag schon etwas von Schlaffheit und Schläfrigkeit. Sie waren im übrigen grob und fest, eckig standen die Backenknochen heraus; die bleiche Haut an ihnen war eingefallen. Nase und Kinn zeigten den breiten, bäuerischen Schnitt, die Augen saßen tief und waren von einem dunkeln, unbestimmten Schein; sie hatten einen Blick, der nichts verriet noch in sich lesen ließ wie offene, helle Augen gerader Menschen.

Helle Brauen überwölbten sie, und eine schöne kühne Stirn reichte weit unter den blonden Haarwust.

Als Flori sich nach Bedürfnis gereckt und gedehnt hatte, zog er sich die Hose zurecht, stieß einen grunzenden Ton des Behagens aus und warf sich, wie er vordem eine gute Weile gelegen hatte, lang ins Gras, nestelte den Kopf in das Grünzeug an dem Fuß einer mächtigen Tanne und starrte durch deren Krone nach dem sich mehr und mehr verdüsternden Himmel. Eine lastende Schwüle lenkte sich über den See. Hinter dem Stillen Horn, dem Bergkoloß, der im Westen über dem Walde, gleich weißem Haupte über dunkler Krause, stand, ging ein fernes Murren; Flori wandte lässig den Kopf und spähte hinüber. Weißes Gewölk schob sich hinter dem fahlen Schneeberge herauf, rauchsäulenartig; schwarzes wirbelte dazwischen, und in dem Qualme ging zuweilen ein rotes Aufflammen, ein Blitzzucken.

„Ein Wetter!“ murrte Flori. Dann erhob er sich, strich sich die wirren, blonden Haare aus der heißen Stirn und machte sich nach dem Walde auf die Beine. Ein schmaler Fußweg führte durch das schweigende Gestämme und senkte sich jäh talwärts. Zur Linken und Rechten leuchtete das Hellgrün des Farnkrautes neben dem Schwarzgrau unzähliger Granitblöcke; der Wald wurzelte in einer Trümmerhalde.

Es war die Zeit der Erdbeerreife; hellrot schimmerten die Früchte da und dort unter dem Kurzholz. An einer Stelle, wo sie üppig standen, hockten zwei Mädchen und füllten ihren Körben zu, in denen sich schon eine ansehnliche Sammelernte fand.

„Es kommt ein Wetter, he!" schrie Flori sie an, dessen Nahen sie nicht gehört hatten. Die beiden schreckten zusammen.

„Bist ein rechter Nol,*) einen so zu erschrecken!" fuhr die siebzehnjährige Leni auf, des Färniger Dorfvogts blondhaariges Mädchen, und ihre dunkeln Augen, die sonst einen feuchten, unendlich heimeligen Glanz hatten, blitzten den Burschen in jäh aufglühendem Zorn an.

Der pflanzte sich breit am Wege auf.

„Ist das der ganze Dank, daß ich euch vor dem Naßwerden behüte?" Sein Blick glitt wohlgefällig und langsam über die schlanke Gestalt Lenis.

An der staunten die Färniger Buben schon längst herum, obwohl ihre Glieder sich spät aus kindlicher Eckigkeit zu etwelcher Wohlgeformtheit rundeten, weil eben talauf und ab kein Mädchen solch ein liebes Gesichtlein zu eigen hatte. „Es wäre wie ein aus Elfenbein geschnittenes Muttergottesbild," meinten die einen und hatten recht, denn die Färbung war die des Elfenbeins, und die Züge waren fein und ebenmäßig, wie von Künstlerhand geschnitzt. Andre aber sagten, der Leni Gesicht sei wie die Sonne. Es würde einem wohl und warm ums Herz, wenn sie einen anschaue, und auch diese hatten so unrecht nicht.

„Nun, kommt ihr nicht heim?" drängte Flori weiter, als Leni in kindlichem Schmollen ihm den Rücken zuwendete.

Ein abermaliges Grollen im Westen, dem ein

---

*) Läppischer Mensch.

Knattern und Krachen folgte, verlieh seinen Worten Nachdruck.

Das zweite der Mädchen, ein rundes, hübsches Ding im Alter der Leni, erhob erschreckt den von braunen Zöpfen umwundenen Kopf und murmelte halblaut: „Ich gehe, du! Es ist gefährlich im Walde, wenn's wettert."

„Bah, wir kommen noch lange heim," meinte Leni.

Aber die Loise des Schäfliwirts war ein Hasenherz. Ihre roten Lippen bebten in schlecht verhaltener Angst, als sie den Flori fragte: „Meinst, wir mögen noch heim, du?"

Der zuckte mit den Achseln. „Das Wetter kommt vom Stillen Horn herüber, ein Spaß wird's nicht. Wenn du aber läufst, was du magst, kommst du schon noch aus dem Wald, oder wenn du Angst hast, komm her, ich trage dich!"

Er griff nach dem Mädchen. Dem aber stieg das Rot heiß in die Wangen, es wand sich los, griff seinen Korb auf und stob wie der Wind über den Holperweg hinab.

„Da hast eine tapfere Kameradin!" höhnte Flori.

Die Leni packte langsam auf und sagte kein Wort. Als sie sich zum Hinabsteigen anschickte, stand Flori ihr breitschulterig im Wege, aber sein Gesicht zeigte eine sonderbare Demut.

„Wir wollen zusammengehen," sagte er leise drängend, „es gibt ein böses Wetter, und was täte ein Mädchen wie du allein im Wald, wenn's einschlüge?"

Sie duldete es schweigend, daß er an ihrer Seite niederstieg. Schon im nächsten Augenblick war sie

froh, ihn nahe zu haben. Ein Windstoß war über die Wipfel hingegangen, und durch den hängenden Wald hatte ein einziges, langgezogenes Gieren und Aechzen geklungen. Nun kamen sie an eine schmale Lichtung und sahen den Himmel nachtschwarz und nah, als senkte er sich auf das ragende Gehölz. Und als sie abermals im Dunkel des Waldes schritten, brach jäh eine flammende Helle über sie. Feuer und Funken sprühten, und ein ohrenbetäubendes Knacken und Brechen, Splittern und Prasseln folgte.

„Jesus Maria!" hatte das Mädchen geschrien, aber der Blitzschlag hatte den Schrei übertönt. Dennoch fühlte Flori, wie der Schrecken sie ohnmächtig machte. Ihre Hand hatte seine derben Finger gefunden und umklammert. Der Erdbeerkorb war ihrer Linken entglitten und jagte, seine Früchte verstreuend, in Sprüngen den Weg voraus.

„Hab keine Angst!" mahnte Flori und legte den Arm um des Mädchens zitternden Leib. Es ging eine Wendung mit dem lässigen Gesellen vor. Wie ein Ruck war es durch seine Glieder gefahren, sein Kopf schnellte in den Nacken, in seinen Blicken erwachte ein ungestümes Feuer, wie es denen eigen ist, die mit heißer Freude an ein schweres Tagewerk oder ein großes Wagnis gehen. Als Leni zu ihm aufsah, kam er ihr ganz fremd vor, aber ein wunderbares Zutrauen zu dem Zerlumpten überkam sie. Sie ließ sich den Druck seines Armes gefallen, mit dem er sie mehr trug als führte, und stieg furchtlos der roten Helle entgegen, die sich zu ihren Füßen auftat. Ein brennender Baum lag quer über den Weg, den sie zu gehen hatten. Die Flammen leckten

an den nächsten Tannen empor, und eine um weniges tiefer stehende Föhre loderte gleich einer Säule gen Himmel. Der Wind trieb weißen Qualm talwärts, und plötzlich losbrechender Regen stürzte in Gießbächen über den Brand. Das Gewitter erreichte seinen Höhepunkt. Schlag auf Schlag ging über dem Walde, und das Grollen der Donner war wie ein einziger Schlachtenlärm.

Flori blieb stehen.

„Hier kommen wir nicht durch!" sagte er; dann wurde sein Antlitz plötzlich fahl.

Leni sah es und stammelte mit blutlosen Lippen: „Ist Gefahr, Bub?"

„Der Wind schlägt um, das Feuer umläuft uns!" knirschte er zwischen den Zähnen. Dann riß er das Mädchen blitzschnell empor und kletterte, als trüge er keine Last, zur Rechten des Weges in das Gestein. Es war eine halsbrecherische Fahrt. Flammenknistern, Krachen stürzender Tannen und das Geknatter der Gewitterschüsse waren ihnen Geleitmusik. Flori schwang sich von Felsblock zu Felsblock, stieg in die Schrunden und Löcher der Waldschluchten und fiel nicht. Aber etwas andres machte ihn ängstlich. Der Rauch wurde dichter und dichter und drohte sie zu ersticken.

„Hast dein Sacktuch?" keuchte er. Und als das Mädchen nickend bejahte: „Halt es vor Nase und Mund!" Dann stürmte und strauchelte er weiter. Plötzlich wurde die Luft freier. Die weißen Rauchschwaden zwischen den Stämmen wurden durchsichtiger. Nun sahen sie deutlich einen Ausgang aus dem Walde. Das Tosen eines Wildbachs klang

aus der Tiefe, weit zur Linken wurde der Saumweg sichtbar, der gen Färnigen hinunterführte. An einem mächtigen Felsblock, den die letzten Tannen beschatteten, und der Schutz wider den noch immer strömenden Regen gewährte, hielt Flori an. Er hielt das Mädchen noch in den Armen, als habe er seiner vergessen, und tat einen langen Blick nach rückwärts. Das Getöse des Waldbrandes drang gedämpft herab, und aus dem weißgrauen Dunst, der gleich einer Mauer zwischen den Bäumen lagerte, blitzte nur zuweilen das Züngeln einer roten Flamme auf. Da erst übermannte den Burschen urplötzlich das Bewußtsein, welcher Gefahr sie entronnen waren. Wider Willen zuckten ihm die Lippen, jede Muskel seines Gesichtes bebte, und seine Augen füllten sich; aber ein wilder Zorn über die eigne Schwäche ließ ihn die Zähne zusammenbeißen; seine Brauen zogen sich zusammen, dann hatte er die Wallung bezwungen. Dennoch hatte Leni seinen stockenden Seufzer gehört, und es geschah etwas Seltsames. Das große spröde Mädchen legte die Arme fest um seinen Hals, näherte den feinen Mund seinen aufgeworfenen Lippen und küßte ihn, fest und bewußt.

„Mußt nicht flennen," sagte sie laut und mutig.

Er hätte sie schlagen können, darum, daß sie seine Schwäche belauscht hatte. Er ließ sie zu Boden gleiten und sah sie mit flackernden Augen an.

„Was hast jetzt getan — du — du — unbesonnenes Ding!"

Sie schlug den Blick nicht nieder; groß, klar und fest erwiderte sie den seinen.

„Was du getan hast, hätte keiner gewagt im Dorf! Sie sollen dich inskünftig nicht mehr verschimpfen!“

Daß sie ihn ans Dorf erinnerte, machte ihn zum alten Flori, der ein Tagdieb war und nach keines Menschen guter Meinung fragte.

„Dein Reden wird bei denen nicht viel nutzen!“ murrte er mit höhnisch verzogenem Munde. Dann trieb er sie an. „Laß uns machen, daß wir heimkommen, sie werden schon nach uns suchen.“

Er stieg vorwärts, es dem Mädchen überlassend, ihm zu folgen. Das hielt sich an seiner Seite, aber sie redeten nicht mehr zusammen. Sie schritten über schroff abfallende Hänge hinab dem Wege zu. Als sie ihn erreichten, war des Färniger Bachs Zischen und Rollen ihnen ganz nahe. Er stürmte tief in felsiger Schrunde zur Linken des Pfades. Seine beiden Ufer waren steile, grüne Alphalden, über denen stand ringsum dunkler Wald, und diesen wiederum überleuchteten die Schneekuppen des Gebirges. In der Tiefe, eine Stunde Wegs vom Färniger Wald ab, stand Färnigen. Der weiße, graugieblige Kirchturm verriet es, wie es an seiner schroffen, grünen Ecke hing, den Blicken der talwärts Hastenden noch verborgen. Denen entgegen kam eine Schar mit Aexten und Seilen bewehrter Männer gegangen. Einer, ein breitschulteriger Bauer, schritt allen vorauf. Der blieb, als er die beiden erschaute, stehen und preßte beide Hände vor die Brust, als hielt er einen Schrei der Erlösung zurück. Das war Alois Zwyer, der Dorfvogt von Färnigen.

Das Mädchen nahm einen Anlauf und stand im nächsten Augenblick vor jenem. Gemächlich schlenderte Flori hintennach. Zwyer hatte seinem Mädchen beide Hände entgegengestreckt.

„Du hast mir eine schwere Stunde gemacht, Kind!“ murmelte er, und sein ernstes, furchiges Gesicht leuchtete in einer mächtigen Bewegung auf. Er war eine Prachtgestalt, eichenhoch von Wuchs, aber knorrig und schwergliederig, Grobholz des Gebirges. Schwarzes Haupt- und Barthaar umrahmte das scharfgeschnittene, braune Gesicht, der Bart fiel lang auf die breite, nur von dem groben Hemd bedeckte Brust. Seine Kleidung bestand aus Hose und Weste von dem rauhen Tuch, wie es die Färniger Weiber selber woben. Seine Füße steckten in schweren Schuhen. Aber an diesem grobklotzigen Bauern war eines Herrn Vornehmheit. Lag es in der Schönheit seines Kopfes, lag es in dem ernsten und doch gewinnenden Blick der braunen Augen, der eine unverrückbare Rechtlichkeit verriet? Der Dorfvogt galt nicht umsonst als einer der ersten zu Färnigen und in den Lochtälern, deren oberste Ortschaft Färnigen war.

Leni hatte zu dem Vater aufgesehen.

„Es ist nicht meine Schuld, das Wetter ist rascher gekommen, als ich gemeint habe. Aber, Vater,“ — ihre Augen glänzten in jäher Begeisterung — „Ihr glaubt nicht, was der Flori Bennet für einer ist!“

Sie hatte nicht Frist, Floris Verdienste herzuzählen. Zwyers Gesicht hatte einen strengen Ausdruck angenommen.

„Was ist mit dem Bennet?“ fragte er. Seine Stimme hatte einen leise verächtlichen Klang, als er den Namen aussprach.

„Er hat mich aus dem Feuer getragen,“ sagte Leni hastig und hing an seinen Zügen.

Flori war indessen herzugetreten. Die Schar der Männer hatte ihren Weg fortgesetzt, sie gingen, den Waldbrand einzudämmen. Der Regen, der noch immer strömte, tat ihnen rüstige Vorarbeit.

Der Bennet schaute aus wie ein Stromer. Die blonden Haare hingen ihm feucht in die Stirn. Sein Hemd war dermaßen durchnäßt, daß die gelbweiße Schulterhaut hindurchschimmerte. Seine Hose hing in Fetzen. Seine Füße waren von Steinen und Dornwerk zerrissen, daß das Blut sie überrann. Leni fuhr auf, als sie das sah.

„Er blutet, Vater. Er hat einen schrecklichen Weg gehabt! Und mich getragen dazu!“

„Hast Schmerzen, Bennet?“ fragte der Zwyer.

Flori verzog sein Gesicht zu einer höhnischen Fratze. „Wegen der paar Schrammen?“ fragte er.

Der Dorfvogt hieß ihn heimgehen, daß er in trockene Kleider komme, dann möge er sich den Lohn bei ihm holen. Die Ladung war in fast herzlichem Ton gesprochen, es klang eine tiefe Dankbarkeit daraus. Der Zwyer war gerecht: der seinem Mädchen Gutes getan, galt als der Schlechtesten einer im Dorf, aber das sollte ihm nicht angerechnet werden, wenn's ans Lohnzahlen ging.

Flori hatte nur stumm genickt und war ohne Gruß davongetrampt. Von selber ging er dem Dorfvogt nicht ins Haus, sich zahlen zu lassen!

Der Zwyer kümmerte sich indes um sein Mädchen, das den Arm in den seinen gelegt hatte und sich fröstelnd an ihn schmiegte. Er warf einen besorgten Blick auf sie, die vom Regen nicht minder durchnäßt war als Flori.

„Mit dir ist hoch Zeit heim! Lauf! Laß dich von der Mutter warm einwickeln! Ich muß zum Wald hinauf!"

Da verstob Leni gehorsam, derweil Zwyer seinen Gefährten nachschritt.

Zweites Kapitel

Färnigen lag an der grünen, wölbigen Brust des weit vorspringenden Lochberges, um den der wilde Bach einen mächtigen Bogen beschrieb. Es stand wie eine Hochwarte da oben und blickte hinab in die Schlucht und die benachbarte Talrinne, die der breite Lochbach durchfloß, und in den sich das Färniger Wasser stürzte. Rings an den Halden standen oder hingen mehr die Ortschaften mit den sturmbraunen Holzhäusern, aber Färnigen überschaute sie alle und war an die schroffste Halde gebaut, also daß es aussah, als müßte ein kleiner Sturm schon die Hütten von der Ecke in die gähnende Tiefe fegen. Die Kirche und des Dorfvogtes weißschimmerndes Haus waren die einzigen Steingebäude. Sie standen nahe beieinander, so daß die Schelle in dem grauhölzernen Turmdach allstündlich dem Zwyer in die Fenster bimmelte. Sie standen auch am höchsten, und es schien fast, als hätten die Färniger

nach Rang und Besitz ihre Häuser geordnet. Die Wohlhabendsten wohnten am höchsten am Berg, die Aermsten am tiefsten. Darum kam die Hütte der Bennet-Tschüli erst ganz am Ende des Dorfes. Der sah ohnehin kein Mensch an, daß sie eine Hausung war, denn auf drei Seiten hin entbehrte sie jeglichen Fensters und zeigte nichts als die nackten Bretterwände. Nur gegen die Schlucht hinaus blickten die halbblinden Scheiben dreier Luftlöcher, von denen das eine dicht unter dem niederen Schindelgiebel lag und nicht übermäßig viel Luft zuließ. Auf der Saumwegseite befand sich die Tür, ein lose in den Angeln hängendes, wurmstichiges Brett, das inwendig eine an einen Nagel gehängte Schnurschlinge verschloß. Der Flur, den es verdeckte, war rauchschwarz, dunkel und unsauber. Er stellte der Hauseigentümerin gleich zum vornherein ein ungünstiges Zeugnis aus. „Freilich, freilich, das war halt die Tschüli," redeten die Färniger und wußten genug.

Die Tschüli war ein lediges Weib, ein Färniger Kind, aber ein Schandfleck für die Gemeinde. Ihr Taufname war Julie, die Bergleute hatten daraus ein Tschüli gemacht. Sie hauste seit langer Zeit in ihrem Bretterverschlag am Dorfende. Vor fünfundzwanzig Jahren noch hatte ihre Mutter mit ihr gelebt, eine arme, verschüchterte Frau, die sich vor der Tochter fürchtete und ein übles Leben bei ihr hatte. Darum hatte der Tod die Alte erlöst, und die frühreife Junge hatte allein in ihren vier Wänden gewirtschaftet. Es war eine Zeit gekommen, da ein Fremder, der sich nach Färnigen verirrt hatte, in ein paar Bächen, die vom Lochberg niederstoben,

Gold wollte entdeckt haben und mit seiner Entdeckung im Talland einen mächtigen Lärm schlug. Ein Jahr darauf war derselbe Glücksjäger mit einer Herde Arbeiter nach Färnigen zurückgekehrt und hatte am Berg nach Gold zu graben angefangen. Gefunden hatte er blutwenig, also daß ihm das Geld, seine Gräber zu zahlen, bald genug ausgegangen war. Er fuhr wieder ab, mit ihm seine mit Schaufel und Hacke bewehrte Schar, und sie ließen in Färnigen ein übles Gedenken zurück. Sie waren eine wilde Rotte gewesen. Mit ihnen zog ein gut Teil Leben aus Färnigen fort. Die Bauern, welche dem rohen Volk Unterkunft gewährt hatten, wuschen ihre Hütten. So verschwanden die Spuren der schlimmen Gäste. Nur die Bennet-Tschüli vermochte ihr Gebälk nicht rein zu waschen; ihr war eine Erinnerung verblieben, die der Gemeinde zum Aerger war. In der Bennet-Baracke schrie ein Kleines nach dem unbekannten Vater. Von der Zeit an war die Tschüli ein verachtetes Weib, aber sie nahm sich die Gesinnung des rechtlichen Färnigervolkes ihr gegenüber nicht schwer zu Herzen. Vier Jahre später stand sie vor Gericht, weil ein Knecht des jungen Dorfvogtes Zwyer bei ihr aus und ein gegangen und dem unehrlichen Erstling einen Bruder gegeben hatte. Es war gut, daß ihre Hütte so abgesondert stand, daß die Färniger sie nicht immer vor Augen hatten, sonst wäre ihres Bleibens im Dorfe kaum gewesen. Der Zwyer verjagte seinen Knecht; der zog auswärts; dann ließ die Zeit Gras über die Geschichte wachsen, und die bittere Armut der Verworfenen am Dorfende stimmte die Färniger milder,

also daß seit ein paar Jahren die Tschüli sich bei den fürnehmeren Bauern als Tagelöhnerin ein Kleines verdienen konnte. Inzwischen waren die beiden Buben erwachsen. Xander, der älteste, machte im Dorf von sich reden als händelsüchtiger, nichtsnutziger Bursche, der schon jetzt mehr hinter dem Schnapsglas saß als mancher Alte. ‚Der jüngere, Flori, würde nicht besser,‘ ging eine Meinung zu Färnigen. —

Ein Gewittersonntag, der zweite, seit Flori die Zwyer-Leni aus dem brennenden Wald gerettet hatte, ging zu Ende. Die letzten Schauer waren schwer über die Hänge niedergegangen und hatten das schnittreife Gras niedergelegt, als hätte Hagel es getroffen. Nun wehte eine kühle, scharfatmige Bise und riß in die schwere Wolkendecke am Himmel einzelne Löcher, durch welche der lichtblaue Untergrund schimmerte. Im Westen stand die Sonne und warf einen letzten sieghaften Gruß in die Bachschlucht, die Gischte vergoldend, welche das Wildwasser am Gefelse emporwarf. Das Dorf lag im Schatten, nur ein langarmiger Sonnenstrahl erlangte noch just die Hütte der Bennet-Tschüli und suchte sich einen mühsamen Weg durch die staubigen Scheiben ins Innere.

Die Bennet-Tschüli saß allein in der engen, niederen Wohnstube am Fenster, beschattete mit dürrer, unsauberer Hand das gelbe Gesicht wider den grellen Sonnenstrahl und stierte müßig vor sich nieder. Sie bot einen widrigen Anblick; ihre Gewandung war trotz des Sonntags nachlässig und zerlumpt. Ein brauner Rock fiel ihr über die spitzen Knie, ihren Oberleib verhüllte eine schwarze Jacke, deren Aermel

kaum über die Ellbogen reichten. Das Gesicht war hager und eingefallen, aber es mochte einmal anziehend gewesen sein, denn die Züge waren regelmäßig und von scharfer Zeichnung. Das volle, tiefschwarze, mit der bleichen Gesichtsfarbe seltsam kontrastierende Haar war ihr noch zum Schmuck, und die gleich dunkeln Augenbrauen lagen scharf hingezeichnet über den müden, fast blöd blickenden Augen. Die Mundwinkel senkten sich nach unten; die eingekniffenen Lippen sprachen eine stumme Sprache von Uebersättigung und Verbitterung. Die Tschüli war das sprechende Bild eines lang vor dem Sterben ausgelebten Lebens. Sie lebte in den Tag hinein, weil ihr Herz schlug und ihr Leib gesund war, sie schlief und aß und schaffte, um zu essen, aber sie hatte auf Erden nichts mehr, was sie kümmerte, seit sie alt geworden war und die Mannsbilder aufgehört hatten, die Augen nach ihr zu richten.

Auf der Diele über ihr ging der Schritt eines schweren Fußes, daß die morschen Bretter krachten und ein Staubregen in ihre Stube niederstob. Sie sah sich nicht um, auch nicht, als der Schritt sich über die knarrende Stiege herunter bewegte und der Stube sich näherte. Flori trat ein, aber sie beachtete ihn nicht, ein Bein schlug sie hoch über das andre und richtete den Blick zum Fenster hinaus.

Flori ersah sich einen der Holperstühle zum Sitz, von denen die Stube drei enthielt, altersgraue, brüchige Gestelle, denen der inmitten stehende Tisch an Gebrechlichkeit nichts nachgab. Der Stuhl kreischte, als der Bursche sich setzte. Da schaute die Bennetin mit einem unwirschen Blicke nach ihm, nahm aber

gleich darauf ihre vorige Stellung wieder ein. Auch Flori schien nicht Lust zum Reden zu haben. Er stützte beide Ellbogen auf die graue, fettige Tischplatte, legte das Kinn hinein und betrachtete die schmucklose Wand. Seine Gedanken verglichen die mütterliche Wohnstatt, die mehr ein Stall denn ein Menschenunterschlupf war, mit einer andern, die er heute zum erstenmal betreten hatte: diese wurmstichigen, rauchgeschwärzten Wände mit hellem, reingescheuertem Getäfel, den schmierigen Fußboden mit dem mit weißem, körnigem Sand bestreuten, die Gerätschaften, wie sie ärmer im Dorfe nicht zu finden waren, mit der Einrichtung der Wohnstube des Dorfvogts. Dann fiel sein Blick auf die Gestalt der Mutter, und es durchzuckte ihn etwas wie Scham und Ingrimm, daß das seine Mutter war, daß er nicht die andre Mutter heißen durfte, der er heute nahe gekommen, und die er mit stiller Bewunderung angestaunt hatte, die Dorfvögtin. Er war noch jetzt wie in einem Traum. Aus diesem heraus redete er, nur halb für die Mutter am Fenster gemeint:

„Der Zwyer hat mich als Knecht gedungen."

Die Bennetin war zusammengezuckt. Seit Zwyer ihren Liebhaber, seinen Knecht, verjagt und hart über sie geurteilt hatte, hörte sie den Namen ungern. Ihr Gesicht war höhnisch verzogen, als sie sich zu ihrem Sprößling wendete:

„Hast dich angetragen bei dem? Bist besessen?"

Flori erwachte. „Redet keinen Schwefel," gab er grob zurück. „Ich bettle bei keinem."

„Was findet er denn an dir? So einen kann er jeden Tag von der Straße auflesen."

Flori wurde blaß. „Schweigt!“ knurrte er. „Habt Ihr mich nicht auf dem Gewissen, wenn ich ein Lump bin?“

Sie zuckte die Achseln und grinste.

Er beachtete es nicht. Trockenen Tones erzählte er weiter: „Der Zwyer ist mir Dank schuldig. Er hat mich zahlen wollen, ein Almosen hab' ich nicht angenommen; so hat er mir einen Dienstplatz angetragen.“

„Und du lebst ihm zulieb und nimmst den Platz an?“

„Ist es nicht ein großmächtiges Glück, wenn einem wie mir sich ein Haus auftut wie dem Dorfvogt seines? Ich kann's für einen Segen nehmen, daß der mich will.“

„Wer weiß, was er für Hintergedanken mit dir hat. Reiches Volk tut nichts, was nicht zu seinem Vorteil ist!“

In Flori war das Bild des schönen Zwyerschen Haushalts zu lebendig; er schob den Stuhl zurück und stampfte mit dem Fuß.

„Verunglimpft nicht alles nach Euerm Maß. Ich gehe zum Zwyer, sag' ich, und froh darf ich sein, daß ich gehen darf.“

„Meinetwegen! Ein Maul weniger an der Schüssel! Der Xander wird losen!“ *)

Das Türbrett an der Straße hatte geknarrt und war mit einem Schlag zugekracht. Ein tappender Schritt ging über den Flur, mit einem Klatsch schlugen zwei Fäuste die Stubentür zurück.

---

*) Losen = horchen.

„Verfluchte Finsternis! Müßt ihr alles zuschließen wie zwei Verliebte, die keinen Zuschauer brauchen können? Kein Teufel sieht in dem Gang!“

Das war Xanders ‚Guten Tag!‘ Er polterte in die Stube, riß eine Schranktür an der Wand auf und holte eine Flasche und ein schmutziges Glas hervor. Noch am Schrank goß er sich das voll und stürzte es hinunter, dann setzte er Glas und Flasche vor sich auf den Tisch, an dem er sich niederließ. Er war ein vierschrötiger Gesell. Sein in hellfarbiges, grobes Sonntagsgewand gekleideter Leib zeigte schwere, klotzige Glieder, seine Bewegungen waren schwerfällig und bärenhaft. In sein häßliches Gesicht waren alle Laster eingezeichnet. Kleine, rotumränderte Augen lauerten tief in den Höhlen, die dichte, dunkle Brauen überhingen. Mund und Nase waren die eines Negers der Form nach, in die graugelbe Haut waren Schrammen und Striemen gerissen, als hätte eine Peitsche ihr Werk darauf getan. Eine klaffende Schnittwunde zog sich über die niedere Stirn bis unter die Wurzeln des rauhen, ungepflegten Haares, das in dunkelm Wust den Kopf umstand.

Als der Bursche eingetreten war, hatte sich die Bennetin geduckt, wie der Hund sich verkriecht, wenn einer naht, der nur Hiebe und Fußtritte für ihn hat. Wagte sie es, den Jüngeren zu höhnen, den Erstgeborenen hatte sie fürchten gelernt. Ihre Hände fuhren zitternd zusammen, als Xander sich, nachdem er ein zweites und drittes Glas hinabgestürzt, ihr zuwendete. Er hatte ein schmutziges Tuch aus der Tasche gezogen und fuhr sich damit von Zeit zu Zeit an die Stirn, es jedesmal blutig zurückziehend.

„Die Schramme hab' ich Euch zu verdanken!“ fuhr er das Weib an. Gleich darauf lachte er mißtönend auf.

„Wieso?“ fragte die Bennetin zitternd.

Flori stand an der Wand und schaute, die Hände in die Taschen vergraben, mit einem sonderbaren Gesicht in die Stube.

Ekel, Zorn, Scham stritten darin; Gleichgültigkeit und Abgestumpftheit lauerten dahinter.

Xander bequemte sich zum Erzählen.

„Im ‚Schäfli‘ ist es wieder einmal über Euch hergegangen, Mutter! Nicht, daß mir das stark zu Herzen gegangen wäre, aber die Loise stand dabei und sperrte Maul und Augen auf, und ich lasse mich vor dem halberwachsenen Mädchen nicht heruntertun!“

„Ich habe gemeint, es hätte der Mutter gegolten,“ sagte Flori. Der Hohn des andern hatte ihn gleich einer ihm selbst vermeinten Schmähung getroffen.

„Wer ist es gewesen?“ stammelte die Tschüli.

„Des Ratsherrn Battist. Aber ich hab' ihn still gemacht für ein paar Tag'. Es wundert mich, daß sein Schädel es ausgehalten hat. Mir summt die Faust noch von dem kleinen ‚Tätsch‘!*) Wären die andern nicht dazwischengekommen, wer weiß, was geschehen wäre! Der Gasser, der Lauskerl, ist mir mit dem Messer übers Gesicht gefahren, da hab' ich den andern auslassen müssen. Aber der foppt den Bennet-Xander nicht so bald wieder!“

---

*) Tätsch = Schlag.

Der Bursche reckte sich, seiner ganzen rohen Kraft bewußt, die ungezügelte Wildheit seines Charakters spiegelte sich in seinen Zügen. Mit einem breiten Grinsen wendete er sich der Mutter wieder zu.

„Ihr seid eigentlich doch ein rares Weibsbild!" höhnte er. „Was sie Euch alles nachreden können, das ist schon . . ."

„Mir scheint, du bist auf dem Weg zum Zuchthaus!"

Das sagte Flori klar und laut in die Stube hinein, und als der Xander herumfuhr und ihn mit einem tückischen Blicke von unten herauf betrachtete, ließ er seine Augen groß und fest auf ihm ruhen und vollendete: „Weißt noch nicht, daß im Gemeinderat davon geredet worden ist, man wolle dich ausweisen, weil du's mit Schlägereien und Wirtshaushocken schlimmer und schlimmer treibst?"

„Wer hat das gesagt, du Hudelnarr? Wer? Und was kümmert's dich, was ich tue?"

Er war an den andern herangetaumelt und streckte ihm beide Fäuste vors Gesicht.

Flori blieb ruhig. Er nahm nicht einmal die Hände hinter dem Rücken hervor.

„Der Dorfvogt hat es gesagt und mich verwarnt, daß ich mir an dir kein Beispiel nehme."

Die Tschüli hielt den Augenblick für gekommen, dem Xander schön zu tun.

„Und der Flori geht zum Dank für die Warnung in seinen Dienst," berichtete sie feig.

Der Xander gurgelte einen Fluch hervor.

„Ist das wahr, du Hudel?"

„Natürlich," gab Flori zurück.

„Das tust nicht! Hast gehört?“ brüllte Xander. „Sag, daß du's nicht tust, oder ich hau' dich zu Fetzen.“

„Schlag zu,“ sagte Flori. In seinem Auge leuchtete es langsam und unheimlich auf, also daß eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Bruder plötzlich zutage trat.

Der Xander griff nach dem Halse des noch immer an der Wand Lehnenden. Dann schien er sich zu besinnen.

„Was soll ich dir anhaben, Hudelbub! Bist ja nicht mehr und nicht besser als ich, und im Dorfe giltst auch nichts! Wenn du nicht blind wärest, hättest dem Zwyer seine fadenscheinige Barmherzigkeit gesehen, wie sie ist! Aber ich weiß schon, was dich blind macht, dich!“

Die Tschüli kicherte.

„Was gilt dir der Dorfvogt! Nach dem und seinem Haus hast keine Sehnsucht, haha!“ lachte Xander. „Aber an dem Mädchen liegt dir etwas, der Leni!“

Eine Flamme schlug dem Flori ins Gesicht.

„Hab' ich's nicht erraten?“ höhnte Xander, zu seinem Stuhle torkelnd. Er warf sich schwer auf denselben. „Versuch's nur mit dem Fratz!“ stichelte er weiter. „Die Augen gehen ihr just auf für Liebessachen. Vielleicht gefällt es ihr, dich eine Weile zum Narren zu nehmen, bist ja so übel nicht! Aber nachher, haha, Hudelbub! Wenn du einmal ihre richtige Meinung von dir erfährst, haha, die klingt just nicht schmeichelhaft, die — pah —, die kühlt dich ab, das kannst geschrieben haben!“

Er hob sein Glas, das er neu gefüllt hatte.

„Sei vernünftig, Hudelbruder, da, komm und trink auf gute Freundschaft. Wo zwei unterm gleichen Zeichen sind, müssen sie zusammenhalten. Da!“

Mit Flori war eine jähe Veränderung vorgegangen. Es schien, als verwirre der Hohn des andern ihm den Kopf. Ueberwältigend kam ihm das Bewußtsein wieder, wer er war, und daß der Xander recht hatte mit jedem Wort. Er kniff die Lippen ein und preßte die Zähne wild in das warme Fleisch. Dann trat er an den Tisch heran und langte nach dem Glas, das ihm Xander hinstreckte. Er hielt es und hob es zum Munde. Und als der Branntweingeruch ihm in die Nase kam, faßte ihn zum erstenmal ein Ekel vor dem von Kindesbeinen an gewohnten Getränk. Aber er bezwang ihn und stürzte den Inhalt des Glases hinunter. Wortlos ließ er sich dem Xander gegenüber nieder.

„Hab' ich recht oder nicht?“ brüllte der abermals.

„Ja, recht hast!“ sagte Flori schwer. Sich abwendend, stützte er den Kopf in die Hand und stierte finster auf den schmutzigen Fußboden.

„Nun, so wach auf und gewöhne dir das Beichtpfaffengesicht ab. Mit dem machst unsern Ruf und die lieben Landsleute nicht besser!“

Die Tschüli befürchtete neue Stichelreden und wußte einzulenken. Sie entnahm, aufstehend, der Tischschublade ein vergriffenes Kartenspiel und warf es zwischen die beiden auf die Tischplatte.

„Macht euer Sonntagsspiel und laßt das dumme Geschwätz,“ eiferte sie und wußte, daß sie dem Xander auf die Mühle sprach.

„Meinetwegen!“ knurrte der und langte nach den Karten. „Um was gilt's?“ fragte er den Flori.

„Um was du willst,“ gab der zum Bescheid, indem er sich mit einem Ruck aufrichtete. Seine Augen glühten und hatten doch einen heißen, feuchten Schein, als hätte der Bursche ein paar Tränen nach innen gesogen.

„Drei Spiele um das, was jeder im Sack hat,“ regte der Xander an.

„Gut!“ Flori zog seinen Geldbeutel und ließ ihn klirrend auf den Tisch fallen. Er enthielt drei Taglöhne des Dorfvogts, sein erstes, mit rechtschaffener, harter Arbeit erworbenes Geld.

Drittes Kapitel

„In Ewigkeit, Amen!“ betete Zwyer das Vaterunser zu Ende. Die lange, sechsfenstrige Stube lag im Dämmerlichte. Ein bleichroter Abglanz des Rotfeuers, das noch auf den höchsten Gipfeln der Talwarten stand, war über ein halbes Dutzend andächtig geneigter Gesichter gegossen. Durch die offenen Fenster schallte die Stimme des Aveglöckleins. So die Tischgenossen aufsahen, konnten sie das Glöcklein in seinem Holzturme sich schwingen sehen, als verlange es nach einem Fluge in das abendreine Luftgewölbe.

Der Zwyer hatte sich mit Weib, Kind und Gesinde zum Abendessen niedergelassen. Nun er mit ernster, feierlicher Stimme die Avegebete gesprochen hatte, sah er langsam auf und griff nach seinem

Zinnlöffel. Sein Blick streifte die Gesichter seiner Hausgenossen und ging freundlich und aufmunternd bis zu seinem jüngsten, am Ende des Tisches hockenden Knecht. Dieser Blick war das Zeichen zum Beginn des Essens. Ohne diesen einfachen Gruß vom Meister zu Knecht wurde im Zwyerhause keine Mahlzeit begonnen. Der Bennet-Flori am Tischende hatte ihn freilich nicht aufgefangen. Er hielt noch die Hände gefaltet vor sich und ein finsteres Gesicht darüber geneigt, als das Klirren der Löffel im Kreise ging. Dem Burschen war zumute wie einem Ausgestoßenen, der in ein Gotteshaus tritt und es wie Barmherzigkeit empfindet, daß keiner ihn hinausweist.

Der Flori war doch des Dorfvogtes Knecht geworden. Fast wider seinen Willen. Den ausbedungenen Eintrittstag hatte er nicht gehalten, das Gerede des Xander hatte in ihm nachgewirkt. Zwyers Mitleid war ihm zur Last, der sollte nicht sagen können, daß er ihn „aus Gnade" aufgenommen habe. So hatte er das Herumlungern fortgesetzt, statt nach der ehrlichen Arbeit zu langen. In einem großen Bogen war er von jenem Sonntag an um des Dorfvogtes Haus herumgegangen. Aber der hatte ihn eines Tages doch gestellt. Auf dem Pfad unterhalb der Bennet-Hütte war er plötzlich über ihn gekommen.

„Guten Tag, Bub!" Der Zwyer hatte ihm den Weg versperrt und ihm das Vorbeischleichen unmöglich gemacht, zu dem er angesetzt hatte. Er hatte halb scheu, halb trotzig zu ihm aufgesehen. Keine Muskel des ernsten, dunkeln Gesichtes hatte gezuckt.

„Kannst grad mit mir heimgehen jetzt, ich habe Arbeit für dich, du wärst ja doch gekommen dieser Tage, wenn du auch vergessen hast, daß ich dich auf vorletzten Montag gedungen habe."

Flori hatte erwidern wollen, aber die Worte waren ihm in der Kehle steckengeblieben. In dem ruhigen Wesen des Dorfvogtes hatte etwas gelegen, gegen das sein Trotz nicht aufkam. So hatte er sich auf einmal an der Seite des Bauern nach dessen Hausung schreiten sehen. Und der war wortlos mit ihm zu seiner Wohnstube gestiegen. Leni und ihre Mutter hatten dort über ihren Handarbeiten gesessen, und der Bauer hatte sie nicht weggewiesen, als er nun über den Wortbrüchigen Gericht hielt.

„Grüß dich Gott auf der Rüti, Bennet-Bub!" hatte er gesagt und sich auf einen Stuhl niedergelassen, derweil Flori unweit der Tür stand und das Blut in den Wangen kommen und schwinden fühlte. „Von selber wärst nicht gekommen, gelt? Sag's gerade heraus."

„Nein!" murrte Flori.

„Sie haben es dir daheim verleidet?"

„Ich vertrage kein Almosen." Der Bursche hatte mit gerunzelten Brauen nach der Tür geschielt. Aber der Zwyer war hinübergeschritten, hatte den Schlüssel gedreht und ihn zu sich gesteckt.

„Und 's Herumstreichen und Nichtstun ist bequemer als rechtschaffene Arbeit," sagte er im Zurückkommen streng. Leni hatte von ihrer Arbeit aufgeschaut. Eine leise Röte war ihr in die Wangen gestiegen, als schämte sie sich des Burschen, und die klaren, grauen Augen der Bäuerin waren auf

ihm gewesen. Flori war zusammengezuckt, als hätte ihn ein Peitschenschlag getroffen.

„Macht mich nicht schlechter, als ich bin. Ich habe die Arbeit noch nie gescheut, wenn ich sie gefunden habe!“ hatte er barsch erwidert.

„Es soll dir nicht daran fehlen. Bist einverstanden, von der Stund' an bei mir einzustehen?“

Flori hatte verneinen wollen. Aber sein Blick war auf Leni gefallen, und der Ehrgeiz hatte ihn mächtig gestachelt, der und ihren Leuten zu zeigen, daß er schaffen konnte und wollte.

„Ja!“ hatte er da heftig gesagt, dem Bauern zum Bescheid.

Die Strenge in Zwyers Zügen hatte sich gemildert.

„Gut denn,“ hatte er geredet. „Es soll dich nicht reuen, wenn du recht tust. Und —“ er hatte ihn mit einem leisen Lächeln angesehen — „fast möcht' ich sagen: du wirst recht tun.“

Das armselige bißchen Lob hatte Flori berauscht. Mit einem Schlag war Scheu und Störrigkeit wie weggewischt; er war an Zwyer herangetreten und hatte mit vor Erregung zitternden Händen nach seiner Rechten gegriffen.

„Dank, daß Ihr mich noch nehmt,“ hatte er mühsam herausgebracht.

„Dank dem Mädchen! Das hat für dich gebettelt, wie wenn du sein Bruder wärst!“ Der Zwyer hatte auf Leni gewiesen. Dann hatte er der befohlen: „Gib ihm zu essen; er soll nicht hungrig seinen Dienst antreten!“ Das Mädchen hatte Brot, Käse und Wein gebracht. Der Zwyer war auf-

gestanden. Er hatte Flori geheißen, ihm nach dem Stalle zu folgen, wann er gegessen hätte, und war hinausgeschritten. Jetzt hatte sich die Bäuerin zum erstenmal an den neu Gedungenen gewendet. „Hast keinen ordentlichen G'rust?" *) hatte sie gefragt.

Sie war eine behäbige, hübsche Frau, aus jenem Stoff geformt, dem die unermüdlich tätigen Frauen entstammen, jene, die immer frohen Sinnes und ihrer Männer stumme, aber um so treuere Helfer und Genossen sind. Wer in ihre hellen Augen schaute, dem wurde wohl zumute, denn es lag etwas Mutiges und Ermutigendes in ihrem Blick; darum gingen auch die Armen und von Sorge irgendwelcher Art Heimgesuchten bei der Dorfvögtin aus und ein.

Dem Flori war bei ihrer Frage das Blut zu Gesicht gestiegen, er hatte sein schäbiges Gewand mit einem verlegenen Blick gestreift und mit den Händen linkisch über seine zerknüllte, verschlissene Jacke gestrichen, als ließe sich daran noch etwas glätten und bessern.

„Ich will am Abend mein Sonntagsgewand holen," hatte er gestottert.

„Mit dem allein kommst nicht aus, in den Lumpen läuft bei uns auch am Werktag keiner herum," hatte die Bäuerin rauh erwidert. Dann hatte sie ihn mit sich nach dem geräumigen Estrich genommen und ihn in einen Bretterverschlag geführt, wo sie in Kisten und Truhen kramte und einen vollständigen, sauberen Anzug zum Vorschein

*) G'rust = Anzug.

brachte. Als sie die Teile desselben prüfend in Händen hielt, hatte sie vor sich hingeredet: „Wirst mir's nicht verdenken, Joseph, wenn ich den armen Burschen in deine Kleider stecke!“ Und sich zu Flori wendend, hatte sie gesagt: „Da, zieh dich um! Mein seliger Bub war von deiner Größe!“

Eine stille, tiefe Trauer hatte einen Augenblick ihr Gesicht überschattet. Zwyers einziger Bub war mit achtzehn Jahren am Lochberg in die Lawine gekommen und tot geblieben.

Flori war, aus jener Estrichkammer herabgestiegen, ein neuer Gesell. So ganz verändert war ihm das Leben vorgekommen, daß er sich gescheut hatte, nach der Hütte der Tschüli hinunterzugehen, wohin ihn nach Feierabend der Zwyer hatte senden wollen, seine Habseligkeiten zu holen. Er hatte den Blick zu Boden geschlagen, als der Bauer davon anhob, und hatte keine Miene gemacht, sein Geheiß zu tun.

Warum er nicht gehe, hatte der Dorfvogt gefragt.

Aber die Bäuerin hatte ihn durchschaut. „Wer gesund werden will, darf nicht ins versiechte Haus zurück,“ fuhr sie dazwischen. „Laß einen andern dem Bub seine paar Sachen holen.“ So war's geschehen.

Nun war Flori schon die dritte Woche im neuen Dienst, und noch immer war das Glücksgefühl gleich groß und frisch in ihm, daß er unter rechtschaffenen Leuten hausen durfte. Nur wenn ihm der Vergleich mit seiner Sippe und dem Unterschlupf, der bisher sein Heim ausgemacht hatte, kam, dann faßte ihn ein wilder Groll, daß er die letzte und unzer-

reißbare Zusammengehörigkeit nicht abstreifen konnte wie sein Lumpengewand. An diesem Abend, über dem Tischgebet des Bauern, war die Erinnerung an seine Herkunft mit bitterer Deutlichkeit auf ihm. Er hörte die Worte des Betenden nur wie ganz von fern und wurde den Gedanken nicht los, daß er ein Geduldeter sei, dem geringsten der Knechte, dem lahmen Stall-Töni, nicht ebenbürtig. Zwyers Stimme weckte ihn, die über den Tisch scholl:

„Nun, Flori, willst nicht ans Essen? Hast es doch sauer verdient!“

Da fuhr er empor mit glührotem Gesicht, langte mit hastigen Fingern nach dem Löffel und tauchte ihn in die Suppe. Dabei hörte er, wie der Bauer, gegen sein Weib gewandt, murmelte: „Die Steinenhalde hat mir noch keiner in einem Tag geschnitten wie der!“ Und es durchzuckte ihn eine jähe, stolze Freude. Es war in seinem Leben nicht oft, daß ihn einer rühmte. Wenn der Zwyer in diesem Augenblick das Leben des Bennet-Flori verlangt hätte, der hätte es willig für ihn in die Schanze geschlagen. Aber es kam noch besser. Als das Essen vorüber war und das Gesinde die Stube verließ, rief der Dorfvogt Flori zurück.

„Der Jost auf der Hornalp liegt an einer Fußverstauchung; du gehst morgen für so lang hinauf, als er liegen muß. Die Leni geht mit dir und bringt mir übermorgen Bericht, ob der Jost heimgeholt werden muß oder sich dort ausheilen kann. Der Fenner-Bub, der Halbnol, der den Bericht gebracht hat, hat keinen Bescheid darüber gewußt.“

Die Dorfvögtin hatte sich bei den Worten ihres Mannes von einem Schranke, vor dem sie just stand, zurückgewandt.

„Der Kaspar wird unzufrieden sein, wenn er nicht gehen darf; er ist immer, solang er schon bei uns ist, dem Jost sein Nebenknecht gewesen."

„Der Kaspar in allen Ehren," unterbrach sie Zwyer, „der kommt ein andermal auch wieder dran. Für diesmal geht der Flori; er soll wissen, wie weit das Gut reicht, auf dem er dient."

Ein Zug leiser Sorge stahl sich in das Gesicht der Bäuerin.

„Aber die Leni bleibt hier, ich kann das Mädchen nicht entbehren!"

„Mutter!" Der Zwyer lächelte, er sah Flori fest an. „Sag's doch frei heraus, Mutter, du lässest das Mädchen nicht gern mit dem Bennet gehen."

Flori biß die Zähne zusammen; in ihm kochte der Groll.

Da fuhr der Zwyer fort: „Der Flori soll zeigen, ob er guten Willen hat; ich müßte mich schlecht auf Menschengesichter verstehen, wenn die Leni bei ihm nicht sicher wäre! — Also, wenn der Tag auf ist, gehst, Bub, hast gehört?"

Der Dorfvogt trat dicht an ihn heran und sein Blick tauchte in den seinen.

„Ja," gab Flori zum Bescheid. Es klang verstockt, er wandte sich rasch ab und verließ die Stube.

Der Bauer drehte sich seinem Weibe zu, dessen Gesicht sich verdüstert hatte.

„Nicht unzufrieden sein, Mutter! Der ist wie junger Wein, das gärt und gärt, aber es kann etwas aus ihm werden! Und ich meine, daß der Ehrgeiz ihm auf die Beine helfen soll. Der ist in ihm wie Feuer!“

Die Bäuerin nickte. „Da hast schon recht, Vater! Aber ein Wasser kommt immer wieder über das Feuer, und das ist das ihm angeborene Schlechte. Ich meine immer, das ist so gut unheilbar wie ein andres Geburtsübel!“

„Ihr seid doch gut gewesen zu ihm, und jetzt verschimpft Ihr ihn auf einmal,“ mischte sich Leni, die bisher seitab gesessen, ins Gespräch.

„Vielleicht just deinethalb,“ sagte die Zwyerin mit einem großen, klaren Blick. Aber sie fügte hinzu: „Wenn er mich Besseres lehrt, bitte ich ihm von Herzen meine harte Meinung ab!“

Des nächsten Tages, kaum daß des Morgens graue Streifen sich über dem Lochberg in den Nachtgrund des Himmels zeichneten, stand Flori wegbereit an der Wohnstubentür; es war noch alles still. Er pochte. Da scholl des Bauern Stimme, die ihn eintreten hieß, und er fand ihn, sein Weib und Leni stumm über ihrem Frühbrot sitzen.

„Sitz zu, dann macht, daß ihr auf den Weg kommt!“ mahnte der Zwyer.

Das Frühstück ging rasch und still vorüber. Danach lud sich Flori die schwerbepackte Gabel, die vor der Tür bereitstand, auf den starken Rücken.

„Behüt Gott!“ grüßte er und wollte, Leni es überlassend, ihm zu folgen, die Treppe hinabsteigen. Da rief ihn Zwyer zurück.

„Die Hand her und schau mich an, Bub!"

Flori hob den Blick. „Hab die Augen offen und trag dem Kind Sorg'." Des Bauern Finger preßten die seinen, daß ihn ein jäher Schmerz durchfuhr. Aber er muckste nicht. Er fand auch kein andres Wort, als das kurze, trockene „Ja" von gestern. Nur seine Augen hatten in einem trotzigen Stolz aufgeleuchtet.

Die Bäuerin wand Leni ein Tuch um die Schulter: „Der Morgen ist kühl. Wenn die Sonne auf ist, legst es dem Flori auf die Gabel." Dann reichte sie beiden die Hand. „Steiget mit Gott!"

Damit verließen sie Haus und Dorf.

Der Weg lag noch in dämmerigen Schatten und feucht vom Nachttau. Flori ging vor dem Mädchen einher, als ginge das ihn nichts an. Sie stiegen wortlos bergan, dem Wald entgegen, der Leni und den Burschen zum erstenmal einander nahegebracht hatte. Die Frühluft, die von der Höhe des Stillen Horns herniederpfiff, als bliese der kühle, weiße Berg selber mit geblähten Backen, rötete ihre Gesichter. Flori riß dennoch den zertragenen Hut ungestüm vom Kopf. Ihm war heiß, das Blut drängte ihm zu Häupten, seit er mit dem Mädchen allein war. Doch war nichts als Zorn und Trotz in ihm. Er gedachte der Mahnung der Bäuerin und ihres Mißtrauens und gelobte sich's zwanzigmal, daß er Leni mit keinem Blick ansehen noch viel weniger mit einem Finger anrühren werde. Und beim einundzwanzigsten Mal wandte er den Kopf und spähte flüchtig nach der ihm Folgenden. Der

Frosthauch des Morgens hatte seine entblößte Stirn schärfer getroffen, da fiel ihm ein, Leni möchte frieren. Richtig, da hatte sie das Schultertuch abgenommen und trug es am Arm, das unvorsichtige Ding!

„Nimm das Tuch um dich! Meinst, ich will, daß du deiner Mutter krank heimkommst?"

Er murrte nur so vor sich hin im Weitergehen.

Leni gab nicht Bescheid, aber sie legte gehorsam das Tuch wieder um. Nach einer Weile schaute er wieder zurück, und als er sah, daß sie gehorcht hatte, zuckte er halb spöttisch, halb gehässig die Achseln, als wäre ihm das Gegenteil lieber gewesen.

Derweilen ließ der Morgen seine wundersamen Rosengespinste über die Berghäupter fallen, welche die Tausendjährigen verjüngen und ihre Starrheit mildern, also, daß es wie wohlige Wärme von ihnen ausgeht. Die glutroten Zinnen leuchteten und standen wie Fackeln wider den stahlblauen Himmel. Als Leni einmal die Augen hob, tat sie einen langen, frohen Seufzer und legte die Hand an die Brust, die ihr plötzlich weit werden wollte vor Freude über die Schönheit, der sie entgegenschritten.

„Lug doch! Kann es irgendwo in der Welt schöner sein als hier?" stammelte sie erregt, hielt an und sandte einen langen Blick zurück und empor und wiederum zur Tiefe, wo ein grauer Nebeldunst Tal und Heimatdorf verbarg.

Flori hörte nicht. Er stieg fürbaß und ließ das Mädchen stehen, wo es stand. Er schaffte sich durch den Wald hinauf mit seiner schweren Last

und gönnte sich kein Verschnaufen. Als er die Stelle erreichte, wo verkohltes Holzwerk noch jetzt den Brand von damals verriet, wurde ihm heiß, als ertappte er sich auf einer Sünde. Da hatte ihn das Mädchen geküßt, ihn, leibhaftig ihn, den Hudelbuben! Er gab sich einen Ruck und lief mehr, als er stieg, der Leni voraus, bis er die Lichtung erreichte, wo der Jochsee düster und reglos der eiteln, sich geradeauf reckenden Tannen Spiegel war. Dort fand ihn Leni, nachdem sie erhitzt und erzürnt umsonst ihn im Walde einzuholen gestrebt hatte. Sie gedachte ihm Vorwürfe zu machen, aber als sie an ihn herantrat, erstickte ihr die Rede im Halse, derweil er mit einem sonderbaren Blicke, finster und voll Trauer zugleich, sie maß. Er hatte die Gabel an einen Baum gelehnt und riß kleine grüne Aeste von einer Jungtanne, die er spielend und in Sinnen verloren ins Wasser gleiten ließ.

„Siehst, wie sie nach der Mitte treiben?" redete er gleich darauf in einem Tone, in dem es von einer mühsam verhaltenen Erregung zitterte. „Und siehst, wie's dort gurgelt und sie einzieht?" zeigte er gleich darauf hinüber, wo zwei Zweige plötzlich im Wirbel sich drehten und langsam versanken. „Da tauchen sie unter, als ob sie immer da hinunter gehört hätten!"

Dem Mädchen wurde ganz leid ums Herz. „Wie's nur kommen mag, daß der See sie verschluckt?" fragte sie angstvoll.

„Weiß ich's!" gab er zurück. „Aber etwas fällt mir allemal ein, wenn ich hier stehe. Und alleweil treibt's mich wieder da herauf, daß ich das denken kann."

„Was denn?"

„Wie der See das Holzzeug, zieht dich's Schlechte ein, wenn du einmal damit zu tun gehabt hast. Wo du ihm nahe kommst, hier, dort, da — überall treibt's dich der Sünde entgegen, bis du drin versinkst!"

„Da muß man ihm halt nicht nahe gehen!"

„Als ob's dir nicht von selber nahe käme!"

„Man muß sich's nicht nah kommen lassen, sagt der Herr Pfarrer."

„Was tun dagegen?"

Leni hob die Augen zu des Burschen Gesicht. Sie schaute ernsthaft in die seinen: „Hast nicht beten gelernt, Flori?"

Er verzog den Mund. Wenn ihm einer von Frömmigkeit predigen wollte, hatte er sonst einen Fluch zur Antwort bereit gehabt. Aber der kam ihm heut nicht über die Lippen.

„Nein!" stieß er zur Antwort hervor.

Da legte ihm Leni die Hand auf den Arm. „Flori, du bist wild und verdorben! Du weißt nicht, wie 's Bravsein einem wohl tut im innersten Herzen. Aber — wenn du halt wolltest, möcht' ich dir schon sagen, wie ich's mache, der Sünde aus dem Wege zu gehen."

Er tat einen stockenden Seufzer und nahm langsam seine Gabel wieder auf.

„Ja, ja, wenn du immer um mich wärest, du und dein — der Meister — und die Frau! Aber — aber — hast nicht poltern hören an der Stalltür vorgestern abend? Das ist der Bennet-Xander gewesen, mein Bruder, der mich ins Wirtshaus

geladen hat! Der Meister hat ihn weggewiesen! — Und hast das Weib nicht gesehen, das gestern in deiner Mutter Küche gehockt ist, eine Zerlumpte, Verkommene, meine Mutter, haha! Und der zu denen gehört, den willst brav machen?"

Leni fand keine Antwort. Aber als sie ihren Weg fortsetzten, schritten sie dennoch dicht nebeneinander. Das heiße Mitleid trieb das junge Ding dem Flori an die Seite, und dem war es wohl und warm und ruhig ums Herz, solange er das Mädchen neben sich wußte. Der Tag ging in aller Glorie über ihnen auf. Die Lichter der Sonne lagen wie feuchter, goldener Tau auf den Aesten über ihnen und träufelten, wie die Kronen sich lichteten, schimmernden Tropfen gleich auf ihre jungen Häupter. Als sie die Matten erreichten und den Alpgrund, der sich weit hinanzog am Stillen Horn bis hinauf an den ewigen Schnee, da war es glühender Mittag geworden.

Dem Flori perlte der Schweiß auf der Stirn. Er hatte seine Gabel nicht mehr abgesetzt, die ungewohnten Stricke schnitten ihm in die Achseln. Aber er war wie verwandelt, als sie die Alp erreichten. Er scherzte und lachte, seine schlaffen Züge waren lebendig, helle Fröhlichkeit leuchtete ihm aus dem Gesicht. Es tat ihm fast leid, als er die Alphütte des Zwyer erschaute, die, neu gezimmert, inmitten der weiten grünen Fläche sich erhob.

„Das Hüttli steht ja wie nagelneu," sagte er, nur um etwas zu sagen.

„Und es ist neu," beschied ihn Leni. „Die Laue hat es weggefegt im vergangenen Winter.

Diesen Langsi*) hat der Loch-Zimmermann es neu geschafft."

„Wir sind schnell gegangen," murmelte Flori gedankenlos, während sie dem Bau näher und näher kamen und das Rindvieh in seinem kargen Schatten lagern sahen, eine große fürnehme Herde, wie sie sonst keiner in den Lochtälern besaß. Bei seinen Worten hatte der Bursche seinen Schritt verhalten und die Augen dem Mädchen zugewandt. Auf einmal rann dunkle Glut über ihre beiden Gesichter. Angesichts des Holzbaues dort, drinnen sie einer erwartete, fiel es ihnen erst ein, daß sie einen langen, langen Teil ihres Weges schon Hand in Hand gegangen waren. Verlegen lösten sie ihre Finger und schritten hastig der Hütte zu.

Der Rest des Tages verglitt ihnen unter den Händen. Leni sorgte für den kranken Knecht und hielt in der Küche ein gründliches Säubern, und Flori schaffte Holz vom Walde herauf und besorgte das Vieh. Die Nacht war da, als sie ihre Arbeit gut und ganz getan hatten. Sie saßen darauf am Lager des Jost und hielten Abendmahlzeit, nachdem Leni mit lauter, klarer Stimme den Segen gebetet hatte. Hernach nahm das Mädchen die trübfenstrige Laterne und stieg auf die niedrige Heudiele, wo sie und Flori nächten sollten, da der Jost sein Heubett mit seinem Geißbub teilte.

Das Herz pochte dem Bennet, als er eine halbe Stunde später die Leiter zu dem Mädchen emporstieg. Die Laterne hing an einem Nagel am

*) Langsi = Frühling.

Dache und gab einen dämmerigen Schein. Flori hatte die schweren Schuhe abgelegt und schlich sorglich auf den nackten Füßen nach der Ecke, wo Leni das Heu gebreitet hatte, ein Lager zur Rechten für sich, eins zur Linken für ihn. Und als er nach ihr schaute, sah er sie mit großen, offenen Augen liegen.

„Schlaf wohl, Flori!" sagte sie laut und reichte ihm die Hand hin.

Er faßte sie zitternd, es überrann ihn seltsam. „Schlaf wohl!" brachte er nur leise heraus, dann löschte er das Licht und legte sich.

Er lag geduldig und starrte durch eine Ritze im Holzwerk hinaus nach dem Himmel, der voller Sterne stand und rein und groß war, so daß der Blick in seinen Tiefen versinken wollte. Er vermochte nicht zu schlafen. Sein Ohr war wach und sein Herz klopfte und seine Pulse fieberten. Und sein Ohr lauschte nach der Leni hinüber. Ihre Atemzüge waren ruhig und wurden ruhiger und tiefer. Den Flori faßte eine tolle Begehrlichkeit. Die tiefe Nachtstille, die verschwiegene Dunkelheit und in dem Raume keiner als er und das Mädchen! Er fühlte, daß er die Zwyer-Leni an seiner Seite lieb hatte, daß er ihr nachlaufen könnte, wohin sie nur ging, wie ein treuer Hund. Aber es war noch etwas andres in ihm lebendig geworden. Das trieb ihm das Blut immer heißer zu Häupten, das machte, daß er den Herzschlag bis zum Halse fühlte. Er riß das Hemd auf an Hals und Brust, daß die Knöpfe sprangen. Ein leiser Luftzug traf die nackte Haut. Da erschauerte er und wälzte sich seitwärts,

griff mit bebenden, tastenden Händen um sich und suchte die Leni. Und just als das Blut der verkommenen Mutter in ihm Herr werden wollte, erinnerte er sich, wer er war und wer die neben ihm. Da faßte ihn eine grenzenlose Scham. Ein Laut, der einem qualvollen Aufschluchzen glich, brach die Stille und störte die Schlafende neben ihm, daß sie sich wie zum Erwachen regte. Aber sie sah nicht, wie der Bursche sein glühendes Gesicht in das Heu grub und wie seine Augen heiß und feucht waren, die doch seit der Kleinkinderzeit nie mehr geweint hatten. Eine kurze Weile danach erhob sich Flori verstohlener noch, als er gekommen war, und schlich sich über die Leiter hinunter nach dem Viehraum. Er erwartete, daß der Jost ihn anrufen werde. Aber dem hatte der kranke Fuß just ein halbes Stündchen Ruhe gelassen, und er schlief so tief wie der zwölfjährige Bub, der sich neben ihm ins Heu gewickelt hatte.

Am nächsten Morgen fand Leni den Flori schon geschäftig unter den Kühen, obwohl sie mit dem Tag aufgestanden war. Es fiel ihr auf, daß er bleich und übernächtig aussah.

„Bist krank?“ fragte sie zum Morgengruß, „siehst ja aus wie einer, der am Tod ist!“

Er erhob die Augen scheu und senkte sie hastig, als sie den andern begegneten. Er konnte doch nicht beichten, daß er die Nacht vor der Hütte gestanden und sich selber verhöhnt und mit Vorwürfen sich kasteit hatte.

„Mir — mir fehlt nichts,“ stotterte er.

Lenis Augen blieben auf ihm, und er fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen stieg. Da ließ

er das Mädchen stehen und schritt mit seiner Melkter zwischen den Tieren hindurch, bis wo ein vereinzeltes braunes Stück ihm mit schläfrigen Augen entgegenblinzelte.

„Willst den Stier melken, Flori?" lachte Leni hellauf, als er das Gefäß zu Boden setzte.

„Verrücktes Mädchen!" gab er höhnisch zurück und trat an das mächtige Tier. Ein Fußtritt sollte es aufjagen. Der Stier lag fest. Da packte er mit roher Faust die starken Hörner. Seine Muskeln schwollen. Ein gewaltiger Ruck. Der Stier taumelte auf die Füße. Nun lachte er. Alle Verlegenheit war von ihm gewichen. Mit einem leisen Pfeifen ging er zu seinen Kühen zurück.

„Was hat dir denn der Mani getan, daß du ihn verjagst?" klang es neben ihm. Des Zwyers Tochter sprach zum erstenmal als des Knechts Herrin und voll Ungeduld.

„Der muß mir für den Raufpartner gehen, solang ich hier bin," lachte Flori sie unbekümmert an, und er lachte so übermütig, daß er den Groll des Mädchens mit seiner an ihm fremden Lustigkeit bezwang.

„Weiß der Herrgott, was du für einer bist!" sagte sie kopfschüttelnd und wandte sich der Hütte zu.

„Jetzt wär' es, denk' ich, Zeit, ‚Gut Tag' zu sagen!" rief Flori ihr nach.

„Gut Tag!" nickte sie zurück und verschwand. —

Eine Stunde danach saßen sie beim Morgenbrot beisammen, und bald darauf richtete sich Leni zur Heimkehr. Der Flori stand am Alpausgang, als sie zu Tal stieg.

„Hast etwas auszurichten?" fragte sie.

„Nun, kannst ja sagen, daß ich alles gut besorgen will."

„Sonst nichts?"

„Sonst nichts!"

„So adie, Flori!"

Er faßte ihre Hand, die sie ihm hinstreckte, und vergaß, sie fahren zu lassen. Plötzlich sagte er: „Da herauf kommen die andern nicht, die — die — meine Verwandtschaft! Sag deinem Vater, er soll mich hier lassen."

Kaum daß er ausgeredet, hatte er Leni schon den Rücken gewandt. Nur die Finger schmerzten ihr noch zur Erinnerung; er hatte sie in seiner Faust ganz wild gequetscht. Sie sah die armen Finger an und spreizte sie und stieg talabwärts und fühlte heimlich den Druck noch einmal. Und er tat ihr wohl statt wehe.

Viertes Kapitel

Der Flori war lang wieder von der Hornalp zurück. Es jährte sich bald, daß er in des Zwyers Dienst getreten war. Der Dorfvogt war mit seinem Knechte zufrieden. Er hatte auf der Hornalp damals drei volle Wochen für den Jost einstehen müssen, und als Zwyer nach Verlauf derselben nach seiner Alp gestiegen war, war selbst der eben wieder genesene Knecht des Lobes voll über seinen Stellvertreter.

„Lasset mich hier oben, Meister," hatte Flori

gebeten, der wußte, daß der Bauer gekommen war, ihm die Heimkehr anzusagen.

Der Zwyer hatte aufgehorcht, und er meinte zu verstehen, warum Flori sich das erbat. Aber er vertröstete ihn dennoch auf ein künftiges Jahr und hieß ihn noch am selbigen Abend mit ihm nach Färnigen zurückgehen. Weil er mußte, gehorchte der Bursche. Seither hatte er auf dem Rütigut gewerkt, und jeder Tag hatte ihn gleich schaffig und willig gefunden. Aber er ging herum wie ein Geschlagener, der mehr Schläge fürchtet. Der Bauer zeigte ihm offen seine Zufriedenheit, Leni hatte ein Wesen gegen ihn, als wäre er zeitlebens ihr einziger und bester Freund gewesen, und selbst die Bäuerin ließ ihn fühlen, daß er nun auch in ihren Augen höher stand als vordem. Aber er behielt ein scheues, zurückgezogenes Wesen. Das kam, weil andre ihn an die Hütte erinnerten, aus der er stammte.

Ueber der guten Meinung des Bauern hatte er die Freundschaft seines Mitgesindes verloren. Knechte und Mägde waren ihm nicht grün, und seit ihn einer der Knechte einmal beim Eindämmern mit Leni Hand in Hand im Hausflur hatte stehen sehen, war ihr Neid offenkundig geworden. „Was so ein Hudel mit der Rütihoftochter wolle," das war ihm mehr als einmal in die Ohren geklungen. Wenn er es hörte, knirschte er die Zähne zusammen und saß ein paar Tage lang bei den Mahlzeiten wie auf glühendem Stuhl, weil er sich schämte, daß er geringer war als alle andern. An solchen Tagen lockte ihn das Wirtshausschild vom „Schäfli" mächtig. Es

war ihm, als müßte ein Rausch ihm die innerliche Zerworfenheit heilen, aber Lenis Augen verlegten ihm jedesmal den Weg. Vor denen konnte er nicht leichtsinnig noch schlecht sein.

Einmal war ihm Leni ungelegen gekommen. Er hatte einen Besuch gehabt. Abends beim Zunachten war's gewesen und an einem schlimmen Wintertag. Der Föhn fegte über die tief verschneiten Halden herab und wirbelte seit Stunden die Flocken talzu, die während dreier Tage im Biswind bergwärts gestoben waren. Mitten im ärgsten Unwetter, als er im Stall seine Arbeit tat und sorglich die Tür gegen das weiße Gestiebe verwahrte, war das braune Brett zurückgestoßen worden, und er hatte Leni sagen hören: „Er wird da drinnen sein! Geht hinein! 's steht sich nicht wohl in dem Gux!"*)

Das hatte just nicht freundlich geklungen und fremd an dem Mädchen, das sonst zu allen Leuten gut war. Flori wußte schon, wen sie einließ, ehe er nur die Tschüli sah.

„Was ist?" fragte er. Sein Blick glühte auf und sah sich dann nach Leni um. Richtig, da stand sie noch in der Türecke. Nun war ihm die Alte erst recht zur Last.

„Ich habe halt auch einmal wollen fragen kommen, ob der Herr noch weiß, wo die Mutter wohnt," hob die Tschüli in einem winselnden Tone an.

„Ach, dummes Zeug! Laßt mich in Ruh'!" murrte Flori und stach seine Gabel ins Streustroh.

„Es ist kalt daheim bei dem Lauswetter, und 's

*) Gux = Schneegetriebe.

Holz kostet Geld! Grad viel hast noch nicht heimgegeben, seit einen Verdienst hast! Einen so guten Verdienst dann noch!"

„Bin ich Euch etwas schuldig worden?" fragte er grob. Aber unwillkürlich sah er Leni dabei an, und in ihrem Blicke meinte er zu lesen, daß ein Kind der Mutter gegenüber die Schuld nie tilgt.

Die Tschüli verzog den Mund weinerlich.

„Dank hat ein armes Weib wenig von zweien wie du und dein Bruder." Sie begann zu schluchzen.

Flori fuhr auf. „Geht voran und wartet am Haus." Er schob die Alte zur Tür hinaus und wartete, daß Leni ihr folge, in einer Stellung, als wollte er sagen: Was suchst du hier noch? Da trat auch das Mädchen in den Schnee hinaus und wandte sich seitwärts, die beiden allein lassend. Erst jetzt gewahrte der Bennet, wie das Weib vor ihm unsicher schritt, sie torkelte der Haustür entgegen und versuchte diese mit unsicheren Händen zu öffnen. Er packte sie mit rauher Faust. „Ihr wartet hier."

Dann schloß er die Tür hart vor ihr zu, ging hinauf auf seine Kammer und holte seine Barschaft. „Ueber zwanzig Jahr hast von ihr zu essen gehabt. Zahl's heim," redete es in ihm.

Als er zurückkam, fand er das Weib auf der Schwelle hocken. Es hatte eine grüne Flasche in den Händen und setzte sie gluckſend just an die Lippen. Zwei Mägde standen bei ihr und kicherten höhnisch über die Säuferin. Als diese Flori nahen hörte, riß sie die tränenden Augen auf. „Siehst, ich muß mich schon selber wärmen, wenn du mich aussperrst," greinte sie.

Flori war kalkweiß. Er nahm ihr die Flasche aus den Händen und warf sie an die Mauer, daß sie in hunderte Stücke zerbarst. Dann band er das Geld in sein Sacktuch und hielt es ihr hin.

„Geht!" sagte er heiser und mit einem Blick, der sie fast ernüchterte in seinem Ausdruck bitteren Hasses.

Sie ging denn auch, kaum daß sie die harten Silberstücke zwischen den Fingern fühlte. Und er riß hastig die Tür hinter ihr zu. Im Flur erst sah er, daß die Mägde sich davongemacht hatten. Dafür stand Leni mit einer brennenden Lampe hinter ihm.

„Hast ihr Geld gegeben?" fragte sie.

„Ja!" gab er zurück und wollte an ihr vorüber.

„Einen Teil des Lohnes bist ihr schon schuldig!" redete aber das Mädchen, und er mußte ihr stehen, ob er wollte oder nicht.

„Schuldig — einer solchen!" Er lachte übeltönig.

„Mag sie sein, wie sie will! Aendern kannst es nicht, daß sie deine Mutter ist!"

Als Leni das gesagt hatte, hätte sie es um weiß Gott was ungesagt machen mögen. Flori sah sie mit flackernden Augen an.

„Hast recht, hast recht, und wenn du es sagst, wird es wohl wahr sein! Mußt dich nur nicht wundern, wenn dem Saufweib sein Bub nächstens auch der Mutter Ehre macht! Hei, zum Teufel, auf einen Brand*) käme es mir grad jetzt nicht an! Sag dem — deinem Vater, ich bin ausgegangen

---

*) Brand = Rausch.

— ich habe Geschäfte — hm — da drüben beim Schäfliwirt! Und ich komme dann wieder, wenn's mir paßt!"

„Flori!" Leni nannte seinen Namen nur halblaut, aber in ihrem Gesicht stand eine so bittere Angst geschrieben, daß er den Fuß verhielt, der schon auf der Haustürschwelle stand. Und gleich darauf senkte er den Kopf und schritt an dem Mädchen vorüber, die Treppe hinauf. Es war Leni, als hätte er ein „Vergelt's Gott" durch die verbissenen Lippen gemurmelt.

Seit jenem Abend hatte Flori vom Gespött des Gesindes mehr als je zu leiden. Sie nannten ihn den Fürnehmen, weil er sich von ihnen fernhielt, und rieben ihm das Fadenscheinige seiner Fürnehmheit unter die Nase, wo es immer anging. Er ging seines Weges und schaffte und muckste nicht. Nur Leni sah, wie es in ihm arbeitete, und zuweilen ergriff sie eine Angst, er möchte vom Hofe laufen.

„Aergere dich nicht, wenn sie dich foppen," warnte sie ihn einmal, „sie wissen es nicht besser und reden in den Tag hinein."

Er merkte ihre heimliche Furcht und sah sie sonderbar an.

„Bleib du nur dahie, Mädchen," sagte er, „dann bleibt's schon beim alten!"

Das kam aus den innersten Falten seiner Seele herauf und redete eine ganze Geschichte.

So kam die Faschingszeit heran, die Lumpenzeit, wie sie der Zwyer übellaunig nannte, weil da, wie er sagte, das halbe Dorf verrückt würde.

Knechte und Mägde streiften aus, wenn das Tagewerk notdürftig getan war. Der Schäfliwirt und seine Kollegen hatten Erntezeit. Vom Zwyer seinen Leuten war nur einer noch nicht zum Tanz gewesen — der Bennet. Und sie hatten doch mehr als einmal versucht, ihn wegzulocken. Der Xander selber hatte sich um ihn herbemüht. Und umsonst! Jetzt blieb nur noch der letzte und größte Tag, der Fastnachtdienstag, für den das „Schäfli“ Maskenball ausgeschrieben hatte. An diesem Tage mußte sich selbst der Zwyer bekehren und mit seiner Frau auf ein Stündchen zum Freund und Nachbar hinunter und, daß er ihn nicht beleidige, seine „Krapfen“ *) versuchen. Leni hatte Besuch von einer Verwandten aus einem der Nachbardörfer und wollte sich mit der zusammen maskiert zum Tanz begeben.

Es war über dem Mittagessen, daß Flori hiervon erfuhr. Die Leni zum Tanz! Es ging ihm ein Stich ins Herz, das Blut überwallte ihm Gesicht und Hals gleich einer heißen Flamme. Er neigte den Kopf tief über den Teller.

„Es wird wohl keines zu Hause bleiben, heute abend,“ redete Zwyer jetzt laut über den Tisch hinunter. „Wer zuletzt aus dem Haus geht, schließt ab und legt den Schlüssel.“

Die Anordnung wurde stillschweigend hingenommen. Plötzlich ließ sich Flori vernehmen: „Ich bleibe da.“ Er war über sich selbst erstaunt, wie er das sagte, aber er wußte, daß es nicht gut war, wenn er ging.

*) Kirchweihgebäck.

Der Bauer sah die Bäuerin an. Diese nickte und lächelte. Sie fing an, dem Burschen gut zu sein, der sich aller Versuchung so mannhaft fernhielt. Aber an der Tischecke neben Flori tuschelten die Mägde. Leni hatte seine Rede kaum gehört. Es war das erstemal, daß sie zum Tanz durfte, und sie hatte mit der neben ihr sitzenden Freundin übergenug zu bereden.

Flori war der erste, der vom Tisch aufstand. Er ging daraufhin mit wütendem Eifer an die Arbeit. Er hatte unten vor dem Hause Holz zu spalten.

Zwei Stunden hatte er schon geschafft und sich um das Fastnachtstreiben in der Straße, das ihm laut genug in die Ohren gellte, nicht gekümmert. Da kam ein johlender Haufe die Straße heraufgezogen, drei, vier Welsche, ein paar Einheimische, die an dem Neubau des Sternenwirts schafften, und ihnen voran der Xander.

„Hallo, da trifft man ihn ja grad richtig!" brüllte der schon von weitem, dann staute sich der Haufe vor dem arbeitenden Burschen.

Der hatte einen Blick nach den Fastnachtsseligen getan und hieb die Axt heftiger in die Scheite, daß die Splitter flogen.

„Gönnt dir der Blutsauger nicht einmal heute Ruh'?" begann Xander zu sticheln.

„Ich tu', was mir zu tun gefallt. Es hat mich niemand an die Arbeit geschickt!" gab Flori zurück und wandte den andern zum deutlicheren Bescheid den Rücken. Dabei sah er, wie der Lärm Peter und Töni, seine Mitknechte, aus dem Stalle gelockt

hatte, und aus einem der Stubenfenster lehnte die alte, giftige Regine, die Hausmagd, die der Zwyer mit dem Hof vom Vater übernommen hatte, und fragte, was es gäbe.

„He da, geh mit und laß das verdammte Beil fahren!" drängte sich da der Xander an den Schaffenden und fing einen Axtstreich mit der Hand auf, das Beil mit nerviger Faust mitten im Schwunge hemmend.

Flori preßte die Zähne zusammen. Sein Gesicht verfärbte sich. „Laß mich in Ruh'," murrte er finster und befreite sein Werkzeug aus dem Griff des andern.

„Haha, der und mitkommen! Dem seid ihr noch lang nicht fürnehm genug," ließ sich die Regine von oben plötzlich vernehmen.

„Oho, Kleiner, das wollen wir doch auch noch sehen!" lachte der Xander hämisch. „He, nimm ihn, Gusti," ermunterte er einen Gefährten, „es wird ihn nachher schon freuen, wenn er bei uns ist. Und, hm, Hudelbruder, wir sind lang genug nicht mehr zusammen gewesen! Ich habe ganz Heimweh nach dir!"

Er schlug seine Finger um den Arm Floris und winkte die Genossen zur Hilfe heran.

Flori riß sich los und faßte die Axt kräftiger.

„Mach keine Dummheiten, Xander! Ich verstehe den Spaß nicht! Packt euch weiter und laßt mich in Ruh'!"

„Er wartet noch auf eine Einladung! Er meint, die Leni nimmt ihn unterm Rock mit!"

Die Knechte am Stall wieherten über ihre eignen Späße. Da fand Xander ein Mittel, den

Widerspenstigen kirre zu machen. Er drängte sich vor die andern, die alle auf einmal auf Flori einzureden begonnen hatten, und zog ihn beiseite. „Siehst nicht, wie du denen da auf dem Rütihof zum Gespött bist? An deine lahme Bravheit glaubt kein Mensch. Und wenn dir der Petrus selber seinen Heiligenschein leihen würde, so würde dich keiner für etwas Besseres ansehen als du bist. Tu nicht so geschwollen! Komm mit, wo du hingehörst!"

„Er hat Angst, der Zwyer schickt ihn fort, wenn er einen Dreier trinkt!" ließ sich einer aus dem Haufen vernehmen.

Darauf einer der Knechte: „Pah, er fürchtet den Alten und die Alte wie 's Feuer! Er getraut sich nicht, fortzugehen, so gern er wollte."

Flori stand auf sein Beil gestützt und starrte ins Leere. Des Xanders Rede hatte sein Inneres aufgewühlt. Nun hörte er eben im Schlafzimmer Lenis die Stimmen der beiden Mädchen. Die probierten ihre Larven, wie er dem Gekicher entnahm. Und Leni mußte doch hören, was hier vorging, und kam nicht ans Fenster, ihm mit einem Wort oder einem Blick nur zu sagen, daß er hierbleibe. Und hätte sie ihm nicht ein Wort gönnen können, das ihn für heute abend zum Mitgehen ermuntert hätte? Und sein Versprechen, daß er zu Hause bleibe, hatte das keine Anerkennung verdient? Das alles fuhr ihm blitzschnell durch den Kopf. Dann vernahm er eine neue Spottrede.

„Soll ich den Zwyer um Erlaubnis anbetteln für dich?" erkundigte sich einer.

Da ließ er plötzlich die Axt. Seine Fäuste fuhren in die Hosentaschen. Hemdärmelig, im Werktagsgewand, wie er stand und ging, trollte er sich, er wußte selber nicht, wohin. Aber die andern wiesen ihm den Weg. Sie nahmen ihn jubelnd in ihre Mitte und lotsten ihn dem „Schäfli“ zu. —

Es war ein paar gute Stunden später, daß der Zwyer mit der Bäuerin im Wirtshaus erschien. Die beiden Mädchen waren nicht bei ihm, da sie nicht erkannt sein wollten. Der Bauer durchschritt rasch die von Rauch und übelm Weindunst erfüllte Schenkstube, durch die man in den Tanzsaal gelangte.

„Profit, Dorfvogt!“ hatte es ihm von einem der Tische nachgehallt.

Es war Flori gewesen, der mit verstörtem Gesicht und weinglänzenden Augen inmitten einer wilden Truppe hockte, die den Raum mit Lärm und wüsten Reden erfüllte. Des Burschen Aussehen war dem des Xander würdig, der mit von Trunkenheit glasigem Blick neben ihm sich breit machte. Einzig Floris Werktagsgewand paßte nicht unter die in ihrer besten Kleidung prangenden andern, sonst aber hatte keiner am Tisch etwas vor ihm voraus.

Des Zwyers Stirn hatte sich jäh verdüstert, als er kurz den Kopf nach dem Schreier umwandte. Er erkannte seinen fleißigsten Knecht kaum wieder. Ein Ausdruck von Roheit, der Xanders Gesicht zeichnete, trat auch bei Flori hervor und machte ihn dem Bruder ähnlicher, seine Augen hatten einen unstet funkelnden, begehrlichen Blick, seine Finger

zerwühlten das blonde, dichte Haar des in die Hände gestützten Kopfes. Nur die Stirn leuchtete weiß und in edler Wölbung. Die kluge Stirn fiel dem Bauern auf, mitten in dem Groll wider den Leichtsinnigen. Da legte die Zwyerin ihm die Hand auf den Arm.

„Da," sagte sie leise, aber scharf, „sein Blut verleugnet keiner lang. Es ist mir leid um den Bub, aber von der Stunde an kann ich kein Zutrauen mehr zu ihm haben."

Die beiden schritten nach einem der Tische, die an die Wände gerückt waren. Sie waren überfüllt, aber dem angesehenen Manne wurde Platz geschaffen.

Indessen waren draußen in der Wirtsstube Masken um Masken angekommen. Zwei weibliche neue erschienen eben unter der Tür und drängten linkisch und tuschelnd ins Innere der Stube.

„Hihi, schon wieder zwei Besen!" wieherte der Xander. „Komm her, du Käfer!"

Er langte nach dem Arm der ihm von den beiden am nächsten Stehenden und wollte sie an sich ziehen, aber sie entkam ihm. In demselben Augenblick hatte sich die andre, ein schlankes, junges Ding, dessen rotes Maskenkleid von wahrhafter Seide war und dessen nackte Arme nicht weniger weiß schimmerten als die einer städtischen Ballschönheit, nach der Gruppe der Trinker umgewandt.

„Hm, das ist aber eine Feine!" brüllte einer der Gesellen.

Der Xander machte vergebliche Versuche, sich hinter dem Tisch hervorzuarbeiten und zu der Maske

zu gelangen. Flori aber starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an. Er hatte, wo der Hals des Mädchens weiß aus dem eng anschließenden Mieder trat, ein paar widerspenstige blonde Locken erspäht, die aus einer rotseidenen Kappe hervorkräuselten. Plötzlich murmelte er mit verstörtem Ausdruck, als hätte er nicht lange schon gewußt, daß er die hier treffen würde, die er just erkannte: „Das ist — das ist . . .“

Er vollendete nicht. Das Mädchen hatte ihn anfangs angestaunt, als begriffe es sein Hiersein nicht. Dann aber wandte es sich plötzlich und zog die Genossin mit sich nach dem Tanzsaal.

Floris Augen gewannen einen bösen, lauernden Ausdruck. Er lehnte sich über den Tisch vor und spähte nach der offenen Saaltür. Drüben blies eine zusammengewürfelte Musikbande ihre Tänze mit einer Gewalt, daß die Wände zitterten und das eigne Wort dem Sprecher verloren ging, so er nicht schrie.

Flori erhob sich taumelnd.

„Wohin willst?“ kreischte einer am Tisch.

„Tanzen will ich!“ schrie er zurück.

Da legten sie ihm nichts in den Weg. Und er bewegte sich unsicheren Schrittes nach der Saaltür, zwang sich zwischen ein paar Dortstehenden hindurch und pflanzte sich auf der Innenseite an einem der Pfosten auf. Im gleichen Augenblick fühlte er einen weichen Arm durch den seinen nesteln. Eine Maske hatte sich hart an ihn gedrängt.

„Flori Bennet, du gehst jetzt heim!“

In seinem Taumel mußte er sich besinnen, ob

die strenge Rede ihm gälte. Aber er fühlte einen warmen Hauch an seinem Ohr. Da wußte er, wer zu ihm redete. Er trotzte.

„Heimgehen — ja, wenn ich will," murrte er vor sich hin und stopfte die Fäuste breit in die Taschen.

Aber seine Gefährtin hatte eine stille, ernste Gewalt. Ihr Arm preßte den seinen und zog ihn fort. Dann wurden sie im Gedränge der eben von einem Tanze Abtretenden durch die Wirtsstube hinaus nach dem Hausflur gestoßen. Dort in einer dunkeln Ecke steifte sich Flori abermals.

„Ich will verflucht sein, wenn ich weitergehe!"

Die Maskierte sah sich um, und als sie sich unbeobachtet wußte, löste sie die häßliche Wachslarve vom Gesicht. Lenis liebliches, bleiches Antlitz schaute Flori an mit einem Ausdruck, in dem qualvolle Angst mit einer fremden Entschlossenheit stritt.

„Ich habe dir etwas zu sagen, Flori," sagte sie hastig. „Komm mit mir über die Straße heim. Wenn du dich nachher nicht anders besonnen hast, kannst wieder — daher zurück."

Es war, als wäre er nüchtern geworden, seit er in des Mädchens Gesicht gesehen hatte. Er straffte sich, nur den Kopf neigte er auf die Brust; dann schritt er wortlos vor ihr einher. In tiefem Schweigen legten sie die kurze Strecke verschneiten Weges bis zum Rütihof zurück. Nahe der Kirche lief ein Brunnen. Röhre und Trog waren vereist, der Wasserstrahl sprang und fiel von kristallenem Trichter zu kristallenem Trichter. Als Flori das

leise Wassermurmeln hörte, stampfte er vom Wege seitwärts tief in die Schneemauer, die den Brunnentrog umgab, und neigte sich über denselben, brach das Eis aus, senkte den Kopf und ließ das Frostnaß über Stirn und Augen rinnen. Als er sich wieder aufrichtete, tat er einen tiefen Atemzug. Er hob die Lider. Die Augen waren hell. Er sah empor und sah eine klare, in ihrer Stille und Reinheit heilige Nacht. Des Himmels ferne, dunkle Gewölbe waren von goldenen Flämmlein durchleuchtet. Die Berge rings standen wie Mauern aus weißem, getriebenem Silber. Das Mondlicht flutete in mächtigen Strömen von ihren Hängen.

„Komm," mahnte Leni und stand schon drüben an der Tür des Hofes, die sie geöffnet hatte.

Wieder sog er mit einem tiefen Atemzug die frostige, klare Luft in sich hinein und folgte dem Mädchen, das war ihm zur Wohnstube voraufgegangen. Das Licht einer Stehlampe traf ihn, als er sie betrat. Und Leni stand vor ihm mit wogender Brust und zuckenden Lippen und sagte:

„Flori, wenn einer hört, daß des Zwyers Mädchen sich mit einem Knecht heimlich nach Haus geschlichen hat — so — so weißt du, was sie dort reden und denken werden. Aber ich habe dich nicht dort lassen können."

Die Reue hatte ihn schon in ihren Fängen. „Denk nicht gar zu schlecht von mir, ich — ich — schäme mich, daß ich so fort bin!" Er sah sie nicht an. Seine Zähne nagten die Unterlippe, daß das Blut floß. Röte und Blässe wechselten

auf seinem Gesicht. Da hörte er das Mädchen wieder reden.

„Sie haben gesagt, du bleibst wegen mir auf dem Rütihof. Und wenn du dich besserst, so sei es wegen mir! — Bennet — Flori," die Rede versagte Leni, sie rang mit sich, dann sagte sie tapfer: „Seit ich dir im Wald als halbes Kind einen Kuß gegeben habe, bist du mir lieb, ich kann nicht helfen! Jetzt — wenn dir etwas an mir liegt, so laß das von heute abend nicht wieder geschehen."

Auch jetzt noch kam kein Leben in den Burschen. Er stand da und horchte, als sollte er immer noch mehr und weiter hören. Leni näherte sich der Tür:

„Ich muß fort. Du tu, wie du meinst, bleib hier oder geh zurück zum ‚Schäfli'."

„Geh nur, geh nur," mahnte er mechanisch und wagte keinen Schritt, obgleich ihm das Herz in wildem Verlangen hämmerte. „Ich — ich — bin zum letztenmal bei denen gewesen, solang du um mich bist," vollendete er.

Leni trat über die Schwelle hinaus. Da ging er ihr nach und faßte ihre Hand mit seinen beiden.

„Du geh nur nie aus meiner Nähe. Solang ich dich sehe, ist keine Gefahr, daß ich dir Schand' mache."

Es lag eine hündische Demut in der Art, wie er bettelte. Er wagte nicht, von dem Rechte Gebrauch zu machen, das des Mädchens Geständnis ihm gab. Er scheute sich selbst, die Finger zu pressen, die er in den seinen hielt.

Leni schaute ihn mit großen, ernsten Augen an.

„Ich will dir's glauben," sagte sie. Dann verließ sie ihn.

Die Haustür schlug unten leise, kaum hörbar, ins Schloß. Flori stand noch immer und starrte die Treppe hinunter. Allmählich erst kam es über ihn wie die Wellen einer Meerflut. Er besann sich, daß ihm Leni gesagt hätte, wie gut sie ihm sei. Er faßte sich an den Kopf und ließ die Finger zögernd und tief in Gedanken durch den blonden Haarwust gleiten. Herrgott, war es denn wahr? Und es war wahr! Aber — aber wozu half es ihm? Er, der Knecht — das Mädchen, des Meisters Einzige! Er einer aus der Bennet-Hütte, das Mädchen das Kind vom Rütihof! Das Blut stieg ihm zum Herzen. Er brauchte sich keine Hoffnungen zu machen, wenn er kein Narr sein wollte. Aber gleichviel, die Leni hatte ihm, ihm, dem Bennet-Flori, von Liebhaben geredet!

Plötzlich fühlte er sich in des Meisters Stube nicht allein genug, trotzdem ihn nichts störte. Er stieg über die kreischende Stiege zu der kleinen, schrägdieligen Kammer, welche die Zwyerin ihm zugewiesen und ihm bisher eigens sauber und heimelig gehalten hatte, also daß er manchmal ein Frohgefühl empfunden hatte, gleich jenen, für die noch die Mutter sorgt. Hier ließ er sich auf den rohen Holzstuhl nieder, legte die Arme um die Knie und starrte vor sich hin ins Dunkel. Jesus, Jesus, die Leni hatte ihn gern! Es wurde ihm weich wie nie zu Sinn. Auf einmal empfand er es wie einen Schmerz, daß er so gar nichts Erspartes just in seinem Kasten hatte. Er wäre in diesem Augen-

blick damit zu dem Weibe unten in der Bennet-Hütte gelaufen und hätte gesagt: „Da nimm! Du sollst nicht mehr zu klagen haben!“ — hätte das der entfremdeten, verworfenen Mutter in dieser Stunde herzlich, ja fast liebevoll sagen können. Er hatte eine Sehnsucht, wohlzutun.

Nach einer Weile entzündete er eine Kerze. Dabei fiel sein Blick auf ein altes Buch, dessen vergilbte Blätter so dicht aneinander klebten, als hätte nie eine Hand darinnen geblättert. Er erinnerte sich, daß die Zwyerin ihm das eines Tages hingelegt hatte mit den Worten: „Lies manchmal darinnen, Bub, es wird dir nichts schaden!“ Er griff hinüber und schlug es auf und wendete die Seiten, während seine Gedanken weitab wanderten. Sein Blick überflog allerlei Titel: „Gebetbuch“ stand auf der ersten Seite; das hatte er schon früher einmal gelesen. Dann kam er an ein Kapitel, das „Bittgebete in trüber Zeit“ überschrieben war. Dann kam ein andres: „Dankgebete“. Und auf einmal haftete sein Auge an ein paar Zeilen eines der letzteren, das mit den Worten begann: „Herr, mein Vater im Himmel, du hast mich gesegnet weit über Verdienst!“ Da begann er die Worte flüsternd nachzusagen, die er las, und dabei legte er die ungelenken Finger über dem Buche zusammen, er, der Bennet-Flori, der in keiner Kirche mehr gewesen war, seit ihn der frühere Pfarrer von Färnigen, ein streitbarer, strenger Herr, einmal an den Ohren zur Kinderandacht geschleppt hatte.

Fünftes Kapitel

Der Zwyer hielt einen Familienrat. „Es ging da oben in der Wohnstube etwas Sonderbares vor," meldete im Stall die Regine, die Hausmagd, die eben von dem Bauern selbst weggeschickt worden war und gehört hatte, wie hinter ihr der Schlüssel geknarrt hatte, der ihr das Wiederkommen für die nächste Viertelstunde vollends verwehrte.

Wie hätten sie da unten die Ohren gespitzt, so sie hätten hören können, worüber oben die Rede ging.

Es war kein Streit; kein Zornwort wurde laut, und nicht einmal hob sich die Stimme des Bauern zu jenem drohenden Poltertone, vor dem selbst der alte Knecht, der Veri, der seit dreißig Jahren auf dem Gut diente, den Kopf scheu senkte. Aber es lag auf den drei Gesichtern, die da einander zugewendet waren, ein fast leidvoller, gewichtiger Ernst. Die Stube war von Schneelicht hell. Sie sah just so blitzblank und freundlich aus wie sonst, und doch vermeinte die Bäuerin, den traulichen Raum nie so düster gesehen zu haben. Sie saß am Tisch, die Arme gradaus vor sich auf die Platte gelegt, den Leib gereckt und den Kopf wie in Trotz in die Schultern zurückgebeugt. In ihren klaren, scharfblickenden Augen lag eine herbe Entschlossenheit, die ihrem Gesicht einen seltenen Ausdruck von abweisender Strenge gab.

Ihr gegenüber saß der Zwyer. Er hielt die breite, braune, wie aus Hartholz geschnittene Hand

an das Kinn gelegt und den Ellbogen auf den Tisch gestützt. Durch seine Finger quoll das schöne schwarze Barthaar auf die grobe Hemdbrust und überrieselte die rauhe Weste. Das weiße Licht eines Fensters lag über seiner dunkeln Stirn und zeigte jede Rinne in der furchigen Fläche, die gerade unter das zurückgestrichene Haar ragte. Eine der Linien zog sich tief hinab an die Nasenwurzel, als hätte ein scharfes Messer sie eben erst in das gebräunte Antlitz geschnitten. Sie gab ihm einen Zug sinnender Sorge. Aber sein Blick ruhte mit demselben liebevollen Ernst wie sonst auf seinem Mädchen.

Leni stand mit herabhängenden, lässig gefalteten Händen. Ihr blondes Haar hatte einen leisen Glanz; die dunkeln Augen schimmerten groß, ernst und feucht dagegen. Eine große Ergebenheit und doch eine mächtige Stärke lagen in Haltung und Mienen; Leni hatte eine Beichte abgelegt . . .

„Da gibst uns ein schweres Rätsel zu raten auf, mein Maitli,“ sagte eben der Zwyer. Es war ein Glanz in seinen Augen, den Leni noch nie darinnen gesehen.

„Seht Ihr, Vater,“ redete sie mit leise zitternder Stimme, „es ist halt nun einmal so gekommen. Ich muß ihn gern haben; er braucht mich. Ich kann etwas Rechtes aus ihm machen und etwas Gutes; hat er mich nicht, so geht er verloren!“

„Ich glaube gar, du hast ihn aus lauter Mitleid gern.“ Die Zwyerin redete harten, energischen Tones.

„Nein,“ gab Leni fest zurück. „Außer euch beiden, ja über euch, weiß ich keinen als ihn! Hätt' ich sonst

Angst um ihn, wie ich sie habe?! Und hätte ich Heimweh, wenn ich ihn fort weiß!"

„Sag mir, was du an ihm achten kannst, worüber du dich an ihm freuen kannst!" forschte der Zwyer.

„Er ist schaffig und stark, gerad und ehrlich! Er ist dankbar wie ein geschlagenes Kind für alles, was man ihm Gutes tut. Und wenn er den Hut vor Euch zieht, Vater, weiß ich, daß es ihm ernst ist. Er hat eine mächtige Achtung vor Euch und der Mutter!"

„Er ist alles das, du hast nicht gelogen," stimmte der Zwyer zu. „Aber," fuhr er mit Nachdruck fort, „vergiß auch nicht, was er weiter ist. Er ist aus einem übeln Boden gekommen. ‚Sumpf' heißen die Stadtleute den Schmutzgrund, wo keine Ehrbarkeit ist und keine Scham. Da ist der Flori daheim gewesen. Er hat Mutter und Bruder noch, und wenn der Rütibauer inskünftig auf die Straße geht, würde das Volk mit Fingern auf ihn zeigen und sagen: ‚Seht, dem sein Mädchen hat einen aus dem ärgsten Hudelnest im Dorf geheiratet!'"

„Vater!" mahnte Leni.

Die Zwyerin sagte entschiedener: „Es kann nie sein, nie und nie! Was wollen wir noch länger reden!"

Da sah der Zwyer sie ernst an und legte ihr beschwichtigend die Hand auf die auf dem Tische liegende Rechte.

„Gemach, Mutter! Man soll keine Sach' so leicht beiseite legen! Wer weiß, ob wir nicht eine Sünd' tun an dem Bub, wenn man ihm das

Glück verwehrt, das ihm der Herrgott auf den Weg streut!"

„Ja, denkst du nur an den, kannst an den noch denken, wenn's doch deinem Mädchen gilt!"

Der Zwyer hob in seiner vorigen sinnenden Art abermals an. „Es gibt zweierlei zu bedenken. Wie der Flori jetzt ist, an und für sich, ist er brav und recht, und jedes Mädchen mag zufrieden sein, das einen solchen Mann bekommt."

„Ja, mein Gott, hast denn die Fastnacht schon ganz vergessen?" warf die Bäuerin heftig ein.

„Eben, weil ich sie nicht vergessen habe, muß ich vom andern reden! Dem Flori seine Verwandtschaft wäre zu verschmerzen. Es gibt noch andre Orte als Färnigen, und es hätte am Ende sein können, daß man dem Leni und seinem Mann auswärts ein Besitztum geschaffen hätte. Aber die Fastnacht hat gezeigt, daß der Flori schon von dem Gift in sich hat, das in der Bennet-Bude daheim ist, und ob das so ganz unschädlich bleibt auf die Länge, das fragt sich, und das glaub' ich nicht!"

„Beim erstenmal, daß sie ihn verlocken, kommt er wieder in sein Hudelleben zurück!" sagte die Bäuerin.

„Nicht, solang ich um ihn bin!" gab ihr Leni zurück.

Da gab sich der Zwyer einen Ruck. „Komm daher, mein Mädchen!"

Leni trat an ihn heran, und er faßte sie bei der Hand. Sie sahen sich in die Augen.

„Siehst, wenn du ein andres wärst, eins von

denen, die gern nach den Mannsleuten schauen, oder von denen nur, die in den Tag hinein leben und, wenn sie einen Wunsch haben, ihn gleich möchten erfüllt sehen, dann stände ich jetzt auf und sagte: ‚Aus der Geschichte wird nie und nimmer etwas. Ich, der Zwyer, will's nicht und geb' es nicht zu!' und du weißt, Mädchen, daß für dich und ihn weiter nichts zu hoffen wäre."

Seine Stimme hatte gedröhnt, als meine er wirklich mit einem Schlage der übeln Sache ein Ende zu machen. Aber plötzlich gewann er den weichen Ton von vorhin zurück.

„Aber siehst — ich und die Mutter — gelt, Mutter? — müssen's bezeugen, daß du immer ein Gutes gewesen bist und ein Braves. Mein Zutrauen ist so groß, daß ich keine Angst um dich habe, sogar, wenn ich das Schlechteste an dich herankommen sehe! Und darum, weil ich so an dich glaube, mein Einziges, darum soll dem Flori Zeit gegeben sein, zu zeigen, ob er dich verdient!"

Die Hand des Bauern preßte die, die in der seinen lag, und der andern schmale Finger schlossen sich fest um die seinen. Die beiden hingen ineinander mit einem langen Blick. Es leuchtete feucht hier wie dort. Dann sagte der Zwyer: „Hörst, Mutter, das wär' mein Vorschlag: bald, sobald es sein kann, geht die Leni ins Welsche hinüber. Ich hab' schon lang daran studiert. Jetzt — sobald ein Platz gefunden ist — geht sie. Ein Jahr bleibt sie fort! Der Flori weiß, daß sie ihn mag. Bleibt er brav und recht das Jahr, dann soll weiter geredet und gesorgt werden!"

Die Bäuerin seufzte und sah auf die Tischplatte.

Leni war zusammengefahren. Ein Jahr — das war lang! Ob er stark genug sein würde? Dann hob sie den Kopf.

„Ihr meinet es gut, Vater! Ich danke Euch. Und lasset es so sein."

Jetzt erst schaute die Zwyerin auf.

„Ihr habt nicht nach meiner Meinung entschieden, ihr zwei," sagte sie mit einem trüben Lächeln, „aber es wird doch auf das herauskommen, was ich gemeint habe. Du tust mir leid, Leni, aber du verschwendest dein Zutrauen. In einem Jahr wirst mir recht geben. Ich wünsche dir gern, daß ich unrecht habe!"

Sie erhob sich und reichte dem Mädchen die Hand, und als sie einen Ton, wie ein Schluchzen, vernahm, das Leni verwand, tat sie, was sie seit langem nie mehr getan. Sie brachte ihre Lippen auf ihre Stirn und verließ dann still die Stube. Auch der Zwyer stand auf.

„Solang du noch hier bist, bleibst du des Rütibauers Tochter und der Flori sein Knecht! Ein Zueinandergehen gibt's nicht! Wenn du ihm ade sagst, kannst ihm sagen, wie lang seine Probezeit dauern muß. Daß du mit mir und der Mutter geredet hast, soll er nicht wissen. Das bring ihm als Geschenk mit, wenn du wieder heimkommst und er brav geblieben ist ... Also helf dir Gott, Leni!" Damit ging er an seine Arbeit.

Zwei Wochen währte es, bis für Leni ein leichter Platz gefunden war im Welschland. In zwei weiteren Wochen sollte die Abreise sein.

Flori ging herum und wußte nichts und ahnte nichts. Seit jenem Fastnachtsabend war er freilich, wie Leni gesagt hatte, „scheu wie ein geschlagenes Kind", vielleicht weil er wußte, daß er Schläge verdient hatte. Er war der Früheste und der Letzte im Haus, unermüdlich, bewußt, daß es eine Scharte auszuwetzen galt. Der Zwyer lächelte für sich: die Leni ist nicht dumm, sie bekommt doch einen Braven! Die Bäuerin zog die Brauen hoch, und ihre hellen Augen spähten scharf. Aber sie fand keinen andern Fehl an dem stillen Burschen, als vielleicht sein verschlossenes Wesen. Und sie wünschte heimlich, sie möchte ihm unrecht getan haben. Wenn Leni ihm nahe war, leuchteten Floris Augen auf. Er war genügsam in seiner Liebe. Er hatte das Mädchen mit keinem Wort an das zu mahnen gewagt, was es ihm an jenem Abend gestanden hatte. Es genügte ihm, daß er in seinem Gesicht alle Tage und alle Stunden, wenn er hineinsah, lesen konnte, daß es ihn möge. Und seit Leni von sich aus ihm alle Abende heimlich die Hand zum „Gute Nacht" bot und ein leiser Druck ihrer Finger jedesmal ein Glücksgefühl in ihm weckte, erschien er sich wie ein Gesegneter und fühlte sich so traumhaft froh, daß er der Wirklichkeit nachzusinnen vergaß und noch keinen Gedanken daran gehabt hatte, daß es noch ein Mehr gebe, als dieses „von fern" einander liebhaben.

Da — zehn Tage, ehe Leni reisen sollte, kam dem Flori die Neuigkeit zu Ohren.

„Die Leni geht fort ins Welsche," berichtete die Hausmagd im Stall, als sie sich die Abendmilch holte. Ihre Rede hatte dem Vorknecht gegolten,

der melkend unter einer der Kühe saß. Da war Flori aus dem dunkeln Hintergrunde hervorgetreten.

„Was redest da?“ fragte er heiser.

„Jesus, friß mich nur nicht!“ zeterte die Magd und stierte in sein Gesicht, in dem kein Tropfen Blutes war.

„Was du gesagt habest, habe ich gefragt,“ beharrte der andre.

Das Weib fürchtete sich, der Flori hatte den Tod in seinem Blick.

„He, was werde ich gesagt haben? Die Leni kommt ins Welschland für ein Jahr, das habe ich gesagt.“

„Gelogen!“ lachte Flori, aber es war ein Ton wie von sprödem, brechendem Gras.

Der Vorwurf gab der Magd die Zunge zurück.

„Frag doch den Zwyer selber, wenn du's nicht glaubst, du Grasaff! Oder soll ich dir vielleicht drei Finger aufhalten?!“

Sie tat in hellem Zorn nach ihren Worten. Der Bursche wurde still.

„So bestimmt weißt es?“ sagte er.

„Ja, in einer Woche reist sie ab.“

„So — so — danke auch. So — so!“

Er ließ Arbeit und alles, vergaß selbst des Stieres, den er eben von der Kette gelöst hatte, und ließ ihn mitten im Stalle stehen. Er taumelte über die Schwelle und verschwand. „Einem Besoffenen gleich,“ geiferte die Magd. Sie und der Knecht wurden lange nicht müde, an dem „Halbverrückten“ und seiner seltsamen Manier herumzuschimpfen und herumzuraten.

Flori war auf seine Kammer gestiegen. Er stand mitten in seiner sauberen Behausung und glotzte die vier Wände an, und an allen vieren, in der Luft, an den kleinen Fensterscheiben wie an der getünchten Diele stand es geschrieben: ‚Die Leni geht fort.‘ Er starrte und sann. Einmal überkam ihn ein unbändiger Zorn. Der Zwyer mußte wissen, daß sein Mädchen ihm, dem Flori, gut war, darum schickte er es fort! Er tat einen Schritt gegen die Tür, er wollte den Bauern suchen und ihn beichten machen. Hier — die beiden Fäuste wollte er ihm an den Hals legen und ihm ins Gesicht schreien: ‚Warum schickst du das Mädchen fort?‘ Und dann sah er den Zwyer vor sich, hoch und stattlich, und die Augen auf ihn gerichtet. Als ob er ihm wirklich nahe war, kam ihm der Respekt vor dem Ehrenmanne, der ihm stets innegewohnt hatte, zurück, und er senkte den Kopf. Darauf begann er, über Leni nachzusinnen, und dabei gewann er plötzlich eine feste Ueberzeugung. Die Regine, die Magd, mußte ihn angelogen haben. Wenn das Mädchen fortginge, so würde es ihm das doch gesagt haben! Haha, wie er nur so dumm sein konnte! Seinem Schatz sagt man's doch zu allererst, und er war doch der Leni ihr Schatz! Herrgott, ja doch, er war's! Schon faßte ihn wieder das unvernünftige, stürmische Glücksgefühl. Er zwang mit Gewalt alle Zweifel nieder, und er stritt so mächtig mit sich selbst, daß er nach einer Weile ruhig, als ob nichts geschehen wäre, an seine Pflicht zurückging.

Darauf vergingen acht von den zehn Tagen, ohne daß Flori sich gestattet hätte, an die Abreise

seines Mädchens zu glauben. Die beiden gingen nach wie vor nebeneinander hin, nicht wagend, von dem einen zu sprechen, das im Grunde sie beide Tag und Nacht bewegte. Vielerlei Anzeichen, die auf die bevorstehende Reise des Mädchens deuteten, machten Flori stutzig, aber er übertäubte alle Furcht mit der halsstarrigen Ueberzeugung: „Wenn es ginge, würde es dir's zuerst sagen!"

Da war Flori in der Frühe eines März-Freitags nach dem Färnigerwald gestiegen. Er hatte im Eigen des Dorfvogts einen Schlag Lattenbäume zu reisten*) und werkte mit Seil und Axt unter den Stämmen. Stunde um Stunde ging, und Flori schaffte, als gelte es dem ganzen Wald. Er hatte die Jacke von sich geworfen, die Aermel hochgestülpt und die Weste aufgerissen. Die Gewaltarbeit hielt den Leib warm. Sein Gesicht war bleich vor Anstrengung, das Haar klebte ihm an der Stirn; in diesen Tagen hatte er in allem, was er tat, diese Ueberstürztheit und Hast.

Um ihn schaffte der Langsi. Mit dem Höherstreben der Sonne erwachte das Leben an den Hängen. Der Tag war einer von jenen, da Licht und Nebel sich bekriegen. Aus den Lochtälern quoll es unversieglich wie die grauen Rauchmassen eines schwelenden Feuers. Es wallte an den Bergen dahin und kam manchmal über die Färniger Hütten gefahren, daß diese gleichsam in einer schwellenden Flut versanken. Aber auf den Türmen des Gebirgs herrschte die Sonne, und über den grauen

---

*) reisten = zu Tal schaffen des Holzes.

Schwaden lag ein blauer, schimmernder Himmel, von dem es an allen Enden wie Schleier sank. Im Lichtbereich hoben die Stimmen des Frühlings zu tönen an. Es war weder ein liebliches noch ein wohlklingendes Lied. Der Herrgott sitzt an gewaltiger Orgel, und die dröhnenden Chöre der stürzenden Lawinen, schlagender Felsen und brechenden Waldzeugs bilden seinen Sturmchoral.

Flori tat nicht dergleichen, wenn der bleiche Tod rings um ihn jauchzend zu Tal ritt. Der Wald war seine Schutzwehr, und hätte er keine gehabt, er hätte kaum mehr für sich Sorge getragen. Denn — Leni sollte übermorgen fort, wie sie im Hause berichtet hatten, und sein blindes Zutrauen wollte nicht mehr standhalten.

Gegen die Mittagszeit, als ihm das Himmelsfeuer allzu ergiebig auf Kopf und Rücken brannte, gönnte er sich eine Weile des Verschnaufens. Er warf die Axt in den Schnee, hockte sich auf die entrindeten Stämmchen, die oben an der Reistrinne des letzten Axtstoßes harrten, um hangabwärts zu fahren, und langte die Pfeife aus der Rocktasche. Aber ehe er sie zum Munde führen konnte, jagte ihm eine Entdeckung das Blut zu Häupten. Von den Färniger Hütten, die seit einer Stunde in den Lichtkreis der Sonne gerückt waren, stieg ein Mädchen herauf — die Leni! Was da los war, daß sie selber kam! Sonst war der Stalltöni gut genug gewesen zu der Pflicht des Mittagtragens. Plötzlich packte ihn die Erkenntnis mit Sturmgewalt, daß Leni komme, von ihm Abschied zu nehmen. Und als der Gedanke in ihm Wurzel gefaßt hatte, ergriff

ihn eine so wilde, kopflose Verzweiflung, daß er eines ruhigen Denkens nicht mehr fähig war.

Indessen arbeitete sich Leni durch den Schnee bergan. Sie ging den Weg mit des Zwyers Einwilligung, und sie ging ihn froh wie alle, welche dort Freude zu machen gehen, wo sie lieben. Als sie die Höhe erreichte, sah sie Flori ihr mit weitaufgerissenen Augen entgegenstarren. Aber er trat in die Tannen zurück, als sie sich näherte, und blieb an der Stelle stehen, wo die Stämme geschlagen worden waren und der Schnee zu festem Grund getreten war.

Leni folgte. Er lehnte an einem alten Baum und hatte den Kopf auf die Brust gesenkt. Hoch über ihm auf den Spitzen der dunkeln Bäume lag verklärend der Goldschimmer der Sonne; aber tiefer unten hing noch das graue Wintergespinst, der graubartige Raureif, den der Frost über die Aeste gesponnen hatte.

„Grüß Gott!“ sagte das Mädchen, zu ihm tretend. Ihre Stimme war unsicher geworden, vielleicht von der Mühe des Steigens, vielleicht von der Erregung.

Flori antwortete nicht. Da begannen Lenis Finger das rote Nastuch aufzuknüpfen, in welches das Blechkesselchen mit der Suppe gebunden war.

„Du wirst wohl Hunger haben, Bub,“ mühte sie sich mit dem Gespräche weiter.

Da stand er neben ihr. „Ist es wahr, daß du fortgehst?“

Die Frage kam so plötzlich, daß sie zusammenschrak, und als hätte sie ein böses Gewissen, überflutete das Blut ihr Gesicht und Hals.

„Ja," war alles, was sie zu stammeln vermochte.

Flori fuhr zurück, dann faßte er nach ihren beiden Händen. Das Mittagbrot entfiel ihr bei seinem rauhen Griff, aber das kümmerte ihn wenig.

„Hast mich für einen Narren gehalten, Mädchen, sag es!"

Er keuchte; die Erregung erstickte beinahe seine Stimme. Leni sah ihn erschreckt an. Er stammelte weiter:

„Sag es nur, ich tu' dir nichts, ich will's nur hören und dann fortgehen!"

„Flori," zwang sich das Mädchen auf. „Wie kannst auch so reden! Weißt nicht, was ich dir versprochen habe?"

„Eben — eben — weiß ich es! Aber weil ich es weiß, kann doch das andre nicht wahr sein, daß du fort willst!"

„Ich muß! Der Vater will es und die Mutter! Aber es ist ja nur für ein Jahr! Und — und — wenn du brav bleibst und mich gern behältst bis übers Jahr, dann — dann wirst schon sehen, daß ich mein Versprechen halte mein Lebtag lang!"

‚Der Vater und die Mutter wollen es!' Er hatte aus allem nur das herausgehört, und es raubte ihm die letzte Selbstbeherrschung.

„Sie schicken dich fort! Merkst es denn nicht? Weghaben wollen sie dich von hier, daß du nichts mehr haben sollst mit dem Hudel, dem Bennet! Ja, gehst, gehst denn, kannst denn nur daran denken, zu gehen?!"

„Aber Flori, so hör doch! Ich verspreche dir

doch in deine rechte Hand hinein, vor dem Herrgott und der heiligen Mutter Gottes, daß ich dir treu bleibe!"

Der Bennet war taub. Seine Blicke loderten, das Blut kam und ging in seinem Gesicht. Plötzlich lag er vor Leni auf den Knien. Er krallte die Hände in die Kleidfalten des Mädchens, und als sie zurücktrat, rutschte er ihr auf den Knien über den harten Schnee nach.

„Wenn du mich gern gehabt hast, nur eine einzige Stunde in deinem Leben, so geh jetzt nicht fort! Wenn du jetzt gehst und ich verliere dich, so —" er wies nach der Richtung, wo Färnigen lag. — „Siehst, da unten ist mein Jochsee — und es zieht mich hin mit hundert Armen, wenn du mich nicht hältst!"

Er fand keine Worte mehr. Leni neigte sich über ihn, ihre Augen standen voll Tränen.

„Ich hab' dich lieb, Flori! Glaub mir's doch! Du kannst mich nicht verlieren, auch wenn ich fort bin, solang —"

Er ließ sie nicht ausreden. „Gehst oder gehst nicht? Sag's, und ich will zufrieden sein!"

„Ich muß, Flori! Aber —"

Sie fühlte plötzlich einen rohen Stoß und taumelte rückwärts. Eine gellende Lache traf ihr Ohr, und als sie Floris Namen bittend und zärtlich nannte, sah sie, daß der Bub fort war. Das Herz krampfte sich ihr in Angst zusammen; was bis jetzt noch Mitleid gewesen sein mochte, wandelte sich in Leidenschaft und Liebe. Sie vergaß, was der Zwyer befohlen hatte, und mit gellender Stimme schrie sie

durch das Gestämme: „Der Vater selber setzt dir die Frist, Bennet-Flori! Ich gehe als deine Braut fort!"

Keine Antwort kam. Ein wildes Getöse, Donnern, Krachen und Knattern hatte ihre letzten Worte verschlungen. Die Stille-Horn-Laue fegte eben zu Tal! Von dem Tage, an dem sie ging, zählten die Färniger den Frühling.

Sechstes Kapitel

Des Zwyers Leni war verreist. Das Mädchen hatte einen bitteren Abschied genommen. Der Bennet-Flori war seit dem Zusammentreffen im Wald verschwunden. Leni war nach Hause gekommen in der festen Hoffnung, ihn dort zu finden. Als sein Platz auch am Abendtisch leer blieb, erwachte eine furchtbare Angst in ihr. Wenn er sich ein Leid angetan hätte! Sie blieb mit Vater und Mutter zusammen und beichtete jedes Wort, das unter den Tannen gesprochen worden war. Der Zwyer lächelte und meinte, er würde dem Flori, dem Hitzkopf, den Kopf schon zurechtsetzen. Er wolle morgen beizeiten zur Bennet-Hütte hinunter, da würde der Flüchtling wohl stecken.

Am Morgen war der Zwyer gegangen und mit ernstem Gesicht zurückgekommen. Der Flori hatte sich bei der Tschüli nicht blicken lassen. Leni hatte die Lippen zusammengepreßt und geschwiegen. Dann war sie nach dem Jochsee hinaufgestiegen. Der hatte Flori die schweren Gedanken geweckt, der zog ihn an. Vielleicht . . .

Auch diese Suche führte nicht zum Finden. Keine Spur im Schnee hatte auf die Anwesenheit eines Menschen hingewiesen.

Und der letzte Tag, den Leni daheim verleben sollte, ging zu Ende. Als Mägde und Knechte sich vom Nachtessen erhoben und die Stube verlassen hatten, stand Leni, die mühsam ihre paar Bissen hinuntergewürgt hatte, von ihrem Platze auf und sagte mit bleichen Lippen: „Vater, ich kann morgen nicht reisen!"

Der Zwyer sah sein Mädchen mitleidig an. „Was würde es nützen, wenn du da bliebest? Du kannst ihn nicht suchen gehen. Läßt er sich wieder sehen in Färnigen, so bin ich schon da und will ihn aufsuchen zu jeder Stunde, da er wiederkommt. Und —" er zögerte und vollendete dann, den Blick fest auf Leni gerichtet — „wenn ihm ein Leides geschehen ist, so macht ihn auch dein Dableiben nicht lebendig."

Leni stand wie entgeistert. Daß noch andre diesen Gedanken hegten!

Da erbarmte sich die Zwyerin ihrer nach ihrer rauhen, geraden Art. Sie war bisher schweigend geschäftig gewesen und drehte sich jetzt nach ihm um.

„Ist er ein Braver und hält er etwas auf sich, so geht er jetzt hin und wird etwas Rechtes, dem Rütibauer zuleid, der sein Mädchen vor dem Hudel flöchnet! Und ist er ein Lump, so ist's schad um jeden Tropfen, den du um ihn flennst!"

Leni trat zum Fenster. Lange schaute sie still auf die Straße nieder.

Auch die Nacht hörte das Tauen nicht auf.

Bächlein rannen den Häusern entlang, die Dachrinnen liefen, und das Mondlicht glitzerte in Tausenden von Wassertropfen. Das Mädchen drückte die Stirn an die kühlen Scheiben. Der Wind strich draußen durch die Gasse und sang an den Hüttenecken die eintönige Weise, die einem das Herz schwer macht. Der Leni war's zum Sterben.

Nach einer Weile trat die Mutter an die vor sich hin Weinende heran. „Komm schlafen! Morgen heißt's früh sein! Und du holst dir doch nichts Gesundes bei dem Hinausstieren!"

Das Weib machte nicht viel Umstände, aber die Kraft ihres Wesens war allein schon Trost. Inmitten der Stube stand der Zwyer und reichte seiner Einzigen die Hand.

„Siehst, es ist tausendmal besser, wenn du gehst; du vergissest eher, was du zu vergessen hast. Und was ich dir helfen kann, das werde ich tun."

Da ließ sich das Mädchen nach seiner Kammer führen.

Als Leni des andern Morgens mit von Tränen entstelltem Gesicht an des Zwyers Seite durch die Lochtäler nach der nächsten Eisenbahnstation hinunterstieg und dort Abschied nahm, nahm sie den Trost mit sich, daß sie einen Anwalt dahinten ließ, der ihre und des Floris Sache getreulich führen würde, wo immer es noch etwas zu führen gab, den Vater!

„Wo ich hinkomme, und wo ich einen weiß, den ich kenne, will ich nach ihm spüren," das hatte ihm der Zwyer als Fahrtsegen mitgegeben. —

Während nun Leni drüben im Welschland saß, gingen zu Anfang die Briefe zwischen dort und

Färnigen fast täglich hin und her. Es war immer nur die eine Frage: „Ist er gekommen?“ und die karge Antwort des Zwyers: „Nein!“ Nach Wochen, als die Hoffnung dem Mädchen ganz verloren ging, wurde es schweigsam, so sehr, daß die Zwyerin ängstlich wurde und sich zu der ihr mühseligsten Arbeit, einem selbstgeschriebenen Briefe, aufraffte. Sie fragte bei dem Hausherrn ihres Mädchens an und erfuhr, daß es ihm ordentlich gehe, daß es schmale Backen bekomme, wohl wegen dem Heimweh, das alle die jungen Mädchen anfangs heimsuche, sonst aber weder selbst klage noch zu Klagen Anlaß gebe. Damit gaben sich der Bauer und die Bäuerin vom Rütihof zufrieden und hofften auf die Zeit, die alles heilte.

Inzwischen blieb der Zwyer nicht müßig, nach dem verschwundenen Bennet-Buben zu forschen. Es war bald keine Hütte mehr, Stunden im Umkreis, die der Bauer nicht abgesucht, oder wo er nicht hätte Nachfrage nach dem Verschwundenen halten lassen. Es verstrichen Wochen und Monate über dem Suchen und Nichtfinden, und endlich — es jährte sich schon bald, daß Leni verzogen war — gab auch der Zwyer den Erfolg seines Mühens verloren und gestand sich heimlich ein, daß er um den Mißerfolg froh sei.

Just da kam der Bennet-Flori nach Färnigen zurück.

„Bei der Bennet-Tschüli liegt einer krank,“ ging das Gerede durch Färnigen. Der Dorfklatsch hat hurtige Beine. Er lief von Haus zu Haus. Beim Zwyer bildete die Nachricht das Gespräch der Knechte

und Mägde beim Mittagessen. Die Bennet-Tschüli sei nach einem Doktor aus und habe den Hürlimann, den Vieharzt, mitgebracht, weil sie den just an der Straße getroffen hätte. Der Xander könne es nicht sein, der krank liege; der schaffe im Tagelohn beim Schäfliwirt, also müsse doch wohl der Verlorene, der Flori, wiedergekommen sein.

„Redet kein Schwefelzeug!" fuhr der Zwyer, rauher als gewöhnlich, unter sein Gesinde.

Aber gleich nach der Mahlzeit stieg er zu der Hütte der Bennet-Tschüli hinunter, ungern, aber weil er es seinem Mädchen so versprochen hatte.

„Jesses, der Zwyer!" fuhr die Tschüli an der Tür zurück, als sie in zerlumptem, notdürftigem Anzug das Brett nach einwärts zog, an das der Bauer gepocht hatte. Ein ekler Geruch schlug ihm entgegen. Er wäre beinahe auf die Straße zurückgetreten. Jetzt erst kam mit ganzer Macht das Bewußtsein über ihn, an was für einen sein Mädchen sich wegwerfen wollte. Und er wunderte sich über sich selber, daß er nicht den Plan mit harter Faust zerbrochen hatte, wie man ein Rohr zerbricht. Blitzähnlich tauchte dann die Erinnerung an seinen schaffigen Knecht in ihm auf, und an dessen Ringen nach Befreiung von den an ihm haftenden Makeln. Darum überwand er sich und trat in den dunkeln Bretterflur.

„Wo hast den Flori?" fragte er das Weib barsch.

Sie wunderte sich, daß er von dem Heimgekehrten wisse. „Droben in seiner Kammer liegt er," stotterte sie.

„Geh voraus, ich will zu ihm," beschied sie der Zwyer. Seine Art litt kein Zögern.

Ohne Widerrede wandte sie sich und stieg ihm über eine leiterartige Treppe voran. Er mußte den Wänden entlang seinen Weg tasten. Erst als die Tschüli eine kreischende Tür zurückstieß, wies ihm eine leise Helle, wohin er zu gehen hatte. Er trat in einen niederen, schrägdieligen Bretterraum. Ein Loch, das zur einen Hälfte eine nie von einem Tuche berührte Scheibe und zur andern ein Papierfetzen bedeckte, gab spärliches Licht. Der Zwyer unterschied mühsam die Lottereinrichtung der Kammer, den wurmstichigen, nur auf zwei Füßen krumm wie ein Betrunkener dastehenden Schrank, die zwei Stühle, von denen der eine keine Lehne, der andre keinen Sitz mehr hatte, und die Bettstatt. Diese hatte vordem dem Xander und dem Flori zum Lager gedient. Das Gestell war unbemalt, gelbbraun von Zeit und Schmutz. Aus der Matratze guckte das Stroh. Das Kissen sollte weiß und rot bedruckt sein und war grau, so dunkel, daß der Druck verschwunden war. In dem Kissen lag ein Kopf begraben, den blondes, wirres, verwildertes Haar umgab. Der Liegende drehte sich nicht um, er stöhnte zuweilen, und sein Atem ging ruckweise. Der Zwyer sah, daß es der Flori war; aber er schrak zusammen und meinte sich geirrt zu haben, als auf ein Wort der Tschüli der im Bett jäh ein paar hagere Hände in die zerrissene Wolldecke krallte und sich aufrichtete. Ein zerfallenes Gesicht starrte ihn an. Graubleiche Wangen, fiebergesprungene Lippen, die Augen rotunterlaufen und doch glänzend, von begehrlichem, halbwahnsinnigem Blick.

„Flori, was ist mit dir vorgegangen!" stieß der Zwyer unwillkürlich aus.

Da öffnete sich der Mund des Kranken, der Unterkiefer fiel kraftlos nach abwärts, ein tierisches Lallen, und Flori schlug schwer auf sein Lager zurück.

Den Zwyer fror. Was hatte ein Jahr aus dem dort gemacht, für den er einmal sein eignes Mädchen als nicht zu gut gehalten hatte!

„Wo ist er gewesen? Wie ist er wieder dahergekommen und wann?" fragte er die Tschüli.

„Wo er gewesen ist, hat mich wenig gekümmert! Gekommen ist er heute früh. Wie's Tag geworden ist, ist er draußen an der Haustür gelegen. Wie er ist, werdet Ihr wohl selber sehen! Jetzt kommt er, wenn er ausgelumpt ist, und macht einem Arbeit und Kosten, und früher, wie er noch etwas gehabt hat, hätte er einem nichts gegeben!"

Die Roheit des Weibes empörte den Dorfvogt.

„Lüg nicht, er hat dir fast allen seinen Verdienst zugesteckt!" sagte er hart.

Dann wandte er sich und beschied das Weib unter der Tür:

„Der Bub muß einen Doktor haben und richtige Pflege. Er ist so gut als noch mein Knecht, denn er hat seinen Dienst nicht aufgesagt bei mir. Wenn du nichts dawider hast, lasse ich ihn in mein Haus nehmen."

„Wenn Ihr doch den Narren an ihm gefressen habt, warum nicht!"

Der Zwyer war mit dem Flori fertig. Der Bub hatte keinen Platz mehr in seinem Herzen,

viel weniger neben seinem Mädchen, aber das Gerechtigkeitsgefühl zwang ihn, mitleidig zu sein. Als er sein Haus erreichte, zögerte er nicht; sein kurzer Befehl jagte einen Knecht zum Arzt nach dem nächsten Talort, zwei andre hieß er nach der Hütte der Bennet-Tschüli steigen und eine Tragbahre mitnehmen. Dann erst begab er sich zur Wohnstube hinauf, wo die Zwyerin nähend saß. Sie schaute auf, als er eintrat, und harrte beinahe ungeduldig seiner Botschaft.

„Er ist es," sagte der Bauer, den Hut an den Nagel stülpend. Ich habe zwei hinuntergeschickt, daß sie ihn heraufbringen. Ich denke, wir lassen ihn in seine Kammer tragen. Der Kaspar ist zum Doktor."

Die Zwyerin war aufgestanden. „Du meinst doch nicht, daß der Flori hierher soll?"

„Doch! Freilich."

„Wo ist er denn gesteckt? Weißt, was er getrieben hat all die Zeit her? Ums Herrgotts und aller Barmherzigkeit willen, weißt denn so sicher, ob dein Mädchen nicht ins Unglück bringst mit dem halsstarrigen Plan mit dem Burschen!"

Der Zwyer faßte das Handgelenk seines Weibes und zog sie zum Tisch. Seine Ruhe beschwichtigte die Erregte.

„Der Mensch ist verkommen an Leib und Seele, fast gestorben in der kurzen Zeit, daß er von hier fort ist." Es zitterte eine tiefe Bewegung durch seinen Bericht.

„Wer hat dir's erzählt? Er selber?"

„Es hat niemand ein Wort gesagt, aber wenn du sein Gesicht siehst, wirst es schon selber wissen!"

„Und doch soll er da her zu uns?“

„Sind wir ihm das nicht schuldig? Weil der Zwyer sein Mädchen vor ihm ‚geflöchnet‘ hat, ist er ins Elend gerennt!“

„Das glaubst du ja selber nicht! Wer, wie der, von Geburt aus den Geleitbrief in die Höll’ mit sich trägt, der braucht nicht noch erst einen, der ihn hineinstößt!“

Der Zwyer sah auf. Er war bleich, und sein schönes, männliches Gesicht zeigte einen trüben Ernst.

„Ich kenne dich nicht mehr, Gundi. Zu Färnigen heißen sie dich die ‚Guet‘ und die ‚Barmherzig‘, und für den kranken, elenden Burschen hast kein bißchen Mitleid übrig!“

„Für einen solchen, wie den, nicht,“ sagte die Bäuerin, aber es hatte ihr Mühe gekostet, eine aufquellende Weichheit zu verwinden.

Dem Dorfvogt bebten die Lippen. „Ich muß dich an etwas mahnen, was du vergessen hast, Alte! Der Zwyer-Lois — weißt noch, wie der jung gewesen und seinem Mädchen nachgegangen ist, der Lochbergbauer-Gundi im oberen Lochtal — da ist er keiner von den Brävsten gewesen!“

Die Zwyerin wandte sich heftig nach ihrem Manne um.

„Red nicht davon,“ sagte sie hastig und angstvoll.

Aber er schüttelte den Kopf.

„Es wird uns zweien gut tun, wenn wir wieder einmal recht daran erinnert werden. Der Zwyer-Lois und die Gundi haben einander gerngehabt, lieber, als es gut ist, wenn die Väter miteinander

im Streit sind. Und wie die Liebschaft an den Tag gekommen ist, hat's daheim bei beiden schlechtes Wetter gegeben, daß der Donner im Dorf herum gehört worden ist. Aber die zwei haben donnern lassen und sind nicht voneinander. Und wenn der Lois ins Lochtal kommen ist, hat er sich reichlich Mut getrunken und ist nie fort, ohne seinen Schatz besucht zu haben, bis ihn sein Vater mit seines Todfeinds Mädchen am Stafelgaden erwischt hat. Und da, weißt noch, was im Weindusel und im Liebesrausch geschehen ist?"

„Schweig doch davon!" Die Tränen standen glitzernd in des Weibes Augen. Es vollendete mit zitternder, kaum hörbarer Stimme:

„Du hast's hundertmal bereut, und der Herrgott, du weißt doch, hat 's Unglück verhütet!"

Aber der Zwyer redete fest und mit voller Stimme zu Ende:

„Der Zwyer-Lois, der von seinem Vater Tag seines Lebens nur Gutes gehabt hat, hat die Hand aufgehoben im Zorn und blindwütigen Eifer, seinem Mädchen zu Gefallen zu leben, und wär' nicht der Alte selber mit einem Blick, den sein Bub bis ins Grab nicht vergißt, zurückgetreten und heimgegangen, wer weiß, was geschehen wäre!"

Die Zwyerin gab keinen Bescheid. Eine geraume Weile saßen die beiden Alten am Tisch. Kein Laut war hörbar als das schwere Atmen des Mannes, der mit gesenktem Haupte dasaß. Und ihre Hände lagen auf der Tischplatte übereinander. Endlich sagte der Dorfvogt:

„Siehst, Gundi, darum soll kein Stein aus unsrer Hand auf den andern fallen."

„Aber das Mädchen?“ fragte die Frau.

„Das Mädchen bleibt fort. Stirbt der Bennet, oder lebt er, die Zwyer-Leni ist nicht mehr für ihn auf der Welt!“

Die Bäuerin erhob sich. Sie entnahm einem Schranke Linnenzeug und näherte sich der Tür.

„Wohin willst?“ fragte der Zwyer.

„Seine Kammer richten,“ gab sein Weib Bescheid. „Und weiß Gott, ich will meine Pflicht an ihm tun.“ Damit trat sie hinaus.

Eine Weile später trugen sie den bewußtlosen Bennet-Flori zum Rütihof zurück und hinauf in seine Knechtskammer.

Siebentes Kapitel

Als Flori drei Wochen im Hause des Zwyer gelegen und dem Bauern ein schön Stück Doktorgeld, seinem Weibe aber eine Reihe mühe- und arbeitsvoller Tage gekostet hatte, erklärte der Talarzt den Schwerkranken für gerettet.

Was ihm denn eigentlich gefehlt hatte? erkundigte sich der Zwyer. Der Doktor gab wichtig zum Bescheid, daß der Bursche ein ganz besonderer Fall sei. Wenn er noch ein Vierteljahr fortmachte, wie er vordem mit Trunk und Unmäßigkeit aller Art seinem starken Körper zugesetzt, wenn er zudem, wie wohl in seiner jüngsten Zeit, noch zeitweise mit Entbehrungen zu kämpfen habe, so brauche er den Tod nicht mehr um einen Geleitbrief anzugehen.

Der Zwyer berichtete seinem Weibe den ärztlichen Ausspruch.

„Wenn es so weit ist, daß er wieder verdienen kann, muß er aus dem Hause."

Frau Gundi nickte. „Die Leni pressiert und drängt mit dem Heimkommen. Wenn sie kommt, darf er nicht mehr da sein."

„Ich will mich nach einem Platz umsehen für ihn und mit ihm reden, wenn ich etwas gefunden habe," entschied der Zwyer.

Aber eine andre entschied anders. Tags darauf kam die Zwyer-Leni durchs Lochtal nach Färnigen und stand um die Abendzeit in der Wohnstube, wohin sie ihre Schritte so schnurstracks und ohne Zögern gewandt hatte, als würde sie erwartet.

„Jesus, woher kommst auch du!" schrie die Bäuerin auf.

Der Zwyer hatte sich erhoben. Ein leichter Unwille verdüsterte seine Stirn.

„Das ist ein Unsinn, Leni, es hat dich niemand gerufen; ein rechtes Mädchen wartet, bis man es holt."

Leni schlug die Augen nicht zu Boden. Sie erschien höher und schlanker, so gerade aufgerichtet stand sie.

„Er ist da, darum bin ich gekommen!" sagte sie einfach.

„Woher weißt das? Wer hat es ausgeratscht?" fragte der Zwyer.

„Die Loise aus dem ‚Schäfli' hat's geschrieben. Ich habe gewartet, daß ihr mich rufet, wie ihr es versprochen habt. Weil ihr nichts habt hören lassen, bin ich gekommen."

„Keine Vorwürfe, Mädchen!“ sagte der Zwyer mit hartem Ton.

Leni schloß die schmalen Lippen und stand halb trotzig.

Da redete der Bauer laut: „Der Bennet ist hier, hier im Haus, ein verkommener Lump, der gestorben wäre, wenn man ihn nicht aufgenommen hätte. In ein bis zwei Wochen kann er wieder schaffen, dann geht er weiter! Du brauchst ihn nicht mehr zu sehen, hast gehört?! Ich, dein Vater, habe dir nicht dawider sein wollen, wie der Bub hat noch recht werden können. Jetzt wirst mir auch folgen, wenn ich dir sage, daß an ein Zusammenkommen von euch zweien kein Gedanke mehr sein kann!“

Leni schwieg und schwieg, fast zu lange, denn der Zwyer wurde ungeduldig. Eine dunkle Röte floß seinem Mädchen über Gesicht und Hals. Endlich stammelte sie ein leises Versprechen: „Ja, Vater!“ und hatte zum erstenmal in ihrem Leben gelogen.

Leni blieb danach im Hause und wohnte sich wieder ein, wäre heimisch geworden bei Vater und Mutter, und diese wären ihr die alten gewesen, wenn nicht etwas sich immer zwischen sie gedrängt hätte, etwas, darüber kein Wort gefallen war, aber das just, weil es verschwiegen blieb, desto merklicher war: die geheime Uneinigkeit des kranken Floris wegen.

Der erstarkte indessen zusehends, ging herum und werkte schon leichtere Arbeit in den Ställen. Auf den Ersten des nahen Mai hatte ihm der Zwyer

eine Fuhrmannsstelle im Tale gefunden. Zur Wohnstube kam er nie, und der Bauer und die Bäuerin wachten eifersüchtig, daß das Mädchen ihm fernblieb. Er verlangte selbst nicht nach einer Begegnung. Er ging mit finsterer und von einem bösen Zug entstellter Miene herum und sann am Entlaufen. Nur ein Rest von Dankbarkeit und ein Greuel vor dem zu End' gelebten Jahre hielten ihn zurück. So kam der Tag heran, an dem er fort sollte. Da nahm er sich gewaltig zusammen, pochte an die Wohnstubentüre, als just Essenszeit war, und trat auf den Hereinruf der Bäuerin hinein, obgleich die Stube sich just mit dem ihm noch immer feindlichen, hungrigen Gesindevolk füllte. Und als er über die Schwelle geschritten war, sah er Leni sich bleichen Gesichts erheben und an ihm vorüber in den Flur hinaustreten, ohne daß sie ihn gegrüßt hätte.

Flori sah abgezehrt und gealtert aus. Sein glattes Gesicht war von grauer, kranker Färbung, sein düsterer Blick flackerte seltsam. Er hielt den Filzhut in beiden Händen und drehte ihn ein paarmal rundum, dann hob er zu reden an. Er hatte die Dankrede für sich auswendig gelernt, denn er fühlte, daß er dem Bauern wie der Bäuerin unvernünftig viel zu danken hatte, aber sein Herz hatte keinen Anteil an dem, was er reden wollte. Bei den ersten Worten aber ging sein Blick zufällig über die eigne, sonntäglich gekleidete Gestalt, und wie der Blitz durchzuckte ihn die Erinnerung daran, daß er in Lumpen in Färnigen eingezogen war und in anständigen Kleidern fortging. Das wärmte ihn

plötzlich. Ein Schein jenes Respektes, den er vor den beiden Alten vordem empfunden, trat in seine Augen.

„Ihr habt mir viel Gutes getan, Frau, und Ihr, Dorfvogt! Ich will's euch nicht vergessen!"

Die paar Worte hatten einen zitternden, von Herzen kommenden Ton. Er klang dem Zwyer sonderbar an die Ohren. Er maß Flori mit einem langen, forschenden Blick, und es erschien ihm etwas verändert an ihm, das nicht äußerlich, nicht leiblich war. Er meinte einen Ausdruck von Kraft und Ernst an dem Burschen zu finden, den er früher nie an ihm gesehen hatte. Es mochte darum sein, daß sein Ton warm, beinahe liebevoll war, als er sagte:

„Behüt' dich Gott, Bub! Du hast jetzt eine rechte Stelle da unten! Halt dich gut und mach mir keine Schande, hörst! Es wäre das letztemal gewesen, daß der Zwyer mit dir zu tun gehabt hätte!"

Er streckte Flori seine Hand hin, und der legte die seine hinein. Aber zu antworten hatte er nichts; denn er hatte keinen Glauben daran, daß er, der Hudelbub aus der Bennet-Hütte, das Gutsein versprechen könne! Nach dem Bauern grüßte er die Bäuerin, und dann ging er willig und geduldig von einem zum andern von allen, die ihm übelwollten, und verabschiedete sich. Als er unter die Tür trat, rückten der Zwyer und seine Tischgenossen zum Essen zusammen. Er hörte die Bäuerin fragen: „Wo ist denn Leni?" Und als er die Türe schloß, sprach der Zwyer eben mit seiner vollen, schönen Stimme das Tischgebet.

Dem Flori wurde es auf einmal elend zumute. Es war ihm, als nehme er erst jetzt, aber für ganz Abschied von allem, was brav an ihm war. Er tastete sich gleich einem Alten über die Treppe hinunter. Als er an die dunkle Ecke kam, wo die Stiege sich wendete, fühlte er plötzlich eine Hand in der seinen, die ein Papier zwischen seine Finger drückte. Er griff zu, halb im Taumel. Da war die, die es ihm gereicht hatte, schon an ihm vorüber und die Treppe hinaufgeeilt. Er sah, daß es Leni gewesen war. Das Herz klopfte ihm; er mußte anhalten, so heftig bedrängte ihn der Schlag. Dann schloß er die Finger fester um den Zettel, als könnte er ihn verlieren, und ging. Er stieg am Berghang hinauf, daß er über die Matten, dem Wald entlang und das Dorf umgehend, den Talweg gewinne. Wie ein Dieb schlich er davon, seine Habseligkeiten in ein Bündel geschnürt; er fürchtete das Dorf und die, welche ihm dort begegnen konnten, dem Hudelbuben seine Verwandtschaft. Endlich hielt er hinter ein paar grauen, gewaltigen Steinbrocken inne. Er tat seine Hand auf und las, derweil das Blut ihm das Gesicht entzündete. Ein paar Bleistiftworte standen auf Lenis Zettel. „Ich will mit dir reden. Sei eine Stunde vor Zunachten am Jochsee oben!"

Dem Flori schwindelte. Er wußte nicht, wie die wilde, verrückte, selige Unruhe plötzlich über ihn kam. Bestellte ihn Leni nicht zu einem Stelldichein, wie man seinen Schatz bestellt? Die Leni, die er doch verloren hatte, und der — zuleid — er . . . Ja, wenn er jetzt das vergangene Jahr hätte hinwegwischen können! Er schaute nach der Sonne. Sie

schien blaß, weiß, hinter dünngrauen Schleiern, aber sie stand wenig westwärts. Er hatte noch Stunden zu warten; dennoch raffte er sein Bündel auf, duckte sich und ging seinen heimlichen Weg wie der Pascher, der an dem Häscher vorbeischleicht. Und schlich zum Jochsee hinauf, alle die Stunden zu früh. Unter den Tannen, wo er manchmal sein Spiel mit den Holzstücken getrieben hatte, warf er sich nieder und wartete.

Es wollte Frühling werden. Schon tauchte an den Seeufern da und dort ein grüner Grasfleck aus der Schneedecke auf. Die Tannen standen in unbeflecktem, düsterem Kleide. Der Schnee über ihren Wurzeln war gelb, vereist. Nur das Stille Horn und die übrigen Türme blinkten noch silbern hernieder.

Die Sonne erlosch ganz hinter dem Graugewölk. Es wurde kalt, als es dem Abend entgegenging. Flori hatte regungslos und in Grübeln versunken gewartet. Er malte sich aus, was geschehen würde, wenn Leni käme. Alle Zukunft kümmerte ihn nicht. Seine Gedanken reichten nicht weiter als just bis zu der Stunde, wann er sein Mädchen sehen würde. Einmal baute er sich wundersame Schlösser in die blaue Luft, und mit dem nächsten Gedanken riß er sie wieder ein. So saß er, und die Zeit verging ihm fast schnell.

Als die letzte Spur eines Leuchtens hinter den Nebeln erstarb, stand Leni unter den Tannen des Färniger Waldes. Das Mädchen trug ein dunkles, schlichtes Kleid. Das bleiche Blond des Haares schimmerte in warmem Glanz dawider, und das

schmale Gesicht hatte einen Ausdruck rührender Lieblichkeit. Flori neigte den Leib vor und staunte das Mädchen an, als erschiene ihm ein Engel. Und vielleicht war Leni in seinem Leben der gute Engel. Nun tat sie ein paar Schritte ihm entgegen. Sie zog das Tuch, das sie um die Schultern geschlungen hielt, fester zusammen und reichte ihm nicht die Hand, als sie vor ihm stand. Ganz ruhig und voll tiefen Ernstes hob sie zu sprechen an:

„Vor einem Jahr, als ich mit dir geredet habe, hast mir nicht vertraut, und als ich dir habe beweisen wollen, daß ich es ehrlich meine, da hast mich mißhandelt und bist taub gewesen und verlaufen. Jetzt, bevor du noch einmal gehst, mußt anhören, was damals überhört hast. Wenn du zugrunde gehst, so sollst die Entschuldigung nicht haben, daß dich des Zwyers Mädchen zugrunde gerichtet habe!"

Es hielt inne. Der Bursche sagte kein Wort, er tat keinen Schritt zur Flucht, wie Leni fast gefürchtet hatte. Er stand nur und staunte in ihr Gesicht, wie ein aufrichtig Betender voll Inbrunst nach seiner Heiligen blicken mag. Da fuhr Leni fort:

„Vor einem Jahr sind der Vater und die Mutter einverstanden gewesen, daß, wenn du eine Frist lang recht tust und dich gut hältst, wir zwei beieinander bleiben dürften fürs Leben. Das habe ich dir eingestehen wollen, weil du mir sonst nicht getraut hast, aber du hast mich nicht angehört! Und jetzt ist das Jahr herum, und es ist alles ganz anders! Warum — warum hast du solch ein Jahr gelebt, Flori?!"

Sein Blick verlor sich seitwärts in das Tannendunkel.

„Frag den Herrgott, warum er seinen Menschen die Sünde ins Blut gießt, daß, wenn der Verstand nicht mehr Herr bleibt und das Blut Meister wird, keine Rettung vor dem Sündigen ist. Dem Verstand hast du die Herrschaft genommen, Mädchen!"

Er redete alles ruhig, leidenschaftslos, nur er fühlte, wie im geheimen jedes Wort in ihm nachbebte.

„Der Vater und die Mutter wollen nichts mehr von dir wissen, und so gut das andre gegolten hätte, gilt jetzt das!"

Er nickte nur, als hätte er nichts andres erwartet.

„Flori, warum bist auch nicht brav geblieben!"

Lenis Hand hob sich und suchte die seine. Da zuckte die alte Begehrlichkeit in ihm auf, er verschlang des Mädchens Gestalt mit einem durstigen Blick und öffnete die Arme. Aber dann fiel sein Auge auf ihr Gesicht, das in Tränen zuckte, und er überwand den Bennet-Buben in sich. Er ergriff des Mädchens Rechte nicht.

„Was geschehen ist, ist geschehen. Was hilft's jetzt! — Ich muß halt gehen! So, adie, Leni! Und es hat mir doch gut getan, das zu hören. Ich sage dir Dank!" Er wandte sich ab. Er tat ein paar Schritte.

Leni wußte, daß sie ihn nie mehr zu sehen bekam, wenn sie ihn gehen ließ. Zweimal wollte sie rufen, und zweimal stockte ihr die Rede. Dann nahm sie allen Mut zusammen und nannte seinen Namen. Und als er gehorsam wiederkam, redete

sie hastig, als könnte sie darob Reue haben: „Flori, wenn du dich halten willst, wenn du brav bleibst, so — ich bleibe dir treu, und — in ein paar Jahren kannst mich holen!“

„Ob deine Leute wollen oder nicht?“

Leni zögerte noch. Dann versprach sie mit kaum hörbarer Stimme: „So oder so!“

Da glühte die Hoffnung in Floris Augen auf und erstarb.

„Weißt du alles, was in dem Jahr geschehen ist?“ fragte er.

„Alles, was die Leute wissen!“

Er dürstete nach Ehrlichkeit.

„Der Xander —“ begann er zu beichten. „Ich traf ihn am Weg in die Lochtäler damals. Und ein Herumstreicher, wie er ist, als er herausgebracht hat, daß ich fort will, hat er mich mitgenommen ins Oberland, wo er einmal gedient hat. Im gleichen Dorfe sind er und ich unterkommen. Und — wenn du hingehen könntest, würdest die Leute jetzt noch den zweien fluchen hören. Seit da die grauen, alten Hütten stehen, sind noch nie zwei Schlechtere dazwischen herumgegangen. Die Leute haben Angst vor ihnen gehabt: so schlecht, so frech und so wild sind sie gewesen, die zwei — der Xander und ich!“

„Was — was hast Schweres auf dem Gewissen?“ fragte Leni. Ein Schauder durchfuhr sie.

„Schweres genug,“ fuhr er fort. „Der Xander ist ein guter Lehrmeister, und ich bin ein noch besserer Schüler gewesen! Acht Tage lang ist geschafft worden und darauf vierzehn gelumpt; in allen Wirtschaften sind wir daheim gewesen, bis uns alle

verboten waren! Wo's Streit und Schlägerei gegeben hat, sind wir dabei gewesen. Und die jungen Burschen haben fast soviel Angst gehabt wie die jungen Mädchen!"

„Was — wie meinst das?"

„Daß ich dir nicht treu geblieben bin!" stieß er heraus.

Da schwieg Leni und wandte sich ab.

Flori hatte nichts andres erwartet.

„Siehst, Mädchen, ich habe dir alles sagen müssen, wenn ich auch gewußt habe, daß dein Wort zurücknimmst, oder gerad, weil ich das gewußt habe. Du — hättest mir im Leben viel Gutes tun können, und wenn mir das Glück eine wie dich gegeben hätte, so wäre ja schon alles anders geworden; aber du bist nicht für den verkommenen Kühknecht gewachsen! Und — und — so geh' ich jetzt, Mädchen! — Und behüt dich der Herrgott!"

Er tat noch einen langen Blick in Lenis Gesicht, dann schritt er abermals und rascher hinweg. Da schrie es ihr im Herzen: ‚Hilf ihm aus der Not! Errett ihn! Der Herrgott selber hat dich bestimmt dazu!' Das Mitleid war mächtiger noch als die Liebe und trieb sie ihm nach. Unter den Tannen holte sie ihn ein. „Flori, Flori!"

Er blieb stehen; sie legte beide Hände auf seinen Arm.

„Wenn ich deine Frau würde, versprächest bei allem, was heilig ist, daß du brav bleiben würdest, von Stund an und solange du lebst?"

Er hielt sie weg von sich und suchte im Düster der Stämme in ihren Zügen zu lesen.

„Nach allem, was du weißt, sagst das noch, nach allem?“

„Ich — ich möchte dir helfen ...“

Es straffte sich jede Sehne an seinem Leib. Er schien zu wachsen. Seine Arme hielten das zitternde Mädchen, scheu und doch fest, wie man ehrfürchtig seine Mutter in Armen hält.

„Wenn du mir Treu' versprichst — jetzt — Leni! Ich will dir jetzt glauben, als hätt' ich's verbrieft! Wenn du mir versprichst, daß du mich gern behältst, keinen sonst, dann will ich jetzt in die Stelle gehen, die dein Vater mir gesucht hat, und will in treulicher Arbeit die Sünden verbüßen. Und wenn ich wiederkomme in ein paar Jahren, dann sollst nichts Schlechtes mehr von mir hören, nur — nur — das Gegenteil! Und dann — will ich um dich fragen!“ Er hatte das alles laut und voll Kraft gesprochen.

Leni schluchzte leise, sie drückte seine Hände.

„Die heilige Mutter Gottes gebe dir Kraft! Ich will dich nicht vergessen, und magst kommen, wann du willst, ich will deine Frau sein, wenn dem Vater sagen kannst, daß du brav geblieben bist!“

Sein Kopf neigte sich ihr zu, ihre Wange schmeichelte an die seine. Wieder durchrieselte ihn ein heißer, begehrlicher Schauer. Er atmete schwer. Aber sein Wille war mächtiger. Er faßte Lenis Kopf zwischen seine beiden rauhen Hände und drückte die Lippen andächtig auf ihre Stirn.

„Adie, mein Mädchen! Was gesagt ist, soll gelten, wie Hochzeit vor dem Pfarrer!“

Er verließ sie plötzlich und schlug, ohne sich umzusehen, den Weg nach Färnigen ein.

Leni achtete jetzt erst auf die wachsende Dunkelheit. So spät! Sie erschrak. Sie wußte, daß nach ihrem Verbleib gefragt werden würde; da stieg sie über die Hänge hinab, um zu beichten.

Achtes Kapitel

Flori hatte den Weg nach Färnigen genommen. Es war nichts mehr, was ihm dort gefährlich schien. Sein Kopf saß höher, ganz stolz im Nacken. Er kam sich wie gefeit vor gegen alles Schlechte, und jedes Seitwärtsweichen schien ihm feig. Darum ging er der Straße nach und scheute es nicht, daß er an der Hütte der Bennet-Tschüli vorüber mußte.

Als er das Haus Zwyers erreichte, war es ganz dunkel geworden. Ueber den westlichen Bergen flammte inmitten letzter, verbleichender Tageshelle ein Stern auf. In der Wohnstube des Zwyerhauses zündeten sie Licht an. Flori blieb einen Augenblick im Schatten der Kirche stehen und sah das Haus an. Er fühlte, daß es ihm lieb geworden war. Der Kopf wurde ihm heiß und wirr. Er ließ das Bewußtsein in sich wachsen, daß das Glück auch ihn jetzt suchte, ihn, den schlechten Flori! Und wie es in ihm war, als befreite sich etwas in seiner Seele, wie er selber dabei gleichsam körperlich an Kraft gewann, mußte er sich Gewalt antun, daß er es nicht in die Nacht hinausschrie: ‚Ich will ein Rechter werden, und ich weiß, daß ich es kann!‘ Darauf suchte er, weiterschreitend, den Schatten der Häuser; es war ihm nicht ums Grüßen und Gegrüßtwerden,

er hatte mit sich zu tun. Er durchmaß das Dorf, ohne daß ihn Freund oder Feind belästigt hätte. Endlich lag nur noch die Hütte der Mutter vor ihm. Ehe er sie erreichte, sah er, daß das Türbrett offen stand und ein karger Lichtschimmer auf die Straße fiel. Er zögerte. Eben klang die Brüllstimme des Xander heraus: „Weiß der Kuckuck, wo er steckt! Er wird wohl noch beim Rütibauer oben sein! Hähä, was gibst mir, wenn ich dir den Gefallen tu' und ihn suchen gehe?" Flori verstand jedes Wort. Ein unbestimmbares Gefühl hielt ihn an der Stelle fest, wo er stand. Dann wappnete er sich mit seinem Trotz und seiner jungen Kraft und trat in den Lichtstreifen.

Da rief ihn von innen der Xander an: „Red vom Teufel, dann ist er da! Komm herein, du!"

Der Gesell hatte sich eben durch die Tür geschoben und streckte den Arm.

Flori biß die Zähne zusammen und sah sich nicht um. Ohne Gruß schritt er vorbei. Aber der andre ließ ihn nicht los.

„Hoho, tu nur nicht so fürnehm heute, als kenntest einen nicht. Hereinkommen sollst, hast gehört?" brüllte er hinter ihm.

Flori ging fürbaß, bis der andre hinter ihm herfuhr wie ein Stier und ihm die Pratze auf die Achsel schlug.

„Was ist?" fragte er mit halberstickter Stimme. Er war bleich. Er hätte den andern erschlagen können, um frei zu werden.

Xanders Aeuglein funkelten. Er ließ ein Kichern hören, das wie Raubtiermurren war.

„Hereinkommen sollst!" befahl er dann.

Der andre richtete sich auf. „Ich habe da drinnen nichts zu tun. Schuldig bin ich dir nichts. So, adie!"

Der Xander war schnell trotz seiner Plumpheit. Er versperrte ihm den Weg.

„Bist halt wieder beim Zwyer gewesen, man merkt's dir an; du spielst jetzt noch den Braven, der du vor seinen Augen sein mußt!"

„Laß mich weiter!" Flori hob den Sack mit den Habseligkeiten wie zum Schlage.

Da rückte ihm Xanders Gesicht dicht vor die Augen:

„Es ist Besuch da für dich! Willst kommen oder nicht? Was sollen wir die Suppe ausfressen, die du eingebrockt hast!"

„Wer könnte da sein? Zum letztenmal — jetzt — laß mich weiter!"

„Die Gunter-Karlini aus dem Oberland will mit dir reden!"

„Die — die — was hast gesagt?" Flori hatte geschwankt. Der Name! Eine Angst befiel ihn, von der er selber nicht wußte, was sie sollte, und es schwindelte ihn. Darauf trat er, ohne den Xander mehr anzusehen, auf die Hüttenöffnung zu.

Die Wohnstubentür stand offen; er warf seinen Packen in dem Flur zu Boden, dann rührte er sich. Seine Beine waren schwer wie nach langem Weg. Er betrat den dunkeln, unsauberen Wohnraum. Eine Petroleumlampe brannte rauchig an der Decke, auf dem Tische stand in einer Flasche der Rest einer brennenden Kerze, welche die Tschüli jüngst

in der Kirche hatte mitlaufen lassen. Der Xander hatte eine schmutzige Zeitung auf dem Tische liegen und hatte der Mehrbeleuchtung bedurft. An ihrem Fensterplatz faulte die Tschüli und glotzte ein Mädchen an, das mit auf den Rücken gekreuzten Händen an der Wand lehnte. Es drehte den Kopf nach der Tür, als Flori eintrat.

Es war blutjung, sein Leib hatte hagere, aufgeschossene Glieder, Fetzen umhüllten sie. Das Gesicht war schmal und weiß, dunkle, glänzende Augen standen darin, dunkles Haar umgab wirr und zerzaust den Schädel.

„Gelt, er ist es gewesen," murmelte die Tschüli und verzog das Gesicht zu einem Grinsen; dann wandte sie sich dem Eintretenden zu.

„Bist wieder gesund, du? Die Karlini wird froh sein! Wenn du gestorben wärest, wär' sie dagesessen!"

Flori tat, als sehe er das alte Weib nicht. Er war über die Schwelle getaumelt und starrte das Mädchen an. Er sah aus wie ein Gestorbener, und seine Knie zitterten. Es war ihm eine Art Erleuchtung gekommen. Er wußte das Glück, das ihm heute in die Hand gefallen war, von einem Worte abhängig, das aus des fremden Mädchens Mund kommen sollte.

„Was — mich hast wollen?" stotterte er und schlenkerte die Arme, mit denen er nichts anzufangen wußte.

„Er hat zu viel!" kicherte die Tschüli.

„Ah bah, Angst hat er!" gröhlte Xander, der hereingekommen war. Die Karlini lachte frech.

„Ja, dich habe ich wollen!"

Er wollte fragen, aber die Zunge klebte ihm am Gaumen vor Angst, er brachte kein Wort hervor. Das Mädchen gab sonst Bescheid.

„Die Mutter schickt mich, ich soll fragen, wann du uns ins Amtsblatt tun lassen willst?"

Langsam kamen Floris Arme zur Ruhe. Die Lider fielen einen Augenblick über seine Augen, daß nur das Weiße hervorschimmerte. Danach fragte er tonlos:

„Ins Amtsblatt? Dich und mich?"

Wieder lachte die Karlini.

„He, ja, die Mutter will nicht Heirat und Taufe miteinander im Haus haben."

Der Xander brüllte auf vor Vergnügen. Die Tschüli glotzte und lächelte zutraulich: der Bub schien ihr nähergerückt. Und Flori wandte sich ihr zu. Sein Gesicht war verzerrt wie von grenzenloser körperlicher Qual, aber es war keine Schwäche mehr an ihm.

„Mach' ich Euch nicht Freud' jetzt, Mutter?" fragte er und höhnte mit den Worten das verkommene Weib und sich selbst und alles, was um ihn war. Dann ging er auf das Mädchen zu.

„Recht hast, Karlini, daß du gekommen bist! Schläfst hier die Nacht? Ja — da" — er schlug die Finger um ihr Handgelenk und riß sie nach dem Flur — „da in dem Pack ist mein Hochzeitg'rust und meine Aussteuer, das nimmst morgen mit, wann du heimgehst, daß du auch sicher bist, daß ich nachkomme!"

Das Mädchen wehrte sich wider seinen Griff, seine Nägel gingen ihr wie Krallen ins Fleisch.

Da stieß er sie von sich und tat einen Sprung und stand auf der Straße.

„Wohin läufst?" kreischte Karlini, die ihn nicht mehr wegzulassen meinte, obgleich ihr angst war vor seinem sonderbaren Gebaren.

„Was, brennt er wieder durch?" schimpfte innen der Xander und kam durch den Flur gestürmt.

Aber Flori stob den Weg wieder hinan, den er gekommen war. Er durchjagte das Dorf und stürzte den Bergpfad aufwärts. Er kannte den Weg auch im Dunkeln. Aber der war weich und schlüpfrig; es war eine beschwerliche Flucht. Ein wenig außerhalb der letzten Gaden blieb er keuchend stehen. Er lauschte. Es blieb alles still. Im Dorf hatte ihn keiner durch die Schatten huschen sehen. Mochte ihn der Xander dort suchen! Da herauf folgte er ihm nicht! Langsam fing er abermals an zu steigen, und als seine Pulse ruhiger schlugen und das wilde Klopfen seines Herzens sich legte, kam eine große Klarheit der Gedanken über ihn. Er fühlte weder Schmerz noch Furcht, noch war die leiseste Hoffnung mehr in ihm. Aber sein Kopf war hell und sein Sinnen scharf wie das eines Vielerfahrenen. Auf dem Weg, den ihm die Zwyer-Leni gezeigt hatte, war er an eine Mauer gekommen, die nicht zu überklettern war. Er, der Bennet-Flori, eines verkommenen Weibes Bub, mußte zurück zu dem Volk, das seinesgleichen war, und mußte wieder verkommen. Aber er hatte dem guten Mädchen versprochen, daß er recht und brav bleiben wolle! Ha, wenn's doch an ein Untergehen ging, sollte es nicht wieder ein

Versinken in Schlechtigkeit sein! Er schlug seine nägelbeschlagenen Schuhe fester in den gegen die Höhe sich härtenden Schnee. Als er den Firnwind schärfer spürte, riß er den Filz vom Kopfe. Der kühle Hauch tat wohl, die Stirn fühlte sich noch einmal so frei. Er nahm den Hut und schwang ihn in weitem Bogen in der Richtung fort, wo das Tosen des Färnigenbaches scholl. „Da, tu deine letzte Reise, wie ich die meine!"

Er erreichte bald danach den Wald und schaffte sich aufwärts, langsam, gemächlich. Es war ja keine Eile! Er brauchte wohl eine Stunde bis zum Jochsee. Als er aus den Tannen trat, lag das Mondlicht auf dem dunkeln Gewässer. Weiß, von blendender Helle, schien es hinab zu zünden in die finstere, seltsame Tiefe. Es tat sich wie ein Tor auf in dem schweigenden Wasser, und die Silberleiter des Mondstrahls führte hinab in den Grund. Flori wunderte sich nicht mehr, daß nichts zur Höhe kam, was der See verschlang, seine Tiefe schien endlos. Er stand und sah dem ruhigen, weißen Glanz nach und hinunter, bis ihm die Augen brannten. Dann hob er den Kopf und sah dasselbe weiße Licht über alle Berge gegossen. Nur wo Wald wuchs, ragte es schwarz in die heilige Helle, und jede Tanne hob sich scharf von dem leuchtenden Grund, und jeder lag es zwischen den Aesten wie von feuchtem, silbernem Tau. Aber die Berge standen gleich erleuchteten Riesenmauern. Das Stille Horn schien wie ein Turm aus edelm, weißem Metall, und auf seinem Firn spielten bleiche Flammen.

Flori dachte an die Tage auf der Hornalp und die Zeit, da die Zwyer-Leni ihm lieb geworden war. Nun packte ihn zum erstenmal ein Leid, und seine Züge begannen in verbissenem Gram zu zucken. Aber er nahm sich zusammen. Seine Hand fuhr nach der Brusttasche. Ein altes, zerrissenes Notizbuch steckte dort, darinnen des Zwyers Knecht die Austragmilch aufzuzeichnen pflegte. Das Lotterding enthielt noch zwei Blätter. Er riß das eine heraus und ließ es, dicht an den See tretend, ins Wasser gleiten. Es machte den gleichen, gemächlichen Weg, inmitten der Mondhelle fing es an, sich zu drehen, und plötzlich war es verschwunden. Flori entnahm seinem Buche das andre Blatt und hob es über das Wasser. Dann besann er sich und zog es zurück. Er nestelte einen Bleistiftrest aus dem ledernen Halter am Buch, legte das Blatt auf den leeren Deckel und zeichnete mit ungelenken Fingern zwei Worte auf das Papier.

„Adie, Leni!"

Er brauchte eine lange Weile dazu. Als er fertig war, schritt er zur nächsten Tanne, deren Stamm kahl war und nur hoch in das Licht eine spärliche Krone streckte. Dort nahm er sein Taschenmesser, durchstach den wortarmen Brief, ihn fest an den Stamm des Baumes heftend. Das Messer zitterte, als seine Hand es losließ, er hatte es bis in das Herz der Tanne gestoßen.

Und gleich einem, der sich ruhig schlafen legen will, entledigte er sich seines Rockes und legte ihn unter den Baum, und die silberne, wertlose Uhr legte er darauf, als wäre sie ein Kleinod. Dann

trat er an den See zurück und zögerte nicht ein einziges Mal. Sein Entschluß stand so klar und fest vor ihm. Er stieg in das Wasser, als gälte es ein Sommerbad, und legte sich gleich dem geübten Schwimmer auf den Rücken in die schwarze Flut. Sein Gesicht war der Helle zugewendet. Es zuckte keine Muskel darinnen. Der Körper begann zu treiben, und je mehr er sich der Helle näherte, desto starrer erschien das Gesicht, wie aus Marmor geschlagen, rein, schön, von kühnen Zügen; jede Spur von der Schlaffheit des Verkommenen war verschwunden. Der Sterbende hatte einen eisernen Mut, seine Augen standen offen und blickten ohne Trauer, nur voll großer, entschlossener Ruhe.

Als der Mond in das Gesicht lugte, tat der See sich auf. Es ging wie eine mächtige Welle und war wieder glatt und still und hell.

An dem Stamm drüben schimmerte das Blatt.

*

Des Zwyers Leni hatte gebeichtet. An dem Abend, da sie sich dem Flori am Jochsee versprochen hatte, war sie vor den Zwyer hingetreten und hatte gesagt:

„Ich bin dem Flori nachgegangen. Er hat mein Wort, wenn er brav bleibt!"

„Das Wort soll nicht gelten! Der Herrgott wird dir Antwort geben, eigenwilliges Mädchen! Ich habe nicht gewußt, daß ich ein ungehorsames Kind habe!" hatte der Zwyer geredet und war zum erstenmal im Zorn von seiner Einzigen gegangen. —

Zwei Tage später hatte er der Leni einen weißen Zettel zugetragen, darauf zwei schwer zu lesende Worte standen.

Das Mädchen saß in der Wohnstube und nähte und sorgte sich um den Flori und grämte sich um den Vater, der zwei Tage lang kein Wort mehr zu ihm gesprochen hatte. Die Zwyerin saß daneben und las den Kummer aus des Mädchens Gesicht und hätte trösten mögen, wenn sie nicht dem Manne recht gegeben hätte.

Der Zwyer war auf einmal in der Tür gestanden, während ihn die Weiber bei den Knechten glaubten, die am Waldholz schafften. Sein Gesicht war ernst, aber die ganze Liebe zu seinem Mädchen leuchtete wieder aus seinem Gesicht.

„Der Herrgott gibt dir einen harten Bescheid," sagte er, und seine Stimme zitterte, „das und allerlei Sachen, die dem Bennet-Flori gehört haben, haben sie am Jochsee gefunden!"

Leni war aufgefahren. Sie haschte nach dem Zettel und las — und las. Darauf sah sie den Vater an mit Augen, die sich füllten und brannten, bis sie das Gesicht an des Zwyers breiter Brust verbarg. Da schluchzte sie lange, und der Bauer legte den Arm um ihren schlanken Leib, und mit der Rechten strich er ihr über den blonden Kopf, zärtlich, viele Male.

Die Zwyerin sah hinaus zum Fenster. Es wollten auch ihr die Augen feucht werden ob der großen Liebe, die sie zwischen den beiden sah.

Kunis Heilung

Erstes Kapitel

Des Zwyssig-Melks Kuni wollte sterben.

Sie hatten das achtzehnjährige Mädchen vor die Hütte getragen, daß es wieder einmal die kühle, duftende Heualpluft atme und des Herrgotts sonntägliche Sonne fühle, aber sie mußten jetzt mitten im Juli Kissen und Decken herbeischleppen; Kuni fröstelte. Es war hart, so jung und auf dem gesegneten Erdenfleck da oben, der Stegalp, ans Sterben denken zu müssen. Die Sonne stand im Westen so hart über den Schneezacken des Hochalpstocks, daß es schien, als lohe von dessen Turm ein mächtiger weißer Brand zum Himmel. Der Hochalpgletscher leuchtete, ein Feuerwerk von silbernen Blitzen und Funken ging über seine Fläche; in die Stegalp hinab aber floß nur noch ein goldener, stiller Abglanz und legte sich wie eine Glorie über die weiten, grünen Matten. Die Gebirgsstöcke, deren Wände senkrecht aus dem Hochgelände emporstiegen, standen in violetten Abendschatten, am Alpausgang, wo der Weg gen Frutt, der drei Stunden tiefer im Tal liegenden Bahnstation, hinabführte, und wo die Spitzen der höchsten Lochwaldtannen scharf und dunkel vom Himmel sich abhoben, lag ein Rosenschimmer, rein, heilig, das ewige Licht des ewigen Gottes.

Und inmitten der Heimatpracht wollte Kuni sterben. Sie saß in ihrem unbequemen, vom Urgroßvater selbst gezimmerten, jüngst noch vom Zwyssig-Melk frischbemalten Lehnstuhl und hielt den Blondkopf in das rotgeblumte Kissen gedrückt. Sie sah nicht unglücklich aus; die Jugend will die Nähe des Todes nicht gelten lassen. Das Mädchen war auch alleweil so zufriedenen und ergebenen Sinnes, daß es selbst gegen das unbarmherzige Schicksal, welches es seit Vierteljahrsfrist krank in der Hütte gefesselt hielt, keine Regung der Ungeduld hatte. Weil Kuni so gar eine Gute war, trauerte ganz Stegalp. Der alte, graubärtige Kaplan, dessen Leib so schäbig und hinfällig war wie sein Gewand, und der herüber gekommen war, seinen Sonntagsbesuch zu machen, staunte ganz andächtig in das schmale Kindergesicht des Mädchens. Es lag ein rührender Ausdruck in den unregelmäßigen Zügen, darinnen Mund und Nase schön geschnitten war, die Stirne aber sich allzu wölbig ob den tiefliegenden hellbraunen Augen aufbaute. Das Siechtum war mit einer edelnden Hand über das Bauerngesicht gefahren; hatte Kuni ehemals schon als eines der schönsten Stegälpler Mädchen gegolten, so — meinte der Kaplan — gleiche es jetzt schon mehr einer lieben Heiligen.

Kuni hatte seit des Kaplans Kommen noch kein Wort verloren. Zwyssig und sein gesprächiges Weib hatten so viel von ihres Mädchens Leiden zu klagen, daß dieses nicht zu Wort gekommen wäre, selbst wenn es gewollt hätte.

„Ja, in Gottes und aller Heiligen Namen, so

wird's halt zu Ende gehen," seufzte Melk und wischte sich mit dem weißen Hemdärmel die faltenumlegten Augen. Melk war alt für das junge Ding, das ihn Vater nannte. Er hatte siebzig Jahre auf dem Rücken. Aber Kuni war von seinen dreizehn Kindern das jüngste, und sein Weib sah noch aus, als hätten ihr auch noch drei, vier weitere nichts geschadet. Der Melk, der auf der steinernen Haustreppe neben seines Mädchens Stuhl hockte, trug einen dünnen, graublonden Spitzbart, lange, gleichfarbige Brauen hingen über seine Augen. Er hatte ein schmales Sorgengesicht, in dem doch die Zähigkeit des Bergbauern zu lesen war. An Sorgen hatte es ihm Tag seines Lebens nie gefehlt, von der Zeit an, da er, ein blutarmer Bub, eine alte Brotkruste für einen Leckerbissen angeschaut, bis auf die Tage, da es galt, dem kleinen Eigenland Nahrung für fünfzehn hungrige Mäuler abzuringen. Melk fuhr sich mit der Hand, die so rauh und graufarbig war wie das Gestein der Bergwände, durch das spärliche Haupthaar und redete von seines Mädchens nahem Sterben weiter, unbekümmert darum, daß dieses Wort für Wort mitanhören mußte. Sein Weib, die Leni, stand ihm redlich bei. Sie war eine saubere, rundliche Frau mit glattem, offenem Gesicht und angenehmen Zügen. Ihr blondes Haar war straff gescheitelt und am Kopfe festgesteckt, ihre Gewandung so sonntäglich sauber, daß sie sich hätte neben der Gwüestbäuerin sehen lassen können, welche die reichste im ganzen Alptal war. Auf den Sprossen der am nahen Gaden lehnenden Leiter hockten übereinander zwei junge Burschen und schmauchten ihre Pfeifen,

das waren Kunis jüngste Brüder, die einzigen, die außer ihr noch in der väterlichen Hütte weilten. Die übrigen Buben und Mädchen hatten weggeheiratet, waren weggezogen oder weggestorben.

Kuni saß und staunte ins Weite. Die Hin- und Widerreden der Alten und des Kaplans gingen ihr verloren. Seit geraumer Weile wanderten ihre Blicke nach der gleichen Richtung und hafteten an zwei schwarzen Punkten, die sich an der Nordwand des senkrecht aus dem Alpgrund emporsteigenden Fluckstocks abwärts bewegten. Eine Schrunde barg dort einen nur den Aelplern bekannten Pfad, wie ihn niemand an der schroffen Wand gesucht hätte. Ueber diesen stiegen zwei Männer zur Alp, an denen Kuni eine absonderliche Freude zu haben schien.

Der Kaplan nahm indessen Abschied. Das Mädchen fuhr ganz erschreckt zusammen, als er ihr die verdorrten Finger entgegenstreckte.

„Bete zum Herrgott und gib nicht nach! Vielleicht hat er doch noch ein Einsehen,“ frömmelte der geistliche Herr. Das Mädchen hörte ihn nicht. „Der Franz ist es mit dem fremden Herrn,“ murmelte es in sich hinein. Da wandte sich der Hochwürdige unwillig ab. „Gute Nacht beisammen,“ sagte er und trampelte über die grüne Fläche nach seiner Hütte hinüber, die mit einem halben Dutzend andrer und der weißmauerigen Kapelle die eigentliche Ortschaft bildeten.

Um ein weniges später erscholl das Aveglöcklein über die Alp. Melk und sein Weib hatten gleich der Kuni das Reden vergessen, erstere beiden, weil nach des Trösters Weggang der Kummer sie härter

bedrängte, letztere, weil sie noch immer nach dem Fluckstock spähte. Der Kaplan schaffte emsig am morschen Glockenstrick. Hell und fast lieblich wallten die kurzen Klänge des alten Erzes zur Weite, jetzt verstummend, jetzt fern am Berge noch einmal gleich letztem Ruf erwachend. Die Alten und ihre Tochter hatten die Hände gefaltet und die Köpfe geneigt, die Brüder auf der Leiter drückten die Pfeifen aus und stiegen zur Erde. Andächtig betend standen sie in der Hüttenecke. Derweilen kamen vom Fluckstock her zwei über die Matten geschritten. Es währte eine geraume Weile, bis sie Zwyssigs Hütte erreichten. Aber Kuni hatte ihre Andacht vor der Zeit beendet, und ein heimliches Leuchten kam in ihre großen Augen.

„Lug, der Franz," tönte da die Stimme des Alten hinter ihr, und dem gleichsam zur Antwort scholl ein Jauchzen von der Seite der sich Nähernden. Gleich darauf stand der Besuch vor der Hütte. Ein fürnehmer Stadtherr mit goldener Brille, braunem, schönem Vollbart und kluger, hoher Stirn, den schlanken und doch kräftigen Leib in Bergfahrtkleidern — und ein Bauernbub, der Franz, ein entfernter Verwandter Zwyssigs. Franz Zwyssig war ein strammer Gesell, eines angesehenen Bergführers einziger Sproß und selber schon trotz seiner zweiundzwanzig Jahre ein von den Bergsteigern gern gewählter Begleiter. Er trug die Schafwollkleidung der Stegälpler, hatte die Joppe über den Rucksack gelegt, der ihm am Rücken hing, und unter dem um die Brust gewundenen Gletscherseil schimmerte das weiße, grobe Hemdleinen aus der offenen Weste.

Die braune Brust und der kräftige Hals traten daraus hervor, und die zur Achsel zurückgeschlagenen Hemdärmel ließen Arme von eisernem Muskelbau frei. Auf Franzens wettergefärbtem Gesicht war schon von weitem die helle Freude zu lesen gewesen. Seine blauen Augen suchten die des kranken Mädchens und fanden sie ohne Müh'. Und sein Mund, auf dessen Oberlippe ein junger, blonder Schnurrbart weiß wider die braune Haut schimmerte, verzog sich zu einem breiten, glücklichen Lachen.

Der Fremde begrüßte mit ein paar Worten den verlegenen Bauern und seine gefaßtere Ehehälfte. Derweilen hatte Franz schon Kunis schmale, abgezehrte Finger in seiner breiten Rechten und hielt sie, als hätte der Gruß zum morgigen Tag zu dauern. Da war es, daß die Kranke plötzlich das Bewußtsein überkam, wie vorher so viel von ihrem nahen Tod geredet worden war. Ein Zucken ging um ihren Mund, und ihre Augen füllten sich.

„Wie ist es?“ hatte Franz gefragt und vergaß, der Antwort zu warten. „Jesus, was flennst jetzt?“ flüsterte er heimlich. Das Mädchen strich sich mit dem Aermel hastig über die beiden braunen Tränengehäuse und verschluckte tapfer ein Schluchzen, aber zu reden vermochte es nicht. Die Mutter besorgte ihr das:

„Es wird halt schlimmer und schlimmer. Ein ganzes Tuch hat es rot gehustet heute früh,“ redete sie. Der Fremde hatte aufgehorcht. Nun trat er zu der Kuni und sah sie ernst und mitleidig an.

„Der Franz hat schon recht, das wäre gotteserdenschad,“ sagte er halb in sich hinein und wandte

sich dann zu Melk. „Ich bin ein Doktor, Zwyssig. Der Franz meint, ich soll Euer Mädchen untersuchen und Euch einen guten Rat geben. Wenn Ihr wollt, gehen wir ins Haus, und ich nehme mir Zeit, bevor ich nach Frutt hinabsteige."

Melk wurde rot bis unter die Haarwurzeln.

„Ja, ja, Dank, ich wär' es schon zufrieden, und — aber, ja —"

„Nun?" lächelte der Arzt.

„Ich hätte schon lang einen Doktor kommen lassen, wenn — wenn nicht die großen Herren zu teuer kämen für uns armes Volk."

„Das ist in Ordnung! Es soll Euch nichts kosten!"

Melk errötete noch tiefer. Es sagte doch seinem Stolze nicht zu, daß der Fremde umsonst arbeiten sollte, und er nahm sich vor, ihm nachher das blanke Frankenstück in die Hand zu drücken, das er für den Tauftag seines demnächst zu erwartenden jüngsten Enkels aufgespart hatte.

Sie trugen Kuni darauf nach der niederen, gelbtäfeligen Wohnstube, ließen den Doktor mit ihr allein und flüchteten sich nach der Küche. In dem rauchschwarzen, dunkeln Gelaß standen die drei Leute mit verhaltenem Atem, horchend, als müßte jeden Augenblick ein Schrei aus der Wohnstube schallen. Als die beiden Brüder in ihren Holzschuhen zur Haustüre hereingetrampelt kamen, fuhr Melk wie ein Junger in den Flur hinaus, packte seine beiden Sprößlinge und schob sie mit einer kurzen, knorrigen Zurechtweisung zu dem Loch wieder hinaus, zu dem sie hereingekommen. Nach einer Weile rief der

Stadtarzt die Harrenden zurück. Sein Gesicht war ernst, aber er warf Franz einen ermutigenden Blick zu.

Die Kuni sei krank, schwer krank, aber es wäre ein Mittel, das junge Ding noch herauszureißen, wenn es ihnen auf ein rechtes Opfer nicht ankomme.

„Bei Gott, nein!“ ließ Franz sich so laut vernehmen, daß Melk und sein Weib ihn mit offenen Mäulern anstarrten. Was dem Bub nur einfiel! Opfer bringen hieß: zahlen. Und das Zahlen konnte nur sie treffen, den Bub ging Kuni ja weiter nichts an, obwohl er manchmal getan hatte, als müßte das Mädchen seine Ehefrau werden.

In der Alp könne das Mädchen nicht gesund werden, erklärte der Doktor weiter. Die rauhen Winde kämen da zu früh wieder, und mit der Kost der Aelpler, mit Käse und Schwarzbrot und trockenem Schaffleisch sei doch nicht alles für des Menschen Wohlsein getan. Es gäbe weit hinter den Bergen, welche die Alp im Süden umstanden, einen welschen Landesteil, der beinahe so warm und sonnenreich sei wie das vielgerühmte Land Italien. Dort würde sich wohl ein Ort und in dem Ort eine einfache Wohnstatt finden, wo Kuni für den Winter untergebracht werden könne. Habe sie allda die rechte Pflege und Ruhe, so sei hundert gegen eins zu wetten, daß sie bis zum Alpsommer stark und gesund zur Heimkehr, ja sogar — der Doktor blinzelte Franz sonderbar an — zum Heiraten sei! Er, der Doktor Anwerd, werde sich jetzt auf den Heimweg machen und in nächster Zeit nach einem solchen Heilort für das Mädchen forschen. Sie möchten in-

zwischen sich einigen, ob sie ein paar hundert Franken an das Kind wagen wollten.

Die Zwyssigin hatte einen herzzerreißenden Seufzer getan, als der Doktor die Summe genannt hatte, und Melk hörte nicht auf, mit dem Kopfe zu wackeln und „ja, ja, hundert Franken" ein über das andre Mal vor sich hin zu murmeln, lange nachdem jener schon nach Hut und Beil gegriffen und sich zum Gehen gewendet hatte. Einzig Franz war mutig geblieben, ja es hatte sich ein Zug von Freude und Sorglosigkeit in sein Gesicht gestohlen. Der schien zu dem fremden Menschenkurierer ein großes Zutrauen zu haben. Kuni blickte trüb, ihr ging das viele Geld, das sie kosten sollte, mehr zu Herzen als die schwere Krankheit, die ihr ans Leben wollte.

„Ja, ja, hundert Franken," murmelte Melk unter der Haustür noch, während er die Hand in die des Doktors legte. Aber plötzlich gab er sich einen Ruck und sagte mit zitternder Stimme, so leis und verstohlen, als dürfte kein Mensch von seiner Verschwendung hören: „Aber, Herr — wenn Ihr halt meint, es könnte nützen —, so — so — suche ich das Geld halt doch zusammen!"

Mit diesem Bescheid waren der Doktor zusamt dem Franz davongegangen.

Zweites Kapitel

Nach zwei Wochen hatte ein Brief des Doktors Melk und die Seinen in Aufregung gebracht. Der Brief war an den Franz Zwyssig gerichtet; der

Doktor schien an dem seine besondere Freude zu haben. Und an einem Sonntagmorgen war Franz bei Melk eingetreten, just als die Alten aus dem Gottesdienst gekommen waren. Sein Gesicht trug einen ganz feierlichen Ausdruck, und er hielt den Brief so sorgfältig in den Händen, wie eine alte Jungfer ihr Gebetbuch. Melk und sein Weib hatten sich hinter den schweren Tisch gesetzt, Kuni lag, in Kissen gehüllt, bleicher noch als sonst in ihrem Lehnstuhl. Alle drei schauten in fieberhafter Spannung auf den Doktorbrief, den ihnen Franz schon unterm „Guten Tag" angekündigt hatte.

„Da, leset," schob der Bursche das Papier Melk zu.

Der zog eine unförmige Brille aus übel zerrissenem Futteral und machte sich an die schwere Arbeit des Lesens. Der Doktor schrieb ausführlich. Er habe in einem Ort des Südgrenzgebietes eine kleine Pension ausfindig gemacht, wo Kuni Unterkunft fände. Wollten sie das Mädchen für sechs Monate dort hinbringen, so müßten sie eine Summe von fünfhundert Franken aufbringen. Das wäre freilich ein bißchen viel, aber er lege hier dem Franz etwas für seine guten Dienste bei, das er vielleicht jetzt gerade brauchen könne. Und im übrigen sollten Melk und sein Weib bedenken, daß des jungen Mädchens Gesundheit eigentlich nicht zu teuer bezahlt werden könne.

Melk hatte bei dem Bericht von dem Geschenk aufgeblickt und neugierig nach Franz hinübergeschielt. Der holte ein ledergebundenes Buch hervor, in das er sich von den Fremden seine Führerzeugnisse eintragen ließ, und zog zwei Hunderternoten heraus, die

er auf dem Tisch glattstrich. Daneben legte er ein blaues Heft mit schweigender Sorgfalt und harrte, daß Melk rede.

„Fünfhundert Franken — das — das ist zu viel! So viel habe ich nicht einmal im Gemeinderat beisammen gesehen, wenn wir die Steuer gezählt haben. Es ist mir schon grausig schwer, aber, Mädchen, ich — ich kann dich nicht forttun!"

Kuni nickte nur und sah vor sich nieder, als begrabe sie eine große Hoffnung für immer.

„Ob es zwei Monate nicht auch täten?" meinte die Zwyssigin.

Da hielt sich Franz nicht länger.

Nein, nein, da gebe es kein Markten! Entweder alles wagen oder gar nichts! Zweihundert Franken lägen da auf dem Tisch, das sei ein guter Bodensatz. „Und hier" — er griff nach dem blauen Heftchen —, „wenn er sein Spargeld hole, so wachse die Summe schon fast auf das Doppelte. Und — und" — er stockte.

Melk rechnete irgend etwas an seinen Fingern ab.

Da ließ sich die Bäuerin vernehmen.

„Was willst du denn mit deinem Spargeld bei der Sache? Du wirst doch nicht für uns zahlen wollen, da täten sie bei dir zu Haus schöne Gesichter schneiden!"

Franz schob lärmend seinen Stuhl zurück, das Blut war ihm ins Gesicht gestiegen, und es zuckte sonderbar in seinen wetterharten Zügen. Er trat zu der Kuni und beugte sich über sie; seine Arme nestelten um des Mädchens Schultern, bis ihr blonder Kopf wider seine Brust zu liegen kam.

„Wenn Kuni nicht vergessen hat, was sie mir versprochen hat, wie sie noch gesund gewesen ist, so läßt sie mich schon zahlen. Was meinst, Mädchen?“ Er schaute Kuni sonderbar zärtlich ins Gesicht. „Darf ich zahlen?“ wiederholte er leiser.

Die Antwort kam ihm ebenso leise, aber von geheimer Freude durchzittert. Die Zwyssigin zog ihr Schnupftuch und trocknete die Augen.

„Wenn ihr einverstanden seid, so zahl' ich für meine zukünftige Frau,“ wandte sich Franz aufstehend zu ihr und Melk. Aber der letztere schritt nach der Schlafstube hinüber. Sie hörten ihn den Truhendeckel aufschließen und nach einer ganzen Weile des Suchens wieder zuklappen. Dann kam er mit einem uralten Gebetbuch zurück. Er blätterte im Herankommen in dem vergilbten Bande, netzte die Finger und langte nacheinander drei Fünfzigfrankenscheine heraus.

„Das wird es tun,“ sagte er. „Wenn der Fängeler am Ersten den Zins pünktlich bringt, dann ist auch noch für die Reise etwas beisammen, und dann soll es in Gottes Namen fahren, das Mädchen. Eineweg Dank, Bub,“ rückte er nach dem Burschen herum und preßte ihm die Hand. „Will's Gott, erleb' ich es, daß du eine Gesunde zur Frau bekommst.“

Nach diesen Abmachungen kam eine ganz fröhliche Stimmung über die vier. Selbst Kuni war eine leise Röte in die Wangen gefahren. Sie rückten näher am Tische zusammen und machten Reisepläne.

Daß eines aus der Stegalp fortging, das war

für die ganze Alp ein Ereignis. Vor Jahren war des Bumann-Sepps Weib als ledig gen Mailand gefahren und hatte mit ihrem Entschluß ganz Stegalp aus Rand und Band gebracht. Seit sie dann bald, und froh genug, wieder daheim zu sein, zurückgekommen war, hatte kein Stegälpler mehr den Fuß weiter als bis zu den nächsten Marktplätzen gesetzt. Nun sollte gerade Kuni die erste sein, die sich, und allein, weiter wagte. Allein? Das war noch die Frage! Franz meinte, Melk müsse das Mädchen begleiten.

„Geh du mit, wenn eines mit muß," knurrte der verdrießlich zurück.

Franz fuhr auf: „Hm, nicht, daß ich Angst hätte! Aber es gäbe wohl allerlei zu reden in Stegalp, wenn wir zwei Jungen allein auszögen!"

„Ja, beim Eid," meinte die Zwyssigin kräftig, „wie kannst nur so ungesinnt reden," beschied sie den Melk. „Du tust es halt hin, das Mädchen! Da gibt es nichts andres."

Da gab es nichts andres, wenn die Zwyssigin befahl. Und vierzehn Tage später ging es zu Tal.

Drittes Kapitel

Warum die Stegalp doch so grausig schön war gerade an dem Tag! Nun es für ein halbes Jahr Abschied nehmen hieß, war Kuni schwerer ums Herz als zur Stunde, da ihr der Abschied in die Ewigkeit nahe gewesen war. Sie hatte einen ihrer guten Tage, an denen sie sich leichter fühlte, der Husten

geringer war und sie im Hause umhergehen konnte. Nun saß sie reisefertig auf einer Tragbahre in der grünen Alpmatte. Sie trug ein schlichtes schwarzes Kleid, das beste, was sich die Weiber zu Stegalp leisteten; ihr blondes Haar war unbedeckt und leuchtete goldig, wenn ein heißer Sonnenblitz die dunkle Wolkenwand, die über dem Stegalpgletscher stand, durchbrach. In der weißen schmalen Hand, der die Krankheit alles Bäuerische genommen hatte, hielt sie ein Tuch, mit dem sie oft und öfter nach den von Tränen verdunkelten Augen fuhr. Und wenn sie also tat, dann machten es zwanzig Hände im Umkreis ihr nach. Um sie her stand ganz Stegalp, Männer, Weiber und Kinder. Alle im Sonntagsstaat und alle voll Trauer! Die Zwyssigin war die gefaßteste von allen; Kuni war von ihren Dreizehnen das einzige nicht, das ihr schon Sorgen gebracht hatte. Sie ging emsig hin und wieder und hüllte ihr Mädchen in ihre wärmsten Decken. Eine mitleidige Seele, die Gunter-Rosi, eine Witfrau, der sie die geläufigste Zunge von Stegalp nachrühmten und der die Tränen wie Bäche über die faltigen Wänglein in die schwarze Halskrause liefen, faßte sie am Arm und suchte nach ihrer Hand zu einem Beileidsdruck. Da drehte sich die Zwyssigin ganz wild herum.

„Wie kannst denn so flennen, Rosi! Es geht doch ans Gesundwerden, nicht ans Sterben!"

Daß ihr heimlich nicht ganz so leicht zumute war, merkte Zwyssig am besten, als sie in der Stube heimlich und ungeschickt — eine längst verlernte Jugendgewohnheit wieder herfür-

kramend — ihre Lippen auf seinen eingetrockneten Mund legte.

Zwyssig trat nachher hinaus zu den Wartenden. Er war im Reisestaat, und sein hageres Gesicht trug neben jenem schlecht verhüllten Zug heimlicher Aengstlichkeit und Unbeholfenheit einen Ausdruck von Wichtigkeit, der besagte: Hä, so weit ist noch keiner fort? Sein graublondes Haar schimmerte ehrwürdig wider seinen schwarzen Tuchrock, der seit undenklichen Zeiten im Hüttenwinkel begraben gewesen war. Er fühlte sich nicht wohl in dem engen Gewandstück, daraus die Hände rot und lang herausragten; auch der steife altmodische Filz, den er, im Freien angelangt, aufstülpte, war ihm unbequem, und selbst die Schuhe drückten die Füße, die einen Sommer lang nur in Holzsandalen gesteckt hatten.

Als Zwyssig sich seinem Mädchen gesellt hatte, griffen Franz und einer der Zwyssigbrüder die Bahre auf, dann setzte sich der Zug in Bewegung. Er war fast wie ein Begräbnis, und die Mienen der Geleitsleute waren dieselben wie bei einer Leiche. Aber sie hellten sich allmählich. Das Plauderbedürfnis der Teilnehmer verdrängte die schweigende Trauer. Die die Rückhut bildenden Männer steckten die Pfeifen an. Die Zwyssigin, die neben der Gunter-Rosi hinter der Bahre schritt, wurde nicht müde, von der Wundergegend zu erzählen, in die ihr Mädchen kommen sollte. Derweil schellte die Stegalpglocke Kuni des Kaplans Scheidegruß nach. Es zuckte schmerzlich in den Mundwinkeln des Mädchens, als die Glocke anhob. Sie meinte zu hören, wie sie ihr ins End läutete. Der Klang

würde ihr in den Ohren bleiben, derweil sie in der Fremde saß und Tag für Tag an die Heimat dachte! Das Heimweh kam ihr jetzt schon an. Sie hob die Augen gen Himmel, daß die Tränen ungesehen zurückrännen. Dabei fiel ihr erst recht ein, wie schön es zu Hause sei.

Es herrschte jene seltsame Beleuchtung, die von einem in der Ferne niedergehenden Gewitter Kunde gibt. Ueber dem Stegalpgletscher war eine nächtige Dunkelheit. Fahl und düster beschattet lag das bleiche Eisfeld, und die Felsen umragten es wie dräuende Warttürme. Die Berge schienen nah, ihre Umrisse waren scharf wie selten. Jeder Fels, jede Steinrippe und jede Tanne greifbar hervortretend, so, als zeichne der Herrgott dem fortziehenden Mädchen ein unvergeßliches Bild seiner Heimat.

Als sie die Hälfte des Dreistundenwegs zurückgelegt hatten, unter den schweigenden Stämmen des Lochwaldes, setzten die Träger die Bahre nieder. Zwei andre Männer lösten sie ab, und weiter ging's. Franz hatte sich an die Seite Kunis gemacht und hielt ihre Hand fest in der seinen.

„Ich wollte, ich dürfte auch mit," seufzte er einmal, als die übrigen nicht auf sie achteten, und Kuni hob den Blick und sagte lächelnd: „Komm doch!" Aber nachher staunten beide mit um so trüberen Augen vor sich hin.

Am Bahnhof von Frutt, den sie nach geraumer Zeit erreichten, besorgte Franz die große, gelbe Kleiderkiste, die Sepp, Kunis ältester Bruder, auf seiner Gabel zu Tal geschleppt hatte, und holte die Billette für den Alten und sein Mädchen. Derweil

saß Kuni in der Einsteighalle auf ihrem Reisesack, und die Stegälpler umstanden sie eifernd, bemitleidend, gute Räte erteilend. Der rotbärtige Gwüestbauer hatte schon geraume Zeit in der Westentasche gesucht; nun zog er einen blanken Fünffränkler hervor, drehte ihn zweimal zwischen den Fingern, daß jeder sehe, daß er, der reiche Mann, auch zu geben wisse, und reichte ihn Kuni: „Da hast etwas auf den Weg, daß du auch weißt, wer einmal dein Götti*) gewesen ist!"

Kuni griff scheu danach; es war ihrer Lebtag das erste, was der Bauer trotz seiner Patenwürde an ihr tat. Aber das Scheiden machte alle anders. Selbst das Senn-Mädchen, die Heinrieka, war mit heruntergelaufen und wünschte der Fortziehenden Gottes Segen, obgleich sie Kuni sonst um des Franz willen nicht grün war, auf den sie selber ein Auge geworfen hatte.

Endlich scholl ein Pfiff so schrill an den Bergen empor, daß das Gestein ihn in Schreien zurückwarf. Dann pustete ein Zug über die Eisenbrücke von Frutt und lief in den Bahnhof ein. Kuni richtete sich mit Hilfe einer Alten empor. Zwanzig Hände fuhren auf sie ein: „Behüt dich Gott! Leb wohl! Werd gesund!"

Das Mädchen verstand kaum ein Wort aus dem Gewirr von Segenswünschen. Und gleich nachher griffen Zwyssig und sein Weib zu und schoben sie in den Wagen. Sie kam an ein Fenster zu sitzen und sah die Aelpler in Reih und Glied, die bunten

*) Götti = Pate.

Sacktücher winkbereit erhoben, da redete die Zwyssigin neben ihr: „Behüt dich Gott, Mädchen, bleib gesund und brav und schreib etwa!"

Ihre harte Hand drückte die des Mädchens, das war die ganze Zärtlichkeit, dann schoß sie, Zwyssigs Finger flüchtig streifend, zum Wagen wieder hinaus, in dem es ihr unheimlich geworden war. Nun stand Franz noch da, seinen Gruß zu sagen. Er hatte die Türe hinter sich zugezogen und schaute sich mit verlegenem Gesicht in dem Wagen um.

„So adie denn," murmelte er und streckte Kuni die Hand hin.

„Adie," gab diese scheu zurück, aber sie hing mit feuchten Augen an des Burschen Gesicht. Der neigte sich um ein weniges tiefer über sie.

„Bleibst mir treu, Kuni? Wirst auch nicht anders? Vergissest mich nicht?"

Kuni brachte die Antwort nicht heraus. Da ging draußen ein Glockenzeichen.

„Mach jetzt, daß du hinauskommst, wenn du nicht mit willst," ließ sich Melk ungeduldig vernehmen. Franz nahm einen Anlauf und drückte den Mund hastig und fest auf des Mädchens zu ihm erhobene Lippen.

„Adie, bleib mir treu," stotterte er noch einmal, vergaß den Melk ganz und stürzte hinaus, gerade noch rechtzeitig, um von dem sich langsam in Bewegung setzenden Zug zu springen. Draußen riß er sein rotes Taschentuch heraus und schob sich an die mit Tüchern in allen Farben winkenden Stegälpler heran. Er winkte noch, als der Zug schon in dem großen Loch verschwunden war, das durch die

heimische Riesenbergmauer den Südlandgegenden zuführte.

Aber Kuni hatte sich in eine Ecke gedrückt, das Gesicht dem Fenster zugewendet, und während der ganzen langen Tunnelfahrt geschluchzt und geflennt zum Herzbrechen. Erst als es wieder hell geworden war und der Zug talwärts rollte, besserte sich ihre Stimmung. Die Sonne schien in die Wagenfenster, die Welt draußen schaute sich warm, weit, froh an, minder ernst denn die heimische Gebirgslandschaft, und wohlig überkam das kranke Mädchen die Erinnerung an den Kuß des Franzi.

Viertes Kapitel

Des Zwyssig-Melks Kuni war seit Monaten eine Fürnehme. Sie hatte sich im Hause der Pensionshalterin Buchener völlig eingelebt und fühlte, als wäre es ihrer Lebtag nicht anders gewesen, als daß sie jährlich ihre Kur an dem blauen, stillen See machte, just wie die reichen Stadtfrauen und die fremden Engelländer und was sie alles waren.

Im Anfang ihres Hierseins war das anders gewesen. Hui, was war das für ein Ankommen gewesen in dem vornehmen Haus und bei den noch vornehmeren Mitgästen! Die Sonne hatte tief über den westlichen Bergen gestanden, als der Zug in den hochgelegenen Bahnhof gefahren war. Warme, schwere Abendluft war den beiden den Wagen verlassenden Bauern entgegengeströmt, Kuni

war in derselben das Atmen sonderbar leicht geworden. Sie hatte sich trotz der langen Fahrt so wohl gefühlt, daß sie ohne Hilfe durch die Aussteighalle und nach dem Platze zu schreiten vermocht hatte, wo eine Anzahl buntbemalter Fuhrwerke in Reih und Glied standen. „Omlibusser," hatte Melk wichtig erklärt, der das Wort aus einem seiner Kalender hatte. Eine ganze Menge von Männern, die aussahen wie Soldaten, nur noch viel, viel schöner als der Zwyssig-Franz und der Bumann-Töni, als sie aus der Rekrutenschule heimgekommen waren, hatten an diesen Fuhrwerken gestanden. Melk hatte den Filz vom grauen Kopf gezogen und war an den ersten besten der Uniformierten herangetreten. Der Wagen, an dem dieser stand, hatte in mächtigen goldenen Buchstaben den Namen „Grand Hotel" getragen. Melk hatte ein verlegenes „Gut Tag" gestottert und sich nach der Pension Buchener erkundigen wollen. Aber er war an den „Lätzen" gekommen.

„Oha, Tschusepp, da bekommt das Grand Hotel Gastung!" hatte es aus der Schar der übrigen Männer geklungen. Das war dem Mächtigen vom Grand Hotel in die Nase gefahren. Er hatte dem Bauern mit einer Rede den Rücken gedreht, die keine Schmeichelei gewesen war und dem Alten eine dünne, seltene Röte in die Wangen gejagt hatte. Melk hatte den Filz, den er noch immer in den Händen gehalten hatte, langsam wieder aufgesetzt und war zu seinem Mädchen zurückgeschritten, das auf seinem Reisesack nahe der Ausgangspforte hocken geblieben und fast schwindlig

gewesen war ob dem Getriebe der Aus- und Eineilenden.

„Komm," hatte Melk barsch gesagt, dann waren sie mitsammen an der Herde der Portiers vorübergeschritten. Etwas abseits vom Getriebe hatten die beiden Stegälpler abermals halt gemacht, und Melk hatte beinahe etwas ängstlich um sich geblickt. Er hatte sich gescheut, weiter zu fragen, hatte über die Dächer der Stadt hinunter- und hinausgestarrt, bis wo der See rein und still und tiefblau heraufschimmerte, als gebe er nur das Bild des wunderbar wolkenlosen Himmels wieder. Und während er noch gewundert hatte, nach welcher Richtung hin die kleine bescheidene Pension Buchener liegen möchte, war ein Männlein an ihn herangetreten, das mit den Galonnierten der Omnibusse wenigstens die Dienstmütze gemeinsam gehabt, sonst aber keineswegs an deren Fürnehmheit herangereicht hatte. „Pension Buchener" war in nicht mehr ganz strahlenden Buchstaben auf der Mütze zu lesen gewesen, und unter derselben hatte die lebendige Einladung — ein freundliches Mopsgesicht — geschimmert. Zwei rote Augen, die jenen weinseligen Ausdruck hatten, wie er den allzu eifrigen Dienern Bacchus zu eigen, hatten die Bauern halb spöttisch, halb gutmütig angeschaut. Melk hatte Zutrauen gefaßt.

„Ihr wollt zur Pension Buchener," hatte sich der mit der Kappe erkundigt und zögernd den Rand seiner Kopfbedeckung mit den dicken Fingern berührt. Da hatte Melk genickt und den Hut gezogen, und dann waren sie auf eine Einladung des Alten, der den Reisesack Melks trotz dessen

Weigerung zu tragen übernommen hatte, mit ihm davongeschritten. Unterwegs hatte der Portier bald herausgebracht, woher sie kamen, was sie hergebracht, ja Melk hatte sogar dahergeplaudert, daß der fremde Doktor ihnen einen Teil der Kur bezahle, bei welcher Mitteilung der Kleine die Augenbrauen hoch und die Knollennase geringschätzig krumm gezogen hatte.

Nach einer geraumen Weile und nachdem sie eine zwischen Villen und Gärten den See entlang führende Straße durchmessen, hatten sie ein kleines hübsches Haus mit grünen Laden, einem Balkon an der den See beherrschenden Front und einer Seitenterrasse erreicht und waren über eine Steintreppe nach einem teppichbelegten Flur geschritten, in dem der Portier zum Schreck der Kuni plötzlich an einen Knopf gedrückt und ein lautes, das ganze Haus durchschallendes Glockenzeichen gegeben hatte. Daraufhin war eine stattliche ältere Frau in schwarzem Kleid und von energischen Gesichtszügen erschienen, hatte dem ehrfürchtig dastehenden Melk wie einem alten Bekannten die Hand geschüttelt und sich der bleich gewordenen Kuni angenommen. Das Mädchen hatte dann allmählich doch die Anstrengungen der Fahrt zu spüren bekommen und hatte sich, die Augen schwindelnd geschlossen, mit unsicheren Fingern an der Flurwand einen Halt ersehen. Da hatte die Frau Buchener seinen Arm durch den ihren gezogen und es langsam und wie eine Mutter nicht sorglicher konnte, nach einem schönen Zimmer hinaufgebracht: da sollte es wohnen.

Da wohnte es noch! Und so fremd und scheu es zu Anfang in den vier Wänden gewesen war, darin sich leben ließ wie im Paradies vor lauter Bequemlichkeit, so heimisch und wohl fühlte es sich jetzt. Der Melk, sein Vater, war damals zwei Tage nach ihrer Ankunft schon wieder heimgereist, er hätte sich nicht einleben können, selbst wenn sein Geldsäckel mit einem längeren Aufenthalt einverstanden gewesen wäre. Er war sich in dem schönen kleinen Hause wie ein Verirrter vorgekommen. Den ganzen Tag hatte er seinen Hut in den Händen gehalten und sein freundlichstes Lachen in seinen Mundwinkeln sitzen gehabt, damit er nur ja den Gästen allen seinen Respekt beweise. Und just so demütig wie vor den Gästen hatte er vor Kellnern und Mägden geknickst und sich geduckt, selbst vor dem Schuhputzer, wenn er ihm frühmorgens in den Weg gelaufen war, zur Stunde, da er, Melk, aus alter Gewohnheit in aller Herrgottsfrühe sein Bett verlassen hatte, als müßte er „hirten".*) Am schlimmsten war es mit dem Alten bei Tische gewesen, wo sich Kuni jetzt schon so ungezwungen gab wie irgendeine. „Mädchen," hatte er gesagt, als er das letztemal im Speisesaal beim Mittagessen gesessen war. „Keine sieben Seile brächten mich jetzt noch einmal da herein. Da gaffen sie dir bei jedem Bissen zu und vergönnen ihn dir, wenn du ihn ins Maul steckst. Und wenn ich meine Suppe austrinke, die mir nicht auf den Löffel will, dann lachen sie. Und wenn ich mit dem Finger

*) Hirten = das Vieh besorgen.

die Brühe auftunke, die ich mit dem Messer nicht bekomme, dann stupfen sie einander, als ob unsereiner so viel zu essen hätte, daß er die Teller noch halb voll forttragen lassen könnte. Aber herein in das Loch und zu dem Herrenvolk bringt mich keiner mehr."

Fast wäre damals Kuni, selber verschüchtert, wieder mit ihrem Alten heimgefahren, aber die Frau Buchener, die auf den Doktor Anwerd und seine Empfehlung hohes Gewicht zu legen schien, hatte sie so einzunehmen gewußt, daß sie nur weniger Tage bedurft hatte, um ihre Verlegenheit zu überwinden und sich einzuwohnen.

Und jetzt war die Hälfte ihrer Kurzeit vorüber; Kuni war der älteste Gast im Hause und so daheim, daß das Heimweh nach der Stegalp so völlig von ihr genommen war wie die böse Krankheit, die sie hergebracht hatte. Die südliche Sonne hatte an dem Mädchen ein Wunder getan. Husten und Atemnot und die schlimmen Schmerzen auf der Brust waren verschwunden, noch war das Gesicht schmal, und es gab pausbackigere im Land, aber eine leise gesunde Farbe durchtönte allmählich die Haut, und Gestalt und Arme strafften sich. Der Stegälpler Schlag verleugnete sich nicht mehr ganz. Aber das Mädchen war auch im Benehmen ein andres geworden. Nicht nur, daß ihr mit den Kräften eine Leichtlebigkeit und ein junger Uebermut zurückkamen, sie hatte auch all die Zeit her die Augen wohl aufgehalten und den Stadtweibern, die ihre Gesellschaft bildeten, vieles abgeguckt. Dabei hatte sie sich unbewußt selber gemodelt, und

das Bauernmädchen konnte so vornehm tun wie die Städterinnen. Sie putzte sich auch sauber heraus und hatte einen Bankschein, den ihr ihr treuer Franz von seinem in diesem Frühjahr Ersparten zugeschickt hatte, in lauter Kleiderfirlefanz umgesetzt. Die Weiber sind gelehrig in derlei Dingen, und nichts verlernt sich in der Fremde leichter als das heimische Hausen, Sparen und Einfachsein. Und erst, wenn die Mannsbilder so ein Weibsvolk anzustaunen beginnen! Die Mannsaugen sind der Spiegel, der die Weiber am eitelsten macht. Seit ein paar Wochen schaute auch Kuni öfter in den Spiegel, als ihr gut war. Es waren nur zwei junge Ledige im Haus, dafür eine Anzahl Ehemänner. Und Verheiratete wie Ledige taten der Kuni schön.

Die ließ sich Späße und Aufmerksamkeiten gern gefallen, dachte nicht weiter, als daß es lustig sei, und schrieb einmal in hellem Uebermut dem Franz, sie könnte hier ein halbes Dutzend Stadtherren haben, was er dazu meine? Daraufhin war von Franz umgehend ein kurzer Brief gekommen, ein ungelenker, ein wenig grober Brief. Es freue ihn, daß sie gesund und lustig sei, hoffentlich nehme ihr aber die Kur den Verstand nicht und lasse sie das Geschwefel der Stadtnarren nicht für etwas andres halten als das, was die damit meinten, nämlich nichts. Darunter stand ein kühler Gruß und die Frage, wann sie denn eigentlich heimkommen wolle.

Kuni war rot und bleich geworden, als sie den Brief gelesen hatte. Einmal, weil sie nicht mit

Franz einverstanden war darin, daß die Stadtherren mit ihren Komplimenten gar nichts meinten, dann aber auch, weil Franz vom Heimkommen redete. Daran hatte sie noch keinen Gedanken gehabt, hatte es doch geheißen, daß sie bis zum Alpsommer hier sitzenbleiben müsse. Und der Franz redete vom Heimkommen! Freilich — was fehlte ihr noch? Nicht viel, nichts! So mochte es Zeit sein, ans Heimgehen zu denken.

Das Mädchen war nach seinem Zimmer hinaufgestiegen, betrübten Gesichtes, von Gewissensbissen geplagt. Und oben angekommen, hatte sie ein herzbrechendes Weinen angefangen. War sie nicht eine schlechte und eine undankbare, daß sie kein Heimweh hatte nach der Stegalp, nach dem Franz, der so viel für sie getan hatte? Sie hatte geflennt und geflennt, dann unter dem Weinen nach Tinte und Feder gegriffen und mit schweren Seufzern einen Brief an den Melk, ihren Vater, begonnen, der mit der Frage anhob, ob sie heimkommen solle, da sie doch fast gesund sei?

Derweil sie geschrieben hatte, war unten die Hausglocke gegangen, die einen neuen Gast gemeldet hatte.

Fünftes Kapitel

Die Frau Buchener hatte vom Abreisen nichts wissen wollen. Der Doktor Anwerd, vom Melk um Rat gefragt, hatte geantwortet, es sei keine Rede davon, daß das Mädchen jetzt schon und ehe

noch der Alpboden trocken sei, heim dürfe. Und Melk hatte in ängstlichen, zitterigen Schriftzügen angefragt: Ob sie denn kein Geld mehr habe, daß sie heim wolle, keines — von dem vielen Geld mehr?

So kam es, daß Kuni noch in der Pension Buchener hockte. Sie war fröhlich und leichtlebig, vielleicht noch leichtlebiger, als bevor sie heimgeschrieben hatte.

Das Stegalpmädchen hatte seit zwei Wochen einen Freund. Der Himmel wußte, wie der Doktor Felix an der Tafel auf einmal just neben sie zu sitzen gekommen war. Ein schöner bleicher Mensch mit einer hohen Stirn, einem hageren Gesicht, einer ebenso hageren, aufrechten Gestalt, die in schwarzen Kleidern stak. Fast wie ein katholischer Pfarrer, meinte Kuni, die an den von Frutt dachte.

Die Gäste der Pension waren durch seine Ankunft in Aufregung versetzt worden. Er war etwas Besonderes, hatte etwas Vornehmes in Manieren und in seinem Aeußern; die kleinen Mittelleute, welche die Pension besuchten und dem Stegälpler Mädchen schon wie ganz Fürnehme vorkamen, bückten sich vor ihm und höfelten ihm als etwas Höherem. Als er am Abend seiner Ankunft sich gleich nach Schluß der Mahlzeit erhoben hatte und hinweggegangen war, war rings an der Tafel ein Getuschel gegangen: Wer es wohl sein könnte?

Ein „Baron“, hatte die Frau Duderer, die Privatiere aus Dorlikon, geredet, der man den ehemaligen Spezereikramladen noch anmerkte und die immer das erste und letzte Wort hatte.

Ein „Pfarrer", hatte dagegen der Schuhwichsefabrikant Suterlein entschieden, der mit seinen kurzen Beinen und seinem glatten Kopf aussah wie ein halb in die Erde geschlagener Nagel.

Ein „Gelehrter", hatte das Fräulein Müller geraten, vor deren Fürnehmheit Kuni noch immer in heiliger Scheu zitterte, obgleich man ihr erzählt hatte, daß sie eine reich gewordene Putzmacherin sei.

Ein junges Frauenzimmer, das erst seit ein paar Tagen da war, hatte seine Meinung abgegeben, der neue Ankömmling sei am Ende ein „Schauspieler". Hierüber hatte sich die Frau Duderer entrüstet und des weiten und breiten auseinandergesetzt, warum der „Neue" einzig und allein nur vom Adel sein könnte. Kuni hatte zu allem geschwiegen, aber bei sich selber hatte es dem Manneskopf nachgesonnen, der so fein und klug aussah wie die schönen Heiligen, die in einer der Ortskirchen von eines großen Künstlers Hand gemalt zu sehen waren. Und am andern Tage hatte der Fremde lächelnd seiner ganzen Tischnachbarschaft seinen Namen genannt: Doktor Felix aus Berlin.

Und die Tischnachbarschaft war entzückt von ihm. Kuni riß seine schönen frommen Gucker auf und sagte nicht viel, staunte den Mann nur andächtig an und meinte, nie einen lieberen und schöneren Herrn gesehen zu haben. Der Doktor Felix gab sich auch Mühe, ihr zu gefallen. Allen andern gegenüber zeigte er zuweilen eine Lässigkeit, die fast Herablassung war. Er hatte dann etwas

Müdes in seinen Bewegungen und seinen Reden, oft fuhr er sich durch den rötlichen Spitzbart, und die Lider fielen über seine dunkel unterschatteten Augen, als entschlafe er. Mit dem Mädchen hatte er eine andre Art. Er schaute es oft gerade und lang an, bis dem das Blut in die Backen trat. Am zweiten Abend schon waren sie bekannt. Er suchte sie nicht allein auf; aber in dem kleinen Kreise von Bekannten, denen sich Kuni zutraulich angeschlossen hatte, zeichnete er sie vor allen aus. Und von da an traf er sie morgens, mittags und abends bald hier, bald dort und immer nur wie zufällig. Dabei tat er sicher und vertraut, als hätten sie sich zeitlebens gekannt. Ein seltenes Gefühl, von dem sie nicht wußte, was es war, beschlich das Mädchen. Der Herzschlag drang ihr bis zum Halse, und fiel ihr zu solcher Stunde der Zwyssig-Franz ein, so zog sie die Stirne kraus und verjagte den Gedanken an ihn.

Eines Abends, nach dem Nachtessen, als die Pensionsgäste wie gewohnt den großen Garten aufsuchten, stand Kuni einen Augenblick allein unter der Tür des Speisesaals und schaute den andern nach, die in den Gartenwegen auf und nieder wandelten. Das Mädchen hatte seine Lustigkeit verloren; seit heute meinte sie zu wissen, daß die Leute weniger freundlich als sonst zu ihr seien. Sie stand da in ihrem einfachen dunkeln Kleid und dem schweren Alpschuhwerk, ein Bergmädchen, an dem selbst die paar Spitzen und Bänder nicht viel änderten, die sie angelegt hatte, aber das Gesicht war noch immer schmal und fein wie das einer

Städterin, und das rauhe Gewand vermochte die weichen Formen des schlanken Leibes nicht ganz zu hehlen.

Kuni hatte Heimweh und begehrte doch nicht heim. Das Herz war ihr schwer, und sie wußte nicht warum. In diesem Augenblick nestelte sich eine Hand in ihre in den Kleiderfalten hängende. Sie spürte einen langen Druck. Im Vorübergehen sagte Doktor Felix ihr leise ins Ohr: „Ich gehe an den See hinab, kommen Sie nach!"

Sie stand einen Augenblick unschlüssig, ihre Brust wogte, und sie zitterte am Leibe. Der Franz fiel ihr ein, der schuld war, daß sie hier sein durfte und wieder gesund war, und sie legte beide Hände an den Türpfosten, daran sie lehnte, als müßte sie sich festhalten, um nicht hinweggezogen zu werden. Aber das Plätschern der Seewellen drang herauf, und es war, als spänne sich durch den dunkeln Garten herauf eine Schnur, die sich ihr um den Leib legte und sie abwärts zog. Sie seufzte, sie neigte sich vor. Langsam verließen die Hände den Pfosten, und langsam schlich sie sich auf einem Umweg an den See hinab.

Der Doktor Felix stand dort. Er sagte kein Wort. Als wäre es sein Recht, legte er den Arm um ihre Hüfte, und sie begannen über den verlassenen und schmalen Pfad den See entlang hin und her zu wandeln.

Kuni atmete schwer. Der Doktor zog seinen Arm fester zusammen. Da stammelte sie ein erschrecktes „Nein" und sperrte sich wider seine Zärtlichkeit. Dabei blieben sie stehen. Sie hatte sich

losgemacht, und der Doktor stand vor ihr und hielt ihre beiden Hände fest.

„Soll ich gehen?“ fragte er und schaute sie so nahe an, daß sie seinen dunkeln Blick trotz der sie umgebenden Finsternis unterschied. Sie gab keinen Bescheid.

Da fragte er noch einmal mit vor Leidenschaft unsicherer Stimme und fuhr ihr mit der Hand wie einem Kind mitleidig über die Stirn.

„Ich — ich weiß ja nicht,“ stammelte Kuni. Dann übermannte sie die Erregung. Sie begann zu schluchzen.

Des Doktors schmale Lippen zogen sich verächtlich nach unten, aber sein Blick hatte etwas Lüsternes, Lauerndes. Er schien einen Augenblick unschlüssig, wie er sich zu benehmen habe. Da kamen zwei Männer, im Gespräch begriffen, langsam gegen sie heran. Der Doktor unterschied zwei Pensionsgäste; er warf Kuni ein gleichgültiges Wort hin und lief in der Richtung hinweg, in der er jenen beiden nicht begegnen mußte.

Kuni nahm die Hände vom Gesicht, als sie die Nahenden bemerkte, aber das Blut schoß ihr in die Wangen, und ein Gemisch von Furcht und Scham kam über sie. Sie floh an den beiden vorüber, stob durch den Garten dem Hause zu und jagte nach ihrem Zimmer hinauf wie gehetzt. Droben blieb sie jäh inmitten des Zimmers stehen und staunte den Boden an. Eine Flut von Gedanken bedrängte ihr Hirn, das sonst wenig mehr zu studieren gehabt hatte, als was in dem Bretterraum des väterlichen Laushüttleins gegangen war.

Was hatte der „Herr" mit ihr gewollt? Er war so — so sonderbar gewesen und doch so — sie seufzte, und die Brust hob sich ihr heiß unter dem leichten Kleid. „Wenn er dich heiraten würde?"

Die Frage stieg plötzlich und klar und glaubhaft in ihr auf, als habe der Doktor Felix ihr schon den Ring an den Finger gesteckt. Und sie stand und sann und atmete schwer und hatte Lust, noch einmal hinauszulaufen und den — den Doktor zu suchen.

Endlich tastete sie im Dunkeln nach einem Stuhl, ließ sich nieder und setzte im Hocken ihr Sinnen fort. Sie konnte es nicht helfen, daß der Franz auch zu ihr in die dunkle Stube kam und sie an ihr Versprechen und ihre schwere Dankschuld mahnte. Aber sie setzte den Franz und den Doktor auf die Wage ihrer Gunst. Der Doktor wog so schwer, daß der arme Franz hoch und höher schnellte; aber immer kam ihr Gewissen und legte auf die Schale des Franz Dankschuld auf Dankschuld hinzu, und die Wage glitt langsam auf gleich und gleich zurück.

Der Kopf wurde Kuni wirr und heiß; ihre Pulse fieberten, sie fühlte immer die weichen Finger des Doktors in ihrem Gesicht. Als aber — es war schon lang Schlafenszeit — das Bild des Franz plötzlich wieder deutlich war, da schüttelte sich das Mädchen, als werfe es Staub ab, machte Licht und begann einen Brief zu schreiben. Einen Brief an Franz, daß es gesund sei, er solle es heimholen! Der Brief geriet kurz, unfreundlich, aber er hatte einen entschiedenen Ton. Sie trug ihn noch über die dunkle stille Treppe hinab in den

im Hausflur hängenden Einwurf, damit sie nicht Reue empfinde, ehe er noch weg sei. Es war gut, daß der Franz nicht wußte, wie ihr nachher doch die Reue kam, und wie sie im Bett in ihre Kissen flennte — dem Doktor nach.

Kunis zweiter Brief hatte nicht gewirkt. Wenigstens schien es so, denn aus der Stegalp kam kein Lebenszeichen. Als eine Woche vergangen war, hob das Mädchen die Augen freier zu dem Doktor Felix auf, dessen Blick und Nähe es acht Tage lang scheu gemieden hatte. Und der Doktor, der in diesen Tagen die Tändelei mit einem Achselzucken über die Sprödigkeit des Bergmädchens aufgegeben hatte, wurde wieder aufmerksam.

In Kunis Blick leuchtete etwas Fremdes. Es war eines Abends, daß der Doktor den leidenschaftlichen Schein zum erstenmal darin blitzen sah. Eine kleine Weile danach stand er wie zufällig neben ihr und preßte ihre Hand, und sie bog von ungefähr und während sie der Unterhaltung einer Gruppe von Gästen zu lauschen schien, den Kopf zurück und schaute ihn an. Der Doktor lachte in sich hinein. Ein Blick, als wollte sie dir an den Hals fahren! sann er vergnügt, und sein lahmer, ausgeleierter Herzschlag zitterte wie neu aufgezogen. Als Schlafenszeit geworden war, stand er Wache in dem spärlich beleuchteten Flur, wo Kunis Zimmer lag, aber das Mädchen kam mit einer alten Dame gegangen, und er hatte umsonst gewartet.

In dieser Nacht schlief Kuni wenig. Sie war wie in einem Taumel, und das Denken fiel ihr schwer. Es war ihr, als müßte sie aus den engen

vier Wänden hinaus, dem Manne nach; es war kein andrer mehr auf der Welt als der. Sie wäre zufrieden gewesen, hätte sie sich vor seiner Türe auf die Schwelle legen dürfen. Als sie am Morgen nach dem Saale kam, war sie bleich, dunkle Striche lagen unter ihren hellbraunen Augen, vielleicht glänzten diese darum so sonderbar. Ein paar mitleidige Frauen fragten, ob sie krank sei; aber sie atmete nur stockend auf wie eine, die ein inneres Fieber brennt, und sagte mit zuckenden Lippen ein „Nein“.

Nach dem Frühstück fand sich der Doktor zu ihr, als sie im Garten allein stand; er sah sie an, als wären sie mit Worten einig geworden, und sagte:

„Es ist Vollmondzeit. Es muß herrlich sein auf dem See zur Nacht. Wir fahren heute!“

Kuni redete kein Wort dawider. Sie hatte nur genickt und ließ danach das laute und gleichgültige Gerede über sich ergehen, das er angehoben, um sich vor Lauschern und Spähern den Anschein zu geben, als hätte der Zufall sie zusammengebracht. Sie schritten Seite an Seite hin und wieder und mischten sich endlich unter die andre Gesellschaft; Kuni wandelte aber wie im Schlaf. Und sie kam den ganzen langen Tag danach nicht zum Erwachen. Wie ein Geläute war ihr Stunde um Stunde eine Rede in den Ohren: „Wir fahren heute nacht!“ An den Franz, an Vater und Mutter, an die Stegalp dachte sie an diesem Tage nicht ein einziges Mal. Und der Tag schien doch lang, wie noch keiner in ihrem Leben gewesen war.

Als die Abendmahlzeit in der Pension Buchener

beendet war, hatte der Doktor Felix Zeit und Gelegenheit gefunden, Kuni etwas zuzuflüstern. Eine Weile später nahm sie das schwere, gestrickte Tuch um, das ihr die Zwyssigin mitgegeben hatte, und schlich durch den verlorensten Schattenweg des Gartens dem See zu. Der Mond stand über den dunstverhüllten Ostbergen, hell, weiß, in sternlosem, dunkelm Himmel. Ein Schein fiel von der weißen Kugel in den See, als hinge ein breites, leuchtendes Band zwischen Wasser und Wolken. Das Band schien tief in die Flut hinabzutauchen und lag doch silberig und gleißend über der reglosen Oberfläche und reichte bis ans Ufer und bis hinauf an die Straße, über die hinab Kuni nach dem Steingrund des Gestades stieg. Der Doktor Felix wartete, die Kette einer kleinen Gondel in der Hand, den Hut in die Stirn gedrückt, und einen Ausdruck von Ungeduld in den Zügen.

„Komm," sagte er fast herrisch.

Da zuckten Kunis Lippen. Er nannte sie „du" in einem Ton, den das Bergmädchen nicht gewöhnt war. Fast wäre sie zurückgetreten, aber dann hatte er schon seine Hand fest um die ihre gelegt, und sie stieg ein. Er stieß das Boot vom Sand und sprang hinein. Dann setzte er sich auf die Mittelbank, legte die Ruder ein und trieb es mit langen Strichen in den See hinaus.

„Jetzt sind wir allein," sagte er halblaut und tat die Augen auf, die mit einem heißen Blick aus seinem bleichen Gesicht leuchteten. Er strich den Hut vom dunkeln Haar, daß das Mondlicht auf seine hohe Stirn fiel. Sein Kopf schien wie gemeißelt

in der Mondhelle, und er wußte, daß das Bauernmädchen ihn wie einen Heiligen anstaunte.

„Bist du gern gekommen?“ fragte er.

Kuni schlug die Augen nieder; das Blut stieg ihr langsam zu Häupten. Sie gab keinen Bescheid. Da verlangsamte er die Ruderschläge und beugte sich, das eine Ruder fahren lassend, näher zu ihr.

„Bist gern gekommen?“ wiederholte er dringender.

Sie nickte, aber sie schaute nicht auf, ihre Finger spielten mit dem Tuche.

Langsam glitten sie weiter in das stille Wasser hinaus, und die Ufer schienen zu versinken. Die Nacht war lau; sie erschien dem an schärfere Luft gewöhnten Mädchen von betäubenden Düften erfüllt, als wäre der Hauch der Mimosen ihnen vom Ufer her gefolgt. Es tauchte die Hand ins Wasser, das war weich und warm wie die Kissen einer Lagerstatt. Kaum, daß der See einen seufzerhaften Wellenschlag tat, wenn er die Ruder empfing.

Der Ruderer hatte sich umgesehen. Sie nahten sich einem Teil des Wassers, auf den ein dunkler Berg seinen langen schwarzen Schatten warf. Dahin trieb der Doktor das Boot. Als er in die Dunkelheit schoß, wie in ein Versteck, zog er die Ruder ein und streckte beide Hände dem Mädchen hin. Kuni erschauerte, die Stille und Weichheit der Nacht, der Südhauch, der wie ein Streicheln über den See her fuhr und ihr die blonden Stirnhaare rührte, machten eine andre aus ihr, als das Mädchen gewesen war, das Zeit seines Lebens die rauhen Tatzen des Stegalpwetters gespürt hatte. Sie tat einen leisen Seufzer; ihre Finger schlossen

sich um die ihr hingebotenen Hände; sie neigte sich dem Gefährten entgegen.

„Setz dich neben mich," drängte er leise. Sie erhob sich und drehte sich und ließ sich langsam auf seiner Bank und dicht an seiner Seite nieder. Ihr Leib zitterte, sie lehnte sich an ihn, und er legte seinen Arm fest um sie und zog sie an sich. Wieder seufzte Kuni. Er hatte ihr etwas ins Ohr geflüstert, das ihr das Blut heißer ins Gesicht trieb und sie doch froh machte. Sie wollte ihm die Bitte gewähren, die in seinem Flüstern gelegen hatte. Sie tat die Augen auf. Da blieben sie starr an einem Punkte in der Ferne haften, und sie vergaß, was sie hatte tun wollen. Es stand ein Schneeberg fern im Westen, wie eine gewaltige silberne Statue leuchtete er weit hinten in Dunst und Düster des Ufers, daher sie gekommen waren. Das bleiche Feuer des Mondes prallte an seinen Gliedern ab und von seinem weißen Haupte. Das war in den Himmel gereckt und stand wie ein Wahrzeichen wider dessen dunkle Wand. Kuni war es, als hörte sie den Föhn in Klüften jauchzen oder den Nordsturm über die fahle Schneespitze brausen. Es war, als grüßte die leibhaftige Kraft und Wildheit und rauhe Geradheit der Heimat von jenem Berge herab in ihr Boot. Sie vergaß, wo sie war. Das einschmeichelnde Geflüster des werbenden Mannes an ihrer Seite ging an ihrem Ohre vorüber. Sein Atem berührte ihre Wange — sie fühlte es nicht. Seine Arme schlossen sich enger um ihren Leib — sie wurde dessen nicht inne. Starr und gebannt und groß haftete ihr Blick an dem leuchtenden

Berg. Gerade diese Kälte reizte den verlebten Liebeskünstler. Sein Griff wurde roh, er riß des Mädchens Kopf zurück, und sein Mund suchte ihre Lippen. Da erst kam Leben in Kuni. Es war, als erwachte sie mit einem einzigen Schlag. Sie schaute den Doktor an, dann stemmte sie beide Hände vor seine Brust und wehrte sich gegen seine Liebkosung. Ihre Augen blitzten, auf ihrem schmalen Gesicht stand eine helle Glut, der Stegälpler Trotz brannte ihr auf der Stirn.

„Lasset mich los!" stieß sie hervor. Das Boot schwankte.

Der Doktor Felix verzog höhnisch den Mund. „Spielst, mein Kätzchen? Komm, komm, nicht so störrisch auf einmal!"

Der Kuni gingen irgendwie und mit jäher Gewalt die Augen auf, wer er war. „Der, und dich heiraten," durchblitzte ein Gedanke ihr Hirn. „Ein Narr bist gewesen, Kuni Zwyssig, ein gotteserdenschlechter Narr!" Groll und Scham wuchsen übermächtig in ihrem Innern.

„Jetzt lasset mich los, sage ich," keuchte sie und wehrte sich wilder. Das Boot schlug zur Seite. Wasser spritzte hinein, und ein Ruder glitt hinaus in den See.

Der Doktor Felix erbleichte. „Sei vernünftig, du wirfst uns noch um. Was hast denn?"

Seine Lippen zitterten. Er hatte das Mädchen freigelassen und begann nach dem Ruder zu tasten.

Das benutzte Kuni. Sie stand auf und trat ganz an die Bootspitze.

„Wer hat Euch geheißen, mich ‚du' zu nennen?" warf sie in hellem Zorn ihm entgegen.

Er hatte sein Ruder erhascht und wurde wieder sicherer.

„Tu nicht so, du! Hast es doch bis jetzt nicht ungern gehabt, daß ich um dich gewesen bin!"

Er griff nach ihrem Kleid. Da schrie sie ihn an: „Rühr dich, du Schlechter, und ich springe ins Wasser!"

Ihr Gesicht zeigte ganz die Bauernart, hart, eckig, scharf wie die Granitsteine der Heimat, sie war kaum mehr zu erkennen. Und der Jäger, der sie beinahe erjagt hatte, wagte sich nicht zu rühren.

„So wird man dich heimführen müssen," gab er klein bei, und ausspuckend sagte er mit kleinlichem Hohn: „Ich bin das letztemal mit so einer spazierengefahren!"

Kuni stand aufrecht und hielt die Hände verkrampft, sah zuweilen fest in sein verlebtes Gesicht und zuweilen groß und scheu geradeaus nach dem hohen leuchtenden Berg.

So fuhren sie dem Ufer zu. Als das Boot auf den Sand stieß, sprang Kuni ans Ufer und rannte hinweg wie gehetzt. Aber vor dem Hoteleingang blieb sie mit stockendem Atem stehen. Die Scham hielt sie am Platze fest. Würden sie drinnen nicht fragen, wo sie gewesen war?

Da war ihr, als hörte sie im Flur eine rauhe bekannte Stimme. Sie schnaufte nicht und lauschte mit vor die Brust gehaltenen Händen. „Beim Eid, es war!" Hinein fuhr sie zur Tür mit hochrotem Gesicht, in einem Sturm, und ohne zu wissen, was sie tat. Da stand Franz im Flur bei der Frau Buchener, Franz, der leibhaftige, blutarme

Stegälpler. Und ihm fuhr Kuni an den Hals, gleichgültig, wer zusah. Der Reiz des fremden Ortes, des „Herrenlebens“, aller städtischen Fürnehmheit war mit einem Schlage vergangen, nur die Stegalp galt noch und was von der Stegalp kam. Und daß er daher kam, kam dem Franz zugut.

Schluß

Am Frutter Bahnhof stand die ganze Stegalpherde mit ihrem Hirten, dem Kaplan. Der hatte einen Talar an und einen schwarzen Filz auf, wie ihn seine Bauern sonst nur an unsers Herrgotts Tag sahen. Es wollte ein Feiertag für die von der Alp werden. Die Zwyssig-Kuni kam heim, die ihr Schatz, der Franz, holen gegangen war.

Melk, Kunis Vater, war da und sein Weib, die Lene, und um sie herum standen die Aelpler und ließen sich zum hundertstenmal und bis der Zug käme, die Geschichte von Melks Reise erzählen, der Reise, die zu wiederholen ihn keine Erdenmacht vermocht hätte.

„Es ist es halt auch satt geworden,“ meinte er eben mit Bezug auf sein Mädchen, „einen ganz verzweifelten Brief hat es heimgeschrieben, bevor der Franz es holen gegangen ist.“

Und die Stegälpler in der Runde wiegten die Köpfe; es war wie eine stillschweigende Verschwörung, daß keinen mehr ein Gelüsten nach der Fremde ankommen solle.

Nach kurzer Weile fuhr der Zug ein, der die Erwarteten brachte. Die Stegälpler setzten zu einem Willkommgeschrei an, aber sie verstummten gleich

wieder und blickten sich scheu um. Der Frutter Stationsvorstand, dessen rote Dienstmütze in alle Weite leuchtete, hielt sie in Respekt.

Franz stieg zuerst aus mit einem Gesicht, in dem die helle Freude strahlte; mit rotem Kopf und sonderbar scheuen Augen folgte ihm Kuni. Dann standen sie inmitten der Aelpler, und die Hände fuhren grußbereit auf sie ein wie eine Schar gieriger Tauben auf die Erbsenschüssel. Kuni atmete erst auf, als es an ein Davonsteigen ging. Der Heimzug war wie eine Prozession, und wie der Pfarrer schritt Franz in der Mitte. Er machte ein heiliges Gesicht. Er hatte eine Beichte zu hören bekommen, wie sie nicht leicht ein Pfarrer hört. Und das Beichtkind ging an seiner Seite und schlüpfte fast in ihn hinein, halb vor Scheu, halb vor Liebe.

Er aber wußte, daß es ihm zweimal gesund geworden war!

Die Schießnarren

Erstes Kapitel

Die Mattener sind große Schützen vor dem Herrn. Neben dem Donner der Lawinen im Frühjahr, neben dem Knattern der Steinschläge und dem Gepolter der Rüfen hallen ihre Berge, vornehmlich Sonntags, die harten Schußschläge und das Pfeifen der Kugeln wieder. Und der Scheibenstand ist zu Matten voller als die Kirche. Einmal haben die Mattener auch einen Pfarrer verjagt, weil er ihnen die Schießfrist, die gleich nach dem Gottesdienst anging, durch allzu lange Predigten kürzte und auf keine ihrer Einwendungen hörte.

Es sind zu Matten Leute, deren Namen an den Schützenfesten im Tal jedesmal unter den ersten Preisgewinnern stehen, und es sind andre, die noch auf die scheuen Gemsen gehen und die den selten gewordenen Geier aus den Lüften mit einem Schuß herunterholen, wenn er sich zeigt. Die ersteren sind die jungen, eifrigeren, die letzteren sind steinharte, wetterfeste Gesellen, die noch die Stutzen alten Systems tragen, wie sie kein Schütze mehr führt, und damit doch nie einen Fehlschuß tun.

Es war aber ein neues, weittragendes Gewehr, das nach Matten Zank und Zwietracht brachte und Ursache wurde, daß viele Mattener den Narren

herauskehrten, den in hunderterlei Gestalt jeder Mensch mit sich trägt. Bei den Mattenern war es der Schießnarr. Und sie begannen ihn an einem Sommersonntag herauszukehren.

Im „Kreuz“, im oberen Saal, dem eigentlichen Schützenzimmer, hing die Fahne zum Fenster heraus. Windstoß um Windstoß kam über die Brücke gefahren, die den Mattener Bach überbog, und das seidene Tuch flatterte und schlug, daß die Stange sich krümmte. Ein paar nacktfüßige Buben standen in der Gasse und starrten mit offenen Mäulern nach dem Schützenbanner; Fahnen sind selten im Bergdorf. Aus den offenen Fenstern drang der Lärm der tagenden Schützen. Der kleine Saal war so überfüllt, daß sie zu vieren und fünfen auf den Gesimsen hockten. Zuweilen bog sich ein weinroter Kopf aus einem der Fenster und nahm eine Zigarre oder Pfeife aus den braunen Zähnen, um auf die Straße zu spucken. Das und der Lärm war alles, was die Unbeteiligten und Neugierigen, die allenfalls vorübergingen, von der wichtigen Schützengemeinde zu hören bekamen. Drinnen aber ging es um Lebensfragen. Da hockte an einem Tische, auf dem Biergläser, Schützenbücher, Zigarrenteller und Käsestücke in buntem Durcheinander prangten und lange Bierbäche den Weg über die Tischplatte suchten und fanden, die Vereinsvorsteherschaft: der Schreiber, der Lehrer vom Dorf, dem ob ungewohnten Ueberflusses an Speise und Trank schon die Augen übergingen, ein bleicher, schwarzhaariger, elender Halbgelehrter; dann der Fedier-Xandi, der Ratsherr und Kreuzwirt, der schon alle Dorfämter

bekleidet hatte und jetzt im zwanzigsten Jahr Gemeindepräses zu Matten war und noch immer nicht abdanken wollte. Dieser Fedier war ein sonderbarer Mensch, unscheinbar, häßlich und lahm und doch ohne Frage der, der zu Matten am meisten galt! Er war nicht groß und nicht klein von Gestalt; wenn er auf dem Stuhle hockte, schien er ein Zwerg, wenn er auffuhr und sich reckte, mit der Faust auf den Tisch schlug und die Gesellschaft überschrie, so erwies er sich zum mindesten als so groß wie die mittelgroßen Dörfler. Er war hager und von zähem Wuchs. Das rechte Bein stand fest und gerade in der groben Hose, das linke war lahm und verdreht und schleppte beim Gehen. Das Gesicht hatte eine steingraue Farbe und eckige Züge. Kinn und Backenknochen standen heraus und trugen die rauhen Stoppeln eines schwarzgrauen Bartes. Düstere Triefaugen schauten unter starken, borstigen Brauen hervor: Schnapsaugen, denn der Kreuzwirt war ein starker Branntweinliebhaber wie die Mattener überhaupt. Ueber der warzigen Nase wölbt sich hinauf zum dünnbehaarten Schädel eine mächtige weiße Stirn, die war wie ein reiner, leuchtender Schneeberg, der aus wüstem, zerrissenem Geklüft aufstarrt. Wer die ansah, begriff, daß der Fedier kein Dummkopf sein konnte.

Neben dem Kreuzwirt saß der Schützenmeister, einer der Jungen, einer, der am lautesten redete und dem der stierstarke Leib allein schon Ansehen im Kreise verschaffte. Der Jost Walker war ein Prachtsbursch, einer, wie sie einem da oben manchmal begegnen, und wie sie in den wilden Rahmen

des Berglandes passen, mit Gliedern wie Halbriesen, deren Muskeln die groben Kleider sprengen wollen. So mag der Tell von seinen Bergen gestiegen sein, ein mächtiger Mann, einer, der keine Kette erträgt. Aber auch diese Tellmenschen haben ihre häßlichen Seiten! Der Walker-Jost hatte sie, obwohl er ein schaffiger Bursch war. Er hatte ein etwas bleiches, aber volles Gesicht, schwarzes, welliges Haar, einen dichten schwarzen Schnurrbart über starker Lippe und schöne, glänzende, leicht vorquellende, dunkle Augen. Er war ein vermöglicher Bauernsohn, des angesehenen Miälers Einziger, der so gut als schon auf eignem Grund und Boden saß. Aber wenn er zu viel trank und es reizte ihn einer, so hatte er den Tod in den Augen. Und zuweilen geschah es, daß er zu viel trank, obgleich er unglaublich viel ohne merklichen Nachteil ertrug.

Er hatte jetzt ein volles Glas schweren welschen Weines vor sich stehen, das leerte er in zwei Zügen, schob es von Zeit zu Zeit einigen an einem angestoßenen Tische sitzenden Burschen zu und zog es dann, bis zum Rand wieder gefüllt, zurück.

Der Walker-Jost führte in der Versammlung das große Wort. Er hatte sich zu diesem Behufe von seinem Sitze erhoben, so daß sein dunkler Kopf beinahe an die Decke stieß, und redete mit einer lauten, starken, nur zuweilen etwas trunkheiseren Stimme auf die Männer ein. Ein neues Militärgewehr war eingeführt worden, das vermöge seiner Verbesserungen nicht mehr in den alten Schießstand paßte. Nun sollte Matten eine der ersten Gemeinden sein, die ihren Schießstand verlängerten

und ein neues Scheibenhaus erstellten. Die Kasse des Schützenvereins war voll; große prahlerische Worte fielen in der Versammlung, was alles aus dem Vereinsvermögen bestritten werden könne. Und als nun Jost Walker, der Schützenmeister, mit nicht gewöhnlicher Beredsamkeit die sofortige Anhandnahme des Baues empfahl, da schien anfangs niemand in dem dichtgefüllten Saale eine andre Meinung zu haben. Man sah viele Köpfe wichtig vor sich hinnicken. Selbst die Jäger und Strahler stimmten bei, die verwittertsten Gestalten unter der rauhen Männerschar, die in einer Saalecke über kleinen Branntweingläsern beisammen hockten.

Der Jost hatte sich gesetzt, der Fedier, der die Verhandlungen leitete, sah sich im Saale um und forderte zur Rede und Gegenrede auf. Eine Weile wurde ein Durcheinander von halblauten Stimmen hörbar, aber es schien sich keiner zum Wort melden zu wollen. Da räusperte sich ein hagerer junger Mensch in einer der Fensternischen.

„Der Gemeindeschreiber hat das Wort!" erklärte der Fedier. Und der Gemeindeschreiber begann zu reden. Seine Stimme klang nicht so kraftvoll wie die des Jost, aber er hatte eine klare und ruhige Art des Redens, und der helle Verstand, der hinter krankbleicher Stirn wohnte, verriet sich in jedem der langsamen, wohlüberdachten Worte. Offene hellblaue Augen gingen über die Versammelten und hielten ebenso wohlgemut den halblauernden Blick des Kreuzwirtes wie den in aufglimmendem Zorn sprühenden des Walker-Jost aus. Die abgemagerte, in etwas unbäuerischer Kleidung steckende Gestalt

lehnte leicht an den Fensterpfosten, die beiden, schwerer Arbeit unkundigen und dazu unvermögenden Hände waren aufs Gesims gestemmt, so daß die schmalen Schultern noch höher und die Brust noch eingesunkener erschienen als sonst. Der Kopf saß tief auf diesen Schultern und hatte dünnen, blonden Haarwuchs, wie ihn Leute aufweisen, die oft krank gewesen sind. Und der Regli-Lienhard hatte wenig gesunde Tage gesehen. Seine Mutter war an Auszehrung gestorben; er schien den Todeskeim auch in sich zu tragen, obgleich er zähe war und sich, so oft er sich im Frühjahr legte, doch immer wieder erholte. Gegenwärtig sagten ihm die Leute sogar das Gesundwerden nach. Er hatte Kapuziner werden sollen, hatte sich dann aber zu wenig kräftig dazu gefühlt, war in das väterliche Haus, des Brunngutbauern Eigenes, zurückgekehrt und hatte dann — ein Zeichen seiner Genesung, meinten die Leute — das um seines bescheidenen Lohnes willen wenig umworbene Gemeindeschreiberamt von Matten angenommen, das er wohl versah. Die Mattener sahen ihn mit einer leichten Scheu an, obwohl er einer der Ihrigen war, einesteils um seiner ungewohnt guten Schulbildung, andernteils um seines Geldes willen. Man sagte dem Regli-Lienhard nach, daß er steinreich sei; denn seine Mutter hatte ihm ein Vermögen hinterlassen, welches das des Brunngutbauern, der in zweiter Ehe eine Menge Kinder hatte, um das Dreifache übertraf. Und eine Base lebte dem Lienhard noch im nächstoberen Bergdorf, deren einziger Erbe er war, und die landauf, landab unter dem Namen „die reiche Seppe“ bekannt war.

Während der Lienhard sprach, herrschte ziemliche Ruhe; die Bauern duckten sich gleichsam knurrend vor besserem Wissen, ohne freilich sich überzeugen zu lassen. Es waren manche im Saal, die nicht ohne Interesse an des Lienhard Zügen hingen. Die waren weder schön noch häßlich, sie trugen jenen Stempel von Bescheidenheit, die zugleich Festigkeit ist, von Geduld und einer Art hellseherischer Ueberlegenheit, wie sie manchen Menschen eigen wird, die viel leiden oder gelitten und den Tod nicht mehr zum unsichtbaren Gefährten, sondern mehr zum Kameraden haben, mit dem sie klare Rechnung führen. Das noch bartlose Gesicht des Regli sah nicht alt aus; man mochte den Schreiber eher für jünger ansehen als die sechsundzwanzig Jahre, die er zählte, nur stachen die Backenknochen allzu weiß gegen die graubleiche Haut, und die Röte, die zuweilen unter die Augen stieg, war nicht die Gesundfarbe der Jugend. Nase und Mund waren wohlgebildet, um des letzteren schmale Lippen zuckte manchmal der Schalk, während er redete und einen oder den andern mit einem Scherzwort aufzog.

Der Gemeindeschreiber sprach gegen die beabsichtigte Vergrößerung des Schießraumes. Wenn das Scheibenhaus versetzt würde, so würde dadurch der schöne und nicht abzusperrende Weg durch den Mattener Wald gefährdet, der seit ein paar Jahren von Fremden, die im Sommer die beiden Mattener Gasthöfe heimsuchten, wie von Einheimischen gleich stark begangen war. Die fremden Gäste brächten aber Geld ins Land; da solle ihnen der schönste Spaziergang nicht gesperrt werden. Die alte Waffe,

die am Schützenstand sich alle die Jahre her bewährt habe, sei auch in Zukunft gut genug, und Matten brauche nicht die Nase zuvorderst zu haben, es sei noch früh genug, das neue Gewehr einzuführen, wann andre Gemeinden damit vorangegangen. Später aber könne vielleicht von einer gänzlichen Verlegung des Schießplatzes geredet werden. Die beiden Gasthofwirte böten jetzt schon eine schöne Summe, wenn der Schützenstand außerhalb des Dorfes gebaut werden wolle.

Der Fedier hatte schon, während Lienhard sprach, abgerissene Worte, die wie Knurren klangen, in den Bart gemurmelt. Als dieser nun mit einem warmen Aufruf an die Klugheit der Dörfler schloß, sah er sich nicht erst nach denen um, die das Wort heischen möchten, sondern schoß selber hastig von seinem Sitze auf, um auf die ketzerische Rede zu erwidern. Er war auch Wirt, aber es waren lauter Einheimische, die ihm die Stube füllten, und insbesondere blühte sein Geschäft an Schießtagen, da der Schießstand unmittelbar hinter seinem Hause sich befand. Was Wunder, daß er von einer Verlegung desselben nichts wissen wollte! Er redete anfänglich ruhig, wenn auch eine bissige Schärfe in seiner Stimme lag, aber sein Gesicht war verzerrt und spiegelte den mühsam verhaltenen Zorn wider.

„Was scheren die Fremden uns Mattener!“ rief er dann plötzlich ausbrechend in die Stube; „wir haben früher ohne die ‚Hudel‘ auch gelebt. Unsre Wege sind für uns, und wir wissen, denk' wohl, wann wir darüber gehen dürfen und wann nicht. Die aber, die es nicht wissen, sollen wegbleiben.“

„Und sonst tut es auch nichts, wenn da oben einmal einer von den ‚Zottern‘ verendet!“

Dieses Wort wurde so roh und kreischend in die Stube hineingeschrien, daß es im ersten Augenblick kein Echo fand. Sekundenlang war ihm Stille gefolgt, aber der Jost, der geschrien hatte und mit vor Wut weißem Gesicht neben dem Fedier stand, fuhr in wilder Rede weiter:

„Was? Ob da einer kommen dürfe, den Mattenern das Schießen zu verbieten! Der sei schon ein trauriger Lump, dem sein Gewehr nicht das liebste sei! Ein Stubenhocker müsse er sein, ein Feigling!“

Das von dem Schießverbot tat seine Wirkung. Die ganze Stube wurde lebendig. Die Mattener Schützen empörten sich. Die Jungen gröhlten durcheinander wie losgelassene Tiere. Und der Walker-Jost überschrie alle. Er gewann dann seine Ruhe wieder etwas zurück und hielt eine nicht unkluge Rede, halb nur wider die kleine Schar der Gegner, zur andern Hälfte wider den Regli-Lienhard. Der stand aschbleich an seinem Fenster, aber er zeigte auch nicht die mindeste Furcht inmitten des tobenden Haufens. Er benutzte den ersten Augenblick der Ruhe, um mit vor Erregung leiser Stimme noch einmal eindringlich zu warnen, daß man nicht Menschenleben gefährde um eines Vergnügens willen. Aber sie ließen ihn nicht ausreden. Der Walker-Jost, der ihm nicht grün war, weil sein Ansehen im Dorfe fast über dem seinen stand, streckte ihm die Faust unter die Nase und nannte ihn mit allen Schimpfnamen. Und seine Genossen taten es ihm nach.

In einer Ecke waren inzwischen zwei Gegner handgemein geworden. Es möchte auch an den Lienhard gekommen sein, der aber griff nach seinem Hute, richtete den schmächtigen Leib auf und schob sich schweigend zwischen den Tischen hindurch dem Ausgange zu.

„Tut, wie ihr wollt," murmelte er, nur den paar nächsten verständlich. Seine Ruhe hielt selbst die ärgsten Raufer von ihm zurück. Als er verschwunden war, hatten der Fedier und der Walker-Jost gewonnenes Spiel. Eine närrische Begeisterung hatte fast alle Versammelten ergriffen, der Bau des neuen Schützenstandes und die Verlängerung des Schießplatzes wurde mit stürmischem Mehr beschlossen und dafür eine so hohe Summe ausgesetzt, daß sie die Vereinskasse mit einem Male ausschöpfte.

Zweites Kapitel

Das neue Scheibenhaus war erstellt und eingeweiht. Sonntag für Sonntag pfefferten die Schüsse aus dem Dorfe nach den Zielen. Sogar die Weiber liefen nach dem Stand und handhabten die Gewehre, ein glühender Eifer hatte gleich einem Rausche alle gepackt, und alles nur, weil einer wider das Schießen sich zu reden getraut hatte. Nicht, daß sie dem Regli-Lienhard gezürnt hätten. Er und seine wenigen Anhänger wurden kaum beachtet, sie waren unterlegen und stumm gemacht, aber ein wahrer Schießteufel saß dem Volk im Nacken, und der Kreuzwirt mochte schmunzeln ob dem Zuspruch, den seine Wirtschaft hatte.

Jeden Sonntag konnten sie auf dem Mattener Waldweg einzelne Patronenhülsen zusammenlesen. Die Schüsse verirrten sich leicht nach dem schönen, steinversteckten Pfad. In den Gasthäusern warnten sich die Fremden, an Schießtagen diesen Weg zu benutzen. Ungewarnte aber betraten ihn sorglos, und dennoch war keinem ein Unglück geschehen. Es mochte das sein, das auch die Einheimischen dreist machte. Die Mattener selber liefen durch den Mattener Wald, ob der Schützenstand Feuer und Tod spie oder nicht. Und Sonntag für Sonntag verging, ohne daß irgend etwas geschah, was des Gemeindeschreibers Meinung bestätigt hätte. Wenn einer an dessen Rede erinnerte, so zuckten sie lachend die Achseln. Der Walker-Jost triumphierte; er sah sich selber für den mächtigsten Förderer des Schießwesens an und verdoppelte seinen Eifer, je mehr die Erfolge seiner Schützen im Dorf und auswärts bei der fortwährenden Uebung wuchsen. Es schien, als müßte selbst die zweite Leidenschaft, die ihn beseelte, hinter seiner Schießwut zurückstehen. Er vernachlässigte in letzter Zeit selbst das Mädchen ein wenig, bei dem er sonst immer gesteckt hatte, und von dem sie im Dorfe redeten, daß es dem Jost mehr als das Leben gelte. Erst ein Spätherbstsonntag fachte auch dieses Feuer neu an. Da aber brannten zwei Flammen in der Brust des jungen Bauern, und sein Blut sott unter ihrer Glut. —

Die letzten Schüsse verpufften vom Schützenstand. Die Dämmerung brach herein, und selbst die allerwütendsten Schützen mußten die Gewehre beiseite legen. Der Stand war noch gedrängt voll gewesen.

Jetzt schlug der Walker sein Schießbuch zu und stieg von seinem erhöhten Platze. Er war hemdärmelig, aber trotz des kühlen Herbsttages perlte ihm der Schweiß auf der Stirn, und in seinen Augen flackerte ein unstetes Feuer. Die Literflasche schweren Weines, die neben seinem Sitze gestanden hatte, war leer. Er hatte ihr öfter als gut zugesprochen und in den Zorn hinein getrunken. Zwei Fremde waren vor kurzem noch auf dem Schießstand erschienen, hatten sich unter die Bauern gemischt und dabei gesprächsweise und ohne böse Absicht eine Aeußerung getan, die auf das Gefährdetsein des Mattener Waldweges Bezug gehabt hatte. Der Walker-Jost hatte laut und grob geantwortet. Ein kurzer Streit hatte sich erhoben, während dessen Verlauf die beiden Fremden sich dermaßen von drohenden Gesichtern umgeben gesehen hatten, daß sie vorgezogen hatten, sich zu entfernen. Aber das heiße Blut des Walker-Jost war noch rege. Er hatte eine Falte zwischen den Augen sitzen, und ein gefährliches Glänzen war in seinen Blicken.

„Die verdammten Fremden haben mir den ganzen Tag verdorben!" knurrte er ein paar Burschen zu, die mit ihm zugleich den Stand verließen und, mit derben Späßen um sich werfend, seine schlechte Laune verspotteten.

„So lauf zum Viktori, daß dir das Gesicht wieder süß wird," höhnte ihn einer. Aber ein andrer, ein Bursch mit einem scheelen, versteckten Blick murmelte halblaut ein „bei der hocken schon andre" durch die Lippen.

Die Stirn hatte sich dem Jost dunkel gefärbt.

„Haltet die Mäuler oder es gibt Krieg!" murrte er und spannte die Finger fester um den Stutzen, Er tat rasch ein paar Schritte den andern voran und verschwand, über ein paar Steinstufen steigend, in der Stube des über der Gasse gelegenen Kreuzwirtshauses. Die Genossen zischelten untereinander, ehe sie ihm folgten. Sie fühlten sich stark in ihrer Ueberzahl, und sein Wesen forderte sie heraus. Nicht lange, so tönte der Lärm ihrer weinheiseren Stimmen aus der Kreuzwirtsstube. Aber der Walker-Jost wich ihnen aus; nicht aus Feigheit, sondern weil er andres vorhatte. Es war keine Viertelstunde vergangen, ehe er aus der Küche des Kreuzwirtes in dessen Hausflur und ins Freie trat. Er hatte sich derwegen unbemerkt von den andern hinweggemacht. Er schien ruhiger geworden zu sein, denn sein Gesicht war bleich, und das Glänzen und Glimmen in seinen Augen war heimlicher geworden. Und langsam stieg er die steile Gasse hinan.

Es war beinahe dunkel geworden. Die braunen niederen Hütten warfen dichte Schatten in den Weg, gegen die Dämmerung im Dorf schien der Himmel hell, ein Stern tauchte über den Rienbergtannen im Osten auf, ein zweiter folgte. Zwischen den Häusern flüsterte der heimliche Föhn.

Wo die Gasse auslief, lag zwischen den zwei letzten Hütten ein kleiner, nach drei Seiten geschlossener, nur gegen die Gasse hin offener Hof. Von den Fenstergesimsen des unteren Holzbaues hing üppiger Nelken- und Geranienbluft in diesen Hof und verlieh der alten, unscheinbaren Hütte ein heimeliges und sauberes Ansehen. Unter diesen

Fenstern hockte das Gamma-Viktori auf einer Holzbank und ließ sich von ein paar Dorfbuben, die ihr gegenüber auf einer Bretterschicht Platz genommen hatten, mit Worten und Blicken schöntun. Neben ihr aber stand, an die rauchschwarze Tür gelehnt, der Regli-Lienhard und weidete die Augen an dem noch kindlich weichformigen Leib des Mädchens. Dieses trug einen kurzen Rock, darunter die nackten Füße sich nicht verbergen konnten; eine ärmellose Jacke schloß sich eng an die schmale Brust; daraus traten zwei kurze, grobe weiße Hemdärmel und, leuchtender, weißer, zwei just erst sich rundende Arme, die manchmal ein wenig behaglich, ein wenig faul hinter den dunkeln Kopf gelegt wurden und dann wie der Rahmen eines Madonnenbildes waren.

Viktoris roter kleiner Mund war in scherzhaftem Schmollen verzogen, ihre schwarzbraunen Kirschenaugen blitzten und lachten aus dem runden, braunen, lieben Gesichtlein, und wenn der Kopf sich in die Hände lehnte, so quoll das krause schwarzbraune Haar über Stirn und Wangen. Die Augen der Dorfbuben sogen sich an des Bergführers Gamma sechzehnjährigem Mädchen fest, und es war keiner unter ihnen, dem nicht das Herz im Leibe nach dem Kinde zitterte, wenngleich sie jetzt sich alle überboten, dasselbe zu necken. Und Viktori war es schon gewohnt, daß ihr die Burschen nachstrichen; sie hatte keine Mutter mehr, die sie eingesperrt hätte, und der Vater, der Führer und Strahler, war viel aus und kümmerte sich nicht groß um seine Einzige. Dennoch wurde annoch von dem Mädchen nichts just Schlechtes geredet.

„Nun, rede jetzt, nimmst mich oder nimmst mich nicht?“ ließ sich eben der Fedier-Kasi vernehmen, des Kreuzwirts Sohn, der inmitten der andern hockte und ein Gesicht hatte, häßlicher als sein Vater noch.

Viktori lachte hell. „Da mach' ich noch lieber mit dem Scheuchlappenmann Hochzeit, den mir die Nachtbuben im Langsi*) aufs Dach gesetzt haben.“

Die Burschen wieherten auf.

„Hoho, vielleicht besinnst dich doch noch anders!“ gröhlte der Kasi.

„Nein, nein, es ist schon ausbesonnen! Mich will es, gelt, Maitli?“ schmeichelte mit unendlich dummem Gesicht der Senni-Kari, der neue Bäcker, und machte Anstalt, sich zu erheben.

Aber Viktori fuhr von ihrem Sitz empor und blitzte ihn mit den dunkeln Augen an.

„Sitzen bleibst oder ich laufe hinein! Wenn du stehst, ist eines nie sicher, daß ihm deine Teigfinger nicht ins Gesicht fahren, du Teigaff'!“

Wieder schallte das Gelächter der Burschen. Und so gingen das Gestichel und die derben Scherze hin und wieder. Nur der Regli-Lienhard vergaß das Reden vor dem Schauen. In seinem bleichen Gesichte stand ein Ausdruck, der fast Qual war. Des Mädchens Art schien ihm leid zu tun, das Viktori war ihm zu gut für die Buben, er hätte es stiller, züchtiger gewünscht, aber er redete sich ein, daß das Mädchen eine mutterlose Waise sei, und seine Augen ließen nicht von ihr, als müßte er sie hüten.

---

*) Langsi = Frühjahr.

Nach einer Weile redete einer der kühler gebliebenen Jungburschen davon, nach dem „Kreuz“ hinunterzugehen. Es sitze sich zu trocken hier. Die Rede fand Echo. Einer nach dem andern erhob sich. Ein paar Augenblicke standen sie im Kreise um das Mädchen, streckten die derben Hände nach ihr, kneiften sie hier, tätschelten sie dort, aber Viktori fuhr wie eine Wildkatze zwischen ihnen hindurch und stellte sich hinter den Lienhard. Da fingen sie den zu verspotten an. Weil er ihnen aber nur lächelnd Bescheid gab und seine Ruhe ihn über sie erhob, trollten sie sich allmählich; des Kreuzwirts Wein zog sie zu mächtig.

Ganz zuletzt stand nur noch der Lienhard bei dem Mädchen.

„Ist dir denn bei dem Gerede wohl?“ fragte er heimlich und neigte sich näher zu ihr, die sich wieder auf die Bank gesetzt hatte. Viktori wurde rot und zuckte halb ungeduldig, halb verlegen die Achseln.

Da suchte der Lienhard mit ehrlichem Blick ihre glänzenden Augen. „Ich meine es recht mit dir. Hast mich nicht gern?“

Viktori sah vor sich nieder. Sie war frühreif, sie wußte, was die Rede bedeutete. Und ein Gefühl, aus Angst und Befriedigung gemischt, war in ihrem Innern. Angst, weil sie ahnte, daß ihr da ein Glück geboten wurde, und ihr doch nicht um Jasagen war.

Der Lienhard suchte ihre Augen. Sein Atem traf ihr Gesicht. Er legte den Arm um ihre Schulter. Viktori hatte beide Hände um ein Knie gelegt und

vermochte die Verlegenheit nicht abzuschütteln, sie zog die Achsel hoch, als brenne sie seine Hand, und doch wagte sie kein Wort.

„Du bist noch jung, Maitli," sagte der Lienhard, und seine Stimme bebte vor Ernst und Aufrichtigkeit, „verstehst mich noch nicht so, was ich meine am Ende, gelt? Aber ich will schon warten, und du mußt nur wissen, daß es einer aufrichtig mit dir meint, du mußt nur Zutrauen zu mir haben, gelt?"

Viktori schlug die schönen Augen voll zu ihm auf. Sie lächelte fast: sie — und nicht verstehen! Aber sie wollte ihm eben ein gutes Wort sagen; seine Art hatte ihr wohlgetan. Da stand einer am Hofeingang und glotzte sie beide an. Hoch, nüchtern, mit untergeschlagenen Armen und einem heimlich glimmenden Blick.

„Guten Abend," sagte der Walker-Jost. Er sagte es sonderbar. Das Viktori tat einen scheuen, erschrockenen Blick nach ihm hin und sah im unsicheren Dämmerlicht seinen Mund zu einem spöttischen Grinsen verzogen.

Der Lienhard hatte sich aufgerichtet. Ein Zug leisen Unwillens schattete sein Gesicht. Aber der Walker-Jost trat plötzlich ein paar Schritte dicht an die beiden heran.

„Was suchst eigentlich du hier?" fuhr er den Lienhard an.

Der lehnte sich an die nahe Hüttenwand; der Ton des andern hatte ihm die Farbe aus dem Gesicht gejagt, nur in der sonst bleichen Stirn brannte ein roter Fleck, und sein Atem flog.

„Hoho, ist das etwa dein Boden?“ gab er mit schlecht verhaltenem Grimm zurück.

Da fuhr des Jost Faust auf wie ein Beil und traf ihn auf den bloßen Kopf. Er fiel nieder wie ein geschlagener Stier; kein Laut kam von seinen Lippen.

„Jesus, mein Gott!“ stammelte Viktori mit weißen Lippen. Es war alles wie der Blitz geschehen.

Der Jost schien von einer wilden Gier befangen. Er riß das Mädchen von seinem Sitz auf in seine Arme, warf sich selber auf die Bank und ließ es auf seine Knie nieder.

„Hast mich gern oder den da?“ keuchte er. Viktori hing halb ohnmächtig und willenlos in seinem Griffe, aber es schien, als berausche sie sich an seinem heißen Atem.

Der Gefällte lag reglos neben ihnen. Es wurde dunkler und dunkler im Hof, und die Gasse lag wie ausgestorben; nur vom „Kreuz“ herauf drang manchmal ein kurzes Johlen. Die Gesichter des Mädchens und des Burschen waren einander so nah, daß eines das Weiße in des andern Augen glänzen sah.

„Meinst, ist er tot?“ hatte das Viktori freilich noch mit angstweiten Augen gestammelt.

Aber: „Sei kein Narr! Ob einem Faustschlag kommt keiner ums Leben!“ hatte der Jost zurückgegeben. Dann hatte er das Mädchen mit seinen Liebkosungen fortgerissen.

„Keinen andern sollst lieb haben, hörst, keinen andern,“ brachte Jost fliegenden Atems einmal über die Lippen.

„Keinen andern,“ gab Viktori zurück. Aber in

dem Augenblicke schauerte ihr schmächtiger Leib zusammen. Die Erinnerung an den Lienhard kam über sie. Sie hob den Kopf und lugte über den Arm des Jost nach der Hüttenecke. Es war jetzt so dunkel, daß sie den Körper am Boden nicht mehr zu unterscheiden vermochte. Aber ein leiser Seufzer kam aus der Richtung herüber, wo er lag.

„Er erwacht,“ wollte Viktori stammeln. Da ließ der Jost sie schon zu Boden und reckte sich. Vom „Kreuz“ her schollen wirre Stimmen, so, als machten sich ein paar Weinselige von dort auf den Heimweg.

„Geh hinein,“ sagte der Jost hastig und wies nach der Tür.

Viktori zögerte, sie hatte Furcht vor dem Daliegenden, dem sie sich genähert hatte.

„Gehst hinein!“ befahl Jost laut und barsch.

Erst, als sie gehorsam in die Tür geschlichen war, wandte auch er sich eilig und bog um die Ecke gaßaufwärts, noch ehe die vom „Kreuz“ heimkehrenden Burschen nahe genug waren, ihn zu erkennen.

Eine kleine Weile verging, während welcher der Niedergeschlagene im Dunkel seiner Ecke lag und die leisen Zeichen zurückkommenden Lebens durch seinen Leib rannen. Die heimkehrenden Burschen waren durch die Gasse hinauf- und vorübergestiegen und hatten ihn nicht bemerkt. Als es wieder ganz still geworden war, tat sich des Gammas Hüttentür vorsichtig auf, und Viktoris farbloses Gesicht lugte durch die Spalte. Sie spähte umher und kam gleich darauf mit einer kleinen Laterne wieder; mit der leuchtete sie dem Lienhard ins Gesicht. Er lag noch

mit geschlossenen Augen, aber sein Mund war geteilt, und er atmete ruckweise und mit leisem Stöhnen. Da eilte das Mädchen nach Wasser und begann ihm Stirn und Schläfen zu netzen. Ueber ein kurzes schlug er die Augen auf. Sein Blick war verstört, aber allmählich wurde er klarer und fand Viktoris ängstliche Augen. Der Lienhard hob die Hand und griff sich an die Stirn, dann schaute er wieder nach dem Mädchen. Es war ein halb fragender, halb vorwurfsvoller Blick. Viktori erhob sich und trat einen Schritt zurück, sie knüllte verlegen die Rockfalten. Da stützte sich Lienhard an der nahen Wand und arbeitete sich langsam vom Boden auf. Er sagte kein Wort. Dem Viktori war dennoch, als bedeute sein Wesen die Frage: „Hältst du zu dem andern? Warum zu so einem?"

Plötzlich wandte er sich von ihr ab, noch immer wortlos, noch immer halb verwirrt und mit taumelnden Schritten. An der nahen Mauer des nächsten Hauses noch einmal sich haltend, verließ er den Hof.

Viktori schlich in die Hütte zurück, als hätte sie einer mit bitteren Scheltworten überhäuft.

Drittes Kapitel

Alle bösen Mäuler von Matten — und deren waren wie anderwärts nicht wenige — klapperten wie die Mühlen.

Der Gemeindeschreiber liege am Sterben, war die eine und erste Neuigkeit! Sein altes Leiden halte ihn danieder, redeten die Ungefährlicheren und

Uneingeweihteren! Er habe einen heimlichen Stich oder Schlag bekommen, maulten andre. Und die bezeichneten heimlich den Walker-Jost als den Täter, obgleich keiner sich offen an ihn wagte. Es schien aber, als wollte der just jetzt Gutes von sich reden machen, denn er schaffte wie der fleißigste Knecht, war nüchtern wie der Pfarrer selber und machte durch die wohlüberlegte und gedeihliche Verwaltung des Schießwesens und einiger sonstiger ihm obliegenden Aemter Aufsehen. Ganz wenige wollten wissen, daß er allnächtlich bei des Gammas Viktori hocke, daß die zwei in einer Liebe zusammengewachsen seien, wie noch keine erlebt sei, und daß der Gamma sowohl wie der Miäler nichts gegen eine demnächstige Heirat hätten!

Mitten in diese Zeit fiel ein Vorkommnis, das zu Matten einen Sturm entfesselte. Nach wie vor waren die Mattener Schützen emsig gewesen, und nach wie vor hatten sich Fehlkugeln in die Steine am Mattener Waldwege verirrt. Da lief eines Sonntagnachmittags, kaum daß das Geknatter vom Schießstand seinen Anfang genommen hatte, die Kunde durchs Dorf: Auf dem gefährdeten Wege sei ein Fremder erschossen worden. „Erschossen nicht, aber auf den Tod verletzt," wußte eine zweite Stafette zu berichten. — Am Abend aber redeten sie in den Wirtshäusern schon: Bah, am Arm hätte die Kugel den „Fötzel" gestreift, und was brauche der in den Weg zu laufen.

Am lautesten ging es beim Kreuzwirt her. Dort fuhren die Fäuste auf die Tischplatten, die Flüche und Schelte hallten von einer Wand zur andern.

Der verletzte Fremde war der Feind des ganzen Dorfes geworden. „Was suchte der da oben, Raum mußten sie, die Mattener, haben, wenn sie schießen wollten. Man könne schon nirgends mehr gehen im Sommer, ohne daß man an die fremden Hudel hinrenne! Der Teufel hole sie alle!"

So ging das Schimpfen und Schreien. Und die nicht überreinliche untere Stube dröhnte vom Gepolter; ein erstickender Tabakqualm und eine scharfe, heiße Luft erfüllten sie. Plötzlich erhob sich in einer Ecke eine junge eisengliedrige Gestalt; den Kopf an die niedere Diele gereckt, das Weinglas in der Faust, überschrie der Walker-Jost die Bauern:

„Jetzt werden sie uns wieder ans Schießen wollen! Ihr werdet es schon sehen. Verbieten werden sie es uns wollen! Aber da sind wir dann auch noch da, mein' ich!"

„Ja, beim Eid, und das sind wir!"

„Sie sollen nur anbändeln mit uns."

„Da wollen wir denn doch sehen, wer Meister ist!"

Des Walker-Jost Dazwischenruf hatte gezündet. Hätte sich in diesem Augenblick ein Gegner des Schießwesens gemeldet, sie würden wie die Wölfe über ihn hergefallen sein.

„Der Camenzind, der Rößliwirt, will klagen gegen uns," wußte einer darauf zu melden, der dabei gewesen war, als der verletzte Fremde nach dem „Rößli", wo er wohnte, zurückgekehrt war.

Hiernach ging der Aufruhr erst recht an. Sie brüllten und tobten, und ein wenig stiller als sonst, aber gehässiger stand den Schießnarren der Jost voran. Der welsche Wein floß in die Kehlen und

über die Tische, der Fedier hülpte zwischen Stube und Keller unermüdlich hin und her, schenkte ein und schürte den Durst und die Leidenschaft.

An dem Abend und in der Kreuzwirtsstube wurde das Gewitter gebraut, das sich zwei Wochen danach über den Rößliwirt und sein Haus entlud. Der hatte im Verein mit dem durch den Schuß verletzten Fremden Klage erhoben.

Kurz danach hatte der Verhörrichter zu Matten geamtet. Und an demselben Tag fand sich eine Rotte junger Bursche vor dem „Rößli" ein. Dessen wenige Gäste wurden mit Schimpfworten überhäuft, Steine flogen gegen die Fenster, und die im Erdgeschoß gelegene Gaststube wurde mit Unrat beworfen. Eben hatte einer der Schreier geraten, den Rößliwirt herabzuholen, um an dem ein Exempel zu statuieren. „In den Mattener Bach mit ihm!" kreischte einer aus dem Haufen, und den andern fehlte die Lust nicht, den Rat in die Tat umzusetzen. Da erschienen der Pfarrer und ein paar ältere Männer, denen es gelang, die Unbesonnenen von weiteren Ausschreitungen zurückzuhalten. Da trat auch ein magerer, totenbleicher Mensch, dem der Tod aus den Augen lugte, unter die Erregten und redete auf sie ein. Und sie sahen mit einer abergläubischen Scheu auf ihn, denn es hatte keiner erwartet, den, den Gemeindeschreiber Lienhard Regli, noch einmal in der Gasse zu sehen.

Der Lienhard aber schien noch einmal den Tod zu zwingen. Er ging von dem Tage an wieder im Dorfe herum und gab offen denen recht, die den Schützenverein verklagt hatten. Er mahnte und riet;

und es gab Leute, die auf ihn hörten. Er hatte auch eine seltsame Art an sich, einen hohen und würdevollen Ernst, als sei er der Priester wirklich geworden, den sie hatten aus ihm machen wollen.

„Er ist einer wie ein Engel," sagten damals ein paar empfindliche Weiber zu Matten von ihm und trockneten sich die Augen dabei. Bei dem Viktori sah ihn niemand mehr, nur wenn das Mädchen ihm zufällig in den Weg lief, hätte ein scharfer Beobachter ihm das Blut in die Wangen fahren sehen können, und sein überernstes Gesicht trug dann einen Zug, als plagte ihn heftiger körperlicher Schmerz.

Gegen den Lienhard stand der Walker-Jost auf, als dieser merkte, daß jener für seine Mahnungen willige Ohren fand. Und der Jost verstand die Bauern bei ihrer empfindsamsten Seite, ihrem Eigendünkel, zu fassen und ihre ganze Halsstarrigkeit zu wecken und gewann auch die zurück, die auf den Lienhard gehört hatten.

Der Verhörrichter kam zum zweitenmal angefahren, diesmal, um zu untersuchen, wer an dem Aufruhr vor dem „Rößli" schuld trage. An die zwanzig wurden vor den Beamten und seinen Schreiber geladen. Das gab ein Fragen und Examinieren, das vom Morgen zum Abend dauerte. Und am Abend schimpfte der Beamte: „Stierengrind' habt ihr alle miteinander, und alle miteinander sollte man euch einsperren!" Denn er hatte auch nicht einen einzigen Schuldigen ausfindig machen können. Die Bauern hatten geschwiegen, als seien ihnen die Mäuler vernagelt.

Schließlich kamen die Mattener wegen des Aufruhrs mit einer Verwarnung davon. Der Prozeß aber wegen ihres Schießstandes, den ihnen der Rößliwirt aufgehängt hatte, schwebte noch. Eine Gerichtskommission kam ins Dorf, besah sich den Stand und den Mattener Weg und ließ sich von dem Mattener Schützenmeister, dem Walker-Jost, und dem Fedier alles Nötige erklären. Nachher saßen sie bei Fedier, dem Ratsherrn, der auch im Tale viel galt, beim Schoppen.

Einen Winter lang dauerte der Prozeß. Als die Lawinen von den Halden fuhren und um die Zeit, da das Schießen zu Matten wieder anging, hatten die Dörfler ihren Prozeß gewonnen. „Das Schießwesen dürfe als eine gute und dem Vaterlande hochnützliche Sache nicht behindert werden," hatte der Spruch gelautet. Da fuhr die Freude den Schießnarren wie ein Teufel in den Leib. Das Gericht hatte zwar verfügt, daß an Schießtagen an dem gefährdeten Weg Wachen aufgestellt werden müßten, um Fremde zu warnen, aber die Schützen von Matten lachten hell auf: „Ha, wer sich da hinaufstellen müßte! Im Recht sind wir: so haben sie es uns zugesprochen, und das sind wir auch! Jetzt sollen uns die andern blasen. Wer in den Weg da oben läuft, der mag selber auf sich schauen!" Als sie das ausschrien, war es noch zu früh im Jahr, als daß schon fremde Gäste sich zu Matten gezeigt hätten. Acht Sonntage lang schossen sie, und die Begeisterung hielt noch immer an. Auch die alte Sorglosigkeit war wieder da. Die Einheimischen liefen über den Waldweg, ob

Schießtag war oder nicht. Und es geschah keinem ein Leides.

Im Juli kamen die Fremden in die Berge gestiegen. Zu Matten füllten sich die Gasthäuser wie noch nie. Da hoben die Bauern witternd die Nasen. Jetzt galt es festhalten. Der Schießstand hatte nicht mehr Raum für alle, die herliefen, den fremden „Hudeln“ zum Trotz. Aber der Rößliwirt, einer, der sich nicht fürchtete, tat dem Schützenverein zu wissen, daß er abermals Klage einreichen werde, wenn nicht dem Spruch des Gerichts gemäß am Mattener Waldwege Wachen ausgestellt würden. Das war ein Funke ins Pulverfaß! „Steh selber Wache!“ kam ihm der Bescheid höhnisch zurück, und am darauffolgenden Sonntagmorgen, auf dem Weg zum Gottesdienst, als der vom „Rößli“ furchtlos zwischen den Bauern schritt, stichelten die Burschen, umdrängten ihn mit schlagbereiten Fäusten, und ein drohendes Murren ging von Mund zu Mund:

„Schick nur heut deine Fremden auf den Waldweg! Wenn einer droben hinfällt, ist es nicht mehr Zufall gewesen! Sehen wollen wir noch, ob wir unsre Wege verbieten können oder nicht!“

Bei dem darauffolgenden Gottesdienst hatte der Pfarrer eine undankbare Herde. Es lag etwas in der Luft, wie eine unbestimmte Gefahr, so, als wäre Krieg nah, oder so, als schliche der heimliche Föhn durch die Gassen und spiele mit Brandfeuer. Und kaum war der Weihwedel über die geneigten Häupter der Männer und Weiber gefahren, so drängten sie nach der Tür, und ein Leben und Reden

war in den Scharen der Heimkehrenden, wie an einem großen Gemeindetag. Die Weiber sahen mit scheuen Blicken nach ihren Männern, die hatten erhitzte Gesichter, und die Wirtshäuser wurden an diesem frühen Morgen schon voll.

Lienhard Regli hatte als einer der letzten die Kirche verlassen. Er hustete, als er ins Freie trat, und fuhr fröstelnd zusammen, obwohl die Sonne ihre weißen Flammen über den tiefblauen Himmel ergoß! Sein Gesicht war fast so weiß wie der frische weiße Hemdkragen an seinem farbigen Kattunhemd, die Augen lagen tief unter der Stirn, und die sonst hellblauen schienen dunkel, aber sie hatten einen wundersam freien, geraden und mutigen Blick. Lienhard schritt auf unsicheren Knien um die Kirche herum und bog nach der Straße hin. Das Zischen des Mattenbaches scholl unter der Mauer herauf, die den Kirchgarten abschloß. In der Beinhausecke stand der Walker-Jost mit dem Gamma-Viktori. Er trug sein dunkles Sonntagsgewand und sah stattlich aus. Sein schwarzes Haar schimmerte in der Sonne. Viktori war wie ein Spielzeug im Bereich seiner mächtigen Arme. Aber ihre Blicke hingen durstig aneinander. Das Mädchen hatte ein schwarzes Kleid an, ein weißseidenes Tüchlein war um seinen Hals gewunden, sonst war es fast ärmlich angetan. Aber sein Gesicht war wie der Tag selber hell, und schön; die dunkeln Augen leuchteten froh.

„Heut in vierzehn Tagen," sagte der Jost eben, als der Lienhard vorüberging. Das Mädchen drängte näher an ihn heran, und er packte es und preßte es an sich. Sie waren heute von der Kanzel herab

verkündigt worden. In vierzehn Tagen sollte die Hochzeit sein.

Viktori sah den Lienhard an, als er schon vorüber war; sie errötete, und einen Augenblick schien es, als schrecke sie vor dem Jost zurück, so, als hätte des andern Erscheinen einen Schatten über diesen geworfen.

„Ich muß nach dem Schießstand,“ sagte der Jost da plötzlich und als ob er sich jetzt erst an eine Pflicht erinnerte. Er nahm Abschied. Viktori sah ihm lächelnd nach, und jetzt war sie doch wieder stolz auf ihn. Daß heute ein besonders wichtiger Schießtag war, wußte sie kaum, wenn eines, so kümmerte sie sich nicht um die Dorfhändel, und wenn der Jost bei ihr gesessen, hatte er nicht Zeit gehabt, von andern Dingen als seiner Liebe zu reden.

Das Mädchen schritt seiner Behausung zu. Als es an der steilen Gasse in den Hof einbog, krachte der erste Schuß vom Schießstand her. Viktori lächelte, sie dachte an den Jost und war glücklich. War es nicht zum Staunen, daß der habliche Bursche auf sie, das blutarme Mädchen, verfallen war?

Während sie sich ihr karges Mittagbrot richtete — ihr Vater war mit Fremden aus —, spann sie die Gedanken weiter: Ein wenig rauh war er wohl, der Jost, ein wenig wild sogar, und dem Wein war er nicht abhold! Aber das konnte sich bessern in der Ehe! — ‚Der andre wäre schon ein Braver, der Gemeindeschreiber! Ja, aber allzu brav ist langweilig, und man heiratet nicht, daß einem der Mann in ein paar Wochen wegstirbt! Und dann — der

Lienhard war zu weibisch, zu sanft. Spüren mußte man's, wenn einer eines anpackte, und wenn der Jost seine Liebe zeigte, war es zu spüren!' So sann das Mädchen und verlebte mit seinen Glücksgedanken einen Sonntag voll sonderbarer Feierlichkeit.

Der Mittag neigte sich schon dem Abend entgegen, als ihr plötzlich einfiel, daß sie der gewohnten Sonntagsfreude vergessen; mit ein paar Kameradinnen zusammenzuhocken, an einer Ecke herumzustehen und sich von den Buben den Hof machen zu lassen. Sie erhob sich von ihrem Fensterplatz, wo sie sich nach dem Essen niedergelassen hatte. Sie hatte noch das dunkle Kirchenkleid an, und die Eitelkeit stach sie, daß sie einen hellen Sommerrock aus dem Kasten holte und sich fast wie zum Tanze schmückte. Es kam vor, daß die Burschen nach dem Schießen ihre Mädchen ins Kreuzwirtshaus holten. Fast war es ihr, als müsse der Jost heute nach ihr ausschauen. Und sie kleidete sich sorgfältiger als gewöhnlich, tat ein seidenes Band um den zarthäutigen Hals und schlang ein gleiches in das dunkle, weiche Haar. Als sie darauf die Hütte verließ, zuckte ein zufriedenes Lächeln um ihre roten Lippen. Ihre Brust weitete sich, sie machte eine Bewegung der Arme, die wie ein Verlangen nach einer Umarmung war, und der Mund überfloß ihr von einem kurzen Trällern, das viel lieber ein Jubeln geworden wäre. Es war ihr so unsagbar fröhlich zumute.

Sie hatte wenige Schritte getan, als sie eine Reihe gleichaltriger Genossinnen die Gasse heraufkommen sah. Die gingen Arm in Arm, die Breite der Gasse einnehmend; ihre Gesichter waren von

Sonntagsfreude hell, und die Augen guckten ein wenig neckisch, ein wenig scheu, ein wenig lüstern nach den Burschen aus. Sie waren Viktori abzuholen gekommen und nahmen sie in ihre Mitte. Miteinander stiegen sie die Gasse wieder hinab, drückten sich am „Kreuz" herum und ließen sich mit ein paar Burschen ein, die dort unter der Wirtsstubentür standen. Dann, als diese Zuzug vom Schießstand erhielten und ihre Scherze lauter und aufdringlicher wurden, zog Viktori die Reihe an, und lachend und schäkernd liefen sie über die Mattenbachbrücke einem stilleren Dorfteil zu.

Die Sonne stand tief über dem weißen Mittaggletscher, der gleich mächtiger, erstarrter See mit toten weißen Wellenkämmen und blauen Untiefen in das Mattener Tal hinunterleuchtet. Die Ostspitzen der Berge, der Rienalpstock und der graue Gemsgrat, in dessen zerrissenen Schroffen der Schnee ewig haftet, waren in goldglühendes Rot getaucht. Wie der Abglanz eines mächtigen Brandes lag es über dem Tal, warm und mild leuchtete es über den dunkelgrünen Matten, über dem schwarzen, schweigenden Wald. Dasselbe warme Licht war über die braunen Hütten gegossen und belebte und edelte die meist grobzügigen Gesichter der Mädchen, wie sie noch immer Arm in Arm zum Dorfe hinaus und auf dem diesseitigen Mattenbachufer dem kleinen, höher gelegenen Weiler Mattenalp zustiegen. Die Mattener liebten es, an Sonntagen diesen Weg zu gehen. Er lag parallel mit dem Waldpfad und führte zum gleichen Ziel, obwohl er länger und weniger schattig war.

Die Mädchen stiegen langsam aufwärts, zuweilen tat eines einen Blick nach dem Schießstand hinüber, wo man die Burschen dicht aneinander gedrängt stehen sehen konnte und von woher Blitz auf Blitz nach den Scheiben drüben über dem Bache fuhr. Einmal wies eins, des Kreuzwirts rothaarige Tochter, nach dem Waldpfad hinüber und meinte, er liege ganz verlassen. Es wagte sich doch keiner von den Fremden hinauf heute.

„Ja, ja," meinte eine andre, „es möchte auch gescheiter sein, wenn sie wegblieben. Der Marti, des Fluhbauern Bub, habe gesagt, daß es heute keinem braven Schützen darauf ankomme, wenn er eine lebendige Scheibe träfe!"

So redeten sie hin und wieder, stritten für und wider die Dorfburschen und kamen unter Pappeln und Kichern an den Steg, der den Waldpfad mit ihrem eignen Wege verband. Eine schöne Matte lag auf dem jenseitigen Ufer. Sie liefen hinüber und setzten sich ins Gras, schauten nach dem Mittaggletscher, auf den langsame Schatten sanken, wurden wortkarg und träumerisch, als der Rosenschimmer auf den Bergen erlosch und die ersten Nachtnebel aus den Trümmerhalden stiegen.

Plötzlich mahnte eines zur Heimkehr. Da flogen sie auf wie eine Schar verscheuchter Tauben. Vielleicht versäumten sie eine lustige Stunde, wenn sie länger verweilten! Das Schießen mußte bald zu Ende gehen! Ein paar, die schon einen Schatz unten im Dorfe hatten, fühlten plötzlich das Heimweh in den Gliedern!

„Gehen wir hier zurück!“ sagte Viktori leichthin und wies nach dem nahen Waldweg.

„Jesus, nein!“ kreischte eine Aengstliche.

„Ah bah,“ zuckte Viktori die jungen Schultern, „wir sind gerade noch einmal so rasch wieder unten.“

„Und ’s Schießen wird wohl jetzt dann aufhören,“ mischte sich ein drittes Mädchen ein.

Und ein viertes riet: „Da sind schon mehr vorbei als nur wir, und uns werden sie wohl nicht erschießen, die Buben!“

Viktori stand schon zwischen den mächtigen Steintrümmern, zwischen denen der Weg hindurchführte. Eine ganze Berghalde war von grauen Blöcken übersät. Eine unirdische Riesenfaust mochte vor undenklicher Zeit das graue Bergschloß eingerissen haben, und zerschellt lag das Gewänd im Tal und am Hang.

„Nun, kommt ihr bald?“ lockte Viktori übermütig.

Zwei setzten ihr in Sprüngen nach. Zögernd folgten ein paar andre. Drei übergescheite blieben stehen, und als die andern in den Steinen verschwunden waren, drehten sie sich und stiegen mit klugen und wichtigen Mienen den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Viktori hatte indessen die Stelle erreicht, wo die schützenden Blöcke zurücktraten und der Schützenstand sichtbar wurde. Das Schießen war spärlicher geworden, einzeln nur krachten die Gewehre. Das Mädchen hob den Kopf über den letzten Block und winkte den andern.

„Kommt doch!“ Dann glitt es leicht hinter

dem Stein hervor und schritt sicher fürbaß. Da blieben, wie von unbestimmbarem Zwang gebannt, die andern starr und mit verhaltenem Atem am Steine stehen. In diesem Augenblick krachte es wieder. Die Mädchen sahen ins Feuer. Und es schien, als wolle sich das Viktori abermals nach ihnen umwenden.

Aber — „Herrgott, Jesus und Maria!" Die Mädchen kreischten und schlugen die Hände vor die Augen. Nur eines, das älteste von ihnen, fuhr über den Weg vorauf.

Viktori hatte sich um und um gedreht, hatte die Arme erhoben, als wolle sie winken, und war hingeschlagen auf den Weg wie ein gefälltes Wild.

Das mutigste der Mädchen kniete neben ihr. Es hatte ein Tuch aus dem Kleide gerissen und preßte es an Viktoris Brust. Aber das Tuch war klein und dünn, und der rote Strom, der über das helle Kleid floß, war so rasch und reich wie ein Sprudelquell.

Vom Schützenstand war noch ein Schuß dem gefolgt, auf den Viktori gefallen war. Jetzt blieb alles still, als hätten sie dort gemerkt, daß etwas geschehen sei. Das Mädchen mit dem Tuche tat einen verzweifelten Schrei.

„Jesus, so kommt doch!"

Mit zitternden Knien schlichen sich zwei der andern heran. Viktori tat just da seine großen, heißen Augen auf, sah den Rienberg an, an dem das letzte Goldblitzlein erloschen war, und sah nach dem dämmernden blauen Himmel, groß, traurig. Ein Stern stand plötzlich dort im Graublau. Das

Viktori ließ den dunkeln Kopf hintenüber sinken, es seufzte fast unhörbar. Dann versiegte der Blutquell.

„Herr, mein Gott!" stöhnten die drei Mädchen mit graubleichen Gesichtern und klappernden Zähnen. Sie wußten es nicht, aber es war doch so, als sei — als sei — das Viktori gestorben.

*

Auf dem Schießstand war den ganzen Nachmittag über ein unglaubliches Gedränge gewesen. Sie standen wie die Oelfische in der Büchse aneinandergepreßt. Und über dem Haufen hockten der Walker-Jost, der Schützenmeister, und der Dorflehrer, der Schützenschreiber, auf ihrer Estrade. Die Mattener schossen schlecht an dem Tage, eine gewisse Hast war über der ganzen Schar, und ihre Mäuler redeten so viel wie ihre Gewehre.

„Aber he, es kommt keiner von den Zottern, den Fremden, da hinauf," ließ sich alle Augenblicke einer aus dem Haufen vernehmen. Und sie glotzten fast mehr nach dem Waldweg als nach den Scheiben. Dann drängten sie wieder an die Wände, wo auf Balken und leeren Munitionskisten Gläser und Flaschen standen, die alle Augenblicke von einer Kellnerin aus dem „Kreuz" herüber frisch gefüllt wurden.

„Prosit du!" hob jetzt und jetzt einer das Glas nach dem Schützenmeister hin. Der griff alsdann sein neben ihm stehendes Glas auf und trank jedem Bescheid. Und er trank bösen Wein heute. Zuerst stand ihm das Blut auf der Stirn, dann glühten

ihm die sonst bleichen Backen, und die Augen gewannen ein feuchtes Funkeln.

„Es ist gut, daß keiner sich sehen läßt," stieß er manchmal durch die Zähne, wenn einer auf die fremden Widersacher anspielte. Das klang aber, wie wenn ihm das Gegenteil lieber gewesen wäre.

Das Trinken und Schimpfen und Schießen dauerte fort. Der Tag schlich so hin dabei. Als der Abend kam, ging es schon wüst her in dem Holzstand.

„Hähähä, große Mäuler haben sie, aber am Schießen hindert uns doch keiner," wieherte ein Hauptschütz.

„Geht zum ‚Rößli' und jagt sie hinauf!" brüllte ein andrer.

Der Walker-Jost fletschte die Zähne auf seinem Sitz. Er war betrunken. „Sie haben gemerkt, daß sie heute schlecht bei uns ankämen," redete er ein wenig lallend. „Jetzt sollen sie 's Maul halten! Wenn noch einmal einer wider das Schießen kläfft, so schlagen wir ihm den Schädel ein."

Das war um die Zeit, als es draußen schon zu dämmern begann, und die Zielscheiben nicht mehr recht klar waren.

„Jetzt heißt es dann aufhören," meinte denn auch der Fedier, der Kreuzwirt, der auf einen Augenblick herübergekommen war. Da schaffte sich der Jost von seinem Sitz herab. Er schwankte einmal, als er von der Estrade wegtrat, aber dann richtete er den Gewaltleib höher auf und trat an das Schießfenster.

„Jetzt möchte ich doch auch noch einen Schuß tun,

bevor's nachtet," brummte er. Und ließ sich das Gewehr von dem Lader reichen.

„Siehst auch die Scheibe noch?" höhnte ihn einer von hinten.

„'s Ziel geht um und um, Josti," ließ sich ein andrer vernehmen.

Da wandte der Jost sein vor Wut bleiches Gesicht zurück.

„Meint ihr etwa, ich habe zu viel? Machet nicht, daß ich euch zeige, wie gut ich noch sehe!"

Der böse Wein übermannte ihn mehr und mehr. Und die andern sahen es, und selber nicht nüchtern, stachelten sie seine Wut. „Schad', daß jetzt keiner da oben geht, sonst könntest zeigen, ob du noch triffst!" spottete wieder einer. In diesem Augenblick trat eine Gestalt aus den Waldwegsteinen.

„Hm!" räusperte sich einer der Burschen laut. Der Jost hatte eben das Gewehr an die Backe gelegt. Der Lauf schwankte hin und her.

„Ein Weibervolk!" scholl es gedämpft aus der Mitte der Bauern.

Der Jost aber setzte wie der Blitz das Gewehr fester an. „Soll ich euch zeigen, wie ich treffe?" stieß er wild durch die Zähne.

„Jesus! Nein! Es ist —" Ein paar Arme hatten nach ihm gelangt. Viele Stimmen hatten dazwischen geschrien. Aber der Schuß war schon aus dem Rohr gefahren. Dann hatten sie die Gestalt droben zusammenfallen sehen.

Eine atemlose Stille folgte. Der Jost stand noch immer an der Brüstung. Er griff nach einem andern Gewehr und tat noch einen Schuß, diesmal nach der

Scheibe, und traf ins Weiße. Aber er wandte sich so ruhig um, als sei nichts geschehen.

Die nächsten wichen von ihm zurück.

„Es ist — es ist —"

Sie raunten einander etwas zu. Aber der Schreck lähmte die Zungen, daß keiner den andern verstand.

„Es ist eine Fremde gewesen," sagte der Jost ganz laut und fest. Und doch war es gewesen, als hätten seine Zähne im Fieber aufeinander geschlagen. Dann lachte er plötzlich auf. „Jetzt wird getrunken! Vorwärts! Mitkommen! Ich zahle!"

Damit stürmte er zum Stand hinaus und nach dem „Kreuz" hinüber. Die andern kamen ihm nach. Ein paar freilich drückten sich scheu heimzu. Die meisten, die sich mitschuldig fühlten und die der Wein und die Leidenschaft heiß gemacht hatte, hockten bald danach mit ihm in der Kreuzstube zusammen.

Dort war die Stimmung versteckt, niedergedrückt. Nur manchmal schrie einer einen gellen rohen Scherz in die Stube: das war wie ein Feuerblitz, der aus häßlichem Meiler fährt.

„Ich habe ihr ein Loch in die Waden gemacht," fuhr der Jost mit lautem Prahlen auf einmal hervor. „Genau habe ich es gesehen. Die hat einen Denkzettel!"

Er lachte rauh und bot sein Glas den Nachbarn zum Anstoßen. Die taten lahm Bescheid. Seine lärmige Art fand kein Echo. Dann fielen sie in die frühere Dumpfheit zurück. Und so hockten sie eine ganze Weile an den Tischen. Der Weindunst

und Tabakqualm, der die Stube füllte, hätte einen andern als die daran gewöhnten Bergler zu Boden geworfen.

Auf einmal lauschten die Säufer alle mit verhaltenem Atem. Ein Gewirr von Stimmen und ein das Nahen eines Menschenhaufens kündendes Geräusch kam durch die Gasse herauf. Dann scholl ein Taumeln im Hausflur. Die Wirtsstubentür flog zurück, und einer trat in ihren Rahmen, der anzusehen war, als käme er aus einer Schlacht. Sein Gesicht war verzerrt, fahl, und das Haar umstand wirr und zerzaust den Schädel. Er war in Hemdärmeln, die Weste war aufgerissen und ließ vorn auf der Hemdbrust feuchte Blutstropfen sehen. Der Mensch starrte mit flammenden, suchenden Augen in die Stube, aber eine Schwäche schien ihn an der Tür festzuhalten. Er krallte die dürren Finger an den Türpfosten, und aus seiner Brust kam ein gurgelnder Husten.

Jetzt erkannten ihn einige.

„Der Gemeindeschreiber! Der Lienhard!"

Das schien dem das Leben zurückzugeben. Er warf den Kopf auf. Wieder gingen seine Blicke suchend durch den Raum, und plötzlich stürzte er vorwärts an den Tisch, wo der Walker-Jost saß. Eine Schar Männer und Weiber und Kinder kamen in diesem Augenblick in die Stube gestürmt, aber es achtete ihrer niemand, aller Augen waren auf den Lienhard gerichtet.

„Du!" schrillte seine Stimme auf, und sein hagerer ausgestreckter Arm griff nach Josts Schulter; „du — du hast das Viktori erschossen!"

„Was?"

Der Jost stand bolzaufrecht hinter dem Tisch. Gerade wie die schönste Tanne am Berg, stark wie Granit. Nur sein Gesicht war grau, und tausend Aengste zuckten darüber.

„Was?" schrie er noch einmal. Seine Augen flogen von Gesicht zu Gesicht und taten eine stumme und wilde und verzweifelte Frage.

„Du — du hast —" gurgelte der Lienhard. Dann schoß ihm ein Blutstrahl aus dem Munde, und er schlug mit dem Oberleib über den Tisch.

Der Jost hob die Linke, die von Lienhards Blut naß war, und sah sie an, seine Augen verdrehten sich dabei sonderbar. Währenddessen kam Leben in die Bauern; die einen hoben den Lienhard auf und mühten sich um ihn, aber es war nicht lange, daß sie sahen, daß der Tod an ihn gekommen sei. Andre schrien einander die Geschichte zu, wie sie Viktori gefunden hatten. Einige wenige glärten den Jost mit finsteren Blicken an und machten Miene, Hand an ihn zu legen. Unter ihnen war der Fedier.

„Er muß gebunden werden," sagte der laut und barsch.

Der Jost stand und hörte nicht. Nur als zwei sich an ihn wagten, schrie er wie ein Tier, warf sie mit einem Ruck zurück, stieß den Tisch zur Seite und fuhr durch die Menge wie ein Sturmbock in die Mauern und gewann das Freie.

Ein paar Augenblicke vorher hatten sie ein stilles, weißhaariges Kind am Haus vorübergetragen, vom Mattener Walde her. Der Mond stand am Himmel

und sah in ein schönes junges Gesicht, das schimmerte aus dunkelm Haar, wie er selber aus dem Nachthimmelgrund. Ueber das Gesicht und den schlanken Leib des Mädchens hin flennten und stöhnten mitleidige Weiber.

*

Die Mattener Schießnarren sind von dieser Narrheit geheilt. Sie hat ein paar Rädelsführer ein paar Monate unfreiwilliges Sitzen im Neudorfer Zuchthaus gekostet. Seitdem ist der Schießstand schwach besucht; aber am Mattener Waldweg stehen an Schießtagen Wachen.

Nur ein Narr ist zu Matten verblieben, ein stiller, seltsamer, der nicht mehr reden kann, der aber schafft auf seines Vaters Landgut wie jeder brave Knecht und über den die große Narrheit nur kommt, wenn er ein Gewehr knallen hört. Dann aber schlägt er beide Hände vor die Ohren, stößt Schrei über Schrei aus, daß es das Dorf durchgellt, und jagt hinauf in die verlorensten Klüfte und die einsamsten Waldwinkel und kann tagelang dort hocken und hungern und dabei zittern wie ein furchtsames Kind, bis sie ihn heimholen. Der große, arme Narr ist der Walker-Jost.

Das Erbe

Erstes Kapitel

Beim Lochgadentöni hatten sie geerbt. Das Erbe hätte in kein ärmeres Nest fallen können, als in dem Töni seines, und in keinem wäre ein Erbe unerwarteter gekommen. Selten auch waren Erblasser und Erbe sonderbarerer Art gewesen, als es hier bei den Lochgadenleuten der Fall war.

Töni hockte mit seinem Weib und sechs Kindern um den tannenen Tisch seiner rauchschwarzen Stube, hielt das Erbe, einen in ein schmutziges Papierfetzlein gewickelten Gegenstand, fest unter der Hand und pflog Familienrat, wobei die halbgewachsenen und die kleinen Buben und Mädchen nichts zu tun hatten, als Maul und Augen aufzusperren zu dem, was zwischen Vater und Mutter die Rede ging.

Töni war ein verkümmerter Mensch wie eine knorrige Tanne, der es nicht an gutem Boden fehlt, der aber die Nachbarbäume die Sonne stehlen, so daß sie immer ein krüppelhaftes und häßliches Gewächs bleibt. Verkrüppelt war zwar der Leib Tönis nicht, wohl aber elend hager und schmächtig. Fäuste und Füße ragten unförmlich aus zu kurzen Aermeln und Hosen; die Hungeraugen versteckten sich dafür zu sehr in den eckigen Höhlen des gelbfahlen

Gesichts. Das schwarze Haar umklebte unordentlich und steckig den Schädel.

Der Lochgadentöni war ein Geißbauer und Tagelöhner. Zwei magere Tierlein standen ihm im Stall, und die Tagelohnarbeit war rar. So kam es, daß er arm war mitsamt seinen Geißen und noch ärmer als diese, die an jeder Fluh noch Aesung fanden, während er seine hungrigen Gofen*) nicht an die Halden zum Abweiden führen konnte. So hungerten die letzteren, und er mit ihnen. Und das an mehr als einem Tag. Aber sie wußten es nicht anders. Und wie sie hockten noch mehr im Tal, und wie sie tauschten andre die karge Heimatscholle nicht an die Fremde, die allenfalls ein weicheres Brot versprochen hätte.

„So hat er also doch einmal etwas gefunden in dem Kalifornien, der Josti; hat am Ende mehr gehabt, als er uns hat merken lassen," hatte Töni just gegen sein Weib hin geredet.

Die Lochgadentrini nickte mit dem dünnbehaarten alten Kopfe, dessen Gesicht vor der Zeit faltig und häßlich geworden war, und sagte: „Hier in der Hütte ist nichts mehr, nicht ein Stäublein; das Rosi und ich haben keinen Gufenknopf ungewendet gelassen."

„Nun, wenn es ja doch nur das ist," machte Töni genügsam. Und mit den ungelenken, erdbraunen Fingern schälte er das Erbe aus dem Papier hervor. Die Kinder rissen die Augen auf; die Mädchen rutschten und schienggeten.**) Die

*) Gofen = Kinder.

**) schienggen = mit den Beinen ausschlagen.

Buben stiegen auf ihre Stühle und legten die Bäuche über den Tisch.

„Langsam, langsam," mahnte das kleine Mattli-Weib.

Der Mattli-Töni hielt einen gelben Stein auf seiner dunkeln Pratze. War es ein Stein? Es glich keinem der Kristalle, welche die spärlichen Schätze der Heimberge bildeten. Der Bauer rieb es sacht an seiner Hose, und es hatte danach einen leisen Glanz, der die Zugaffenden andächtig stimmte. Die Kinder wagten kaum zu atmen.

„Es ist doch Gold," sagte Töni. „Der Kaplan sagt es und der Amerikaner-Franzi, der es doch wissen muß. Und zweihundert Fränkli könnte es schon wert sein, meint der Kaplan."

„Jesus, zweihundert!" echote Trini atemlos.

„Zweihundert," machte die Riesenzahl die Runde von Mund zu Mund. Die Leiber der Kinder zitterten in Ehrfurcht vor dem gelben Klümplein, das auf des Vaters Tatze lag.

„Morgen will ich nach Neudorf und will es an Batzen eintauschen," redete er. Die Augen gingen ihm über, so mächtig packte auch ihn das Glück dieser Erbschaft, die ein Vermögen in sein Laushüttlein brachte.

Eine Weile saßen sie stumm und staunten das Gold an.

„Jetzt kannst du den Dorfvogt zahlen," sagte Trini dann, „und das Zuleidleben hat ein End! Mein Gott, mein Gott, wenn die Schulden wieder einmal weg sind!"

„Und das Dach kannst verschindeln lassen, Vater,"

mischte sich das älteste Mädchen, die Rosi, vorlaut ein. Sie schlief unterm Dach, und bei starkem Regen tropfte ihr der auf den Strohsack.

„Und, Vater, eine — eine Kuh — gibt es vielleicht auch darum!" schrie Veri, der Bub mit dem braunen Kraushaar und den blauen Augen, auf.

„Hoho, red kein Blech, Bub!" dämpfte ihn seine Mutter.

Und Mattli murrte sinnend etwas von „das Maul nicht zu voll nehmen" in sich hinein.

„Eine oder zwei Geißen sollten wir schon noch haben," fuhr er dann ebenso nachdenklich weiter und redete von einem „Landblätz",*) der noch an sein Eigen stieß und zu haben wäre.

So verwerteten sie die Erbschaft, die annoch ein gelber Klumpen war.

Als sie des Hin- und Herratens, des Planens und Luftschlösserbauens müde waren, fiel der Trini der wieder ein, dem sie das Erbe zu danken hatten.

„Jetzt wollen wir ein Vaterunser sagen für den Josti selig," regte das Weib an und faltete die knochigen Hände auf der Tischplatte. Die andern taten es ihm nach. „Vater unser," begann Töni, der Vorbeter. Dann war eine kleine Weile die Stube laut von dem Gemurmel, das dem selig verstorbenen Armengenössigen, dem Mattli-Josti, galt.

Und dieser Mattli-Josti war ein an Leib und Seele verunglückter Mensch gewesen, einer von denen, denen das Brot der Heimat nicht schmeckt, weil es mit Arbeit bezahlt werden muß, und die darum

*) Landblätz = Landstück.

nach Orten suchen, wo das Brot oder lieber das Geld auf der Straße liegt. Josti hatte, wie mancher aus den Heimatbergen, in den Minen Kaliforniens ein solches Paradies zu finden gemeint. Von dort war er eines Tages zurückgekommen, ein halbverhungerter Mensch, der nicht nur nichts in die Heimat zurückbrachte, sondern auch noch seines Leibes Gesundheit und seines Geistes Frische und Schärfe in der Fremde zurückgelassen hatte. Er war heimgekommen und dem armen Stegalpdorf zur Last gefallen, das ihn Heimgenosse hieß. Der Rat hatte ihn damals bei seinem Verwandten, dem Anton Mattli, vulgo Lochgadentöni, verkostgeldet. Hier hatte er ein paar Jahre gelebt, war mit den Lochgadenleuten über einer mageren Schüssel gehockt und mit ihnen durch Hunger und Not gekommen, bis der Tod an das blechverdeckte Luftloch klopfte, hinter dem er letztlich siech auf dem Heubett gelegen hatte.

Um dieses Josti Erbe saßen jetzt seine einzigen Verwandten, der Lochgadentöni und die Seinen. Und das Erbe war in des Josti Strohsack gefunden worden, als dieser zu Geißstreu hatte verteilt werden sollen.

Zweites Kapitel

Der liebe Herrgott ließ sein Himmelsgold leuchten, als Töni am folgenden Morgen, sein Goldkorn in der Hand, sich zu Tal wandte. Aus Tür und Fenstern hatten ihm die Seinen nachgewinkt und

nachgeschaut; es war noch nie eine so große Liebe unter der Lochgadenfamilie gewesen, wie seitdem das Glück zu ihnen gekommen war. Es gibt Lastträger unter den Menschen, die vor lauter Schleppen und Schaffen nicht dazu kommen, ein Herz zu haben. Heute hatte in der Lochgadenfamilie ein jedes sein Herz, und ein vor Lust hüpfendes dazu, und selbst der verständige Töni fühlte es unter der Feiertagsweste klopfen wie zur Zeit, da er seinem Schatz, der Trini, nachgegangen war. Er schritt mächtig aus und stampfte mit seinen schweren, frischgeschmierten Bundschuhen den Mattenboden; an seiner Hand führte er den Felix, seinen zweiten Buben. Der trug den Namen Felix mit Unrecht, denn er hatte auf der Welt kein Glück. Der zehnjährige Bub war lahm; er war vor ein paar Jahren vom Gaden gefallen und hatte sich zum Nimmergesunden verletzt, und seit er sich vergangenen Sommer in einem fürchterlichen Unwetter im Berg, wo er Geißen hütete, verlaufen hatte und genötigt gewesen war, die Nacht im Freien zu verbringen, litt er an einer Augenkrankheit, die seine Sehkraft zu gefährden begann. Töni hatte ihn mitgehen heißen, um gleich mit dem ersten erwechselten Geld einen Doktor zu zahlen, der dem Buben helfen sollte.

Die Gesichter so hell wie der sonnige Tag, stiegen die zwei Seite an Seite nieder vom Alpboden. Der Bub, der Felix, war barhaupt und barfuß; die Sonne schien ihm auf den Blondkopf. Zuweilen hob er das hübsche Gesicht und hatte zu wundern und zu fragen; er tat heute seine erste Reise, kam zum erstenmal über den Stegalpgrund hinaus, und

seine entzündeten Augen blitzten auf, wenn ihr Blick voran in die flimmernde Blauluft ging, wo weit unten in einer von dem Kinde nicht abzuschätzenden Tiefe die Stadt lag, das Wunderland für den Buben, der nur Matten und Berge kannte. Töni war nicht just gesprächig, so sehr ihn Felix zum Antworten drängte. Er mochte vor lauter Zufriedenheit nicht reden, hatte er doch seiner Lebtag keinen leichteren und fröhlicheren Gang getan. Wenn ab und zu ein Knecht oder ein Weib ihnen des Weges entgegenkamen, strahlte sein Gesicht; er gab der hageren Gestalt, welcher der dunkle Feiertagsstaat unbequem stand, einen Ruck, als müßte auch äußerlich der Lochgadenbauer über sich hinauswachsen, wie die Erbschaft des Josti ihn über die bittere Armut hob. Das „Gut Tag" ging hin und wieder zwischen den sich Begegnenden, und auf die eckigen Züge des Bauern trat ein breites Lachen, das der kurze dunkle Bart nicht verhehlte. Dieses Lachen war wie eine Frage an alle Welt: Habt ihr von meinem Glück gehört?

Nach einer Weile Weges stiegen sie im Gwüest abwärts. Das war eine steile, unwegsame Halde, über die vor langen Jahren ein grauenhafter Bergsturz niedergegangen war und die noch jetzt ein Bild toter Steinwüste war. Felsentrümmer türmten sich übereinander auf. Der Stegalpbach hatte sich einen Weg durch sie gebahnt und toste und zischte im Niederfahren; der schmale Fußpfad aber, den die Stegälpler mit ihren „Holzböden"*) offen hielten,

---

*) Holzböden = Holzsandalen.

war so steil, holprig und beschwerlich, daß einer genug zu tun hatte, um auf seine Füße zu schauen und nicht zu straucheln. Töni hatte einen sicheren Schritt; aber der lahme Bub ging schwer auf dem Steingrund und verlor den Uebermut, derweil er hinter dem Vater herstieg.

Dem Töni ging die Reise plötzlich zu langsam; er sah sich einmal ums andre nach dem Buben um, der ihm an der linken Hand hing, während seine ganze Aufmerksamkeit sonst auf die festgeschlossene Rechte gerichtet gewesen war. In dieser lag sein Schatz, seine Zukunftshoffnung, das Erbe! Bar, unverhüllt, hielt er das Klümplein Gold in der Schwielenfaust. Ueber die Art, wie es zu tragen sei, hatte am Vorabend zwischen seinem Weib und ihm noch eine einstündige Beratung stattgefunden, und sie waren übereingekommen, daß das Korn aus Verpackung und Umhüllung viel eher möchte verloren gehen, als wenn er das kostbare Ding an der eignen Handhaut spürte. So hatte er es in der bloßen Faust mitgenommen, trug es, als wäre es das feinste und brüchigste Kristall, und drückte doch, derweil ihm dabei das Herz vor Angst stillstand, zuweilen plötzlich die Finger zusammen, ob auch der Schatz noch da sei. Jetzt tat er dies besonders oft; denn, wenn ihn die Ungeduld über des Buben Langsamkeit hatte rückwärts schauen lassen, so zwang ihn die Angst um sein Gold jäh wieder zu dem steifen, sorgfältigen Niedersteigen, als gelte es, Eier vor dem Bersten zu bewahren. Endlich verdroß ihn des lahmen Felix Zurückbleiben so, daß er auf Abhilfe dachte. Inmitten der Gwüesthalde machte er

plötzlich halt, maß den Weg abwärts, der weiter unten dem Walde sich zuwandte und noch eine weite Weile kein Pflaster für lahme Gänger war.

„Wir kommen nicht vorwärts," sagte er barscher, als es sonst seine Art war. Felix sah ihn mit weinerlich verzogenem Gesicht an. Er hatte das Blut in den Backen und sagte mit einem stockenden Seufzer: „Beim Eid, ich kann nicht schneller, Vater!"

Da hatte sich Töni schon etwas überlegt und einen Entschluß gefaßt. Er tat die Faust auf, sah das gelbe Kleinod zärtlich an und nahm es plötzlich zwischen die Zähne.

„Komm!" grunzte er nur halbverständlich dem Buben zu, und mit beiden zähen Armen ihn fassend lüpfte er ihn sich auf den Rücken und hastete also belastet schneller talab. Es wurde beiden wohler bei dieser Art des Wanderns; Felix wurde übermütig auf seinem Hochsitz, hakte die Arme fester um des Vaters Hals und trieb Scherz und Schabernack über ihm; Töni spürte den Buben kaum auf den des Lasttragens gewohnten Schultern; er stieß zuweilen ein Kichern und Grunzen durch die Zähne, wenn ihm Felix das Lachen antun wollte. Aber er öffnete den Mund nicht, der heute den köstlichsten Kautabak hielt, der je zwischen eines Stegälplers Zähnen gewesen war. So kamen sie an den Lochwald. Die grüne, nächtige Dunkelheit der Stämme tat sich tempelgleich vor ihnen auf, durch hohe Giebelfenster, die Lucken in den dunkeln Nadelkronen, fiel das Licht in Lanzen herein und beleuchtete ein seltsam schweigendes, heiliges Leben von nickenden

Kräutern, schwirrenden Käfern und murmelnden Wässerlein. Der arme Bauer tappte hinein, das Gold im Munde, die Freude an dem Golde im Herzen, daneben ein Achten auf die Schönheit des Tages nicht Raum hatte, selbst ein Achten auf den Weg nicht.

Er trug seinen Buben über eine Wegstelle, die er auf Holzböden hundertmal sicher gegangen war, über eine glatte, abgelaufene Felsplatte hinunter. Mochte es nun sein, daß das ungewohnte Lederschuhwerk ihn unsicher machte, oder daß er in seiner Hast einen Fehltritt tat — er kam auf dem Fels ins Rutschen. Er erschrak dabei und dachte blitzschnell nicht des Goldes, sondern seines lahmen Buben und daß der einen schlimmen Fall tun möchte, wenn er, Töni, sich nicht hielt. Er biß die Zähne aufeinander; jede Muskel des zähen Leibes spannte sich, und mächtig sich wehrend, kam er hart auf den Stein zu sitzen, während der Felix sich leicht an ihm aufrecht zu halten vermochte. Aber im nächsten Augenblick kam den Bauern ein schreckhaftes Husten und Würgen an. Im Niederfahren war ihm das Goldkorn in die Kehle gekommen. Wohl stand ihm das Herz still vor Schreck; aber um sein Leben hätte er das Schlucken nicht hindern können. Als er sich aufrichtete und den Buben ansah, war sein Gesicht plötzlich weiß wie der Tod, und seine Augen standen in grausamer Furcht weit offen.

„Bub — Bub — jetzt — jetzt — hab' ich das Gold verschluckt!"

Felix tat seine kranken Gucker nicht weniger weit auf und wußte weder Bescheid noch Rat.

„Herrgott, Herrgott," stöhnte Töni, stampfte hierhin und dorthin, spuckte aus, steckte den Finger in den Hals, als könne er noch heraufholen, was dort hinab war; dann blieb er wie angenagelt stehen, stierte vor sich nieder, schüttelte den Kopf und stotterte noch einmal ein herzbrechendes „Herrgott, Herrgott!"

„Ja, Vater — was — was — machet Ihr jetzt?" fragte zag der Bub.

„Was soll ich machen!" fuhr Töni in hellem Zorn auf. „'s Messer nehmen und aufschneiden, wo mich das Stück drückt. Beim Eid, das wäre noch das Gescheiteste! Dann nimmst es und laufst heim und lässest ein andres damit in die Stadt gehen, eines, das es gescheiter anfängt!" Und er zog sein unförmiges Sackmesser und stierte wild um sich. Er kannte sich kaum mehr, halb vor Wut, halb vor Schreck.

„Vater, nein, Vater," plärrte Felix in heißer Angst.

Da nahm sich Töni zusammen, wandte sich langsam und machte sich ebenso langsam auf den Heimweg. Er achtete nicht darauf, ob Felix ihm folgte. Wie im Schlaf torkelte er wieder bergzu und ließ alle Glieder hängen. Der Himmel stand in derselben strahlenden Bläue über ihm, und des Herrgotts silberne Leuchter auf den Firnzinnen standen in Brand; aber dem Töni war, als sei es Nacht, und sein Himmel war eingestürzt.

Einmal blieb er plötzlich stehen, riß Weste und Hemd auseinander und legte tastend die Finger auf das nackte Fleisch seiner Lende. Da spürte er

einen Druck und einen dumpfen Schmerz. Da lag das Gold. Sein Verstand begriff nicht, wie das je wieder zu holen sei. Töni ächzte zum Steinerbarmen.

Drittes Kapitel

Der Lochgadentöni saß seit manchem Tag wieder in seiner Lotterhütte. Die Armut, ja die bittere Not starrte ihn aus jedem staubgrauen Winkel an, und er — trug das Gold im Leibe. Der sonst schaffige Mann, der sich auf dem kargen Steinboden der Heimat tapfer für sein und seiner Sippe bißchen Leben gewehrt hatte, war wie umgewandelt. Er tat die Arbeit, ohne zu denken, was er tat, und tat sie nur halb, und zwischen jeder Werkelstunde saß er eine Weile in der Stube mit über den Tisch gelegten Armen und stierte in die leere Luft wie ein Verzweifelnder.

In der Stegalp hatten sie ihn ausgelacht, als er vor ein paar Tagen mit dem Bericht von seinem Mißgeschick heimgekehrt war. Bah, verloren sei das Gold einmal nicht, solange er es im Leibe habe, und einen Ausweg werde es schon noch finden. Der und der Bub habe einen Hosenknopf, jener sogar einen Pfeifendeckel verschluckt, und beide seien die Gegenstände mit der Zeit wieder los geworden; er solle halt Geduld haben und brav Most trinken.

Der Kaplan, zu dem er am dritten Tag nach seiner Heimkunft gegangen war, hatte seine Brille an die Stirn gerückt, wie er immer tat, wenn sie ihn, den Alparzt, zu Mensch oder Vieh holten, und

die Brauen hochgezogen: Hm, wahrscheinlich bekomme er das Klümplein schon wieder, vielleicht aber — auch nicht! Da gebe es nichts als Abwarten!

Ein Nachbar, der just kein Mäßigkeitsschwärmer war, riet ihm danach einen recht heillosen Rausch als Mittel an, das Kleinod wieder zu bekommen. So kam es, daß Töni sich am folgenden Sonntag für seine letzten Batzen im Alpwirtshaus einen fürchterlichen Schnapsrausch trank, halb um das Unglück zu vergessen, halb um es zu heilen.

Drei Tage brummte ihm der Kopf und drückte ihn der Magen, und ein paar Finger weiter oben drückte das Goldkorn, das er liegen fühlte und das nicht wankte noch wich.

Danach ging die Zeit ihren gleichförmigen Gang, Herbst und Winter kamen in die Alp. Der Winter ist wie ein Gefängniswart für die Stegälpler Bauern. Er türmt Mauern um ihre Hütten, daß das Tageslicht nur wie ein Schimmer aus hochliegendem Turmloch in ihre Scheiben fällt; er lehrt sie das Faulen am Ofen und auf den Wandbänken und läßt sie über ihren Kümmernissen brüten. Vor der Lochgadenhütte hockte noch ein andrer Wächter — das Unglück. Seit dem Herbst hockte es da und stierte durch die Türe, und Töni sah es lauern und wurde darob ein rastloser, seinen Grimm und seine Qual mühsam in sich verbeißender Mensch. Es schien, als habe er mit seinem goldenen Erbe allen Segen verschluckt. Die Heuernte war im Sommer schlecht ausgefallen, und als der Winter vor der Türe stand, war des Töni Vorrat erschrecklich zusammengeschmolzen. Da gab er eine Geiß weg.

Vierzehn Tage danach stand ihm die andre um. In der Hütte aber war kein Batzen, um auch nur eine Katze, geschweige denn eine neue Geiß zu kaufen. Die letzten Rappen waren zusammengekratzt worden, um zu Martini dem Dorfvogt, der eine Gült auf dem Lochgadenland hatte, zu zinsen. Und die hatten nicht gereicht.

Es war kurz nach Weihnachten, der Zeit, wo selbst zu den Hungerbauern in der Alp der heilige Friede und die Sorglosigkeit kamen. Am Christabend hatte auch beim Mattli-Töni eine magere Grotze*) auf dem Tisch gestanden. Der Kaplan hatte von seinem armen Vorrat einen Korb Eßzeug ins Haus geschickt, so daß die Mattli-Trini wie hablichere Weiber ihren Leuten hatte Festgebäck aufstellen können. Und die Weihnachtsfröhlichkeit, die bei den Armen im Magen, nicht im Herzen ihren Ursprung hat, hatte noch in diese Tage ausgehalten. Die Alp lag da wie ein Feld weißen Silbers, alles glatt und weiß und glänzend, und ringsum ragten die fahlen Bergsäulen auf und stützten den Himmel, an dem am kurzen Tage eine Weile die Sonne stand und in den langen Nächten ein stilles, wundersam fernes, feierliches Sternfeuer brannte. In der Lochgadenhütte hockten die Kinder in der niederen Stube, schlugen die Zeit hinter hundertmal besehenen Kalendern oder über allerlei Unfug tot; Töni und sein Aeltester schafften am Schnee, der ihnen den Weg zum leeren Gaden versperrte; Trini fegte aufs Jahresende hin das alte Holzwerk der Behausung,

*) Grotze = Tännlein.

und Rosi, ihr Mädchen, stand ihr mit jungen festen Armen bei.

Gegen Abend eines dieser Tage trat Töni in die Stube mit einem Gesicht, das die Zufriedenheit der guten Zeiten zeigte. Veri und er setzten sich hinter den Tisch, auf den Trini den dünnen schwarzen Kaffee, ein kleines Geschirr voll Geißmilch und den Rest Weihnachtskrapfen stellte; dann ließ sich auch das Weib bei ihnen nieder, und die Kinder kamen eins nach dem andern und kletterten auf die Bänke. Töni beugte den Kopf über die auf dem Tisch gefalteten Hände und betete das Vaterunser und den Englischen Gruß. Und das Nachstammeln der andern füllte die Stube. Im brüchigen Gültsteinofen prasselte ein Feuer; rote Blitze fuhren aus der eisernen Türe und zuckten über die rauchbraune Diele und über eines und das andre der Gesichter. Es dunkelte stark; aber das Feuer blieb für die Lochgadenleute das einzige Licht; sie fanden die hungrigen Mäuler auch sonst.

Das Schmatzen und Kauen hatte in der Runde längst begonnen, als dem Töni eine Lücke in der Schar seiner Sippschaft auffiel. Ein Stuhl war noch leer geblieben.

„Wo ist . . .“ begann er eine Frage und sah die Antwort mit eignen Augen, ehe er die Frage vollendet hatte. In der Ofenecke hockte der Bub, der Felix, mit auf die Knie gesenktem Kopf und rührte sich nicht.

„Er schläft,“ sagte Veri, der mit den Augen dem Blicke des Vaters gefolgt war, und lachte breit. „Der mag sehen, was für ihn übrigbleibt.“

Da kam ein vor verbissenem Flennen unsicheres Reden vom Ofen her. „Ich schlafe nicht. Es — es — ist so späßig. Ich — es ist immer dunkler geworden heute — und — ich — jetzt sehe ich gar nichts mehr.“

„Haha, glaub' schon, in der finstern Stube!“ lachte Veri übermütig.

Aber der Bauer schaffte sich hastig hinter dem Tische vor. Er riß die Ofentür auf und nahm ein brennendes Holzscheit heraus, mit dem zündete er Felix ins Gesicht. „Siehst das?“ schrie er ihn an. Die wilde Angst hallte aus dem Schrei. Es war ihm schon alles klar, ehe er noch gefragt hatte.

„Nein, nein — nichts sehe ich,“ wimmerte der Bub.

Da legte Töni das Scheit in den Ofen zurück. Ein Schluchzen sprengte ihm die verbissenen Zähne. „Jetzt — ist er — blind,“ stammelte er, und die Lippen konnten die Worte kaum formen. Dann ging er hinaus.

Das Mattli-Weib nahm seinen Buben in die Arme und hockte sich in eine Ecke mit ihm, tätschelte ihm mitleidig und gedankenlos den Blondkopf und starrte vor sich hin in die Stube. Von den Kindern redete keines mehr. Sie saßen mit gesenkten Köpfen herum. Es war, als sei der Tod mitten unter sie getreten.

Viertes Kapitel

Der Lochgadentöni verwünschte sich und seinen zähen Leib. Wenn er kein Narr gewesen wäre, so hätte er das Erbe des Josti nicht verdummt! Und

wäre sein hagerer Leib nicht so verdammt gesund und lebig, so brächte ihn der Metallklumpen um! Statt dessen drückte ihn der nur wie eine andre unverdauliche Speise.

Der tote Lochgadentöni wäre seinem Weib und seinen Kindern dermalen von größerem Nutzen als der lebendige. Der Doktor von Frutt könnte heraufkommen, könnte aus dem toten Leibe das Gold schälen, und den Hungernden wäre geholfen. Auch Felix, dem armen Buben, könnte mit dem Erlös geholfen werden! Jeder Tag des Wartens, sagte der Kaplan, verringerte aber die Aussicht, die Blindheit des Kindes heilen zu können.

„Herr, mein Gott!" stöhnte Töni, wenn ihm der Gedanke daran kam, und die Tage waren in seiner Hand wie Wein in einem Trichter, den er umsonst zuzuhalten strebte. Der Wert des verschluckten Goldes wuchs in seiner Einbildung stetig; er meinte schon, einen Reichtum mit sich herumzutragen. Er getraute sich kaum mehr, den blinden Felix anzusehen, der ihm wie ein lebendiger Vorwurf war. Oft und oft, während er wie ein Halbnarr seine Arbeit tat — müßig zu sitzen vermochte er nicht —, fuhr ihm der Gedanke durch den Sinn: „Warum machst du kein Ende mit dir?" Aber, mein Gott, so arm und elend er war — wenn er an den Tod dachte, dünkte er sich keines von beiden. Die Alp war heimisch und traulich, und der Tag war hell und die Nacht still und kühl, und das Weib war ein so gutes, und die Kinder und — hm, hm — sterben wäre schon recht; er wünschte es im Zorn — aber, wenn er ruhig war, schreckte

er zurück davor und bekreuzte sich. Sich töten war doch Sünde!

Da stand ihm in den ersten Januartagen der Dorfvogt im Hausflur, der, dem er noch einen Teil des Martinizinses schuldete und der keiner von den Geduldigen war. Breit und groblacht stand er da; der Holzboden hatte gekreischt unter seinen schweren Schuhen; die baufällige Hütte ertrug den selbstbewußten Schritt nicht wohl. Töni hatte sich vor ihm verkrochen, kam aber dann doch, den Hut in den Händen, mit verkümmertem Gesicht und scheuen Augen aus einer der Kammern geschlichen und gab ihm Bescheid.

Jetzt, wann er eigentlich zu seiner Sache kommen solle? fragte Baumann, der Dorfvogt.

„Ja — jetzt — weiß der Herrgott, jetzt kann ich nicht zahlen," stammelte Töni zum Bescheid.

Aber sein Gläubiger war schon in schlechter Laune gekommen. Ja, was ihm denn einfalle! Ob er meine, er, der Dorfvogt, habe Geld zum Verstreuen? Zwei Monate habe er jetzt gewartet. Wolle er jetzt nicht zahlen, so lasse er ihn pfänden. Jetzt gäbe es keine Geduld mehr.

Töni stand mit in den Boden gebohrtem Blick und ließ den Regen harter Worte über sich ergehen. Dabei quälte ihn ein törichter Stolz. Durfte ihm Baumann so grob kommen, ihm, der mehr Gold im Leibe trug, als dreimal die kleine Schuld bezahlte? „Ich bin doch immer noch gut für so viel," sagte er halb mürrisch, halb demütig. „Ich will dir schon ein Pfand verschreiben, daß du sicher bist."

Der Dorfvogt sah sich im Flur mit einem Blicke

um, der besagte, daß er in dem Bretterverschlage nichts Begehrenswertes vermute. „Wundern täte es mich schon, was du noch zu verschreiben hättest,“ knurrte er.

„Nun, meinst etwa, das Gold, das ich im Leibe habe, zahlt dich nicht?“ protzte Töni auf.

Baumann lachte ihm ins Gesicht. „Hähä, das! Meinst, ich warte, bis du einmal stirbst und auf Geratewohl hin? Vielleicht ist der Klumpen schon lang nicht mehr in deinen Gedärmen, du Goldfraß, du! Ja, ein Goldfraß bist! Meines hast auch verschluckt und gibst es nicht mehr her. Aber ich will dich lehren, und das will ich!“

Der Zorn hatte den Bauern mitten im Lachen gepackt; er stampfte und schrie; Töni gab nicht mehr Bescheid; er stierte nur verstockt und zornig vor sich nieder. „So geh und tu, was dir gefällt!“ stieß er endlich durch die Zähne und ließ den Dorfvogt stehen.

Eine Woche danach kam der Fallimenter*) und zeigte ihm den Konkurs an, falls er den Baumann nicht zahle. Erst da glaubte Töni so recht eigentlich an die Trübseligkeit seiner Lage. Und als er erkannte, wie bodenlos schlecht es um ihn stand, und als die Sorgen und der Kummer ihn erdrücken wollten, da wurde es ihm plötzlich zumut wie einem, der aus einem schweren Traum aufschreckt und die Stube vom Tag hell sieht. Da wurde der Lochgadentöni mit einemmal ein entschlossener, mutiger Mann mit einem ganz klaren und klugen Blick. Hatte er nicht die Macht, mit einem Schlage allem

*) Konkursbeamte.

Elend ein Ende zu machen? Was vorher nur zuweilen wie ein Blitz aus der Nacht der Niedergeschlagenheit hervorgebrochen war, der Gedanke, sich zu opfern, um den Seinen das Erbe des Josti zu verschaffen, stand jetzt wie ein helles Licht vor seiner Seele. Er sah es, folgte ihm und wurde daran zum Held.

Zwei Tage, nachdem ihm der Fallimenter den Untergang angezeigt hatte, kam er beim Zunachten in seine Hütte zurück. Weib und Kind hockten am Tisch über einer Schüssel dampfender Polenta und warteten, daß er zusitze. Er war auf seltenem Tagelohn gewesen und legte seinem Weib mit fester Hand bare drei Franken neben den Zinnlöffel.

Trini lächelte trüb. „Das reicht wieder ein paar Tage, aber —"

Töni fuhr ihr in die Rede. „Es kommt schon wieder besser! Nur Geduld!" Sein Weib sah ihn befremdet an; er redete so bestimmt. Aber die wachsende Dunkelheit verbarg ihr sein Gesicht. Er aß danach nicht viel; aber gesprächig war er wie nie und redete Weib und Kindern ins Gewissen wie ein Pfarrer.

„Lernet schaffen," wies er die Kinder an und reckte die Arme über den Tisch hin, als müßten sich seine Muskeln zu neuem Tagewerk straffen. „Mit jedem Werkstreich schlagt ihr eine Sorge tot, und die Zufriedenheit sucht in den Leibern Wohnung, die von redlicher Arbeit müde sind."

Der Geißbauer wurde in seiner letzten Stunde zum Philosoph und redete so schöne Worte, daß der Trini, seinem Weibe, die Tränen in die Augen

traten. Sie meinte aber zu merken, daß Töni selber heute an hartem Tagewerk gesund geworden sei. Als die karge Mahlzeit beendet war, blieben sie noch eine Weile beisammen. Töni nahm den blinden Felix auf seine Knie und redete ihm davon, daß er schon wieder einmal gesund werden müsse; zuletzt finde sich das Geld schon für einen Doktor. Seine eckige Wange lag dabei an der des Buben, zärtlich, wie es seiner Lebtag nicht geschehen war.

Endlich mahnte er zum Schlafengehen. Er drückte jedem unauffällig und fest die Hand; sie wußten alle erst am andern Tage, daß er es getan hatte. Als die Kinder nach dem Estrich gekrochen waren, suchte er mit seinem Weibe die dürftige Kammer. „Schlaf wohl, Trini!"

„Du — was hast denn? Du bist so aufgeweckt, als müßte es etwas Gutes geben," sagte das Weib.

„Es ist mir halt so, als müßte es besser kommen; sei doch froh, daß es mir wieder einmal so ist," gab er zurück. Trini gab sich gern mit dem Bescheide zufrieden.

Es war Mitternacht, als Töni sich leise von der Seite seines Weibes wegstahl. Barfuß schlich er sich in die Stube hinaus. Der Mond schien durch die kleinen Scheiben, und der Schnee leuchtete herauf, so daß eine Helle im Raume war wie manchmal am Tage nicht. Töni ging hin und kramte hinter dem Lotterschrank, dem Gehäuse für Holzwurm und Spinnen. Er langte sein Militärgewehr hervor. Das war staubig und lang nicht mehr gebraucht; früher aber hatte er auf Schützenständen

und im Dienst wohl damit umzugehen gewußt. Er strich mit dem Hemdärmel säubernd über das Rohr und lud die Waffe, sorglich alles Geräusch vermeidend. Dann ließ er sich am Tische nieder, nahm einen Bleistift aus einer Tasche und suchte nach Papier. Und weil er nichts andres fand, schrieb er in Veris Schulheft mit ungelenker Hand die Worte: „Betet für meine arme Seel', und Gott behüt' euch! Wo ich das Kreuz einschneide, darunter liegt dem Josti sein Gold." Er las das Geschriebene durch und war so ruhig dabei, als läse er im Kalender. Und just so ruhig war er, als er danach sich sachte durch Stuben- und Haustür hinaus ins Freie schlich. Er trug das Gewehr in der Hand und ging barfuß durch den Schnee nach dem Gaden hinüber. Dort stieg er über die Leiter hinan, tat die Heudielentür weit auf, daß die helle Nacht voll in den Raum blinkte. Er sandte noch einen langen Blick in die Runde über die schweigende weiße Fläche, an die Wände hinauf und über den stillen Himmel; die Brust war ihm frei dabei und die Stirne kühl. Er hatte nur noch einmal sehen wollen, wie schön das alles war. Und es war ihm noch nie schöner erschienen.

An der Dielentür stehend brachte er sein grobes Sackmesser hervor, tat sein Hemd von der Brust zurück und tastete mit den Fingern bedächtig die bloße Haut. Als er unter dem Fingerdruck einen Schmerz fühlte, stieg ihm das Blut leicht zu Häupten; da lag das Gold! Da nahm er das Messer und schnitt genau an der Stelle mit zwei großen Strichen ein Kreuz in den eignen Leib. Das Blut quoll

heraus, und der Schmerz ließ ihn die Zähne zusammenbeißen; aber er ließ das Blut strömen und nahm das Gewehr auf. Mit dem machte er sich in die hinterste Gadenecke, wo eine Schicht Gerümpel den Laut des Schusses dämpfen mußte, und dort setzte er die Waffe ganz langsam und ganz ruhig wie ein Held an die Schläfe.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie haben dem Töni das verschluckte Gold genommen; die Hofer-Vroni von Frutt, die Bauernärztin, hat es besorgt. Das Gold hat den Dorfvogt bezahlt, den Dränger, und hat für den Rest eines Winters den Hunger von der Lochgadenhütte abgehalten. Für die Zukunft müssen die Buben sorgen, die nachkommen. Und wenn sie nach Tönis letzten Räten tun, tun sie es recht. Sie sind nicht ungeraten, die Buben; auch Felix nicht, der wieder sieht, seit die barmherzige Hofer-Vroni ihm einen Freiplatz im Augenhospital zu Neudorf ausgewirkt gehabt hat. Aber die Lochgadentrini ist alt und vergrämt und kann die Leute nicht begreifen, die aufs Erben hoffen. Sie ist das Erben satt geworden.

Der Lehrer von Oberwald

Erstes Kapitel

Der Lehrer von Oberwald war ein Sonderling. Ein unerhörter Luxus für einen Dorfschulmeister! Zu Anfang hätte ihn die Eigenschaft beinahe wieder um sein armseliges Brot gebracht. Die Bauern standen bocksteif — wie eine Herde Geißen um ein rotes Tuchbündel — um den „Neuen" herum, der auf einmal nicht wie seine Vorgänger weiches Wachs war, das jeder Dörfler nach seinem Belieben sich zurechtkneten mochte.

Die Gemeinde hatte ihn gewählt, weil er sich mit den paar hundert Franken Salarium und der freien Wohnung zufrieden erklärt hatte und keine Aufbesserung verlangte, wie seine Mitbewerber um die Stelle. Eines Sonntags im Januar, als der Schnee meterhoch lag, war er ohne Sang und Klang eingezogen. Einen schweren Handkoffer in der Linken, auf dem rechten Arm ein in ein Tuch gewickeltes Etwas, das aussah wie ein Kind, war er vom Bahnhof nach dem Dorf gestiegen. Ein langer, hagerer Gesell in den Dreißigen, gelblich bleich und spitz im Gesicht, mit kohlschwarzem, steckigem Haar, hängendem Schnurrbart und großen, düsteren Augen, deren Blick die schulmeisterliche Unterwürfigkeit fehlte. Der Blick wurde den Bauern

besonders unbequem. Es wurde einem klein zumut, wenn er auf einem ruhte. Man vergaß ganz die zwölf oder mehr Kühe im Stall, und wider Willen zuckte die Hand zur Hutkrempe. Der Teufel wußte, warum einem in des Lehrers Nähe die verdammte Höflichkeit ankam!

Es war ein holperiger Weg ins Dorf gewesen für den Ankömmling. Der Schnee war noch schlecht eingestampft, und die Mittagssonne weichte just die oberste Schicht. Unter den Hüttentüren und Fenstern waren Gaffer die helle Menge gestanden. Sie hatten es gleich heraus, daß der da kam, der „Neue" war. Er aber hatte wildfremd getan, keinen gegrüßt, keinen um den Weg gefragt, nur die Holzhäuser angestaunt, von denen die Schneelast schwer in die Straße hing, und die das Tal engenden Bergwände dahinter, um-derentwillen die Hütten gleich einem Haufen aneinandergeschichteter Steinbrocken zusammengedrängt standen.

Durch das Dorf und die Spießruten der Bauernaugen war der Lehrer mit seinen Packen zum Pfarrhof geschritten.

„Er sei der Tobias Furrer", gab er dem weißhaarigen, freundlichen Seelenhirten von Oberwald Auskunft, als er in der sauberen Pfarrstube stand. Er hatte den Handkoffer beiseitegestellt und das Tuch von dem geheimnisvollen Etwas auf seinem rechten Arm zurückgeschlagen. Ein weißes, rundes Kindergesichtchen war zum Vorschein gekommen, aus dem heraus ein paar große, schöne blaue Augen verstaunt und verängstigt die fremde Umgebung maßen.

Der Pfarrer hieß ihn willkommen; seine alte

zittrige Hand umfaßte mit warmem Drucke die knochige des Lehrers. Der stellte sich linkisch und scheu dazu; das Kind hinderte ihn. Der Hochwürdige rief seine Magd, daß sie Wein bringe und Milch für den Kleinen. Bethli, die Pfarrköchin, kam darauf wie ein Wirbelwind gefahren, eine lange, überschlanke, spitznasige Person, neugierig, wie die Weiber im allgemeinen und die Pfarrköchinnen im besonderen. Ihr Blick ging scharf über den Ankömmling hin und milderte sich mählich. Der Lehrer fand Gnade, derweil sein Aeußeres nicht nobler war, als seinem Hungergehalt angemessen. Der enge, vielgetragene, dunkle Feiertagsanzug, dessen Hose zerkniet und zusammengeschnurrt war, daß sie kaum mehr die Schnürschuhe erreichte, prahlte nicht; Bethli wandte sich zufrieden nach der Küche. Sie hatte alles Fürnehme auf dem Strich; an dem Lehrer war nichts Fürnehmes.

Aber gleich darauf verlor Tobias die Freundschaft wieder. Bethli war mit der Aetzung gekommen, hatte ihm den Wein und Brot vorgestellt und sich dann an das Kind gemacht.

„Komm, ich gebe dir zu essen, Kleines."

Die dürren Finger der Magd griffen nach dem sich sträubenden Kinde.

„Es ist ein scheues, das Bubi, es nimmt von niemand zu essen als von mir.

Die Stimme des Furrer-Tobias zitterte sonderbar.

„Ach, das wäre mir gespäßig, probieren wollen wir's doch."

Ein abermaliger, energischer Griff.

Auf der bleichen Stirn des Lehrers erschien, wie

von jähem Stift gerissen, eine tiefe Falte. Das Kind, um dessen Mund seit geraumer Zeit das Weinen zuckte, hatte einen Schrei getan und unter Schluchzen und Schlucken das Köpfchen in des Mannes Rock versteckt.

„Verzogene Gov," murrte die Pfarrmagd.

Der Lehrer tröstete sein Kleines — mit einem mächtigen Geschick, wie der alte Pfarrer meinte —, und langsam, mit unendlich schmeichelnder Verstohlenheit fanden sich die Aermchen des zweijährigen Knaben um den Hals des Vaters zusammen. Und dieser stand plötzlich auf, ohne Wein noch Brot berührt zu haben, tat, als wäre Bethli Luft, und maß einzig den Pfarrer mit einem ernsthaften Blick.

„Wenn's erlaubt wäre, so möchte er nach der eignen Wohnung sehen, daß er das von der Reise noch verschüchterte Kind irgendwie heimisch machen könne."

Der Pfarrer, von dem es ausging wie Milde eines verglutenden Tages, erhob sich ohne Groll, ja mit zutraulichem Kopfnicken und wies selber den Weg zu der baufälligen Doppelhütte gegenüber, wo in der einen Hälfte der Lehrer zwei Zimmer zugewiesen erhalten hatte, zwei, weil sein Vorgänger Frau und sechs Kinder unterzubringen gehabt hatte.

Zweites Kapitel

Seither — ein Jahr nun — lebte der Furrer-Tobias als Lehrer zu Oberwald. Und was die Pfarrer-Bethli gleich am ersten Tage seines Hierseins durchs Dorf posaunt hatte, erwahrte sich:

Das war einmal ein „Erzspäßiger“! In der Schule war er recht. Er schaffte mehr als alle früheren zusammen und brachte die neunzig Schulkinder im Wissen so weit, als es menschenmöglich war bei der Anzahl zu stopfender Löcher der Unwissenheit. Die Kinder hingen nicht besonders an ihm, seine Art war nicht danach, sie zutraulich zu machen; aber der Respekt saß allen im Leibe. Während des Unterrichts war eine andächtige Stille, und auf der Gasse und zu Hause selbst galt noch, was der Lehrer gestattet oder verboten hatte.

So wenig wie die Kinder kamen ihm die Großen nahe. Gleich zu Anfang war ihm der Gemeindepräsident auf die Bude gestiegen, schwerschrittig, bedeckten Hauptes, daß er gleich merkte, wie das Schicksal vor ihm stände.

„Er hätte seinen Besuch erwartet!“

„Es täte ihm leid,“ hatte Tobias zur Antwort gegeben, „der Pfarrer hätte ihm sein Pflichtenheft übergeben, und es wäre ihm nicht bewußt gewesen, daß er zu den geschriebenen Arbeitsanleitungen sich auch noch mündliche hätte holen sollen.“

Darauf war dem Gemeindeoberhaupt keine Erwiderung eingefallen, und er hatte darum, nachdem Tobias ihm einen Stuhl zurechtgerückt, ein Verhör angehoben.

„Seine Frau sei ihm gestorben scheint's?“

„Ja! Wie das Kind auf die Welt gekommen sei, also vor zweieinhalb Jahren.“

„Was er denn anfangen wolle mit der lästigen Zugabe, dem Kind — er, der einzelne Mann? Zum Wiederheiraten reichte doch der Gehalt kaum!“

Der Lehrer hätte fast gelächelt ob der Offenheit seines Lohngebers. Aber dann war sein Blick auf den Knaben gefallen, der in einer dämmerigen Ecke hinter einem roh gezimmerten kleinen Tischchen saß und, voll andächtiger Zufriedenheit vor sich hin plaudernd, mit ein paar Hölzchen spielte.

„Der Bub sei ihm nicht lästig! Im Gegenteil, er würde ihn n i e weggeben!"

Hier hatte der Präsident unwirsch aufgeblickt. Die Rede des Lehrers hatte stahlhart geklungen, gleich als meinte er: da drein hat keiner zu reden. — Und der Bauer hatte ihn dafür ausgezahlt.

„Solange das Kind ihn in seinem Berufe nicht hindere, möge er es freilich behalten, ersteres aber wäre schon nicht angängig."

Noch ein paar Fragen hatte der Gemeindeallmächtige getan und war nach geraumer Weile weggegangen.

Der Lehrer hatte schlecht vor ihm bestanden.

Diesem ging es auch mit einigen Bauern nicht besser, die ihn nach und nach anrempelten, um ihm ein paar Winke über das Schulhalten im allgemeinen und die Behandlung ihrer Sprößlinge im besonderen zu geben.

„Er danke schön, aber er habe so seine eigne Ordnung, der sich alle in gleichem Maße zu fügen hätten," war des Tobias Bescheid gewesen. Der hatte die Viehgewaltigen arg verschnupft. —

Dann war die Zeit gekommen, da sie ihn verdrängen wollten. Er merkte es wohl, und das Bleiben wurde im unendlich sauer. Aber der Bub mußte essen und — die Stellen waren rar; die

paar Sparbatzen reichten nicht auf eine lange, brotlose Zeit. So tat er seine Pflicht dermaßen zum Aeußersten, daß die Dörfler trotz seiner Sonderbarkeiten keinen Grund fanden, ihn zu verjagen. Sein Hauptverbrechen war ja auch nur, daß er von niemand etwas wollte und niemand bei sich hereingucken und wundern ließ. Niemand als zuweilen den — Pfarrer! Und der sah nur Gutes und brachte, was er geschaut hatte, willig, aber nutzlos unter die Leute.

Der Pfarrer lächelte halb, wenn er an des Lehrers Haushalt dachte, und wiederum wollten ihm zeitweise beim Daraufsinnen die alten Augen naß werden. Es war etwas Rührendes um das Hausen des einsamen Mannes. Er hielt auf Reinlichkeit und Ordnung wie die beste Hausfrau. Er stand mit dem Tage auf. Ein Scheuern und Stauben und Lüften ging alsbald in den beiden Stuben an; dazwischenhinein trat der Emsige ein-, zweimal vor das Korbbett in der Schlafstube, das dem Rudi, dem Bub, nun schon recht klein wurde. Ein zartes, vom Gesundschlaf rosig überhauchtes Kindergesichtchen lag in den geblumten Kissen. Und zuweilen konnte es geschehen, daß in das häßliche, gelbe Antlitz des Tobias ein ganz verklärter Ausdruck kam, daß er mit gefalteten Händen, in den Anblick des schlafenden Kindes versunken, stehenblieb und, das Bild lebendiger Zufriedenheit, eine Weile Pflicht und Zeit vergaß. Rudi vergalt ihm die Liebe, er hing an ihm mit einer an einem Kinde befremdenden Leidenschaft. Wenn er früh aufwachte, war sein erstes, helles, frohes Wort:

„Dadi!"*) Und der Vater kam, zog, geschickt wie die kindergesegnetste Mutter, sein Kleines an, bereitete ihm sein Frühstück und reichte es ihm. Derweil scholl Scherzen und Lachen durch die Stube und hätte in dem tollenden Menschen da drinnen niemand den verschlossenen Gesellen, der den Oberwaldenern Schule hielt, wiedererkannt. — In letzter Zeit wurde Rudi schon geschickter, er begann selber den kleinen Löffel zu handhaben, und der Vater brauchte nicht mehr bei ihm zu hocken, wann er seine Milchbrocken bekam.

Der Pfarrer war eines Tages zu einem kleinen Zwist gekommen, der ihm das innige Verhältnis zwischen dem reifen Manne und dem Kinde erst recht klar machte. Unter der Tür hatte der Seelsorger das eigensinnige Schreien des Knaben gehört. Des Lehrers tiefe Stimme hatte voll Ruhe und Geduld, geduldiger als in der Schule, in das Weinen geklungen, und als er die Tür öffnete, sah er den Furrer am Boden neben dem schluchzenden Kinde knien und hörte ihn noch sagen:

„Willst mir zuleid leben, Bubi? Willst mir keine Freude machen?"

„Nehmet Platz, Herr Pfarrer," lud der Lehrer gleich darauf den Besuch ein und trug gleichzeitig seines Buben Tisch mit der Abendmilch in die Schlafstube nebenan. Rudi hatte sich plötzlich beruhigt.

Aus der Nebenstube klang abermalen Furrers Stimme.

---

*) Dadi = Vater.

„Sehen will ich jetzt doch, wie du es dem Dadi meinst! — Kommst mir dann sagen, ob du brav gewesen bist!“

Und derweil der Lehrer dann herausgekommen war und sich zum Pfarrer an den Tisch gesetzt hatte, war es in der Schlafstube mäuschenstill geblieben. Die beiden Männer waren ins Gespräch gekommen. Nach einer kleinen Weile kam es vom Nebenzimmer getrippelt. Zögernd — dann plötzlich auf den Vater zuschießend, war Rudi erschienen. Die Aermchen legten sich auf die Knie des Dasitzenden, das Gesichtchen war zu ihm erhoben, es zuckte wie Weinen und Lachen um den feinen Mund, die blauen Augen leuchteten.

„Schön gegessen, Dadi!“ klang es wie unterdrücktes Jauchzen.

Dem Pfarrer wurde weich ums Herz bei den in unvollkommener Kindersprache gestammelten Worten. Aber der Furrer-Tobias kniff die Lippen zusammen, als verbeiße er einen Aufschrei, und riß das Kleine in seine Arme empor. Ihre Wangen preßten sich aneinander, das Kind nestelte sich näher und näher an die von einem stockenden Seufzer gehobene Brust des Vaters. Und so hielten sie sich lange, als wollten sie sich nimmer lassen.

Als der geistliche Herr bald danach nach seinem Hause hinüberschritt, war ihm zumut wie nach einem Gottesdienst. —

Anfangs war die Zeit, die der Vater in der Schule zubrachte, für Rudi eine schlimme gewesen. Das Kind hatte niemand Fremden um sich dulden wollen. Tobias hatte es darum die ersten Tage

mit zum Unterricht gebracht und das Folgsame zum Gaudium seiner Jugend in eine Ecke gesetzt, wo es sich über alle die Stunden nicht muckste. Aber die Gesichter der Bauern hatten ihn bald belehrt, daß er ein Staatsverbrechen beging. Er hatte darauf ein junges Mädchen gedungen und mit vieler Mühe den Kleinen an dasselbe gewöhnt. Nun jedoch war die Reihe an dem Alten, schlimme Zeit zu haben. Eine Unruhe packte ihn, es möchte dem Knaben ein Leides geschehen, derweil er nicht zu Hause war. Er riß sich jeden Tag mühsamer los, wenn er zur Schule mußte, und quälte seine Magd, die selber noch ein halbes Kind war, mit tausend Warnungen und Aufträgen, ehe er wegging. Ja, manchmal überkam ihn mitten im Unterricht eine so jähe, heiße Angst, daß er all seiner Willensstärke bedurfte, sie niederzustreiten. Einmal, ein einziges Mal lief er heim, daß er sich selber überzeuge, wie es um sein Einziges stehe. Er fand es von Seppi, der Magd, gar wohl betreut; spielend kauerten sie miteinander am Stubenboden, und schon von weitem grüßte ihn das Jauchzen Rudis. An demselben Abend — sie hatten den Knaben just zu Bette gebracht — holte Tobias aus seiner Gewandtruhe eine Pappdeckelschachtel hervor, in der ein paar Münzen — es waren ihrer nicht allzuviele — klingelten.

Er griff einen blanken Fünffränkler heraus und drückte ihn dem erstaunten Mädchen in die Hand.

„Weil du das Kind so brav hütest," stieß er dabei heraus.

Herrgott, es war ein guter und mühsam erschacherter Sparbatzen, aber er gab ihn hin, als

hätte er Tausende zu verschenken; und so das junge Bauernding hätte lesen können, wäre ihm in seinen Zügen ein noch höherer Lohn gestanden.

Es gab nichts, was Tobias höher wertete, als eine seinem Rudi erwiesene Liebe. Das hatte die Renner-Marie erfahren, ein verkommenes Weib, das zum Ekel und Gespött des Dorfes war. Sie hatte eines Tages den Furrerbuben in der Straße vor den Pferden eines Wagens, deren Hufe das spielende Kind bedrohten, hinweggerissen. Seitdem tat der Lehrer der Ausgestoßenen Wohltat um Wohltat.

Als der Tag seines Ins-Dorf-Kommens sich just verjähren wollte, kam auch aus, wie er ein Verschulden an dem Kinde aufnahm.

Es war an einem Samstagmorgen. Tobias hielt Schule. Die Sonne guckte in die kleinen Fensterscheiben, und es glänzte eine freundliche, Lehrer sowie Schüler ermunternde Helle in der niederen Stube. Auch hob der Gedanke an den Freinachmittag schon die Stimmung. Es war ein ersprießliches Lehren und Lernen an dem Morgen. Da floß dem verschlossenen Menschen der Mund von dem über, was ihm sein Herz alleweil übermaßen füllte. Er begann, seinen Schulkindern einen drolligen Vorfall zu erzählen, dessen Held sein Herzbub zu Hause war. Es war ein lustiges Stücklein; die Stube zitterte von dem Gelächter der Schülerschar, also daß ihnen ein Klopfen an der Tür verloren ging. Dem Lehrer selber rannen die Tränen aus den Augen, so aus sorglosem Herzen hatte er in dem Augenblicke mitgelacht. Und als er

seinen Ernst zurückgewonnen, scholl das Klopfen zum andernmal. Der Furrer-Tobias ging öffnen. Des Pfarrers Köchin stand draußen, ein bißchen bleich, ein bißchen außer Atem, aber mürrisch wie je.

„Er solle rasch heimkommen! Mit dem Kleinen sei etwas geschehen!“

Ein „Jesus“ entfuhr den zunächst der Tür sitzenden Kindern. Der Lehrer war rückwärts an ihre Bänke getaumelt. Sie sahen noch sein blutleeres, verzerrtes Gesicht. Im nächsten Augenblick war er fortgestürmt.

Er hatte zu Hause den Pfarrer und ein Bauernweib in seiner Stube gefunden. Das Weib hielt sein Kind auf dem Schoße und suchte umsonst einem schreckhaften roten Quell zu wehren, der jenem aus Mund und Nase sprang. Hinter ihr stand des Lehrers Mägdlein und reichte von Zeit zu Zeit mit zitternden Händen ein in Wasser und Essig getränktes Tuch. Ein Ton wie das Knurren eines Tieres; dann fuhr der Furrer-Tobias auf die Magd zu.

„Was hast ihm geschehen lassen, dem Kind?“

Seine Brust wogte, als verliere er den Atem. Seine Finger hatten sich in des weinenden Dirnleins Arm eingekrallt. In seinen Augen glühte ein jäher, ungerechter Haß, daß das arme Ding in seiner Gewalt die Hand abwehrend und in bebender Angst wider ihn erhob. Da schallte des Pfarrers eindringliche Stimme:

„Schämt Ihr Euch nicht!“

Das gab ihn sich selbst zurück. Die Magd freigebend, neigte er sich mit schweigender Hast über sein von Weinen und Bluten erschöpftes Kind.

Er nahm es sacht auf seine Knie, gab ihm hundert Schmeichelnamen und legte mit rascher, kundiger Hand ihm Lappen auf Stirn und Genick. Der Kleine wurde ruhiger, das Bluten ließ nach; darauf schlief er ein. Der Tobias bettete ihn wohl in seinen Armen. — Und als die furchtbare Erregung des Mannes sich legte, packte ihn die Reue, daß er ungerecht wider seine junge Magd gewesen.

„Seppi,“ bat er leise.

Das Mädchen hatte die Stube verlassen, Stube und Haus.

Und — dem ging es nicht mehr in die Nähe, dem Wilden!

Seinen Alten, armen Kleinbauern, standen die Haare zu Berg, als sie von dem heimhastenden Mädchen hörten, was der Lehrer für ein Gewalttätiger war. „Daß er keine Magd mehr bekam, dafür sollte gesorgt werden!“ keifte das Weib, Seppis Mutter.

In der Stube wandte sich der Lehrer an den Hochwürdigen.

„Wie es gekommen sei?“

An dessen Stelle barschte Bethli, die Köchin, die wieder mit hereingekommen war:

„Pah, halt vom Gesims gefallen ist er. Warum hat er hinaufsteigen müssen!“

Eine Stille wurde danach, bis die Weiber gingen. Des Lehrers „Dank euch zu tausend Malen“ scholl ihnen nach. Und als er mit dem weißhaarigen Alten allein war, wandte er sich nach ihm um, während es in seinem Gesicht von widerstreitenden Gefühlen zuckte.

„Denket nicht schlecht von mir, Herr Pfarrer."
Dieser schaute ihn ernst und strafend an.
„Die Liebe, mit der Ihr an dem Kind hängt, ist sündhaft! Wenn es Euch der Himmel nicht ließe! Tausend müssen's ertragen! Aber Ihr — Ihr ginget zugrunde daran! So einer ist aber kein Mann, und so einer hat keinen Glauben! Nehmet's zu Herzen und sinnet nach darüber!"
Nach dieser Rede ging auch der geistliche Herr. Im Heimgehen aber sann der Lebenserfahrene: Ich habe tauben Ohren gepredigt! Solche Liebe ist wie unheilbare Krankheit, und denen sie eingeimpft ist, tut Mitleid not! Und im Heimgehen fiel es dem Pfarrer auch ein, daß der Vorfall mit der Magd dem Lehrer wieder ein gut Teil Unbeliebtheit mehr eintragen würde.

Drittes Kapitel

Seppi und seine Alten hatten dafür gesorgt: es wurde dem Furrer übel vermerkt, daß die Wut damals Meister über ihn geworden war. Ein paar Wochen lang schien es ihm, als habe er im Dorf keinen einzigen mehr, der ihm nicht spinnefeind war. Selbst die Schulkinder wurden scheu und störrisch, und mehr als einmal hörte er Buben, die er gestraft hatte, durch die Zähne murmeln: „Ich sage es schon dem Vater daheim!"
Zu der Zeit geschah ihm und dem Rudi ein Gutes.
An seine Hütte grenzte ein kleiner Garten, der

ein niederes, sauberes Holzhaus von der eignen zerfallenden Behausung schied. In dem Holzhaus saßen zwei Weiber, eine Witwe, die habliche Z'graggen-Leni, von der es im Dorfe hieß, ihre Truhe berge mehr Gülten*) als die manches Großbauern, und ihre Tochter Viktori. Die Witfrau, die ihren Mann, den ehemaligen Gemeindeschreiber von Oberwald, schon vor zwanzig Jahren begraben hatte, war trotz ihrer Gülten nicht zu beneiden; sie war gichtlahm und saß tagein tagaus in ihrem Lehnstuhl, den Viktori sorglich an die Sonne rückte, wenn Sonne war. Das Mädchen besaß vollauf, was der Mutter an Kraft und Arbeitsfähigkeit abging. Viktori war nicht mehr jung für eine Ledige; die Zwanziger neigten sich ihr stark zu Ende. Auch die Schönheit plagte sie nicht. Ein volles, allzu blühendes Gesicht, tiefliegende, kleine, kluge, aber den Mannsbildern ungefährliche Augen, ein großer Mund — in all dem war nichts, was das Mädchen über den großen Haufen erhob. Nicht einmal das braune, von der Stirn glatt zurückgestrichene Haar war ihm zum Schmuck. Aber wer sich die Mühe nahm, mochte in dem Gesicht der Hochgewachsenen, Grobgliedrigen einen Zug von zielbewußter Festigkeit und zugleich von jener Güte lesen, die prüft, ehe sie wohltut, aber den Würdigen mit vollen Händen gibt.

Viktori begann zur Zeit, als der Lehrer ohne Magd war, plötzlich den Garten vom Schnee zu räumen. Die Sonne hat in den Tagen schon an Kraft gewonnen. Als die junge Z'graggin zum

---

*) Wertschriften.

erstenmal ihre Gartenarbeit tat, leuchtete sie warm über den Hütten. Vorübergehende maßen erstaunt die Schaffende. Was brauchte das Mädchen der Sonne ins Räumungswerk zu pfuschen! Viktori handhabte eine schwere Schaufel, und der harte Schnee flog in großen Schollen über den Holzzaun des Gartens in die rückwärts liegende Matte. Jede Muskel schwoll am Leibe der Dirne. Dem die Arme dienten, der brauchte nicht vor dem Hungern zu bangen! Eine Weile hatte sie schweigend geschafft, als der Furrer-Tobias, zum Schulgang gerüstet, seinen Kleinen auf dem Arm, aus der Lottertür trat. Bisher war zwischen den beiden Hütten keine Freundschaft gediehen, der Verkehr zwischen dem Lehrer und dem Bauernmädchen hatte sich auf ein freundliches „Grüß Gott" dann und wann beschränkt oder sich selbst zu einer kurzen Bemerkung über das Wetter erlebhaftet, aber bei dem war es geblieben. Heute aber trat Viktori an das Lattengehege, legte die runden Arme über die Spitzhölzer und sandte ein „Tag, Herr Lehrer" zu dem Nachbar hinüber, vor dem dieser nicht weglaufen konnte.

„Ich räume den Schnee für Euern Bub weg," erklärte das Mädchen ohne Umschweife, „der kleine Unschick ist des Lebens doch nie sicher auf der Straße. Hinter den Latten kann ihm nichts geschehen. Und solange die Sonne scheint, hat er hier so gut spielen wie draußen. Nach und nach gewöhnt er sich so auch an uns zwei Weiber und hat einen Unterschlupf, wenn Ihr aus seid."

Die Rede wurde ihr lang; das Blut stieg ihr ins Gesicht.

Der Lehrer stand mit großen Augen.

„Nein! es ist zu viel," stotterte er, „Ihr halset Euch eine Last auf."

„Vertrauet Ihr mir das Kind nicht an?"

Er strafte sie mit einem ernsten Blick. „Dir wie nicht gerade einer," fuhr es ihm durch den Sinn. Aber er endete hastig das Gespräch.

„Tausend Dank! Morgen bring' ich den Rudi selber in Euern Garten. Ihr müsset es nur nicht schlecht aufnehmen, er ist gar scheu."

Er grüßte und ging. Im Davonschreiten hätschelte er seinen Knaben. Wenn die Z'graggin gewußt hätte, welche Last sie von seinem Herzen genommen hatte, sie möchte keinen kleinen Stolz gehabt haben.

Von da an kam Rudi in die Obhut der jungen Z'graggin, an die er sich sonderbar schnell gewöhnte. Sie machte keine Umstände mit dem Kinde. Ihre Art war rauher als die seines Vaters, und zuweilen, wenn ihre Rede barsch klang, traf sie aus den großen, ausdrucksvollen Augen Rudis ein fragender, fast angstvoller Blick; aber allmählich verlor sich die letzte Scheu und wandelte sich in eine große Zutraulichkeit. Diese teilte sich dem Alten mit. Der Einsame aus der Lehrerhütte wurde häufig mit der Z'graggen-Viktori im Gespräch am Gartenzaun gefunden. Ein-, zweimal hatte er sich sogar dazu verstiegen, mit dem Knaben nach der Hütte der beiden Weiber zu gehen, um, wie Viktori meinte, sich selber zu überzeugen, ob der Bub heimisch sei in der fremden Stube. Er hatte sich überzeugt von dem und von manchem andern. Es

fing an, ihm einzuleuchten, daß das unschöne Nachbarsmädchen verständig und schaffig wie wenige sei. Daß die Alte der Tochter fehlender Schönheit durch ein gut Stück Geld aufhelfen konnte, war nicht zu verachten, und das Beste an der Sache blieb: der Furrer-Tobias merkte, daß Viktori ihn nicht mit ungünstigen Augen ansah. Er kam nicht einmal früh zu der Erkenntnis. Die Oberwaldner hatten es lange vorher heraus und giftelten neidisch über des Schulmeisters unerhörtes Glück. Dennoch reifte die Sache heran und gedieh so weit, daß Furrer nur zuzugreifen brauchte, und er hatte eine reiche Frau und war ein für allemal der Sorge enthoben, und er griff nicht zu.

Rudi begann plötzlich zu kränkeln. Nicht daß er sich legte, aber wie eine Pflanze, über die ein Rauhreif gegangen, hing er das Köpfchen und wurde müder und müder. Furrer bekam ein schweres Kreuz. Er grämte sich selber fast krank um seinen kleinen Reichtum. Die Z'graggen-Viktori war ihm zum Segen; sie vermochte noch den Knaben, der sonst niemand als den Vater um sich duldete, zu beruhigen. Sie stand dem Lehrer zur Seite, als diesen eine qualvolle Furcht ankam, sein Bub möchte ihm verloren sein. Rudi begann an Nasenbluten zu leiden, heftig und heftiger. Sein Gesichtchen wurde schmal und bleich, und je kränker er wurde, eine desto tiefere, unkindisch ernsthafte Innigkeit kam in sein Wesen dem Vater gegenüber. Der tat in den Augen der Dörfler etwas Unerhörtes. Der arme Schlucker, der wahrhaftig nichts übrig hatte, verschrieb sich einen Doktor aus dem

Tal, der für den einen Besuch mehr Honorar bekam als der Schulmeister in einem Vierteljahr.

Als der Arzt den Buben gesehen hatte, machte der Furrer-Tobias dem Gemeindepräsidenten den ersten Besuch. Der Magnat sperrte Maul und Augen auf ob dem, was ihm der Furrer eröffnete. Er müsse fort, die nächsten Wochen schon, die Gemeinde solle einen andern Lehrer suchen! Ein grober Bescheid war dem Frechen an den Kopf geflogen. Ob er nicht bei Trost sei, mitten im Jahr fortzuwollen! Es wäre nicht schade um ihn! Aber kein Rappen von dem rückständigen Gehalt würde ihm ausbezahlt, so er jetzt ginge! Furrer hatte darauf versichert, er würde einen Kollegen kommen lassen, der die Schule besorge, bis die Gemeine ihren neuen Lehrer gewählt habe. Aber der Bauer dankte ihm auch das schlecht. Es werde schon ein rechter sein, den er empfehle, und — basta — er wisse, woran er sei: Dableiben oder das Geld dahinten lassen, ein andres gäbe es nicht! Der Furrer-Tobias preßte die Zähne zusammen und schritt wortlos aus des Gewaltigen Nähe. Andern Tages schon lag dem allweisen Gemeinderat die schriftliche Erklärung vor, daß der Lehrer allen angedrohten Folgen zum Trotz innert zweier Wochen Oberwald verlassen müsse.

Dem Pfarrer verriet er mehr von seinen Plänen. So er das Kind nicht ins Tal bringe, sei es ihm verloren, es ertrage die Höhe nicht, habe der Arzt erklärt. Nun sei seines Bleibens nicht länger! Und auf die Frage, was er da unten anfangen wolle, eine Lehrstelle sei dort schwer findbar: Die Kloster-

schwestern zu Engtal hätten immerfort Arbeit für rüstige Knechte und würden ihn zusamt dem Knaben wohl aufnehmen! — Aber die Z'graggen-Viktori? Der Pfarrer hatte gelächelt und doch hatte in seiner Frage eine ernste Warnung davor gelegen, ein Glück, wie es wohl nie wieder in sein, des Tobias Leben kommen werde, so mir nichts dir nichts aufzugeben. Der Lehrer hatte seine Augen zu ihm erhoben, eine leise Röte in den hageren Wangen.

„Das wäre schon eine schöne Sache gewesen, Herr Pfarrer, aber — leget mir's nicht gar zu schlecht aus — das Kleine zählt tausendmal mehr!"

„So zahle Euch der Herrgott die Treue an dem Kind," sagte der Weißhaarige aus tiefstem Herzen herauf.

Vierzehn Tage danach, an einem hellen, sonnengesegneten Morgen verließ der Furrer-Tobias die Lehrerhütte mit derselben Last beladen, die er beim Einzug in Oberwald getragen hatte. Nur bargen nicht Tücher des Knaben Gestalt und zartes Gesicht, den er auf dem Arme trug.

Die Z'graggen-Viktori stand am Gartenzaun und streckte dem Scheidenden die breite Hand zum Gruß. Er stellte seinen Koffer zur Erde, nahm den Buben auf den linken Arm und faßte zu. Ein kernhafter Druck. „Dank auch, ich vergesse es Euch nicht!" Dann hob er ihr den Rudi entgegen. Als Viktori den küßte, stand ihr ein verräterischer Schimmer in den Augen; aber gleich darauf drehte sie sich um.

„Machet, daß er Euch wieder gesund wird," murmelte sie im Davongehen.

Danach stampfte sie zu ihrer lahmen Mutter hinein, tat einen Schnaufer, reckte sich und sagte, gleichsam sich selber höhnend: „So, Mutter, jetzt seid Ihr sicher, daß ich Euch nicht wegkomme!" Eine Weile später aber dröhnten die Schläge einer Holz spaltenden Axt aus der Küche. Das Mädchen schlug mit harter Arbeit den Kummer tot.

Indessen schritt der Lehrer dem Bahnhof zu. Zwei weiche Händchen strichen um seine Wangen. Und einmal war ein Flüstern an seinem Ohr:

„Rudi bald ganz gesund werden."

Das klang wie eine Verheißung. Furrer stammelte es nach, heimlich, inbrünstig — er betete es.

— Bald danach trug sie der Bahnzug talwärts. —

— „Der Sonderling wäre reif fürs Narrenhaus."

Diese Nachrede hielten die von Oberwald ihrem verzogenen Lehrer.

Herr „Herr“!

Mein Leib war brüchig geworden wie der Holzstamm, über den allzu lange die dörrenden Winde fuhren. Die heimische Rauhluft trug die Schuld. Und ich begann zu ahnen, daß hinter mir wie an dem zu spaltenden Baum ein Hölzer stände, bereit, die Axt einzutreiben, wo das Morschen begonnen. Ich war lange krank. Die Frühmonde sind eine schlimme Zeit. Berichte von Erkranken und Sterben andrer erreichen das Haus. Da war mir, als sei der Holzer zum Gärtner geworden, der die Stämme beschnitt und dessen Messer die schwachen zu tief traf. Und abermals um ein paar Tage begann mir die Mutter zu kranken, der Bruder legte sich, und um meine beiden Kinder ward Gefahr. Da wähnte ich, einen Fremdling zu sehen, der in der Straße stand und nach meinen Fenstern starrte.

Er trat nicht ins Haus. Die Sorgentage sind vergangen. Aber ich werde das Fiebertraumbild nicht los, daß der Tod leibhaftig unter den Menschen wandelt.

Erstes Kapitel

Mein Arzt schickte mich nach dem Süden, aus dem Winter in den Frühling. Ich gehorchte gern, denn ich war des Schnees satt geworden. Daheim

lag er in den Mauern. Die Bise blies mir den schärfsten Abschiedssegen, und der griesgrämige Himmel streute mir eisiges Geflock in den Flattermantel. Als ich den baufälligen Menschen, mich selbst, im Eisenbahnwagen geborgen hatte, kam mich ein Frieren und Husten an. Ich drückte mich in eine Ecke und spann den grauen Wolken, die über dem davonrasselnden Zug verjagten, graue Gedanken nach. Darüber verging die Zeit, und die bekannten Landstriche kamen weit hinter mir zu liegen.

Auf einmal blitzte es goldig durch die trüben Wagenfenster. Da waren wir in zwei Stündlein in den Frühling hinabgerutscht. Der Herrgott im Himmel ist ein fürtrefflicher Apotheker; keine bessere Medizin auf Erden als eine rechtschaffene Dosis Sonnenschein. Ich ließ das Fenster herab und riß die Mütze vom Kopf, daß mir die Sonne die Stirne träfe, und fühlte eine wohlige Wärme über Nacken und Rücken rinnen. Mit frohen Augen schaute ich hinaus in die Landschaft. Die Matten grünten. Die Schneegrenze war hoch hinauf an die Berge gerückt. Im Fahren wurde mir die Wahrheit aufs neue klar, daß jeder Erdenfleck seine Schönheit birgt; wer sie mit untrüben Augen sucht, der findet sie. Tiefer im Tal blühten die Pfirsichbäume; jeweilen war es, als sausten die Eisenkarren durch Alleen roten Blusts.

Als das Gelände immer mehr südliches Gepräge erhielt, mehrte sich die Zahl der Villenbauten, die einen großen Kontrast zu den rohen Steinhütten der Landbevölkerung bildeten. Ich weidete die Blicke an den vielen Hausungen der Reichen, welche einer

immer schöner als der andre wohnten, und wiederholte mir nach Art der Kinder, die vor einem Spielwarenladen stehen: Das möchtest du haben! Das möchtest du haben! — haha! Als ob ein armseliger Schreiber trotz allen Fleißes sich in eines Lebens Arbeit solch einen Wundersitz erschriebe!

Als der Tag in einen trüben Abend verdämmerte, rasselte der Zug in die Bahnhofhalle des Kurorts, von dessen warmen Lüften ich mir Heilung versprach. Der Name tut zur Sache nichts, aber der Ort lag an einem südlichen See, und der Fangkasten für Reisende, den sie Omnibus nennen, trug mich vom Bahnhof über eine schöne Straße dem Ufer entlang nach meinem Gasthause. — Als ich ausstieg, fiel mir auf, daß ich etwas vergessen hatte: die warme, helle Sonne war zurückgeblieben. Der dunkelnde Himmel blickte fast so schneedräuend wie der über die Heimat gespannte.

Auf meinem Zimmer war mein erstes, daß ich mir ein Feuer machen ließ. Danach hielt ich Umschau. Mein Wohnraum war freundlich, eine Fenstertüre brachte ihm Licht. Sie führte auf eine weite Terrasse, die sich der ganzen Hausfront entlang fortsetzte. Ich drückte sie fester ins Schloß, es kam eine unsüdliche Kälte durch die Ritzen. Dann spähte ich lange durch die Scheiben. Zu Füßen der Terrasse lag der Garten, eine mächtige Zeder schattete halb meinen Lugaus. Eine Magnolie neben ihr strebte zur gleichen Höhe. Zur Linken aber fand der Blick Weg auf den See. Der lag still, bleigrau und dampfend, Nebel hoben sich aus ihm, und Nebel sanken wie fallende Verhänge aus dem grau-

wolkigen Himmel jenen entgegen. So kam es, daß die fernen Berge des jenseitigen Ufers wie riesige Schattenwände herüberstarrten. Nur in der Höhe leuchteten sie fahlweiß, eine lange Kette von ragenden Schneekuppen. Im Norden war eine flache Oede, über der die Dämpfe sich dichteten — weiter Sumpf, wie ich nachher vernahm, und dahinter, dem Auge nicht sichtbar, die Mündung eines Flusses.

Ein Stöhnen störte mich nach einer Weile in meinem Hinausstarren. Es kam aus dem Zimmer neben dem meinen. Und als ich hinhorchte, wiederholte es sich, ein Menschenlaut, in dem die Qual zitterte. Hm! ich hatte die Erinnerung an Siechtum und Winter hinter mir zu lassen vermeint, und was ich da durch mein Fenster schaute, sah dem Winter verzweifelt ähnlich, und die bebende Stimme im Nachbarzimmer gehörte einem an, der von schwerer Krankheit litt. Fast mißmutig, schon von Heimweh geplagt, stieg ich eine halbe Stunde später zum Speisesaal hinab. Ein Glockenzeichen hatte gemahnt, daß für die Herde der Gäste die letzte Tagfutterzeit.

Ein heller, schöner Raum, drei Reihen Tische und eine Menge plaudernder Menschen daran! Zuweilen ein Klirren von Silberbesteck, ein Gläserklirren, jetzt eine augenblickliche Stille, derweilen eine Speise die Mundwerkzeuge der eifrigsten Schwätzer in Anspruch nahm. Mit Hilfe des Kellners, der sich vor dem „Neuen" mit prüfendem Zögern verneigte, fand ich meinen Platz. Ich begegnete, im Niedersitzen grüßend, vier — acht — zehn wundernden Augen; dann machte ich mich meinerseits ans

Betrachten meiner Nachbarschaft. Eine lange Reihe Gesichter! Wenige, die beim ersten Blicke fesseln, alle doch nach öfterem Schauen zu näherem Studium lockend, denn die große Bildnerin Natur meißelt nicht ein so häßliches oder ausdrucksloses Antlitz, daß sich nicht fesselnde Züge darin finden ließen.

Zu Häupten unsers Tisches saß ein hochgewachsener Mann, dessen Oberkörper müde nach vorn gebeugt war; sein Gesicht, das ein brauner Bart umrahmte, war knabenhaft fein, und es schien, als welle schwachrotes Blut fortwährend unter der dünnen Haut. Weiße, schlanke hagere Hände hielten das Besteck, und wenn er zu seinem Nachbar redete, was selten geschah, so war seine heisere Stimme an meinem Platz nicht hörbar. Der war der älteste Gast des Hauses, ein Holländer, wie ich vernahm, und kehlkopfleidend.

Gleich sein rechter Nachbar weckte danach meine Aufmerksamkeit, ein deutscher, graubärtiger Herr von blühender Gesichtsfarbe, das volle Haar und den Bart sorgfältig gescheitelt, eine mächtige Behaglichkeit in den selbst in ihrer Verrunzeltheit noch rundlichen Zügen. Seine Kleidung war sorgfältiger als die der meisten männlichen Gäste, sie hatte etwas gesucht Jugendliches und war untadelig von der bunten Krawatte mit der Riesennadel über die weiße Weste hinab bis zu den hellen Gamaschen unter den weiten Beinkleidern. Als der Geheimrat — seinen Namen und Stand erfuhr ich bald, aber ersteren habe ich wieder vergessen — sich nach dem Essen erhob, streckte er erst das rechte, dann das

linke Bein, holte ein elegantes Bürstchen aus der Tasche und fuhr sich glättend über seine graue, sorgfältige Frisur. Und die gleiche drollige Manier, seinem äußern Menschen gleichsam einen letzten Anstrich zu geben, sah ich ihn desselben Abends und alle Zeit meines Dortseins so oftmal pflegen, daß ich an das völlige Ueberarbeitetsein, das der Alte als Grund seines Hierseins angab, beim besten Willen nicht glauben konnte; denn ein an andern müde gewordener Mensch müht sich um sich selber nicht auch noch. Der Geheimrat war sicher der Gesundesten einer im großen Saale, in welchem viel kranke Gesichter zu sehen und viel übelklingender Husten zu hören war. Der Geheimrat und noch einer! Der saß mir gegenüber, ein glatzköpfiger, bejahrter Mann, bartlos, mit klugem, schlichtem Gesicht. Ich vermutete einen Gelehrten in ihm und lernte noch am gleichen Abend, daß er ein einfacher Kaufmann sei. Sein Lachen machte mich zuerst nach ihm hinschauen. Das klang jung und frisch, aus dem Herzen herauf, und wie die Kinder lachte er oft und gern, so daß ich mich an dem frohen Wesen des Herrn Franz freute, ehedenn ich ihm noch näher kam und lernte, daß er einer der Glücklichen war, denen der Herrgott gleichsam eine Sonne ins Innere gesetzt hat, so daß es in ihnen hell bleibt, wenn es um sie noch so finster ist. Warum er den Ort der Siechen zu seiner Erholung wählte, wurde mir nicht so recht klar, denn er war kerngesund; — sein Junggesellentum zu heilen, dazu war es beinahe zu spät.

Die Mahlzeit nahm ihren bedächtigen Verlauf.

Sie machte mich müde, aber die vielen fremden Gesichter munterten mich auf. Einmal kam der von zu Hause mitgeschleppte Husten über mich.

„Sie sind wohl gekommen, den los zu werden?" redete mich mein Nachbar zur Rechten an, als ich wieder zu Atem kam.

Und als ich bejahte, meinte er:

„Ich huste seit dreißig Jahren, und seit derselben Frist haben mir die Aerzte baldiges Sterben prophezeit."

Ich wandte mich und sah in ein hageres, vornehmes Antlitz, das einen Zug schweren Leidens trug.

„Harden, mein Name!" stellte sich der vielleicht Fünfzigjährige vor, dem der Berliner anzumerken war.

Als ich nach dem Essen plaudernd mit ihm im Saale hin und wieder schritt, sah ich, wie seine ganze Gestalt in gleichem Maße abgezehrt war. Es schien, als müsse ein erster rauher Luftzug den schwachen Körper hinstrecken. Oder saß vielleicht hinter der hohen weißen Schädelwand ein mächtiger Wille, der den ohnmächtigen Leib noch immer wie schon so lange aufrecht hielt?

Der Arm einer Dame streifte den meinen, während wir beide, uns mehr und mehr in ein anregendes Thema vertiefend, hin und wieder schritten. Ich hatte es kaum beachtet, wurde mir eigentlich dessen erst bewußt, als Harden fragte:

„Haben Sie die Frau beachtet, die eben an uns vorüberging?"

Ich verneinte. Da blieb er mit mir in einer Ecke stehen und hieß mich nach einem der Wand-

polstersitze hinüberschauen. Eine schmächtige Frauengestalt in hellem jugendlichem Kleide ruhte in dem schäbigen Rotsamt. Als ich sie ansah, ging mein Herz zu ihr aus, wie man einem lieblichen Kinde beim ersten Anblicke gut wird. Es war etwas von einem Kinde an ihr. Ihr Wuchs reichte kaum zur Mittelgröße, und ihr schönes Gesicht verriet die kurze Zahl ihrer Jahre.

„Eine neunzehnjährige Frau im ersten Jahre ihrer Ehe und todkrank," sagte Harden.

„Verloren?" fragte ich.

„Rettungslos nach des Arztes Erklärung! Aber Sie wissen, wie lange ich rettungslos bin."

Ich vergaß einen Augenblick, daß er an meiner Seite stand. Mein Blick forschte in den Linien jenes Gesichtes. Der Ausdruck der Sorglosigkeit und des Frohsinns war noch nicht verwischt; selbst die Farben lebten noch: ein gesundes Wangenrot, nur auf Stirn und Schläfen ein allzu wächsernes Weiß! Und zuweilen war um den feinen Mund ein Zug wie von Trauer. Ich sah ihn später sich verschärfen; in den großen braunen Augen der jungen Frau lag eine unbewußte Bitte um Mitleid, und sie hatte zuweilen, ob sie auch nicht klagte, eine Bewegung der schmalen, blauadrigen Hand, die ein großes Leid verriet: ein langsames, mattes Zurückstreichen des braunen, welligen Haares, das wider die fahle Stirne dunkel schimmerte. In diesem Augenblick überkam ein Hustenanfall die in die Polster zurückgelehnt Ruhende; sie drückte ein Tuch an ihre Lippen, und ich sah eine rote Stelle im Linnenweiß, als sie es senkte.

„Wie heißt diese Frau?“ fragte ich mechanisch meinen Gesellschafter.

Harden lächelte: „Ich dachte, Sie wären stumm geworden. Frau Lina Werder nennt sie sich. Sie stammt aus einer kleinen ostschweizerischen Stadt, wo ihr Mann ein Handwerk treibt. Wohlhabende Leute, aber nicht reich! Sie kummert an dem Tage, an dem sie ihre Rechnung bezahlt. Die Kur war ein Wagnis für des Mannes Geldbeutel, und das Wagnis will immer noch nicht Erfolg bringen.“

Ich mochte seine Rede nicht ganz, in der eine gewisse Ueberhebung des unabhängig Reichen über die zum Rechnen Gezwungene lag. Darum wechselte ich das Thema.

„Es sind wohl viel Kranke hier?“

„Mehr als Gesunde! Mehrere sind schwerkrank. Sehen Sie den Bauer dort an, den — Greiler nennt er sich.“

Er nickte nach links hinüber, wo eine Gruppe von Herren und Damen in angelegentlichster Unterhaltung noch am Eßtisch saß. Ich wußte, welchen er meinte. Ein widriges Schnupfen und Räuspern hatte mich vorher schon nach ihm hinblicken lassen. Er schien irgendwo aus einer Berggegend herzukommen, denn sein in städtischen Anzug gezwängter Leib war hoch und grobknochig nach Art des Höhenvolks, dessen Aeußeres die Rauheit der Heimat verrät. Auf dem knorrigen Körper saß ein unendlich widerwärtiger Kopf, aus dem die Haupt- und Barthaare wie schwarze Borsten standen. Insbesondere auf Wangen und Kinn sproßte ein grauschwarzer Stoppelwust, die aufgeworfene Oberlippe

überhing ein schwarzer Schnurrbart, der unbehaarte Teil des Gesichtes erschien von einem kranken Gelb. Greiler hielt das linke Auge fortwährend zugekniffen, so daß die ganze Gesichtsseite förmlich verzogen war.

„Er ist abstoßend," sagte der Berliner. „Und dennoch muß das Mitleid den Ekel überwinden," fuhr er fort. „Der Mann leidet an unerträglichen Kopfschmerzen, die ihn Tag und Nacht nicht verlassen. Er zieht von Heilort zu Heilort und ohne Erfolg. Das Ende ist nicht abzusehen. — Da liegt oben in ihrem Zimmer eine Frau, der das Ende näher ist," schloß er.

„Sie mag wohl meine Nachbarin sein," erwähnte ich und nannte ihm meine Zimmernummer.

„Sie ist aufgegeben," gab er zum Bescheid, „eine Französin, deren Tochter Sie eben noch dort oben zu Tische gehen sehen können."

Ich gewahrte eine hagere, bleiche Dame in der Mitte der Zwanzig, die sich an einem der Tische niederließ. Sie hatte ein vergrämtes Gesicht, und als einige der neugierigsten weiblichen Gäste sich, von Mitleid triefend, ihr angenehm machen wollten, begann es um ihre Mundwinkel zu zucken, und sie vermochten den Tränen nicht zu wehren, die ihr über die Wangen liefen. In diesem Augenblick stieß Harden mich an.

„Den muß ich Ihnen noch vorstellen," lächelte er, mit einem Blicke nach der Tür des Rauchzimmers hinüberdeutend, in deren Rahmen ein kleiner, dicker, auf sichelförmigen Beinen stehender Herr erschienen war. Sein dünnes, braunes Haar war

sorgfältig und glatt von der Stirn zurückgebürstet; in seinem nicht überklugen, rötlichen Gesicht stand ein Zug schwerer Sorge, der — wie ich bei näherer Bekanntschaft bemerkte — manchmal urplötzlich dem sorglosester Heiterkeit wich, so, als käme hinter einer Maske erst das eigentliche Gesicht zum Vorschein.

„Den nennen wir den Krankheitsvirtuosen," erklärte Harden. „Er heißt Schellenberger und entdeckt jeden Tag ein neues Gebrechen an sich. Seit vielen Wochen sitzt er hier und behauptet, das Klima bekomme ihm gut, steht aber inzwischen mit einem Dutzend Aerzten und Quacksalbern in Briefwechsel, sucht dazu den hiesigen Platzarzt täglich heim und läßt sich von allen zusammen behandeln, bis er schließlich vor lauter Arzneischlucken wirklich krank wird. Gegenwärtig klagt er über geschwollene Füße, weil ihm gestern von einem längeren Spaziergang die Beine müde geworden sind."

Ich betrachtete den kleinen Mann näher und bemerkte, daß er, wohl um der geschwollenen Füße willen, buntgestickte Pantoffeln über hellroten Strümpfen trug, die unter den graugestreiften Beinkleidern einen drolligen Anblick boten. Eben wollte ich Harden bitten, mich dem Phänomen vorzustellen, als dieser mit einer Entschuldigung gegen mich nach dem Rauchzimmer hinüberschritt, um einen Bekannten zu begrüßen.

Ich setzte mich in eine Fensternische, keine andre Gesellschaft benötigend, und überließ mich meinen Gedanken. Ich sann nicht an die beiden Krankheitsgigerl, den Krummbeinigen von vorhin und den Geheimrat. Aber neben diesen — die Sterbende

oben — die Verlornen unter den im Saale Weilenden und all die andern, über denen eine dräuende Hand schon erhoben war — wie viel menschliche Gebrechlichkeit und menschliche Ohnmacht in diesem einzigen Hause! Und auch die am schwersten krankten, waren voll Hoffnung auf Genesung. Wie die Abergläubischen und Ueberfrommen wallfahrteten nach den Wunderorten, so waren wir diesem Südland zugezogen und vermeinten, daß es uns Heilung verbürge. — Aber bei meinem Kommen hatte keine Heilluft geweht.

Ich stützte meine Hand auf das breite Fenstersims und fühlte eine eisige Zugluft an meinen Fingern. Draußen schien es noch frostiger geworden zu sein, und als ich mein Gesicht an die Scheiben drückte, um in das Nachtdunkel hinauszuspähen, hörte ich den Regen in den Gartenbäumen rauschen. Mich fröstelte, und etwas von der Schwermut, wie sie während meiner Krankheit mich heimgesucht hatte, kam über mich. Die Nähe der Menschen begann mich zu stören, mich verlangte nach meiner Stube und nach Ruhe. Ich erhob mich und schritt durch den Saal, ich hatte fast vergessen, wo ich war. Als ich die Ausgangstür erreichte, blickte ich auf und sah mich an der Seite von Frau Lina Werder. Ich schritt hinter ihr die Stufen zu den Zimmern empor, und hörte ihr mühsames Atmen; die Treppe machte ihr Mühe. Einmal blieb sie, von Husten überfallen, stehen.

„Es ist kühl geworden im Saal," sagte ich, „ich fürchte, wir bekommen übles Wetter für uns Hustende."

Sie schaute mich an, ihr Gesichtsausdruck sollte wohl ein Lächeln bedeuten, aber ich sah die bittere Angst darin.

„Wenn es nur keine Regenzeit gibt, wie wir sie hier manchmal haben. Wir müßten uns sonst wohl auf eine Woche Hausarrest gefaßt machen.“

Wir hatten die Treppe erstiegen und standen unwillkürlich still. Ich wußte nichts zu sagen; ich mußte sie nur immer ansehen, und in mir ging ein: So jung und — verloren!

„Und ich wäre doch so gern recht bald gesund,“ flüsterte Frau Lina. Dann verneigte sie sich. Ich erwiderte stumm ihren Gutenachtgruß.

Als ich mein Zimmer betrat, klang das Gestöhne der Kranken nebenan stärker durch die dünne Wand. Ich nahm mir vor, den Wirt um einen andern Schlafraum zu bitten, und schalt mich gleich darauf selbstsüchtig, daß ich an mich dachte, wenn ein Mensch nebenan um sein Leben stritt. Ich trat wiederum an meine Fenstertür. Aus den Saalscheiben unten floß eine Helle in den Garten, die Zeder reckte ihre schwarzen Aeste in die Lichtflut, und zuweilen blitzten silberne Regentropfen auf den Nadeln. Wo der See lag, war eine undurchdringliche Finsternis.

Auf einmal sah ich eine männliche Gestalt in den Lichtkreis unten treten. Es war ein hochgewachsener Gesell, der ein hageres, fahlfarbiges Gesicht zu unsern Fenstern erhob. Von seinen Zügen war nichts zu unterscheiden, von seinen Augen nichts; aber es war mir doch, als hinge er mit einem zwingenden Blick just an meinem Gesicht. Und da stand

er steif, still, in einen weiten grauen Mantel gehüllt. Einmal fiel mir ein, ob da unten nicht eine Statue stände. — Dann wußte ich es plötzlich: der spähte nach dem Fenster der Nachbarin! Den hatte ich schon einmal in der Gasse stehen sehen — anderswo!

Zweites Kapitel

Mein zweiter Kurtag brachte eine große Ueberraschung. Ich erwachte spät nach einer unruhigen Nacht, mit der dunkeln Erinnerung, ein paarmal über dem Gestöhne meiner Nachbarin aufgeschreckt zu sein. Von meinem Bett aus sah ich den dunkelgrünen Baum vor meinem Fenster mit Weiß überhangen. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Aber als ich an meinen Lugaus trat, sah ich, wie eine Winterdecke über das gepriesene Südland gesunken war, und niederschwirrende Flocken woben daran fort. —

Es wurde ein langer Tag für uns Eingesperrte. Herr Franz vertrieb mir eine Stunde mit seinem unverwüstlichem Humor, eine andre verbrachte ich im Gespräch mit Harden, der heftig hustete und davon redete, folgenden Tages sein Zimmer hüten zu müssen. Beim Mittagstisch sah ich mich Frau Lina nahe gerückt. Nur ein weißbärtiger Deutscher, eine lange, sehr vornehm schlanke Gestalt trennte uns.

An diesem Deutschen lernte ich, daß die Eitelkeit mit dem Menschen nicht alt wird. Bei dem Direktor Fels, wie ich ihn titulieren hörte, blühte sie in blühendstem Jungsein. Er kam Tag für Tag erst als letzter zu Tisch in tadellosem schwarzem Gesell-

schaftsanzug, den hohen Hut in den Händen. Sein in zwei Spitzen zur Brust fallender Bart hob sich blendend weiß von seinem Anzug, und während er zu seinem Platze schritt, neigte er seinen Oberleib steif und würdig hierhin und dorthin, halb wie die Kunstreiterin, die sich angestaunt weiß, halb wie der Pfarrer, der seiner Herde den Segen gibt. Es ist nichts so ehrwürdig wie das silberhaarige Alter und nichts so lächerlich, als wenn es mit seiner Ehrwürdigkeit prahlt. Frau Linas Gesicht war heute wachsbleich; ich sah sie ein paarmal zusammenschauern, als erreichte sie die Kälte des rauhen Tages selbst in dem stark geheizten Saale. Nach der Mahlzeit wechselte ich ein paar Worte mit ihr. Sie war zutraulich und offen; wir waren rasch heimisch.

„Zu Hause scheint die schönste Frühlingssonne," erzählte sie. „Mein Mann freut sich, daß mich das Wetter so begünstigt."

Sie hielt einen Brief ihres Mannes in Händen, der ihr bei Tisch gebracht worden war, und ich hörte das Heimweh, das sie plagte, aus ihrer Stimme klingen. „Wenn er zu Hause die warme Sonne fühlt, wird er gar nicht begreifen, daß ich noch nicht gesund geworden bin."

Hatte ihr der Mann eine Ungeduld verraten? Ich grollte unbewußt dem Unbekannten.

„Wird Herr Werder Sie nicht besuchen kommen, um sich selbst von Ihrem Befinden zu überzeugen?" fragte ich.

Da leuchteten ihre Augen plötzlich in einem Strahle großer Liebe auf, also daß ich meinen kaum erwachten Groll vergaß.

„Er käme wohl gern, aber er kann nicht fort. Er muß um so mehr schaffen, wenn seine Frau in Nichtstun schwelgt."

Sie nickte, ein mühsames Lächeln auf den Lippen, und entfernte sich.

Eine Weile nachher saß auch ich auf meinem Zimmer, schürte meinen Ofen und schrieb Briefe. Die Stunden verschlichen. Einmal packte mich eine plötzliche Schläfrigkeit — das einförmige Ticken der Schneeflocken am Fenster mochte mich einlullen — eine Stunde nickte ich über meinem Briefblatt. — Und langsam war es Abend geworden. Früher als gewöhnlich stieg ich zum Speisesaal hinunter und fand eine ansehnliche Gesellschaft. Herr Franz, der Spaßvogel, saß an einem Fenster und staunte trübselig in das einen Tag alte Schneegewirbel.

„Um das zu haben, hätten wir Geld sparen und zu Hause bleiben können," murrte er, als ich zu ihm trat.

„Wenn's nur um das Geld wäre, aber ich fürchte, der Schnee stellt Uebleres an; er verdirbt uns Bedürftigen den Kurerfolg," redete ich dagegen.

Da wies er nach dem See, über welchen lange Nebelfetzen schleiften.

„Es wird noch nicht zu Ende sein mit heute. Der Wind weht so winterig wie im Dezember."

Die Wellen trieben ungestüm wider unser Ufer, und die Nebel jagten auf uns zu. Zuweilen schlug es an die Saalfenster, als würden Hände voll Schnees dawider geworfen. Plötzlich legte Franz seine Hand auf meinen Arm.

„Was kommt denn da über den See her?"

Ich blickte schärfer hin. Wo der Nebel sich lichtete, tauchte ein Segel auf. Es sah aus wie die Schwinge eines riesigen milchweißen Schwans und flog mit fast übernatürlicher Schnelligkeit heran. Mächtige Nordwinde mußten es treiben.

„Der Kerl fährt wett," scherzte mein Genosse.

Ich vermochte die Augen nicht von dem Fahrzeug zu wenden. Das erste Glockenzeichen scholl, das uns zu Tisch rief. Just da legte der Segler unten am Gestade an. Es war kein außergewöhnliches Schiff, eine Lustjacht von schlanken Formen, nur das Segel hatte ein blendendbleiches Weiß. Ein einziger Mann hatte es gelenkt. Eben wollte ich mich zu Tisch begeben, da richtete er sich drüben von der Kette empor, die er am Ufer in den Ring geschlagen hatte. Beinahe wäre mir ein Ruf entfahren: Das war der, den ich gestern im Garten hatte stehen sehen. Und wieder richtete er den Blick voll auf die Fenster unsers Hauses. Ich sah sein fahles Gesicht aus der grauen Mantelkapuze leuchten, und nun unterschied ich auch, daß ein paar tiefliegende dunkle Augen darinnen standen.

„Ihre Suppe wird kalt." Frau Lina mahnte mich von ihrem Tischplatz aus. Ich fuhr zusammen, aber ich riß mich gewaltsam los und schritt hinüber. Des Direktors Platz war noch leer. Ich nickte Frau Lina zu; sie schien noch kränker als am Mittag. Dann setzte ich mich. Und plötzlich fragte ich mich: Wird er herein kommen? Ich würgte mechanisch ein paar Bissen Brotes hinunter. Das Geschwirr der Stimmen, wie es stets vor Beginn und auch während des Essens herrschte, fiel mir nicht auf

wie sonst. Erst als es jäh verstummte, wußte ich, daß es gewesen war. Da wußte ich auch, daß er eintrat. Einen Augenblick fühlte ich einen Frost über meinen Scheitel streichen, so, als wäre ein Fenster aufgeflogen, durch das der Zugwind strich. Dann ging ein fester Schritt um unsern Tisch, und gleich darauf sah ich ihn zu einem Stuhle uns schräg gegenüber treten und Platz nehmen: den, der mit dem Schiff gekommen war!

Er war höher und hagerer denn jeder im Saal. Seine Gewandung war dunkel und sonderbar, nicht zu verschieden von unsern Kleidern und doch anders, nur wußte ich nicht, worin der Unterschied bestand. Er hatte sich steif auf seinen Stuhl gesetzt und den üblichen Gruß unterlassen. Eine ganze Weile blickte er starr vor sich hin. Als der Kellner eine Flasche dunkelroten Weines vor ihn hinsetzte, griff er mit einer dürren, grauen knochigen Hand danach, faßte sie hoch oben am Halse und bog sie über sein Glas. Da quoll es aus seinen Fingern wie Blut in den Kristallkelch. Nachdem er die Flasche niedergesetzt hatte, wandte er das Gesicht und tat einen langen Blick an unsrer Tafel hinauf. Nun sah ich seine Züge. Sie waren scharf, eckig, wie mit wunderbarem Meißel aus einer Elfenbeinkugel geschlagen; unter der fahlen Haut schimmerten einzelne Knochen; das bartlose Antlitz war erschreckend hager. Um die schmalen, farblosen Lippen ein herrischer, bitterer Ernst! Aber von der gewölbten Stirn, die wirrgraues Haar umwustete, leuchtete Hoheit. Ich sah ein paar zu ihm erhobene Gesichter sich senken, wenn sein Blick sie traf. Die Macht lag in seinen Augen,

die unter dichter, eisgrauer Braue tief in der Höhlung lagen und wie Kohlen waren — Kohlen, die eine blaue Flamme hatten.

Eben kam der Direktor hereingestiegen. Die kurze lastende Stille war gewichen. Das Klirren der Löffel scholl im Wirrwarr. Der Direktor machte seine gemessenen Verbeugungen und strich den Bart. Da gewahrte er den neuen Gast. Er holte zur Reverenz aus und stockte inmitten. Jener hatte aufgeblickt. Seine Lippen hatten sich geteilt, es war kein Lächeln, nur ein höhnisches Verziehen des Mundes, und es hatte dem weißbärtigen Gecken gegolten. Dem entglitt der steife Hut und schlug mit einem Klatsch zu Boden. Er bückte sich danach und erhaschte ihn, aber seine Hände zitterten, als er ihn beiseitelegte, und er vermochte kaum den Stuhl zu rücken, auf dem er sich an meiner Seite niederließ.

„Ich — ich — bin so nervös heute," stammelte er.

Indessen mußte die Nachbarin des Fremden, eine dicke, nicht überreich mit Geistesgaben gesegnete alte Dame, mit jenem eine Unterhaltung angeknüpft haben, denn in ihre etwas kreischende Rede fielen ein paar abgerissene Worte. Hell, im ganzen Saale hörbar, wie Stahlschlag auf Stahl klang es daraus plötzlich:

„Mein Name ist Herr!"

Die Vorstellung hatte der Dame gegolten, aber wieder verfiel die Tafelrunde in sekundenlanges Schweigen, als wäre die Rede für alle gewesen.

„Was bringt denn Sie daher?" hörte ich neben mir Harden über die Tafel fragen. Das galt dem Fremden, und mir war, als klinge selbst des alten, aufrechten Mannes Stimme unsicher. Und da kam

ihm die sonderbare Antwort in dem lauten, klirrenden Tone von vorher:

„Ich bin mit den rauhen Winden gekommen."

„Herr" hatte Harden zugenickt. Die kurze Unterhaltung der beiden nahm das Unbehagen von den übrigen; das Geplauder lebte wieder auf.

Ich wandte mich zu Harden.

„Wer ist der Herr?" erkundigte ich mich flüsternd. Er hatte einen Zug von Unruhe im Gesicht, als er mir antwortete:

„Ich weiß kaum mehr von ihm, als daß er den sonderbaren Namen ‚Herr' trägt. Geradeso wie vorhin der Dame hat er sich mir vorgestellt — es war zur Zeit, als ich zum erstenmal schwer krank nach dem Süden fuhr. Im Eisenbahnwagen saß er mir gegenüber. Seitdem habe ich ihn öfter gesehen, aber ich weiß nichts von ihm, als daß ich seine Nähe spüre, ehe ich ihn noch erblicke. Er ist mir unheimlich," fügte er ganz leise hinzu, „und doch beruhigt er mich mit seiner frostigen Art."

Nach aufgehobener Tafel trat „Herr" hinter Hardens Stuhl. Dieser erhob sich fast hastig und verbeugte sich tiefer, als es seine Art war.

„Werden Sie einige Tage hierbleiben?" fragte er.

Der Hagere zuckte die eckigen Schultern.

„Vielleicht."

Dann stockte das Zwiegespräch. Ich sah Herrs Blick über mich und den Direktor hinweggehen und auf Frau Lina fallen. Er sog sich gleichsam fest in ihrem bleichen Gesicht.

„Wir sind einander nun schon so oft begegnet," sagte Harden.

„Aber immer nur flüchtig, wir haben einander noch nie recht kennen gelernt," erwiderte der andre, ohne das Auge von der jungen Frau zu wenden.

In diesem Augenblick wandte Frau Lina das Gesicht ihm zu. Und es erstarrte wie in jähem Erschrecken. Sie bewegte die Lippen. Dann sank sie plötzlich ohne einen Laut zusammen. Der Direktor und ich mühten uns um die Ohnmächtige. Die Gäste sammelten sich um uns.

„Ist sie tot?" zeterten ein paar Damen.

„Sie hat noch vier Wochen zu leben!"

Die Schar der Mitleidigen fuhr herum. „Herr" hatte geredet.

„Also ein Arzt," hörte ich Franz dem etwas schwerhörigen Schellenberger ins Ohr rufen, während der Wirt und seine Frau herbeigekommen waren und sich der Daliegenden mit Tränken und Düften annahmen. Nach einer Weile — sie war erwacht und blickte stumm und verängstigt um sich — trugen wir sie nach ihrem Zimmer.

Als ich zum Saale zurückkam, fand ich, daß die Gesellschaft zusammengerückt war, und erblickte zu meinem Erstaunen Herrn „Herr" als Mittelpunkt derselben. Sie schienen ihn interessant zu finden und den Frosthauch, der ihn umgab, zu übersehen. Einige hingen ganz demütig an seinem Munde, obgleich er wenig und nur langsam in seinem harten, herrischen Tone sprach. Ich setzte mich zu ihnen, ohne daß er mich beachtet hätte. Schellenberger hatte sich just an ihn gemacht.

„Sie sind Arzt?" holte er ihn aus.

„Wenn Sie wollen."

„Sie verstehen — ich meine — Sie kennen offenbar etwas von den menschlichen Gebrechen."

„Ja!"

Nun begann der Krankheitsvirtuos von seines Leibes Wunden und Beulen zu reden — eine Geschichte, die fast alle Anwesenden kannten.

„Herr" hörte zu und starrte ihn an.

„Sie werden einmal sterben," sagte er gleichgültig, als der Klagende zu Ende war, also daß dieser halb verblüfft, halb beleidigt sich abwandte.

„Sie sagten vorhin, Sie würden bald heimreisen," wandte „Herr" sich an den Holländer, der an seiner Seite saß und sich in seiner Gesellschaft wohl zu fühlen schien.

„Ja," gab dieser heiser zurück,

„Wir werden uns dort bald sehen, ich besuche Sie," sagte „Herr".

Das klang so selbstverständlich, als wäre die dringendste Einladung vorausgegangen. Selbst der Holländer schien befremdet. Aber wie in einem Banne führten die andern die sonderbare Unterhaltung weiter. Greiler hob den struppigen Kopf und knurrte:

„Wissen Sie mir kein Mittel gegen diese fürchterlichen Schmerzen im Kopf?"

„Doch!" gab „Herr" Bescheid.

Die ganze Gesellschaft horchte auf. Greiler erhob sich. Eine wilde Hoffnung flackerte in seinen Augen auf. Er schob sich an den andern heran, also daß sein ekler Atem ihn berühren mußte.

„Foppen Sie mich nicht! Wenn Sie von einem

Heilmittel gehört haben, das auf mein Leiden Einfluß haben könnte" — —

„Ich habe von einem solchen gehört," unterbrach „Herr" ihn frostig und bohrte seinen Blick in den des Leidenden.

Dieser bog langsam und scheu den Oberkörper zurück.

„Sie werden es mich versuchen lassen — mir sagen, was Sie wissen — einmal, wenn wir allein sind," stotterte er leiser.

„Einmal, wenn wir allein sind," wiederholte „Herr" laut, mit eigentümlicher Betonung.

Darauf wurde das Gespräch wieder allgemein, und wiederum wurde der Fremde trotz seiner Wortkargheit zum Mittelpunkt derselben. Es schien, als umschmeichelten ihn alle, die um ihn saßen. Nur der Geheimrat hockte in einer Ecke, hielt einen kleinen Spiegel in Händen und strich sich den Scheitel mit seiner Bürste glatt. In diesem Augenblick erhob sich Herr „Herr" schroff. Steif und geradeauf schritt er zu dem alten Gecken hinüber und legte die Hand unversehens über die seine.

„Ihre Bürste, Herr!"

Eine Aschenfarbe überflog des Geheimrats Züge.

„Mein Gott," stammelte er atemlos.

„Was ist Ihnen?" fragte „Herr" gleichgültig und zog seine Hand zurück.

Der Rat sah verwirrt um sich.

„Nichts — nichts — ich weiß nicht, was mich ankam!"

„Sie bangten doch nicht um Ihr Schniegelinstrument?"

Zum erstenmal teilte ein fast unmerkliches Lächeln die dünnen Lippen des Fremden; mir wurde banger hierbei als bei seinem frostigen Ernst.

„Ich sehe mir die Bürste ein andermal an, wenn Ihre Hand sie weniger fest hält!"

Damit schritt er ohne ein weiteres Zeichen urplötzlich hinweg und aus dem Saal.

Eine Wut faßte indessen den Geheimrat.

„Was wollte er, der Unverschämte? Was geht ihn meine Bürste an? Ein unleidlicher Kerl!"

Er bebte vor Entrüstung, aber ich sah ihn nachher heimlich nach der Tür schielen, als fasse ihn eine Unruhe, der Gescholtene möchte seine Worte gehört haben.

„Wer ist er denn? — Woher kommt er? — Was will er hier?"

Die Fragen schwirrten unter der Gesellschaft durcheinander. Und es begann ein langes Hinundwiederraten. Einige schüttelten sich gleich Trägern, denen schwere Lasten abgenommen wurden.

„Gott sei Dank, daß er weg ist," seufzte die Freifrau von Diemen, eine anfangs der Vierziger stehende, immer noch hübsche Dame. Sie hielt die eignen schlanken Finger geklemmt und streifte das Gesicht des Weißhaarigen mit einem langen zärtlichen Blick. „Mir ist schwer geworden in seiner Nähe," fügte sie leiser hinzu.

„Ich meine halt, 's ist einer, der da oben nicht recht ist," rief einer lachend. Es war Franz; er deutete auf seine eigne hohe Stirn dabei. Sein Gesicht war so sorglos und fröhlich wie je, das einzige im Kreis, darinnen kein Unbehagen über den

sonderbaren Mitgast zu lesen war. Als die Gäste sich trennten für die Nacht, waren sie fast einig geworden, „daß Herr ‚Herr' einem die Kur verleiden könnte!" Falls er länger bliebe, sollte es dem Wirte gesteckt werden, daß er jenem bedeute, doch lieber anderswo Unterkunft zu suchen. Einen — den Holländer — hörte ich neben mir murmeln:

„Er will mich besuchen — bald besuchen!" Des schwerkranken Mannes Blick ging traumverloren ins Leere.

Drittes Kapitel

Der zweite Regentag kam und der dritte. Herr „Herr" war immer noch im Hause, doch war er nicht mehr bei Tische erschienen. Frau Lina war krank und Harden und andre hatten sich gelegt. Meiner Nachbarin Stöhnen wurde unerträglich. Ich beschloß, den Wirt um ein andres Zimmer zu bitten. Zufällig wurde auf denselben Abend eines frei.

Es war längst dunkel. Die elektrischen Flammen erhellten die Korridore des Hotels, als ich meine Habseligkeiten nach meinem neuen Schlafraum brachte. Ich hatte mich über einem Schachspiel mit Franz verspätet und eilte, noch vor dem Abendessen den Umzug zu bewerkstelligen. Die Tischglocke überraschte mich bei der Arbeit. Als ich zuletzt ein paar Bücher holte, die in meinem alten Zimmer verblieben waren, waren die übrigen Gäste zur Tafel gegangen. Die Gänge waren leer und still. Ich ging rascher, griff die beiden Bände auf und trat wieder aus meiner Tür. Ein langer Schatten fiel in den Flur. Dann

sah ich „Herr" denselben entlang kommen. Er schaute starr vor sich hin; wie zwei verborgene Lichter standen die Augen in seinem Gesicht. Er hätte mich kaum beachtet; grußlos schritt er vorüber und legte die Hand auf die Türklinke am Zimmer der Französin.

„Da wohnt die Schwerkranke," mahnte ich unwillkürlich.

Da wandte er mir sein Gesicht zu, und plötzlich erschien er mir von seltsamer Hoheit, und ich las eine fremde Milde in seinem Antlitz.

„Zu der will ich eben," sagte er ruhig und klar.

„Kennen Sie sie denn so wohl?"

„Ich werde sie kennen!"

Die Falle klirrte. Ohne ein weiteres Wort trat er ein. Ich stand und lauschte, lauschte gleich einem schlecht erzogenen Kinde. Drinnen blieb alles still. Da lief ich in großer Erregung hinweg. Wie im Traumwandel gelangte ich in mein neues Zimmer, dann hinab in den Speisesaal. Ich vermochte nicht zu essen; nur ein Glas schweren, welschen Weines stürzte ich hastig hinunter. Meine Tischnachbarn neckten mich um meiner Zerstreutheit willen. Ich atmete auf, als die Mahlzeit zu Ende war. Der Geheimrat wollte mich eben in Beschlag nehmen, als mein Blick zufällig auf den Eingang des Saales fiel. Die Wirtin stand dort und suchte mich mit den Augen. Ich las eine wichtige Nachricht in den Zügen der Mitteilungssüchtigen. Und fast wider Willen schritt ich hinüber.

„Sie können morgen Ihr früheres Zimmer wieder beziehen," flüsterte die Hausfrau. „Ihre Nachbarin ist erlöst!"

Da wußte ich plötzlich, daß ich die Nachricht erwartet hatte, seit ich den Fremden bei ihr hatte eintreten sehen.

„Wann starb sie?" fragte ich mechanisch.

„Vor wenigen Minuten."

Ich drehte mich von ihr ab; wie in einem Taumel ging ich wieder nach der Tiefe des Saales. Da weckte mich eine Bewegung unter den Gästen. Franz hatte eine der Verandatüren geöffnet, um nach dem Wetter zu sehen, das zum erstenmal wieder Besserung versprach. Auf ein Wort von ihm drängte die Gesellschaft an seine Seite. Unten am See ging ein kurzes Knirschen und Gieren. Dann tauchte etwas Fahles gleichsam aus dem Wasser, das blähte sich in einem leichten Luftzug und strich nach wenigen Minuten seewärts. Langsam vertrug da unten Herrs Schiff seinen seltsamen Eigner.

An dem Abend war es, als sei eine Last von den Menschen im Saale genommen; es herrschte eine an Uebermut grenzende Fröhlichkeit. Wäre die Tote nicht gewesen, von der die Kunde umging, es möchte sich alt und jung zu Spiel und Tanz verstiegen haben. Aber keiner fragte, woher ihnen die plötzliche Sorglosigkeit, der jähe Leichtsinn kam.

Folgenden Morgens stand wunderbarerweise die Sonne frühlingsgolden über den schneefarbenen Bergen. Und dann kam eine Reihe lichtvoller Tage. Es wurde eine so trauliche würzige Wärme, daß der Ort sich jäh verwandelte. Der See schimmerte in tieferem Blau als der Himmel, der wolkenlos ihn überspannte. Wie von unsichtbarer Hand getilgt, erlosch das Weiß des Schnees an den Südabhängen.

In den Gärten genasen die regenkranken Blustbäume, die Kamelien öffneten sich im Dunkel ihres Laubes, die Mimosen dufteten. Und allmählich genasen auch unsre Kranken wieder. Frau Lina war die letzte, die sich erhob. Ihr schmales Gesicht war so durchsichtig, als sie das erstemal wieder bei Tische erschien, aber in ihrem Wesen war sie verwandelt: sie freute sich wie ein Kind über die warme Sonne und redete vom Gesundwerden. Aber die Sonne war zu spät gekommen für sie. Es schien, als gehe ihre Kraft mit den Tagen, ihr freilich unbewußt. Sie freute sich über jeden und schritt im Garten unter den Blumen hin und wieder, dabei vergessend, daß ihre Kraft nicht mehr für weite Gänge reichte. Sie wähnte sich halb genesen, und eines Morgens — wir waren indessen Freunde geworden, sie und ich — legte sie, noch ehe sie mich grüßte, die Hand auf meinen Arm und sah mich mit einem Blicke an, in dem es wie nicht zu sagender Jubel lag:

„Am Sonntag kommt er mich heimholen."

„Schon jetzt?" entfuhr es mir. Es war gedankenlos geredet, denn ich wußte, daß der Kurarzt ihren Gatten heimlich gemahnt hatte, daß ihr nicht lange Zeit mehr zur Heimkehr bliebe. Aber sie scherzte:

„Ich habe meinem Mann so lange zugesetzt, bis er mich wieder zu sich nimmt; es ist ja auch beinahe nur noch das Heimweh zu heilen verblieben."

An diesem Morgen erfuhr ich auch ihre Geschichte. Wir saßen beieinander in einer einsamen Laube, wo ich ihr einige Male vorgelesen hatte. Zum gleichen Zwecke waren wir hingegangen, aber als ich mein Buch aufschlagen wollte, sagte sie:

„Ich kann heute nicht zuhören; meine Gedanken sind so weit. Lassen Sie uns plaudern. Ich — ich will Ihnen von meinem Mann erzählen, damit Sie ihn schon kennen, wenn er kommt."

Da hörte ich es mit an.

Sie waren Nachbarskinder. Seiner Eltern Haus, ein alter fester Bau, wie sie der Stolz der lang eingesessenen Bürger sind, stand der Mietkaserne gegenüber, wo sie mit Mutter und Schwestern eine kleine Wohnung innehatte und um ihr tägliches Brot schaffte, seit sie der Schule entwachsen war. Obgleich sie lange gute Kameraden gewesen waren, hätte Lina sich nie geträumt, daß sie des fast fürnehmen Werdersohnes Weib würde. Nicht, daß er übermäßig reich gewesen wäre, aber sein Vater betrieb ein blühendes Geschäft und war in der Stadt ein hochangesehener Mann. Und als sie, die beiden Jungen, sich gefunden hatten, hatte das Mädchen sich tapfer von ihm lossagen wollen, derweil sie den Widerspruch seiner Eltern fürchtete. Er aber hatte ihr unverlangt sein Wort gegeben und es gehalten, innert zweier stürmischer Jahre es eingelöst. Viel war von Basen und Tanten wider sie zu Felde geführt worden, nicht zum wenigsten, daß ihr Vater an Auszehrung gestorben und sie den Keim der Krankheit in sich trage. Sie selber hatte ihn gewarnt und diese Antwort empfangen: Just weil du krank werden möchtest, will ich dich in meine Obhut nehmen! — Nach zwei Jahren war sie in seine Hut gekommen. Und — nun hob sie die Augen, die bisher an den Boden geheftet gewesen, und ich sah sie voller Tränen stehen — war es nicht ein Wunder von Glück für

sie gewesen! Ihre Mutter hätte nie die Mittel besessen, ihr diese Heilkuren zu ermöglichen. Ihm habe sie zu danken, wenn ein ihr vorausgesagtes schlimmes Geschick, jung sterben zu müssen, sich nicht erfülle. Seine Wohltaten erkauften ihr die Genesung. Freilich, sie empfinde sein Opfer, und sie habe in diesem Kurleben für ihn zu sparen gesucht, aber sie wisse, daß er freudig selbst gegen ihren Willen seine letzte Arbeitskraft und seine ganze Habe eingesetzt hätte. Welcher Segen es sei, daß er sich seinen Lohn nun selbst holen dürfe, daß er — —"

Sie stockte plötzlich. Ihr Antlitz veränderte sich und gewann einen Ausdruck bebender Angst. Sie sehe doch jetzt viel gesünder aus? Ob ich nicht auch finde, daß sie sich unter dem Einfluß des schönen Wetters sehr erholt habe?

Ich bejahte rasch und erzwang ein Lächeln. Da überkam sie eine stürmische Freude. „Wenn's doch schon Sonntag wäre!" Sie stand auf, hob die verschlungenen Finger gen Himmel gleich einem, der dem Lautwerden seiner Seligkeit kaum zu wehren weiß. Dann lief sie hinweg.

Am Sonntag kam Werder. Ein starker, hochstämmiger Mann von bäuerischen Manieren, dem man ansah, daß er sein eigen Werkzeug handhabte. Sie hatte ihn am Bahnhof holen wollen, aber der Arzt hatte es untersagt. So erwartete sie ihn im Garten.

„Bleiben Sie bei mir! Helfen Sie mir, daß die Schleichezeit vergeht," hatte sie mich in fieberhafter Erregung gebeten. So kam es, daß ich ihr Wiedersehen mit anschaute.

Er stieg rasch aus dem Hotelwagen, dessen einziger Insasse er war. Als er sie in seine Arme schloß — sie erschien noch zierlicher und zarter neben seiner mächtigen Gestalt —, da zuckte es in seinen energischen Zügen von einem wilden Leid, das er ebenso rasch verbiß, um ihr ein frohes Gesicht zu zeigen. Sie wäre wohl umgesunken, so sehr hatte die Freude ihr zugesetzt, aber sein Arm stützte sie, trug sie halb. Und sie hatte mich vergessen — miteinander schritten sie, ohne meiner zu achten, ins Haus.

Schon am folgenden Spätvormittag reisten sie ab. Frau Lina hatte mich wie andre ihrem Manne vorgestellt. Er gefiel mir so wohl, daß es mir leid tat, ihn nicht näher kennen lernen zu können. Aber er war zerstreut und hatte nur Augen und Sorge für seine Frau. Franz und ich, als Frau Linas Landsleute, begleiteten das Ehepaar zum Bahnhof; es war Sitte, daß keiner der Kurgäste ohne Geleite wegfuhr. Wir sahen sie ihre Plätze im Zug suchen und standen nach herzlichem Abschied an ihrem Wagen; vom offenen Fenster aus plauderte Frau Lina sorglos zu uns hernieder, rühmte den schönen Ort und seine Heilkraft, und Werder saß mit trüben Augen daneben. Da scholl das erste Glockenzeichen. Und plötzlich streifte ein grauer Mantel meinen Arm. Ein Mann schwang sich auf den Wagentritt und trat in die Abteilung der beiden Leute. Ich staunte hinauf und traute meinen Augen kaum. Da hörte ich die klare, markige Stimme:

„Ich fahre mit Ihnen, Frau Werder! Wir haben denselben Weg!"

Es war „Herr".

Frau Lina war zurückgefahren; die braunen Augen vergrößerten sich schreckhaft und der letzte Tropfen Blutes wich ihr aus Lippen und Wangen. Der Zug pfiff. Ich sah noch, wie Werder seine Frau umfing und sorglich in die Polster bettete. Dann rasselte die Wagenreihe vorüber.

Es war einige Tage später, daß im Hotel bekannt wurde, wie die Kranke just noch die Heimat erreicht hatte, um zu sterben.

Franz und ich waren schweigend vom Bahnhof hinweggeschritten. Eine lange Weile gingen wir so nebeneinander her.

„Wer ist der Mensch?" redete jener endlich halb zu sich selbst.

„Kein Mensch!" löste es sich mir unwillkürlich von den Lippen.

---

nen
eţzte
gen.
eine
tete.

nnnt
eicht

nhof
r ſo

halb

von

VOLUME
6

Ernst Zahn's
Gesammelte Werke

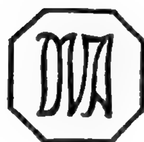
Deutsche Verlags Anstalt Stuttgart

Ernst Zahns Gesammelte Werke

Erste Serie

Sechster Band

Schattenhalb



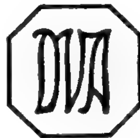
Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Schattenhalb

Eine Erzählung aus den Schweizer Bergen

von

Ernst Zahn



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Seinem Bruder Max

widmet dieses Buch

in Liebe und Freundschaft

der Verfasser

Widmung!

Im Gebirg der Bauer spricht: Nicht dort,
Wo im Frühherbst schon das Gras verdorrt,
An die Lehne düster, kühl und falb
Baue, Freund, dein Haus, nicht schattenhalb!

Und so stellt die Hütte an den Hang
Er, den früh die Sonne trifft und lang,
Sieht, die mit ihm haust, die Armut nicht,
Leuchtet ihm ein Schimmer Himmelslicht.

Wie des Bergtals felsumzäunte Alb
Hat das Leben selbst sein „Schattenhalb";
Doch, so vielen vor der düstern graut,
An der Halde hat ein Volk gebaut!

An der Halde, wo der Schatten „Not"
Und der Winter „Mühe" ewig droht,
Wo das Kraut „Entsagen" sprießt heraus,
An der Halde ist ein Volk zu Haus!

Komm, mein Bruder, laß uns einen Gang
Tun der Lehne dunkeln Pfad entlang,
Und wenn wir zurück vom Wege sind,
Wird es sein, daß Blick und Blick sich find't,
Heller leuchtend, weil uns eigen fiel
Auf der Sonnenseite ein Asyl!

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Widmung	7
Der Schatten	11
Lentin	135
Das Muttergöttesli	255

Der Schatten

I

Das Reußtal aufwärts manövriert ein Infanterieregiment. Auf der Landstraße hält der Stab eines Bataillons, der Major und sein Adjutant zu Pferde, eine Schar jüngerer Offiziere zu Fuß; hinter ihnen schlängelt sich die Reihe der Soldaten talwärts.

„Leutnant Renner!“ befiehlt der Major; die Stimme schnarrt kriegerisch. Der Genannte tritt vor, salutiert, steht stramm aufgerichtet; der Kommandant hat sich den stärksten aus der Schar ausgelesen; neben ihm sehen die andern aus wie schlanke Weiden neben einem Eichstamm. Der Leutnant Renner ist ein in die Uniform gesteckter Bauer.

„Sie sehen die Hütte dort höher am Berg jenseits der Reuß,“ sagt der Major.

„Zu Befehl, Herr Major, die Intschihütte!“ gibt der andre zurück und schlägt die Absätze zusammen; in seinem Ton liegt etwas wie: da herum kannst mich fragen, was du willst, das kenne ich wie meine Tasche.

„Nehmen Sie mit zehn Mann bei der Hütte Stellung. Weichen Sie nicht, bis Sie abgerufen werden. Melden Sie, wenn auf der Straße sich Auffälliges zeigt.“

Leutnant Renner stößt auf die Weisung seines Vorgesetzten abermals ein kurzes „Zu Befehl!" heraus, dreht sich um und eilt zu den Soldaten zurück. Kurz darauf marschiert er mit seiner Abteilung die Straße bergan, der ihm gewiesenen Hütte zu.

Der Tag ist heiß. Staub liegt auf der Landstraße, Staub klebt am Buschwerk und an den Gräsern, die aus den Matten in die Straße hängen. Der Wind hat in das graue Straßenmehl geblasen, nun ist es weit hinan an die grünen Lehnen gestreut. Der Leutnant und seine Untergebenen stampfen fürbaß; anfangs ist ihre Haltung stramm, ihr Schritt regelmäßig, als jedoch eine Wendung der Straße sie den Blicken der Zurückgebliebenen für eine Weile entzieht, wird beides nachlässiger. Sie laufen dahin wie der Bauer über Heimboden läuft. So sind die Urväter im Hirtenhemd mit Morgenstern und Hellebarde schwerfällig über die Bergwege geschritten; die Nachkommen hat man in Uniformen gesteckt, hat sie gedrillt, aber der Drill fällt alle Augenblicke ab wie schlecht zugeknöpftes Gewand; was zurückbleibt, ist der Bauer, wie er vor tausend Jahren schon im Lande saß.

Der Leutnant Renner trägt den Säbel unterm Arm. Er dreht einmal das wetterharte, bleiche Gesicht kurz nach den ihm Folgenden zurück.

„Da hinüberhocken," knurrt er, „das kann kurzweilig werden! Die andern steigen über den Fruttneller Berg. Da können wir wie die Verlorenen inzwischen ins Leere gaffen." Damit blickt er wieder dem höher am Berge liegenden Ziele zu; sein Gang

hat etwas Verdrossenes; an der knappen Uniform zeichnet sich das harte Muskelwerk seiner Arme und Beine; in dem stoßweisen Vorwärtsbewegen seines hochgewachsenen Körpers liegt etwas von der rohen Kraft eines ziehenden Stieres. Seine Worte haben den Soldaten die Zunge gelöst. Sie heben eine ungezwungene Unterhaltung an; eines und des andern Rede gilt dem Offizier; der antwortet gar nicht oder nur mit einem kurzen Ja oder Nein. Indessen kommt der Wald, der dunkle, totenstille Tannenwald, der bislang hoch oben die Mattenhalden gesäumt hat, an die Straße herabgestiegen. Wie zwei mit einer faulen Bewegung die Leiber dehnende Riesen treten die Berge diesseits und jenseits der Reuß näher zusammen. Zwischen ihnen in engem, felsigem Bett tief unter der Straße zischt der Fluß; der hat eine Verwandtschaft mit dem Wesen des Leutnants; er wirft sich an die Felsen mit roher Gewalt: „Durch will ich.“ Ueber der Straße und dem Wald und den Felsenzacken, die wie Ruinen gewaltiger Burgen aus dem Walde aufsteigen, steht der heiße blaue Himmel.

Die Schar der Soldaten stampft voran, über eine Brücke, dann steiler an. Ein Stück unterhalb der Stelle, wo die Straße sich in den Wald verliert, steht die Intschihütte.

„Nicht einmal ein Wirtshaus ist in der Nähe,“ murrt einer aus der Schar, die sich dem Holzbau nähert. Der Leutnant Renner läßt seine Augen über die Hütte und ihre Umgebung schweifen, helle, graue, tiefliegende Augen; von diesen, die kohlschwarze Wimpern und ebensolche Brauen haben,

hat einer seiner Soldaten noch heute morgen das Bild gebraucht, daß sie wie Lichter seien, die im schwarz ausgeschlagenen Flur eines Trauerhauses brennen.

Der Leutnant sagt ein rauhes „Halt!“ Seine Stimme ist von einer leisen Heiserkeit belegt, als hätte er sich überschrien. Die Soldaten stehen mit einem Ruck. Der Offizier schwingt sich auf die Matte hinauf, die an der Straße in einer von Grünwerk durchwusteten Mauer endet. An der hängenden Matte hin steigt er der braunen Hütte zu, die unsauber dasteht wie ein ungewaschener Mensch. In ihrem Unterbau aus roh verputztem Mauerwerk liegt der Stall, seine Tür steht offen, ein schmieriger, bepflasteter Vorplatz liegt daran. Ueber dem Stall steht das Holzstockwerk mit den Wohnräumen für die, denen die Intschihütte gehört. Das Holzwerk ist schwarz und rissig, unglaublich alt, an den niedern Stuben fehlen ein paar Scheiben; die noch da sind, sind blind, schwarz fast wie das Holzwerk selber. Der Leutnant Renner wirft einen flüchtigen Blick nach den Fenstern hinauf, an denen zwei Weiberköpfe sichtbar sind, ein alter und ein junger; dann geht er vorüber, biegt um die Hütte und steigt hinter ihr auf eine Bodenschwellung, von der ein unerwarteter Auslug ist. Zwischen den Waldtannen hindurch läßt sich weit hinauf die Straße ins Gebirge verfolgen. Ein paar herumliegende Felsbrocken sind wie Wälle für Wachtposten bereitet. Der Leutnant nickt unwillkürlich. Dann ruft er seine Leute und verteilt sie, hierhin, dorthin, einen Posten schiebt er bis an den Wald

vor, einen andern stellt er unter die Tannen, die dräuend wie schwarze Wächter vom oberen Mattensaum auf die Intschihütte niederschauen. Er selber mit vier Mann wirft sich hinter die Steine ins Gras. So hocken sie, und die Sonne brennt auf sie nieder.

Unten aus dem Stall ist ein Mensch getreten, mittelgroß, barfuß, die Füße von einer Schmutzkruste überzogen, in rauher, schwerer Hose, die ein Ledergurt hält, und in schmutziggrauem Hemd. Er hat einen grauen Wollkopf, alte wetterbraune Züge und hellblaue Augen. Er späht nach den Soldaten hinauf, murmelt einen Fluch und etwas von „Gras zertreten" in sich hinein und geht wieder an seine Stallarbeit zurück. Der Leutnant hat den geifernden Alten halb höhnisch, halb belustigt angesehen, jetzt schlägt er eine kurze, heisere Lache auf und sieht seine Soldaten an.

„Der Zureich-Baschi," sagt einer von diesen. Ein andrer, junger, vorlauter fällt ein: „Dem sein Großvater ist der letzte gewesen im Land, den sie geköpft haben."

„Ich weiß," sagt der Leutnant mit gleichgültigem Achselheben.

„Seither haben sie den Gestank nicht mehr aus der Hütte gebracht," wirft der erste grob ein.

„Sie haben sich auch keine Mühe gegeben," sagt einer von denen, die bisher geschwiegen haben, faul daher, wie sich's in der Sonnenhitze redet.

„Wieso?" Damit dreht sich der Leutnant ihm zu.

„Bah," gibt der zuletzt gesprochen hat, der Fedier, zurück, der ein Kind der Gemeinde ist, zu der die

Intschihütte gehört, „bah, dem Zureich sein Vater ist der größte Holzfrevler und Wilddieb gewesen talauf und talab; der da unten, der Baschi, hat's ihm nachgemacht! Ist es wahr oder nicht, Sepp?" wendet er sich an den Kameraden, der das Gespräch angehoben hat. Dieser, ein blatternarbiger Mensch mit Triefaugen und wulstigen Lippen, nickt, gähnt und meint mit einer fetten Stimme: „Und seine Mädchen erst! Die beiden ältesten sind dienen gegangen. Die erste hat ihren Dienstherrn zu St. Felix bestohlen hinten und vorn, die zweite ist sonst nicht sauber, heimkommen darf keine mehr. Wir Steger verbitten uns derlei Volk."

„Donnersschöne Mädchen sind sie gleichwohl alle," platzte der Vorlaute, Junge wieder dazwischen.

Der vierte Soldat, ein bartloser hagerer Mensch, der im Bergland fremd ist, hat nichts dazu zu sagen. Er sieht, am Hang hockend, die Ellbogen aufs Knie gestützt, nach der Hütte hinunter; der Ausdruck seiner Züge ist gleichgültig; aber plötzlich springt Leben hinein; unwillkürlich neigt er sich vor. An der Hütte unten liegt ein morscher Holztrog, in den aus einer rostigen Eisenröhre das Wasser einer Quelle fällt. Zu dem Brunnen ist ein Mädchen getreten.

„Hm," räuspert sich laut, damit die am Brunnen ihn hören soll, der, den der andre Sepp genannt hat; seine Augen glänzen. „Dem Baschi die Jüngste," murmelt er nach dem Leutnant hinüber. Die Augen von allen fünfen hängen an der am Brunnen stehenden Gestalt. Die steht wie ein schlanker junger Baum im Licht der Sonne.

„Ein Fressen wäre sie, die da," sagt der Sepp, es klingt, als schlürfe er einen Leckertrank. Das Mädchen am Brunnen hat einen Eimer unter die Röhre gestellt; mit der linken Hand hält sie ihn leicht auf dem Brunnen fest, die rechte stemmt sie in die Seite. Beide Arme sind nackt bis zum Ellbogen, sind rund, und ihre Haut, wie die des Halses, wo dieser aus dem geflickten braunen Rock tritt, hat einen fremdartigen Schmelz. Die Gestalt ist von großem Ebenmaß, das braune Haar des schlanken Kopfes, obwohl wild und nachlässig aufgesteckt, weich und schön.

„Hm," räuspert sich der Sepp noch einmal. Die am Brunnen dreht sich um. Sie hat einen festen, feinen Mund, den ein halb höhnisches, halb allzu freies Lachen umspielt. Aus Augen, deren Pupillen so schwarz sind, daß sie wie zwei Kugeln im Weiß stehen, sendet sie einen herausfordernden Blick zu den Soldaten herauf.

Der Leutnant Marianus Renner richtet sich vom Grase auf, langsam; es soll keiner ihm ansehen, daß er Eile hat, mit der da drunten Bekanntschaft zu machen. Er dehnt und reckt sich, sein im Gegensatz zu dem starken Körper hageres, von schwarzen Bartstoppeln bedecktes Gesicht rötet sich leicht, in seinem Blick glimmt es; vielleicht aber ist es nur der heiße Schein der Sonne, der sich auch in Augen spiegeln kann. Langsam schnallt er den Säbel los und läßt ihn ins Gras klirren; einen Daumen in die Hosentasche gehängt, steigt er zu dem Mädchen hinab. Der Fedier stößt dem Sepp den Ellbogen in die Rippen; ihre Blicke kreuzen sich

verständnisvoll und suchen Beifall in denen der andern.

„Der geht sich die Zeit verkürzen," sagt der, der bisher geschwiegen hat.

„Oho, der ist auf die Weiber wie der Fuchs auf die Hühner," raunt der Fedier.

„Kennst du ihn so nah?" fragt der Ortsfremde.

„Wer den nicht kennte hier herum!" fährt der Fedier fort. „Von dem gehen ein paar Stücklein im Land. Wenn er nicht dem Ratsherrn seiner wäre zu Oberalpen, so möchte nicht immer alles glatt abgegangen sein."

Der Jüngste wiegt den Kopf. „Ach bah, wild ist er, trinken kann er, und die Weiber hat er gern, das ist wahr, aber —"

„Angehen tut es ja keinen," wirft der Ortsfremde ein, der ein ruhiger Mann ist und nicht gern über andre reden hört.

Der Leutnant steht indessen schon unten bei der Zureichtochter.

„Tag," sagt er, „kennst mich noch?" Er bohrt die Augen mit vertraulicher Dreistigkeit in die ihren.

„Ich bin auch schon da vorübergekommen," fährt er fort, als das Mädchen aufrecht und kühl dasteht und seine Worte so gleichgültig fallen hört wie das Wasser, das schon über den Rand ihres Eimers hinausläuft. Erst jetzt dreht sie sich ihm zu und sieht ihn an. Eine Erinnerung scheint in ihr aufzudämmern; verwundert forscht sie in seinem Gesicht und läßt dann den Blick halb in Staunen, halb mit unverhohlenem Wohlgefallen über seine Uniform gehen. „Ja, seid Ihr nicht —" fragt sie.

„Der Renner von Oberalpen," hilft er nach, „fünf-, sechsmal bin ich schon mit Holz da vorbeigefahren."

Das Zureichmädchen lächelt zum Bescheid; ihre Gedanken sind indessen auf der Wanderschaft. Sie vergegenwärtigt sich die Zeiten, da sie den Renner gesehen hat. Bei einer der Schwestern, die jetzt fort ist, ist er zweimal gestanden, dessen erinnert sie sich. Auch schöngetan hat er jener! Und nachher ist die Rede von ihm gegangen, und daß er ein Reicher aus dem Oberland sei.

„Habt Ihr Dienst?" fragt sie.

„Ja," gibt er zurück und streicht mit zwei Fingern wohlgefällig den erst sprossenden schwarzen Schnurrbart. „Vielleicht kann ich den ganzen Tag da um die Hütte herum hocken," fügt er hinzu. Inzwischen nimmt das Mädchen den Eimer vom Brunnen und schickt sich an, wegzugehen. Der Leutnant schießt einen blitzartigen Blick zu den Soldaten hinauf. Wenn er sich auf die richtige Seite stellt, verdeckt ihn die Hütte den Gaffern. So tut er ein paar Schritte, packt am Eimerhenkel mit an und hilft dem Mädchen das Wasser bis zum Hause tragen. Dort stellt er den Eimer mit solcher Plötzlichkeit zu Boden, daß auch das Mädchen nachgeben muß. Dann weiß er es einzurichten, daß er einen Blick zur Stalltür hinein zu tun vermag; der Zureich, der Bauer, ist nicht mehr dort. „Du hast da auch ein langweiliges Hocken," knüpft er das Gespräch mit dem Mädchen wieder an. „Halb aus der Welt! Bis zum Dorf kann einer laufen, gerad laufen kann einer."

„Ja," gibt sie zu. „Einsam ist es schon, darum sind die Schwestern fortgegangen."

Der Leutnant lehnt sich ans Haus, er hat ihre Hand zu erhaschen gewußt, mit der er spielt. Er weiß, wie einer mit Weibern umgehen soll; sie gibt sich auch nicht die Mühe, die Hand frei zu bekommen.

„Wie heißest?" fragt er wieder und zieht sie vertraulich zu sich heran. „Violanta," gibt sie Bescheid und blickt ihn dabei mit Augen an, in denen Staunen und Neugier neben einer Art stolzer Zurückhaltung leuchten.

„Den Namen hörst sonst auch landauf, landab nicht," meint der Leutnant. Sie zuckt die Achseln. „Die Mutter hat für alle drei so verrückte Namen ausgesucht," sagt sie schroff.

Die Mutter, die sie nennt, steht in dem Augenblick oben an der baufälligen Treppe, die zur Hüttentür führt und an deren Fuß der Leutnant und die Violanta noch immer verweilen. Ein zerlumptes Weib, hoch, hager, schmutzig, alt, in einem Rock, der die Spuren schweren Tragens, und mit einem Gesicht, das die Spuren schweren Lebens an sich hat. In dem lederfarbigen runzligen Gesicht stehen schwarze Brauen und schwarze Augen; die Violanta hat sie geerbt; aber in den Zügen der Alten heben sie nur das Hexenhafte des Ausdrucks.

„Kommst bald mit dem Wasser?" krächzt sie mit einer heiseren Stimme über die Treppe herab. Dabei grinst sie den Leutnant, der des Mädchens Hand noch immer hält, mit einem frechen gemeinen Lachen an. „Ihr könnt ja mit heraufkommen," sagt

sie zu ihm; selbst dem Renner, der kein Feiner und Wählerischer ist, ekelt vor dem Weibe. Er wendet sich mit einer wegwerfenden Bewegung und geht davon, der Violanta einen langen Händedruck als Andenken zurücklassend. Dieser sind zwei rote Flecken auf die schönfarbenen Wangen geflogen. Sie steigt die Treppe hinauf und geht an der Mutter vorbei wie an einem Stück Holz. Es ist keine Liebe zwischen beiden.

II

Der Tag vergeht. Oben in den Matten hocken die Soldaten, vergessen, verschlafen. Der Leutnant Renner steht wieder bei der Violanta. Den ganzen Tag ist er der nachgestrichen, seinetwegen hätte von der feindlichen Abteilung die Straße herabkommen können, wer wollte. Der Renner kümmert sich den Teufel um Pflichten, wenn er seinem Vergnügen nachgeht; das hat er immer so gehalten! Drüben ist das Bataillon über den Fruttneller Berg gestiegen; auch der Stab ist ihm nachgezogen.

„Rein vergessen haben sie uns," lacht der Fedier oben an der Lehne.

Der Leutnant steht bei der Violanta an der Kapelle, die am Waldeingang oberhalb der Intschihütte sich erhebt. Diesmal hat er das Mädchen für sich; keiner stört sie.

Zu der St. Matthiaskapelle kommen die Bauern wallfahrten, wenn sie Herzensnot haben. Die hohen Waldstämme beschatten den morschen, grauen Ka-

pellenbau. Eine Mauer schließt den kleinen Vorraum gegen den Fluß hin ab, der in der Tiefe zischt.

Der Tag ist am Versinken. Die Sonne brennt nicht mehr, dennoch ist es heiß; es ist, als dehnten sich die Felsen und Steine atmend und stießen die Glut wieder aus, die sie tagsüber eingesogen. Die Tannen stehen reglos; etwas Erhabenes liegt in der Totenstille, mit der sie ihre Wipfel über der Kapelle halten. Der Himmel ist fern, von absterbendem Blau, in dem es wie ein unbestimmtes Silberzucken kommender Sterne geht. Weitab und verloren wandern Töne wie von singenden Kinderstimmen, fast als zöge ein Kreuzzug kleiner Menschen über einen fernen Berg. Auf der Höhe im Westen von der Fruttneller Kirche her läutet die Aveglocke. Der Wind verträgt die Töne dem höchsten Wald zu, nach den Firnen hinauf.

„Ist dir der Tag nicht kürzer gewesen als sonst?" fragt der Leutnant die Violanta. Diese zuckt die Achseln und setzt sich auf die Mauer ob der Wildbachtiefe. Der Renner steht zwei Schritte von ihr entfernt. Sein Blick schleicht mit einer versteckten Gier über die schönen Linien ihres Körpers. Aus der Violanta kann ein stattliches Weib werden!

„Soll ich einmal wiederkommen?" fragt er. Seine Stimme ist nicht mehr laut; sie ist wie der heiße Atem des Abends. Dabei hat er herantretend den Arm fest um die Gestalt des Mädchens gelegt. Dieses gibt auf seine Frage gleichgültig Bescheid: „Warum nicht? Wenn Ihr wollt!" Aber dem Arm entwindet sie sich nicht, läßt es auch geschehen, daß er das Gesicht an das ihre

drückt und sie küßt. Sie sieht dabei immer irgendwohin ins Leere; ihr Atem geht nicht rascher.

Der Renner flüstert ihr heiße Worte zu und umspannt sie fester mit beiden Armen; er hat etwas in seiner Art, das einem Mädchen wohl den Kopf wirr machen kann. In diesem Augenblick kommen Hufschläge durch den Wald herab. Der Leutnant lauscht unwillkürlich. Es ist leicht zu unterscheiden, daß sich ein Reiter naht. Er läßt die Violanta sitzen und tritt in die Straße hinaus. Ein Adjutant sprengt auf der Bergstraße heran.

„Vorwärts, Herr Leutnant. In Fruttnellen ist Nachtquartier. Führen Sie ohne Zögern Ihre Leute dahin.“

Der Leutnant nimmt die Meldung in dienstlicher Haltung entgegen. Der Adjutant salutiert, wendet sein Pferd und sprengt seines Wegs zurück. Mit zwei Schritten ist Renner wieder bei dem Mädchen. Er packt ihren Arm mit einem zwingenden Griff. „Morgen ist Sonntag,“ keucht er hastig. „Da bin ich dienstfrei. Morgen abend komme ich, hörst? Lässest mich ein, hörst? In deine Kammer, hörst?“

Sein Blick geht ganz nah in den ihren; dabei ist der seine wie ein flackerndes Feuer, der ihre verträumt, als wanderten ihre Gedanken weit ab. Er wartet ihre Antwort nicht ab, sondern wendet sich rasch und geht nach der Hütte hinab. Auch ohne weitere Worte bleibt der Violanta der aus seinem Gebaren sprechende Bescheid zurück: nein sagst du mir doch nicht!

Das Mädchen erhebt sich nach einer Weile, sie dehnt die Arme leicht, streckt sich zu ihrer schlanken

Höhe und schreitet bedächtig der Hütte zu. Auf der Straße vor dieser stehen die Soldaten, ein paar Scherze fliegen ihr an, als sie vorübergeht, der Leutnant streift sie mit einem jähen Augenblitz, dann schallt seine rauhe Stimme laut und barsch: „Vorwärts marsch!“ Die kleine Schar zieht bergan und waldein.

Das Mädchen steigt über die Steintreppe in die Matte hinauf, lässig wendet sie den Kopf nach den Davonziehenden. Der Zureich, ihr Vater, tritt aus dem Stalle und neben sie. „So, kommst auch wieder einmal?“ sagt er. Die Violanta dreht sich wortlos von ihm ab und wendet sich der Hütte zu.

Einen Augenblick später hantiert sie oben in Stube und Küche, wo die Mutter sie mit Keifen empfangen hat. Stube und Küche in der Zureichwohnung sind widerlich verwahrlost, wie anderswo kein Viehstall. In der Stube liegt eine Kotschicht auf dem tannenen Boden, eine Staubschicht über Fenstern, Stühlen und Gerät, eine Fettschicht auf der Platte des runden tannenen Tisches. Die Küche ist heiß, schwarz, dumpf, voll Rauch, der gute Rahmen zur Zureichin, die, wie sie keifend darin steht, nur noch der Krallen und des Besens ermangelt, damit die Hexe vollständig ist.

Zu verwundern ist, daß die Violanta an sich selber so sauber ist. Dabei sticht die Ruhe und Lässigkeit ihres Wesens sonderbar gegen die hastige, verfahrene Art der verkommenen Alten ab. Eine Weile gehen die zwei Frauen hin und wider; die Violanta legt einmal auf den fetten Tisch in die Stube drei Löffel und stellt eine grüne Flasche

dazu. Kurz darauf kommt der Zureich die Treppe heraufgestiegen; er trägt einen Schwall von Schweiß und Stalluft in die Stube hinein, tritt gleich an den Tisch, packt die Flasche und setzt sie an die Lippen. Erst nachdem er einen tüchtigen Zug getan hat, läßt er sich auf einem der Bretterstühle am Tische nieder. Die Zureichin trägt eine irdene Schüssel herein, mit einer unappetitlichen, dampfenden Brühe darin; mit schlürfenden Schritten — sie hat unförmige, zertretene Filzschuhe an den Füßen — geht sie zum Tisch und setzt die Schüssel nieder; weil sie diese krumm hält, läuft auf einer Seite die Brühe aus und ihr über die Hand; da flucht sie, zieht die Hand zurück und reibt sie am ekligen Rock sauber. Dann hockt sie hin, ihrem Manne zur Seite. Jetzt kommt auch die Violanta herein, setzt sich zu den beiden, die schon mit dem Löffel in der Suppe sind, und die Abendmahlzeit hebt an. Sie sind eine häßliche Gruppe; der Zureich und sein Weib lehnen weit über den Tisch, sind mit den Mäulern halb in der Schüssel, und die Brühe läuft ihnen aus den Mundwinkeln; während sie hastig essen, ist etwas Tierisches in ihrer Art. Die Violanta ißt langsamer, obwohl auch sie die schlanken Arme breit auf den Tisch gestützt hält; aber auch in ihrem Blicke glimmt das, was in den Augen der Alten leuchtet, eine Art Mißgunst, als könnte eines der andern zu viel bekommen. Mit den Blicken milchschlürfender Katzen sehen sie einander an, reden auch nicht, höchstens, daß der Zureich einmal ein wüstes Wort durch die Zähne stößt, wenn er sich an einem besonders heißen Löffel die

Zunge verbrennt. Allgemach wird die Schüssel leer, eins nach dem andern legt den Löffel weg und fährt sich mit dem Arm über den Mund. Die Zureichin fängt an, von den Soldaten zu reden; die Violanta, die aufsteht und Schüssel und Löffel wegträgt, gibt hin und wieder einsilbige Antworten. Der Baschi zieht einen Brief aus der Tasche, einen schmutzigen, zerknüllten Fetzen. „Die Justina hat geschrieben," sagt er. Dabei dreht er den Brief in den schweren, schwarzbraunen Händen und buchstabiert noch da und dort ein Wort. „Ein Paket schickt sie noch," erzählt er weiter, und ein widerlich vergnügter Ausdruck macht sich in seinen groben Zügen breit. Die Alte nimmt ihm den Brief aus der Hand und liest ihn mit einer unbäurischen Fertigkeit; das Leben hat sie in ihrer Jugend einmal nach einer großen Stadt verschlagen, wo sie neben vielem Schlimmen auch einiges Gute, so das Lesen, gelernt hat.

„Kleider schickt sie heim, die Justina," zählt sie aus dem Brief lesend auf, „einen Hut für dich von ihrer Frau," erklärt sie nach der Violanta hinüber. Dann stockt sie und grinst. „Und einen Ring," fährt sie dann mit einem merkwürdigen Kichern, das wie das Ueberbrodeln einer in ihr kochenden Schadenfreude ist, weiter, „einen Ring, den sie gefunden hat, einen beim Eid ganz goldenen."

Der Zureich, den manchmal doch die landesübliche Ehrlichkeit sticht, fährt trocken darein: „Die Frau, der Justina ihre, hat ihn verloren. Wenn sie sich nur nicht einmal die Finger verbrennt, das Mädchen."

Die Zureichin zuckt leichtfertig und wortlos die eckigen Achseln. Die Violanta ist auf dem Weg vom Tisch zur Stubentür plötzlich und unwillkürlich stehen geblieben wie vor einem Stein, über den sie nicht hinüberkommt. Sie dreht den Kopf nach den Alten zurück und weiß selber nicht, was ihr ist. Etwas in ihr bäumt sich auf, aber um ihr Leben könnte sie nicht sagen, was es ist; denn es ist in der Stube nichts geschehen, was außergewöhnlich wäre. Sie geht dann hinaus, still, ohne weitere Gedanken, nur ein Gefühl an sich, als ob sie an Händen und Füßen Ketten schleife. Dieses Gefühl verläßt sie an dem Abend nicht, weshalb sie auch, wie einer eben dem Bett zuschleicht, den die Beine nicht mehr willig tragen, früher als sonst über die Leitertreppe nach der Kammer hinaufsteigt, die im Giebel der Hütte liegt. Die Kammer liegt nach hinten hinaus; mit einem währschaften Sprung kann einer von ihrem Gesimse den steilen, grünen Mattenhang erreichen.

Die Violanta, als sie mit einer lässigen Bewegung die Tür der Kammer aufstößt, erschrickt fast vor der Helle, die darin herrscht. Auf der Leitertreppe ist es dunkel gewesen; auf den staubschwarzen Brettern des Kammerbodens, über dem einen Stuhl mit dem Scherben von einem Waschbecken darauf und über dem Bett mit dem flickigen Bezug liegt ein Lichtschein so hell wie fast am Tag. Das Fenster steht offen, eine milde Kühle quillt herein; auf seinem Gesimse ist der Lichtschein am hellsten; dort sieht es sich an, als sei flüssiges Silber über das dürre, gesprungene Holzwerk gegossen; es

flirrt und zuckt in kleinen Tümpeln, wie wenn aus einem Regen milde Wässerlein zurückgeblieben wären; der Mond ist auf.

Mit derselben lässigen Art, mit der sie hereingekommen ist, ergreift die Violanta ihren Stuhl, bringt ihn mit einem Schwung ans Fenster und setzt sich mitten in den weißen Mondschein hinein, setzt sich so jäh hinein, daß es ist, als sei eine ins Wasser gesprungen und gehe ein leises Sprühen glänzender Tropfen rings um sie. Dann kommt der Schein wieder zur Ruhe, und es ist, als fließe er ihr zärtlich über Schultern und Arme, in jede Linie des Antlitzes und über den braunen, schlanken Kopf. Wie aber der Schein jeden der Züge hell überleuchtet, zeigt es sich, daß die Violanta ein Gesicht hat, an dem, wenn es wie jetzt den Himmel anstaunt, der Herrgott sein Wohlgefallen haben kann. In dem Lichtschein zeigt sich die hohe, glatte Stirn, die Nase, die einen so geraden und feinen Bug hat, daß er im Mondschein wie ein frischer Messerschnitt schimmert, die festen schmalen Lippen und das schöngeformte Kinn; der Kopf steht aus den Fetzen des Gewandes, dem Schmutz der Kammer auf wie ein zum Trödler getragenes Kunstwerk aus dem Allerlei seiner Bude.

Die Violanta stützt den Kopf in die eine Hand und sieht in die helle Nacht hinaus; sie lehnt schwer an der Brüstung und gähnt; es macht sie schläfrig, daß sie noch immer ein Unbehagen an sich hat, aus dem sie nicht klug werden kann. Sie muß mit lässigen, traumartigen Gedanken an den Leutnant denken. Halb verschwommen fühlt sie noch die

Freude an den Schmeichelreden, die der Reiche von Oberalpen für sie gehabt hat, und ein kindisches Wohlgefallen an seinem glänzenden Soldatenrock. Dann erinnert sie sich seiner Worte, daß morgen Sonntag ist und daß er kommen will. Dabei neigt sie sich unwillkürlich mehr aus dem Fenster und schaut auf die grüne Lehne hinab. Fast ist ihr, als stände er schon da unten und riefe leise herauf: ‚Laß mich ein, du!‘ Das Herz schlägt ihr um keinen Schlag rascher. Eine leise Neugier ist in ihr, wie es sein wird, wenn er wirklich kommen und dort stehen wird! Und ob sie ihn einläßt? — Bah, warum nicht? — In der Intschihütte geschieht allerlei, was andernorts nicht geschieht! Daß einer im Offiziersrock zu Besuch kommt, ist zwar etwas Neues, aber warum sollte man nicht etwas Neues erleben wollen!

Als ihr unter dem Mondlicht und den Gedanken der Kopf ins Nicken kommt, steht sie auf, entkleidet sich und legt sich ins Bett. Sie ist so schläfrig, daß sie schon im Sichlegen einschläft und das Niederliegen wie ein Sinken empfindet. Sie fühlt sich sinken, sinken — tiefer und tiefer. Plötzlich fährt sie noch einmal auf; es ist ihr gewesen, als schlage ihr Körper im schmerzhaften Fall plötzlich auf. Sie öffnet die Augen weit und groß, das Bewußtsein kehrt ihr zurück, aufrecht im Bette sitzend sieht sie die vier Wände der Kammer an: Da bist, du! Da legt sie sich wieder und läßt den Schlummer an sich kommen.

Als sie erwacht, ist der Sonntag da. Er schaut mit demselben heißen, blauen Himmel zum Fenster

herein wie der gestrige Tag und hat denselben heißen Atem. Dabei vergeht er noch langsamer als ein Werktag, weil er keine Arbeit bringt. Gegen den Mittag fällt der Violanta ein, daß heut der Tag ist, an dem die Offiziere Urlaub haben und an dem der Renner kommen will. ‚Bah, der wird schön wegbleiben,‘ denkt sie und kümmert sich nicht. Wenige Augenblicke später sieht sie eine Schar dienstfreier Soldaten Steg zu an der Hütte vorüberziehen. Der Fedier von der Halde ist darunter, erzählt den andern etwas im Vorübergehen, lacht und jauchzt eines herauf. Da ist der Violanta, als ob der Renner doch kommen könnte.

Am Abend, als es dunkel ist, kommt er wirklich. Er steht nicht an der Halde und ruft: ‚Laß mich ein, du,‘ aber als die Violanta das Wasser vom Brunnen holt, steht er plötzlich hinter ihr, legt die Arme fest um sie und sagt: „Da bin ich!“

Eine Weile plaudern sie zusammen; dann will sie gehen. „Du kommst wieder,“ sagt er.

Ohne Antwort geht sie fort, aber wie er es verlangt hat, kommt sie nach einer Stunde zurück. Er staunt über die eigentümliche Ruhe, mit der sie alles, auch sein Schöntun, über sich ergehen läßt. Sicherer wird er, legt auch mit festem Griff den Arm um ihre Hüfte. Nach einer Weile sagt er: „Hier könnte mich einer sehen, in der Uniform!“

Sie horcht auf und sieht ihn neugierig an. „In deiner Kammer sieht mich keiner,“ sagt er dann wieder. Als er es ein paarmal gesagt hat, steht sie wortlos auf und geht ihm voran hinauf in die Kammer, gleichgültig, wie im Traumwandel. —

Dann lugt in die Kammer der Violanta der dritte Tag, kühl und frisch. In der Nacht ist ein Wetter niedergegangen; ein kühler Ostwind bläst. Aus der grünen Lehne steigt ein leiser Dampf. Silbertropfen hängen an den Gräsern und an den Aesten der nahen Tannen. Einmal, als ein Vogel durch das dunkle Nadelgeäst streicht, geht ein Sprühregen glitzernder Tropfen auf den Waldboden nieder. Die Violanta steht am Fenster und sieht es; sie erschrickt, als wäre der Tropfenschauer ihr über den Nacken gegangen. Sie ist halb angezogen, Hals und Arme sind bloß; diese trifft der starke, frische Windstoß, der über die Lehne herabgefahren kommt und sich durchs Fenster zwängt, als wolle er das Mädchen wegdrängen. Unwillkürlich legt sie die Hand an den Fensterpfosten, wie zum Halt; und so klein der Widerstand ist, den sie leisten muß, so weckt doch die unscheinbare Anstrengung eine seltsame, in ihr schlummernde Kraft. Ihre Gestalt reckt sich unwillkürlich; von ihrer Stirn springt es wie ein eiserner Ring, der sie umspannt hielt. Der Kopf ist ihr dumpf gewesen und wird ihr plötzlich frei, ist plötzlich voller klarer, schmerzlich klarer Gedanken.

„Jesus Maria!“ sagt die Violanta.

Das Einschlafen fällt ihr ein, da ihr gewesen ist, als ob sie sinke, sinke und plötzlich mit schmerzhafter Wucht aufschlage. Und dann ist ihr, als sei das Aufschlagen in diesem Augenblick erfolgt, heftig, Kopf und Glieder und Sinne erschütternd. „Jesus Maria!“ sagt sie noch einmal. Ein unsäglicher Ekel erfaßt sie plötzlich. Sie sieht die vier

Kammerwände an. Eng ist ihr darin! Lange hat sie darin und in der Hütte gewohnt! Und heute, jäh, wie vom Himmel gefallen, erfaßt sie ein Ekel vor Kammer und Hütte! Hastig zieht sie sich an. Als sie hinausgehen will, fällt ihr Blick auf den Stuhl, wo das Waschbecken steht; eine kleine, wertlose Tuchnadel liegt neben dem Becken; das gelbe Metall glänzt in der Helle, die durchs Fenster strömt. Das Mädchen ächzt; der Laut ist fast wie ein unterdrückter Wutschrei. Das hat er ihr mitgebracht, er, der Marianus Renner! Und sie hat es willig genommen, gestern abend noch! Selbst Freude hat sie daran gehabt! Aber jetzt! Sie geht auf den kleinen Gegenstand zu, faßt ihn und schleudert ihn durchs Fenster in weitem Bogen an die Lehne hinauf. Dann geht sie hinab an die Arbeit. Sonst hat sie sich behäbig Zeit genommen, heute schüttert der Boden unter den festen, raschen Schritten, mit denen sie in die Küche tritt. Sie nimmt den Milcheimer vom Nagel und macht sich auf den Weg zum Stall. Auf dem Flur begegnet ihr die Mutter. Die sieht sie mit einem höhnischen Ausdruck an, sieht ihr gerade ins Gesicht, als sollte sie, die Violanta, die Augen senken. Ein Guttaggruß geht nicht zwischen ihnen.

„Wo ist der Renner hingekommen gestern abend?" fragt die Alte unvermittelt; ein häßliches Grinsen begleitet die Worte. Die Violanta zuckt die Achsel. „Weiß ich's?" sagt sie. Aber sie ist totenbleich dabei, und während sie weitergeht, ist ihr, als sollte sie sich umdrehen und ausspeien vor der eignen Mutter.

Eine Weile später hocken der Zureich und sein Weib zusamt dem Mädchen über ihrer Morgenmilch. Sie reden nicht viel; die Zureichin stichelt ein paarmal: „Der ist bald wieder gekommen, der Renner,“ und dergleichen. Die Violanta schlürft die Milch, sieht starr in den Tisch und sagt kein Wort; sie steht wieder auf und geht hinaus. Auch in der Wohnstube ist ihr eng, als hielte sie es nicht mehr aus darinnen. Dann steigt sie wieder nach ihrer Kammer hinauf; es ist ihr, daß sie noch etwas mit sich auszumachen hat. Sie setzt sich auf den Stuhl, staunt vor sich hin und rechnet ab: ‚Was ist denn?‘

Die Gedanken kommen ihr. Verrufen sind wir immer gewesen! Dem Urgroßvater haben sie den Kopf abgeschlagen. Seitdem sind alle Zureich verrufen. Von der Mutter reden sie schlecht, haben sie alleweil geredet, von den Schwestern auch. Und mit Recht! Was nur wieder in dem Brief gestanden hat vorgestern! Dann ist *er* gekommen! Ganz gern hat sie ihn kommen sehen! Ganz gern hat sie sich schöntun lassen. An nichts ist er groß schuld, der Gast! Und jetzt! Aufgeschlagen ist sie — im Fallen, wo es tiefer nicht ging — und erwacht!

Die Violanta steht von ihrem Stuhle auf, eine alte Kiste, die an ihrem Bette steht, macht sie auf und kramt darin und packt ein Bündel. Das geht alles sicher und schnell; den Sonntagsrock zieht sie an, das Werktagsgewand packt sie auch noch dem Bündel bei. Dann geht sie in die Stube hinunter. Sie ist leer. Vater und Mutter aber hört sie

unten am Hause reden, und hinunter steigt sie, gerüstet wie zur Reise. Der Vater hat ein Beil in Händen und den Tragkorb auf dem Rücken; die Mutter langt sich einen zweiten Korb von einem Nagel am Haus, wo das breite Dach schützt, was daran hängt. Als ihre Blicke auf das Mädchen fallen, schießt ein jähes Staunen darin auf.

„Wa—, was ist mit dir?“ fragt der Zureich.

„Ade, Vater,“ sagt Violanta und drückt ihm flüchtig die kräftige Hand, die das Beil hält. „Ade, Mutter!“ Nach der Alten sieht sie sich kaum um.

„Bist verrückt?“ sagt die Zureichin, als sie Worte findet.

„Ich gehe fort,“ sagt die Violanta. Sie steht kerzengerade in den Schuhen; der Kopf sitzt ihr im Nacken, als sagte sie: ‚Halte mich einer, wenn er kann.‘

„Bist verrückt!“ murrt da auch der Zureich.

„Ich gehe einen Dienst suchen,“ gibt das Mädchen, schon einen Schritt entfernt, Auskunft. Da bekommt der Alte einen roten Kopf. „Warum?“ fragt er.

„Es gefällt mir nicht mehr da.“

„Warum?“ kreischt die Zureichin, die das Staunen wild macht.

„Es gefällt mir einfach nicht mehr.“ Mit dem wendet sich das Mädchen zum Gehen. Aber die zwei Alten fahren hinter ihr her. An jedem Arm halten sie zwei krallende Hände. „Da bleibst! Bist verrückt? Ich will dich lehren!“ schallt es durcheinander.

„Laßt mich,“ keucht die Violanta. Ihre Augen

glimmen. Sie hebt die festen Arme mit einer mächtigen Bewegung und schüttelt die Alten von sich. Ein paar Sprünge bringen sie aus ihrem Bereich. Der Vater stürzte ihr nach. Da beginnt sie zu laufen und stäubt straßan in den Wald.

„Von der Polizei laß ich dich heimholen," kreischt der Alte hinter ihr. Sie jagt davon wie der Sturm. Er holt sie bei weitem nicht ein. Als sie tiefer in den Wald hinein gelangt ist, mäßigt sie die Eile; vor und hinter ihr ist die Straße leer und still. Dem Vater ist das Nachkommen verleidet. Sie bleibt stehen und lauscht. Zu beiden Seiten der Straße stehen die mächtigen Tannen, ein Stück bergan enden die dunkeln, stillen Baumwände, liegt die Straße frei und schimmert weiß herab. Dort streben die Matten zur Linken und zur Rechten steil an, über diesen steht wiederum düsterer Wald, kahles Felswerk ragt aus ihm auf, schroff, spitz, turmschlank oder wie Wälle und Mauern, hoch oben aber, weiß und klar und groß, schimmern Schneegipfel und Firne. Das steht alles im Norden an den wolkenlosen Himmel gebaut. Der Violanta, die sich mit einem Aufatmen bergan auf den Weg macht, sicher geworden, daß keiner mehr sie verfolgt, schlägt ein kühler Wind entgegen, der wie ein Atemzug jener fernen Firne ist. Da läßt sie ihr Bündel fallen, die Arme gleiten ihr zu beiden Seiten herab, die Brust dehnt sich. Unbekümmert, ob einer und wer sie hört, selber kaum wissend, was sie tut, stößt sie einen wilden, gellenden Schrei aus. Als sie geschrien hat, ist ihr leichter zumut, freier, so, als seien schwere Eisen von ihr gefallen.

III

Die Violanta Zureich dient zu Underhalden. Zwei Dörfer nur hat sie über Intschi hinaus zu gehen brauchen und hat Unterkunft gefunden. In der Tür — in der und jener Tür steht manchmal das Glück, wenn's einer nur sähe im Vorbeigehen —, in der Kreuzwirtshaustür hat die Wirtin, die Hoferin, gestanden, als die Violanta straßdaher gekommen ist. „Nun, wohin willst mit deinem Bündel, Mädchen?"

„Bah, weiß selber nicht recht, wohin. Zu Schattenhalb, habe ich gehört, in den Wirtshäusern kommt eines gern als Magd unter, da —"

Die Hoferin sieht das Mädchen an, einmal von oben nach unten, einmal von unten nach oben. „Ich brauchte eines, das fegen und schaffen will," sagt sie; „wenn du willst, kannst dir den weiteren Weg ersparen." —

So ist die Violanta im Kreuzwirtshaus eingestanden. Ein halbes Jahr lang dient sie nun schon da, treu und recht.

Die junge Kreuzwirtin, eine aus dem Oberland, und eine, die im Unterland noch wenig umhergekommen ist, muß längst erfahren haben, daß sie ein Mädchen ins Haus genommen hat, die kein Engel ist und aus keinem Himmel herkommt. Aber wenn sie um der Violanta ihre Herkunft weiß, so läßt sie sich nichts merken; denn das Mädchen geht durchs Feuer für die blonde, gesundwangige Hoferin und ihren geraden, rechten Mann, den Kreuzwirt; so gut sind beide zu ihr. Nichts hat dem Mädchen

den Frieden gestört, seit sie in Anderhalden sitzt, nicht einmal der Vater, der Zureich, mit seiner Polizei. Gekommen ist der freilich einmal. In der Wirtsstube hockt er eines Tages über einem Schnapsglas. Da tritt die Violanta ein. Wohl oder übel muß sie ihm guten Tag sagen; aber er tut ganz zahm. „Eine rechte Stelle hast hier, du," raunt er ihr zu. „Hast etwas Geld?" fährt er fort. „Wirst dann wissen, daß du auch hier und da etwas heimzuschicken hast, wie die andern, hörst?"

Als sie ihm ein paar blanke Franken hergeholt und mit einer fast verächtlichen Bewegung zugeschoben hat, schmunzelt er, ist freundlich, wie einer beim Erben, und geht nach einer Weile zufrieden davon. Die Violanta weiß, was sie zu tun hat, damit er nicht so bald wiederkommt; von jedem Lohn schickt sie einen rechtschaffenen Teil talab, dabei ist ihr Gedanke jedesmal: „Jetzt hast dich wieder losgekauft." Und das Herz schlägt ihr vor Freude, wenn sie das Geld los ist.

An einem Sonntag erfährt die Violanta in der Wirtsstube eine Neuigkeit! Herrgott, was für eine Neuigkeit! An Sonntagabenden muß sie der Hoferin immer an die Hand gehen, denn da sitzt die Schenkstube voller Bauern. Die Bauern sind gut aufgelegt, haben heiße Köpfe und weibermäßig eifrige Zungen. Auch heute ist die Stube voll Rauch und Weindunst und von Stimmengewirr und Gelächter laut. Aus allem Lärm tönt plötzlich ein Name hervor.

„Der Marianus Renner!"

Die Violanta, die in einer Stubenecke steht,

fährt zusammen und wird bleich. Sie legt die Hand fest auf die Lehne eines Stuhls, blickt scheinbar gleichgültig aus dem Fenster und hört dem Gespräch zu, an dem bald der ganze Haufe der Gäste teilnimmt.

„Jetzt ist er nach Amerika, dem Ratsherr seiner, der Marianus Renner von Oberalpen!"

„Lang genug hat er's getrieben!"

„Ins Grab bringt er seinen Vater, den Ratsherrn, der Marianus. Ein Ehrenmann ist er, der Alte! Man sollte es nicht glauben, daß ein so faules Reis an einem kerngesunden Baum stehen kann!"

„Von klein auf ist er so gewesen, der Marianus, wild, nicht zu regieren, falsch, hinterrücks! Mit zwölf Jahren hat er des Babesepps Christen die Uhr gestohlen, mit vierzehn Jahren einem armen Buben von Oberalpen im Streit das Messer ins Bein gestochen. Von da an hat es zu Oberalpen keine Ruhe gegeben mit ihm. Kein Mädchen ist vor ihm sicher gewesen. Der Alte hat immer wieder in den Sack greifen und zahlen müssen!"

„Den Narren hat er aber auch gefressen an dem Buben, der Alte. Schwach ist er gewesen, wenn's um den gegangen ist!"

„Er ist auch ein schöner, starker Mensch, der Marianus! Im Soldatenrock hat er stramm ausgesehen!"

„Den hat er jetzt auch ausziehen müssen, den Soldatenrock. Mit Schimpf und Schande haben sie ihn davongejagt, weiß der Himmel, was es da gegeben hat! Das und eine neue Geschichte mit

einer Magd, das hat dem Ding den Bogen gegeben. So bald kommt der nicht wieder zurück übers Wasser."

So weit sind die in der Wirtsstube mit ihren Beiträgen zu des Marianus Renner schönem Lebenslauf, als die Wirtin die Violanta um Wein in den Keller schickt. Als sie zurückkommt, kann sie gerade noch hören, wie der alte Schulmeister, der Lusser-Toni, mit seiner heiseren Stimme sagt: „Und doch hat der Lump, der Marianus, einen Bruder, der so brav ist wie er leid."

Zwei Dinge gehen der Violanta nachher im Kopf herum. Zum ersten: Fort ist er, der Marianus, fort übers Meer! Und so bald kommt er nicht wieder! Sie streckt sich, streitfroh fast, noch mehr, wie einer, dem eine Last von den Schultern gefallen ist. Besser ist besser! Recht weit fort! Ihr kann's recht sein! Als ihre Gedanken von dem Marianus lassen, ist eine leise Neugier in ihr, was der andre für einer sein mag, der, der so brav sein soll, wie der Marianus schlecht ist.

Die Neugier schläft wieder ein, Wochen vergehen, dann kommt ein Tag, an dem die Neugier wieder wach werden kann, wenn sie will!

„Violanta," ruft die Hoferin. Sie sitzt nähend in ihrer Wohnstube, dem großen sauberen Raum, der über der Schenke liegt, sitzt allein an dem langen, wachstuchbedeckten Tisch, an dem zu Mittag die ganze Herde Dienstvolk mit Bauer und Wirtin zum Imbiß sich niederläßt. Der Hofer, ihr Mann, der breitschulterige Mensch mit dem braunen Kraushaar und dem festen braunen Schnurrbart, steht

hemdärmlig, die Arme in die Seite gestemmt, vor einem Oelfarbendruckheiligen, der an der Wand hängt, und an dem er weiß Gott was Schönes sieht. Die Tür nach dem Flur hinaus steht offen. Durch die kommt die Violanta gegangen.

„Ja," sagt sie, als sie über die Schwelle tritt. In dem „Ja" liegt die Antwort auf den Ruf der Hoferin und zugleich die Frage, was sie soll.

„Du, los'," sagt die Wirtin; „mach die Tür zu," fügt sie hinzu und stichelt fleißig weiter am Nähzeug. Der Hofer läßt seinen Heiligen hängen, legt die Hände auf den Rücken und wendet sich nach der Violanta um. Die steht in einem sauberen Rock, der von der schlankeren Hoferin stammt und ihr knapp paßt, so daß sich erst recht zeigt, wie sie wie ein fester, junger Baum gewachsen ist. Der dunkle Kopf sitzt gerade auf dem wachsbleichen Nacken; die Weiber dazuland gehen alle vornübergebeugt, wie unter einem heimlichen Joch, aber die Violanta steht da, als gehöre die halbe Welt ihr. Der Hofer ist kein Weibernarr, aber es poppert ihm sonderbar unterm Hemdlinnen, während er vielleicht zum erstenmal, seit sie im Hause ist, das Mädchen lang und mit Muße betrachtet.

„Das ist jetzt so," beginnt die Hoferin zur Violanta, legt die Arbeit auf den Tisch und beugt sich ein wenig vor. „Du solltest nach Oberalpen für ein paar Tage, zu meiner Mutter; der ist die Magd davongelaufen."

„Nach Oberalpen?" frägt die andre. Die Frage kommt hastig, und blitzähnlich zeigt sich in den weißen Backen ein Schimmer, wie von einer Blutwelle.

Dann faßt sie sich. Er ist ja nicht mehr dort, fährt es ihr durch den Sinn. „Nach Oberalpen?“ wiederholt sie ganz ruhig, „ja, ja, wenn Ihr es haben wollt, warum nicht.“

„Aber du mußt heute noch gehen,“ fährt die Wirtin fort, „er (sie nickt nach ihrem Manne hin) nimmt dich mit auf den Wagen. Pack zusammen, was du haben mußt für ein paar Tage.“

„Ja — gut,“ sagt die Violanta, dreht sich um und will gehen.

„Wenn,“ beginnt die Hoferin wieder — es scheint ihr ein Gedanke zu kommen — „wenn es sich gut anläßt mit euch beiden, könntest auch gerade dort bleiben bei der Mutter.“

Das Mädchen sieht sie an, schlägt den Blick nieder und nickt wie eine, die nicht nein und nicht ja sagen will. Der Hoferin scheint der plötzliche Plan zu gefallen. „Es ist mir darum zu tun, daß die Mutter versorgt ist,“ spricht sie weiter. Sie ist eine schwache, unbeholfene Frau, sie muß eine haben, die schaffen kann und will, das kannst und willst, du.“

Bei dem Lob gleitet ein flüchtiges Lächeln um den Mund der Violanta.

„Schön hat's eine bei der Frau,“ läßt sich der Bauer vernehmen. „Kannst dich nur zusammennehmen, daß dich gut hältst.“

„Ein Ausbund bist noch nicht,“ wirft die Hoferin wieder ein, die ein Lied singen könnte, wie sie dem Zureichmädchen all' die Monate her Ordnung eingetrichtert hat. „Aber guten Willen hast!“

Die Violanta murmelt etwas davon, daß sie

sich Mühe geben will, hat aber wenig Demut in ihrem Wesen. Indessen nimmt der Hofer seinen Rock vom Nagel und wirft ihn über die Achsel. „So mach dich fertig," sagt er, sich zur Tür wendend, zu der Magd, „in einer Stunde fahren wir." Sie nickt, geht aufrechten Schrittes, wie immer, hinaus und steigt zu ihrer Kammer hinauf, ihre Siebensachen zum zweitenmal in ein Bündel zu schnüren. Diesmal wird das Bündel schon größer, die Hoferin ist eine Freigebige und hat der Violanta mit allerlei Gewandstücken nachgeholfen. Während diese packt, kommt sie die Reue an, daß sie mit dem Fortgehen einverstanden gewesen. Sie ist noch zu frisch aus einer Welt herausgestiegen, der entronnen zu sein sie alle Tage aufatmend dem Herrgott dankt, als daß sie nicht eine geheime Furcht empfände, der Weg, den sie ins Ungewisse antritt, möchte sie wieder rückwärts statt vorwärts bringen. Dann aber schlägt sie die Besorgnisse mit dem sich selber eingeredeten Trost nieder: kannst ja zurückkommen, Violanta, wenn's dir in Oberalpen nicht gefällt!

Bald darauf sitzt sie neben dem Kreuzwirt auf dem Brettsitz seines Leiterwagens, hat Sonntagsstaat an, ein schwarzes Kleid, in dem sie ganz fürnehm aussieht, und reicht noch einmal der Hoferin, die ihr gute Lehren gibt, mit einem festen „Ich will's recht machen, Frau," die Hand. Dann zieht das kleine struppige Bergpferd an, und die Fahrt geht talauf. Die Häuser von Anderhalden bleiben bald zurück. Nun ist die Aussicht wieder die, wie sie weiter unten im Tal auf der Violanta ihrer ersten Reise gewesen ist, eine breite, wie eine Schlange

sich hinauf ins Gebirge windende Straße, ein Wildbach, ihr bald zur Rechten, bald zur Linken, grüne Lehnen, graues Gebirg, hoch unter dem Himmel herabschimmernde Firnzinnen. Nur der Wald kommt immer mehr hinter die bergan Fahrenden zu liegen, es wird kahler über ihnen, näher treten die Felswände zusammen; fast ist es, als müßte das Pferd nach kurzer Reise gegen einen Bergwall prallen, in dem kein Durchweg mehr ist. Der Tag ist just so klar, wie der Violanta ihr erster Reisetag gewesen. Der Wind, der ihr entgegenweht, ist frischer, fast rauh; das Mädchen beut ihm gern den bloßen, dunkeln Kopf; es wird ihr sonderbar leicht hinter der Stirn und klar; leicht ist ihr auch im Herzen, obwohl die Neugier darin wach ist, wie es abermals mit ihr werden wird.

Der Hofer neben ihr knallt mit der Peitsche, pfeift eines vor sich hin, steckt auch einmal eine Pfeife an; gesprächig ist er nicht groß, obwohl er manchmal der Violanta ein Wort hinwirft oder mit dem Peitschenstiel zeigt, wenn es am Weg irgend etwas zu sehen gibt, was dem Mädchen neu sein kann. So fahren sie durch Schattenhalb, auf das der gewaltige Rotfirn niederleuchtet, fahren in die finstere Schöllenenschlucht hinein, wo die Straße sich wie scheu an den Felswänden hindrückt, fahren hinauf und hinauf, durch ein ganz nachtschwarzes Felsentor zuletzt, und fahren auf einmal auf einem talebenen Weg in ein weites, flaches, grünes Land hinein, um das herum, wie riesige Häge die Alpweide schützend, grüne, baumlose Hügel stehen. Hinter den Hügeln ragen die Felsen neuer Gebirgs-

stöcke auf, und ein ganzer Kranz in der Sonne flammender Gletscher ist über den höchsten Saum der das Bergtal grenzenden Gottesmauern gelegt.

Der Hofer sieht die Violanta an und lacht: „Gelt, da bist noch nie gewesen?“ sagt er. Was er nicht beifügt, klingt aus seiner Stimme: Gelt, da oben ist's aber schön!

Das Mädchen tut einen tiefen Atemzug, der in einem stockenden Seufzer endet. „Jesus!“ sagt sie; vor Staunen hat sie kein anders Wort. Der Wagen rasselt die Straße weiter, einer Häusergruppe zu, die mitten auf dem grünen Mattenteppich vor ihnen steht. Die Sonne leuchtet auf sie nieder, Staub steigt unter den Wagenrädern auf, aber der Wind hat da oben einen so kernfrischen Atem, daß der Staub nicht in die Höhe kann. Auf ihrem Brett sitzen der Hofer und die Violanta und baden in dem Herrgottsleuchten der Sonne und in der Firnluft, und einer, der hinter ihnen auf der Straße stände, müßte sich sagen, daß die zwei großen, starken, gerade gewachsenen Menschen prächtig in die einsame, wilde und schöne Welt hineinpassen.

Vom Staub der Landstraße rasselt der Wagen hinweg auf das Holperpflaster von Oberalpen; das Fuhrwerk ächzt und klappert, der Hofer und das Mädchen schüttern auf ihrem Brett wie die groben Steine, die beim Sanddurchwerfen oben auf dem Siebe bleiben. Dann sagt der Hofer ein lautes „He — ho — ho“, und sein Gaul bleibt zwischen zwei Steinhäusern stehen, die beide fürnehm dicht an die Gasse gebaut sind. „Da sind wir,“ sagt der Hofer, hängt die Zügel ein und springt ab;

auf der andern Wagenseite klettert die Violanta herunter.

„Da hinein?" fragt sie und dreht sich dem Hause zu, dem sie zunächst steht. „Da herüber," winkt der Hofer, „das dort ist dem Ratsherrn selig, dem Renner, sein Haus."

„Dem Ratsherrn selig?" sagt die Violanta; dabei bleibt sie unwillkürlich stehen und schaut an dem großen Gebäude empor, das mit seinen dicken Steinmauern und seinen langen, hoch über der Straße gelegenen Fensterreihen aussieht wie ein alter Festungsbau. Als sie an des Hofers Seite tritt, läßt auch er die Augen an den Fenstern haften, die alle durch Laden verschlossen oder sonst verhängt sind, so daß das Haus wie ausgestorben scheint. „Gestern nacht ist er gestorben, der Ratsherr," raunt er der Violanta zu. Die hört, in Gedanken verloren, nur halb, was er sagt; es bedrängt sie, daß das Rennerhaus so nah steht. Alle Tage wird sie es vor Augen haben müssen! Der Hofer ist ganz voll von seiner Nachricht, daß der Ratsherr Renner tot ist. „Den hat doch der Marianus auf dem Gewissen," sagt er, während sie sich ihrem Wegziel, dem Haus der Nagerin, zuwenden. Dieses ist nicht so schwerfällig wie das benachbarte, aber stattlich steht es da für ein Bauernhaus, trägt an den Mauern einen graudunkeln Bewurf und an seinen drei Stockwerken freundliche grüne Laden. Die Laden des Erdgeschosses sind geschlossen; da wohnt niemand. Im ersten Stockwerk hat die Nagerin ihre Wohnung; im zweiten wohnt der Bauer mit Frau und Kinderschar, der bei der Nagerin Landpächter ist. Der kommt

eben vom Gaden hinter dem Hause nach vorn gegangen, hilft dem Hofer das Pferd abspannen und führt es nach dem Stall, während dieser mit Violanta in die Haustür tritt.

Der Kreuzwirt stampft dem Mädchen voran die knarrende Holztreppe hinauf; auf einen nicht just hellen Flur gehen ein paar Türen, von denen öffnet der Hofer eine und tritt in eine mächtige Stube, deren eine Wand aus lauter Fenstern besteht, die wenig und einfaches Gerät, Stühle, einen großen Tisch, ein Büfett und eine Truhe hält, hellgelbes Täfelwerk und eine niedere vertäfelte Decke hat. In der mächtigen Stube sitzt in einem lederbezogenen alten Armstuhl ein kleines Weib, die Nagerin.

„Guten Tag, Mutter," sagt der Hofer, wirft den Rock, den er all die Zeit nicht angehabt, über eine Stuhllehne, geht zu der alten Bäuerin und nimmt ihre verschrumpfte schmale Hand in seine breite.

„Gut Tag," gibt die Nagerin zurück; ihre Stimme tönt wie ein leiser Schlag auf Scherben gegenüber der dröhnenden des Bauern; sie kommt aus einem schmächtigen Leibe.

„Die Frau grüßt Euch," fährt der Hofer fort, „und da schickt sie Euch eine für die Not zum Haushalten."

Violanta ist zögernd eingetreten; sie steht mit ihrem Bündel noch neben der Tür, schlank und aufrecht, und sieht still nach der Alten hinüber. Ein Zug in deren Furchengesicht macht ihr das Herz warm. Da hebt die Nagerin die seltsam ausdrucksleeren hellgrauen Augen, die fast wie Blindenaugen

aus hundert Falten und Fältlein blicken, und etwas wie ein Lächeln liegt um ihren schmalen Mund. „Ihr meinet es immer gut," spricht sie zu dem Hofer hinüber, aber die Violanta scharf betrachtend, „ein paar Tage hätte ich mir schon helfen können. Es ist aber auch so recht. Dank Euch auch!"

„Stell ab, Mädchen," sagt sie dann zu Violanta, langt einen Stock hinter ihrem Stuhle hervor und hebt an, nach dem Büfett zu humpeln, dem Bauern einen Trunk herauszulangen. Derweilen plaudert sie in einer stillen, langsamen Weise. „Ja, ja, so sind sie, die jungen Mädchen. Wenn einer ihnen den Kopf verdreht, gilt kein Verstand mehr und keine Pflicht. Ist mir das Trini, mein Mädchen, weggelaufen, einzig weil halt ihr Schatz sich ins Tal als Knecht verdungen hat."

„Es wird ihr bald genug leid sein, das Fortlaufen," sagt der Bauer mit seiner Polterstimme und läßt sich am Tische nieder. Die Nagerin stellt ihm den Wein hin, legt Brot dazu, das Glas fehlt noch. Als sie sich danach umwenden will, steht die Violanta am Büfett, greift hinein und setzt ein Glas auf den Tisch. Die Nagerin lächelt wieder; es ist, als gehe ein Sonnenschein über ihre Züge. „Gib noch zwei her," sagt sie zu Violanta, worauf diese zwei weitere Gläser auf den Tisch setzt. Die Nagerin schenkt sie voll, in das dritte gießt sie nur ein paar Tropfen. Dann hebt sie selber das letztere und sagt ein „Zum Wohl!", stößt mit dem Hofer zuerst an und heißt dann die Violanta Bescheid tun, die zögernd, als geschehe ihr eine ungewohnte Wohltat, das Glas aufnimmt, auf das die Alte

deutet. Als ihre Gläser zusammenklingen, sind sie ein seltsames Bild, die unscheinbare, verschrumpfte Bäuerin und die hochgewachsene Magd. Die Nagerin scheint auch zu fühlen, wie zerbrechlich sie neben der andern aussieht. „Du bist eine, die sollte schaffen können,“ sagt sie zu Violanta. Gleich darauf heißt sie das Mädchen sein Bündel nehmen und ihr folgen, und verläßt mit ihr die Stube.

Als sie nach einer Weile zurückkommt, findet sie den Hofer an einem der Fenster stehen. Er schaut nach dem Rennerhaus hinüber. „Ja, da liegt jetzt auch einer,“ sagt die Nagerin.

„Es scheint,“ brummt der Hofer.

„Die Nägel zum Sarg hat sein Bub geschlagen,“ sagt die Alte streng.

Die Violanta hantiert indessen schon draußen in der Küche, wohin die Nagerin sie gebracht hat. Sie trägt den Kopf hoch und hat einen frohen, leichten Atem. Es ist ihr seltsam wohl bei Beginn ihres neuen Amtes.

IV

Die Violanta dient bei der Nagerin. Die Tage gehen mit den Wellen, die die Reuß zu Tal wälzt; die Violanta denkt nicht ans Fortgehen. Der Kreuzwirt ist gestern wieder dagewesen und hat sich erkundigt, wie es ihr gefällt. „Gut,“ hat sie gesagt und hat gelacht; keines hat ein Wort verloren davon, daß das Mädchen wieder nach Anderhalden zurück könnte. Auch die Nagerin ist es zufrieden,

daß sie bleibt. Zum Hofer läßt sich die Bäuerin vernehmen: „Völlig wohl ist mir, so eine im Haus zu haben. Eine Gesunde ist die, die Violanta, eine Starke; fast ist mir, als hätte ich baufälliger Mensch ein Mannsbild zum Schutz bei mir.“

Die Violanta beginnt den Tag, wann der Tag beginnt. Mit einem Summen oder Singen ist sie auf und an der Arbeit. Wundervoll ist das Leben, denkt sie. Wenn ihre Gedanken zu dem heißen Brutloch, dem Tal bei Intschi, zurückgehen, und zu der Zeit, da sie dort gelebt hat, scheint es ihr kaum zu glauben, daß es einen Ort auf der Welt gibt wie Oberalpen, so hell und himmelnah, mit der Luft, die die Brust völlig trinken kann, so hell und klar ist sie, und wenn sie sich die väterlichen Stuben ausmalt und die, die darinnen sitzen, dann muß sie immer wieder die Nagerin und ihre Behausung anstaunen. In Küche und Wohnräumen ist da oben eine unendliche Sauberkeit; die Violanta hat selbst nach der Schule der Kreuzwirtin noch lernen müssen, bis sie der Nagerin, ihrer Mutter, recht hat haushalten können. Nun aber, da sie in die Reinlichkeit und Ordnung der Alten hineingewachsen ist, fühlt sie sich darin wie ein starker Mensch, der in klarem Flusse badet. An der Nagerin selber erst schaut sie sich nicht satt. Sie scheint ein zurückgezogenes Weib, von der niemand Aufsehen macht, die halb schon aus der Welt ist, aus der sie bald gehen wird; erst nach und nach hat die Violanta gelernt, wie viel heimliche Fäden in des Weibes Hand zusammenlaufen, das den lieben langen Tag im gleichen schlichten braunen Rock auf ihrem Lehn-

stuhl sitzt. Jeder Schuldenbauer kommt zu ihr, jedes Tagelöhnerweib, dem schier die enge Stube die Kinder nicht mehr fassen kann; wenn die Oberalpener für die Gemeinde, wenn der Pfarrer für die Kirche Geld braucht — bei der Nagerin klopfen sie unter den ersten an. Und am rechten Ort weiß sie immer zu geben. „Die im Kreuz zu Anderhalden brauchen es gottlob nicht," sagt sie einmal zur Violanta, als diese gesehen hat, wie eine bettelnde Nonne eben eine schöne Geldgabe eingesackt hat.

Aber die Violanta weiß, daß die reiche Bäuerin auch nicht blindlings gibt; schon mehr als einen hat sie mit einem scharfen „Schaff mit deinen gesunden Gliedern" mit leeren Händen hinweggewiesen; gerade um ihrer Gerechtigkeit und ihres Scharfblickes willen, mit dem sie jeden, der ihr nahe kommt, durchschaut, empfindet die Violanta fast etwas wie Scheu vor der Alten. Die Nagerin ist eine fromme Frau. Bei keiner Frühmesse fehlt sie und bei keiner Abendandacht, und die Violanta, die die Lahme jedesmal zur Kirche führen muß, wundert sich über sich selber, daß sie des Ganges nicht müde wird; denn von der Intschihütte hat sie keine dreimal des Jahres den Weg zur Steger Kapelle gefunden. Es ist aber etwas Seltsames um diesen Kirchgang mit der Nagerin, diese hängt nicht den Kopf und verdreht nicht die Augen, wie manche überfromme Dörfler. Vor und nach der Kirche spricht sie ohne Scheinheiligkeit von allerlei weltlichen Dingen; aber während des Gottesdienstes hat sie ein Wesen, das ihre Magd, die an ihrer Seite sitzt, unwillkürlich selber zur Andacht zwingt. Da hockt das alte, zerbrech-

liche Weib vor seinem Herrgott, ein Häuflein Bescheidenheit; aus ihrer ganzen Haltung redet ein: ‚Du großmächtiger, lieber Unsichtbarer, da bin ich und fühle dich und bin zufrieden in deiner Nähe! Tu mit mir nach deinem Willen.‘ Die Violanta empfindet zuletzt die Andacht in der Kirche als dasjenige, was ihrem schönen, klaren, ruhigen Tag die Weihe gibt.

Die Oberalpener haben die Augen aufgesperrt, als die Nagerin zum erstenmal mit der neuen Magd den Kirchgang getan; sie reißen die Augen noch immer auf, wenn die Violanta durchs Dorf geht. Am Morgen, wenn sie am Brunnen auf dem Dorfplatz in dem großen kupfernen Kessel das Wasser holt, stehen da und dort einer oder eine im Fenster, die den Blick ihr folgen lassen, wendet da und dort sich ein Jungbub oder späht aus einer Haustür ein Mädchen hinter ihr drein. Die Violanta kommt mit dem schweren Kübel auf dem Kopf geschritten, die eine Hand in die Hüfte gestemmt, die andre am Kesselrand, gerade auf, die Arme nackt und weiß wie das Leinen ihrer kurzen Hemdärmel; fest und doch leicht schreitet sie daher. „Die könnte eine Bündnerin sein,“ sagen die von Oberalpen, weil in Bünden die großen adligen Weiber gehen.

Auf dem Gang vom Brunnen zum Nagerhaus sieht auch die Rennerin zuerst die Violanta, die Rennerin, die seit Wochen eine Witfrau ist und dem Nagerhaus gegenüber wohnt. Sie ist eine, die zum Müßiggang nicht Zeit und Lust hat, und doch zögert sie am Fenster, als ihr Blick auf das wassertragende Mädchen fällt. An demselben Abend,

als sie mit dem Adelrich, ihrem Sohn, und dem Dienstvolk beim Abendbrot sitzt, gibt sie dem Staunen Worte, daß die Nagerin eine so stattliche und schöne Magd hat.

Das Rennerhaus ist ein fürnehmes Bauernhaus. Schon die Haustür von schwerem eichenem Holz mit dem Bogenfenster knarrt unbäuerisch schwer wie ein Schloßtor in den Angeln. Hinter ihr liegt ein weißgetünchter mächtiger Flur, dessen Decke sich wölbt wie die eines Kreuzganges. Der Flur mündet in eine gebohnte eichene Treppe aus; die Türen der Stuben, zu denen diese emporführt, sind von dunkelgebeiztem Holz, und ihrer Griffe gelbes Messing schimmert blank wie Gold. Die Stube, wo an zusammengeschobenen langen, weißgescheuerten Tischen die Rennerin und der Adelrich mit Knechten und Mägden die Mahlzeiten einnehmen, ist ein großer, vielfenstriger Raum. Seine Wände sind zur unteren Hälfte mit grauem Getäfel verschlagen, zur oberen kahl und weißgetüncht, ebenso kahl-weiß ist die lange Decke, so daß die Stube fast unwohnlich leer erscheint. Dennoch ist etwas wie Traulichkeit an ihr; es mag in ihrer Sauberkeit liegen; auch hat der Gültsteinofen, der protzig und breit von der einen Wand in die Stube hinaussteht, ein Verdienst um diese Traulichkeit; er schafft aus dem langen Raum zwei kleinere, behaglichere Teile. Zu Häupten des Eßtisches hat bis vor kurzem der Ratsherr, der Renner, gesessen, der größte Bauer zu Oberalpen und weit hinab ins Land, dem die weiten Alpen am Gurschen gehörten, der alljährlich die großen Märkte im Welschen, in Bünden und im Lande selber mit

ganzen Herden befuhr, der die einzige Käserei im Oberland betrieb und seine Ware nach allen Weltteilen versandte. Viele haben wissen wollen, der Renner hätte übervolle Geldtruhen, doch hat es andre gegeben, die zweifelnd die Köpfe schüttelten: „Sein Gewerb ist zu kostspielig; zu viel Volk hat er im Dienst."

Der Renner ist tot. Sein Erbe ist der Adelrich, der der Mutter gegenüber am oberen Ende des Eßtisches hockt. Der Platz zu Häupten ist leer. Ein Lehnstuhl steht dort, dem Renner seiner; ein schweigendes Uebereinkommen zwischen Mutter und Sohn fügt, daß der Stuhl leer bleibt; keines von den beiden will sich zum Regenten über das andre aufwerfen. Die Knechte und Mägde weiter unten am Tisch sind um kein Haar weniger zahm und gehorsam, seit der Platz am Tischende leer ist; die zwei, die ihre Reihen schließen, sind wortkarge, ernsthafte Menschen, vor denen Respekt haben leicht ist. Der Adelrich ist ein langer, hagerer Mann, lauter Haut und Knochen, aber mit Gliedern zäh wie Waldholzfasern. Er hat ein schmales Gesicht, dessen Haut faltig ist, weil das Fleisch darunter fehlt. Eine große Nase springt daraus hervor. Kleine braune Augen lugen scharf an dieser Nase vorbei; über dem schmal geschlossenen Mund, der selten lacht, steht weißer, seidenweicher Haarflaum; sonst ist das ganze Gesicht glatt. Der Adelrich ist nicht mehr jung, über die dreißig hinaus und immer noch ledig; er ist keiner, nach dem die Mädchen groß ausschauen; auch hat er sich nicht Zeit genommen, selber nach ihnen sich umzusehen; ein Werkzeug in

des Vaters Hand ist er gewesen von jung auf, immer ein brauchbares, festes Schaffeisen; viel andres als Arbeit hat er nie begehrt. Den Rahm vom Leben, das Vergnügtsein, hat immer der Jüngere, der Marianus, abgenommen; der hat gearbeitet, was ihm gerade gefiel, immer das Leichte und Schöne, der hat auf keinem Tanzboden und an keinem Dorffest gefehlt, der hat sich Zeit genommen, beim Militär die Offiziersschule durchzumachen; der Adelrich hat gerade lang genug zu Hause gefehlt gehabt, als er seine Rekrutenzeit abgedient hatte. Nun der Vater tot ist, arbeitet der Adelrich weiter; nichts hat sich geändert im Gang des Heimwesens. Er ist keiner, der neue Wege sucht, seine Art ist nicht, weit zu denken und groß zu planen; die gerade Treue ist der Kern seines Wesens. Und den hat er mit der Mutter gemein, die mit ihm am Tisch und in der Regierung des Hausstandes an gleicher Stelle sitzt. Die Rennerin ist eine häßliche Frau. Ihr Wuchs reicht nicht ganz an den ihres Buben heran, aber hager ist auch sie. Ihr Gesicht ist bleich, wenige tiefeinschneidende Falten furchen die Haut, von denen zwei wie Messerschnitte dem Munde zulaufen und den Zügen einen vergrämten Ausdruck geben. Die Stirn ist niedrig, das kurze, dünne, braungraue Haupthaar ist schwer am Hinterkopfe festzuhalten, oft fällt eine der rauhen Strähne wirr und unordentlich in die Stirn. Die Frau blickt aus grauen, rotgeränderten Augen, die wie von einem Tränenschleier trüb sind. Die Rennerin hat auf dem steifen Nacken Berglasten menschlicher Sorge getragen. Einen Bruder und eine Schwester hat sie viele Jahre

im Hause gehabt, der Bruder ist am Leibe, die Schwester am Geiste siech gewesen; der Bruder hat ein grauenhaftes Gebresten an sich getragen, vor dem jeden andern ekelte, die Rennerin hat ihn mit schweigender Treue gepflegt, bis der Tod ihn spät erlöst hat. Und so hat sie für die Irre gesorgt, die wie ein Kind war, das nicht gehen und stehen, nicht essen und reden kann. Die Kranken sind ihr geblieben bis ins letztvergangene Jahr. Inzwischen sind ihr im Laufe der Jahre vier blühende Kinder genommen worden, hat ihr die Laue (Lawine) den Vater, einen starken und treuen Alten, getötet und ist der Marianus, ihr Jüngster, ihr Liebling, zum Lump erwachsen. Und dennoch ist die Rennerin ein aufrechtes Weib geblieben; nur mehr ins Haus hat sie sich noch zurückgezogen, so, als hätte sie Scheu vor den andern Menschen, und darum wundert sich auch der Adelrich, ihr Sohn, daß sie sich die Mühe und Zeit genommen, der neuen Magd aus der Nachbarschaft nachzusehen, wundert sich, daß sie, die Wortkarge, Insichgekehrte, Worte an jene verliert. ‚Eine Besondere muß das sein, die Magd,‘ denkt der Adelrich Renner bei sich.

Es ist sonderbar, wie lange der Bruder des Marianus und die Violanta als Nachbarn leben, bis sie einander in den Weg kommen. Ein seltsamer Zufall führt sie zusammen, nicht wo es sein sollte, daß sie täglich dicht aneinander vorüber müßten, sondern ganz außerhalb des Dorfes, wo selten Leute hinkommen. Sonntag ist es; der Kreuzwirt ist dagewesen und hat die Nagerin zu einem Besuch bei der Tochter nach Anderhalden geholt. Die Violanta

weiß nicht, was sie mit dem Tag anfangen soll; weil er aber hell ist und seinen Sonnenschein über alle Berge gießt, läuft sie gegen Abend mit frohem Herzen hinaus und nach der Luft durstig, von der ein Zug wohltut wie ein Trunk Quellwasser. Bekanntschaft hat sie noch wenig zu Anderhalden, so läuft sie barhaupt in schlichtem schwarzem Rock zum Dorf hinaus, quer über die flachen Matten, einem Berghang zu, an dem wie ein verlorenes Büschel Haare auf einem Kahlkopf eine schwarze Schar hoher, hagerer Tannen steht. Zu den Tannen hinauf führt ein Fußsteig, dem geht sie nach. Der Hang liegt im Schatten; aber von ihm blickt sich's wohl in das Hochtal hinaus, das in der Sonne daliegt, als ob der Herrgott mit heimlichen Kerzen in jede Ecke zünde: Sieh, das ist schön, und das und das!

Am Bergrücken entlang fährt ein kühler Windatem, in den Tannenwipfeln ist ein kaum merkliches Regen und Neigen. Die Violanta steigt bergan; die Matte zur Linken unterhalb des Waldes wird immer grüner und dunkler, zur Rechten aber verläuft die unfruchtbarere Lehne in eine Steinwüste; hoch oben am Berg ist zerrissenes Felswerk; der Hang ist von den Trümmern besät, die die Stürme aus dem Bergturm gerissen haben; weiß schimmern die Bruchstellen in der Höhe. Die Violanta setzt ihren Weg, leise vor sich hinsummend, fort, da steht es rot in den Steinen ihr zur Rechten; die Bergerdbeeren sind reif. Gedankenlos tut sie ein paar Schritte hinüber und pflückt lässig ein paar Beeren; dann faßt sie ein halber Eifer; sie steigt in die Steinschrunde hinab, tiefer hinein in die Wüste, wo kleine

Wässerlein rinnen und zwischen Steinbrocken grüne Teppiche liegen. Ueber dem Suchen und Bücken vergißt sie die Zeit. Auf einmal fällt ihr ein, daß die Nagerin vor ihr zurück sein kann, wenn sie sich nicht auf den Heimweg macht. So sucht sie mit den Blicken den Weg, der weit drüben liegt, und hebt an, zurückzuklettern. Als sie dem Pfad wieder nahe ist, sieht sie einen Menschen über ihn herniedersteigen; und just, als sie den Weg erreicht, will jener vor ihr vorübergehen. Unwillkürlich verhalten beide die Schritte. Der Adelrich starrt der Violanta ins Gesicht. Es ist ihm wie angeworfen, daß der Nagerin ihre Magd vor ihm steht, aber er erschrickt ganz vor dem Weibe und seiner Schönheit.

„Nun," sagt die Violanta mit aufgeworfenem Kopf; in dem Wort liegt die ungeduldige Frage: gehst du voran oder soll ich?

Der Adelrich, der in braungelbem, schlechtsitzendem Sonntagsstaat steckt, schiebt den schwarzen Filz aus der Stirn, brummt etwas und steigt an ihr vorüber. Die Violanta folgt ihm, langsam, damit er voraus komme. Er nimmt auch anfänglich große Schritte, nach einer Weile aber, während welcher er mit auf die Brust hängendem Kopf bergab gestiegen ist, dreht er sich plötzlich um und läßt sie an sich herankommen.

„Na droben, wo du gestanden bist, hättest auch einen Stein an den Kopf bekommen können, Mädchen," sagt er, ihr ins Gesicht sehend. Sie dreht sich um und blickt an der Wand hinauf. „Ist es da steinschlägig?" fragt sie.

„Natürlich," murrt er zurück und setzt seinen Weg fort wie einer, der ausgerichtet hat, was ihm

aufgetragen ist. So stampfen sie hintereinander drein, gleichgültig, keines sich ums andre kümmernd. Das Maß ihrer Schritte ist aber dasselbe und bringt sie nicht weit auseinander, und als sie von dem Fußpfad in die breitere Straße hinaustreten, kommen sie unwillkürlich nebeneinander zu gehen; nur daß sie, indem eines am Rande zur Rechten, eines zur Linken geht, die ganze Breite der Straße zwischen sich legen.

„Du bist doch bei der Nagerin?" fragt da der Adelrich herüber.

„Ja," gibt sie zurück.

Nach einigen Schritten hebt er wieder an: „Wir sind dann Nachbarn, wir beide."

„Ich weiß," sagt sie trocken; sie hat ihn einmal flüchtig gesehen.

So, als brächen sie Holzstückchen knackend entzwei, hacken sie eine Unterhaltung zurecht im Weitergehen. Das letzte Wort ist ein „Gut Nacht" hier und ein „Gut Nacht" dort. Dann biegen sie von ihrem Straßenrand ab, ein jedes nach seiner Haustür zu, so steif, als triebe sie ein gemeinsames Uhrwerk!

V

Seit dem Sonntag, an dem die Violanta den Renner-Adelrich getroffen hat, wundert sie sich, daß sie ihn früher nie recht zu sehen bekommen, wundert sich darüber, weil sie ihn jetzt alle Augenblicke sieht. An der Haustür steht er oft und sagt ein kurzes, karges „Gut Tag", wenn sie zum Brunnen geht.

Auch von einem der Wohnstubenfenster sieht sie ihn manchmal herunter auf die Straße gaffen, wenn sie des Weges daherkommt. Begegnet sie ihm einmal außerhalb des Dorfes, so dreht der seltsame Mensch sich, kaum daß sie an ihm vorbei ist, um und sieht ihr nach; steif und hager wie eine Stange steht er am Straßenrand; ihren Wegweiser nennt ihn die Violanta heimlich lachend für sich, weil seine große Nase immer auf die Straße zeigt, auf der sie selber geht. Im Grunde jedoch gerät es ihr nicht recht, über den Renner zu lachen; der hat in seinem Aeußern zu viel von einem wackeren Menschen; daneben hört sie zu viel Gutes von ihm. Wenn die Nagerin auf ihn zu reden kommt, fliegt ihre Runzelwangen vor Eifer ein tiefes Rot an; sie wird nicht müde, zu rühmen, was der Renner-Adelrich für ein lauterer und arbeitsamer Mensch und wie schade es sei, daß so einer immer und immer noch und über alle Zeit hinaus ledig bleibe. Dabei weiß und fühlt die Violanta nicht, daß der Bäuerin ausdruckslose Augen heimlich an ihr haften, über ihre ganze Gestalt mit stummer Bewunderung spazierengehen, und wie es jener durch den Sinn fliegt: ‚Schad, daß du nicht besserer Leute Kind bist, Violanta Zureich!'

Das und noch vieles weiß die Violanta nicht. Der Adelrich gafft nicht nur; der macht sich auch Gedanken. Seine Mutter tritt einmal zu ihm ans Fenster, als er just der unten in der Straße vorüberschreitenden Violanta nachsieht. „Ein schönes Mädchen, Mutter, beim Eid," sagt er da mit einem tiefen Atemzug.

„Eine Schaffige ist sie auch, wie die Nagerin

sagt," meint seine Mutter, die mit dem Blick dem seinen folgt.

„Schade, daß —" beginnt der Adelrich in Gedanken.

„Daß sie gerade so eine Sippe haben muß," vollendet die Rennerin.

Damit gehen sie auseinander, sicher, daß alles ausgesprochen ist, was zu sagen gewesen.

Und der Adelrich macht sich dennoch Gedanken. Der Sommer geht. Der Herbst, ein schöner, kurztagiger, hinkt langsam nach. Dann kommt der Winter über Oberalpen. An seinem Anfang und seinem Ende stehen für die Violanta zwei Grabkreuze. An einer Lungenentzündung, die er sich an einem Sturmtage zu Winteranfang geholt, wird in wenigen Tagen des Zureich-Baschis, ihres Vaters, Zäheit zuschanden. Zwei Tropfen kommen der Violanta bei der Nachricht von seinem Tode in die Augen; eine Faser hat noch zwischen ihr und dem Alten gehalten, von dem sie sich erinnert, daß er ihr als Kind manchmal ein gutes Wort gegeben, und so macht sie sich zu seinem Begräbnis auf den Weg nach Intschi. Lange hält sie sich dort nicht auf. Vom Friedhof weg, an der Intschihütte vorbei, ohne der Mutter ein überflüssiges Wort zu geben, steigt sie zurück nach Oberalpen; dort atmet sie mit großen, gierigen Zügen, als hätte sie den Atem Stunden vorher verhalten. Eng ist ihr gewesen daheim; zu Oberalpen fällt alle Schwere von ihr ab. Jesus, wie da oben ein andres Leben ist!

Als der Föhn die Eiskrusten an den Felsen und auf den Straßen zu lösen beginnt, erreicht die

Violanta die zweite Todesnachricht. Da ist auch die Mutter gestorben! Eine ihrer Schwestern, die wohl seit einigen Wochen schon in der Intschihütte mag gesessen haben, teilt es ihr mit, vergißt zu schreiben, woran die Mutter krank gewesen, vergißt selbst zu berichten, daß sie sie inzwischen schon auf dem Steger Friedhof verscharrt haben. Freilich steht auch keine Aufforderung in dem Brief, zur Gräbt (Begräbnis) zu kommen. Die Violanta hält den schmutzigen Zettel in der Hand, steht einen Augenblick sinnend in der Küche, wo ihr der Briefträger den Fetzen gereicht hat; dann zerreißt sie das Papier und wirft die Stücke ins Feuer. An die Arbeit geht sie danach, als ob nichts geschehen wäre; kein Gedanke kommt ihr, jetzt zu Tal zu fahren; sie läßt nicht einmal der Nagerin gegenüber ein Wort fallen, das auf den Tod der Mutter Bezug hätte. Ihr Leben geht nachher in seiner glatten Bahn, vielleicht ist ihr noch leichter und froher zumut seither, weil nun nichts mehr da ist, was zu ihr gehört; die Schwestern gehen ihre eignen Wege und kümmern sich so wenig um sie, wie sie sich um jene kümmert.

Den Winter löst ein früher Frühling ab. Die ältesten Leute können sich nicht erinnern, daß die Sonne so früh allen Schnee von den Matten genommen und das Grünen überall angehoben hat. Die von Oberalpen bauen ihre Wiesen; auf der weiten Hochtalebene wimmeln wie schwarze Punkte die Bauern, die über ihre Matten schreiten. Die Nagerin hat im Stall ihres Landpächters eine eigne Kuh stehen und hat von ihrem Besitz eine kleine,

schöne Matte nahe am Dorf sich vorbehalten. Dort werkt seit einigen Tagen die Violanta. Die Matte liegt an der Straße, wo diese aus dem Dorfe und nordwärts über Berg führt. Der Dünger liegt in schwarzen Haufen auf das saftgrüne Land geworfen. Mit der Gabel schreitet das Mädchen von Haufen zu Haufen und zerbreitet sie. Auf den angrenzenden Grundstücken arbeiten Männer und Weiber in Scharen; die Violanta ist allein, aber die Arbeit geht ihr von der Hand; die Art, wie sie Schlag auf Schlag die Gabel handhabt, wie die aufrechte Gestalt sich neigt und wiederum zur ganzen Höhe sich aufrichtet, gibt ein Bild, das selten in den frischen Lenztag hineinpaßt. Sie hat das Kleid hochgeschürzt, die schweren Schuhe stampfen den Boden, Brust und Arme dehnen das dünne Gewebe der zertragenen Kleider. Eine ganze Weile hat sie gegen das Innere der Matte schreitend gearbeitet. Als sie sich um- und der Straße zuwendet, steht drüben am Holzhag, die Arme breit auf die oberste Latte gelegt, den Oberkörper herein in das Land gebeugt, der Renner-Adelrich und schaut sie an. Er nickt, als ihr Blick dem seinen begegnet. Gemächlich zieht er die Pfeife aus der Hosentasche, stopft sie, streicht ein Streichholz an und steckt die Pfeife in den einen Mundwinkel. Als sie brennt, setzt er den rechten Fuß auf eine Haglatte und richtet sich ein, als ob er zu übernachten gedenke. Es geht dem Abend zu. Die Wolken, die im Föhn hoch über das Grüntal segeln, leuchten in brennendem Rot. Die Violanta arbeitet weiter, ihr Weg führt sie gegen die Straße heran.

„Guten Abend," sagt der Adelrich, als sie in Hörweite ist, und sie gibt ihm den Gruß laut, mit einem freien Lachen zurück.

„Schaffst?" sagt der Adelrich, als sie noch näher kommt.

„Wie Ihr seht," ist ihre Antwort. Darauf hebt er von den Wetter- und andern Aussichten zu reden an und hält sie mit seinem Gespräch bei sich fest. Sie läßt sich auch aufhalten, stützt sich auf die Gabel und steht ihm eine Weile Rede. Er hat nichts Verlegenes an sich; aber sowenig kann er sich verstellen, daß Violanta ihm vom Gesichte ablesen kann, wie sie ihm gefällt.

„Dir sind auch Vater und Mutter gestorben den Winter, gelt?" wechselt er plötzlich die Alltagsreden, die sie vorher geführt haben. Auch da ist seine Art so gerade und unbeholfen, daß das Mädchen merken muß, wie wichtig ihm das ist, was er sagt.

„Ja, eben," nickt sie gleichgültig. Ob ihrer Wortkargheit gehen auch ihm einen Augenblick die Worte aus. „Aus der Intschihütte bist?" sagt er dann, als ob er es nicht längst wüßte. „Ja," antwortet sie abermals; ihre schwarzen Augen funkeln plötzlich feindselig, als ob sie fragen wollte: Willst mich daran erinnern, was mir anhängt? „Das ist kein gutes Zeugnis, gelt?" sagt sie dann mit herb verzogenem Mund und in einem Ton, der wie Glasknacken klingt.

„Warum?" sagt er, und in seinen braunen Augen ist ein warmer, mitleidiger Schein. Weil in dem Augenblicke an der Straße Leute vorüber-

gehen, neigt er sich noch näher über den Hag herein. Violanta zuckt zur Antwort auf sein Warum nur die Achseln und sticht die Gabel in den Boden, daß sie zittert.

Da macht er seine Frage wieder gut: „Es ist noch in manchem Haus nicht alles sauber; nur — von einem weiß man's, vom andern nicht."

Violanta sieht unwillkürlich auf. Spielt er auf den Bruder an? Dann zwingt sie etwas, daß auch sie sich nicht verstellt und ausspricht, was ihr just auf die Zunge springt. „Ist Euer Bruder immer noch in Amerika?" fragt sie. Nur sie selber weiß, daß eine Art Frostgefühl durch ihren ganzen Körper geht, als sie es fragt; auch daß ihr Gesicht noch weißer ist als sonst, kann der Adelrich nicht merken.

„Hast du den — den Marianus gekannt?" fragt er dagegen.

„Von ihm reden habe ich hören," sagt sie langsam und sicher, worauf er sie bescheidet: „Ja, er ist noch in Amerika, der Marianus."

Violanta wendet sich ihrer Arbeit wieder zu. Der Adelrich wankt und weicht nicht, noch immer wirft er dann und wann in trockener Art ein Wort hin, wann sie ihm nahekommt. „Nächsten Sonntag tanzen die Schützen," sagt er jetzt; es tönt, als hätte er dazu einen besonderen Anlauf genommen. Violanta ist im Begriff, von ihm hinwegzuschreiten, aber sie blickt noch über die Schulter zurück. „Ja," sagt sie gleichgültig.

„Gehst auch?" fragt Adelrich.

„Zum Tanz? Wollte wissen mit wem?" Als sie das fragt, meint sie, daß er im Begriff steht,

ihr seine Begleitschaft anzutragen. Aber er sagt: „Zum Tanz geh' ich nicht." Dann blickt er einmal die Straße hinauf und einmal hinab, und als er sie just leer sieht, winkt er der Violanta auf einmal ernsthaft zu: „Los'!"[1])

Als sie näherkommt und unwillkürlich den Arm auf den Mattenhang stützt, legt er seine Hand darauf. „Zum Tanz geh' ich nicht," wiederholt er, „da bin ich zu alt. Aber allein etwas mit dir zu reden hätte ich einmal."

„Mit mir?" sagt Violanta und löst den Arm vom Holzhag. Halb liegt in der Art, wie sie den Kopf im Nacken hält, eine Zurückweisung, halb schaut sie plötzlich so in Gedanken verloren ins Leere, daß leicht zu erkennen ist, wie es hinter ihrer geraden Stirn arbeitet.

„Vielleicht gehst am Sonntagabend wieder gegen den Gurschenwald hinauf; dort will ich warten," fährt der Renner unbeirrt fort. Da dreht sich die Violanta ab, der Kopf beugt sich, der Blick starrt den Boden an, und es ist seltsam zu sehen, wie ein brennendes Rot ihr langsam über Nacken, Wangen und Stirn quillt.

„Meinst, willst kommen?" fragt der Renner noch einmal. Nun hebt das Mädchen das Gesicht, das einen gequälten Ausdruck trägt. „Ihr werdet es ja dann sehen, ob ich da bin," sagt sie und geht davon. Die Gabel schlenkernd, beginnt sie die Arbeit ganz am andern Saum der Matte wieder. Der Adelrich verläßt langsam seinen Standort und geht

---

[1]) Hör einmal.

in schwerfälligen Schritten dem Dorfe zu. Er hat den Kopf voller Gedanken, denn er hört nicht, wie da und dort ihn einer grüßt, und als am Dorfeingang ein Bauer ihn anruft und wieder anruft, fährt er wie ein Schlafwandler auf und hat sichtlich Mühe, sich zu besinnen, daß er einem Rede und Antwort stehen soll.

Violanta hat eine Weile gearbeitet, aber als sie den Renner nicht mehr sehen kann, wird ihr Werken langsam, lässig und hört ganz auf. Sie geht an die Hagstelle hinüber, die der Straße am fernsten ist. Die Arbeiter auf der Nachbarmatte haben Feierabend gemacht, die weite grüne Fläche ist leer. Eilig ziehen in der Höhe die Wolken und fahren fern über die Berge hin, die den Weg in die Schöllenenschlucht verschließen. Dort hinaus staunt die Violanta, der Busen hebt sich rascher unter dem Hemdlinnen, das erregte Atmen verrät sich in ihrer ganzen Haltung. Geschehen ist etwas, Violanta Zureich! Blind und taub müßte eines sein, wenn es nicht erriete, daß der Bauer, der Renner-Adelrich, vor dem ganz Oberalpen gleichsam den Hut zieht, Absichten hat, Absichten auf sie, das Zureichmädchen! Einen Augenblick dreht sich die Violanta dem Winde zu, der von Süden weht und gletscherkühl ist; sie mag ihn gern auf der Stirne fühlen. Also der Renner-Adelrich! Fragen wird er sie! Das Wesen des Adelrich läßt den Gedanken nicht aufkommen, daß er ihr nur schöntun könnte wie mancher andre; der ist zu ernst, zu alt und zu gerade dazu! Also zur Frau will er sie! Sie, die Violanta Zureich, die von zuunterst aus der Armut

heraufkommt. Eine Frau soll sie werden, eine achtbare!

Es ist, als schnelle eine Feder im Körper der Violanta, die starke Gestalt streckt sich mächtig, Muskel auf Muskel spannt sich. Das Glück, das ihr werden will, übermannt sie einen Augenblick! Es ist ihr, als sei sie auf Leitersprossen heraufgestiegen, herauf aus dem Dunkel an die Helle, aus der Helle ins warme Sonnenlicht, und nun, nun soll es hinaufgehen zur obersten Stufe, in den ganzen vollen Glanz des Tages hinauf, und — —

Aber der Marianus! Als käme eine Schlange über die Matte dahergekrochen, kommt der Gedanke gezüngelt. Violanta hat wieder das seltsame Empfinden eines plötzlichen körperlichen Frierens. Der Marianus!

Im Kopfe der Violanta beginnt eine Gedankenschlacht. Der Marianus! Ei, der ist weit, weit weg, der kommt nicht wieder! Und wenn er käme, heim darf er nicht mehr, hat sie sagen hören! Und käme er doch ins Haus, der wird gerne genug schweigen von dem, was er auf dem Gewissen hat!

Unter dem Streite der Gedanken reckt sich der Leib des Mädchens noch mehr, dann atmet sie ganz tief, wirft plötzlich die Gabel auf die Schulter und schreitet von der Matte hinweg und dorfzu.

Eine Stunde später steht die Violanta in der Stube der Nagerin und vor dieser, die in ihrem Lehnstuhl hockt und die Augen groß aufmacht zu dem, was Violanta erzählt. Sie ist nicht erstaunt; sie fragt kein einzigesmal: Hast auch recht gesehen? oder: Bildest dir nicht etwas ein, was nicht ist?

Während ihr Blick auf Violanta ruht, sagt sie sich selber, daß es kein Wunder ist, wenn ein Mann, selbst ein Mann wie der Renner, die zum Weibe haben will. Zum erstenmal ist etwas wie Demut in der Haltung des Mädchens; mit leiserer Stimme sagt sie: „Nicht hinter Eurem Rücken will ich etwas tun, Frau, darum habe ich es Euch gesagt!“ Ein Lob formt sich schlecht auf ihren herben Lippen, so muß die Nagerin aus der fremden Weichheit ihres Tones heraushören, wie hoch sie in der Violanta Vertrauen und Achtung steht.

„Du bist eine, die Glück hat,“ sagt die Alte.

Da hebt die andre den Kopf wieder. „Was meinet Ihr,“ fragt sie laut und fest, „seine Mutter, ob die einverstanden ist?“

„Wenn sie es nicht ist, fragt er dich nicht,“ erwidert die Nagerin.

„Das ist, was ich selber denke.“

Die Nagerin schiebt eine der zitternden Hände aufs Knie vor und spielt mit den Fingern auf der schwarzen Stoffschürze. „Ja, ja,“ sagt sie nachdenklich. „Hast ihn aber auch gern?“ fragt sie dann plötzlich.

„Gern?“ Violanta stützt eine Hand auf die Tischplatte, und es geht wie Blitzen in ihren Augen. „Das Gernhaben, wie Ihr es meint,“ fährt sie fort, „habe ich nicht gelernt. Aber wenn einer, ein braver Mann, mich haben will, so will ich vor Gott schwören, daß ich ihm die Frau sein will, die er in mir sucht; und keinen Gedanken will ich haben, als was recht und zu seinem Nutzen und ihm zu Dank ist!“

Wieder hängen die Augen der Nagerin fast andächtig an der Magd. In der ihrem Wesen liegt eine Kraft, daß die Alte des Staunens nicht Herr wird; in Gedanken stellt sie die Violanta drüben ins Rennerhaus neben den Adelrich, den langen Menschen, dem die ehrliche Arbeit das Liebste im Leben ist, und das langsame Herz klopft ihr jung vor Gefallen an dem Paar. Es ist ihr, daß sie aufstehen und hinübergehen sollte, gleich jetzt, dem Adelrich und seiner Mutter zu sagen: Recht habt ihr, bei Gott; eine wie die wächst euch nicht alle Tage ins Haus hinein.

Da fährt ihr die Violanta mit den ruhigen Worten in die Gedanken: „Ja, an die Arbeit muß ich, denk' wohl wieder; lange genug habe ich Euch vorgeschwatzt." Damit wendet sie sich der Tür zu. Auf der Schwelle dreht sie sich. „So werde ich gehen am Sonntag," sagt sie; halb ist es eine Frage.

„Und sicher," sagt die Nagerin, „und Glück wünsche ich dir auch."

VI

Unterhalb des Gurschenwaldes stehen Violanta und der Renner-Adelrich. Gerade eben ist das Mädchen über den Fußsteig heraufgekommen. Der Adelrich hat sie erwartet. Er hat seine besten rauhhaarigen Kleider an, sieht darin ganz stattlich aus; die Violanta geht in ihrem schwarzen Kleid, an dem von oben bis unten kein Band und keine Zier ist,

gegen das nur der Hals und die Handgelenke noch viel scheiniger weiß abstechen als von anderm Gewand. Unter den Augen hat Violanta dunkle Ringe, sie hat ein paar schlechte Nächte hinter sich. So ganz glatt ist der Entschluß, der sie herbringt, doch nicht fest geworden; der Marianus ist auch ein paarmal gekommen des Nachts und hat sie schrecken wollen; aber eine Schwache ist sie nicht und weiß, was sie will. Eine angesehene Bäuerin will sie werden, vor der die Leute Respekt haben sollen! Die Brust schwillt ihr von Zukunftshoffnungen; nun steht sie am Eingang des Weges zu dieser Zukunft, tapfer, ohne die leiseste Furcht, fast fröhlich. Sie sieht den Adelrich an wie einen guten Kameraden, gerade in die Augen, ohne Erröten, als das „Gut Tag" zwischen ihnen hin und wieder geht.

Der Tag hat einen Werktagsrock an, obwohl es Sonntag ist. Nebel hangen über alle Berge herein. An die Gurschenwaldtannenspitzen sind sie gespießt, von dorther kommt manchmal ein feines Stäuben kalten, nässenden Regens.

„So, bist da?" sagt der Adelrich, dann räuspert er sich, steckt die Hände in die Hosentaschen, lehnt sich an den Hag, der die Matte nach dem Weg zu grenzt. „Ein wenig — fast — erraten wirst schon können, was ich — warum, daß ich dich habe kommen heißen."

„Ja, das schon," sagt Violanta ganz offen.

„Und?" fragt er da, als sei ihm nun alle weitere Rede erspart.

„Was sagt Eure Mutter?"

„Komm mit zu ihr, so kannst es selber hören: Du bist ihr so recht wie mir."

Ein paar Schritte tut Violanta bergan, den Kopf gesenkt, als hätte sie noch einmal zu überdenken, was sie sagen will. Dann kommt sie zurück. „Ich muß es Euch noch einmal sagen," beginnt sie, „ich bin aus der Intschihütte."

„Das hat mir zu Anfang Bedenken gemacht, jetzt nicht mehr," sagt der Adelrich ehrlich.

„Die darin gewohnt haben," fährt sie unbeirrt fort, „sind immer verrufen gewesen. Wenn es Euch einmal reuen würde, daß Ihr eine genommen habt, von der die Leute spöttisch hinreden: Bah, nur so eine ist sie!"

„Von dir tun sie das nicht," sagt er ernsthaft. Das Zeugnis tut ihr so wohl, daß ein Sturm von Freude in ihr aufspringt. „Ist es Euch ernst?" fragt sie noch einmal.

„Bei Gott ist es mir ernst, Mädchen," gibt der Adelrich zurück, dabei hebt er zaghaft und linkisch die Hand und sucht nach der ihren. Violanta aber kommt ihm mit der Rechten entgegen; sie legt sie fest in die seine. Als er ihren Druck fühlt, spannen sich seine Finger, eine andre als die starke Violanta könnte es schmerzen, wie er sie zudrückt; was sie nachher nie aussprechen, was sie vielleicht selber nicht klar fühlen, das ahnt doch jedes, daß sie sonderbar füreinander geschaffen sind. Sie lösen ihre Hände bald wieder. Es ist nicht der Platz, und sie sind nicht die Leute, verliebt zu tun. „Komm heute abend zu uns herüber," sagt Adelrich, „da können wir alles besprechen." Damit machen sie sich auf den Heim-

weg. Und wie am Tag ihres ersten Zusammentreffens gehen sie langsam dahin, eines diesseits, eines jenseits der Straße.

„Lang warten möchte ich schon nicht mit der Hochzeit," spricht der Adelrich einmal herüber.

„Mir ist es recht," gibt Violanta lächelnd zurück; „nur eine Magd muß meine Frau zuerst haben."

Dann fällt wieder Schweigen zwischen sie. Durch den grauen Himmel bricht ein leiser Glanz; tief hinten muß irgendwo die Sonne stehen. Es liegt ein heimliches Licht, von dem man nicht weiß, woher es kommt, über ihrer feuchten Straße. Langsam schreiten die zwei großen Menschen und mit vornübergebeugten Köpfen dahin. Kurz vor dem Dorfe blickt Violanta noch einmal auf. Unwillkürlich verhält sie den Schritt bei dem, was sie sagt. „Euer Bruder, der Marianus, was wird der dazu sagen? Er ist einer, der — ein Offizier — eine reichere Schwägerin würde ihm vielleicht besser gefallen."

Adelrich kommt über die Breite der Straße zu ihr herüber geschritten und tritt vor sie hin, so daß sie beide stillstehen müssen.

„Das muß ich dir noch sagen," hebt er mit gedämpfter Stimme an, „von dem Marianus wird daheim und vor der Mutter nicht viel gesprochen. Einmal, wenn wir verheiratet sind, sage ich dir alles! Jetzt — ich rede nicht gern über andre, am allerwenigsten über den Bruder — er hat viel auf dem Gewissen. Er kommt wohl nicht mehr ins Land, er wird sich schon hüten. Aber — einmal, wenn wir allein sind — erzähle ich dir schon alles."

Sein Gesicht trägt einen versteckten Ausdruck von

Kummer; er nickt mit dem Kopfe, während er spricht, so daß jedes Wort mit schmerzlichem Nachdruck hervorgestoßen scheint. Dabei kann Violanta fühlen, wie er ihr schon Vertrauen schenkt, als hätte er sie in langen Jahren erprobt. Ihr Herz fängt zu klopfen an, einen Augenblick lang ist ihr, als sollte sie die Hand auf die seine legen und sagen: Ich habe dir auch noch etwas zu beichten, du. Dann aber blitzt die Furcht in ihr auf: Und wenn er dich dann nicht mehr haben wollte! So begräbt sie in derselben Stunde wieder, was längst begraben gewesen und was — so will sie es — nicht mehr wach zu werden braucht.

Der Adelrich hat sich umgewendet; sie heben beide an weiterzugehen, er schreitet jetzt dicht an ihrer Seite. So gelangen sie ins Dorf und zu den zwei Häusern, wo sie wohnen. Durch Spießruten neugieriger Blicke sind sie gegangen — jetzt, da sie am Rennerhaus stehen, um sich Ade zu sagen, drehen sich alle Vorübergehenden nach ihnen um, und aus den Fenstern der Nachbarhäuser sehen die Köpfe der Gaffer.

„Weißt was," sagt Adelrich, „könntest wohl noch schnell mit zur Mutter heraufkommen."

Violanta nickt nur. Da nimmt er vor den Augen derer, die zusehen, ihre Hand und führt sie ins Haus, und führt sie so durch den schönen gewölbten Flur, über die Treppe hinauf nach der Stube, wo die Rennerin lesend über einem Kalender sitzt. Die große Stube ist leer; das Dienstvolk streicht an Sonntagen auswärts herum. Die Rennerin hat eine Brille an und hält den Kopf tief auf das Buch

gesenkt, die weiße Kopfhaut schimmert durch das dünne schlichte Haar, die eine rauhe Strähne über der Stirn hängt ihr ins Gesicht herab. Sie scheint nicht daran zu denken, wer eintreten möchte. Erst als sie das Doppelschreiten fester Füße von der Schwelle her hört und im selben Augenblick der Adelrich sein lautes „Mutter!“ sagt, blickt sie auf und steht rasch auf. Etwas wie Staunen malt sich in ihren Zügen, aber dann fliegt ein breites Lachen flüchtig darüber, sie nimmt die Brille ab, ihre trüben Augen blicken die Violanta herzlich an. „So schnell habe ich nicht gemeint, daß es ginge,“ sagt sie. Dann tritt sie hinter dem Tisch hervor und streckt dem Mädchen die Hand hin. Sie machen nicht viel Worte. „Sie hat ja gesagt, Mutter,“ sagt Adelrich einfach.

„Sei auch willkommen,“ sagt die Rennerin zur Violanta, dann heißt sie sich setzen, und die andern lassen sich nieder bei ihr. Ernsthafte Dinge beginnen sie zu besprechen, wie der Haushalt ist und was das Geschäftswesen erfordert; offen, wenn auch ihr Vertrauen noch mehr sparend als der Adelrich, spricht auch die Rennerin. Violanta sitzt geradeauf am Tisch, hat die Arme auf die Platte gelegt und horcht aufmerksam zu. Zuweilen klingt ihre feste Stimme in das Gespräch der andern; was sie sagt, ist just so klar und stark wie die Stimme.

Als Violanta geraume Zeit später das Haus verläßt, ist ihr Schritt leicht; ihrer Lebtag ist sie noch nie so frei ausgeschritten. Das Herz schlägt ihr, wenn sie an das Haus denkt, in das sie kommen soll, an die Rennerin, die gerade, angesehene, an

den Bauern, der ihr Mann werden wird! Sie trägt die Brust voll hoher und froher Vorsätze mit fort und fühlt sich stark und jung.

Froh und stark und jung fühlt die Violanta sich ihre ganze Brautschaft hindurch. Im Dorf hebt ein Sturm von Staunen und Wundern und Neiden an. Haben schon vorher viele die Augen alleweil an der Violanta hängen gehabt, so kann sie jetzt erst recht die Blicke aller fühlen, sobald sie sich im Freien zeigt. Sie weiß, wie sie hinter ihrem Rücken tuscheln und reden, weiß, daß sie nicht eitel Gutes sagen, aber das Flüstern ist ihr fast so behaglich wie ein trauliches Windraunen; während es dauert, drängt sich ihr die Brust hervor: zeigen wirst ihnen, was in dir steckt, Zureich-Violanta!

Als sie am Sonntag nach dem Verspruch zur Kirche geht, trägt sie einen Goldreif am Finger. An den Schwestern hat sie früher solchen Ringschmuck gesehen; sie selber hat nie derartiges getragen; seit ihr Adelrich den ganz schweren, glatten Ring an den Finger gesteckt hat, glaubt sie ihn immer ansehen zu müssen. Die innerliche Freude drängt sie auch auf dem Kirchenweg mächtig vorwärts, so daß die Nagerin, die sie führt, einmal ganz unwirsch an ihr hinaufsieht und meint: „Du hast es aber einmal eilig heute!"

Kurz vor der Kirchentür holt der Adelrich die zwei Frauen ein; nun kann Violanta unter dem Staunen der Dörfler die letzten Schritte zwischen den zwei wackeren Menschen, der Nagerin und dem Adelrich, tun! Ihr ist wohl und sicher zumut. Ihre Augen leuchten, und als drinnen in der großen,

schönen Kirche der Klang der Glocken mächtiger und weihevoller noch als draußen schallt, zwingt sie etwas, zur Decke aufzublicken, und in ihr redet es heimlich: ,Du, du da oben im Himmel, ich danke dir!' Dabei sind, was der Violanta sonst nie geschieht, ihre Augen naß; das Glück macht sie weich.

Ihr Verhältnis zum Adelrich ist im Grunde ein seltsames. Sie sind nicht wie Liebesleute; Violanta hat keinen Gedanken daran, daß sie das sind. Sagte ihr einer, sie müßte den Adelrich liebhaben, so zum Fressen, wie das Jungvolk in dem Stand sonst liebt, sie würde ihm ins Gesicht lachen. Der Adelrich ist steif und unbeholfen und häßlich; es fällt ihr nicht ein, ihm auch nur die Arme um den Hals zu legen. Ihn umgekehrt scheint Scheu zu fassen, wenn er zärtlich werden möchte. Manchmal, wenn sie noch beisammensitzen und ernste Reden führen von dem, was die Zukunft bringen soll, streicht er ihr mit einer zittrigen Handbewegung schmeichelnd über den Arm oder die Hand, aber es ist ein Anfassen, wie man ein zerbrechliches Gefäß betastet, und er wird feuerrot dabei und sucht seine Verlegenheit hinter eifrigem Sprechen zu verbergen. Gut ist er wie selten einer, und seine Mutter hilft ihm in seinem Gutsein der Violanta gegenüber. Diese schmäht eines Tages mit einem herben Wort sich selbst und klagt, daß sie nichts in die Ehe mitzubringen hat. Da erklärt ihr Adelrich, wie wenig zum neuen Hausstand anzuschaffen sei, und die Rennerin tritt hinzu und kramt aus allerlei Kasten und Truhen eine Menge Dinge hervor: „Das brauche ich nicht mehr! Und das kannst haben!" Und nachher sitzen sie beisammen

und haben eine kurze fröhliche Stunde, während sie die Dinge durchberaten, die sie am nächsten Markttag noch ins Haus kaufen wollen. Als sie mit der Beratung zu Ende sind, meint der Adelrich: „Einmal sehen mußt doch, wie wir wohnen werden," und heißt die Violanta mit ihm nach den Schlafkammern steigen. Ueber eine weißgesandete Treppe steigen sie in das obere Stockwerk des Baues, vor dessen Größe dem Mädchen etwas wie Ehrfurcht ins Herz fährt. Die Türen, die hier auf den hölzernen Flur gehen, sind alle unbemalt, alt, alle sauber, wie alles im Rennerhaus. Adelrich öffnet eine von ihnen. Dahinter liegt eine niedere mächtige Stube. Zwei steife alte Bettstellen stehen darin, mit buntblumigen Bezügen. Buntblumig sind die kurzen Vorhänge an den Fenstern, und eine Zierborte von gleichem Stoff zieht sich um den Sockel eines grünen Kachelofens, der an der einen Wand steht. „Da schlafen wir," sagt Adelrich.

Sie stehen auf der Schwelle, keines tritt hinein, als hielte Scheu sie beide zurück. Mit vorgebeugten Leibern spähen sie hinein.

„Das ist aber schön," sagt Violanta mit engem Atem. Sie stehen ganz nahe beieinander, und da faßt es den Adelrich zum erstenmal, daß er den Arm eng um das Mädchen legt. „Gefällt es dir?" sagt er. Dann küßt er sie auf die Stirn; beide werden blutrot dabei, aber die Violanta lehnt sich an ihn und erträgt es, daß er den Arm nicht löst, während sie von der Stubenschwelle weg und einer andern Tür zugehen. Auch diese öffnet Adelrich, langsamer, wie mit einer heimlichen Andacht. „Da wohnt die

Mutter," erklärt er. Violanta sieht in eine Stube, die nur um weniges kleiner ist als die von vorhin. Auch sie enthält zwei Betten, aber über dem einen hängt ein hinter Glas gesteckter Grabkranz; in dem Bett hat der Ratsherr Renner gelegen. An den Fenstern, mit Ausnahme eines einzigen, sind die Läden geschlossen, so herrscht ein dämmeriges Licht in der Stube; das eine jedoch wirft seine Helle breit an eine Wand, an der ein Bild hängt, eine Photographie, in schmucken Rahmen gefaßt: der Marianus Renner als Offizier! Die Violanta hat sich langsam in der Stube umgesehen; als ihre Augen über das Bild gleiten, kann sie es nicht hindern, daß sie zusammenzuckt. Der Adelrich, der den Arm noch immer um sie gelegt hält, muß es merken, wie es ihr einen Ruck gibt. Aber er wähnt, daß sie sich von dem Bild abwende, um ihn nicht wissen zu lassen, was sie gesehen. „Da hängt er — ja — ja — da," sagt er still, „die Mutter will ihn nicht wegtun, er ist ihr halt immer noch der liebste."

Violanta ist wieder ganz ruhig, sie steht geradeauf. „Wenn das Bild anzusehen ihr weh tut," sagt sie mit fast harter Stimme, „so nimm du es weg; es ist manchmal gut, wenn man nachhilft, wo eines nicht selber herzhaft zugreifen darf."

Der Adelrich weiß nicht recht, was er darauf antworten soll. „Ja, ja," murmelt er, „das könnte ich ja — so — könnte ich." Damit wenden sie sich auch schon aus der Stube und andern Kammern zu. Als Violanta eine Viertelstunde später, von Adelrich geleitet, unten aus der Wohnstube tritt, um

heimzugehen, ist ihr zum erstenmal, als fiele in das wölbige Stiegenhaus, über das sie immer so froh und mit heimlichen Stolze steigt, ein Schatten.

VII

Nun ist es geschehen. Die Nagerin hat eine andre Magd, eine rechte, die die Violanta selber noch in ihre Pflichten eingeführt hat, wie es die Nagerin gern haben will. Die Violanta ist die Frau des Renner-Adelrich. Die von Oberalpen sind schon gewohnt daran; denn nun ist die Hochzeit schon ein paar gute Wochen vorbei. Eine einfache Hochzeit ist es gewesen. Frühmorgens zur Kirche, ein einfaches Mahl daheim in der großen Stube, mit wenigen Gästen und vielem Gesindevolk, und nachher eine Reise ins Talland, eine ganze drei Tage dauernde Reise bis zu einem Geschäftsfreund des Adelrich, der zu Zürich wohnt. Seitdem ist die Violanta heimisch geworden. Die ersten zwei Tage war sie still, sah da zu und dort zu, ließ die Rennerin gewähren und horchte, was diese ihr zu sagen hatte, dann war es, wie wenn plötzlich zwei kraftvolle Hände sich neu an den Wirbel eines Treibrads legen. Die Rennerin und der Adelrich sehen einander jetzt nach Wochen drei-, viermal des Tages mit staunendem Lächeln an: wie die junge Frau eingreift! Die Aermel aufgestülpt, in schlichtem Gewand, wie sie es immer getragen hat, geht die Violanta im Hause umher. In der Küche ist sie, im Keller, in den Stuben. Wenn es zu tun gibt, steigt sie

dem Adelrich nach in die Alphütten; auf dem Land geht sie den Knechten mit Gabel und Sense voran; wenn es not tut, nimmt sie die Brennte auf den Rücken und holt selber die Milch aus den Ställen, die kein andrer just zu holen Zeit hat. „Lasset mich machen, Mutter, gönnt Euch mehr Ruhe," das sind die Worte, die die Rennerin tagtäglich zu hören bekommt, und die Alte weiß selbst nicht, wie eine Last nach der andern ihr von den Schultern und der Jungen auf den Rücken gleitet. Dabei leuchtet der Violanta Gesicht, selbst eine leise Röte ist in ihren alabasterfarbenen Wangen um diese Zeit; wenn sie den Blicken ihres Mannes und denen seiner Mutter begegnet, lacht sie und wiegt sich im Gehen, und ihre ganze Gestalt schwillt von überschüssiger Kraft; ohne daß sie es sagt, ist ihr von den Lippen zu lesen: Viel mehr noch möchte ich schaffen, viel mehr noch kann ich! Die von Oberalpen haben gelernt, den Hut zu ziehen vor des Adelrich Renners Weib, nicht nur weil sie arbeitet wie zwei, sondern weil sie zu regieren weiß, als wäre sie ihrer Lebtag einem großen Haushalt vorgestanden. Und so gehen die Wochen und die Monate, und kein sichtbarer Schatten ist im Rennerhaus. Auch Violanta sieht keinen. Oder doch! Manchmal huscht etwas durch ihren hellen Tag, so flüchtig, daß sie nachher kaum weiß, daß es dagewesen. Was brauchen sie des Marianus Namen zu nennen! So selten seiner gedacht wird, manchmal erinnert doch ein Wort an ihn. Dann kann die Violanta nicht hindern, daß ihr der Herzschlag stockt und nachher um so stürmischer geht. Aber sie ficht die Erregung nieder, und es

gelingt ihr so rasch, daß, wenn es vorbei ist, keine Erinnerung daran sie lange stört.

Eines Tages kommt sie über den Adelrich, wie er in ihrer Schlafstube oben an einem kleinen Tische sitzt und Geld zählt. Es ist sonderbar, daß er das Geschäft da oben abtut, sein Schreibtisch steht sonst unten in einer an die Wohnstube grenzenden Kammer. Sie sieht auch, wie sein Gesicht bei ihrem Eintritt sich rötet; es ist ihm leicht anzumerken, daß er ein Geschäft tut, bei dem er allein sein will. Violanta geht einmal hin, einmal her. „Ist es dir lieber, daß ich gehe?" sagt sie dann.

„Nein, nein," unterbricht er sich hastig mitten im Zählen einer Silberrolle. Nach einer Weile fängt er an, das Geld fest zu verpacken, siegelt und kritzelt mit ungelenker Hand eine Adresse auf das Paket. Violanta hat indessen angehoben, die Stube aufzuräumen, sieht nicht nach ihm hin und erschrickt daher fast, als er plötzlich hinter ihr steht und ein: „Da, sieh!" sagt. Sie wirft einen Blick auf das Geldpaket, das er ihr hinstreckt. Es ist an ein Bankhaus gerichtet; sie liest die Adresse.

„Die schicken es an drei verschiedene Orte," sagt der Adelrich. Sein Gesicht trägt einen seltsamen Ausdruck, halb von Zorn, halb von Kummer. „Verpacken muß ich es immer heimlich, damit es die Mutter nicht sieht."

„Es geht den Marianus an?" fragt Violanta.

Der Adelrich dreht das Paket in der Hand. Es scheint ihn etwas zu würgen. „Ein Drittel ist für ein Mädchen im Bernbiet drüben, dem er das Kind erhalten muß," sagt er; „ein Drittel geht noch an

den Geldverleiher, der ihn einmal in den Fingern gehabt hat; das letzte Drittel schicken sie ihm hinüber nach Amerika."

Ein Unbehagen faßt Violanta, sie weiß nicht, wohin sie blicken soll. Sie beißt die Lippen zusammen und steht steif und doch unruhig da. Adelrich fährt fort, in Absätzen, zwischen denen zittrige Atemzüge liegen, zu sprechen: „Gerade eine Arbeit ist es, bis das alle Jahre aus dem Land heraus ist. Nachher erst kann man an sich denken und Gott danken, wenn für einen selber auch noch etwas übrigbleibt."

Er wendet sich mit seinem Paket gegen die Tür, kommt aber noch einmal zurück, als Violanta schon wieder nach dem Lappen gegriffen hat, mit dem sie just fegt.

„Das ist noch nicht das Schlimmste," sagt er, und seine hageren Züge zucken wie in einer mühsam zurückgehaltenen Angst, „aber weißt, Frau, an was ich immer denken muß?"

„An was?" fragt Violanta. Sie ist jetzt weiß wie das Sterben, aber sie hat sich gefaßt, steht kerzengerade da und sieht ihm fest ins Gesicht.

„Wenn er einmal heimkäme," fährt er leise fort, „und wollte sein Geld haben. Es steckt alles im Land. Wie sollte es einer herausbringen! Das Land gilt nichts in den schlechten Zeiten. Und er ist keiner, mit dem man verständig reden kann. Mit ihm zusammen wirtschaften, das ginge auch nicht. Weiß Gott, was da werden müßte! Der Vater ist ein braver Mann, ein Ehrenmann gewesen; aber da, Gott verzeih mir's, hat er schlecht gesorgt. Ich wollte der Mutter nicht verraten, was an uns kommen

könnte, wenn der Marianus will. Aber dir, Frau, du bist eine, der ich alles sagen kann."

Er ist ganz nahe an Violanta herangetreten, faßt ihre Hand und drückt sie, immer wieder schließt er die knochigen Finger fest um die ihren. Dann lachen seine braunen Augen sie an: „Bah," tröstet er sich selber, „man muß nicht immer ans Schlimmste denken!"

Violanta steht noch immer unbeweglich. „Du hast selber gesagt, daß er sich wohl hüten wird, heimzukommen," sagt sie mit lauter, fester Stimme. Sie weiß nicht, daß sie das sagen muß, weil sie selber es zu hören verlangt. Adelrich nimmt den Trost auf. „Hast recht," sagt er und wendet sich zum Gehen, „und jetzt will ich's forttragen, das Geld! Aus dem Haus, aus dem Sinn!" Damit schiebt er sich hinaus.

„Jetzt ist er einmal noch drüben in Amerika," ruft Violanta ihm mit einem erzwungenen Lachen nach. „Denk doch, nach Amerika schickst ihm Geld, und das ist weit."

Als sie nachher allein in der Stube ist, hält sie in der Arbeit plötzlich inne und sieht starr vor sich hin ins Leere. Es liegt ihr eine Last auf der Seele, vor dem Atem sitzt ihr's; mühsam und mit einem unterdrückten Aechzen schüttelt sie die Beklemmung ab und tut, was ihr zu tun bleibt.

Diesmal weicht der Schatten nicht so bald wie sonst. Ein paar Tage lang läuft Violanta herum, tut ihre Pflicht, stark und eifrig wie je, trägt aber ein heimliches Zagen in sich, daß einer von dem Marianus reden möchte. Dann aber, wiederum nach

Tagen, kommt etwas in ihr Leben, das jede Sorge verjagt. Dem Adelrich, dem Mann, hat sie in derselben Stube, in der sie von dem Bösen, von dem Marianus, gesprochen haben, das Gute zu sagen, das, daß er ein kleines Korbbett neben die zwei Bettstellen setzen soll. Adelrich wird glührot vor Freude und macht vor Freude ein dummes Gesicht und zittert und sieht sie immer an wie ein Wunder; dann läuft er ihr davon und sucht die Mutter und erzählt der unter Lachen, was er Neues weiß, lacht vorher, lacht nachher und hat doch ganz nasse Augen dabei.

Nun ist erst recht das Glück im Hause. Die Violanta ist wie losgelöst von aller Alltagsmüh. Sie geht so leicht hin und her als wie ein tanzendes Mädchen, und geht doch gesegneten Leibes. Sie singt und lacht und arbeitet für vier; und die Monate vergehen darob. Noch am Tag vor der Nacht, in der dem Adelrich sein Mägdlein, das Fini, zur Welt kommt, ist die Violanta bei der Arbeit wie jede andre im Haus. Zum Verwundern rasch ist sie auch wieder auf den Beinen nachher. „Das ist halt eine, die noch gesund ist," sagt die Rennerin von ihrer Schwiegertochter zu ein paar Weibern, die den Säugling anstaunen kommen.

„Das ist halt eine," kommt das Echo auch aus dem Mund des Adelrich; seine und seiner Mutter Blicke sind wieder hinter der Violanta her dabei; die helle Lust an ihr leuchtet darin.

Im Korbbett oben liegt das Fini, ein kleines, rundes, gesundes Ding mit zwei großen Augen. Die Augen, als sie im Laufe der Wochen bestimmtere

Farbe annehmen, sind weder die kohlschwarzen der Mutter, noch die dunkelbraunen des Vaters, sondern sind so hell und klar wie ein Bergwasser und sehen aus dunkeln Brauen und Wimpern. Die sorgenlose Zeit fließt weiter. Es ist, als schaute alltäglich durch all die vielen Fenster im Haus die Sonne, schaute herein, auch wenn draußen der Himmel voller Regenwolken hängt oder die ganze Welt von Schneestieben wirr ist. Das Fini lernt stehen und gehen und reden. Als es zwei Jahre alt ist, muß es das Korbbett oben einem andern kleinen Gast abtreten, dem Adel. Als man erst weiß, was aus dem werden will, liegt ein überall runder, brauner Krauskopf in dem sauberen Bett, mit ein paar Augen groß und braun und klug. Sein Vater, der Adelrich Renner, geht, was er früher nie getan hat, alle Sonntage nach dem Gottesdienst zu einem Schoppen ins Kreuzgasthaus, nur damit er sich dort sagen lassen kann, was er für ein Glück daheim hat; es tut wunderbar wohl, das von allen Seiten zu hören und zu wissen, daß es noch wahrer als wahr ist. Daneben geht die Arbeit ihren steten Gang, der Adelrich lernt selbst das böse Geld, das alle Jahre einmal fort muß, mit ruhiger Fröhlichkeit verpacken. „Gerne gönn' ich's ihm," sagt er zu Violanta, die stumm und flüchtig dazu nickt und sich anderm zuwendet.

Der Marianus gibt kein Lebenszeichen von sich; die Bank, die sein Geld besorgt, weiß, daß er lebt und wo er ist. Adelrich und sein Weib vergessen ihn das Jahr hindurch hundertmal über der Zufriedenheit, die an ihnen ist. Nur die Rennerin seufzt manchmal schwer, ganz selten entfährt ihr auch

ein Wort, wie: „Es ist ein Kreuz, ein eigen Kind in der weiten Welt zu haben und so wenig von ihm zu wissen wie jeder Wildfremde."

Der Adelrich blickt heiterer mit jedem neuen Jahr, und es sieht aus, als halte er sich aufrechter als früher und fühle sich sicherer. „Es fängt an zu tagen," sagt er zu seinem jungen Weibe; damit meint er, daß er schon zweimal kleine Summen zur Sparbank hat schicken können. Violanta streicht über die Häupter ihrer zwei Kinder, hält den Kopf hoch und hat strahlende Augen. Sie ist die Gesundheit selber, und wenn sie so die Hände auf den zwei Kinderköpfen liegen hat, ist eine unbeschreibliche Sicherheit, Ruhe und Kraft an ihr. An den zwei Kindern darf sie sich wohl freuen. Dem Fini, dem Mädchen, legt die Mutter das braune Haar in schlichten Zöpfen um den Kopf, und aus dem sauberen Gesichtlein schauen die bergbachklaren Augen. Der kleine Adel ist mit seinem dunkeln Kraushaar, dem tiefen Blick und der starken, hohen Stirn einer zum Malen.

So ist alles gut und schön und recht im Hause. Und nun geht es wieder gegen den Herbst. Das Geld für den Marianus ist fort; der Sommer ist schön und ertragreich gewesen. Des Adelrichs zufriedenes Lachen tönt alle Tage wie ein Glockenzeichen zur Freude durchs Haus. Nun steht der Handel noch vor der Tür, der immer ein schönes Geld ins Haus bringt: das Vieh, das zum Schlachten ausgeschieden wird, soll an den Mann gebracht werden. Eines Tages kommt der Händler aus dem Tal herauf nach Oberalpen gestiegen, mit

dem schon der Ratsherr Geschäfte gemacht und mit dem auch Adelrich regen Verkehr hat. Er ist ein breitschultriger, lauter Mensch mit einem roten, gedunsenen Gesicht, Händen wie Hämmern, aber ein ehrlicher Polterer. Adelrich steigt mit ihm nach den Gaden, die an der Ostlehne ob Oberalpen liegen, zuletzt hat er mit ihm in dem großen Stall zu tun, der an das Rennerhaus selber angebaut ist. Der Handel kommt zu einem guten Ende, und wie es so Sitte ist, nimmt Adelrich den Mann mit sich in die Wohnstube hinauf, wo die Violanta ihm Essen und Trinken vorsetzt. Der Händler ist ein Schwätzer, das Haus ist von seinem Reden und Lachen laut; das Fini und der kleine Adel, die in den Röcken der Mutter hängen, gaffen den Mann mit großen, ängstlichen Augen an. Die Sitte will, daß die Rennerin, die Violanta und der Adelrich ihm Gesellschaft leisten; sie sitzen mit ihm rund um das obere Ende eines der langen Tische, hören ihm zu und tun ihm beim Trinken ein paarmal Bescheid. Allerlei Neuigkeiten tischt er auf; er weiß bei jedem Bauern talauf und -ab Bescheid und schwatzt wie ein wandelndes Wochenblatt. Er hat eben eine lange Geschichte zum besten gegeben; nun holt er Atem, tut einen tüchtigen Zug von dem schweren Welschwein und steckt einen Bissen in den Mund. Noch kauend und schluckend, stößt er plötzlich ein: „Ja so, beim Eid, das hätte ich fast vergessen," heraus. Dann erzählt er: „Euern Bruder habe ich auch gesehen drüben im Bernbiet neulich, Renner."

Adelrich schneidet die Rinde an einem Käsestück, das er in Händen hält, weg; er hält die Ellbogen

breit auf den Tisch gestemmt; als der andre endet, fährt das Messer am Käse ab und hart am Finger vorbei ins Leere. „Meinen Bruder?" sagt er unwirsch. „Mein Bruder ist in Amerika, da werdet Ihr wohl einen andern für ihn angesehen haben."

„Für ihn angesehen?" lacht der Händler schallend auf. „Mit ihm gesprochen habe ich."

„So, so," sagt der Adelrich. Er steht auf, um den andern der Mutter zulieb zum Schweigen zu bringen. Aber die Rennerin beugt sich über den Tisch: „Den Marianus habt Ihr gesehen?" Sie spricht nicht hastig, aber es ist ihr anzumerken, wie ein Verlangen in ihr schreit und sie sich halten muß, um gleichgültig zu scheinen.

Violanta hat sich über die Kinder geneigt, die noch immer sich an sie drängen. Tief hinab beugt sie sich zu des Adel Gesichtlein, flüstert mit dem und tut, als schenkte sie dem Gespräch keine Aufmerksamkeit mehr. Keiner weiß, daß ihr Stirn und Wangen glühen; ihr Gesicht ist so bleich wie sonst.

Adelrich ruft von einem Schranke herüber, wo er sich zu schaffen gemacht, dem Gast ein Wort zu, das er sich mühsam ausgesonnen und das diesen aus seiner Unterhaltung mit der Bäuerin reißt. Er bringt es fertig, daß der Geschwätzige auf andre Dinge zu sprechen kommt. Dann findet er einen Vorwand, ihn, der den Teller von sich geschoben, aus der Stube zu bringen. Die Rennerin geht ihnen nach, als sie zusammen die Stube verlassen. Die Violanta hat sich erhoben, hoch und gefaßt wie sonst, sie hat die Kinder dem Fremden die Hand geben heißen und selber zwischen ihnen gestanden,

ruhig jenem Ade sagend. Nun fällt die Tür ins Schloß. Sie aber steht noch immer zwischen den zwei Kindern, deren Hände sie hält. In ihrem Gesicht ist kein Blut mehr, ihr Busen steigt und fällt in stoßweisem Atmen, ihre Augen starren mit einem wilden Blick ins Leere.

„Mutter, komm!" drängt der Adel weinerlich, nach ungeduldiger Kinder Art. Sie hört es nicht.

„Mutter," sagt das Fini und blickt ängstlich zu ihr auf. Der Ton des Kindes ist wie das Zirpen eines furchtsamen Vogels; es trifft die Violanta. Wie ein Ruck geht es durch ihren Leib. „Ja," sagt sie und schiebt die Kinder von sich, heißt sie spielen und hebt an, den Tisch abzuräumen.

„Was hast auch gehabt, Mutter?" fragt das Fini, die ein kluges, weichherziges Ding ist; ihre Augen streifen noch immer alle Augenblicke forschend und ängstlich der Mutter Gesicht.

„Warum?" fragt Violanta mit einem mühsamen Lächeln.

„So — so — Augen hast gemacht, Mutter!"

Da lacht sie lauter, klappert mit den Gläsern, bricht ein Stück Käs in zwei Krumen und „da, da" reicht es den Kindern. „Was werde ich andre Augen machen als sonst!" sagt sie.

VIII

Eine Wolke steht im westlichen Himmel von Oberalpen, eine Wolke in eitel blitzendem, scheinendem Blau. Ihre Ränder sind scharf wie der Bug eines

weißgestrichenen Schiffes, wo er ins klare Wasser taucht. Das Weiß ist so blendend, daß es zu brennen scheint; gegen ihre Mitte verdunkelt sich die Wolke, ihr Innerstes ist schwarz wie schwerer Qualm. Da und dort schaut ein Oberalpener den Himmel an: „Heute könnte es ein Wetter geben," meint er. Auf dem freien Platz vor dem Kreuzwirtshaus stehen zwei, davon murrt einer dem andern wie unter einem Unbehagen zu: „Da oben am Himmel hängt's wie Hagel."

„Hagel im Herbst," lacht der andre, aber auch er windet sich bei den Worten, als trüge er in der Schwüle schweißfeucht gewordenes Gewand.

Am Abend zerflattert die Wolke in Fetzen, die flüchtig mit dem Westwind über die östlichen Berge fahren, aber im Norden kracht es; über den Schöllenen ist der Himmel nachtschwarz, der Widerschein im Tal tobender Wetterschlachten zuckt daran. „Da unten geht es bös zu," sagen die von Oberalpen.

Die Violanta hat aus dem Fenster einer Bodenkammer, wo sie am Morgen Wäsche aufgehängt hat, die Wolke blitzen sehen; seltsam nah ist sie dagestanden, als sollten im nächsten Augenblick ihre Feuerspieße hervorzucken und durchs Fenster niederfahren. Die Violanta hat die Wolke wie eine Erscheinung angestarrt. Wie auf sie geworfen mit aller Macht ist der Vergleich seither in ihren Gedanken, daß auch in ihrem Leben eine Wolke steht. Aber als die am Himmel ohne Schaden zu tun zerflattert ist, steht die ihrige noch da, nur dunkler und schwerer geworden, wie alles dunkler und schwerer wird, wenn es dem Abend zugeht.

Der Adelrich kommt von der niederen Alpe, wo das Vieh jetzt weidet, heim an dem Abend. Ein paar Tage, seit der Viehhändler dagewesen, ist er brummig gewesen, schlecht aufgelegt. Heute bringt er seine ganze frohe Laune mit, scherzt und tollt mit den Kindern schon auf der Treppe und trägt eine laute Fröhlichkeit in die stille Stube hinein, wo die Rennerin über einem Nähzeug sitzt. Er legt Hut und Rock ab, die Kinder fahren ihm um die Beine; er neckt sie; sie schreien, einige Augenblicke herrscht ein tolles Treiben in der Stube. Endlich wirft der Bauer sich außer Atem in einen Stuhl am Tische, der schon die einfachen Bestecke für die Abendmahlzeit trägt. „Wo ist die Mutter?" fragt er die Kinder. „Holt die Mutter!" jagt er sie gleich darauf mit Lachen hinaus. Dann wendet er sich der Rennerin zu; der hat sich die schwarze Haube, die sie trägt, auf dem spärlichen Haar verschoben.

„Eure Haube will Euch fort, Mutter," sagt er, noch immer scherzend. Die Alte hat einen sinnenden Blick; schon geraume Zeit hat ihre Nadel geruht. Gedankenlos schiebt sie die Haube zurecht. Dann ist es einen Augenblick still in der Stube; Adelrich schenkt sich ein Glas Wein ein aus der Flasche, die auf dem Tische steht. „Durst habe ich," sagt er gleichsam entschuldigend; er ist kein Weintrinker sonst. Da sieht die Mutter ihn aus ihren trüben Augen an. „Du, Adi," sagt sie, „nachfragen sollte man dem Marianus doch einmal."

Der Adelrich ist mit einem Schlage ernst, er wendet sich seitwärts, legt dann einen Arm auf den

Tisch und läßt den Kopf nachdenklich vornüberhängen. „Nachfragen, Mutter?“ sagt er.

„Es könnte ja doch sein,“ fährt die Rennerin stockend fort, „ich meine halt — wenn einer viel studiert, fällt ihm manches ein — er könnte sich ja gebessert haben in — in Amerika drüben, und traut sich jetzt nicht heim.“

Adelrich hat ein Wort auf der Zunge: Der Marianus hat viel Zeit gehabt, sich zu bessern, er hat es nie getan! Aber er bringt es nicht über sich, von dem Bruder schlecht zu reden. „Ja, ja,“ gibt er zu, „nachfragen kann man ihm einmal.“ Seine Antwort klingt vielleicht nicht ganz so bereitwillig, wie die Rennerin erwartet. Aber sie kann nicht weitersprechen; das Trampeln schwerer Schuhe tönt unten im Hausflur. Eine Magd tritt mit einer Schüssel dampfender Suppe ein und stellt sie auf den Tisch; dann kommen, eins ums andre, die Knechte und Mägde hereingestampft. Jedes sagt einen kurzen Gruß, geht an den Tisch, rückt geräuschvoll einen Stuhl und läßt sich nieder. So bilden sich die Reihen zu beiden Seiten des Tisches, der Adelrich wendet sich um, und die Rennerin setzt sich ihm gegenüber. Seit er verheiratet ist, hat er den Platz zu Häupten des Tisches inne, noch aber sitzt er heute dort, wo sonst Violanta neben den Kindern ihren Sitz hat. Nun sagt er mit plötzlichem Einfall: „Heute muß einmal die Frau den Präsidenten machen.“ Seine gute Laune will zurückkommen, halb aber sind seine Worte ernst gemeint; denn er tut sich nie genug damit, sein Weib auf alle Art hochzuhalten. In dem Augenblick tritt die Violanta

ein, sie geht in schlichtem, dunkelm Kleid wie immer; wer genau hinsähe, möchte sie bleicher finden denn sonst, und um ihren Mund ist ein Zug herber, fast verbissener Festigkeit.

„Guten Abend," sagte sie, als sie, die Kinder an der Hand, sich dem Tische nähert.

„Guten Abend," antwortet ihr der Gruß des Gesindes. Es ist keine einzige leise oder zögernde Stimme dabei, vielmehr ist es, als springe ein Gruß dem andern rasch und begierig voraus; Violanta kann alle Tage merken, wie sie im Hause die Erste geworden ist. Sie tritt an Adelrich heran, dem sie mit einem „Guten Abend, du," die Hand auf die Schulter legt. „Nun," sagt sie dann, während die Kinder auf ihre Stühle klettern, erwartend, daß der Bauer ihr den Platz überlasse. Der nimmt ihr die Arme mit beiden festen Fäusten und drückt sie auf den Stuhl am oberen Tischende. „Präsidentin sollst jetzt einmal sein," sagt er mit Lachen. Sie sperrt sich ein wenig; ein leises Glimmen kommt in ihre Wangen, aber ihre Augen blitzen froh; dann setzt sie sich mit einem „Nun denn," zurecht, lacht den fröhlichen Gesichtern zu, die von unten her sich nach ihr wenden, legt dann die Hände zusammen und spricht das Tischgebet laut, mit klingender Stimme. Alsdann beginnt die Mahlzeit. Der kleine Adel und das Fini kichern und können sich nicht erholen vor Staunen, daß die Mutter so erhöht ist. Der Bauer aber meint ganz ernsthaft: „Immer solltest da oben sitzen, Frau."

„Die erste in der Arbeit, die erste am Tisch," spricht die Rennerin darein; sie ist keine, die Worte

macht. Auch diese Rede klingt ruhig, fast nüchtern, aber Violanta kann kein besseres Zeugnis haben für das, was sie gilt und geworden ist. Sie sitzt frei und lächelnd da; fast will ihr wieder leicht werden, wie in den ersten frohen Zeiten. „Euch selber rühmt Ihr, Mutter," sagt sie, „bei Euch bin ich in die Schule gegangen."

So liegt über dem Beginn der Mahlzeit für alle eine wundersame Behaglichkeit und Zufriedenheit. Die Löffel klappern, es wird nicht mehr gesprochen.

Da geht drüben die Tür auf. Die fleißigen Esser haben keine Schritte auf Treppe und Flur gehört. Mit einem Schlage stockt bei dem jähen Türaufgehen das Geräusch der Löffel. Ein Lachen kommt von der Tür her, ein eigentümlich widerlicher, klangloser Ton, fast wie das gehässige, heisere Kläffen eines Hundes.

„Du?" sagt die Rennerin. Die alte Frau ist weiß wie ein Linnen; sie ist aufgestanden, aber sie tut keinen Schritt näher zu dem, dem sie im ersten Augenblick hat entgegenfahren wollen.

Adelrich dreht sich um. Noch einmal tönt das seltsame Lachen, dann kommt der, der eingetreten ist, herüber an den Tisch. Er ist derselbe, der er immer gewesen ist, ein großer Mensch mit rassigen Gliedern. Die Hose, die er trägt, reicht kaum an die Schuhe, weil die schwellenden Muskeln der Waden und Oberschenkel sie nicht frei fallen lassen. Die Hose ist scheckig, verlottert. Verlottert ist der Rock, auf den Schultern und über den Rücken hinab ist der ehemals dunkle hellgebrannt von der

Sonne, verfärbt vom Regen. Ein schmutziger und zerrissener Hemdkragen schaut daraus hervor; der sehnige Hals und das Kinn sind noch immer schwarz von Bartstoppeln, aber der Schnurrbart ist gewachsen, ist stark und kohlschwarz. Die hellen Augen glimmen aus tiefen Höhlen, aus einem Gesicht, dessen Wetterfarbe nicht zu bleichen ist, aus dem nur das böse Leben Stücke gemeißelt hat, so daß überall die Knochen herausstehen, grob, knorrig.

„Da bin ich," sagt der Marianus. Mit dem einen Bein langt er rückwärts nach einem hinter ihm stehenden Stuhl und zieht ihn, mit dem Fuß einhakend, heran. Zwischen Adelrich und dem Platz der Violanta läßt er sich am Tische nieder, ohne Fragen, klotzig, als wäre er alle Tage zum Essen gekommen.

„Ich habe Hunger," sagt er, „gibt es noch etwas für mich?"

Die Violanta ist aufgestanden. Sie nimmt die leere Schüssel vom Tisch, geht in die Küche hinaus und bringt sie zurück mit Suppe für den Marianus. Fest setzt sie sie vor ihn hin auf den Tisch. Sie ist seltsam anzusehen, die Violanta. Ihre Kraft ist so groß, daß kein Nerv an ihr zittert, nun das an sie kommt, was wie eine Schlange langsam züngelnd an sie herangekrochen ist und dessen Giftbiß jeden Augenblick ihr ins Leben gehen kann. Nur ihre Nasenflügel öffnen sich weit, wie bei einem erschreckten Pferde. Als sie mit der schweren Schüssel über dem Kopf des Marianus steht, zuckt es ihr in den Armen. Sie fühlt es in sich, daß sie sich nicht vor ihm fürchtet; einen Augenblick zuckt es in ihr auf,

die Schüssel niederzustoßen auf seinen Schädel, gleich einem zertrümmernden Hammer, darum kracht es ganz, als sie sie statt dessen vor ihn auf den Tisch setzt. Marianus blickt auf und lacht wieder, dann macht er sich hungrig über die Suppe; die Violanta setzt sich auf ihren Platz neben ihn, weil sie das muß; während des Essens dreht er sich manchmal ihr zu, dann kichert er jedesmal in den Teller hinein, und jedesmal bäumt sich in der Violanta etwas auf, als müßte sie auffahren und ihn anschreien: „Aus meinem Hause, Teufel, du!" Das Gesinde hat es mit den Käs- und Brotbissen eilig, die den Rest ihrer Mahlzeit bilden. Jedes weiß, daß die oben am Tische allein bleiben müssen; so stampft eines nach dem andern willig hinaus. Die Rennerin richtet indessen manchmal eine Frage an den Marianus. „Woher kommst? Bist weit gegangen?" und dergleichen. Wenn sie spricht, läßt er das häßliche Kichern, er sieht sie auch nicht an, verdrossen, mürrisch steht er ihr Rede; es sieht aus, als habe er Scheu vor ihr.

Als die Knechte und Mägde hinaus sind, erhebt sich auch die Violanta. Sie ruft die Kinder, die verschüchtert den fremden Menschen anstarren. „Wünscht der Großmutter gute Nacht," sagt sie; da trippeln die zwei Kleinen zu dem verkümmerten Weibe hinüber, das sich über sie neigt und sie an sich drückt.

„Sie weint," sagt das kleine Fini, als es sich von ihr abwendet, „warum weint sie?" Niemand gibt Bescheid; die Rennerin hat freilich das Wasser in den trüben Augen stehen. Dann will das Mädchen

dem Marianus, vor dem sich der kleine Adel fürchtet, die Rechte hinstrecken, aber Violanta fährt mit ihrer starken Hand dazwischen, faßt das Kind und zieht es mit dem andern hinaus.

„Nacht, Dadi!" ruft unter der Tür der Adel und streckt dem Vater die Hand hin.

„Der Vater kommt zu euch," sagt Violanta laut; der Adelrich ist vernarrt in die Kinder, es ist kein Tag, daß er nicht vor dem Einschlafen an ihr Bett tritt.

Die Kleinen folgen willig der Mutter, die mit ihnen nach der großen Schlafstube hinaufsteigt. Sie plaudern und lachen; die Mutter gibt spärlichen Bescheid. Während sie die Kinder entkleidet, hört sie die Rennerin schweren Schrittes heraufkommen; die geht an der Tür vorüber, langsam, müde, nebenan tritt sie in ihre Schlafkammer. Der Violanta hämmern die Schläfen, ihre Gedanken jagen einander! Unten in der Stube sitzen die Brüder beieinander, was werden sie reden? Was wird der erzählen, der — der Lump? Sie weiß gar nicht, wie sie die Kinder zu Bett bringt, die jetzt in einer gemeinsamen großen Bettstatt, darinnen sie fast ertrinken, an der einen Wand liegen. Sie fährt auf, als die braunen, schönen Augen des Adel und die hellen der Fini an ihrem Gesichte hängen; aufs Beten warten die zwei. Da kniet sie nieder, faltet die Hände, und der Bub und das Mädchen legen die ungeschickten kleinen Finger zusammen. Die kleine Fini spricht das Gebet, schlicht:

„Vater unser, der du bist in den Himmeln!"

Violanta beißt die Zähne zusammen, es ist ihr,

als müßte sie schreien. Mit den Blicken verschlingt sie die zwei Kindergesichter in den rotgeblumten Kissen. Das Herz klopft ihr zum Zerspringen. Ihr gehören die da, ihr! Herrgott! Und nehmen werden sie sie wollen!

Da kommen Schritte die Treppe herauf, schwere. Der Adelrich muß es sein. Wird er — was will er —, wird er es wissen, das, was der — der Lump erzählen kann?

„Gut Nacht," sagt Violanta, beugt sich nieder und küßt die Kinder kurz, wild. Dann richtet sie sich auf, dreht sich der Tür zu; ihre Fäuste ballen sich. Es soll einer kommen! Wie eine Löwin bäumt sie sich auf vom Bett. Ihr gehören die zwei, ihr!

Dann geht die Tür, und der Adelrich kommt herein, ruhig, ein wenig bleich, ein wenig bekümmert, aber mit einem Ausdruck von Liebe im Gesicht, wie immer, wenn er um die Zeit zu Frau und Kindern eintritt. Die Violanta läßt die Arme sinken, es löst sich etwas in ihr; sie sieht ihn an, den Adelrich; arglos ist er wie immer. Scheinbar ruhig langt sie nach Kinderkleidern, die noch herumliegen, und fängt an, aufzuräumen. Adelrich tritt ans Bett und beugt sich zu den Kindern nieder; er spaßt mit ihnen, der Adel kichert, das Fini stößt einen kleinen Schrei aus.

„St!" macht die Mutter.

Da sagt der Adelrich ein lautes „Schlaft jetzt!" und tritt vom Bett weg. Er tritt hinter die Violanta.

„Er ist fort," flüstert er.

„Fort?" fragt sie, sich jäh nach ihm umwendend.

Unwillkürlich geht sie neben ihm bis zum Fenster, an das er tritt.

„Das ganze Geld, das der Händler dagelassen hat, hat's gekostet," sagt er darauf. Beide sehen zum Fenster hinaus, sehen aber nicht, was draußen ist. Der Himmel ist noch hell, von einem letzten blassen Widerschein der versunkenen Sonne übergossen. Aber in der Gasse unten dunkelt es schon. Ihre beiden Gesichter sind beschattet; so kann keines recht gewahren, wie düster das andre blickt.

„Sein Erbe hat er herausverlangt," flüstert Adelrich wieder, „ich habe es immer gedacht und gesagt, es wird dazu kommen. Für diesmal ist er zufriedengestellt, aber schwer Geld hat's gekostet."

Die Violanta schweigt. Einen Augenblick stehen sie Schulter an Schulter, in Gedanken versunken hinausblickend.

„Das ganze Geld muß ich wieder holen auf der Bank," sagt dann Adelrich. Dabei streift seine Hand unwillkürlich bei einer Bewegung, die er macht, die der Violanta; die Berührung jagt ein seltsames Empfinden durch beide. Die Hände verschlingen sich, die Finger pressen sich zusammen, ganz aufrecht stehen sie nebeneinander, der hagere, eckige Bauer und das stattliche Weib, sprechen nicht, starren nur voll Sinnens hinaus an den fernen Himmel hin, wo es dunkler und dunkler wird. Dabei wird der Druck ihrer Hände fast schmerzhaft, so fest umklammern sie sich, und sie brauchen nichts zu sagen; sie verstehen sich sonst: wir zwei halten zusammen!

„Der Mutter muß ich es jetzt sagen," unterbricht Adelrich ein langes Schweigen. Ihre Finger

lösen sich, und er geht, so sacht es sich auf schwerem Schuhwerk geht, aus der Stube.

„Mutter," hört ihn Violanta in der Nebenstube rufen. „Kommt herunter, Mutter." Dann geht eine Tür, und sie kann hören, wie die beiden über die Treppe hinuntersteigen. Es ist ganz still um sie jetzt, der leise Atem der zwei Kinder, die schon eingeschlafen sind, klingt in die Stube, die immer dunkler wird, sonst rührt sich nichts. Das Dämmerlicht und das leise Atmen kann schläfrig machen; Müdigkeit, freilich nicht Schlaf, fällt auch der Violanta in die Glieder. Sie läßt sich am Fenster in einen Stuhl nieder. Dann verfällt sie in Sinnen. Es ist kein ruhiges Ueberdenken, die Gedanken jagen und hasten. Sie, in der seit manchem Jahr alles klar und groß und ruhig gewesen ist, hat eine Unrast in sich, die selbst in den starken Körper ein Zittern bringt. Er wird wiederkommen, der Marianus! Der Adelrich hat es selber durchblicken lassen in seinen Worten. ‚Jetzt wankt alles das, was du dir aufgebaut hast, Violanta! Du hättest es nicht wagen sollen, hereinzukommen in das Haus! Stark hast du gemeint, bist du, und wirst Herr werden über alles, was aus der alten Zeit wiederkommen könnte. Hast in dir selber den Wurm vergessen, der an deiner Kraft frißt, daß du jetzt zitterst! Das Gewissen hast vergessen, Violanta!‘

Sie starrt aus dem Fenster. Im Talboden ist es Nacht, Schatten steigen auf; aus der Tiefe scheinen sie zu kommen, dorther, wo die Schöllenenschlucht ist und es talzu geht. So steigt der Schatten in deinem Leben auf, Violanta! Aus dem Pfuhl

der Intschihütte bist auf den Berg der Gutheit gestiegen, und jetzt langt's herauf mit Armen, die sich näher und näher recken, und will dich wieder in den Pfuhl zurückziehen.

Nein, bei Gott nicht! Das junge Weib fährt mit einem Ruck aus ihrer zusammengesunkenen Stellung auf, ihre Finger krallen sich zusammen, auch über die Stirn geht ein blitzähnliches, wildes Zucken. Das weiß sie: zurück geht sie nicht! Also sich wehren, sich wehren!

Wenn sie es dem Adelrich sagte! Der Gedanke ist ihr manchmal gekommen. Aber — zu spät ist es zum Beichten! Damals hätte sie es sagen sollen, als er sie zum Weibe verlangt hat. Und hat es nicht können.

Aufrecht und brav ist er, der Adelrich! Nicht mehr ansehen könnte er sie! Eine, die sich beschmutzt hat! Freilich, genommen hat er sie, trotzdem er gewußt hat, woher sie kam. Aber: „Nicht, wo du her bist, was du bist, frag' ich," hat er einmal gesagt. „Und du bist eine, vor der ich fröhlich den Hut ziehen darf!" Und jetzt soll sie ihm sagen, daß sie das nicht ist? Kein Gedanke daran! Es geht nicht mehr um ihr Glück allein, um die Kinder geht's, um ihn, ums ganze Haus! Schweigen muß sie darum! Wehren muß sie sich, wehren bis aufs Blut, daß nichts auskommt!

Wieder beißt sie die Zähne zusammen, wieder bäumt sie sich wie zum Kampfe auf. Da geht die Tür abermals sacht und sorglich zurück. Adelrich streckt den Kopf herein. „Wo bleibst auch?" fragt er halblaut, um die Kinder nicht zu stören.

„Ich habe nachdenken müssen," sagt die Violanta und steht auf. Er tritt völlig ein; kaum unterscheidet sie in der Dunkelheit seine linkische, hagere Gestalt; aber sie fühlt sich sicher, weil es dunkel ist.

„Komm jetzt," sagt er, an sie herantretend. Er schiebt sie mit liebevollem Stoß der Tür zu. Aber ehe sie diese erreicht, tritt er neben sie. Er legt den Arm um ihre Hüften, fast unbewußt lehnt sie sich an ihn. So treten sie auf die Schwelle.

„Du —" sagt da Violanta plötzlich atemlos und hält ihn zurück. Es ist ihr wie angeworfen: Jetzt mußt du es ihm sagen! Aber dann würgt es sie; die Kehle ist ihr verschnürt, der Herzschlag geht ihr so wild, daß sie zu ersticken meint.

„Was ist?" fragt Adelrich ahnungslos.

Da faßt sie sich und geht weiter, so daß er folgen muß.

„Eingefallen ist es mir," flüstert sie im Hinuntersteigen. „Er wird wiederkommen, der Marianus."

Er kommt nicht auf den Gedanken, daß sie etwas andres auf der Zunge gehabt haben könnte. „Er wird wiederkommen, sicher," sagt auch er. Sie seufzen beide tief aus dem Innersten herauf. Dann treten sie unten in die Stube.

IX

Ein Schatten ist im Leben der Violanta, bald so groß, daß keine Sonne daneben mehr Raum hat. Die blitzt nur manchmal darein, wenn sie die Kinder anschaut, wenn sie in die Gesichter der Rennerin

und des Adelrich blickt, aus denen ihr die Liebe entgegenleuchtet, oder wenn sie das Wesen der Knechte und Mägde beachtet, die vor ihr wie vor etwas Höherem sich ducken. Vielleicht ist es der gewaltige Aufwand an Kraft, dessen sie bedarf, um äußerlich ruhig zu scheinen, der sie noch über das hinaushebt, was sie früher war; eine stille Größe ist an ihr. Aber die Rennerin stößt den Adelrich an: „Was ist mit deiner Frau? Die überschafft sich, die übersorgt sich für uns alle. Siehst, wie sie hohle Augen hat, und weiß ist sie wie die frischgeweißte Wand im Hausgang!“

„Ja, ja,“ nickt der Adelrich und geht zur Violanta: „Langsam, langsam, Frau, du mußt nicht zu viel wollen, jetzt hast wieder eine Magd weniger und alles nimmst auf dich!“

„Laß mich, laß mich,“ antwortet sie mit sonderbar gepreßter Stimme, reckt die Arme und richtet sich selber auf: „Schaffen muß ich, sonst kann ich nicht leben!“

Damit läßt sie ihn stehen. Er aber sieht ihr nach; sein Blick ist heiß. ‚Wenn ich dich nicht hätte,‘ fährt es ihm durch den Sinn, ‚was du für eine bist, du!‘ So demütig und fest hängt er an ihr.

Heute ist ein Brief gekommen vom Marianus. Er sei das Herumstreichen satt! Geld will er haben, oder heim will er kommen! Den Winter über läuft er nicht auf den Straßen herum!

Der Brief macht nach dem Mittagbrot die Runde vom Adelrich zur Rennerin, von der zur Violanta. Die Rennerin stöhnt. „Laß ihn kommen,“ sagt sie

zum Sohne, der den Kopf auf der Brust hat und auf den Boden starrt, wie einer, der keinen Rat mehr weiß. Violanta steht auf, rasch, der Boden ächzt, so fest geht sie über die Dielen. Aus einem Wandschrank nimmt sie eine Schachtel, in der Geld klingelt. „Da," sagt sie, „das ist erspart vom Haushalt, schick ihm das."

„Für wie lange wird's gehen," sagt der Adelrich und wiegt den Kopf hin und her, wie das seine Art ist, wenn er Bedenken hat.

„Wenn es nur ein paar Wochen sind!" tönt die Stimme der Violanta wieder, diesmal laut und hart, so daß die Rennerin fast vorwurfsvoll aufblickt. Adelrich aber nimmt das Geld, zählt es, bedenkt sich nicht mehr, steht auf und trägt es zur Post. So ist wieder eine Frist erkauft. Violanta weiß wie alle, daß es nur eine Frist ist.

Ihre Unruhe will sie krank machen. Wenn eine Tür geht, fährt sie zusammen: er könnte kommen! Wenn ein Brief kommt, steht ihr das Herz still: von ihm kann er sein! Die Qual würgt sie. Einmal, ein einziges Mal kommt sie eine Schwachheit an, eine grenzenlose Sehnsucht, einem zu beichten. Die Nagerin fällt ihr ein, die fromme, die wackere. An demselben Abend läuft sie zu ihr hinüber. Aber schon die Luft in der Gasse bläst ihr die Müdigkeit aus den Gliedern. Auf der Treppe besinnt sie sich, ob sie nicht lieber umkehre; fast mechanisch steigt sie bis zur Tür, hinter der sie die Nagerin sitzen weiß, ist dabei so tief in zwiespältige Gedanken versunken, daß sie die Klinke ohne anzuklopfen aufdrückt und plötzlich vor dem schmächtigen, in seinen Lehnstuhl

am Fenster geduckten Weibe steht. Sie erschrickt. „Jesus, jetzt bin ich Euch da so hereingelaufen," stammelt sie.

„Sag doch nichts," beschwichtigt die andre eifrig, „es ist ja so recht, daß du wieder einmal kommst. Setz dich doch!" Ihr kleines Gesicht ist von einer stillen Freude durchleuchtet. ‚Auch sie mag dich leiden,' muß sich die Violanta unwillkürlich sagen. Der Einladung, zu sitzen, gibt sie nicht Folge. Unruhig, als suche sie schon wieder nach einer Gelegenheit, fortzukommen, blickt sie nach der Tür zurück. „Ich — ich muß gleich wieder gehen," sagt sie. „Ich habe Euch nur grüßen wollen."

„Wie geht's?" plaudert die Nagerin, „aber nicht fragen muß man dich! Wer so mitten im Glück sitzt wie du! Zwei Staatskinder hast."

„Ja," sagt die Violanta; in ihrem Blick leuchtet es auf wie ein aufflackerndes und zusammensinkendes Licht.

„Und der Adelrich geht herum, als hätte er die Welt geerbt, seit er dich hat," scherzt die Nagerin weiter. Violanta lächelt mühsam. „Wie geht es Euch, Frau, und was machen sie zu Anderhalden?" fragt sie dann, damit sie etwas sagt. Sie hört nur halb hin, was die Alte antwortet; ohne recht zu wissen, was sie tut, spielt sie am Tisch, an dem sie steht, mit allerlei Blumen und Kräuterwerk, von dem die ganze Platte bedeckt ist.

„Gelt, da sieht's schön aus," sagt da die Nagerin, auf die Pflanzen deutend, „die hat mir der Lori-Sepp gebracht, der Bergführer; er bringt mir noch immer, wenn ich so brauche." Sie steht auf, humpelt

an den Tisch dabei und fängt an, in den Kräutern zu stöbern. Die Violanta weiß von früher, daß es der Nagerin Steckenpferd ist, allerlei heilsame Pflanzen zu trocknen, zu Tee, zu Salben, zu Pflastern, die sie selber bereitet und mit denen sie das ganze Dorf doktert.

„Schöne Sachen hat er mir gebracht diesmal," spricht die Alte eifrig weiter, „keiner weiß so gut Bescheid wie der Lori-Sepp. Kennst das noch?" unterbricht sie sich selber und zieht unter dem Grünzeug einen weißen Wurzelknollen hervor. Aus dem Knollen sind grüne Blätter gewachsen und eine einzige tiefblaue, fleischige Blume.

Die Violanta betrachtet sie; ihr Blick wird plötzlich scharf; eine seltsame Spannung tritt in ihr Gesicht, als sei ihr ein Gedanke gekommen. „Ja, ja," sagt sie, „giftig."

„Wer sollte das glauben," plaudert die Alte, in den Anblick der Pflanze versunken. „Oben so schönen Bluſt und unten den Tod."

„Wie viel Tropfen sagt Ihr, daß es braucht?" fragt die Violanta plötzlich, sie stemmt zwei Finger der starken Hand auf den Tisch und neigt sich ein wenig vor, ist ganz ruhig dabei und ganz weiß; in den Augen ist etwas, als müßte sie mit dem Blick der Nagerin die Antwort von den Lippen saugen.

„Ein Tropfen," erklärt die Alte in schulmeisterlichem Ton, „ein Tropfen heilt Magenschmerzen; es dürfen schon schlimme sein, bis das nicht mehr hilft. Wer sechs Tropfen nimmt statt einem, hat die letzten Schmerzen gehabt."

„Ja, ja," fährt Violanta scheinbar ganz gleichgültig weiter, „und am Gurschen oben wachsen sie."

Das letzte ist keine Frage mehr; die Nagerin nickt dazu; da nimmt die andre die Hand vom Tisch und streicht langsam damit über Stirn und Haar; es ist wie ein ungesagtes „So" der Zufriedenheit. Ein paar gleichgültige Worte gehen darauf zwischen ihnen hin und her; dann blickt die Violanta aus dem Fenster, und als erinnere sie etwas daran, daß sie heim müsse, sagt sie ein jähes und hastiges: „Jesus, jetzt ist es aber hoch Zeit, daß ich gehe!" reicht der Nagerin die Hand und schreitet der Türe zu. Die Alte humpelt ihr nach. Ihre Hand tätschelt den Arm der andern; es liegt eine seltsame Zärtlichkeit in der Bewegung; wiederum muß die Violanta fühlen, wie auch diese Frau sonderbar an ihr hängt. Als sie über die Schwelle tritt, zieht etwas ihr wie mit Gewalt den Blick zurück in die Stube. „Ade," sagt sie zur Nagerin und wehrt ab: „Bleibt doch," als diese ihr noch immer folgt; ihre Blicke gehen indessen über die Alte hinweg und streifen noch einmal den weißen Wurzelknollen, aus dem die blaue Blume wächst.

Als sie nachher allein über die Treppe hinabsteigt, wird ihr Schritt langsam; sie selber ist ganz ruhig. Warum sie zur Nagerin gekommen ist, hat sie vergessen. Sechs Tropfen, sinnt sie, das muß man wissen, sechs Tropfen! Die Entdeckung beschäftigt sie so völlig, daß selbst das, was sie beim Nachhausekommen erwartet, sie nicht aus ihrer Ruhe bringt.

Der Adelrich tritt aus der Haustür, als sie eben

in diese einbiegen will. Er geht vornübergebeugt; es ist ihm anzusehen, daß er eine Last trägt. Mit den braunen Augen blickt er sein Weib unsicher an; es wird ihm alleweil schwer, wenn er ihr etwas in den Weg wälzen muß, was nicht glatt ist. „Er ist oben," sagt er.

„Der Marianus?"

„Jetzt will er da bleiben!"

„So soll er," sagt sie in verbissenem Ton. Dann gehen sie aneinander vorüber.

Als Violanta die Treppe hinaufsteigt, tritt der Marianus just aus der Wohnstube. Er tut völlig daheim wie das letzte Mal, hat sich auch nicht verändert seitdem, wenn er nicht noch verkommener aussieht; etwas wie Hunger scheint ihm aus den frechen Augen.

„Da bin ich wieder," sagt er zur Violanta, streckt ihr die Hand hin, vertraulich, aber ohne jenes hämische und höhnische Wesen, das er ihr das erstemal gezeigt hat. Fast scheint es, als liege ihm daran, Freundschaft im Haus zu machen. Violanta nimmt seine Hand, fest, wie sie jede zum Gruß drückt. Der soll nicht glauben, daß sie ihn fürchtet! Als sie nachher allein ist, kommt doch wie eine heiße Welle das Angstgefühl über sie, das ihr das Leben vergällt: du bist wie an seine Kette gehängt, tanzen kann er dich machen, wenn er will!

Der Marianus bezieht eine Kammer auf dem Boden der Knechte und Mägde. Damit beginnt das Zusammenhausen. Keines fängt es mit Freuden an, so kann keine Freude daraus kommen. Der Adelrich macht einen Versuch, einen Frieden zustande

zu bringen. „Jeden Abend wollen wir uns besprechen, welche Arbeit jedem am folgenden Tag zufallen soll," sagt er zum Bruder, der halb verdrossen, halb gleichgültig beistimmt. Aber als es an ein Arbeitseinteilen geht, paßt dem Marianus das nicht und jenes nicht; dem Adelrich geht die Geduld aus; er beginnt die Arbeit wieder allein zu tun, so bleibt der andre überzählig beiseite stehen, kann zugreifen, wo er will. Aber es liegt ihm nicht viel am Zugreifen. Er schlendert herum, spät steht er auf; beim Essen ist er meist, bei der Arbeit selten; manchmal weiß den ganzen Tag keins im Haus, wo er sich herumtreibt.

Es ist schwül im Rennerhaus. Die Rennerin geht mit verbissenen Lippen herum; ihr weicht der Marianus aus; es ist, als ob er die Qual nicht sehen könnte, die in ihren Zügen offen liegt. Der Violanta steht er dafür alle Augenblicke im Wege. Er hat ein neues Wesen ihr gegenüber. Sie fühlt, daß seine Augen ihr nachgehen; sie haken sich an ihrem Leibe fest, heimlich, mit einem wüsten Hunger; wo er sie allein trifft, stößt er sie im Vorübergehen an, vertraulich und frech. Die Violanta weiß, daß sie mit ihm ins klare kommen muß; sie wartet nur eine Gelegenheit ab.

Als er acht Tage im Hause ist, hängt sie auf dem großen Estrich des Hauses Wäsche auf; der Adelrich ist nicht daheim, die Rennerin sitzt in der Wohnstube und spinnt. Der Marianus muß sie, die Violanta, haben hinaufsteigen sehen. Kaum daß sie die ersten Wäschestücke über das Seil schlägt, kommt er mit schleichenden Schritten über die Treppe heraufgestiegen. Sie hat ihn kommen hören; einen

Augenblick lang schlägt ihr das Herz wild, dann nimmt sie sich zusammen. ‚Jetzt,‘ fährt es ihr durch den Kopf. Sie wühlt mit den nackten starken Armen in den nassen Wäschestücken, wartend, daß er hereinkomme. Der Estrich ist lang, vom Balkengefüge des Daches überragt, durch schmale Fenster im Ziegeldach fällt das trübe Licht des Herbstnebeltages herein; eines ist offen, dort weht eine eiskalte Luft hernieder, und wie Rauch schlagen ganze Nebelfetzen herein, losgerissen aus den Schwaden, die über das Dach hinstreichen.

„Schaffst?“ sagt der Marianus mit halblauter Stimme, als er, die Hände in den Hosentaschen, herantritt. Er trägt nur Hemd und Hose und ist barfuß, Stallduft bringt er mit; er mag in den Ställen gearbeitet haben. Am Halse steht ihm das Hemd offen, seine Hemdärmel sind zurückgekrempelt, am Arm spielen die harten Muskeln; die Augen in den tiefen, schwarzüberbrauten Höhlen glänzen seltsam.

Die Violanta hat ein Wäschestück in der Hand; sie steht aufrecht da und ist größer als er. „Was willst?“ fragt sie. ‚Mach’s kurz,‘ sagt ihr Blick.

Er tritt ganz nahe an sie heran und will ihr die Hand auf den Arm legen. Da wirft sie das Wäschestück in den Korb zurück, ihre Fäuste ballen sich, und sie tut einen Schritt rückwärts. Ihre Augen flackern und die Nüstern blähen sich. „Du,“ sagt sie drohend und doch leise, „sagen will ich dir es jetzt einmal, rühr mich nicht immer an, nicht herumzerren laß’ ich mich von dir, verstanden!“

„Hoho,“ sagt der Marianus laut und höhnisch. Violanta ist plötzlich unheimlich ruhig. „Es muß

jetzt einmal ausgemacht werden zwischen uns beiden," sagt sie.

„Was?" fragt er. „Da ist nicht viel auszumachen."

„Es ist jetzt einmal so, daß ich deines Bruders Frau bin! Wir haben zwei Kinder! Was einmal gewesen ist — zwischen dir und mir — das — du wirst an die Kinder denken und an — an den Adelrich — sie dürfen nichts wissen!" Als sie das sagt, ist ihr Gesicht so blutleer, daß einer glauben könnte, sie müßte im gleichen Augenblick ohnmächtig auf die Dielen schlagen, aber sie hält sich. Jedes Wort würgt sie hervor, reißt es sich gleichsam selbst heraus, und Fetzen ihres Lebens gehen mit.

Marianus zieht den einen Mundwinkel nach unten und zuckt die Schultern. „Das kann ich jetzt halten, wie ich will!" sagt er.

Die Violanta überläuft es kalt; einen Augenblick schweigt sie, dann hebt sie wieder an, ruhig, verbissen: „Das kannst, ja, das ist schon wahr; aber in dem Augenblick, wo du redest, Bub, gibt's ein Unglück!"

Ihr Ton ist furchtbar in seinem verhaltenen Grimm. Marianus blickt unwillkürlich auf und in ihr totenhaftes Gesicht. Er versucht auch jetzt zu lachen, aber es gelingt ihm nicht ganz. Da tritt er dichter an sie. „Du," sagt er und stößt sie an, „wir können es ja wieder halten wie früher."

Sie reißt die Augen weit auf; sie glaubt nicht recht an seine ganze Erbärmlichkeit.

„Sei doch zahm, Schatz, wie früher," flüstert er zutraulich.

Sie schüttelt sich vor Ekel. „Laß mich," sagt sie mit heiserer Stimme. „Wach bin ich geworden von damals, hörst, ganz wach! Ich weiß, was ich gewesen bin, aber wach bin ich geworden davon, und — und — aus meinem Leben will ich den Fleck hinaustun, und — und" — allmählich ist ihre Stimme lauter, ihre Art heißer, stürmischer geworden. „Du," stößt sie noch heraus, „du, das sag' ich dir noch einmal, wenn du redest, gibt's ein Unglück!" Dann läßt sie ihre Wäsche stehen und geht von ihm, einen Bogen macht sie um ihn herum, als fürchte sie, sich in seiner Nähe zu beschmutzen, und verschwindet auf der Treppe.

„Potz Donner!" murmelt er hinter ihr her, halb erstaunt, halb zornig, aber in seinen Augen glüht die heimliche Gier, während er ihre hohe Gestalt in der Estrichtür verschwinden sieht.

Nach diesem Zusammentreffen ist es wie vorher, gewonnen hat die Violanta nicht viel. Der Marianus redet nicht, aber die Furcht, daß er rede, sitzt ihr nach wie vor wie ein Schwert im Herzen.

Der Herbst will sich in den Winter verlieren. Noch in den letzten Tagen, ehe die Schneehüllen den kahlen Bergen über die schweren Glieder fallen, weiß Violanta eine Ausrede zu finden, um allein am Gurschen oben zu tun zu haben. Sie kommt bald zurück; keines weiß, daß sie im Kleid verborgen weiße Wurzelknollen trägt. Einige Tage später steht in einem Schaft ihrer Schlafkammer, an verborgener Stelle, wo niemand sucht, ein Fläschchen mit farblosen Tropfen. Seit es dort steht, hat die Violanta manchmal ein sonderbares Ruhegefühl. Es ist ihr

zumute wie einem, der, von Feinden ringsum belagert, eine geheime Tür in die Falle lehnt: so, hier ist ein Ausweg, wenn alles fehlt! Und doch hat sie keine Pläne. Vor allem liegt ihr der Gedanke unendlich fern, sich selber zur Flucht aus dem Leben zu helfen. Sie ist viel zu stark dazu! Irgendwie nur hat sie das seltsame Gefühl, daß von jenem Fläschchen ihr ein Schicksal kommen soll.

Der Winter naht indessen; die Bergbrust trägt den Eispanzer; auf den Wegen knirscht der Schnee; aus dem Hochtal geht die letzte Wärme, nur die Schwüle im Rennerhaus weicht nicht. Zwei Mägde haben nacheinander das Haus verlassen: kein ehrbares Mädchen will mit dem Marianus unter einem Dache bleiben. Adelrich, der um des lieben Friedens willen sonst, wenn's not tut, sich selber kasteit, fährt auf, schlägt auf den Tisch und schreit den Bruder an: „Geh, geh, so weit die Welt ist, dich kannst zugrunde richten, aber uns sollst nicht auch noch mitziehen! Geh, oder bei Gott, ich — ich schlag' dich hinaus!"

„Versuch's!" murrt der andre, an ihm hinauflauernd; er fürchtet sich nicht. „Gib mir mein Geld," sagt er dann, „so geh' ich schon!"

„Gib mir mein Geld." An den Worten zersplittert dem Adelrich seine Macht, zerschellt alles, was die im Rennerhaus über den Marianus vermögen. Der treibt indessen sein Wesen weiter. Wie soll er die Wintertage totschlagen, wenn er schon im Sommer zu viel Muße gefunden hat! Jetzt hockt er in den Schenken. Wenn er heimkommt, schwanken ihm Füße und Verstand. Schulden macht

er, die der Adelrich bezahlt, weil — weil der andre Recht auf Geld hat. Die Rennerin nimmt sich zusammen, schafft sich eine Gelegenheit, mit dem Marianus allein zu sein, bettelt, beschwört, zürnt; nur flennen kann sie nicht; ihre Augen sind ausgeweint. Marianus duckt sich wieder in ihrer Nähe wie ein zähnefletschender Köter. Er läßt den Regen ihrer Worte über sich hingehen und schüttelt sich nachher; zu Herzen ist ihm keines groß gegangen. Er vermag sich selber nicht mehr aus dem Sumpf zu reißen, in den er geraten ist. Nach dem Gespräch mit der Mutter ist er ein noch schlimmerer Wirtshaushocker. Und wenn er betrunken ist, läuft er hinter der Violanta her wie der Jäger hinter dem Wild; sie hat Mühe, ihn sich vom Leibe zu halten, hat noch größere Mühe, zu verhüten, daß der Adelrich und seine Mutter ahnen, wie weit jener sich vergißt. Eines Sonntagabends, als die Kinder schon schlafen, auch die Rennerin eben mit müden Schritten nach ihrer Kammer gestiegen ist, kommt der Marianus aus dem Wirtshaus heim und in die Stube gegangen, wo Adelrich und Violanta, die gemeinsame Sorge besprechend, beieinander sitzen. Er ist seiner Füße und seiner Stimme nicht mehr ganz mächtig; aber er kann aus ihren Gesichtern lesen, daß sie gerade über ihn gesprochen. Ein tückisches Licht springt in seine Augen. Die Violanta steht auf. „Ja," sagt sie, als wäre sie längst im Begriffe gewesen zu gehen, „es ist Zeit, sich zu legen. Komm, Adel."

„Hm," hustet der Marianus mit offenem Hohn.

Der Adelrich reckt sich zu seiner hageren Höhe;

er sieht den Bruder nicht an. Als läge ihm daran, aus seiner Nähe fortzukommen, damit er den in ihm kochendem Grimm beschwichtige, nähert er sich der Tür.

„Hm," hustet Marianus. Er zwinkert mit den Augen, als die Violanta ihn fest ansieht. „Soll ich es ihm erzählen?" lallt er dann plötzlich und schlägt ein Lachen auf. Violanta ist starr wie ein Block, und ihre Augen glimmen. Eine mächtige Kraft schwellt ihr die Glieder, ein unbändiger Zorn stürmt in ihr auf. Sie umkrampft die Lehne eines Stuhls und weiß, wenn der Marianus noch ein Wort sagt, wird sie den schweren Sessel zum Schlag erheben. Sie dürstet danach, den Erbärmlichen zu erschlagen. Der Adelrich hat sich nicht umgewendet; er achtet der Worte des andern nicht. Zur Tür geht er. „Komm!" sagt er zur Violanta und geht ihr voran hinaus. Da wendet sich auch die Frau und folgt ihm, zögernd, noch immer gewärtig, daß das Unheil komme, das seit Wochen und Wochen droht.

„Hm," hustet der Marianus hinter ihr her.

X

Am folgenden Morgen, als der Adelrich sich früh von seinem Bett erhebt und sich ankleidet, sagt er nach einer Weile schwülen Schweigens, wie es jetzt oft zwischen die drei im Rennerhaus fällt, deren Herzen doch aneinander hängen: „Du, Frau!"

Die Violanta wendet sich ihm zu. „Ja?" fragt sie.

Er seufzt, sieht sie an, unbeholfen und scheu. Endlich sagt er, der sonst so wenig grübelt und immer seinen geraden Weg geht: „Ueber die Geschichte vom Kain habe ich heute nacht nachdenken müssen, und — und es kann dazu kommen, es kann Zeiten geben, daß einer den Kain verstehen, daß einer selber den Bruder erschlagen könnte!“

Die Worte fallen zerhackt, langsam von seinem Munde. Er sieht ganz gelb aus im Gesicht dabei.

„Nein, du,“ sagt die Violanta schaudernd, „solches mußt nicht denken.“

„Er brauchte nur dir oder den Kindern etwas antun zu wollen,“ zuckt er aus neuem Brüten auf. Dann kleidet er sich fertig an und geht hinaus; ein zitternder Seufzer ringt sich von ihm, so schwer hat er noch nie sein Tagewerk angefangen.

Weil sie wissen muß, was der Marianus tun wird, geht Violanta dem Adelrich nach. Aber der Marianus weiß nichts mehr von den im Rausch herausgestoßenen Worten oder tut, als wüßte er nichts mehr. So hat sie abermals Frist. Aber gewarnt ist sie. Von da an ist sie wie der Tiger im Ansprung: wenn der Marianus redet, gibt es ein Unglück!“

Der Winter vergeht. Die Schneehüllen lösen sich von den Berggliedern. In der Sonne und unter dem tiefblauen Himmel liegen die riesigen Leiber bloß und ihre Häupter im Greisenscheitel des ewigen Schnees ragen und strahlen.

Statt zu reden, geht der Marianus hinter der Violanta her, eifriger denn zuvor; die Mägde im Haus und die Mädchen im Dorf läßt er laufen;

nur für sie hat er noch Augen. Sie aber weiß, daß es nicht lange mehr dauern kann, so werden dem Adelrich auch ohne Reden die Augen aufgehen. Sie zermartert sich den Kopf nach einem Ausweg und findet nur einen: Der Marianus muß aus dem Leben derer, die im Rennerhaus wohnen, hinaus! Vorher kommt ihr der Gedanke, daß *sie* gehen könnte, und die Tropfen in ihrem Fläschchen fallen ihr ein. Aber was nutzt es, wenn *sie* geht! Der andre bleibt doch zurück, der Schatten im Haus, vor dem alle Sonne gewichen ist! Und der Gedanke kommt wieder und wird zur Ueberzeugung: der Marianus muß fort!

Als dieser Gedanke die Seele des jungen Weibes gefangen nimmt, spannen sich die Sehnen ihres Leibes wie unter einer letzten, großen Anstrengung. Adelrich meint einmal scherzend zu ihr, daß sie noch gewachsen sei; er kann nicht wissen, woher die starre Aufrechtheit ihres schönen Körpers rührt. Noch im Scherzen aber überfällt ihn die Sorge neu, die seit langem auf ihm ist, die, daß sein Weib ihm krank werden will. Das Gesicht der Violanta ist hager geworden, ein Zug, der wie ein Schmerzverbeißen ist, liegt um ihren Mund, ihre schwarzen Augen haben einen fieberigen Glanz. „Was hast auch?" fragt Adelrich; „immer schmaler wirst, immer elender."

Die Violanta sieht ihn an. Ihre Zähne schlagen aufeinander wie in plötzlichem Frost. „Ich weiß nicht," sagt sie, „es ist so etwas in den Nerven, wofür man nicht viel helfen kann, es ist auch nichts Gefährliches. Wenn ich einmal ins Tal komme, will ich zu einem Doktor gehen."

„Ja, ja," sagt der Adelrich. Dann spricht er

davon, daß sie die nächste Woche miteinander ins Tal zum Doktor fahren wollen, ist voller Besorgtheit und doch wieder voller Zuversicht, daß der Doktor helfen wird. Die Violanta drückt ihm die Hand und sagt „Ja" zu allem.

An diesem Abend bei Tisch reden sie von den nahen Alpfahrten. „Nach der Hütte am Gurschen muß ich sehen, nächster Tage will ich hinauf," sagt Adelrich. Dann scheint ihm einzufallen, daß die Violanta im vergangenen Jahre oft nach den Hütten gestiegen ist; ein plötzlicher Plan springt ihm auf. „Oder willst du gehen?" fragt er sein Weib. „Bist schon lange nicht mehr aus dem Hause gewesen. Es möchte dir gut tun, so eine Bergfahrt. Bis am Abend längstens bist wieder zurück."

„Ach — geh du," sagt Violanta. Dann fällt ihr ein, daß der Adelrich gerade jetzt zu Hause nötig ist, wo ein Knecht fehlt, und als sie sich den Gang nach dem Gurschen ausmalt, kommt ihr selbst eine Art Verlangen nach dem Berg, nach der Stille und Reinheit und Ruhe, die dort sind; sie meint zu fühlen, daß es ihr wohltun wird, einen Tag lang aus der schwülen Luft des Hauses hinauszugehen. Sie besinnt sich. „Am Ende hätte ich doch Freude, zu gehen," sagt sie dann.

Darauf reden sie eine Weile hin und her; der Marianus hockt daneben und staunt scheinbar ins Leere zwischen sie hinein. Der kleine Adel, als er hört, daß die Mutter fort will, fängt zu weinen an, schlägt die Aermlein um sie und gräbt den braunen Lockenkopf in ihren Schoß; er ist ihr wie angeschmiedet, der Bub, aber er gibt sich zufrieden

und lacht aus tränennassen großen Guckern, als der Vater ihm verspricht, daß er ihn auf dem Wagen mitnimmt, wenn er Gras einholt. Zuletzt wird es bestimmt, daß die Violanta nach der Gurschenhütte geht.

Sie ist nicht früh bereit an dem Tage, an dem sie den Gang tun will. Immer noch liegt ihr irgendeine Arbeit im Weg, ehe sie fortkommt; sie ist einmal so, daß sie alles schön glatt haben will, wenn sie aus dem Hause geht. „Es kann keiner wissen, ob er wieder kommt," pflegt sie zu sagen. Zuletzt steht sie in ihrem schlichten braunen Kleid, das weiße Kopftuch in den Nacken zurückgestrichen, einen Stock in Händen und den Hüttenschlüssel in der Tasche, wegfertig da. Die Sonne steht hoch; es wird ein heißer Weg werden. Der Himmel ist blau, einzelne weiße Wolken quellen hinter den Bergen auf wie Rauchsäulen, mit Gewalt aus mächtigem Schlot gestoßen und im Blau plötzlich zur Unbeweglichkeit erstarrt.

„So, ade," sagt die Violanta zur Rennerin oben in der Stube.

„Komm gut wieder heim," grüßt die Alte, „und ja du," fügt sie hinzu, „nimm dich in acht am ‚Wilden Stutz' oben; es ist kein Spaß, bei Gott, der Weg dort." Violanta blickt mit einem flüchtigen Lächeln zurück. „Es ist ein Weg wie ein andrer."

Auch der Adelrich lächelt, indem er ihr die Hand zum Gruß hinstreckt. Er sieht mit einer Art andächtigen Stolzes ihre noch immer starke, stattliche Gestalt an: ‚Um dich ist mir nicht angst,' fährt es ihm durch den Kopf.

„Ade!“ sagt Violanta.

„Ade!“ grüßt er zurück. Ihre Hände verschlingen sich mit dem starken, treuen Druck, den ihre Liebe verlangt. Dann geht sie hinaus. Unten auf der Schwelle der Haustür hockt der kleine Adel in der Sonne, mit nackten braunen Füßen und Beinen, nur Höslein an und ein Hemd. Sein Gesicht ist rund und gesund, seine großen, verträumten Braunaugen sehen sinnend auf die Straße hinaus. Auf seinem welligen braunen Haare liegt die Sonne. Er steht auf, als die Mutter hinter ihn tritt. „Ich mitkommen,“ sagt er und nestelt die dicke kleine Hand in ihre Linke. Dann kommt das Fini hinter dem Hause hervorgesprungen.

„Mutter — Mutt—utter, gehst jetzt?“

Das Kind ist barfuß wie der Bub. Die gelösten Zöpfe fliegen, die schönen klaren Augen strahlen.

„Kommt! Bis hinters Dorf könnt ihr mit,“ sagt Violanta. Den Adel an der Hand, das Fini am Rocke, schreitet sie durchs Dorf. „Tag!“ geht da und dort ihr Gruß über die Gasse; wer an den Hütten steht und wer ihr begegnet, grüßt froh und eilig und schaut ihr nach, wenn sie vorüber ist: sie ist ein so prächtiges Weib, und wer die Kinder ansieht, dem wird das Herz froh.

Hinterm Dorf heißt die Violanta die Kinder heimgehen. Zum Fini neigt sie sich nieder. „Trag ihm gut Sorg', dem Bub, durchs Dorf,“ mahnt sie und streichelt ihr den glatten Scheitel. Den Adel hebt sie auf, daß er jauchzt vor Lachen, küßt ihn fest und stellt ihn nieder. „So — geht jetzt!“

Das Fini nimmt den Buben bei der Hand.

Dann trotten sie davon. Die Violanta bleibt stehen und sieht ihnen nach, wie sie in die Dorfgasse einbiegen. Wie in einem dunkeln Höhlengang verschwinden die zwei kleinen Menschen zwischen den zwei Hüttenreihen; die Violanta hat ein Gefühl, als verschwänden sie ihr dort für immer. Es drängt sie, ihnen nachzulaufen, aber sie reißt sich los und geht mit großen, festen Schritten durch die Matten dem Hang zu, an dem hinan der Weg nach der Gurschenalp führt. Der Weg hat eine Bedeutung in ihrem Leben, den Adelrich hat sie da zuerst getroffen, versprochen hat sie sich mit ihm dort; es ist ihr, als müßte er ihr auch heute begegnen. Sie hat ein Heimweh nach ihm im Herzen, es tut ihr leid, ihn heute zu Hause zu wissen, zu wissen, daß er nicht vom Berge herab und ihr entgegen kommen kann. Es ist ihr nach und nach so ins Herz hineingewachsen, daß sie den Adelrich gern hat, still, fest. So mit hundert Fasern, daß es kein Losreißen geben kann, ist sie mit ihm verwachsen.

Als sie über die Mattenebene hinaus ist, wird ihr Schritt steter, emsiger. Die Luft ist heiß, die Sonne brennt ihr auf den Rücken, und sie muß das Kopftuch über den Scheitel legen, aber sie atmet doch frei und leicht, die Stille tut ihr wohl; zuweilen, wenn sie die nackten Arme hebt, streift ihr ein Luftzug die Haut, so daß die Muskeln sich kräftiger spannen. Jetzt stehen die Gurschenalptannen über ihr. Ihr Fuß tritt auf dürre Nadeln, ein wunderbarer Harzduft weht auf sie nieder. Die Lärchen stehen zwischen den dunkeln Tannen im ersten Grün, sie leuchten wie grüne, ruhige, lange Flammen aus

der Nacht der übrigen Stämme. Violanta meint sich nicht getäuscht zu haben: der Tag in der Gottesfreiheit, wo der Marianus nicht ist, der seinen Schatten alle Stund' in ihren Weg wirft, muß ihr wohltun; stärker wird sie am Abend zurückgehen.

Nun ist der Wald bald umschritten, schon leuchtet die Schneespitze des Gurschen über seine breite grüne Brust herab, und dahinter gleißt und blendet und flirrt das fleckenlos silberige Weiß des St. Annagletschers. Violanta tritt auf Alpgras, der Weg führt über den Wald hin nach der Rückseite des Berges, er windet sich aus der Sonne fort an die schattige, steile Seite. Als die letzten Spitzen der Waldstämme ihr zu Füßen stehen, tönt ihr ein „He du!" im Rücken.

Eine Stimme in der Bergstille! Die Violanta ist unwillkürlich zusammengezuckt. „Ich komme auch mit, wenn's erlaubt ist," tönt es wieder, keuchend, denn der es sagt, kommt gerade über den steilen Alpgrund aus dem Walde heraufgestiegen. „Tag!" sagt der Marianus, als er auf den schmalen Weg tritt. Er ist in Hose und Weste, hat schwere Schuhe an den Füßen, auf dem schwarzen Haar den runden Filzhut. Den Rock hat er an einem Beil über die Schulter gehängt.

Die Violanta steht wie angewurzelt mitten am Wege und sieht ihn mit großen, erschreckten Augen an; ihre Knie zittern. Dann packt sie der Zorn. „Wohin mit?" fragt sie. „Da oben wirst wohl kein Holz mehr schlagen wollen."

„Das" — er schüttelt lässig das Beil — „habe ich nur so mitgenommen, falls mich einer sieht!

Ich will dir keine Ungelegenheiten machen, daß die Leute reden könnten, wir seien allein in der Hütte gewesen, wir zwei."

Einen Augenblick lang kämpft die Violanta, die Gedanken stürmen in ihrem Gehirn.

„Es hat mich kein Mensch gesehen," fährt der Marianus flüsternd fort, „kein Mensch in ganz Oberalpen weiß, wo aus ich heute bin."

Die Violanta starrt ihn noch immer an, und noch immer arbeitet es hinter ihrer glatten Stirn. Der Marianus scheint zu glauben, daß sie darauf sinne, ihm zu entfliehen. Sein Gesicht ist plötzlich von einer Flamme Blutes überloht. Etwas wie Wut bebt in seiner Stimme. „Weißt, jetzt — entweder — oder, entweder lässest mich mitkommen, oder heute abend erzähle ich etwas daheim."

Ihr Blick weicht nicht von seinem Gesicht, es scheint ein eigentümliches Licht darin, so daß er nicht weiß, ob sie ihn sieht oder ins Leere starrt. Ihre Lippen werden schmal; unmerklich härtet sich jede Linie ihres Gesichtes, aber er achtet dessen nicht. Plötzlich sagt sie: „So komm!" Es klingt kaum verständlich; vielleicht läßt die innerliche Erregung die Worte nicht gedeihen. Aeußerlich ist sie ganz ruhig, dreht sich um und hebt an, wieder bergan zu steigen. Marianus lacht. „So," sagt er, breites Wohlbehagen im Ton, „man muß nur ungestört reden können miteinander."

Eine Weile schreiten sie hintereinander her; er kann nicht Ruhe geben, jetzt packt er ihren Arm, jetzt, wenn der Weg ihm Raum läßt, legt er den seinen um ihre Hüfte, einmal überfällt er sie jäh

und preßt den Mund auf ihre Wange. Sie steht nicht still; schweigend, mit verbissenen Lippen steigt sie weiter, kein Muskel zuckt in ihrem bleichen Gesicht, an der Nasenwurzel sitzt eine kleine Falte. Weil sie sich nicht wehrt, glaubt er sie willfährig, meint er, daß sie einsieht, wie sie in seinen Händen ist. Das Blut stürmt in ihm; er vermag nicht klar zu denken.

Jetzt weht eine Kühle sie beide an, der Weg hat sie um den Berg herumgeführt, immer steiler fällt die Halde zu ihrer Linken ab, zwischen dem Gurschen und dem Nachbarberg ist hier ein tiefes, enges Tal gerissen. In seiner Tiefe ist weder Weg noch Steg, nur ein Wildbach braust im steinigen Bett, kommt aus einer Schlucht hervorgebrochen und stürzt versteckt, wie in Fesseln tobend, in andre Engen hinein, der Bündner Bergseite zu.

„Jetzt sind wir bald oben, Schatz!" sagt der Marianus, seine Stimme bebt, er lugt der Violanta von hinten über die Achsel, sein heißer Atem streift wieder ihre Wange.

Der Weg wird schmal. Zu ihrer Linken ist keine Halde mehr, nur starrer, wie eine Turmmauer abfallender Fels; plötzlich wird unten eine weiße, zischende Linie sichtbar, der Wildbach, die Violanta geht weiter, über die Stelle hinaus, es ist kaum zu sehen, daß ihr Blick in die Tiefe gegangen ist. Auf einmal sagt sie ein Wort. „Jetzt!" Es ist kurz, heftig, ein Laut wie ein Schuß, der jäh sich entlädt. Sie dreht sich um, ihr Stock fällt wegaus, und beide frei gewordenen Hände schlägt sie dem Marianus, der ihr auf der Ferse ist, vor die Brust.

Ein Stoß beider Fäuste! „Jetzt!“ sagt sie noch einmal, diesmal keucht ihre Stimme, weil sie alle Kraft zu dem zusammennimmt, was sie tut. Der Marianus will etwas sagen, will rufen, aber er hat nicht Zeit, er taumelt schon, stürzt; stumm, die Züge verzerrt, fährt er dem Stock der Violanta nach in die Tiefe.

Violanta geht weiter, sie schluckt, der Atem kommt ihr unsicher, in kurzen Stößen erst zurück, aber sie hält nicht an, sicher und fast ruhig steigt sie weiter. Dann tut sich wieder grüner Alpgrund vor ihr auf, Sonnenlicht quillt ihr entgegen, der Blick kann ausfliegen ins Himmelsblau, in den heiter strahlenden Tag; sie ist auf der Höhe. Dort liegt auch die Hütte, die Gurschenhütte: graubraune Bretter, rohes Mauerwerk der Unterbau, Fenster und Türe verrammelt. Ein paar Schritte davor bleibt die Violanta stehen, hoch, fest und geradeauf, hat das helle Sonnenlicht auf Kopf und Schulter liegen, und die Höhenluft, die am nahen Schnee sich gekühlt hat, weht ihr das Haar von der Stirn zurück. Sie sieht mit klaren Blicken um sich, und mit just so klaren Blicken sieht sie in ihr eignes Leben hinein und rechnet.

Jetzt! — Was wie ein Blitz ihr in die Seele geschlagen hat, daß sie es hat tun müssen, was geschehen ist — gleichviel, was das war! Ist es ein Herrgottsgeheiß gewesen oder ein wildes, jähes Verlangen ihrer eignen sündigen Seele, gleichviel — es ist geschehen! Was da unten im Bach unterm „Wilden Stutz“ liegt, von dem weiß kein Mensch, das sucht kein Mensch, das findet keiner! Die

Wildwasser zermalmen und zermahlen; was sie forttragen, kennt keiner. Und jetzt könnte sie auch da hinab . . . Nein, das kann sie nicht, eben nicht. Mit ihr muß alles seinen richtigen Gang nehmen, seinen natürlichen Gang. Dazu braucht es Kraft, Kraft, Herrgott, Kraft. Die will sie haben! Die Violanta Zureich — vor sich selber ist sie nicht mehr das Weib des Renner-Adelrich, nicht mehr die Mutter ihrer zwei Kinder, des Adelbub und des Fini — nicht mehr ihre Mutter — die Violanta Zureich ist sie, die aus dem Sumpf gekommen ist und hat zurück sollen in den Sumpf, aber nicht hat wollen — nicht hat wollen!

Sie geht ruhig nach der Hütte, öffnet, schlägt die Laden auf, tut alle Arbeit, die nötig ist, um die Hütte wohnlich zu machen für die Zeit, da der Senn und die Knechte heraufkommen wollen. Stundenlang hat sie zu tun. Dann nimmt sie aus der Tasche das Mittagbrot, das sie mitgenommen hat; essen kann sie das nicht, aber verschwinden muß es; sie trägt es aus der Hütte gegen den Schnee hinauf und streut die Stücke ins Alpgras: die Geier und Füchse mögen sich letzen! Dann geht sie zurück, langsam schließt sie die Hütte ab, schaut sich da um und dort um und macht sich auf den Heimweg. Noch einmal zögert sie vor dem Abstieg, als müßte sie für sich noch einmal hersagen, was sie sich eingelernt hat. Es ist ganz klar. Krank hat sie all die Tage schon ausgesehen! Manch eines stirbt plötzlich hinweg, weiß niemand, was ihm gefehlt hat! Bah — und sie lächelt — wer sollte es zu Oberalpen herausfinden, wenn sie, die Violanta, plötzlich stirbt. Die

alte Babeseppe, die Hebamme, die das ganze Talvolk doktert? Am Herzen hat es ihr gefehlt, wird sie sagen; von allen Leuten sagt sie, daß es ihnen am Herzen fehle!

Violanta beginnt den Abstieg. Und als sie geht, gehen ihr die Gedanken voraus. Sie läuft ihnen nach, unbewußt, froh; denn die Gedanken sind auch froh. Sie läuft wie blind vorüber am „Wilden Stutz", als ob dort nichts geschehen wäre, den frohen Gedanken nach, die schon im Rennerhaus sind: da ist der Adelrich, der große, eckige, seelengute Mensch, dem das Leben so sauer geworden ist. Wie wird er zaghaft staunen, wenn der Schatten nicht mehr ins Haus kommt, erst es nicht glauben, daß er fortbleibt, und dann immer mehr aufleben, wenn er doch nicht wiederkommt! Und die Rennerin? Die wird wieder die Angst überfallen, die Angst um das Unglückskind, das der Mutter immer das liebste ist, und die Angst wird stiller werden, wenn die Zeit geht. Gestorben muß er sein, wird die Rennerin eines Tages von dem Marianus sagen. Und das Leid um den gestorbenen Leib wird nicht mehr so groß sein, wie das um die verdorbene Seele gewesen ist! Ruhig wird sie werden, die Rennerin, ruhig und froh, und aufleben in dem, was ihr nachkommt im Hause, in den zwei Kindern. Und diese, der Adel und das Fini! Die werden wachsen und gedeihen! Eine Großmutter haben sie, die um sie sorgt, und einen Vater, wie man so leicht keinen zweiten findet. Denen kann es nicht fehlen! — Und sie, die Violanta? In ein paar Jahren wird keines mehr wissen, daß sie dagewesen ist, hinter ihr wird

sich das Leben der andern glätten wie der See hinter einem Schiff, das ihn durchschnitten. Gut wird alles sein, mein Gott, ganz recht und gut!

Sie steigt unablässig bergab, nicht eilig, ganz verloren in Gedanken. Als sie an die Gurschenwaldtannen kommt, setzt sie sich einen Augenblick auf einen Stein. Sie hat das Kopftuch wieder im Nacken, ihr schwarzes Haar glänzt, ein sanfter Strahl der westwärts wandernden Sonne leuchtet herüber, es geht dem Abend zu. Die Violanta legt die Hände in den Schoß. Plötzlich fällt ihr Blick auf diese zwei starken Hände. Sie zuckt zusammen! Es klebt kein Blut daran. Nein, nein, aber eigentümliche Schatten liegen doch darüber, die wie Blut sind. Halt! Mit den Händen darf sie keinen mehr anrühren, den Adelrich nicht, wenn er ihr die Hand zum Gruße bietet, die — Kinder nicht. Die Kinder bringt sie sonst immer zu Bett, heute muß sie warten, hier muß sie warten, bis es spät ist, bis die Großmutter sie schlafen gelegt hat.

An den Waldtannen bleibt Violanta sitzen bis an die Nacht. Die Hütten von Oberalpen verschwimmen zu verworrenen Schatten, Schatten sind die Berge ringsum; schreckhaft große Schatten stehen die dunkeln Stämme ihr zur Seite.

Jetzt schlafen die Kindlein!

Die Violanta schaudert und steht auf. Es ist kalt geworden, auch ihr ist so kalt, daß sie, wie in Fröſten zitternd, unsicheren Ganges hinabsteigt in die Matten. Eine lange Gestalt kommt ihr des Weges entgegen.

„Bist es?“ ruft der Adelrich von weitem. „Wo

bist auch gewesen so lange?" Da rüttelt sie sich auf, immer mit dem Frostgefühl im Innern, und geht ihm mit festem Schritt entgegen. Als sie zusammentreffen, hält sie nicht an. Sie übersieht seine Hand er mag meinen, daß es in der Dunkelheit geschehen — und drängt vorwärts. „Komm heim," sagt sie, und die Zähne schlagen ihr hörbar zusammen, „es ist mir nicht so recht."

Da geht er schweigend, ängstlich von der Seite nach ihr schauend, neben ihr.

„Komm nur," ermuntert sie, sieht ihn aber nicht an, blickt nur geradeaus. Ihr Schritt ist eilig. „Ich lege mich gleich, wenn wir heimkommen," sagt sie.

„Ja, ja," stimmt er ihr bei. „Hast es auch schon so gehabt, gelt?" sagt er nun und fährt zu fragen fort, ob ihr nicht dann und wann schon so zumute gewesen sei, sagt das, um sich selber zu beruhigen.

„Ja, ja," gibt die Violanta zurück; dazwischenhinein tut sie ein paar hastige, kurze Fragen. „Sind die Kinder gesund? Ist die Mutter noch auf? Ist — ist der Marianus daheim?"

‚Sie fiebert,' denkt der Adelrich. Hastiger schreiten sie weiter.

Der Himmel ist wolkig, aber die Luft still, manchmal zwischen schwarzen Wolkenbergen steht in einem Tälchen blauen Himmels ein schöner weißer Stern.

Als Adelrich und Violanta an die Tür des Rennerhauses kommen, zittert die Frau so heftig, daß sie sich am Türpfosten halten muß. „Sag —

sag der Mutter, daß ich mich gleich lege," flüstert sie und steigt schneller die Treppe hinauf; an der Wohnstube will sie vorübergehen, als die Rennerin schon in der Tür steht. Die Violanta lächelt sie an: ein gräßlich verzerrtes Lächeln, wie unter fürchterlichen Schmerzen erzwungen. „Grüß Gott! Ich bin spät, gelt?" spricht sie eilig. „Ich bin halt — es ist mir nicht so recht. Ich gehe jetzt nur gerade hinauf, mich legen." So redend, weiß sie an beiden, am Mann und an der Mutter, vorüberzukommen, nickt ihnen zu: „Ade! Morgen bin ich wieder zuweg," und steigt die Treppe hinauf.

„Die Babeseppe will ich rufen," sagt der Adelrich.

„Keine Rede!" ruft die Violanta noch mit fester Stimme von oben. „Geh in die Stube! Morgen früh bin ich zuweg."

Adelrich und die Mutter lassen sich beruhigen. „Jetzt warte ich nicht länger, morgen fahr' ich mit ihr zum Doktor," sagt aber der Adelrich, als sie beide in die Stube treten.

Die Violanta ist in schweigender Hast in die Kammer gegangen, herein durch die Tür, geradeswegs, ohne Umschauen, zum Schrank, wo im Winkel ein Fläschchen steht. Sie zögert und zuckt nicht, mit ganz sicherer Hand greift sie hinein. Sie nimmt das Fläschchen, setzt es an die Lippen, trinkt. Alles hat sie vorher bedacht; sie weiß klar, was zu tun bleibt. Hinüber geht sie jetzt an den Tisch, wo die Waschgeschirre stehen; dort wäscht sie die kleine Flasche, stellt sie leer in den Schrank zurück, auf ein Brett, wo offen allerlei Arzneizeug steht,

mitten hinein zwischen andre Flaschen und Salben. So, jetzt soll einer raten, was darin gewesen! Nun wendet sie sich. Bis jetzt hat alles Eile gehabt, nun hat sie Zeit!

Ihr Blick fällt auf die Kinder. Sie schlafen. Da liegt das Fini, friedlich, da der Adel, die dicken Patschhändchen unter dem runden, schönen Kopf. Die Violanta tut einen Schritt gegen sie; ihr Oberleib neigt sich vor, eine wilde Gier kommt sie an, sich über die zwei schlummernden Menschlein zu werfen. Schreien will sie: mein seid ihr, mein! Und doch drängt sie etwas von ihnen zurück, wie ein Eisengitter, an das sie die Brüste preßt und das ihr den Zuweg wehrt; sie ächzt!

Da mahnt sie ein fürchterlicher Schmerz an das, was kommen will. Sie beißt die Zähne zusammen, verkrampft die Hände, dann taumelt sie nach ihrem Bett und legt sich in den Kleidern darauf.

Der Adelrich kommt nach einer Weile über die Treppe heraufgegangen. Sie kennt seine Schritte. Er müht sich, den Tritt der schweren Schuhe zu dämpfen. Sacht öffnet er die Tür: „Schläfst schon, Frau?"

Sie hebt sich ein wenig im Bette auf, ihre Züge sind ruhig, eine seltsame Klarheit liegt auf ihrer Stirn, auf die das rote Licht einer Kerze leuchtet, die sie angezündet hat. Sie hat Schmerzen, grimmige, rasende, aber so groß ist ihre Kraft, und ihr Wille so mächtig, daß sie mit keinem Zucken verrät, was ihr ist.

„Ist dir jetzt besser?" fragt der Adelrich hereintretend.

„Es kommt schon besser," sagt Violanta. Er steht ganz nahe bei ihr, hemdärmelig, lang und hager, mit seinem erschreckten, gutmütigen Gesicht. „Morgen fahren wir zum Doktor," sagt er. Die Violanta nickt, und da faßt es sie plötzlich, etwas, was sie noch nicht bedacht hat: Wenn sie jetzt stirbt, so denkt alles gut von ihr, das ganze Dorf wird gut von ihr reden, die Nagerin, die Mutter, der Adelrich, rühmen werden sie, nichts als rühmen! Und hintergangen hat sie doch alle! Die Sünde, das, was zwischen dem Marianus und ihr gewesen vor Jahren, das muß sie beichten! Damit keiner sie rühme! „Adel," fährt sie auf, „du — hör."

Er neigt sich herab. „Was ist? Kann ich dir etwas tun?"

Sie stemmt beide Fäuste auf den Bettrand und neigt sich näher zu ihm: „Du!"

Ein Sturm von Schmerzen schüttelt sie.

„In der Intschihütte —"

Sie röchelt.

„Ich und —"

Ein Name will auf ihre Lippen kommen, aber er ist nicht mehr verständlich, jäh schlägt der Oberleib hintenüber, zweimal bäumt sich der Leib im Krampfe auf. „Jesus, Jesus!" stöhnt der Adelrich und hält sie. „Frau, Frau!" stammelt der Unbeholfene, vorwurfsvoll, in bitterer Angst. Da durchläuft ein Zittern ihre Gestalt; nun liegt sie ganz still.

„Jesus Maria — jetzt — jetzt —" stottert der Adelrich und läuft aus der Stube in den Flur. „Mutter!" schreit er hinab.

In ihren Betten erwachen die Kinder.

*

In der Rennerin ihrer Kammer liegt die Violanta aufgebahrt, auf einem hohen, mit Blumen und künstlichem Kranzwerk bedeckten Bett. Eine Menge Kerzen umstehen die tote Frau; es ist eine fürnehme Leiche. Ganz Oberalpen drängt sich an diesem Tage in die Stube. Jeder will die noch sehen, die so plötzlich verstorben ist. „Jesus, wie schön," stammeln ein paar halbgewachsene Mädchen, die in das wachsbleiche Gesicht der Toten starren.

„Die Kraft selber, hab' ich gemeint, ist sie," flüstert ein Weib in einer Ecke.

In einer andern redet die Babeseppe, die Hebamme, eine dicke, behäbige, gemütliche Frau: „Am Herzen hat es ihr gefehlt, ich habe es gleich gesehen! Da ist es eben plötzlich mit einem zu Ende."

Das Flüstern hört den ganzen Tag nicht auf: „Was das für eine gewesen ist! Was für eine Arbeitsame, eine Aufrechte! Herrgott, eine solche kommt gar nicht mehr!"

Gegen Mittag geht auch die Kunde um, daß der Marianus nicht im Hause sei, nach dem schon der eine und andre gespäht hat. „Schon gestern ist er fortgewesen," heißt es dann. „Am Ende ist er wieder auswärts," vermutet einer. Groß fragt ihm keiner nach.

Am Abend steht der Adelrich allein am Bette seines Weibes, ganz zermalmt von Kummer, der lange Mensch, zitternd, die Züge von verhaltenem Weinen zuckend. „Was das für eine gewesen ist!"

Sie kann es nicht hindern, daß sie sie rühmen, die Violanta!

Sie rühmen sie lange, lange: so eine geht keine mehr durch die Gassen von Oberalpen! Aber es kommt so, wie sie gewußt hat. Es wird stille und sonnig im Rennerhaus. Die Kinder wachsen auf; die wissen, wie man eine Gestorbene vergißt, und helfen den andern es lernen. Und der Marianus ist fort! Die von Oberalpen wundern sich, wo er sich herumtreibt; der Adelrich forscht nach und bekommt keine Nachricht, die Rennerin seufzt manchmal und denkt an den Verschollenen. Und heimlich atmen sie alle auf, daß er immer nicht kommt, immer nicht. Und jetzt rühmen sie wieder die Violanta. Die Rennerin sieht die Kinder an. „Immer mehr gleicht das Fini der Mutter," sagt sie.

„Es soll nur werden wie die," sagt der Adelrich und blickt einen Augenblick trübe ins Leere. Es ist noch immer Staunen und Andacht in ihm, wenn er seines Weibes gedenkt.

Und er weiß nicht einmal, wie groß sie gewesen ist!

Lentin

I

Lentin kam mit seinem Vater über den „Buck“ gegen Büren geschritten. Lentin trug die kurze, zierliche Heugabel, Joseph Theiler, der Vater, hielt die Sense geschultert; und sie schritten gemächlich daher mit dem schwerfälligen Schritt der Bauern, den das schwere Schuhwerk ihnen anlehrt. Ihr Weg war ein Fußpfad, schmal, sandig; zuweilen verschwand er im Gras; die ihn beidseitig begrenzenden Matten wucherten über ihn herein. Wo er bloßlag, zeigte er Risse und Sprünge, eine Reihe von heißen Tagen hatte die Erde gespalten. Heuduft füllte die Luft, deren abendlicher Atem über die Wiesen strich, träge, kaum kühlend. Die Bremsen umschwirrten den Burschen und den Mann. Auf dem dürren Rücken des Alten, den das graue Futter der vorn offenhängenden Weste deckte, saßen sie in Scharen. Zuweilen, wenn eine sich an seinen braunen Hals hinauf wagte, fuhr er mit einer kurzen, heftigen Bewegung seines knochigen, sonnenverbrannten Armes auf: „Ganz wild sind sie heute, die Bremsen,“ murmelte er dann, worauf der Lentin stets einen Schritt zurückblieb, dem Vater die Hand flach auf den Rücken schlug und lachte: „Es hat wieder ein paar.“ Dabei trat er mit den nackten Füßen die Stechfliegen vollends tot, die er niedergeschlagen.

So näherten sie sich dem ersten Hause von Büren, einem braunen, ärmlichen, mit einer großen Stickstube im Erdgeschoß.

„Grüß Gott, Theiler!“ rief eine Weiberstimme aus einem der oberen Stubenfenster herab, und der lange, zähleibige Mann hob den unbedeckten Kopf mit dem ehrwürdig weißen Haar, sandte ein eigentümlich wohltuendes, heimeliges Lächeln zu der empor, die zwischen den Blumenstöcken ihres Fensters herabgrüßte, und gab im Vorübergehen das „Grüß Gott“ zurück. — Es war die Art derer von Büren und andrer umliegender Dörfer, den Theiler nicht ohne Gruß vorbeizulassen; irgendwie war er der wohlgelittenste Mann im weiten Umkreis. Es mochte in seinem Wesen liegen, daß ihm keiner gram war, in seiner offenen, immer gleichen, nie Mißstimmung verratenden Art; vielleicht war das ganze Geheimnis das, daß er nichts hatte, worum die andern ihn hätten beneiden können.

Als der Theiler und der Bub um die Ecke des Hauses und ins Dorf hinab bogen, trat eben der Pfarrherr aus seiner Kirche. Ein bebrillter, grauköpfiger Herr, kam er über die Kirchentreppe herabgestiegen und streckte dem Bauern, mit dem er in der Straße zusammentraf, die Hand hin.

„Vom Tagelohn?“ fragte er, und Theiler gab Bescheid: „Ja, in der Stockrüti haben wir gearbeitet.“ Sein weißer Kopf senkte sich dabei tiefer, und in seiner Haltung lag just so viel Demut, als der geistliche Herr wünschen konnte, und just so viel Stolz, daß dem andern die Demut nicht leid wurde.

„Schafft er brav, der Bub?“ fragte der Geist-

liche und lächelte nach dem Lentin hin, der seitab stand und bis unter das blonde, wollige Haar errötete, als von ihm die Rede ging.

„Ja, ja," gab Theiler zur Antwort. Sein Blick streifte den Buben, als er das sagte, und leuchtete. Dann traten sie schon an dem Hochwürdigen vorüber und setzten mit einem „Ade" ihren Weg fort. Ins Dorf hinein schritten sie, und überall ging der Gruß — eine kurze Anrede hier, ein fröhlicher Zuruf dort — derer mit ihnen, die sie vorüberschreiten sahen. So kamen sie hinab, bis wo ein andrer Feldweg aus dem Dorf und in die Thurmatten hinausleitete. In der Ferne standen schon die dunkeln Büsche, hinter denen die Wasser der Thur vorüberzogen. Auf dem schmalen Fußpfad schritt Lentin hinter dem Vater. Seit sie aus dem Dorfe waren, waren beide stumm. Der Bub ging in Gedanken und sah auf den, der vor ihm schritt. Es fiel ihm zum ersten Male auf, welchen schönen weißen Kopf der Vater hatte, er mußte ihn immer ansehen, dem — was er kaum je wie heute abend bemerkt hatte — die von Büren so freundlich taten. Die Brust schwoll ihm unter dem gelbweißen Hemde; er war stolz auf den Vater; wenn es nicht wider Bauernart gewesen wäre, jemand zu liebkosen, möchte er — einen Augenblick juckten ihm die Hände — den Vater von hinten angefallen und ihm die Arme um den Hals geschlagen haben.

Drüben im Dorf sprach der letzte, der sie hatte vorbeigehen sehen, zu seinem Weibe, mit der in seinem Leben nicht alles glatt ging: „Siehst, da sind zwei, die haben den Frieden miteinander."

Den Frieden hatten der Lentin und sein Vater. Sie taten den Rest ihres Weges leicht und glücklich. Sie wußten, was sie daheim zu finden hatten, denn sie hatten niemand, der sie die Hütte anders hätte finden lassen können als sie erwarteten. Nur einmal stand Theiler plötzlich still, legte die Hand an die Seite und schnaufte. „Eng ist mir," keuchte er, „schon wieder ist mir eng. Es sollte einer meinen, ich wäre zwanzig Jahre älter, so wäre ich." Dann kaute er etwas hinunter, was ihm vor den Atem gekommen war, und tat die letzten Schritte bis zu der Brücke, die vor ihnen auftauchte, unsicherer als bisher. Gleich darauf erreichten sie den Steg, einen sonderbaren, baufälligen, den ein Fremder nicht zu betreten gewagt hätte. Er war so schmal, daß zwei Männer kaum Raum nebeneinander fanden, und hing in Drähten, an denen der Rost fraß. Eine rostige Verbottafel besagte, daß der Gemeinderat von Büren sich der Verantwortung entschlage, falls durch Betreten des Steges ein Unglück geschehe. Aber der Gemeinderat von Büren hatte leicht verbieten: die beiden Bauern aus dem Thurwinkel hatten keinen andern Weg nach ihren Höfen, wenn sie nicht eine Stunde umgehen wollten; und um Umwege zu machen, war denen die Zeit zu teuer. Der Steg hatte auch alleweil noch gehalten. Er hing in den Drähten, die verwickelt und verbogen waren, und seine Bodenbretter waren faul, aber am Ende waren ein paar Fußgänger keine schwere Last; so hatten immer noch diejenigen Recht behalten, die ihn täglich mehrmals benutzten, und der Gemeinderat kam nicht in die Lage, sich von seiner rostigen

Verbottafel seine Vorsicht und Weisheit bezeugen zu lassen.

Als Lentin und sein Vater über den Hängesteg gingen, schwankte und zitterte das Gefüge und bog und wand sich unter jedem Schritte wie ein menschliches Wesen, das Fußtritte schmerzen. Unter ihm schoß die grünlich dunkle Flut der Thur vorbei, ein schmaler Wasserarm in einem breiten Bett von Steingeröll und Sand, zu dessen beiden Seiten das Buschwerk hochmütig und aufrecht stand, als stände bei ihm die Herrschaft und nicht beim Wasser, das im Frühjahr und in Gewitterzeit mit hundert Armen an die Ufer hinauflangte und die Büsche einzog, Sand über sie warf und sie durchbrach. Lentin, während sie den Steg überschritten, hielt die hellen Augen westwärts gerichtet, wo die Sonne niederging. Auf dem Hügel, der vor ihnen aufstieg, auf schroffer, felsiger Kante, stand das Kloster Thurburg, stand in einem brennroten Schein, ein mächtiger und stolzer Bau; Lentin staunte es an, als sähe er es zum ersten Male, und senkte den Kopf tiefer, als der Hügel es seinem Blick entzog; der Anblick des fürnehmen Klosters machte den Hüttenbauernbub immer demütig. Der Vater war ihm ein Stück voraufgeschritten. Er war auf dem schmalen, steinigen Pfad dem Wasser entlang schon dem einen der Holzhäuser nah, die in einem grünen Winkel zwischen Hügel und Fluß standen. Lentin holte ihn in ein paar eiligen Schritten ein und mitsammen schritten sie an Haus und Stall des Rütihofbauern vorüber, ihres einen und einzigen Nachbars, des Johann Hagen. Dann tauchte zwischen

den Obstbäumen ihre eigne Behausung auf, klein, bescheiden, wettergrau, Haus und Stall zusammengebaut. Sie stand unterhalb des Weges, der in scharfer Biegung steil am Hügel emporzuklimmen begann. Die freundlichen Fenster schauten auf eine grüne, schlechte, den Thurwassern zugängliche Matte. Die Türe auf der Rückseite, der sie sich näherten, hatte eine eingetretene Steinschwelle und nußbraune Pfosten, ein leeres Weihwasserbecken hing hoch und vergessen daran. Den Heimkehrenden schoß aus einem kleinen, wenig gepflegten Garten ein Kläffer entgegen, ein fuchsähnliches Hundewesen, das an den Männern mit Liebkosungen emporschoß und das Lentin endlich mit den Armen auffing, emporhob und dem er die Wange schmeichelnd an den Kopf drückte.

Ueber die Stangen eines kunstlosen Wiesenzaunes zur Linken des Hauses glotzte eine braune Kuh auf das Bild und muhte. Da wendete sich Theiler im dunkeln Hausflur und sagte: „Hörst sie wieder. Als ob sie auch ‚Grüß Gott‘ sagen müßte, die Braune. Ein kluges Tier ist sie.“

Lentin ließ den Hund zu Boden, wandte sich nach dem Stalle und kam nach kurzer Weile mit dem Melkeimer und Stuhl geschritten; dann saß er in der Matte und begann der Braunen die Milch zu nehmen. Indessen trat Theiler durch den Flur in die Stube. Sie war niedrig und hatte viele Scheiben, so daß sie fast den Lauben zu vergleichen war, wie sie an den schönen Landhäusern der Reichen prangen. Nur war an ihr daneben alles ärmlich, ungefüg und baufällig, es sah sich aus den vielen

Scheiben wie aus einem hellen Käfig in die grüne Matte und auf die Thurwasser hinab.

Theiler hatte die Sense neben die Haustür unter Dach gehängt. Er sah sich in der Stube um, als wäre er mit der Absicht, eine bestimmte Arbeit zu tun, eingetreten, wandte sich aber dann plötzlich einem der Holzstühle zu, die herumstanden, und setzte sich mit einem leichten Aechzen darauf nieder. „Weiß der Herrgott, was das ist," stammelte er in sich hinein, und die Knie zitterten ihm, während er auf dem Stuhle saß. Er legte die Hände ineinander und starrte einen Augenblick vor sich nieder. Dann ging sein Blick durch eines der Seitenfenster hinaus, in dessen Nähe er saß. Ueber den kleinen Garten hin sah sich's gerade in die Fenster des gelbbraunen großen Nachbarhauses hinein. Der Bauer, als sein Blick unwillkürlich hinüberglitt, zuckte zusammen, als ob er erschräke, stand jäh auf und zwang sich, die Arbeit zu tun, die ihm bei jeder Heimkehr vom Tagelohn zufiel. Zwei irdene Tassen stellte er auf den grauen Holztisch inmitten der Stube, legte Brot und Käse hinzu und setzte darauf in der Küche einen Topf aufs Feuer. Während dieser Arbeit zitterten seine starken Hände, und über die Lippen seines hartgeschnittenen Mundes kamen unsichere, mühsam sich durchzwingende Seufzer. Einmal auch, als er den Topf mit Kartoffeln vom Feuer nahm, stand er einen Augenblick wie gedankenlos, das schwarze Kochgeschirr in der Hand und starrte ins Feuer.

In seinem hageren Gesicht, aus dem sonst die faltenumlegten grauen Augen hell und offen schauten, war ein Ausdruck von Sorge; die Striche, die vom

Munde abwärts in dem grauen Bartkranz verliefen, und die in Falten hochgezogene Stirn redeten davon. Endlich setzte er das Kochgeschirr nieder, legte die braune Hand an die bartlose Oberlippe und strich wie einer, der den Mund trocknet, über diesen und das halbrasierte Kinn sinnend nieder. Da trat Lentin mit dem Melkeimer herein. Theiler fuhr zusammen, aber er ermannte sich. Mitsammen gingen sie nach der Stube. Ueber Milch, Käse und Brot saßen sie dann zu Tisch. Zuerst beugten sie die Köpfe tief über die Teller, und der Alte betete. Sonnenwiderschein lag noch über dem jenseitigen Thurufer; die vielen Stubenfenster sogen eine leise Helle daraus herüber und die Scheiben warfen ihn auf die zwei Köpfe, den weißen des Vaters und den blonden des Lentin. Es war ein friedliches Bild, wie sie nah beieinander saßen und beteten. Während des Essens kamen sie ins Gespräch, in ein wortkarges, abgehacktes; Lentin war hungrig und ließ sich Essen über Reden gehen, Theiler, der wenig aß, hatte ein sonderbares, zerstreutes Wesen. Als der Bub einen Seufzer auffing, der dem Alten entwischte, heftete er die Augen forschend auf diesen: „Habt Ihr noch immer Schmerzen?“ fragte er.

Theiler legte einen Bissen weg, den er eben zum Munde hatte führen wollen, und stand auf. „Ich meine, legen will ich mich einmal recht früh heute,“ sagte er, „vielleicht ist mir morgen wieder besser.“ Dabei stützte er sich mit der Rechten auf die Schulter seines schlanken Buben, tätschelte ihm den Kopf und schritt nach einer Nebenkammer. Von dort gab er, die Türe öffnend und im Entkleiden, dem Buben

Weisungen über allerlei Tagewerk, das noch zu tun blieb. Dann hörte Lentin ihn mit einem schweren Aufschnaufen aufs Lager sich strecken, trat an die Türe und fragte: „Kann ich etwas tun, Vater? Ist Euch noch immer leid? Soll ich zum Hagen hinüberlaufen, die alte Frau um ein Pflaster fragen. Sie weiß mehr Mittel als mancher Doktor, die Alte.“ Theiler aber fuhr mit einer sonderbaren Hast empor und ließ barsche Worte durch die Türe schallen: Was ihm einfalle, zum Hagen laufen zu wollen. Sie wüßten sich schon selber zu helfen. Und sanfter fügte er hinzu, er, Lentin, möge ihn in Ruhe lassen, bis morgen werde ihm schon besser sein.

II

Ehe die von Büren den Bauern vom Thurwinkel den wackeligen Drahtseilsteg gebaut hatten, war eine Fähre über die Thur gegangen. Die Leute in der Theilerhütte hatten sie geführt und einen kleinen Verdienst daraus gezogen. Als Joseph Theiler, der Tagelöhner, geboren wurde, lief die Fähre nicht mehr, aber der Name „Fährbauer“ blieb ihm doch und sollte auf den Lentin, seinen Buben, übergehen, wenn der auf dem kleinen Heimwesen blieb. Joseph Theiler, der Fährbauer, war zu seines Alten Lebzeiten gewandert, hatte auswärts gedient und ein Stück Welt gesehen. Reichtümer fand er keine und kam eines Tages fein bescheiden wieder auf die väterliche Scholle zurück, wo er, als sein Vater ins Sterben kam, als einziger Nachkömmling sich ein-

nistete. Ein Mädchen von Büren nistete mit ihm, eine Rechtschaffene, aber am Leibe Bresthafte. Sie starb, als Lentin noch ein Schulbub war; aber sie hinterließ ihm ein Erbe, das er mit einem gewissen Stolz trug, seinen seltenen Namen. Nicht daß Valentin dazuland ein unbekannter Name gewesen wäre, aber die Abkürzung machte ihn zu dem, was er war, eine Ausnahme unter den Namen. Theilers Frau hatte einen Onkel, der in jungen Jahren über See gegangen war. Sie und die Ihrigen nun hatten — wie so viele tun — auf diesen Onkel immer gehofft, als auf einen, der noch einmal reich, alt und ledig wieder kommen würde, um sich beerben zu lassen. Ei, und eines Tages schrieb dieser Onkel — einen freundlichen Brief, dem eine Zehndollarnote beilag: die Anverwandten sollten eines auf seine Kosten trinken. Dieser zu so großen Hoffnungen berechtigende Brief war „Lentin Theiler" unterfertigt. Von dem Schreiber war nachher nie mehr eine Kunde heimgedrungen; aus ihrer großen Hoffnung heraus aber hatte Lentins Mutter ihren Buben mit dem Namen des Briefschreibers benamst, in Gedanken damit ihre Erbhoffnungen auf diesen übertragend. — Sechzehn Jahre trug Lentin nun diesen Namen, hatte sich mancherlei Neckerei gefallen lassen müssen und hatte sich dennoch die Freude an ihm nicht ausgehen lassen, weil — der Name das Erbstück der Mutter war. Der Bub hing an der verstorbenen Mutter. Er hing an jedem, der ihm Liebes erwies; das war die große Eigenschaft des bäurisch eckigen Burschen, daß er dankbar war, fast unvernünftig dankbar; denn wenn ihm einer Gutes

tat, ging er, wie das Sprichwort heißt, für ihn durchs Feuer und wäre es am Ende buchstäblich gegangen. —

Lentin Theiler, der Bub, kam am frühen Morgen aus dem Stalle gegangen. Er trieb die Kuh vor sich her und ließ sie in die umfriedete Matte hinaus. Als er die Stangen schloß, die den Eingang im Hage sperrten, hing sein Blick besorgt an dem Tier, das das Gras beschnüffelnd umhertrabte, aber nicht fraß. Der Hund kam durch die Umzäunung gefahren und rannte auf die Kuh los, mit der er zu spielen pflegte. Diese warf den Schwanz hoch, dann stand sie wie steif und ein Zittern überrann ihren Körper, sie wich vor dem Kläffen des Hundes nicht wie sonst. Lentin tat einen Seufzer. Er stand barfuß, in Hose und Hemd. Die Aermel des letzteren waren aufgestreift und ließen den kräftigen, aber hageren Arm frei. Die Arme lagen auf den Hagstangen und hatten fast die Farbe des graubraunen Holzes, so sehr waren sie wie dieses am Wetter gewesen.

„Was ist mit eurer Kuh?“ fragte eine Stimme hinter dem Buben. Er wandte sich rasch. „Sie frißt nicht,“ gab er Bescheid, „es muß ihr etwas angekommen sein.“

„Ruf den Vater! Wenn ihr nicht zu ihr schaut, steht sie euch um.“ Der Bauer, der das sagte, trat an den Hag und betrachtete das Tier, das sich nicht mehr von der Stelle bewegte. Er trug gelbbraune Hose und Weste und ein rauhes, am Halse offenes Hemd. Sein Kopf war bloß, das rotblonde, grobe Haar war naß, und das blühende, grobzügige Gesicht trug noch überall die Spuren kalten Wassers; Hagen,

der Rütihofbauer, kam just vom Brunnen, unter dessen Röhre er jeden Morgen mit Kopf und Oberleib sich legte. In seinem borstigen, starken, rötlichen Schnurrbart hing es noch wie Tau in Gräsern. Er hatte eine kurz angebundene, rauhe Art, riß jetzt die Stangen am Zauneingang los und trat in die Matte. „Nun, ruf den Vater!" wiederholte er und wandte sich nach Lentin um, der noch immer wie sinnend dastand.

„Der Vater — er ist im Bett — er ist krank," stotterte dieser wie erwachend.

„Was fehlt ihm?" fragte der Bauer. Kranksein ist keine gewöhnliche Sache bei dem Bauernvolk; viele legen sich erst, wenn es zum Sterben geht.

„Was ihm fehlt, weiß ich nicht," antwortete Lentin. „Er hat es schon lang gespürt, ein Stechen in der Seite, ein Beengtsein. Sagen kann er nicht, wie es gekommen ist und was es ist. Nur aufstehen kann er nicht heute morgen. Es hat ihn gleich auf das Bett zurückgeworfen, als er hat aufstehen wollen."

Hagen wartete das Ende der Erklärung nicht ab; er trat mit raschen Schritten an die Kuh heran, ergriff sie am Glockenband und zog sie dem Mattenausgang zu. Das Tier widerstrebte, aber die Kraft des mittelgroßen, breitschultrigen Mannes war so groß, daß es sich fügen mußte. Im Galopp führte er die Kuh zum Stalle. „So müssen wir ihr helfen, wenn der Vater im Bett liegt," stieß er im Laufen heraus. Da kam auch Leben in den Lentin, er lieh dem Helfer Hand, als dieser im Stall die Kuh mit

Tüchern zu reiben begann und ihr einen Trank eingoß, nach welchem er den Buben geschickt hatte. Hagen arbeitete, daß ihm der Schweiß herunterrann. „Hilft's, so hilft's," sagte er ein paarmal vor sich hin. Als er fertig war, stellte Lentin sich vor ihn hin, hatte ein Leuchten in den hellen, blauen Augen und sagte: „Ein Guter seid Ihr jetzt doch beim Eid, Ihr."

„Bah," lachte Hagen, „einer muß dem andern helfen." Dann fuhr er fort: „die Kuh lässest jetzt stehen und hungern. Sag dem Vater, was wir ihr getan haben. Es wird wohl recht sein." Damit wollte er gehen. Aber Lentin hielt ihn am Arme: „Könnte wohl," bat er, „die Mutter Toneli dem Vater nicht etwas geben, was ihm gut täte?"

„Ja, sie kann ja einmal nach ihm sehen kommen," beschied ihn der Bauer und ging. Lentin trat ins Haus zurück. Dort lief er nach der Stube, wo der Vater lag und gab Bericht: „Das Bräunli, die Kuh, ist krank geworden über Nacht, hat sich überfressen oder so etwas. Der Nachbar Hagen hat sie in die Hände genommen, sie wird wieder gesund werden, meint er."

„Der Nachbar Hagen?" Theiler fuhr von seinem Kissen auf, und die Augen standen ihm weit und groß und starr im Kopf, als hätte er eine Unglücksbotschaft zu hören bekommen.

Lentin schaute ihn verwundert an. Da war es, als schüttle jener einen Traum von sich ab, und er fragte mit ruhiger Stimme, in der nur noch ein kaum merkliches Zittern war: „Wie kommt denn der Hagen dazu?"

„Er hat sie halt gesehen, die Kuh, auf der Matte," erklärte Lentin. „Er ist doch ein Guter, der Hagen," fügte er hinzu.

„Ja, ja," sagte Theiler, und es kam fast wie ein unterdrücktes Stöhnen aus seinem Innersten herauf.

Lentin trat an das Bett. Der Sechzehnjährige war noch zu leichtlebig, als daß er über das sonderbare Wesen des Vaters nachgegrübelt hätte. Kranke werden so sein, fuhr es ihm durch den Kopf. „Wollet Ihr jetzt etwas nehmen, Vater?" fragte er.

Theiler schüttelte den Kopf. „Geh jetzt, mach deine Sache!" gebot er dem Buben. „Nachmittags will ich aufstehen, wenn ich kann."

Lentin ging zur Tür, da rief ihn der Kranke noch einmal zurück und zog ihn an der Hand ans Bett, näher und näher, als müßte er ihm ein Geheimnis sagen. Dann aber sprach er ihm nur mit einer sonderbar gebrochenen Stimme zu, daß er recht arbeiten möge. Und ihn auf die Hand tätschelnd, sagte er: „Und nimm etwas — rechtes zu essen, Bub, hast gehört." In der einfachen, fürsorglichen Rede war ein eigentümlicher Ton, so wie einer spricht, dem es bitterböse geht und der einem andern viel Gutes wünscht. Lentin hörte nur den wirklichen Wortsinn heraus, lachte und sagte: „Verhungern werde ich schon nicht, Vater." Dann machte er sich los und schritt rasch zur Tür. Zur Arbeit mußte ihn keiner treiben. Vor dem Hinausgehen drehte er dem Kranken noch einmal das hagere, offene Gesicht zu. „Machet, daß Ihr bald wieder aufstehen könnt, Vater," sagte er fröhlich. Wenn der Lentin

lachte, leuchtete sein Gesicht wie von einer inneren Sonne, und der schmale Mund, zwischen dessen Lippen die schönen Zähne blinkten, hatte einen Zug, der einem lieb wurde; er glich dann dem Vater aufs Haar.

Lentin verschwand. Theiler saß aufrecht in seinem Bett und sah die Türe an, die sich hinter seinem Buben zugetan hatte.

So saß er eine ganze Weile, wie mit wachen Augen entschlafen. „Ich und die Kuh in einer Nacht," murmelte er vor sich hin. Er hatte die Gewohnheit, in sich hinein zu sprechen. „Wie geschwind das manchmal geht, das Krankwerden," ließ er gleich darauf einen neuen Gedanken laut werden, der ihm durch den Kopf gegangen war. Nach einiger Zeit legte er sich nieder. Sein Bett stand an einer leeren, schmucklosen Holzwand. Die ganze Kammer war ärmlich eingerichtet, enthielt nur das Nötigste — Bett, Stühle und Ofen. Das Waschbecken, das nur noch ein Scherben war, stand auf einem Stuhl am Bett. Durch zwei Fenster lugte der Tag herein. Die Sonne schien; zwei breite, staubdurchtanzte Bänder waren von der Scheibe auf den sauberen tannenen Fußboden gespannt. Theiler lag mit dem Gesicht der Helle zugewendet und staunte minutenlang in das Sinken und Steigen der goldenen Staubstraße. Hinter seiner schmalen, hohen Stirn schafften die Gedanken immerfort; vielleicht sah er kaum, was seine Augen anschauten. Plötzlich drehte er sich zur Wand; eine Blutwelle war ihm zu Kopfe gestiegen. Dann nach einer Weile wandte er sich abermals herum und nur, um neuerdings sich nach der Wand

zu drehen. So wendete er sich ruhelos hin und her; manchmal fuhr seine braune Hand in das dichte Haar, und diese Bewegung war wie in großer Hilflosigkeit und Zerstreutheit getan.

Am Spätvormittag kamen Tritte durch den Hausflur, die nicht die des Lentin waren. Kurz nachher trat eine alte Frau in Theilers Kammer mit wundersam weichem, vollem weißem Haupthaar, das sie in einer schwarzen Haube trug. Sie hatte ein helles, städtisch zugeschnittenes Gewand an, das aber die Spuren ländlicher Arbeit trug. Die Aermel waren etwas zurückgekrempelt und es schauten zwei dürre, braune Arme daraus hervor, deren Hände lange, schmale Finger hatten. Diese Finger waren von Gicht oder Gewohnheit so gebogen, daß sie Krallen glichen, die immer bereit sind, sich um einen Raub zu schließen. Die Frau hatte ein blasses Runzelgesicht mit feinen Zügen, Frau Toneli Elbener mochte einmal ein hübsches Mädchen gewesen sein; nur hatte die Sechzigjährige unter den weißen, dichten Brauenbüscheln keine Augen. Hinter undenklich schmalen Oeffnungen lauerte der Blick, die Pupille war nicht sichtbar. Zumeist drückte die Alte auch noch das linke Auge völlig zu, so daß das rechte aus seinem Versteck alle Seharbeit zu tun hatte, sie aber wohl weidlich tat, denn die Mutter der zweiten Rütihofbäuerin galt für eine Scharfsichtige, der im Haus und draußen nichts, insbesondere nicht der Splitter im Auge des Nächsten entging.

Die Mutter Toneli kam durch die Tür gefahren, ohne anzuklopfen, ohne Federlesens. Sie rieb die

Hände ineinander, als sie drinnen stand, und machte eine komische Bewegung, die fast wie ein Knicks nach dem Bette Theilers hin aussah. Dann brach aus zahnarmem Mund ein großer Schwall sehr süßer, sehr freundlicher, sehr mitleidiger Worte über den kranken Mann. Also krank sei er und schon den ganzen Morgen im Bett. Erst eben jetzt habe der Hagen, der vergeßliche, ihr davon gesagt, ansonsten sie längst herübergekommen wäre. Und am Herzen fehle es ihm, an der Seite — Stechen habe er. Ja, da habe sie ein Pflaster mitgebracht, das Wunder tun werde. Dann kramte sie aus tiefer Rocktasche ein Papier hervor und kramte gleichzeitig aus einem Schatz von Erinnerungen eine Unzahl Mären heraus, wie das Pflaster dem Hans und der Grete, dem Sepp und der Trine geholfen habe. Dazwischenhinein fand sie Zeit, den Theiler nach einer Kerze zu fragen, holte diese aus einem Schrank in der Stube, zündete sie an und hielt ihr Wundermittel darüber. Theiler saß aufrecht in seinem Bett, seine Augen waren weit aufgerissen, und der Mund stand ihm offen, als wie vor Staunen über so viel Redegewandtheit. Es hätte einer über den erstaunten Mann lachen können, wenn nicht in seinem Blick ein so trübes Licht geschienen hätte. Und der Schweiß lief dem Bauern aus allen Poren.

„So," sagte die Mutter Toneli, indem sie ihr Pflaster dem Manne kunstgerecht anklebte, „Ihr werdet sehen, bis morgen ist Euch besser." Dann sah sie sich in der Stube um; das Zusammenziehen der Brauen verriet, wie sie scharf ausblickte, als dürfte ihr kein Winkel entgehen. „Es wäre ja jetzt

doch auch zu schrecklich, wenn Ihr sterben müßtet, Nachbar," begann sie plötzlich wieder, „und der Bub allein auf der Wirtschaft zurückbliebe. Er könnte ja nicht allein hausen, der ..."

Sie stockte. Theiler lag in den Kissen. Er schien erschöpft und blickte zur Decke mit einem Ausdruck verhaltener Pein.

„Am Abend will ich noch einmal zu Euch kommen," versicherte die Mutter Toneli. Ein Sprühfeuer von Freundlichkeitsblitzen zuckte über ihr Gesicht, dann sagte sie ihm Ade, wünschte „gute Besserung" und ging der Türe zu. Auf der Schwelle drehte sie sich um, bekreuzte sich und hob ein lautes Beten an. Es mochten wohl zehn Vaterunser sein, die sie mit einer beängstigenden Schnelligkeit abbetete, während ihre Augen zufielen und ihr Gesicht vor Andacht lang und schmal geworden war. Endlich war sie zu Ende und ging, und als die Tür sich hinter ihr schloß, fuhr Theiler von seinem Bett auf wie ein Besessener, mit den Beinen fuhr er zu Boden und saß auf dem Bettrand, dann krampfte er die Hände zusammen, als ob er beten wollte, aber er kam nicht über ein „Herrgott" hinaus und stöhnte dazwischen in sich hinein: „Gutes tun sie mir jetzt hinten und vorn, Gutes."

So saß er, bis er seinen Buben durch den Flur kommen hörte; da warf er sich ins Bett zurück und wickelte sich ein, als ob er friere oder sich fürchte. Aber es geschah nur, um die Stimmen nicht zu hören, die auf ihn einredeten, auf den Joseph Theiler, die bösen Stimmen, die aus ihm selber kamen.

III

Ueber den wackeligen Thursteg war das Gerücht ohne Schaden gewandelt und erzählte zu Büren, daß Joseph Theiler, der Fährbauer, der rechtschaffene und beliebte Mann, im Sterben liege. Einen Vormittag lang ging im Dorf Theilers Name von Lippe zu Lippe und tönte ein Echo lange und lange hin: „Es wäre doch schade um den wackeren alten Menschen, wenn er schon sterben müßte." Es ließ sich auch nicht ein einziger hören, der dem Fährbauer nicht noch das Leben gegönnt hätte. Wer dem Theiler etwas näher bekannt war, ging nach der Thurwinkelhütte und stattete dem Schwerdaniederliegenden einen Besuch ab. Der Pfarrherr war nach Pflicht und Schuldigkeit einer der ersten, die den Theiler aufsuchten, und er kam nicht nur einmal, er kam täglich, und am vierten Tage, an dem ihm der Kranke nicht gefiel, fügte er zum Morgenbesuch noch einen zweiten des Abends. Bei diesem letzten trug er Ornat, und der Sigrist ging neben ihm mit der Sterbeglocke und dem Rauchfaß. Der weißköpfige Priester kam von diesem Gang mit einem ernsten und nachdenklichen Gesicht zurück und ließ, vielleicht aus den Gefühlen heraus, die ihm just zu schaffen machten, im Kirchenrat, mit dem er eine Stunde später zusammensaß, die Rede laut werden, es sei ein eigentümliches Ding um das Sterben der Menschen. Der Dudli, der Zuchthäusler, der vor acht Tagen gestorben sei, habe sich gelegt zu friedlichem Schlafe, so ruhig und froh, als wäre er schon auf Erden ein Engel gewesen, und der Theiler, der brave

Mann, der einer der geradesten und im Leben zufriedensten Menschen gewesen sei, wälze sich auf seinem letzten Lager wie in großer Gewissensnot und habe alle jene Ruhe verloren, die in gesunden Tagen an ihm gewesen sei.

Zur Stunde selbst, als der Pfarrherr diesen Ausspruch tat, saß Lentin an des Vaters Bett und konnte nicht weg von ihm, obwohl der Hund vor der Haustür winselnd Einlaß heischte und die Kuh im Stall muhte und gemolken zu werden verlangte. Melkenszeit war längst vorbei. Die Dämmerung kam in die Stube geschlichen, sie hing Schleier um Schleier über die Fenster, licht und grau die ersten, dann solche von immer dichteren Geweben und dunklerem Stoff. Ein Gewitterwind ging um das Haus, unfreundlich und stoßweise. Man konnte die Uferbüsche der Thur rauschen hören, wenn er sich zwischen sie warf, und der Obstbaum, der in der Matte Theilers nahe der Schlafkammerfenster stand, bog sich tief und schlug mit einem Ast an die Scheiben. Es war jedesmal, als streife eine Gestalt draußen vorüber, deren Mantel an die Gläser schlug.

Theiler lag mit zur Wand gedrehtem Gesicht, als ob er schlafe. Das volle, weiße Haar hob sich schön von dem blaubedruckten Kissen ab, einmal fuhr er sich mit der Hand hinein und riß darin; es war eine wilde Gebärde und zeigte dem Lentin, daß der Vater nicht schlief. Dennoch versuchte der Bub, sich zu erheben; die Stimme der Kuh schnitt ihm ins Herz. Aber Theiler stieß ein heftiges: „Da bleibst, Bub. Gelt, du bleibst? — Du?“

heraus. Da setzte er sich wieder. Und plötzlich richtete der Vater sich auf, ruhig und fest wie ein Gesunder, und sagte: „Jetzt will ich es dir erzählen."

Lentin bog sich auf seinem Stuhl um ein weniges zurück; die Art des Vaters erschreckte ihn. Dann, als er sah, daß jener bei vollem Verstande war, wurde er ruhig, hielt die hellblauen Augen voll einer ernsten Neugier auf des Vaters Gesicht gerichtet und legte die Hände auf die Knie. Sie waren ein seltsames Bild, wie sie einander gegenüber saßen, Theiler in dunkelm, an der Brust offenstehendem Hemde, hager und gelbbleich, der Bub in Hose und Weste, barfuß, mit altklugem Gesicht. Die große Aehnlichkeit zwischen beiden trat sprechend hervor, ihre scharfen Züge, die beiden eigne starke, mit geradem Bug vorspringende Nase waren so gleich, daß der Junge wie der Schatten des Alten war.

Die Dunkelheit kam über sie, und Theiler begann: „Gelt, es sind viele Leute hier gewesen heute?" Lentin nickte, und Theiler fuhr fort: „Sie sehen mich für einen rechten Mann an im Dorf, sie meinen es gut mit mir — ja, ja, sie haben mich immer für einen braven Mann angesehen."

„Seid Ihr es etwa nicht, Vater?" sagte Lentin mit leisem Lachen, dennoch tat ihm das ungewohnte Wort weh, und es fiel ihm dabei ein, daß der Vater nicht mehr lange brav sein möchte; setzte doch der Tod auch der Bravheit ein Ende.

Theiler war mit einer Bewegung dem Buben in die Rede gefallen. „Red nicht, red nicht," stieß er hervor, „es ist nicht jeder, was er scheint." Dann

seufzte er tief und sah den Buben mit einem angstvollen Blick an, als wäre der sein Herr oder sein Richter. „Dem Pfarrer habe ich es nicht sagen können," hob er plötzlich wieder an. „Dir will ich es sagen. Ich — muß dir ein böses Erbe geben, Bub, aber du mußt es annehmen; ich kann es nicht mit mir fortnehmen, es erwürgte mich noch, bevor es sonst zu Ende ginge. Du mußt helfen gutmachen, Bub. Wenn ich in der ewigen Strafe bin, mußt du für mich gutmachen; eine Schuld mußt erben, Bub, und mußt sie für mich abzahlen."

Er hielt wieder inne, Lentin saß jetzt bleich und verschüchtert da; er wußte sich nicht zu helfen in dem, was über ihn kam. Theiler aber langte mit der dürren Hand nach ihm und zog ihn ans Bett, bis er auf dem Rand sich niederließ, und die Hand des Buben mit seinen Fingern umspannend, erzählte er ihm: „Ich bin nicht immer im Thurwinkel gewesen. Der Winkel ist winzig im Vergleich zur großen Welt, und es hat mich gelüstet, mehr als den winzigen Winkel zu sehen. Gesehen habe ich auch viel und viel, aber als ich heimgekommen bin, wäre ich froh gewesen, ich wäre nie fortgekommen. Dem Vogel, der im Käfig zur Welt gekommen ist, ist der Käfig ein gutes Haus. Fliegt er aber einmal aus und wird wieder eingefangen und in den Käfig zurückgesteckt, so läßt er den Kopf hängen und vergißt das Singen, stirbt am Ende gar an heimlicher Unzufriedenheit. Die Unzufriedenheit ist eine böse Krankheit, die böseste, soweit ich weiß. Sie wächst an allen Straßenecken in der großen Welt. Geht so ein genügsamer Bauer aus, die

Welt anzustaunen, so ist die Krankheit schon an ihm, ehe er's recht denkt. Also, krank an der Unzufriedenheit bin ich heimgekommen. Und je mehr ich daheimsaß, wurmte mich etwas, wurmte mich ganz besonders eines, daß — daß es andre Leute gab, die mehr und besser hatten als ich. Eine böse Krankheit ist es; sie frißt und frißt sich in einen herein, und alles Gesunde und Gute, Rechtschaffenheit und Geradheit gehen zugrunde dabei wie Saat unter dem Unkraut. Ich bin ein unleidiger Bursche gewesen damals, und mein Vater hat nicht immer leichte Zeit gehabt mit mir. Vielleicht hat es auch mit an seinem Grab gegraben, daß ich mich nicht mehr in die Heimat finden und schicken konnte. Aber ich lernte nicht mehr, mich hineinzufinden. Auch nicht, als deine Mutter zu mir ins Haus kam, der Vater tot und ich eigner Herr in der Thurwinkelhütte war. Eine Weile ist es freilich besser gegangen, aber als du kamst und alles gar so schmal im Hause war, kam die alte Krankheit von neuem und schlimmer wieder. Da arbeitete ich eines Tages am Sand im Thurbett, eine gute Strecke unterhalb hier, und als ich einmal ins grüne Wasser schaue, wie es so bedachtsam dahinfließt, kommt etwas dahergeschwommen, das wie ein Brief aussieht. Einer, der weniger glückshungrig gewesen wäre als ich, hätte vielleicht den Fetzen vorbeischwimmen lassen; ich aber hatte schon immer darauf gewartet, daß mir von irgendwoher einmal gebratene Tauben ins Maul fliegen möchten, und war auf den Briefumschlag neugierig. Und da kam das Ding daher, nahe meinem Standort, nicht einmal groß zu mühen

brauchte ich mich, einen Schuh voll Wasser zog ich heraus, aber das Papier hatte ich auch; und da fühlte ich gleich, daß es schwer war und daß es nicht leer sein konnte. Ein gelber Umschlag war es und trug keine Aufschrift, nur der Stempel der Stadtbank war darauf. Als ich den sah, durchfuhr es mich heiß: Wenn Geld in dem nassen Fetzen wäre! Ich getraute mich nicht, es aufzureißen, die Stelle, wo ich stand, war mir zu offen; ich sah mich um wie ein Dieb, ob niemand mich gesehen haben könnte, denn — denn — das mag mich wohl gleich gepackt haben: hergeben wollte ich nimmer, was ich jetzt in der Hand hielt.

„Oeffnen konnte ich das Ding doch nicht; arbeiten mochte ich aber auch nicht mehr und machte mich auf den Heimweg. Da fiel mir ein, deine Mutter könnte mich fragen, warum ich vorzeit von der Arbeit weggehe. Und ich kehrte wieder um und fing an, mühselig die Zeit mit Schaufeln totzuschlagen. In der Tasche der nasse Brief brannte mich wie Kohlen. Und dann konnte ich mich nicht halten. In der Tasche habe ich ihn aufgerissen und hineingeschaut: Banknoten waren es, Banknoten, ein ganzes Päckchen. Abend ist es endlich auch geworden, und ich bin heimgegangen, langsam, die Pfeife im Mund, gerade wie sonst, daß nur ja und ja keiner etwas Außergewöhnliches an mir sehe. Siehst, Bub, da war der Teufel Herr über mich: Behalten wollte ich das Geld, behalten auf jeden Fall. Als ich an unsre Hütte komme, ist vor dem Thurrütihof ein großes Geschrei: der Hagen — er ist immer ein gutmütiger, aber jähzorniger Mensch gewesen — tobt

wie ein Rasender, seine Frau, nicht die er jetzt hat, die andre, die erste, eine blasse, ordentliche, stille, steht zwischen Magd und Knecht und flennt. Und just als ich an unsre Tür komme, schlägt der Hagen, der Wüterich, ihr die schwere Faust ein-, zweimal in den Rücken. Zwischen Magd und Knecht! ‚Dich muß man schicken, dich!‘ brüllt er, ‚wenn etwas ausgerichtet sein soll, muß einer eine Närrin schicken wie dich.‘

„Ich blieb stehen und schaute hinüber, das Herz stand mir still, und ich schwitzte wie nach einer schweren Arbeit. Irgendwie war mir, ich sei an den Schlägen mit schuld. Da kam auch schon deine Mutter aus dem Hause, trat zu mir und sagte: ‚Wie der lärmt, der Hagen! Was zu viel ist, ist zu viel! Ein Unglück kann am Ende jedem geschehen.‘

„‚Was ist denn?‘ fragte ich, vielleicht war ich bleich statt rot jetzt, mich fror, und immer ging es mir durch den Kopf: Die Rütihofbäuerin hat das Geld verloren.

„‚Die Frau hat in die Stadt müssen, Geld holen,‘ erzählte deine Mutter. Mir war, als ob ich selber es mir erzähle. ‚Der Hagen muß einen Schuldbrief von seinem Haus ablösen,‘“ fuhr sie fort. ‚Den Sack mit dem Silbergeld hat sie glücklich heimgebracht, einen Brief voll Banknoten hat sie unterwegs verloren.‘

„‚Wo denn?‘ frage ich. Und die Mutter gibt wieder Bescheid: ‚Wo, das kann sie selber nicht sagen, die Frau. Der Weg von der Stadt ist weit genug, wer kann die drei Stunden weit nachsuchen gehen? Auf dem Weg würde es doch nicht mehr

liegen. Nur alleweil ist ihr, sagt die Frau, als müßte ihr der Brief auf dem Thursteg aus dem Korbe geglitten sein. Sie hat einen Mißtritt getan, und der Steg, der wacklige, schlechte, ist ins Schwanken gekommen, so ins Schwanken, daß der Frau schwarz vor den Augen geworden ist. In die Thur könnte ihr das Geld gefallen sein, meint sie jetzt. Die Rütihofkinder suchen schon unten, seit ihr das vorhin eingefallen ist.'

„So erzählte deine Mutter neben mir. Gehört habe ich's; denn ich weiß es heute noch. Die Gedanken aber sind geflogen wie Blitze, haben gehastet wie einer, dem es ans Leben geht. So in der Hast haben sie herausgetiftelt, was ich mit dem Gelde anfangen soll."

Der Lentin hatte sich in den Stuhl zurückgelehnt, als dränge ihn etwas von dem Vater hinweg. Seine Augen waren aufgerissen und seine Lippen zitterten. Theiler sah ihn an und krampfte die Hände ins Leintuch. Er fühlte keine Schmerzen mehr. Es drückte ihm etwas das Herz zusammen, und das tat weher als alle leiblichen Schmerzen. Es war die Scham vor seinem Buben. „Bub," stammelte er, „Bub!" Es klang, als bettelte er, dann kam ein Gurgeln aus seinem Munde, als müßte er ersticken, und dann bezwang er sich und fuhr dennoch weiter; „Hüte dich vor der Sünde, Bub, hüte dich! Wenn sie dich hält, läßt sie dich nicht mehr auskommen. Mich hat sie fest gehabt. Wenn es ums Leben gegangen wäre, hätte ich das Geld nicht mehr hergegeben. Damit es keiner finde, band ich es mir, in ein Stück Leinwand eingenäht, auf den Leib, und stand tausend

Aengste aus, daß ich es verlieren könnte. Währenddessen suchten und suchten die vom Rütihof. Keiner brachte der Frau ihr Geld wieder. An dem Hagen kam eine schlimme Seite an den Tag. Er begann zu zeigen, daß er ein roher und gewalttätiger Mensch war. Seine Frau büßte Tag für Tag mit Prügeln die Banknoten ab. Eines Morgens, eine Woche nach dem Tage, an dem sie das Geld verloren hatte, fanden sie sie in einem Tiefwasserloch in der Thur. ‚Ich will die böse Schuld abwaschen,' hatte sie dem Hagen auf einen Zettel geschrieben. Dem Hagen ist der Verlust nah gegangen, der Verlust des Geldes noch näher. Er hätte ihn beinahe in den Konkurs gebracht. Heute hat er es überwunden, hat eine andre Frau, aber mit dem Geld will es auch bei ihm nicht recht weiter! Vielleicht — hätte er damals die Noten gehabt — wäre er jetzt ein hablicher Mann!"

Theiler hielt inne und schnaufte. Der Wind wuchs draußen. Sturmähnlich fuhr er um die Hütte; es war der Wind, der das schlimme Wetter bringt.

„Siehst, Bub," begann da der Kranke wieder. Seine Stimme war aber plötzlich ganz ruhig, fast müde: „Siehst, so ist dein Vater, den sie für weiß Gott was ansehen, ein Schuft gewesen! — Mir hat das Geld keinen Segen gebracht; wie es gefunden worden ist, ist es wieder verloren gegangen! Fast vom Tage an hat deine Mutter zu kränkeln angefangen; eine böse Krankheit hat an ihr gefressen, und — ich habe sie nicht sterben lassen wollen. Den Doktor habe ich kommen lassen, und der eine Doktor

hat einen andern gerufen. Zum Tagelohn habe ich auch nicht mehr aus können, so ist das Häuflein Geld auch mit den Wochen und Monaten unmerklich gegangen; der letzte Rest hat deiner Mutter noch Grab und Kreuz bezahlt. Weil es so unmerklich vergangen ist, hat auch niemand geahnt, daß der Fährbauer mehr Geld als gewöhnlich und recht im Haus gehabt hat. Sie haben es mir nur zur Ehre angerechnet, daß ich mir über die schwere Zeit so ehrlich durchgeholfen hätte. Sie haben mir immer alles zum Guten ausgelegt und zum Guten gerechnet. — Aber jetzt —"

Langsam glomm in Theilers Augen ein wildes Feuer auf. Es brach hervor wie wachsende Lohe. Dann stand er plötzlich aus dem Bette auf und klammerte sich an den Rand. Sein weißes Haar war wirr, auf seine fahlen Wangen traten zwei rote Flecken. „Bub!" brach er in keuchenden Worten los, „Bub, jetzt weiß ich erst recht, was ich auf mir habe. Immer — immer — viele Jahre lang ist mir die Schuld wie ein Stein im Herzen gelegen. Vor jedem Unrecht habe ich mich gehütet. Jedem Menschen habe ich getan, was ich habe tun können! Frag den Hagen, ich bin ihm ein diensteifriger Nachbar gewesen. Aber jetzt — weiß ich, daß ich mehr hätte tun sollen! — Es geht zu Ende, Bub. Ja! Und ich will keinen Doktor, hörst du, ich will keinen! Ich will es annehmen, wie mich Gott straft, und kein Mensch soll eine Hand für mich rühren. Aber — an dem Hagen und seinen Kindern habe ich nichts getan, nichts, zu wenig. Dem hätte ich meiner Lebtag mit Leib und Seele gehört! Für den hätte

ich schaffen sollen, dem gehörte die — die Thurhütte, dem — und jetzt kann ich nicht mehr — und — du, Lentin, du Bub! Wenn ich gestorben bin, geh zu ihm, er — er soll dich aufnehmen als Knecht — du mußt für ihn schaffen, für ihn hausen, meine Schuld abzuzahlen, hörst, Bub, du — mußt —"

Der verzweifelnde Mann sank auf die Knie. Vielleicht hatte die Schwäche ihn niedergeworfen. Auf Händen und Füßen kroch er an den Buben heran. „Hörst du, Bub! Zu dem Hagen mußt dich verdingen!" stammelte er, und es klang wie das Lallen eines Irrsinnigen oder Fieberkranken. Auch die Augen leuchteten in einem irren Licht. Lentin war bleich wie die Kalkwand. Er stand mit schlaff herabhängenden Armen und sah auf den Vater, aber seine Gedanken waren wirr, und er vermochte nicht Bescheid zu geben. Da brach ein Ton in die Stille der Stube, der das Heulen des Windes übertönte und fürchterlich war, laut, dumpf und doch durchdringend, markerschütternd, der Schmerzensschrei eines Tieres. Eine Stille folgte dem Laut. Der Kranke am Boden wie Lentin hatten gelauscht. Nun fuhr der Bub jäh auf. „Das Bräunli, die Kuh!" schrie er und stürmte aus der Tür. In unglaublich kurzer Zeit war er wieder da. „Sie ist tot, am Boden liegt sie im Stall, die Zunge hängt ihr heraus," berichtete er mit unterdrückter Stimme; die Worte wollten nicht aus der angstverschnürten Kehle heraus. Theiler lag am Boden, als wäre er gestorben, er hatte die Kraft nicht mehr gehabt, sich zu erheben. Lentin sah es erst, als auf seine Worte keine Antwort kam, so verstört war er hereingekommen.

Da faßte ihn ein mächtiges Mitleid, ein Schluchzen sprengte ihm die geschlossenen Lippen, er warf die Arme weit und eilte auf den Daliegenden zu. Stark, wie er war, hob er den Vater auf, der willen- und kraftlos war wie ein Kind, und legte ihn aufs Bett. Ein Seufzer bewies ihm, daß jener noch lebte, aber er sprach nicht mehr, sah nur ihn, den Lentin, mit großen und angstvollen Augen an. Den Lentin schüttelte unsägliche Qual. Er wußte sich nicht zu helfen, so grenzenlos war das Elendsgefühl, das ihn bedrängte. Da fiel ihm ein, daß der Pfarrherr an des Vaters Bett gebetet hatte; und er kniete nebenhin und betete: „Vater unser!" Wenn er zu Ende war, fing er von vorne an. Der Kranke sah ihn an, und sein Gesicht wurde ruhiger, es ging etwas um seinen Mund, das wie ein schwaches, dankbares Lächeln war.

Es war dunkel um die beiden. Das Gemurmel des Lentin ging zuweilen in den Windstößen unter, die an die Fensterscheiben fuhren, als gälte es, diese zum Bersten zu bringen. Dann wurde es taghell und wieder schwarz und dunkel. Ein Rollen ging in der Ferne. Dann zuckte eine rote Flamme so dicht vor den Scheiben, als schlüge der Blitz ins Haus, und der Donner rollte dumpfer und mächtiger und näher. Und dann kam wieder das Brausen der Winde. „Vater unser," betete Lentin.

IV

Die grauen schweren Nebel strichen über Büren dahin. Sie kamen wie faule, graue Riesen über die Thurburg hergezogen, schleppten mit den Säumen am Boden und blieben an Matten und Bäumen damit hängen, rissen sich an Dornbüschen zu Fetzen und standen über der trübe fließenden Thur, als kämen sie nicht über das Wasser. Der Tag hatte die Augen müde aufgetan. Es war, als könnte und könnte es nicht hell werden; wenn der wolkige Tag aufblickt, ist es, als öffne ein steinalter Mann die Lider, schwere, mit langen grauen Wimpern, die er unendlich mühsam aufreißt. Die dunkelgrünen Wiesen trieften, die Lehmwege waren weich und gelb, Lachen liefen über ihnen zusammen, die Kröten schwelgten in den Pfützen; außer ihnen brachte nichts Leben in die weite Mattenebene. Der Regen fiel unablässig, unablässig seit Mitternacht. Er rauschte auf den Schindeln der Thurwinkelhütte, in den Wildreben, die auf der Flußseite sich um die Fenster schlangen, und in den Bäumen neben dem Hause. Was Wunder, daß der graue Tag wieder einzuschlafen drohte, die eintönige Musik der fallenden Tropfen machte auch den Lentin auf seinem Stuhle nicken, den er an des Vaters Bett innehatte. Eine durchwachte Nacht war dem Buben eine fremde Sache; und er war in dieser Nacht nicht aus den Kleidern gekommen. Auch fallen Augen, die viel geweint haben, gerne zu, und Lentin hatte stundenlang geflennt, bis in den grauen Tag hinein und seit der Vater gestorben war. Theiler lag auf seinem

Bett, zugedeckt, ruhig, beide Arme auf die Decke gebreitet, im Gesicht einen Zug befriedigter Sehnsucht. Vor Mitternacht hatte er sich in diese Stellung geworfen. „So,“ hatte er gesagt, dieses einzige kurze Wort. „So nimm mich,“ hätte es vielleicht heißen sollen, und es mochte ihm gewesen sein, als lege er sich seinem Heiland in die Arme. So war er gestorben. Dann hatte Lentin geweint. Nicht nur um den Vater, um — er hätte kaum sagen können, um wie viel. Es war ihm nur, als könnte er bis an seines Lebens Ende nicht ausschreien und ausweinen, was ihm auf dem Herzen lag, so schwer drückte es ihn. Und nun nickte er. Auf die Brust fiel der Kopf und schreckte wieder auf; die Augen öffneten sich und fielen wieder zu; der Schlaf bekam ihn sacht in seine Gewalt. Da drang durch den Regen ein Läuten von Büren herüber. Klagend, langsam und unregelmäßig kam es daher, als blieben die einzelnen Klänge unterwegs hängen, als müßten sie auf müden Füßen den Weg über regennassen Boden tun. Lentin schrak auf. ‚Sie läuten dem Vater ins End',‘ war sein erster Gedanke; dann fiel ihm ein, daß noch niemand wußte, daß der Vater gestorben war, und er legte sich's zurecht, daß sie in Büren zur Frühmesse läuteten. Einen Augenblick saß er und starrte vor sich nieder; er hatte ein Gefühl, daß ihn nichts kümmerte, nichts mehr anging, daß ihm alles gleich war, so gleich, als ginge es nicht ihn, sondern den fremdesten Menschen an. Warum sollte er da nicht schlafen? Aber dann stach ihn etwas. Er hatte nie Ruhe, der Lentin, wenn er nicht seine Pflicht

getan hatte; und auf einmal fiel ihm ein, daß er des Vaters Tod dem Pfarrherrn anzeigen müsse. Als er aufstand, bereit, sich auf den Weg zu machen, erinnerte er sich einer Menge Pflichten, die ein Sterbefall den Zurückbleibenden auferlegt; er hatte in dergleichen Dinge öfter hineingesehen. Er rieb sich die Augen, dann ging er hinaus und hielt den Kopf unter die Brunnenröhre, das machte ihn ganz wach; nachher war ihm die Stirn kühl und frei, und er wußte, was er zu tun hatte. Zum Thurrütihof lief er zuerst hinüber; aber vor dem Hause stutzte er: denen konnte er jetzt nicht unter die Augen gehen. Aber er sah den Knecht aus dem Stalle treten, sagte ihm den Tod des Vaters an und bat ihn, eines der Kinder im Haus zum Pfarrherrn zu schicken. Und der Knecht war der Neuigkeit froh und versprach mit wichtiger Miene, dem Buben zu Willen sein zu wollen. „Die Kuh ist uns auch draufgegangen," sagte ihm der Lentin im Davongehen.

Nicht lange nachher füllte sich die Thurwinkelhütte. Die Mutter Toneli kam zuerst hereingefahren. Sie fand den Lentin im Begriff, zwei Kerzen an seines Vaters Bett zu stellen. Ehe sie ins Haus trat, hatte sie den Kopf in den Stall gesteckt, um die tote Kuh zu sehen, von der ihr der Knecht erzählt hatte. So eifrig wie in den Stall, kam sie in die Totenstube hereingestoben, zwischen engen Lidern wurden die funkelnden Aeuglein sichtbar; eine seltsame Lüsternheit leuchtete aus dem Blick; man sah, wie es dem Weibe wohltat, aus der stillen Alltäglichkeit gerissen zu sein. Als sie

aber an das Bett des Toten kam, schien eine andre Laune sie zu überkommen; denn sie brach plötzlich in eine Flut von Tränen aus. „So ein Unglück, so ein Unglück!" jammerte sie. Lentin stand an der Wand und starrte sie an. Er kam sich wie verdrängt vor, aber er wehrte sich nicht gegen die aufdringliche Trauer der Nachbarin. In diesem Augenblick trat eine zweite Frau in die Stube, eine hohe, hagere, die in selten sauberen, sorgfältigen Kleidern ging. Sie hatte braunes Haar, das wider alle Bauernart hoch aufgesteckt war, hatte eine flache, von Löckchen überhangene Stirn, ein kleines weißes Gesicht und eine starke, spitze Nase, über die ein ansehnliches Laubfleckenband gespannt war. „So ein Unglück!" schluchzte auch sie, der andern zum Echo. Dann sprangen auch ihr die Tränen wie auf Befehl zu den stahlgrauen, scharfen Augen heraus, und dann trat die Rütihofbäuerin neben die Alte, ihre Mutter, zog sie neben sich nieder und kniete mit ihr an das Bett des toten Bauern, dessen ernstes Schweigen neben der Geschwätzigkeit der zwei Klageweiber von einer großen Feierlichkeit war. Die beiden Frauen begannen Gebete zu leiern. Währenddessen füllte sich die Stube unmerklich. Hagen, der Bauer, kam herein und blieb mit gefalteten Händen und einem Ausdruck von Unbeholfenheit in seinem derben Gesicht nahe der Tür stehen. Neben und hinter ihn traten seine Buben, von denen zwei in Lentins Alter, der dritte noch jünger war. Auch die junge Magd vom Rütihof drückte sich herein und lugte zwischen den Männern hindurch auf die Leiche, und dann stahl sich ganz

zuletzt ein Mädchen in die Stube, stand wie der Lentin allein und für sich und schaute mit großen braunen Augen auf das, was vorging. Das Kind — es mochte seine zwölf Jahre zählen — hatte nackte Füße, Beine und Arme und stand in einem kaum bis an die Knie reichenden braunen Rock, der durch ein graues, eng anliegendes Leibchen gehalten wurde. Aus dem letzteren schauten die gelbweißen Linnenärmel des Hemdes und die braunen Arme. Elsi, des Rütihofbauern Jüngste, stand mit vor Erregung bleichem Gesicht in ihrer Ecke, und ihr scheuer Blick suchte über die betenden Weiber hin die Leiche. Dabei tat sie unwillkürlich einen Schritt vor und kam dem Lentin nahe, der bildsäulenhaft nicht von der Stelle wich. Heimliche Angst quälte das Kind, das zum ersten Male einen Toten sah, und unwillkürlich griff es mit der linken Hand nach Lentins rechter. Der Bub schreckte aus seiner Erstarrung auf und sah das Kind an; der Blick desselben traf ihn mit herzlichem Schein, ein Ausdruck lag in dem weißen Gesicht mit den ebenmäßigen Zügen, daß der Lentin darin lesen konnte, was die Elsi vielleicht hätte sagen mögen: „Armer, du!“ Dann glitt ihre Hand aus der seinen, und sie trat verschüchtert zurück, weil die Stiefmutter und die Mutter Toneli aufstanden und den Toten zu rüsten begannen, als verstehe es sich von selbst, daß sie das Amt übernahmen. Der Bauer und die Buben trollten sich wieder, auch Elsi und die Magd gingen hinweg. Dem Lentin wurde es unbehaglich bei den Weibern; er strich hinaus und schlich ein paar Stunden ziellos im Hause umher. Als er später

der Stunde in der Sterbestube des Vaters gedachte, konnte er nur an eines sich gern, deutlich und freundlich erinnern, an das Gesicht der Elsi, wie es aus dem weichen braunen, in Ringeln auf die Schultern fallenden Haar ihn angeblickt hatte.

Der Tag verging schneller als sonst. Die Hütte wurde kaum je leer von Menschen, die Mitgefühl oder Neugier hertrieb, an des Fährbauers Bett ein Gebet zu verrichten. Der Pfarrherr kam und sagte zu Lentin schöne und wohlgesetzte Worte, daß er sich seinen toten Vater in allem solle zum Vorbild nehmen; worauf es ihm im Leben nicht fehlen könne. Auch ein paar bunte Kränze und Sträuße, geflochten aus geringen Gartenblumen, wie sie eben jetzt in allen Gärten standen, wurden dem Toten aufs Bett gelegt. Als Lentin in die Kammer trat und die Blumen sah, war ihm, als müßten sie den Vater drücken, wie ihn die unverdiente Freundlichkeit der Leute zu Lebzeiten gedrückt hatte, und er hätte sie weggenommen, wenn er nicht die Fragen der Leute gefürchtet hätte. Als es dunkel wurde, weckte die Stille, die im Hause war, den Bub wie aus einem Traume. Die Erkenntnis dessen, was er seit Stunden gesehen, gehört und erlebt hatte, ging erst jetzt durch seinen wirren Kopf. Es fiel ihm ein, daß er Weiber hatte flennen hören, daß viel gebetet worden und ihm viele mitleidige Reden und Klagen über sein Unglück in die Ohren geklungen hatten. Er sah sich um: von den mitleidigen Leuten war keiner mehr da. Da fiel ihm ein, daß sie, der Pfarrherr voran, versprochen hatten, morgen wiederzukommen, um den Vater zu begraben. Darauf

trat er aus der dunkelnden Stube in die Nebenkammer, die von Leichenduft erfüllt war und wo die zwei Kerzen sich langsam und qualmend zu Ende brannten. Dort setzte er sich ans Fenster und sah in die Regennacht hinaus. Er knöpfte sich Rock und Weste auf, weil ihm eng war, aber es half nichts, es lag wie Gewichte auf seiner Brust. Dann begann er zum ersten Male daran zu denken, wie es nun werden sollte. Und als er das übersann, trat alles das scharf und deutlich ihm wieder vor Augen, was ihm der Vater gebeichtet hatte. In der Wirrnis des geräuschvollen Tages hatte er sich keine klaren Gedanken machen können, jetzt fühlte er, daß er eine große Sache sich überlegen müsse, empfand, daß etwas Wichtiges geschehen sei, das er nicht genug in Gedanken um und um wenden könne. — Der Vater hatte bei dem Hagen, dem Nachbar, eine Schuld, eine große Schuld, und hatte ihn, den Lentin, geheißen, sie abzuzahlen. Ein Leichtsinniger hätte sich eingeredet: „Was schert dich das, was ein andrer schuldig ist!“ Der Lentin sah den Hagen, den Nachbar, vor sich, und der rauhe Mann erschien ihm plötzlich bemitleidenswert. Was hatte der für Unglück erleben müssen! Und alles durch die Schuld des — seines Vaters. Der Bub war hochherzig. Zu allem Vornherein mochte er den Hagen wohl leiden, seit er sich so um die Kuh gekümmert hatte. Und plötzlich wuchs nun eine fast übergroße Dankbarkeit gegen ihn in ihm auf! Damit stand auch schon der Entschluß in ihm fest, irgendwie dem Rütihofbauern nahekommen und ihm dienstbar sein zu wollen. Nur wie das zugehen

solle, leuchtete ihm nicht ein. Als Knecht würde er ihn nicht wollen, nicht brauchen; der hatte Buben genug und einen Knecht dazu! Aber — und wenn er, Lentin, nachts für ihn heimlich bauen, mähen, holzen müßte, irgendwie wollte er seine Kraft zu seinen Gunsten brauchen. „Gelt, Vater?" Dieses „Gelt, Vater" war ein Wort gewordener Gedanke. Lentin wandte sich unwillkürlich nach dem Bett um, wo der Tote lag, als ließe sich noch mit dem reden. Dann wäre er beinahe aufgestanden und gleich jetzt nach dem Rütihof hinübergelaufen, um zu sehen, was es dort zu werken gäbe. Aber er besann sich, was noch alles vorher geschehen müsse, und während er bis tief in die Nacht hinein saß und sann, fuhr ihm auf einmal ein Schrecken zu Herzen, als er an die Weiber im Rütihof dachte. Ein Argwohn gegen die zwei Frauen erfüllte ihn; er hatte sie schon immer nicht recht leiden mögen, und der Vater hatte nie besonders wohl von ihnen gesprochen. Bei denen zu arbeiten schien ihm keine leichte Sache. Die Bedenken erstickten aber in dem Blust guter Vorsätze, die in ihm aufgeschossen waren, und als er sich gegen Mitternacht zu Bett legte, hatte der Lentin einen Lebenszweck, an dem er sich aus dem Wirrsal seiner Bedrängnisse aufrichtete.

Lentin, der Bub, war noch jung, aber zäh. Was er sich am Vorabend ausgesonnen, stand am Morgen klar und deutlich vor seinen Augen, und er begann zu tun, was ihm auf dem Weg zum Ziel recht schien. Er ging hinüber nach dem Rütihof und bat die Mutter Toneli, daß sie ihm helfe, den

Gräbtleuten, die doch am Vormittag kommen wollten, das Totenmahl zu richten. Er, Lentin, hatte keine Anverwandten, sie waren alle nach Amerika oder in den Himmel ausgewandert. Die Mutter Toneli machte ein saures Gesicht, als aber die Bäuerin, ihre Tochter, ein süßes schnitt und, den Buben anlachend, sagte, brav sei es von ihm, daß er an sie denke, wenn er Hilfe brauche, er wisse ja, daß sie immer bereit gewesen, dem Herrgott zu Gefallen zu leben, da verwandelte sich auch die Laune der Alten und wurde lieblich; die Mutter Toneli war in dem Augenblick wie das Wetter draußen, aus regengrauem Himmel brach plötzlich ein bleicher, greller Sonnenstrahl. „Komm nur, Bub, natürlich helfe ich dir," sagte sie schmunzelnd und lief auf der Stelle ihm voran nach der Thurwinkelhütte. Lentin aber stand noch, sah die junge Bäuerin mit seinen hellen Augen gerade an und sagte: „Ich will dann gern bei Euch arbeiten für das, was Ihr jetzt für mich tut, Ihr!"

„Ja, ja," gab die Frau eilig und kurz zurück und lief hinweg; Lentin wußte nachher nicht, ob sie gehört, was er gesagt hatte. Aber der Mut sank ihm nicht; er wollte auf dem Rütihof schon ankommen. Und das Schicksal half ihm zu seinem Willen.

Die Mutter Toneli richtete in der Thurwinkelhütte ein Mahl her, das für den hablicheren Rütihof noch üppig gewesen wäre. Sie zeigte einen merkwürdigen Eifer, im Hause alles zusammenzusuchen, was für ein Fest verwendbar schien, und ließ keinen Kasten, keine Kiste und keinen Winkel undurchsucht. Sie geriet über Theilers Truhe, in

der Lentin selber noch nie eine Hand, nicht einmal einen Blick gehabt hatte, und kramte darin, als ob sie in ihrer eignen Tasche suchte. Sie fand auch sorgfältig in ein Tuch gewickelt ein Goldstück darin, und aus dem bestritt sie die Kosten zum Mahl, jagte die Rütihofmagd nach Büren um Eßwaren und um Wein und suchte währenddessen alles Geschirr zusammen, um den Tisch zu decken. Lentin ließ sie gewähren; er staunte sie manchmal an und ein: „Was geht das Euch an! Laßt die Hände davon!" sprang ihm auf die Zunge. Es stach ihm in die Seele, daß das fremde Weib im Hause das Unterste zu oberst kehrte, als ob alles ihr Eigentum sei. Aber dann fiel ihm immer ein, daß er es mit der Frau nicht verderben durfte, und die Kehle war ihm wie zugeschnürt danach. Soviel als möglich begann er ihr aus dem Wege zu gehen. Es kam, während die Zeit zum Begräbnisse näherrückte, eine heftige Unruhe über ihn, der Schmerz um den Vater, der bisher vor all dem, was auf ihn eindrang, noch kaum fühlbar gewesen war, begann ihn zu bedrängen und trieb ihn hin und her. Ein paarmal lief er in den Stall, wo die Kuh mit weit aufgerissenen, hervorquellenden Augen noch immer lag. Es war ihm jedesmal, als müßte sie aufstehen und wieder leben. Dazwischen hinein lief er in die Totenkammer, und zuletzt, als er wieder vor dieser stand, fiel sein Blick auf die Uhr, die neben der Tür hing, und er sah, daß keine Stunde mehr zur Zeit, da sie den Vater holen wollten, fehlte. Da stürzte eine so jähe Flut von Kummer über ihn, daß er in die Kammer glitt, sich am Bett nieder-

warf und weinte, als müßte er sich zu Tod weinen. Wenige Minuten später störten der Dorfschreiner und sein Geselle ihn auf, die mit dem Sarg kamen. Und dann begann das Treiben, das ein Begräbnis mit sich bringt. Als der Tote im Sarge lag, standen schon die ersten Leidtragenden in der Tür der Hütte. Hierauf begannen sich Stube, Flur und Küche langsam mit feiertäglich angetanem Volk zu füllen. Es wurde ein rechtschaffenes Gedränge; die von Büren wollten den braven Fährbauern in Ehren zur Grube fahren lassen. Der Pfarrherr kam zuletzt, tat, was seines Amtes war, und stellte sich nachher vorn an die Spitze des Leichenzuges, der so lang war, daß die ersten am Rütihof standen, als der letzte noch in der Thurwinkelhütte aufs Weiterkommen wartete. Der Lentin, im Sonntagsgewand, schritt hinter dem Sarge, und weil er keine Verwandten hatte, ging der Waisenvogt, der dürre, geizige und von Witwen und Waisen gefürchtete Stuber-Klaus, ihm zur Seite. Am Thursteg fuhr ein Schrecken in die Leidtragenden: Wenn der wacklige Steig gerade jetzt zusammenfiel, da ungewohnt viele ihn versuchten! Aber die zwei Männer mit dem Sarg kamen glücklich hinüber, und glücklich schlichen sich auch die übrigen, Mann für Mann, über die Wackelbretter. Von da an konnte der Fährbauer seinen Weg ins Grab ungehemmt tun. Die Glocken läuteten, und der Schullehrer sang ihm die lateinischen Formeln über den Sarg hin; es ging alles schön ebenmäßig. Rührsame Weiber flennten nach Sitte und Vermögen, am ärgsten flennte der Himmel, dem die bleiche Sonne wieder

verloren gegangen und dem der Regen aus grauen Nebeln troff.

Eine Stunde später saßen die Gräbtleute in der Thurwinkelhütte beim Leichenmahl. Nicht alle! Diejenigen, die den Thursteg fürchteten, andre, die zu Hause zu tun hatten, und ein paar wenige, die dem Winkelbuben nicht unnötige Kosten machen wollten, waren heimgegangen. Da saßen der Pfarrherr und der Waisenvogt, weil es ihre Pflicht war, die vom Rütihof aus nachbarlicher Liebe, alle übrigen, weil sie gerne auf andrer Rechnung tafelten. Die Mutter Toneli gab sich als Gastgeberin und Lentin ging ihr zur Hand. Er füllte die Teller neu, die das erstemal mit wunderbarer Schnelligkeit leer geworden waren und lief siebenmal zwischen Keller und Stube hin und her, die schwere, vom Rütihof hergeschaffte Doppelliterflasche neu zu füllen. Im Keller lag ein einziges kleines Faß. Der Vater war kein Trinker gewesen, hatte aber einen Tropfen Wein immer im Keller haben wollen, auch aus seinem bescheidenen Tagelohn dafür immer einen Batzen gefunden, aber sparsam mit dem Getränk gewirtschaftet. Und nun gluckste beim siebenten Male das Faß und träufelte nur noch. Dem Lentin war, als er den Rest des Weines seinen Gästen hineintrug, als verlöre er nun seine letzte Habe. Als er in die Tür trat, stockte in der Stube einen Augenblick das Gespräch, brach so plötzlich ab, daß Lentin merkte, wie von ihm die Rede gewesen war. Er kam sich wie verkauft vor unter den Leuten. Der Pfarrherr mochte aber erraten, daß dem Bub nicht wohl war. Er nahm

ihn, als Lentin just an ihm vorübertrat, bei der Hand und sah aus dem freundlichen, nicht überklugen Gesichte zu ihm auf: „Jetzt nimm einen Stuhl und setze dich zu uns, Bub," sagte er, „du hast einen schweren Tag, aber wir helfen dir schon weiter, nur keine Angst."

In halber Betäubung langte Lentin sich einen Stuhl aus einer Ecke und ließ sich dem Pfarrherrn zur Seite nieder.

„Was willst jetzt anfangen, du?" fragte ihn ganz unvermittelt der Stuber-Klaus, der Waisenvogt. Aus seinem Ton und aus den Mienen der andern merkte Lentin, daß er laut werden ließ, was sie vorher besprochen hatten. Es schoß ihm jäh durch den Sinn, daß er am Ende in der Hütte nicht werde bleiben können, aber der Gedanke schmerzte ihn kaum; er hatte einen Weg. Dem Waisenvogt konnte er nicht sagen, was er beschlossen hatte. „Arbeiten will ich," gab er zur Antwort.

„Arbeiten, aber wie und wann und wo?" fragte der Klaus mit höhnischem Lächeln.

Da fiel der Pfarrer gütig ein: „Arbeiten wollen ist schon eine schöne Sache, nicht alle wollen es."

„Wir müssen halt sehen, daß wir dich irgendwo unterbringen," wandte er sich zu Lentin. Dann schien ihm plötzlich ein Gedanke zu kommen. „Ihr könntet ihn eigentlich zu Euch nehmen," sagte er zu dem Rütihofbauer, der emsig kauend mit rotem Gesicht dasaß. Er lächelte selbst, als er den Vorschlag gemacht hatte.

„Ja, ja, als ob nicht schon genug Mäuler an

meiner Schüssel wären," brummte Hagen mit vollem Munde.

Der Pfarrherr legte die Hände auf dem Tische zusammen. „Wir wollen hoffen," sagte er salbungsvoll, „daß sich doch in Büren Leute finden, die um Gotteslohn einen braven Waisenbuben aufnehmen."

Zufällig schaute der Hochwürdige bei diesen Worten die Rütihofbäuerin an; der stieg eine schwache Röte in die schmalen Wangen. „Natürlich wird alles sagen," sprach sie in scharfem Ton, „an uns sei es gewesen, den Buben zu nehmen! Wir sind ja die Nächsten."

War es, daß ihr die andern recht gaben; eineweg schwiegen sie alle. Das stach die Bäuerin. Zuerst schien es, als ob sie auffahren wolle, dann rann das dünne Blutströmlein in ihren Wangen rückwärts, sie tat einen Augenaufschlag wie das Huhn, wenn es Wasser trinkt, und sagte: „Um Gottes willen tut man viel; so wird man auch das können." Sie hatte das mit so viel Würde und Ernst gesagt, daß die ganze Tafelrunde sie ansah.

„Narrheit!" brummte Hagen, der Schlemmer.

„Du kannst zu uns kommen," wendete sich aber die Bäuerin plötzlich an Lentin, „der Herrgott wird sehen, daß wir selber nicht zu viel haben und dich doch nehmen."

Hagen blickte auf und wollte Einsprache erheben, doch in diesem Augenblicke nannte der Pfarrherr die Bäuerin eine brave Frau, und er fühlte, daß die Augen des Lentin mit einem Ausdruck unverhüllter

Dankbarkeit auf ihm hafteten; dann trat die Mutter Toneli zum Tisch, legte dem Buben beide Hände auf die Achseln und sagte frömmelnd: „Ja, lieber Bub, um Gottes willen sollst angenommen sein, um des lieben Herrgotts willen." Unter ihren schmalen Augenöffnungen standen dabei zwei Seelein von Tränen; es war ein Bild, wie die fromme Flut in der fahlen Hauthöhle lag und glänzte. Hagen konnte nicht mehr reden; er murmelte einen Fluch in sich hinein. Als ihn aber der Pfarrherr geradeswegs um seine Meinung fragte, zuckte er die Achseln und sagte: „Die Weiber sollen machen, wie sie wollen." Dabei aß und trank er ruhig weiter, langte aber nachher in aller Gutmütigkeit einmal mit seiner breiten Tatze nach Lentin hinüber, schlug ihm eins auf die Hand und brummte: „Wenn du schaffen willst, soll es mir recht sein." Dieses Wort hatte eine große Wirkung auf die Tafelnden; ihre Laune wurde noch besser; Lachen und Scherzen, das sich vorher nur blitzähnlich aus dem Wolkendüster vorgeblicher Trauer hervorgewagt hatte, wurde allgemeiner und lauter. End' aller Ende wurde aus dem Trauermahl ein Freudenessen, und der Hochwürdige, der zuerst hinwegging, war vielleicht der einzige von den Männern, der seiner Füße sicher war.

Lentin war lang vorher beiseite geschlichen. Er saß im Stall bei seiner toten Kuh, trauerte dem Vater nach, sann an vielen Dingen und sprach laut vor sich hin: „Da drinnen essen sie dich arm, du!"

V

Lentin war auf dem Rütihof. Die Thurwinkelhütte war geschlossen, sie gehörte dem Waisenbuben nicht mehr; der Theiler war noch im Grabe in Konkurs geraten; jetzt ging das Verfahren über seine Habe. Lentin war Knecht auf dem Rütihof, doch war Knecht kaum das rechte Wort. Von Lohn war nie die Rede gewesen. Am Morgen nach dem Begräbnis kam die Karline, die Rütihofbäuerin, zu Lentin und sagte: „Komm, du kannst jetzt bei uns wohnen, wie es ausgemacht ist. Der Vater führt Jauche auf die Thurburgmatten, geh und hilf bauen."

So gab sie ihm in einem Atemzuge Obdach und Arbeit. Lentin sah sie mit seinem geradesten Blicke an, sagte: „Ich danke Euch, Frau!" und sprang nach den Thurburgmatten. Dort stand er so plötzlich mit dem Schöpfkübel arbeitend da, daß der Bauer fragte, ob er vom Himmel gefallen sei, und nachher tat er seine Arbeit mit einem solchen Eifer und Geschick, daß Hagen am Abend bei seinen Weibern der Meinung Ausdruck gab, wenn er so fortfahre, der Lentin, so verdiene er sein Brot reichlich ab. Vielleicht hatte dieses karge Lob dem Buben geschadet. Die Mutter Toneli und die Bäuerin, ihre Tochter, hatten enge Seelen und ließen an andern nicht gerne Gutes gelten. So rechneten sie es dem Buben zum Uebel, daß er gerühmt worden war.

Lentin wußte gleich von Anfang an, daß er wenig Freundschaft im Rütihof zu suchen hatte.

Fuchs, der Hund, war da. Der hatte ein Vergehen gegen die oberste Gewalt auf dem Gewissen; denn er war mit Theilers Habe versiegelt worden und trotz des gemeinderätlichen Siegels aus der kleinen Vermögensmasse entlaufen, dem Lentin, seinem Herrn, nach. Der Hund war ein Freund auf dem Rütihof, aber einer, der sich ducken mußte wie Lentin selber, mehr Fußtritte als Fressen bekam und längst verjagt worden wäre, wenn die Elsi, das Kind, nicht gewesen wäre, die bei dem Bauern Macht hatte, Lentins Hund von ihm als Eigentum erbettelte und erhielt. Elsi war auf dem Rütihof der zweite Freund, freilich ein stiller, der wenig sagte und zu sagen hatte; aber sie lief dem Lentin in den Weg wo sie konnte, plauderte gerne mit ihm, setzte sich, wenn sie ihn im Freien an der Arbeit traf, zu ihm und sah ihn an. Es mußte sein, daß sie ihn gerne ansah, denn des Buben Augen trafen oft auf des Kindes sinnenden Blick, und manchmal sagte es ihm ein zutraulich herzliches Wort wie: „Du bist doch ein Fleißiger, Lentin," oder „Lentin, ich bin am liebsten bei dir, die andern sind alle so mürrisch."

Das letztere war wahr: mürrisch waren sie alle auf dem Rütihof. Sie kamen nie aus dieser häßlichen Art heraus, weil eines dem andern immer Gleiches mit Gleichem vergalt. Mürrisch waren sie alle gegeneinander und gegen den Lentin im besonderen. Den mochten die Mutter Toneli und die Bäuerin nicht, gegen den war die Magd grob, weil sie sich einbildete, das eine Maul mehr an der Schüssel brächte ihr mehr Arbeit, den haßte der

Knecht, weil er fürchtete, verdrängt zu werden, gegen den protzten die drei Buben auf, weil es menschlich ist, daß die Jungen mit den Alten singen, und über den schüttete der Bauer seine übervollen Zornschalen aus, wenn er, was täglich geschah, schlechter Laune war. Lentin stand inmitten dieser Feuer von Unduldsamkeit und Uebelwollen, fühlte bald da, bald dort ein Brennen und Schmerzen, zuckte aber nicht und stand, wenn er nachts in das Bretterloch von einer Kammer schlich, wo sein Strohsack an den Boden gebreitet war, kerzengerade vor seinem Bett, legte die Hände zusammen, hielt den Kopf hoch nnd fühlte die Stirne frei, wie von einem kühlen Hauch getroffen. Er sagte sich allabendlich: „Du tust, was sich gehört, Lentin, du zahlst dem Vater seine Schuld ab!" Und er wünschte sich, daß er noch mehr ertragen müßte.

Die Zeit verging. Ein Jahr war herum, und als Lentin an seinem Ende rückwärts sah, war es ihm, als könnte die kurze Spanne Zeit seit des Vaters Tod nicht ein Jahr gewesen sein. Im Rütihof hatte er nun Wurzel geschlagen; von ihm galt, was vom Baume gilt: wenn der verpflanzte ein Jahr überdauert, kommt er durch. In diesem Jahre war Lentin angewachsen, obwohl manche Hand an ihm gezerrt und ihn hatte ausreißen wollen. Wie manchmal hatte ihm die Mutter Toneli das Gnadenbrot vorgeworfen, das er esse, hatte ihm die Bäuerin mit Fortjagen gedroht, und nun war er doch festgewachsen und von Fortjagen war keine Rede mehr. Den Knecht hatten sie entlassen, weil sich fand, daß Lentin kräftiger und williger

war als jener und — nichts kostete, und vor ein paar Wochen hatten sie die Magd fortgeschickt, weil der Lentin noch immer da und dort ein freies Stündlein hatte und in seinem Eifer immer noch mehr Arbeit suchte. Jetzt durfte er für Knecht und Magd arbeiten. Und er tat es, ließ sich stoßen und schelten und jagen und schien manchmal mit seinen Gedanken weit weg zu sein, so daß er, was seine Umgebung ihm antat, kaum empfand. „Der muß schon ein Halbengel sein, daß er nicht fortläuft," sagte Hagen von ihm im zweiten Jahre, und als er eine gute Stunde hatte.

„Ein Halbnarr ist er, ja," fiel die Mutter Toneli ein. Die Bäuerin aber lachte ihren Mann mit ihrem hämischen Lachen an und sagte: „Am Verstand fehlt es ihm, dem Lentin, merkst es nicht, am Verstand und am Ehrgefühl. Dem kannst alle Schande an den Hals hängen, du bringst ihn nicht aus seinem Gleichmut."

Lentin aber ging nur in Träumen; und er sah am hellen Tag manchmal ein Gesicht, sah es immer wieder: den Vater, wie er ihm in dunkler Sturmnacht beichtete.

Der Bub arbeitete von früh bis spät, aber nicht wie jeder treue Knecht arbeitet; er tat seine Pflicht so zielbewußt, daß alles zum Besten des Rütihofbauern geriet. Er hätte für sich selber nicht treuer und kluger hausen und werken können, wie er für den Bauern tat. So gedieh Hagens Land und Vieh, gesegnete Jahre brachten ihm reiche Ernten und er bekam die Hände freier, wuchs langsam aber sicher aus dem Schuldenbauerntum heraus.

„Der Bub ist auch Schuld daran, wenn es gut geht," sagte Hagen in einer andern guten Stunde und schenkte dem Lentin einen neuen Anzug, da seine Kleider in Fetzen hingen.

Inzwischen war der Bub bald kein Bub mehr. Er hatte sich in die zwanziger Jahre hineingewachsen und war ein hagerer Bursche geworden; sein Gesicht war noch immer schmal, die Backenknochen traten eckig heraus, und die starke Nase und der schmale Mund gaben den Zügen einen Ausdruck von Festigkeit. Auf der Oberlippe sproßte ein blonder Schnurrbart; die Haut war wenig gebräunt, man konnte das rasche Blut darunter wallen sehen.

Langsam, langsam, wie die Zeit ging, war es dann, als würde Lentin doch inne, wieviel Unrecht ihm im Rütihof tagtäglich geschah. Wenn die beiden Frauen mit schnöden und ungerechten Reden über ihn herfielen, wenn sie ihm ihren Geiz und ihre Abneigung zeigten, wenn die Buben, die mit ihm junge Männer geworden waren, ihn foppten oder ihn ihr Herrentum fühlen ließen, so brauste er zwar nicht auf, gab auch kein Wort auf böse Rede zurück, aber er stand dann wie sinnend oder in die Ferne lauschend da, und in seiner Haltung lag etwas, das verriet, wie er mit sich selber stritt, ob er nicht ein widriges Joch abschütteln solle. Da ging ihm Erkenntnis für etwas auf, was Hagen, den Bauern, betraf.

Er begann zu fühlen, daß Hagen seiner ersten Frau nachtrauerte und daß ihr Tod nicht nur sein Herz, auch sein Gewissen bedrückte. Anfangs war

ihm das nicht aufgefallen; es trat wohl auch erst jetzt und nach und nach immer deutlicher zutage. Der Bauer hatte kein glückliches Leben. Die beiden Weiber im Hause wuchsen ihm über den Kopf. Langsam hatte die Bäuerin, die Karline, die Herrschaft im Hause an sich genommen. Hagen, der jähzornige aber gutmütige Mann, ließ sein arbeitsames Weib gleich von Anfang an zu sehr gewähren. Weil er sah, daß sie im Hanshalt wohl Ordnung zu halten verstand, lebte er sich in eine große Denkfaulheit und Bequemlichkeit hinein. Wenn er aus dieser zuweilen erwachte, sah er mit Schrecken und Zorn, wie wenig er selber mehr bei seinen Kindern, auf seinem Gut zu sagen hatte. Da begann er immer häufiger zu erwachen, quälte sich, daß ihm die Zügel aus der Hand glitten, hatte aber doch nicht die Kraft, sie wieder an sich zu reißen. Mit diesem Erwachen aber gingen ihm auch die Augen auf für den Charakter der zwei Weiber, die er im Hause hatte, und die Geradheit, die der Grundzug seines Wesens war, stach so sehr von der, stets krumme Wege suchenden Verdrehtheit der Frauen ab, daß er begann, sich über diese zu ärgern und ihre Anwesenheit als Last zu empfinden.

Frau Karline und die Mutter Toneli waren zwei köstlich kluge Wesen. Sie gaben sich vor allem große Mühe, den braven Herrgott auf ihrer Seite zu haben. Sie liefen allmorgendlich in die Frühmesse nach Büren, beteten dann am Tisch beim Morgengebet vor und so lange, daß die Buben das Gähnen ankam, beteten zu Mittag und zu Abend, liefen am Sonntag zweimal zur Kirche und wall-

fahrteten bei jeder Gelegenheit nach allen möglichen Stätten des ewigen Heils. Eine Uebereinstimmung und Seelenverwandtheit zwischen Mutter und Kind, wie sie zwischen der Mutter Toneli und ihrer Tochter herrschten, war wohl nie erhört worden. Sie waren völlig einig, daß die ganze Welt aus Sündern bestehe und sich zusammengetan habe, um sie beide zu bestehlen, zu betrügen und anzulügen. Sie hatten denn auch beide eine beängstigende Fertigkeit, andre Leute zu Betrügern, Dieben und falschen Menschen zu stempeln. Alle Händler und Handwerker, die vom Rütihof Verdienst hatten, mußten erfahren, daß ihre Redlichkeit ein sehr fadenscheiniges Ding sei, denn die Bäuerin und ihre Mutter wiesen ihnen in jeder Rechnung Fehler und Ueberforderungen nach. Freilich waren manche so schlecht, zu behaupten, die Rütihofweiber bezahlten nie, was sie schuldig seien, allein solchen gegenüber riefen jene ihren lieben Herrgott hundertmal zum Zeugen, und der Hochwürdige, der Pfarrherr selber, sprach es aus: Wer so viel betete wie die Mutter Toneli und ihre Tochter, der tat nichts wider das Gesetz, tat alles nur mit dem und für den Herrn im Himmel. Daß die beiden Frauen für Arme kein Geld hatten und daß, wenn einer dem Rütihof zins- oder geldpflichtig war, er sich wohl hüten mußte, daß er nicht langsam oder spärlich zahlte, ansonst er alle Strafen, die es für säumige Schuldner gab, zu erfahren hatte, das war den frommen Frauen doch nur zum Guten anzurechnen, wenn man ihren Standpunkt sich zum seinigen macht, daß Schuldner schlimmere Verbrecher als Diebe und Mörder seien. Hagen, der Bauer,

teilte freilich diesen Standpunkt nicht und wand sich allmählich unter der Art seiner nächsten Verwandten als wie in Ketten. Er konnte manchmal vom Tisch aufstehen, wenn das Beten ihm zu lang wurde und ohne Mahlzeit an die Arbeit laufen, konnte sich, wenn er das Markten und Feilschen der Weiber mit ansah, zur Seite wenden und ausspucken. Und er begann zu tun, was freilich ein schlechter Ausweg war — er ersäufte die Abneigung und den Aerger im Weine. Es geschah wöchentlich mehr als einmal, daß Hagen seiner Beine und seiner Gedanken nicht mehr mächtig war. Dann konnte er mitten am Tage Feierabend machen, auf der Bank vor dem Hause sich niedersetzen und seine Pfeife stopfend und schmauchend vor sich hin grinsen, ein bewußtloser Mensch. Dem Rausche folgte jeweilen eine schlimme Ernüchterung, Hagens Gewissen hatte eine laute Stimme und trieb ihn an solchen Tagen ruhelos umher. An einem solchen Tage verriet er dem Lentin, wie es in ihm aussah. Der Bub schnitt Gras auf einer der Thurwinkelmatten, als plötzlich der Bauer hinter ihm stand. Er sah bleich und übernächtig aus, und es schien, als wäre er, ziellos und blind ausschreitend, unbewußt auf den Lentin gestoßen. Eine ganze Weile sah er mit stieren Blicken zu, wie der schlanke Bub, nur in Hemd und Hose, barfuß und barhaupt und die Sense mit festen braunen Händen umspannend, ausschritt und das Gras vor ihm hinsank. Dann griff er einen Rechen auf und fing an, das geschnittene Gras in den nahestehenden Korb zu laden. Es war ungewöhnlich, daß der Bauer sich in die kleine Arbeit seines Knechtes mischte.

„Ich dachte, Ihr wolltet nach Büren hinüber," redete Lentin ihn an, als er vorüberkam, da fuhr der Bauer wie erwachend auf und sah ihn erschrocken an. Aber er faßte sich schnell, fuhr sich mit der Hand über die heiße Stirn und sagte: „Ja, hast recht, das will ich auch." Er blieb aber dennoch stehen und sah ihm wieder sinnend nach, und als der Bub wieder zurückkam, sagte er: „Du hast es auch nicht zu gut im Haus, du!"

Die Rede war so unvermittelt, daß Lentin keine Antwort wußte, aber er fühlte, wie Hagen etwas aussprach, das ihn ganz erfüllte. Da fuhr dieser weiter: „Ja, ja, die andre Frau ist halt eine andre gewesen! Und dann zuckten seine groben Züge in verbissenem Flennen und er schritt davon, gegen die Thur hinab. Von da an bemerkte Lentin erst, wie oft der Bauer den Weg an die Thur hinunter tat. Dort war an der Stelle, wo sie vor Jahren die erste Rütihofbäuerin herausgezogen hatten, ein kleines Holzkreuz angebracht, und dorthin wallfahrtete seit einiger Zeit Hagen wie zu einem heiligen Ort. Lentin erkannte aus seinem ganzen Wesen, daß ihn Gewissensqual nach jenem Orte trieb. Und der Bub, der gewohnt war, in sich alles zu überdenken, legte sich's nach und nach zurecht, wie im Grunde nicht Hagen, der Bauer, wie vielmehr sein, des Lentin eigner verstorbener Vater die Schuld an allem Unglück, das den Rütihof heimsuchte, habe. Und als er sich dessen klarer und klarer wurde, durchfuhr ihn ein heißer Schrecken. Es war ihm, als sei er selber lau geworden in Erledigung seiner Pflichten auf dem Rütihof, und das Gewissen stach ihn, weil

er daran gedacht habe, dem Hause des Hagen den Rücken zu kehren. Er fühlte sich plötzlich wie mit tausend Seilen an den Hof gebunden und blieb — nicht mehr, weil der Vater ihn auf dem Totenbette gebeten hatte, sondern weil es ihn selber drängte, des Vaters Schuld gutzumachen, so ihn drängte, als hätte er sie selbst begangen.

VI

Es war um die Zeit des Mittagmahls im Rütihof. Die Schüsseln standen leer, die gefräßigen festen drei Buben schoben die letzten Stücke zwischen die Zähne. In der geräumigen, niedrigen Wohnstube stand ein langer Tisch längs derjenigen Wand aufgestellt, in die eine Reihe kleiner, sauberer Fensterscheiben eingelassen war. Unter den Fenstern hin lief eine Bank. Auf dieser und auf den jenseits des Tisches stehenden Stühlen saßen die vom Rütihof, vollzählig wie jeden Tag. Hagen, der Bauer, hatte oben am Tisch seinen Platz. Er saß auf einem lehnenlosen Stuhl seitwärts vom Tische abgedreht und hielt ein Zeitungsblatt in Händen. Er war hemdärmelig, die Weste stand offen und der rotbraune Hals schaute aus dem offenen Hemde. Der eine nackte Arm, an dem der Hemdärmel hochgestreift war, ruhte sich stützend, schwarzbraun, haarbedeckt und sehnig auf der Tischplatte. Dem Bauern zur Linken auf der Fensterbank saß die Karline, die Frau. Ihr gegenüber war der Platz der Mutter Toneli, die aber schon aufgestanden war und im

Zimmer herumhantierte. Neben der Stiefmutter saßen zwei Buben, der Johann und der Viggi, ersterer dem Vater gleich an ungeschlachter Gestalt, rotem Kopf und derbem Wesen, dieser kleineren Wuchses, krummbeinig, mit flachsblondem Haar, blauen Augen und weißen Brauen; neben der Mutter Toneli pflegte Elsi, das Mädchen, zu sitzen, und unter ihr leitete Jost, der jüngste Bub, ein breitmauliger, vorlauter braunhaariger Bursch, zu dem bescheidenen Endplatz über, wo der Lentin saß. Lentin war spät hereingekommen; er hatte dafür ein paar scharfe Worte von der Bäuerin eingesteckt und ein paar giftige von der Mutter Toneli, und aß nun den kalt gewordenen Mais in schweigender Hast. Elsi, das Mädchen, kam herein und fing an vom Tisch abzutragen. Der Bauer räusperte sich, schlug die Zeitung zusammen und machte Miene aufzustehen. Die Karline, seine Frau, streifte ihn mit einem plötzlich aufleuchtenden scharfen Blick, zog den bleichen, hageren Hals in die Höhe und ließ dann die Augen nach der Mutter Toneli gehen. Dabei war es, als hätte der graue, klare Blick magische Gewalt; denn die Mutter Toneli sah sich im nächsten Augenblick nach der Tochter um, und in ihren Blicken war ein Frage und Antwort bedeutendes Blitzen und Glimmen. Dann legte Frau Karline die harte, hagere Hand auf den Arm des Mannes, der sich erheben wollte, und ihn so zum Sitzenbleiben auffordernd, sagte sie: „So, jetzt haben wir es richtig gemacht mit dem Notar. Wir nehmen also die Thurwinkelhütte und das Land dazu."

Der Bauer fuhr nach seinem Weibe herum und

starrte es an: „Was habt ihr?“ fragte er, und seine Stimme brach sich vor Erregung und zorniger Hast.

„Nun, tu doch nicht, als ob du nichts davon wüßtest,“ redete die Mutter Toneli auf ihn nieder. Sie war herangetreten und stand mit über das Bäuchlein gelegten Händen.

„Wir haben doch davon gesprochen, daß das etwas für uns wäre,“ sagte die Frau Karline zornig und hielt den Wutblick des Bauern mit ihrem eignen aus, der gleich kalten Strahlen in seinen heißen stach. Die drei Buben saßen wie angedonnert und gafften mit offenen Mäulern über den Tisch; heimlich zuckte ihnen die Schadenfreude darüber im Gesicht, daß es Streit gab. Lentin hielt mit Essen inne. Man redete von seines Vaters Hütte; die Sache ging auch ihn an.

„Was habt ihr?“ schnaubte der Bauer noch einmal. Da schraubte die Bäuerin ihre Stimme auf den Kreischton und erklärte: „Tue nicht so, als hätte man nicht immer noch zum Guten und Rechten gesehen, du! An der Versteigerung, du weißt es ja selber, ist nichts herausgekommen mit dem Theiler seiner Ware, aber heimlich habe ich es mit dem Notar gemacht! Offen kaufen ist wie Krieg; es ist alleweil besser, heimlich und gütlich zu verhandeln. Wirst wohl zufrieden sein können! Da lies, um das Geld kaufst anderswo keinen Gaden, noch weniger Haus und Land, wie ich es getan habe!“

„Natürlich,“ bekräftigte Mutter Toneli. Hagen war blaurot im Gesicht vor Zorn. „Wer hat dich geheißen, zum Notar gehen?“ donnerte er die Frau

an. Das Papier, das sie ihm hinbot, nahm er nicht. Da begannen diese und die Mutter Toneli wie auf Befehl zu flennen. So, ob das jetzt der Dank sei für alles, was man tue? So, ob sie im Hause nichts zu sagen hätten! Sie sorgten doch auch für ihre Habe, wenn sie zu der Hagens schauten, warum man ihnen also nachsage, sie schauten nicht recht! So schwirrten kreischend Jammerreden auf den Bauer ein. Aber in eine Pause hinein scholl plötzlich eine kindlich klare, feste Stimme: „Jetzt muß ich es einmal sagen: Ich meine, den Vater sollte man doch fragen, ehe man etwas tut. Meine Mutter selig hat es auch so gehalten."

Lentin sah die Elsi plötzlich neben dem Vater stehen, sie hatte die Hand auf seine Schulter gelegt, als wollte sie ihn merken lassen, daß sie da sei. In einem braunen, schlicht und recht zugeschneiderten Kleid stand sie da, und Lentin wunderte sich. Er sah zum erstenmal, daß das Mädchen um einen Kopf den sitzenden Vater überragte, daß sie schlank und groß gewachsen, fast kein Kind mehr war.

Einen Augenblick war es nach den Worten des Mädchens still geblieben. Jetzt hatten die Bäuerin und die Mutter Toneli erstaunlich plötzlich wieder trockene Augen, und die erstere fuhr vom Stuhle auf. Was es da dreinzureden habe, das naseweise Geschöpf! Das fehlte ihr noch, daß sie sich von Schulmädchen sagen lassen müßte, was sie zu tun hätte! Eher liefe sie weg und ginge betteln, als daß sie sich eine solche Behandlung gefallen lasse! So und anders klang ein stiefmütterliches Donnerwetter über die Elsi hin, und wo je noch eine kleine

Pause blieb, in der sie sich hörbar machen konnte, ließ die Mutter Toneli ihre scheltende Stimme dazwischen schallen. Es war ein Sturm, gegen den nichts aufkam. Der Bauer saß, den Groll in sich hineinwürgend, am Tisch. Elsi stand wortlos hinter ihm. Sie war ganz bleich geworden. Ihre braunen Augen schienen größer und glänzender, und unter den langen Wimpern hervor leuchtete der Blick halb staunend, halb zornig die redelauten Gegnerinnen an. Die Faust der Bäuerin fuhr ihr unter die Nase. Da wendete sich das Kind ab und ging aus der Stube. Die Weiber schimpften weidlich weiter, ließen aber auf einmal nach und legten die Hände zusammen. Die Bäuerin ging an den Tisch zurück und unterbrach ihr eignes Eifern jäh mit den noch in Entrüstung zitternden Worten: „Ganz aus der Ordnung kommt man mit solchen Streitigkeiten, nicht einmal gebetet haben wir noch!“ Und als ob sie nur auf einen Knopf zu drücken brauchte, um ein andres Gesicht zu haben, nahmen ihre Züge auf einmal einen Ausdruck ruhiger Ergebenheit an und sprach sie andächtig das Tischdankgebet. Einen Augenblick schien es, als wolle der Bauer sie unterbrechen. Er legte beide Hände auf die Tischplatte und richtete sich auf, setzte auch zum Reden an, stieß aber dann nur einen grunzenden Ton aus, als ekelte ihn vor etwas, spuckte zu Boden und ging, unbekümmert um das Beten der Weiber, seiner Tochter nach.

Die Bäuerin betete zu Ende, die Buben hatten gehorsam ihre Köpfe über die Teller geneigt. Lentin allein saß da und staunte in die Luft; es war gut,

daß die andern nicht merkten, wie er vergaß, die Hände zu falten. Er sah noch immer die Elsi vor sich, die er kaum mehr kannte, als hätte er sie nicht alle Tage gesehen. Plötzlich war sie wie aus einem Dunkel in seinen Gesichtskreis hervorgetreten, und an ihr war etwas Frisches, Mutiges gewesen, etwas, was wohlgetan hatte in dem Hause wie ein Strahl rechtschaffenen Tageslichts in dunkler, dumpfer Kammer.

Ein paar Worte weckten ihn: „Nun, wirst bald fertig mit deinem Essen!" Die Mutter Toneli stand hinter ihm und nahm ihm die Schüssel weg, damit ihn nicht nach mehr gelüste. Aber Lentin aß hastig den Rest seines kalten Mahls und trollte sich den Buben nach, die ihm voraus hinausgestampft waren. Als er aus dem Hause trat, sah er sich rechts und links und auf allen Seiten, aber vergebens, nach der Elsi um; es hätte ihn gelüstet, sie wieder und wieder anzusehen.

Wegen des Hütten- und Landkaufs bekamen die Rütihofweiber doch recht, recht wie immer; denn gegen Tatsachen sträubte sich der Bauer nicht. Ja, es war ihnen nicht einmal nachzusagen, daß sie unrecht getan hätten; denn der Kauf war ein so günstiger, daß der Bauer selbst seine helle Freude daran hätte haben können, wenn ihn nicht die Eigenmächtigkeit der Weiber gewürgt hätte. Vielleicht machte der Erfolg diese noch dreister. Frau Karline schaltete und waltete im Thurwinkel selbstherrlich wie ein absoluter Kaiser in seinem Land und ließ niemand gegen sich aufkommen. Seltsamerweise hatte sie die drei Buben auf ihrer Seite. War es, daß sie in

all ihrer Knickerigkeit ihnen hier und da heimlich etwas Gutes tat, war es, weil denen die geldmachende Art zu hausen, die der Stiefmutter eigen war, einleuchtete — eineweg, sie stellten sich gut mit ihr und gehorchten ihr weit mehr als dem polternden Vater. Allmählich bildeten sich zwei Parteien. Die eine, mächtigere, hatte die Bäuerin an der Spitze, hinter ihr standen die Mutter Toneli und die drei Buben. Die andre Partei bestand nur aus dem Bauern und seinem Mädchen, der Elsi. Die erstere hatte das Haus inne, die letztere wurde mehr und mehr in einen Winkel geschoben und ließ sich grollend hineinschieben. Lentin stand zwischen beiden und sah seine Tage schlimmer werden. Irgendwie begannen die Buben auf ihn eifersüchtig zu sein, weil der Bauer ihm manchmal ein gutes Wort gab, für sie aber nur Schelte hatte. Die Buben waren eine lahme Gesellschaft, wenn es zur Arbeit ging. Nicht daß sie nicht hätten arbeiten können, wenn sie wollten; die Sehnen standen ihnen seildick an Armen und Beinen heraus; aber sie schauten sich immer erst um, ob alle andern schafften, ehe sie selber angriffen. Da war der Johann, der baumstarke, vierundzwanzigjährige Mensch, dem wuchs der Speck, als ob er gemästet würde, und der zwanzigjährige, krummbeinige Viggi gab ihm wenig nach; auch bei dem jüngsten, dem Jost, würde es wohl angeschlagen haben, wäre er nicht so giftig und mauleifrig gewesen, daß ihm, wie der Bauer höhnte, der Neid am eignen Fleisch fraß. Die drei Buben begannen dem Lentin feind zu sein, foppten ihn, wo sie konnten, verklatschten ihn bei der Bäuerin und miß-

handelten ihm mit der Grausamkeit der Flegeljahre den Fuchs, den Hund, weil sie wußten, daß jeder Schrei des Tieres dem Lentin in die Seele schnitt.

Alleweil klebte die Zeit währenddessen Tag an Tag und leimte Wochen und Monate zusammen. In Büren, wo das Echo für den Thurwinkel war, ging das Gerede: Oho, denen auf dem Rütihof geriete es: die wären bald reiche Leute!

„So ist leicht reich werden," seufzte der Dorfschuster, dem eben von den Rütiweibern die Rechnung um vier Paar Schuhen beschnitten worden war.

Die Frau Karline und ihre Mutter gingen Sonntags in schwarzseidenen Röcken zur Kirche, der Rütihof bekam ein rotes Ziegeldach, und die baufällige Thurwinkelhütte wurde neu geschindelt. „Wenn ein Bub heiratet, kann er sich hineinsetzen," sagte die Rütihofbäuerin. Warum sie es gesagt hatte, erfuhren die andern erst später. Das neue Dach und das neue Schindelkleid hatte die Bäuerin bestellt, so gut wie ihr eignes seidenes; den Bauern fragte sie jetzt gar nicht mehr. Nun sie aber die Macht ganz in ihren Händen fühlte, begann sie ihren Mann freundlicher zu behandeln. Hagen kam sich vor wie einer, der die Samtpfoten einer Katze fühlt. „Laß uns nur Frieden haben, Mann," sagte sie, „der Herrgott sieht's, ich will nichts als den Frieden."

Und die fromme Frau hatte ganz recht, sie wollte nur den Frieden, aber den, den *sie* diktierte. Dieser Friede dauerte, bis die Frida ins Haus kam.

Die Frida Lerchlein kam an einem frommen,

schönen Sommerabend ins Haus. Ueber der Thur und dem Winkel und dem Kloster in der Höhe, über der ganzen gesegneten Talgegend war ein wolkenlos blauer, reiner Himmel ausgespannt. Die Sonne ging, ein rotglühendes Rad in fernen Nebeln, unter. Die Matten lagen kurzgeschoren, gelblich-grün und still da; es ging dem Herbst entgegen. Den schmalen, braungelben Weg zwischen den Matten hindurch kam die Frida, einen grauen kleinen Hand-koffer in Händen, gegangen. Sie schritt langsam und ließ die Blicke suchend umhergehen. Ein paar-mal setzte sie den Koffer zu Boden, zog nacheinander ärgerlich erst die eine, dann die andre Schulter hoch und nahm dann ihr Gepäck mit einer heftigen, un-mutigen Bewegung wieder auf; das Tragen oder der Weg oder irgend etwas andres schien ihr nicht zu behagen. Sie verzog dabei jedesmal den Mund, einen vollen, kirschlippigen Mund, und zog die Haut der kleinen, zierlichen Nase in Falten, daß es war, als ob eine Treppe zu der weißen, von schwarz-braunen Lockenringeln überhangenen Stirn führte. Als die Frida den Thursteig erreichte, blieb sie aber-mals stehen, stellte sich auf die Zehenspitzen und reckte den weißen, zierlichen Hals; so blickte sie an-gelegentlich ans jenseitige Ufer hinüber, wo der Rütihof mit seinen dunkeln Holzwänden aus gelben-den Bäumen sah. Eben als sie den Steg betreten wollte, fiel des Mädchens Blick auf die rostige Tafel, auf der der Gemeinderat von Büren das Begehen desselben verbot. Da schrak sie fast merk-lich zusammen, ihr schmales, feines Gesicht wurde um einen Schein bleicher, und in ihren schwarzen

Augen, in denen sonst alle Feuer der Keckheit blitzten, leuchtete die Angst. Sie blieb ratlos stehen, wo sie stand, strich sich mit der Hand, die allein ungelenk, groß und zerarbeitet war, über das unbedeckte krause, dunkle Haar und dann wieder gedankenlos glättend über ihr städtisch aufgeputztes Kleid; dabei sah sie sich hilfesuchend nach allen Seiten um. Da aber in weiter Runde kein Mensch zu sehen war, nur das Dengeln einer Sense eintönig und wie zum Hohn vom Rütihof herüberklang, da sich auch kein andrer Zuweg zum Thurwinkel zeigte, raffte sie sich am Ende mit einem Seufzer auf und betrat den Steg. Sie betastete die Wackelbretter zuerst sorglich mit dem Fuß und begann dann den Uebergang. Es war drollig zu sehen, wie sie in stockender Eile mit zitternden Beinen sich hinübermachte. Sie hatte den Mund fest geschlossen, und nur in der Mitte des Steges, als dieser sich bog unter ihrer Last und in ein bedenkliches Schwanken geriet, sprengte ein kleiner Schrei die Lippen, und dann begann sie einen Sturmlauf, daß die Röcke und die Locken flogen und der Drahtsteg ächzte, als müßten alle Drähte springen. Wenn Gefahr war, daß der Steg brach, so war sie jetzt, da die Frida so dahinstürmte, am größten. Aber sie kam sicher hinüber und trat mit einem herzbefreienden „Gottlob!" auf den festen Thurwinkelboden. Weil sie nun einmal in Hast gekommen war und vielleicht dem Pferd gleich, das den nahen Hafer merkt, schritt sie mit großen Schritten weiter, bis sie hinter einem kunstlos umhagten Wald von Johannisbeerstauden den am Weg sitzen sah, der sie mit seinem Dengeln ge-

foppt hatte. Er sah im gleichen Augenblick auf und staunte sie mit einem Paar sonderbar heller, wasserblauer Augen an, als wäre sie ein vom Himmel gefallenes Wunder.

„Ist die Frau vom Rütihof daheim?“ erkundigte sie sich. Da wachte der auf einem Markstein sitzende Dengler, der Lentin, aus seinem Staunen auf und nickte. Das Mädchen aber schritt an ihm vorbei und weiter. „Seid Ihr auch vom Rütihof?“ rief sie nach ein paar Schritten über die Schulter zurück, und als Lentin auch dazu nickte, schrie sie: „Seid Ihr etwa einer von den Buben?“

Der Lentin hob den Hammer und dengelte weiter. „Nein,“ sagte er dabei vor sich hin; die Frida konnte aus seinem Kopfschütteln entnehmen, was er meinte. „Ein Knecht also,“ fuhr es ihr durch den Kopf. „Was der für eine Nase hat!“ fiel ihr nachher ein. Und bei dem letzten Gedanken lachte die Frida, und lange Zeit nachher erinnerte sie sich daran, wie des Lentin Augen sie bei ihrem Kommen angestaunt und die lange, scharfe Nase sie hatte lachen machen.

Der Lentin sann über seiner Arbeit an dem Rätsel herum, wo die mit dem Handkoffer hergeschneit komme, was sie wolle und wer sie sei. Dabei war ihm, als müßte die Bäuerin Bescheid wissen, und es lag ihm wie eine Ahnung in den Gliedern, daß die Herkunft der Hergeschneiten wieder einmal Sturm auf den Rütihof bringen werde.

VII

Die Frida Lerchlein saß in der Rütihofstube am Tisch bei der Bäuerin und der Mutter Toneli und erzählte. Die Köpfe der drei Frauen waren im Eifer des Gespräches nahe zusammengerückt; es sah aus, als verhandelten sie große Geheimnisse, aber sie redeten nur von allerlei wissenswerten Geschichten aus der kleinen Stadt, aus der die Frida herkam. Der Tisch war zum Abendbrot gedeckt, eine Schüssel Suppe stand inmitten der gewohnten Tellerreihe, und ihr Dampf stieg zur Holztäfeldecke. Als die Treppe von schweren Männertritten ächzte, hielten die drei Frauen im Gespräch inne. Die Mutter Toneli stand auf und machte sich am Tisch zu schaffen, die Frida sah gespannt nach der Tür, und Frau Karline räusperte sich; es war, als wetzte sie die Zunge zur Redeschlacht, dann ließ die Tür den Bauern, die Buben und den Lentin in einem Knäuel herein; der Bauer und Lentin waren zuerst zum Eingange gekommen, aber die Buben, die immer in einem Sturm zum Essen gefahren kamen, drängten so eifrig nach, daß alle fünf auf einmal in der Stube standen. Sie stutzten, als sie das Mädchen sahen, aber Hagens gutmütiges Gesicht flog ein Schmunzeln an, und er schritt mit ausgestreckter Hand auf die Frida, die aufgestanden war, zu. „So, kommst auch einmal zum Besuch?" grüßte er sie.

Die Buben drückten sich an ihre Plätze, worauf die Bäuerin in aufgeräumter Laune ihnen erklärte, da sei nun eben die Frida Lerchlein gekommen, ihrer Schwester Kind, von der sie schon gehört

hätten. In diesem Augenblick trat die Elsi in die Stube. Sie sah die Fremde, ging auf sie zu, reichte ihr die Hand und setzte sich an ihren Platz, ein Wort der Bäuerin klärte auch sie über den Gast auf. Dann begann die Mahlzeit. Sie war anfangs still. Eine Art Schwüle herrschte in der Stube, als läge ein Gewitter in der Luft, nur die Buben spürten nichts davon. Die zwei jüngeren lachten miteinander und rissen mit Seitenblicken auf die Frida ihre dummen Scherze, der Johann, der älteste, saß mit aufgestützten Ellbogen da und hielt über dem ganzen Essen den Blick in das Gesicht der Frida gebohrt, als könnte der nicht mehr loskommen. Da ließ die Bäuerin plötzlich, ohne Erregung, nur wie beiläufig, eine Bemerkung fallen. „Die Frida bleibt nun für immer bei uns," sagte sie. Dabei sah sie zuerst das Mädchen freundlich an und dann den Johann; und der Blick war so bezeichnend, daß er dem, der ihn auffing, eine ganze Geschichte erzählte. Die Frida errötete darunter, der Johann stieß einen grunzenden Ton aus, zog den schweren Leib ein wenig in die Höhe und versank wieder in sein Stieren, schnitt aber ein zufriedenes Gesicht, als ob ihm sehr wohl sei. Dem Bauer war plötzlich der Appetit vergangen. Er legte den Löffel weg, stand bald auf und machte Miene, hinauszugehen. „Du wirst doch einverstanden sein?" fragte die Bäuerin scharf.

„Mit was?" fragte Hagen dagegen. Sein Gesicht war finster und zornrot.

„Damit, daß das Kind dableibt," gab die Frau zurück.

„Bah, was soll ich noch dazu sagen!“ lachte der Bauer rauh auf und ging.

„Kein gutes Werk darf einer freudig tun in dem Haus,“ klagte Frau Karline. Die Mutter Toneli fügte mit weinerlicher und salbungsvoller Frömmigkeit hinzu: „Der Herrgott wird dir's an dem Waislein vergelten, Karline.“

Das Waislein, die Frida, tat, als hätte sie nichts gehört. Sie lachte mit dem Viggi und dem Jost und sah den Johann mit Augen an, als ob sie ihm um den Hals fallen möchte.

Solchermaßen war der Einzug der Frida Lerchlein gewesen. Lentin sah, daß mit ihrem Kommen vieles anders werden würde. Die beiden frommen Weiber, die Bäuerin und ihre Mutter, kamen ihm vor wie zwei Schlangen, die sich in ein Nest geschlichen und nun noch ein Junges nachgeholt hatten. Die Frida war ihm nicht lieb. Dann sah er zwei Dinge werden. Zum ersten kam er dahinter, daß Hagen immer schlimmer ins Trinken kam. „Er will den Zorn und die Sorgen ersäufen,“ erriet Lentin, und „siehst, alles durch die Schuld, die du gutmachen mußt,“ sprach es in ihm. Zum zweiten merkte er, daß die Bäuerin und ihre Mutter und die drei Buben anfingen, eine Art Haß auf ihn, den Lentin, zu haben. „Jetzt wird es härter werden,“ fuhr es ihm durch den Sinn, und er richtete sich auf; ein Gefühl von Kraft und Tapferkeit durchrieselte ihn.

Und es wurde härter. Schon in den ersten Wochen, nachdem das Mädchen, die Frida, im Hause war, zeigte sich, warum die Bäuerin sie hatte

kommen lassen. Frau Karline machte gar kein Hehl daraus: den Johann sollte das Mädchen heiraten! In die Thurwinkelhütte sollte sie sich setzen, der Rütihof sollte nach allen Seiten wachsen!

Aber die Bäuerin begann auch hinter den drei Buben her zu sein, daß sie mehr arbeiteten. „Es ist ein Maul zuviel an der Schüssel," sagte sie laut und zu jedem, der es hören wollte. „Der Lentin, der Vielfraß, muß aus dem Hause."

Das Fortschicken des Lentin hatte nur zwei Haken, zum ersten arbeiteten die Buben alle drei trotz allen Treibens nicht die Hälfte so viel wie der Lentin, zum zweiten wußte keiner wie der Theilerbub Bescheid beim Vieh, im Stall, auf dem Mattland, im Wald. So wurde das Fortschicken von Monat zu Monat verschoben, und langsam sahen die Rütihofweiber ein, daß der Lentin nicht zu entbehren war. Aber gerade darum war er ihnen ein Dorn im Auge. Und nun begann für den Buben eine Hungerzeit. Das Essen kürzten sie ihm, so daß er manchmal kaum seine Gier zu stillen vermochte. Hielt ihn eine Arbeit länger fest, so daß er später zu Tisch kam, fand er oft nichts als einen Bissen harten Brotes oder fand kalte, verdorbene Speise; manchmal hatte er den Verdacht, daß ihm das Essen mit Willen verdorben werde. Zu dem kargen Essen bekam er eines reichlich: Schelte, grobe Worte und Püffe. Wo er nicht allein war, war er den lieben Tag lang in einem Kreuzfeuer von Schmähungen und Fauststößen. Und der große, starke Mensch ging oder stand dazwischen, biß die Zähne aufeinander und redete sich

zu: „Für den Vater ist es, für dem Vater seine Sünde."

In diesen Tagen geschah es, daß ihm der Viggi und der Jost den Hund erschlugen. Am Stalle war's und an einem Abend. Der Lentin trug just die frische Milch ins Haus. Da, als er zurückkam, hörte er das wütende Gebell des gelben Hundes. Er pfiff, aber das Tier kam nicht wie sonst gehorsam gesprungen. Sein Kläffen tönte heiser vom Stalle herüber und hörte sich an, als sei der Hund in die Enge gedrängt und wehre sich gegen Verfolger. Der Lentin zögerte, dann schritt er der Stelle zu, von der der Lärm herüberschallte. Er fand die zwei Buben dort, den Viggi und den Jost, die den Hund an der Stallmauer in der Enge hielten und mit Fußtritten neckten. „Laßt ihn doch in Ruh!" rief er ihnen von weitem zu. In diesem Augenblick fuhr der Hund auf den krummbeinigen Viggi zu und erwischte seine Hose, in die er sich verbiß. Mit einem Fluch schleuderte der Bub ihn hinweg. Dann waren die beiden plötzlich wie toll vor Wut. „Was, beißen will es noch, das Vieh?" schrien sie und fuhren hinter dem Hunde her, der sich langsam um die Stallecke stehlen wollte. Ihr Angriff geschah so plötzlich, daß der Hund sich duckte, statt davonzulaufen, da fielen die zwei mit faustgroßen Steinen über ihn her. Nach dem dritten Wurf lag das Tier zuckend am Boden.

Der Lentin war hinzugesprungen. „Jetzt hört auf!" schrie er den Buben zu; er war totenbleich; seine Augen flackerten, und er fuhr mit beiden Armen durch die Luft, wie zum Schlagen. Der Viggi, der

ältere, wich zurück, aber der Jost hatte inzwischen schon den tödlichen Wurf getan. Als der Lentin sein Hündlein zucken sah, sott ihm das Blut. Er langte nach dem Halse des Jost und faßte ihn am Hemdkragen, mit der Linken erhaschte er den Viggi vor der Brust. Ein Ringen begann, die Fäuste der zwei Buben schlugen zu, er zog sie an sich und wollte sie werfen, da löste er plötzlich den Griff und starrte nach dem Weg hinüber, der vom Drahtsteg her nach dem Rütihof führte. Dort kam Hagen, der Bauer, hergetrottelt, schwerbetrunken, mühsam sich aufrechthaltend. Der Lentin stand, wie von einem plötzlichen Traum überkommen. Die Burschen ließen Faustschläge ihm auf Gesicht und Schultern regnen, zerrten ihn hin und her und überschütteten ihn mit Schimpfreden. Aber der Lentin hörte nicht diese, er hörte etwas in sich selber reden: „Was hast tun wollen? Dreingeschlagen hast, wo du dich ducken mußt. Siehst, was dein Vater denen getan hat, siehst, und dreinschlagen willst noch!“

An der Rütihofstube flogen die Fenster auf; von dem Lärm gelockt, fuhren die Bäuerin, die Mutter Toneli und die Frida mit ihren Köpfen heraus. In diesem Augenblick strauchelte drüben am Weg der Bauer und schlug schwer zu Boden; und Lentin, als spüre er die Schläge der Burschen nicht, riß sich von ihnen los und schritt Hagen zu Hilfe. Er hob den Betrunkenen auf und stützte ihn, und während er ihn zum Hause führte, merkte er erst, daß er selber am Kopfe blutete. Die Schmähreden der Weiber empfingen ihn, als er nachher den lallenden Bauer nach der Wohnstube brachte.

Am Abend des folgenden Tages schnitt Lentin am Gaisberg, der dem Rütihofbauern gehörte, das letzte Gras des Jahres. Er war ganz allein, es war nun einmal so, Denken, Lenken und Arbeiten fiel, soweit es den Landbesitz Hagens betraf, ihm zu. Die Buben halfen nur mit, wenn es ihnen gefiel. Der Bauer, der sonst so fleißige, geriet immer häufiger ins Wirtshaus statt auf die Matten.

Es war ein schöner, stiller Abend. Lentin schritt mähend hin und wieder. Es wehte eine kühle Luft, die Sonne war versunken, im Westen standen rot und gelbe Streifen am Himmel und wurden dunkler und glühender, als stehe ein fernes Land in Brand. Ein schwarzer Hügelzug hob sich ab davon, auf dessen Rücken einzelne schwarze Bäume wie Wahrzeichen in die Lohe ragten. Das Land zu Füßen des Gaisbergs lag still, und während unmerklich die Dämmerung über Dörfern, Wäldern und Matten sich vertiefte, war es, als versänken diese in einer dunkeln See. Es führte ein Weg über den Hügel von einer Talsenkung zur andern. Lentin trat aus der Matte, die ihn begrenzte, auf ihn hinaus, wischte seine Sense und stand einen Augenblick in Schauen verloren. Das Herz war ihm schwer. Er mußte an den Hund denken, den sie ihm erschlagen hatten. Wenn es auch nur ein Tier gewesen war, er, der Lentin, hatte nicht so viel zu verlieren, daß es ihm nicht gezählt hätte.

In seinem Rücken nahende Schritte weckten ihn; schon wollte er in die Matte zurücktreten, als sein Blick zufällig und ohne Neugier nach der Richtung ging, woher die Schritte klangen. Da sah er die

Elsi heransteigen. Er wußte, daß sie in einem jenseits des Hügels liegenden Dorfe gewesen war, aber der Weg über den Hügel war nicht der nächste, und er wunderte sich, daß sie ihn ging. Zögernd trat er in die Wiese, Rock und Wetzstein zu holen, die er abgelegt hatte.

„Grüß Gott!“ grüßte die Elsi und blieb stehen. Ihr Blick ging frei und vertraut zu ihm aus. Es wurde ihm zumute, als sei die Sonne noch einmal zurückgekommen von dort, wo sie vor einer halben Stunde hinabgesunken war. „Grüß Gott!“ erwiderte er ihren Gruß.

Die Elsi lehnte sich an einen Bretterhag, der zweier Bauern Güter schied. Sie trug ein dunkles Kleid, sah noch fast so schlank aus wie ein Kind, aber ihre Haare hingen nicht mehr auf die Schultern, sondern waren in schönen Flechten um den Kopf gelegt. „Jetzt haben sie dir den Hund erschlagen,“ sagte sie plötzlich und unvermittelt.

Eine Röte flog die Wangen des Lentin an. „Ja,“ sagte er.

„Es wird immer besser,“ fuhr die Elsi fort. „Wie es bei uns zugeht, das ist nicht mehr schön zum ansehen.“

Lentin schaute zu Boden und schwieg. Die Elsi sprach wieder: „Es ist nur ein Wunder, daß nicht der Hof und alles zugrunde geht über dem Unfrieden, der darauf ist.“

Als Lentin jetzt aufblickte, trafen seine Augen die ihren, und es wurde ihm warm. Die Elsi sah ihn dankbar, ernst und doch freundlich an, es wurde ihm sonderbar wohl bei dem Blick.

„Wenn du nicht wärest, wer weiß, wie es ginge. Aber du arbeitest ja für sechs," sagte die Elsi wieder.

Lentin zuckte die Schultern. „Was tue ich denn?" sagte er.

„Ja, ja, ich weiß schon," entgegnete die Elsi, und dann streckte sie ihm die Hand hin. „Ich bin da vorübergekommen, weil ich dir sagen wollte, daß ich auf deiner Seite stehe. Ich will mit dir Freundschaft halten; du verdienst es und einen mußt doch auch haben."

Lentin faßte des Mädchens Hand und hielt sie mit linkischer, schüchterner Gebärde. Dann sagte die Elsi: „Du machst Feierabend; komm, wir gehen zusammen heim."

So schritten sie bald Seite an Seite den Hügel hinab.

„Wenn ich es nur mit dem Vater ändern könnte," flüsterte die Elsi nach einer Weile wieder. Sie ging langsamer, ihre Lippen zitterten, und es glänzten Tränen in ihren Augen.

„Ja eben," sagte Lentin. Die Elsi schluchzte einmal leise in sich hinein. Dann sagte sie: „Er muß ja zugrunde gehen, wenn er so weitertrinkt," und dann: „Das ist alles nur durch die Stiefmutter gekommen!" Die Tränen funkelten jetzt hell in ihrem Blick. Eine heiße Zornglut stand auf ihren Wangen. „Wie du nur so stillhalten kannst alleweil, du!" wendete sie sich hastig gegen Lentin. Und dieser sah sie sonderbar an und sagte: „Ich weiß schon, warum." Aber, als sie seinen Grund wissen wollte, gab er keinen Bescheid mehr. Schweigend schritten sie dann am Kloster Thurburg vor-

über und stiegen hinter demselben einen steilen Weg hinab nach dem Winkel.

Seit diesem Zusammengehen war dem Lentin, als hätte ihm jemand einen kühlenden Verband über eine brennende Wunde gelegt. Wenn er die Elsi von weitem sah, wenn er an ihr vorüberging, dann fiel alles Schwere, das jeder Tag ihm anhängte, plötzlich von ihm ab; und wenn je einmal das Mädchen in ihrer freien und stillen Weise zu ihm sprach, dann war ihm, als sei der Rütihof die Hölle nicht mehr, die er für ihn bedeutete.

VIII

„Die Elsi, das hinterrückse Ding, läuft dem Lentin, dem Knecht, nach," berichtete die Bäuerin laut und eifrig ihrem Mann, und redete von Verstößen wider die Ehrbarkeit, von Falschheit und Gottes Strafgericht. Die Frau konnte manchmal predigen wie der Pfarrherr selber. Die Mutter Toneli, die sonderbarerweise immer hörte, wo etwas Wichtiges besprochen wurde, kam in diesem Augenblick durch die Tür gepustet und sang das Lied der Bäuerin mit. Die beiden zogen die Töne hübsch hoch und ließen an der Elsi und dem Lentin keinen guten Fetzen. Der Bauer saß unter dem Wortregen wie unter einer Traufe, sah mit seinen rot unterlaufenen, weinseligen Augen den Tisch an und blies das aufgedunsene Gesicht noch mehr auf. Als die Weiber schwiegen, nickte er schläfrig vor sich hin und meinte, das junge Volk sei heutzutage nicht

mehr scheu. Der Johann, der Bub, stecke bald allnächtlich in der Frida ihrer Kammer.

„Was?“ fuhr die Bäuerin auf, besann sich aber, daß sie nicht wohl ableugnen konnte, was klar am Tage war, und erklärte deshalb mit der würdigsten Miene der Welt, der Johann und die Frida wüßten aber, daß sie einander heiraten würden; zwei Versprochene dürften . . .“

„Versprochen,“ lachte der Bauer dazwischen, „das Mädchen sagt dir's alle Tage ins Gesicht, daß ihr viel zu wohl ist zum Heiraten. Wo nimmst da den Verspruch her?“

Das Geplänkel dauerte noch, bis der Bauer sich erhob und brummend die Stube verließ. Dann gab die Mutter Toneli das Urteil ab, mit dem Schwiegersohn sei nicht mehr zu reden, er habe für nichts mehr Verstand als für Wein und Schnaps. Die Bäuerin schwieg und sann vor sich hin. Als aber die Mutter Toneli hinwegging und bald darauf die Frida in die Stube trat, rief Frau Karline sie zu sich, setzte ihr mit viel frommen Worten auseinander, daß ihr Tun und Treiben nicht löblich sei, daß aber die Thurwinkelhütte bereitstehe und der Johann, der Bub, auch, so möge sie den heiraten, wenn sie nicht in die Armut zurückwolle, aus der sie, die Bäuerin, sie herausgerissen habe. Die Frida Lerchlein verzog den weichlippigen Mund, zuckte die Schultern und tat der Strafrede der Bäuerin gegenüber widerspenstig, aber zuletzt erklärte sie kleinlaut, daß ihr die Heirat doch lieber als das alte Elend sei. Nur eilen täte es ja nicht so. Frau Karline sprach ihr nicht weiter zu, legte aber in Gedanken

schon die Papiere zurecht, die zum Hochzeithalten nötig waren. Sie hatte den Ehrgeiz, den Rütihof für ihre Sippe zu erobern.

Daß die Frida die Mahnungen der Verwandten nicht just ernst nahm, zeigte sie am selbigen Abend. Da saß der Lentin im Stalle unter einer der Kühe beim Melken, als die Tür leise aufging und die Frida hereinglitt. Sie zog die Tür sorglich hinter sich zu; Halbdunkel herrschte darauf im Stall, und dem Lentin war plötzlich, als sei eine heißere Luft mit dem Mädchen hereingekommen.

„Gott grüß dich!“ begann die Frida und stellte sich hinter den melkenden Burschen. „Schaffst brav?“

„Bah, es muß halt gemacht sein,“ erwiderte Lentin, dem die plötzliche Freundlichkeit des Mädchens wie aus den Wolken gefallen vorkam. Die Frida hatte sich sonst wenig um ihn gekümmert, manchmal war ihm gewesen, als schaue sie ihn länger als nötig von der Seite an, und ein-, zweimal hatte er einen ihrer sonderbar leuchtenden Blicke aufgefangen. Was sie jetzt wollte, begriff er nicht.

„Du, ist es wahr? — Du, ich — muß dich etwas fragen,“ stotterte die Frida jetzt, es war, als fehlte ihr der Atem. Lentin hatte seiner Kuh die Milch genommen und stand auf. In der einen Hand den Melkstuhl, in der andern den Milchkübel, stand er da; die Frida versperrte ihm den Weg.

„Was ist?“ fragte er fast barsch.

„Ist es wahr? Hältst es mit der Elsi?“ flüsterte die Frida. Sie trat dicht an ihn heran,

legte ihm beide Hände auf die Schultern und sah ihn mit einem Blicke an, der sein Blut wallen machte. Sein Atem ging rascher, und er sog unwillkürlich den des Mädchens ein. Wie unter einem Zwang wand er sich. Dann stieß er die unwirschen Worte hervor: „Wer sagt das? Wen geht das etwas an?“

„Gelt, es ist nicht wahr?“ raunte die Frida. Lentin fühlte ihren Herzschlag an der eignen Brust, und es war ihm, als kröchen ihre Arme wie zwei Schlangen ihm um den Hals. Er zog die hagere Gestalt höher auf und machte sich frei.

„Laß mich weiterarbeiten,“ sagte er und trat, sie unsanft beiseiteschiebend, aus der Ecke, in die sie ihn gedrängt hatte, in den Stallgang. Seine Wangen waren rot, als schämte er sich; es war ihm gewesen, als hätte ihm die Frida den Mund zum Kuß geboten. „Daß du mir nicht mehr in den Stall kommst!“ stieß er erregt und wild heraus, als er sich unter die nächste Kuh setzte. Die Frida kam ihm nachgeschlichen.

„Wenn es ja nur nicht wahr ist,“ sagte sie; es klang ganz demütig.

„Was?“ fragte der Lentin in hellem Zorn.

„Das mit der Elsi,“ gab sie im vorigen Ton zurück.

Da fiel helles Licht in den Stall; die Tür ging auf und der Johann stand auf der Schwelle. Das Halbdunkel machte seinen Blick unsicher; dann sah er die Frida und wurde rot und bleich im gleichen Augenblick. Weil er aber im Nähertreten den Lentin an der Arbeit sah, drängte er die wilde

Rede zurück, die ihm auf die Zunge gefahren war, und hielt mühsam an sich. „Brauchst du Besuch beim Melken?“ sprach er den Lentin an, und es klang zitterig. Da wendete sich die Frida ihm zu und schlang ihm ohne Scheu den Arm durch den seinen. „Hast es etwa nicht auch gern, wenn ich zu dir komme?“ fragte sie, ein freches Lächeln lag um ihren Mund und leuchtete ihr aus den schönen dunkeln Augen. Dabei zog sie ihn nach der Türe und hinaus; und er folgte willenlos, der Druck ihres Armes verdrehte ihm den Kopf; die Wut gegen den Lentin war kleiner als die Leidenschaft für das Mädchen. Als die beiden hinaus waren, trat Lentin in die Helle, die durch die offene Tür hereinströmte, und atmete tief auf. Er wäre am liebsten ins Freie, in die Luft hinaus gerannt; nur die Arbeit hielt ihn fest. Was wollte das Mädchen von ihm? Was war die für eine, die sich einem fast an den Hals warf! Der Lentin hatte noch wenig von der Welt gesehen, hatte auch zeitlebens so viel zu arbeiten gehabt, daß seine Gedanken nicht hatten Seitensprünge machen können; jetzt stand er vor der Aufdringlichkeit des fremden Mädchens wie vor etwas Unglaublichem, und es empörte sich alles in ihm wider die schmeichlerische Art und das verliebte Getue derselben.

Die Frida Lerchlein war einmal in seinen Weg gekommen, nun fand er sie immer auf seinem Wege. Wo er sie am wenigsten vermutete, überall, wo es still und heimlich geschehen konnte, kam sie über ihn. Aber sie war klug und sprach mit ihm von allerlei unverfänglichen Dingen; nur in dem weichen Ton=

fall ihrer Stimme lag etwas, was ihm verriet, daß sie ihm gefallen, ihm zuliebe leben wollte. Sie wurde selbst dienstfertig, dienstfertig gegen den Knecht. Wo sie ihm etwas an den Augen ablesen konnte, tat sie es für ihn.

„Bah, für was tust das?" fragte dann der Lentin ungeduldig.

„Für was?" gab das Mädchen zurück und sah ihn nur an. Und der Lentin wendete sich ab; es war ihm immer, als würfe ihm einer etwas Unreines ins Gesicht, wenn die Frida ihn so ansah.

Daß die andern es merkten, wie das Mädchen dem Knecht nachhielt, war nicht zu verwundern. Die drei Buben steckten die Köpfe zusammen wie Verschwörer. Vor ihnen hatte die Frida keine Schuld; der Lentin war der Verführer. Sie konnten ihm nur immer nichts nachsagen, nichts beweisen. „Wenn wir ihn erwischen, daß er sich mit der Frida einläßt, schlagen wir ihn tot," raunten sie einander zu. Und sie hielten schon die Fäuste in den Taschen geballt, und die Herzen schlugen ihnen vor heimlicher Lust und Gier, die Worte wahr zu machen. Die Bäuerin, als sie gewahr wurde, was vorging, war anzusehen wie ein Hüterhund, der die Ohren spitzt. Ein paar Tage lang stand sie auf der Wacht, dann nahm sie die Frida auf ihre Kammer und hatte eine Unterredung mit ihr, von der jene sehr kleinlaut zurückkam. Von dem Tage an war das Mädchen wenig mehr allein, die Bäuerin oder die Mutter Toneli hatten sie immer um sich. Sie schleppten sie zum Pfarrherrn und in die Kirche und beteten zu Hause mit ihr, als müßten sie einen

Vaterunserberg abbeten. Die Frida sollte besser werden auf diese Art. Daneben betrieb die Bäuerin die Heirat des Johann eifriger; eines schönen Tages standen er und die Frida zu ihrem eignen Erstaunen im Amtsblatt; die Bäuerin hatte alles eingeleitet. Damit schien es aber der Frau Karline nicht genug. Einmal nach dem Mittagessen hielt sie die Buben zurück. „Von nun an müßt ihr anders angreifen," sagte sie, „der Lentin, der falsche Schleicher, muß mir aus dem Hause, und einen andern Knecht schaffe ich keinen an." Die Buben wären einverstanden gewesen damit, daß der Lentin fortginge, mit dem Mehrarbeiten konnten sie sich nicht befreunden. Darum zögerte auch jetzt noch die Bäuerin Tag für Tag, den Lentin wirklich fortzujagen. Das Fortgehen legte sie ihm schon immer nahe. Bei jedem Zusammentreffen fand sie etwas zu keifen und zu sticheln. Und tat sie es nicht, nahm ihr die Mutter Toneli das Geschäft ab. Ein Hund hatte es besser als der Lentin; und zu allen Tageszeiten schrien ihm die Weiber ins Gesicht: „Warum gehst nicht? Du kannst doch sehen, daß du übrig bist!"

Der Lentin wurde bleicher in der harten Zeit. Manchmal war er daran, fortzulaufen. Wenn er den Bauer ansah, blieb er. „Den hat dein Vater zugrunde gerichtet! Halt aus bei ihm!" klang es ihm in den Ohren.

„Warum gehst nicht?" Dieses Wort hörte er endlich auch von der einzigen, die es wohl mit ihm meinte, von der Elsi. Das war eines Tages nach Feierabend. Lentin war ohne Abendbrot geblieben. Die Mutter Toneli hatte ihn aus nichtigem Grunde

mit Schmähreden zur Tür hinausgejagt, als er sich hatte zu Tisch setzen wollen. Arbeit war keine mehr zu tun. So schritt der Bub vom Hause hinweg, ohne just zu wissen wohin, nach Stille verlangend. Irgendwie kam er an die Thurwinkelhütte und fühlte es plötzlich an einem Schmerz am Herzen, daß er in die dunkeln Fensterscheiben blickte. Die Hütte hatte ein neues Dach und neue grüngestrichene Fensterladen; sie stand bereit, den Johann und seine junge Frau aufzunehmen. Aber Lentin spähte ins dunkle Innere und besann sich, warum das, was darinnen war, nicht mehr sein war. Sein Herz brannte. Es war doch ein elendes Leben, das er jetzt führte! Es war kein freudiger Tag, keine rechte Stunde darin! Der Kopf war ihm dumpf, eine stumpfe Gleichgültigkeit kam über ihn; fast unbewußt schlenderte er von der Hütte hinweg an das Thurufer hinunter. Es war ein kurzer Weg, über den Grasbord hinab, beinahe wäre er geradeswegs in den Fluß hineingelaufen; plötzlich sah er im Dunkel vor sich die Wasser vorbeischießen. Da hielt er an, staunte eine Weile hinab und setzte sich dann; er war so müde, als wäre er weit gegangen. „Da ist dem Hagen seine Frau hinab. Darum mußt bei ihm bleiben," fiel es ihm ein. Er fühlte dieses „Muß" gleich einer Kette, die ihn unlösbar festschloß, und weil er sich nicht dagegen wehren konnte noch wollte, versank er in ein dumpfes, gedankenloses Brüten. Es war dunkel um ihn, am Uferrand standen einzelne Büsche gleich Wachtposten. Bäume und Steine ragten als schwarze Gestalten aus den Matten; manchmal war es, als umlauerte

und umschleiche ein feiges Volk den Dasitzenden. Der Himmel war voller Wolken. Schwarz und schwer hingen einzelne daran. Violett und weiß und blau blitzten Fetzen andrer zwischen ihnen, und manchmal schwamm in einem kleinen blauen See unverhüllten Himmelsgrundes ein ferner Stern.

„Lentin! Lentin!" An der Thurwinkelhütte oben rief jemand leise den Namen des Theilerbuben. Lentin fuhr auf und fühlte, als ob ihm das Herz stillstünde; er meinte, der Vater hätte ihn gerufen.

„Ja!" gab er Antwort hinauf. Es klang so gepreßt, daß der Ton kaum bis zur Hütte reichte. Dennoch kam die Elsi von dort auf ihn zugegangen, die Elsi vom Rütihof. Er war unwillkürlich der Stimme nachgegangen, immer im Gefühle, der tote Vater rufe nach ihm. Als ihre Gestalt aus dem Dunkel tauchte, schrak er zusammen; er unterschied nicht, ob ein Mann oder ein Weib ihm entgegenkam, und meinte, die Toten ständen auf. Erst an der Stimme erkannte er das Mädchen.

„Wo bist auch? Ueberall habe ich dich gesucht," sagte die Elsi; der Atem war ihr kurz wie von raschem Gehen. Dann reichte sie ihm, in Papier gewickelt, ein Abendbrot. „Du hast ja nichts gegessen! Arbeiten und nicht essen, das kann ja nicht gehen."

Sie konnte in der Dunkelheit nicht sehen, wie seine Augen sie anleuchteten. Er dankte. „Wenn es die Frau merkt," sagte er, „mußt du es büßen. Das mußt nicht mehr tun."

Die Elsi war einen Schritt zurückgetreten; es

war, als beobachtete sie ihn, mit scharfen Augen durch die Nacht spähend. „Wie du bei uns bleiben magst und kannst, das verstehe ich nicht," sagte sie nach einer kleinen Weile, während der Lentin sich halb unbewußt hinter sein Essen machte. Lentin gab keine Antwort; aber ihre Worte waren ihm nicht lieb; er fühlte, daß er ihr nicht sagen konnte, warum er im Hause blieb, und er fürchtete sich vor ihren Fragen.

„Keine frohe Stunde hast," fuhr sie fort. „Das Vieh im Stall ist besser besorgt und angesehen als du."

Da gab er zu: „Gerade leicht machen sie mir das Leben nicht."

„Warum gehst nicht?" brach dann plötzlich die Elsi leidenschaftlich los. „Wie kannst nur noch bleiben? Stellen findet doch einer wie du genug. Und so braucht sich doch kein Mensch quälen zu lassen."

Lentin war wieder stumm. Er tat ein paar Schritte vorwärts in der Richtung nach der Hütte zu. Elsi folgte ihm. Sie legte ihm die Hand auf den Arm: „Jetzt sag mir," drängte sie, „warum gehst nicht? Ich kann es nicht mehr mit ansehen wie sie mit dir umgehen."

„Warum ich nicht gehe?" sagte der Lentin in einem Tone, als rede er im Traume. „Das kann ich nicht sagen, warum ich nicht gehe."

Sie hatten sich indessen der Hütte genähert und sprachen noch leiser und verstohlener als vorher. Die Elsi meinte ihn belehren zu müssen. „Du bist nicht aus dem Thurwinkel fortgekommen, du meinst,

du könntest anderswo nicht unterkommen. Ich glaube gar, du hast Angst, in die Welt zu gehen, Bub."

Lentin schüttelte den Kopf. „Nein, nein," sagte er, „ums Fortkommen ist mir noch nie angst gewesen." Doch als die Elsi wieder begann: „Aber wie kannst dann noch bleiben?" unterbrach er sie fast heftig mit den Worten: „Frag mich nicht mehr, ich kann es doch nicht sagen."

Darauf schwiegen beide eine geraume Zeit; Lentin verzehrte sein Abendbrot. Er war hungrig und aß mit Behagen. „Du bist ein Gutes, daß du an mich gedacht hast," sagte er, als er damit fertig war. Dann gingen sie an der Hütte vorüber und dem Hause zu. Die Elsi schien in Gedanken versunken. Als sie dem Rütihof nahe waren, blieb sie stehen. „Laß mich zuerst hineingehen," sagte sie, „sonst merken sie, daß wir zusammen gekommen sind." Der Lentin hielt an, und sie zögerte einen Augenblick neben ihm. Ein Seufzer brach von ihr. Dann faßte sie nach seiner Hand und drückte sie. „Am Ende," flüsterte sie, „bin ich ja froh, Bub, daß du dableibst."

Darauf verließ sie ihn mit leichten, ruhigen Schritten. Lentin schaute eine Weile in die leere Luft. Es war ihm plötzlich ganz friedlich zumut geworden. „Am Ende bin ich ja froh, Bub, daß du bleibst." Die Worte läuteten in seinen Ohren nach, und er lauschte nach ihnen wie nach einer schönen, stillen Musik.

IX

Auf dem Rütihof war Hochzeitleben. Der Fremde, der über den Hängesteg nach dem Thurwinkel gekommen wäre, hätte sich über die laute, ungebundene, sorglose Freude gewundert, die da herrschte, und hätte gemeint, in ein Paradies von Friedfertigkeit und Sanftmut hineingefallen zu sein. Am frühen Morgen waren der Johann und die Frida in der Kirche von Büren ein Paar geworden. Jetzt ging es schon dem Abend zu und der Hochzeitsjubel war auf seiner höchsten Höhe. Die Sonne schien; sie schien vom feiertäglich blauen Himmel auf die Rütihofmatten und schien aus allen Gesichtern derer, die an den Hochzeitstischen saßen. Diese Tische standen im Freien vor dem Rütihof, waren mit Speisen, Getränken, Eß- und Trinkwerkzeug überladen und hatten um sich herum die halbe Bevölkerung von Büren sitzen. Ein so schreiend sonniger Tag war noch selten gewesen, die Strahlen, die vom Himmel herunterstachen, waren wie Speere; darum mußten die an den Tischen sich auch so ausgiebig innere Kühlung: Bier, Wein, Branntwein zuführen. Die Köpfe aller waren erhitzt. Die Männer schwitzten, die Frauen hatten zum Teil glänzende Augen, aber alle blickten wie die Sonne selber voll einer eifrigen, stichigen, unnatürlichen Freundlichkeit. Am sonnigsten schauten die Rütihofbäuerin und die Mutter Toneli. Sie gingen zwischen den Tischen umher und teilten schöne Worte aus; es war ein ansehnliches Geschäft und war erstaunlich wohltuend, zu sehen, wie

die beiden Frauen in nagelneuen Röcken mit neumodisch buntem Schleifen- und Krausenzeug besetzt, immer wieder zwischen den Gästen die Runde machten. Hierbei hatte die Frau Karline, deren langer weißer Hals turmhaft aus grellroter Krause stieg, die ungemein heimelige Angewohnheit, jedem und jeder, mit denen sie sprach, die Hände auf die Schulter zu legen, als wollte sie sie umarmen, und wußte in hunderterlei zuckerigen, mit singender, butterweicher Stimme gesprochenen Worten immer dasselbe zu sagen, welch ein Glück es für den Rütihof sei, den und den und die heute einmal zu Gast zu haben, wie bedauerlich es aber bleibe, daß der und der und die sich nicht öfter sehen ließen. Die Mutter Toneli brauchte zu ihrer Reise um die Tische länger. Ihr schönes weißes Haar schimmerte wie feinster Flachs in der Sonne, ihre unendlich kleinen Augen lauerten aus kaum zum glauben tiefen Höhlen; da sie kurzsichtig war, blieb sie hinter dem oder jenem Gast stehen, gleichsam als ob sie ihn beschnuppere, in Wirklichkeit nur, weil sie eine kleine Weile brauchte, um ihn zu erkennen. Hatte sie ihn dann erkannt, dann redete sie in geigensanften Lauten: „Ja, jetzt lug, ist das nicht der Herr so und so oder die Frau so und so?" Hatte sie dann die bestätigende Antwort erhalten, dann setzte sie sich jeweilen an den Tisch zu der begrüßten Person und ließ den ganzen Honig ihrer freundlichen Seele aus ihrem Mund und jener in den Schoß fließen.

Es waren drei Tische da, und unter diesen, während am dritten gewöhnliche und geringere Gäste

saßen, insbesondere zwei bemerkenswert. Am ersten, dem Rütihof, also der Getränkequelle am nächsten stehenden, saß obenan Hagen, der Bauer. Er hatte eine rote, steife, ganz neue Stallbluse an, über die sich die Gäste anfangs gewundert hatten, die aber der Bauer in einer sonderbaren Laune durchaus zu Ehren der Hochzeit zum ersten Male hatte anziehen wollen. Seine breite, schwere Gestalt saß schwerfällig im Stuhl, seine Glieder schienen gedunsen und sein Gesicht schimmerte bläulichrot. Mit seinen rot umränderten Augen glich er einem blutdürstigen Metzger, und den Durst konnte ihm keiner ableugnen; wenn auch kein Blut, so trank er doch Wein, der Hagen, trank lästerlich. Neben ihm saßen der Pfarrherr und der Stuber-Klaus, der Waisenvogt. Eine ganze Menge der Bürener Häupter schlossen sich an, vom Ratspräsidenten bis zum Dorfweibel, vom Feuerwehrhauptmann bis zum Landjäger, zum Riedi, dessen grüne Uniform eine schöne Abwechslung in die Reihe der Bauernkittel brachte. Unter einer Herde mauleifriger Weiber am unteren Ende desselben Tisches saß die Elsi. Auch sie trug ein schwarzes Feiertagskleid, aber sie war die einzige, die keine Sonne im Gesicht hatte. Sie saß zumeist still da; die worteifrigen Weiber achteten ihres Schweigens kaum, sie aber suchte mit dem Blick immer wieder das Gesicht des Vaters. Ihre Wangen waren bleich, um so schöner hob sich das volle und weiche braune Haar vom Gesicht ab, und ihre ernsten braunen Augen waren unter den unruhig glänzenden, wässerigen, weinseligen, erregt funkelnden oder rauschschläfrig blin-

zelnden der andern wie zwei schöne, still brennende Lichter inmitten einer Menge roter, zuckender Flämmlein.

Am zweiten Tisch saß das Brautpaar unter der Jungmannschaft von Büren. Der Viggi und der Jost hockten wie zwei Leibwächter dem Johann, dem Bräutigam, zur Seite. Der Johann selbst war das erstaunlich getreue Ebenbild seines Vaters. Er schluckte wie ein Faß ohne Boden das Getränk hinab, er hatte ein rotes, gedunsenes Gesicht, und seine Augen blickten manchmal wie die eines abgestochenen Hammels. Auch klang seine Stimme zuweilen unsicher und lallend; er übte aber die Zunge immer wieder in zärtlichen Worten, die er mit heißem Atem der Frida, seinem jungen Weibe, ins Gesicht blies. Diese lehnte den schlanken Oberkörper weit über den Tisch vor, die schwarze Seide ihres Kleides schmiegte sich wohl um die schönen Formen. Ihre Augen versandten Blicke, die den Tisch entlang gingen wie Bettler und sich aufdringlich bald an das, bald an jenes Männergesicht hingen. Auf die plumpen Schmeichelreden ihres Mannes gab sie selten Bescheid, lachte zwar manchmal laut auf, erwehrte sich seiner aber mit mancher unwilligen Bewegung. Dem Wein jedoch sprach sie fast so fleißig zu wie der Johann, und eine von Zeit zu Zeit in einem wüsten Wort plötzlich hervorbrechende Ausgelassenheit bewies, daß er über sie Herr zu werden begann.

Das Leben an den Tischen wurde lauter. Rundgesänge gingen herum, die Stimmen klangen nicht immer ganz rein; manchmal brach ein gellender

Juchheiruf aus dem übrigen Stimmendurcheinander hervor, wie wenn aus dem Gewirr einer Krähenschar ein einzelner Vogel kreischend aufstößt. Einmal drehte der Viggi Hagen sich zufällig nach dem Hause um und sah den Lentin mit der Melkter in der Hand heraustreten. „Lug, der Lentin geht melken," raunte er dem Bruder zu.

„Bah, der hat auch nicht viel von der Hochzeitsfreude," brüllte der Jost, der in der Weinlaune ein gutes Herz hatte.

„Herkommen soll er, Bescheid tun soll er," sprudelten dem schwerbetrunkenen Johann die Worte hervor. Da scholl auch schon der Ruf: „He, Lentin! Lentin, daher!" zu dem Knechte hinüber, der im Begriff war, in der Stalltür zu verschwinden.

Lentin wendete sich um; er glaubte, sie wollten ihn foppen, machte halb ein gezwungen freundliches, halb ein ungläubiges Gesicht und öffnete die Stalltüre, um hineinzutreten. Da rief der Pfarrherr nach ihm, und er mußte wohl oder übel herankommen und denen am Behördentisch Bescheid tun. Dabei luden ihn auch die Rufe der Jungen immer dringender ein, und nach einer kleinen Weile trat er auch zu diesen, ergriff eines der ihm gebotenen Gläser, stieß mit einer Reihe der Schwelger an und tat Bescheid. Auf seinem Gesicht malte sich eine leise Verlegenheit, das Blut wallte unter der weißen Haut und seine blauen Augen blickten unstet, mit einem Ausdruck des Unbehagens bald dahin, bald dorthin, als müßte er nach allen Seiten hin vor Uebelwollen auf der Hut sein.

„Komm, setz dich zwischen uns!" luden zwei

gutmütig dreinblickende Jungburschen von Büren ihn ein und gaben ihm auf der Bank einen Raum frei.

„Ich muß an die Arbeit," sagte der Lentin und wandte sich halb ab.

„Komm doch, setze dich!" fuhr eines andern Einladung dazwischen. Einer, der auch nicht mehr nüchtern war und mit forschendem Blick die schlanke, aufrechte, aber hagere Gestalt des Lentin gemessen hatte, meinte: „Wärest noch ein ganz strammer Bub, du dort, Knecht, du, Lentin! Eine Nase hast freilich wie ein Elefantenrüssel."

Ein Sturm von Gelächter brach darauf über den Tisch los. Der Johann, dem der Witz wohlgetan haben mochte, hob noch einmal mühsam sein Glas, streckte es dem Lentin hin und schrie: „Du, komm her, tu Bescheid, Bub!"

Zögernd folgte Lentin, er nippte nur. Dann murmelte er wieder etwas von „arbeiten müssen" und drückte sich beiseite, ging dem Stalle zu, ohne bemerkt zu haben, daß die Frida ebenfalls ihr Glas erhoben und es ihm geboten hatte. Erst als er neues Gelächter vom Tisch her hörte und die Stimme des jungen Weibes vernahm, die nach ihm rief, drehte er sich noch einmal um und sah die Frida mit einem vollen Glas ihm folgen.

„Jetzt will ich doch gern sehen, ob du mir nicht auch Bescheid tun mußt!" rief sie laut. Dabei war es, als trügen ihre Füße sie nicht mehr ganz sicher.

Die am Tische krähten vor Lachen, als wäre es ein besonderer Spaß, daß die junge Frau dem Knecht nachlief.

Lentin ergriff fast heftig das Glas und setzte es an den Mund. Da fühlte er den Atem der Frida ganz nah, und dann flüsterte sie etwas. Er verstand ein paar hastige, zitterige, aber wilde Worte:

„Den dort am Tisch, den heirate ich — dich, hast gehört — ich will es dir nun einmal sagen — dich habe ich gern."

Lentin gab das Glas zurück. Er war rot geworden, als würfe ihm einer die größte Schande nach. Dann zuckte er heftig die Achseln, wandte sich und ließ die Frida stehen. Die lachte ein wenig gezwungen auf, drehte sich um und ging an den Tisch zurück. Dort empfingen die Gäste sie mit Scherzen und Gelächter; ihr Mann, der Johann, machte ein Gesicht wie ein zorniger Puter; den hatte die Eifersucht wieder am Kragen. Das Gelage ging darauf weiter. Einer der Jungburschen langte eine Handharmonika hervor und begann zu spielen. Die Buben und Mädchen hoben an, im Reigen sich zu drehen.

„Juhe!" schrie plötzlich Hagens Stimme schrill über die Tische; einige, die, aufgerüttelt, nach ihm sich umschauten, sahen ihn bocksteif und mit blaurotem Gesicht dort stehen, dann wurde er plötzlich weiß wie der Tod und schlug seitwärts zu Boden, wie ein an der Wurzel abgesägter Baum. Der Festlärm verstummte nicht sogleich; die den Bauern hatten fallen sehen, glaubten ihn vom Rausch geworfen. Erst als sich einer nach dem andern von denen, die mit ihm am gleichen Tische gesessen hatten, über den Daliegenden bückten, wurden die übrigen aufmerksam und entstand ein Gedränge um

den Bauern, bei dem der Pfarrherr niedergekniet war. Die Elsi schaffte sich Raum und ließ sich auf der andern Seite neben dem Vater ins Knie nieder. „Er lebt noch," sagte der Pfarrherr und riß dem Bauern Bluse und Hemd auf. Hagen atmete keuchend; er blutete am Kopf; im Fallen hatte er die Schläfe an den Tisch geschlagen. Die Bäuerin kam. Sie drängte sich nicht ganz durch die Menge, sah über die andern hinaus und war ganz ruhig, wenn sie auch bleich war. „Tragt ihn hinein!" sagte sie mit scharfer, entschlossener Rede. Hinter ihr wollte sich jemand in Jammern überschaffen. „Ach, der Gute, der Liebe, der Arme!" Die Mutter Toneli stand mit gefalteten Händen da, schluchzte die Worte hervor und hatte eine ganze Ueberschwemmung von Mitleid im Gesicht.

„Tragt ihn ins Haus!" rief es aus der sich dichter zusammendrängenden Menge.

„Vorwärts, faßt an, und bringt ihn mir in die Stube!" gebot die Bäuerin. „Er wird zuviel getrunken haben," versetzte sie mit hartem Ton zu einem Weib, das gefragt hatte, wie das Unglück geschehen sein möchte.

Inzwischen griffen ein paar Männer den Körper des Bauern an. Zu seinen Häupten stand der Lentin und legte die Arme unter die des Kranken. Er stand plötzlich da, sie achteten erst auf ihn, als sie sahen, wie er den schweren Oberleib des Bauern mühsam hob und zwei andern Männern mit entschlossener, fest klingender Stimme Weisung gab, wie sie zu helfen hätten. Dann trugen sie den Hagen ins Haus.

X

Johann Hagen, der Bauer, lag in seiner Schlafkammer. Es war am Tag nach dem Feste. Die Tage nach den Festen sind meistens Jammertage. Heute jammerte alles, vorab das Wetter, als hätte auch das gestern sich zu viel Gutes getan. Wie es gestern heiß und hell gewesen war, so war es heute dunkel und kühl. Der Himmel flennte wie ein rührsames Weibsbild, und der Wind fuhr unter dem Himmel hin, stoßweise, als ob ein riesiger Vogel mit rauschendem Flügelschlag vorüberstriche. Wann er daherkam, faßte er die Regentropfen und warf sie in Wellen vor sich hin. Dem Johann Hagen, dem Bauern, warf er alle Augenblicke mit peitschendem Geräusch einen Guß von Tropfen an die Kammerfenster. Sie flossen in hundert Bächlein außen am Glase hinab, es war ein eintöniger Vorgang, der sich ansah, als würde immer und immer wieder ein grauer Schleier an den Scheiben hinuntergestreift. In der Kammer war ein trübes Licht. In allen Ecken, an den an die Wand gerückten Betten, am Tisch, der unter einem alten Spiegel stand, und hinter jedem Stuhl kauerten dunkle Schatten, als füllte allerlei unheimliche Gastung die Stube. Zwei Schatten, die dunkler waren als alle andern, hockten in der Nähe des Bettes auf zwei Stühlen. Es war schwer zu erkennen, daß das die Bäuerin und die Mutter Toneli waren. Sie saßen vornübergebeugt da und hielten den Rosenkranz in den Fingern, den sie unablässig drehten. So unablässig wie draußen der Regen, fielen von den Lippen der

zwei Weiber die Gebetworte. „Vater unser" und „Gelobt seist du, Maria." Es war, als wickelten die beiden Bänder und Bänder ab, und man meinte sich's am Boden schlängeln und wachsen zu sehen. Lentin, der auf des Bauern Verlangen eine Weile in der Stube gewesen war, hatte sich gewundert, daß die beiden Frauen nicht in dem Haufen „Vater-unser", die sie schon an den Boden hinab gebetet hatten, ersoffen.

Die Mutter Toneli tat einmal einen Seitenblick und sah, wie der Bauer, der von unruhigem Schlafe erwacht war, mühsam auf einen Arm sich stützend, Kopf und Oberleib um ein weniges erhob und sie anstarrte. Da schien ihr doppelter Eifer Pflicht, und sie beugte sich tiefer über den Rosenkranz und leierte emsiger weiter. Die Bäuerin hatte ihr Murmeln nicht unterbrochen. Aber der Bauer ächzte und hob sich langsam, langsam höher auf. Sein Kopf ragte über das Bett hinaus und sein Gesicht schien zur Fratze verzerrt aus dem Dunkel. Seine Augen, die rot unterlaufen waren, quollen hervor, leuchteten wie zwei Lichter in dem Kopfe und funkelten die zwei Weiber an. Sein Haar war gesträubt; sein Atem ging ruckweise und die Unterlippe hing herab wie bei einem Blödsinnigen. Die Beterinnen hörten das Stöhnen des Mannes nicht, der aber krallte plötzlich beide Hände in die Matratze, auf der er saß, und tat einen Schrei:

„Lentin!"

Der Ruf war so fürchterlich laut und schrill und plötzlich, daß die zwei Frauen wie von einem Windstoß angeblasen auf ihren Stühlen wackelten

und keine ein Kreischen des Schreckens zu unterdrücken vermochte. Beide fuhren empor und wendeten sich dem Bauern zu, die Bäuerin hatte ein zornmutiges Gesicht, aber selbst sie erschrak vor dem Anblick zurück, den ihr Mann bot. Er sah aus wie einer, der sich von unerträglicher Fessel loszureißen strebt, Schaum stand ihm vor dem Mund, und mit der einen Hand riß er sich das Hemd vom Halse los, als sollte er ersticken. Dann kam noch einmal der schauerliche Schrei: „Lentin!" und die geballten Fäuste gegen die Weiber schüttelnd, wies er sie hinaus.

Eine kleine Weile später kam Lentin. „Der Mann verlangt nach dir," hatte die Bäuerin gesagt, die in ungewohnter Eile nach ihm gesprungen war. Sie trat bis an die Tür, als Lentin in die Kammer ging und sah, daß Hagen noch in der vorigen Stellung verharrte und noch immer mit wild rollenden Augen um sich blickte. Er ächzte und keuchte wie ein Ertrinkender; als Lentin zu ihm trat, schien er ihn nur halb zu kennen. „Bist du da, Bub?" fragte er und starrte ihn an. Dann ging es wie ein Erkennen durch sein Gesicht, und er fragte: „Sind sie hinaus, die zwei?"

„Wer?" fragte Lentin.

Da griff Hagen mit seiner schweren Hand nach ihm und zog ihn ans Bett. „Da," sagte er laut und in herrischem, klarem Ton, „da vor den Heiland gehst!"

Es hing an der einen Wand ein kunstloses Christusbild; der Gekreuzigte war aus Bein geschnitzt und leuchtete aus dem Dunkel hervor. Zu dem hin

schob der Bauer den Lentin. „Ersticken muß ich in der falschen Frömmigkeit, die hier im Hause ist," stammelte er. Dann wurde er ruhiger. Er blickte nach dem Lentin, der mit gefalteten Händen vor dem Heiland stand. „So," sagte er laut und herrisch wie zuerst. „Jetzt sag dem ein einziges, rechtschaffenes, lautes Vaterunser, ein einziges, hast gehört. Aber eines, das von Herzen kommt. Du bist noch einer, der von Herzen reden kann. Also sag's."

Lentin begann.

„Lauter!" gebot der Bauer. Da betete Lentin aufrechtstehend, laut und mit Eifer. Als er in der Mitte des Gebetes war, fiel ihm ein, daß er für einen armen Mann betete, einen durch die Schuld eines andern armen Mann. Er vergaß ganz, wo er war, und betete mit einer heiligen Inbrunst. „Jetzt sag noch: ‚Und mach den Hagen wieder gesund,'" befahl der Bauer, als er geendet hatte. Da betete der Lentin: „Und mach den Hagen wieder gesund."

Die Bäuerin stand in der Tür und sah auf den seltsamen Vorgang. Dann erwachte sie wie aus einer Erstarrung und schoß plötzlich in die Stube hinein. Mit den Armen in der Luft herumfuchtelnd, stellte sie sich vor Lentin hin. „Du machst, daß du weiterkommst!" kreischte sie. Und als der Bub schweigend ging, wendete sie sich zu dem Bauern: „Du brauchst auch noch so zu toben, du, und dich zu beklagen. Sei du froh, daß einer für dein Seelenheil sorgt, du wärest ja längst dem Teufel verfallen." So und ähnlich sprudelte Frau Karline einen Gewittersturm von Worten über den Kranken

hin, der sich hatte in die Kissen zurückfallen lassen, nur den Kopf noch leise über den Bettrand hinausschob und irgendwohin ins Leere starrte. Er muckste nicht unter den Worten; beinahe schien es, als hörte er sie nicht. Erst als die Bäuerin innehielt und sich der Tür zuwendete, räusperte er sich und spuckte auf den Boden. Dabei murmelte er etwas in sich hinein, das weder Liebkosung noch Schmeichelei für sein Weib bedeutete.

Dem düsteren Tage folgte eine fürchterliche Nacht. Der Wind war zum Sturm gewachsen; der Regen rauschte, als brächen Ströme aus den Wolken. Unheimliche Geräusche gingen um den Rütihof, dessen ganze Bewohner auf den Beinen waren. Selbst der Johann und sein junges Weib, die Frida, waren aus der Thurwinkelhütte herübergekommen und hockten mit den übrigen in der großen Wohnstube, denn der Bauer wollte sterben. Der Pfarrherr war noch in allem Unwetter dagewesen; der hatte es gesagt: „Die Nacht wird er kaum überdauern."

Bald nach der Stunde, da er den Lentin gerufen hatte, hatte den Bauern ein neuer Schlaganfall getroffen und hatte ihm die Sprache geraubt. Er lallte nur noch, aber es war, als bringe ihn der Verlust der Sprache in eine fürchterliche Erregung. Durch wilde Zeichen gab er zu verstehen, daß er den Lentin um sich haben wolle. Anfänglich sträubte die Bäuerin sich, ihn zu holen, aber der Bauer tobte, und damit sie nicht schuld an seinem Tode habe, tat ihm die Frau den Willen. Jetzt saß der Lentin am Bett und legte dem Kranken von Zeit zu Zeit kühlende Ueberschläge auf den Kopf. Der

Bauer war ruhiger geworden; es schien, als schlafe er; aber zuweilen riß er die Augen weit auf und starrte an die Decke. Die Elsi kam und ging und sorgte für alles, was der Vater bedurfte. Sie litt er bei sich; wenn er eines der andern erblickte, schüttelte die Wut ihn so, daß jenes gern genug sich wieder entfernte. Die Elsi kam dann und setzte sich neben Lentin nieder. Eine ganze Weile hielten sie die Wacht am Bett. Reden und Schnarchen drang aus der Wohnstube herein. Die Weiber saßen dort beisammen, bald betend, bald sich unterhaltend; der Johann, der Viggi und der Jost hockten jeder in einer Ecke und schliefen. Die beiden am Bett fühlten sich wie in einem Käfig, an dessen Tür die Wächter saßen; sie wußten, daß die draußen in der Stube der Neid und der Haß fressen wollte, darum daß sie bei dem Sterbenden sitzen durften. Als sie den Bauern die Augen schließen sahen wie zum Schlafe und bald nachher ruhige Atemzüge hörten, rückten sie vom Bett hinweg und begannen eine leise Unterhaltung.

„Wenn er stirbt, der Vater, habe ich niemand mehr auf der Welt," sagte die Elsi mit zuckenden Lippen. „Ich will fortgehen und mir einen Dienst suchen," flüsterte sie nach einer Weile wieder, „hier kann ich nicht bleiben, ich bin ihnen schon jetzt im Wege."

„Ja, ja, das tu nur," flüsterte Lentin zurück.

Nun lauschten sie wieder. Wenn Wind und Regen einen Augenblick verstummten, konnten sie noch immer Hagens Atemzüge hören.

„Aber du, du kannst auch nicht hierbleiben,"

wandte sich Elsi wieder an Lentin. Der schaute wie geistesabwesend zu Boden.

„Du wirst doch auch fortgehen?" fragte Elsi dringender.

„Ich weiß nicht," gab er ganz leise Bescheid.

Elsi erzürnte; sie wollte reden. Da fiel ihr auf, wie still es auf einmal im Zimmer war. Wind und Regen setzten aus. Aber auch die Atemzüge des Bauern verstummteu plötzlich. Elsi hörte sie noch still werden. Es war wie das Stocken einer Uhr, als sie auf einmal zitterten und verklangen. „Jesus," sagte das Mädchen. Das Herz pochte ihr, sie stand auf, ergriff eine Kerze, die auf einem kleinen Tische stand, und leuchtete über das Bett. Hagens Gesicht war starr und bleich. Elsi griff rückwärts und haschte nach Lentins Hand. „Siehst," sagte sie und wies auf den Daliegenden, „ist — ist er tot?"

Ihre Züge arbeiteten, sie war einen Augenblick kraft- und willenlos; der Tod erschreckte sie; vielleicht fürchtete sie sich. Sicher war, daß ein Gefühl der Einsamkeit und des Verlassenseins sie befiel. Sie drängte sich an den Lentin wie ein Vögelein, das sich verkriechen will; der Bub mußte unwillkürlich den Arm um sie legen.

„Ja, er ist gestorben," sagte er. Da weinte die Elsi an seiner Schulter, und sie standen am Bett und waren wie Bruder und Schwester. Draußen setzten Wind und Regen wieder ein. Lentin schaute auf den Toten. Plötzlich durchfuhr ihn ein Gedanke: der Bauer lag da im Bett wie sein, des Lentins, Vater gelegen hatte! Das war auch in einer solchen Nacht gewesen, in einer düsteren, un-

vergeßlich grausigen! Plötzlich schienen ihm die zwei Nächte wie Marksteine, zwischen denen ein böser Weg lag; es war ihm, als stände er jenseits des letzten Steines und blickte verwundert zurück auf das, was gewesen war. Das Herz war ihm auf einmal voll von Dingen, von denen er sich aussprechen mußte. Und auf einmal sprach er der Elsi davon. Er zog sie auf einen Stuhl nieder. „Siehst, jetzt muß ich es dir sagen," begann er, und nun erzählte er hastig und ganz verstohlen alles, was der Vater vor Jahren gebeichtet hatte. „Dir kann ich es sagen, dir," sagte er zuletzt, und fügte hinzu: „Siehst, darum habe ich dableiben müssen."

Er hatte noch mehr zu sagen, aber vor der Kammertür, ganz nah, als hätte sie gehorcht, scholl die Stimme der Bäuerin laut und grob: „Jetzt könnte auch wieder einmal eines herauskommen und sagen, wie es geht! Ich meine, die sind alle eingeschlafen da drinnen."

Lentin stand auf und ging hinaus. Als er über die Schwelle trat, blickte er in lauter verschlafene Gesichter; die Buben waren aufgeschreckt; die Stimme der Bäuerin mochte sie geweckt haben; auch die Weiber schauten auf ihn; vielleicht erwarteten sie, daß er das sage, was er zu sagen begann. Er stand aufrecht an der Schwelle; bisher hatte er sich geduckt, einer knechtlichen Demut sich allezeit beflissen, nun hob ihm etwas den Kopf, über das er sich selbst nicht Rechenschaft zu geben vermochte: und er blickte die in der Stube anders an als sonst, freier, fast stolz; er hatte das Gefühl, daß sie keine Macht mehr über ihn hatten. Die Frida

hing mit sonderbar glänzenden, durstigen Blicken an dem schlanken, hageren Buben.

„Ich muß euch sagen, der Meister ist — gestorben," sagte Lentin, eine scheue Feierlichkeit lag in seinem Ton.

„Jesus, mein Gott!" schrie die Bäuerin auf und stob nach der Sterbekammer hinüber. Die Mutter Toneli folgte ihr jammernd und betend. Bedächtiger schlenderten die Buben hinterdrein, der Johann hatte die Kappe auf den Ohren sitzen und behielt sie auf, als sie in die Kammer traten. Erst als der Viggi ihn anstieß, zog er sie mit einer faulen, verdrossenen Bewegung herunter, dann standen die drei und gafften auf das Totenbett und legten mechanisch die Hände zusammen, weil sie die Weiber beten hörten. Die Frida war die letzte, die in die Kammer trat; sie sah sich nach dem Lentin um und streckte ihm heimlich die Hand hin, als lade sie ihn ein, an ihre Seite zu treten. Lentin sah es nicht, da berührte sie seine Finger, und er erschreckte; als er fühlte, daß ihre Hand sich um die seine schmeichelte, streifte er sie mit einer heftigen Bewegung ab und wendete sich hinweg und hinaus.

XI

Der Bauer war begraben. Vor Frau Karline, der Bäuerin, stand sein Knecht, der Lentin, und sagte: „Ihr habt mich so oft fortgeschickt. Der Meister hat mich behalten wollen; so bin ich geblieben. Jetzt will ich gehen. Wenn es Euch recht ist, gehe ich

heute noch." In der Stube, wo sie sprachen, saß noch die Frida, die herübergekommen war, weil sie beim Erben dabei sein wollte; und der Waisenvogt wollte heute kommen, das Erbe zu ordnen. Die Frida hob den Kopf von ihrer Strickarbeit, die sie in Händen hielt. Sie hörte die Worte Lentins und wurde blutrot. Dann stand sie auf und ging hinaus. Die Bäuerin kramte im Schreibtisch ihres Mannes. Sie war bleich und machte ein böses Gesicht. „Jetzt gerade, von heute auf morgen, kannst du nicht fort," sprach sie über die Achsel zurück und für den Lentin gemeint. Zuerst muß wieder Ordnung im Heimwesen sein. Alles auf einmal kann ich nicht übernehmen. Die nächste Woche oder die andernächste, dann kannst gehen."

Die Worte klangen unfreundlich genug. Sie brauchte das: Und froh bin ich, wenn du fort bist, nicht hinzuzusetzen; es hatte im Ton ihrer ganzen Rede gelegen. Aber sie hatte selbst zu dem sich schwer aufgerafft; und Lentin hätte erraten können, was er für den Rütihof geworden war, wenn er eitler gewesen wäre. Er besann sich einen Augenblick, dann dachte er an die Elsi. Das Herz schlug ihm rasch und warm. Er hätte gerne gewußt, was sie, die Elsi, beginnen, wo sie hingehen würde; es war ihm lieb, noch zu warten.

„Gut, wenn Ihr es so haben wollt, will ich noch bleiben," sagte er und ging aus der Stube; dabei fiel ihm selber auf, wie ganz anders er jetzt hin und wieder ging; er fühlte sich sonderbar frei und stark, und wo er stand und war, lag die Welt gleichsam wie eine schöne weite Ebene vor ihm, und er wußte,

daß er bald in die Ebene hinausschreiten würde und freute sich auf die rechtschaffen weite Wanderschaft.

Am Abend, als das Erben vorüber war, saßen die vom Rütihof alle beisammen in der Wohnstube. Keines von allen machte ein freundliches Gesicht; die Elsi einzig saß abseits an einer Näharbeit und hatte in ihren Zügen einen friedlichen Ernst; der Viggi und der Jost blickten verdrossen darein, die aus der Thurwinkelhütte, der Johann und sein Weib, hatten eben erst ein ausgiebiges Schelten und Schimpfen beendet, und die Bäuerin und die Mutter Toneli saßen mit weißen, spitzen Gesichtern gerade und würdig da; aus ihren Mienen redete ein: Halt! Jetzt haben wir die Hand darauf!

Das Erben ist eine kitzliche Sache, die vom Rütihof hatten es erfahren; wäre der Rütihof teilbar gewesen, sie hätten jeder ein möglichst großes Stück herausgerissen und wären auseinander gegangen. So hielt jeder krampfhaft gleichsam einen Zipfel fest, und wohl oder übel blieben alle an dem unzerreißbaren Ding, dem Rütihof, sitzen. Es sah sich an, als ob knurrende Köter sich in ein Sacktuch verbissen hätten. Frau Karline, die Bäuerin, war aber doch den andern über, sie hatte die Leitung in die Hand genommen und gab auch jetzt die Weise an, wie weitergelebt werden sollte. Sie brach plötzlich mit einer Anordnung ein unbehagliches Schweigen, das eine kurze Weile gewährt hatte: „In acht bis zehn Tagen wird der Lentin fortgeschickt," sagte sie, „bis dahin müßt ihr Bescheid wissen, Buben. Du, Johann, nimmst das Land auf dich, du, Viggi,

das Vieh, du, Jost, wirst den zweien aushelfen, wo es not tut."

Die hagere, spitznasige Frau hatte eine Art zu reden, als ob die Worte Nägel wären, die sie in ein Brett trieb. Wo sie sie einschlug, saßen sie. So duckten sich auch die drei Burschen und machten nicht Miene, andrer Meinung zu sein als die Stiefmutter. Es schien fast, als kümmerten die ihnen zugeteilten Pflichten sie weniger als der Umstand, daß der Lentin fortging; denn eine Stunde später standen sie noch unten am Hause beisammen und tuschelten.

„Jetzt geht er also fort, der Lentin," sagte der giftige, kleine, krummbeinige Viggi.

„Ja," sagte der Johann, „und gut ist es, daß er geht." Er dachte an seine Frau; die Worte kamen ihm aus dem Herzen herauf.

„Die Prügel sollte er aber doch noch haben, der Schuft, die wir ihm versprochen haben," raunte der Viggi.

„Ja, beim Eid," zollte der Jost Beifall.

Der Johann zuckte die Achseln. „Wegen nichts kannst einen nicht prügeln. Die Hauptsache ist, daß er fortkommt." Damit schieden sie. Der Johann, als er nach seiner Hütte hinüberschritt, hatte einen Wurm in sich, der an ihm fraß; es reute ihn plötzlich, daß er den Brüdern die Prügel ausgeredet hatte. Er wußte selbst nicht, woher ihm die plötzliche Vernunft gekommen war, jetzt lechzte er selbst danach, den Lentin unter den Fäusten zu haben.

Der Lentin tat indessen seine Pflicht, tat sie nicht mehr still und geduckt, sondern tat sie mit

Summen und Pfeifen und Singen, wie jeder Mensch, der an der Arbeit Freude hat. Er merkte nicht, daß die Bäuerin und die Mutter Toneli ihn mit giftigeren Blicken ansahen als je vordem, merkte nicht, daß die Buben bald da, bald dort beieinander standen und mit Blicken oder Händen nach ihm deuteten, als zettelten sie eine Verschwörung an. Nur daß die Frida ihm eifriger nachstrich, merkte er, denn sie querte seinen Weg an allen und an unglaublichen Orten. Es war ihm schwül in der Nähe der jungen Thurwinkelbäuerin; wenn er nachher irgendwo die Elsi antraf, war es ihm, als müsse er die Arme recken und schnaufen: „Gottlob, jetzt habe ich wieder gute Luft!"

Die Elsi fragte er offen und am heiterhellen Tag: „Weißt schon, wo du hingehst, Mädchen?" Und als sie verneinte, fuhr er fort: „Meinst, werden wir einander auch noch hier und da einmal sehen, nachher?"

„Natürlich, ich hoffe es," gab die Elsi Bescheid, und sie drückten sich unwillkürlich am heiterhellen Tage und unbekümmert, ob es jemand sehe, die Hände.

Am nächsten Tage — die zehn waren nun bald herum, die Lentin noch hatte bleiben sollen — ging der Bub in eines der Nachbardörfer. Ein Großbauer suchte einen Knecht, er wollte sich verdingen. Erst nach Einbruch der Dunkelheit war er auf dem Rückwege. Die auf dem Rütihofe hatten heute zum ersten Male allein fertig werden müssen. Er eilte auf seinem Heimwege nicht. In Büren war die Dorfstraße vom roten Schein der Lampen hell,

der durch die Hüttenfenster fiel. Hinter dem Dorfe und auf dem Feldwege, der durch die Matten an die Thur hinabführte, war es doppelt dunkel danach. ‚Gut ist es, daß du den Weg kennst,‘ dachte Lentin; dann fiel ihm ein, daß er den Weg nicht oft mehr gehen werde. Am Mattensaum standen die Flußuferbüsche; es war, als sei dort der Weg durch eine dunkle Wand versperrt. Manchmal kam ein Windstoß hinter dem Lentin hergefahren, dann rauschten die Büsche, denen er sich nahte. Das Rauschen schwoll an wie ein tief aus der Brust geholter Seufzer und brach jäh ab, als ob ein Atem stockte. Am schwarzen Himmel schimmerten die Sterne, eine Unzahl kleiner unruhiger Lichtflammen, die wie im Winde flackerten und keine Helle gaben. Einzig im Osten hinter dem waldigen Bergrücken war ein weißer, schimmernder Lichtstreif, dessen Glanz wuchs gleich dem weißglühenden Eisens. Dort durchbrach der weiße Schein die Waldlücken, stach zwischen Hunderten von Zweigen, Aesten und Kronen hindurch, bis es schien, als lohe der Tannenwald in silbernen Flammen auf. Lentins Blick war zufällig zurück und hinüber gegangen; einen Augenblick blieb er stehen und sah dem langsamen Heraufwachsen des Mondlichtes zu. Da war es ihm, als höre er flüchtige Schritte hinter sich, und erschrak, als er im Umwenden eine Gestalt neben sich auftauchen sah. Gleich darauf erkannte er die Frida und fühlte ihre Hände seinen Arm umspannen.

„Jetzt habe ich dich doch erwarten können,“ sagte sie und drängte sich an ihn. Er sah ihre Augen nahe vor seinem Gesicht leuchten und wunderte sich

über das heiße Licht, das aus ihnen brach. Sie standen in dem runden, weißen Gesicht wie schön leuchtende geschliffene Steine. Ihr Blick rührte ihn halb; er mochte nicht zornig sein. „Was fällt dir ein?" sagte er nur. „Lauf doch heim! — Was hast denn wollen von mir?"

Die Frida antwortete nicht; sie hielt seinen Arm fest und zitterte: „Du gehst ja fort," stammelte sie endlich.

„Natürlich gehe ich," sagte Lentin und versuchte weiterzugehen. Aber sie stellte sich immer wieder wegsperrend vor ihm auf. Dennoch gewann er den Steg. Auf der Höhe der Thurburg wurde es hell. Der Mond leuchtete, und langsam floß das Licht am Hügel hernieder und in den Thurwinkel hinein. Die Frida stand auf dem Steg und hatte zur Rechten und Linken eine Hand in die Drähte gehängt, so dem Lentin den Durchgang verschließend. „So, jetzt lass' ich dich nicht durch," sagte sie.

„Mach keinen Unsinn!" gebot er, „wenn uns eines sähe, könnte man meinen, wir hätten Gott weiß was miteinander.

„Haben wir etwa nicht?" fragte die junge Frau. Ihre Augen sagten das Dreifache zu ihren Worten hinzu.

„Laß mich durch jetzt!" befahl Lentin, und der Zorn faßte ihn nun doch. Statt aller Antwort begann die Frida ein demütiges Betteln: „Du, Lentin, Bub! Geh doch nicht fort, bleib doch bei uns! Ich . . ."

„Ach, rede kein solches Zeug!" schmähte er dagegen, sie unterbrechend. „Der Erni in Bach-

wyl hat mich als Knecht eingestellt. Uebermorgen gehe ich."

„Ich kann dich nicht — ich will dich haben," stieß die Frida heraus; sie schien selbst nicht zu wissen, was sie sprach. Da begann das Mondlicht den Weg zu beleuchten. Und plötzlich sprang am jenseitigen Ende eine Gestalt auf die schwanke Brücke. Die Drähte zitterten, der ganze Steg krachte in seinen morschen Fugen; so kam jener auf ihm dahergefahren. Es war der Johann Hagen. Hinter ihm schritten der Viggi und der Jost, bedächtiger, aber so den schmalen Durchweg auf dem Stege sperrend, daß dem Lentin auf einmal klar wurde, was sie wollten. Der Johann kam dahergefahren wie ein wildes Tier. Der Lentin wurde in diesem Augenblick an ein Bild erinnert, das vor Jahren der Lehrer von Büren seinen Buben, darunter ihm, gezeigt hatte, das Bild eines großen bösen Affen. Gerade so sah der Johann aus. Mit herabhängenden Armen und vorgebeugtem Leibe kam er daher. Der Mond zündete ihm ins Gesicht, das graubleich war statt rot, und die Augen rollten darin wie glitzernde Räder. Der Lentin wunderte sich nur, daß kein Fauchen aus dem offenen Munde kam. Die Frida hatte sich, vom Schwanken des Steges geweckt, umgedreht. Sie stieß einen Schrei aus, als sie den Johann erkannte, dann schlüpfte sie an Lentin vorüber und stob ein Stück weit in die Matte hinein. Erst als sie keinen Verfolger hinter sich merkte, stand sie still und spähte nach dem Steg hinüber. Dort war der Johann auf den Lentin getroffen, der ihm ruhig entgegengegangen war, so, als setzte

er einfach seinen Weg über den Steg fort. Der Johann sagte kein Wort; er fuhr mit beiden Händen nach dem Halse des Lentin. Dieser packte seine Handgelenke. „Was willst?“ sagte er. „Komm mit und ich will mit dir reden.“

„Du — du,“ keuchte der Johann und rang mit dem andern, der Steg kam ins Schwingen, die Drähte klangen und girrten. In der Tiefe schoß dunkles, hastiges Wasser vorbei. „Willst, daß wir beide in der Thur ertrinken?“ stieß der Lentin hervor. Seine Kraft war der des andern gewachsen, aber er vermochte sich von den Griffen des Rasenden nicht freizumachen. In diesem Augenblick kamen die Brüder heran. Sie langten über den Johann hinüber und krallten sich in des Lentin Rock an den Schultern fest. Dann begannen sie zu ziehen; eine Gruppe von Ringern, von denen der eine rückwärts geht, der andre ihm folgt, gingen sie über den Steg nach der Rütihofseite zu. Lentin sträubte sich nicht. Drüben gedachte er sich ihrer zu erwehren. Aber als sie vom Steg auf den Weg hinaustraten, stolperte er und kam auf die Knie; da fielen sie wie bissige Hunde über in her, und dann geschah etwas Wildes, Schändliches. Der Johann bekam einen Arm frei und hatte irgendwie ein Messer herauslangen können; mit dem stach er auf den Lentin ein. Ins Gesicht, in den Rücken, in den einen Arm, blindlings stach er zu, bis der Griff des Buben kraftlos wurde. Dann sank der Lentin vornüber; der Johann war von seinem Blut bespritzt.

„Der hat's,“ sagte der junge Bauer; er atmete

auf wie einer, der nach schwerer Arbeit behaglich sich emporrichtet und streckt.

„Wenn er nur nicht zu viel hat," meinte der Viggi. Der Johann glotzte den Daliegenden an, dann zuckte er mit den Achseln und ging davon. „Komm du mir nur heim!" drohte er über den Steg hinüber in der Richtung, in der sein junges Weib davongelaufen war. Die Brüder schlenderten ihm nach.

Der Lentin lag reglos. Ein kleiner Blutbach sickerte unter dem Steg hin, als suchte er sich den Weg hinab nach dem großen Wasser, das unten vorbeifloß. Und der Mond stieg höher und leuchtete weit. Am Ende war die Erde wie die Fliesen einer mächtigen Kirche, und der Mond leuchtete als das ewige Licht über einem vor dem Altar aufgebahrten Menschen.

Wohl eine Stunde später kam die Frida über den Steg gehuscht, bückte sich über den Lentin, hörte. ein Stöhnen und sah, wie er sich aufzurichten versuchte Da stob sie von Entsetzen geschüttelt mit fliegenden Haaren nach dem Rütihof hinüber. Sie jagte mit Geschrei und Gezeter die Weiber auf. „Am Wege liegt der Lentin erschlagen!" Während sie den Fragen der Bäuerin und der Mutter Toneli Rede stehen mußte, glitt die Elsi stillschweigend aus Stube und Haus und eilte dem Steg zu. Sie suchte und suchte; den Lentin fand sie nicht mehr.

XII

Wo der Weg aus dem Dorfe Büren und in die Thurmatten hinabbog, stand ein kleines, grüngestrichenes Haus; mit seinen zwei Stockwerken und dem niederen Schindeldach sah es fast aus wie eine große Schachtel, die auf den Boden gestellt war. Die Fenster der unteren Wohnräume waren so niedrig, daß von der Straße aus jeder in den hintersten Stubenwinkel sehen konnte, und da nur eine dünne Holzbrüstung diese Fenster trug, mochte es den Insassen der Stube erst recht manchmal zumute sein, als säßen sie in einer Kiste mitten in der Straße. In dem Hause wohnte der Schullehrer von Büren, ein frommer, nicht ganz unhablicher und ein rechter Mann, der Fritz Steinegger. Er hatte eine Frau und vier Kinder, hatte viel Arbeit und Mühe mit der Jugend von Büren, hielt aber gute Freundschaft mit allen Alten im Dorf. Das Haus war sein eigen. Im oberen Stock saß ein Fabrikarbeiter mit den Seinen, im unteren wohnte der Lehrer selber. Dort zu ebener Erde in einer kleinen, hell getünchten Stube, die mit einem einzigen Fenster nach einem bescheidenen, mit grünen Holzlatten umhagten Gärtlein schaute, stand ein Bett, auf das das freundliche Licht eines hellen Tages fiel. In dem Bett lag seit ein paar Wochen der Lentin Theiler. Der Lentin hatte keine Verwandten mehr, aber um Leute, die es gut mit ihm meinten, brauchte er nicht bange zu sein. Dem Steinegger, dem Lehrer, war er vor nicht gar zu langer Zeit ein guter Schüler gewesen; mit dem Vater war der

Lehrer gut gestanden und hatte immer gesagt, aus dem Lentin, dem Buben, würde just ein so goldlauterer Mensch werden wie der Theiler vom Thurwinkel einer gewesen wäre. Darum hatte der Steinegger den Burschen aufgenommen, der eines Nachts blutüberströmt, kaum imstande, sich noch aufrechtzuerhalten, an sein Fenster geklopft hatte. Und jetzt lag der Lentin in des Lehrers eignem Bett; hätte der ihn nicht hineingenommen und an jenem Abend in aller Hast den Arzt gerufen, auch alle nur mögliche Sorge ihm angedeihen lassen, so läge der Lentin jetzt in einer engeren und dunkleren Kammer und brauchte keinen Besuch mehr, wie er ihm doch fast alle Tage kam. Der Pfarrherr ging fleißig ein und aus, eine ganze Herde mitleidiger Weiber war schon dagewesen; von denen hatte jede sich von der Lehrerin des Lentin Leidensgeschichte erzählen lassen, wie er an jenem Abend gekommen sei, entsetzlich anzusehen, wie der Arzt ihn verbunden, wie Tage nachher der Dorfarzt und ein zweiter, der herbeigerufen worden war, an dem Buben herumgeschnitten und geflickt hätten und wie er nun daliege und genesen könne, freilich ein armer, verstümmelter Mensch, dem ein Auge und ein Arm verloren gegangen seien. Ein stattliches, gesundes Blut sei er gewesen, jetzt sei er ein Krüppel, für den das Dorf wohl werde sorgen müssen.

„Für den das Dorf werde sorgen müssen!" Dieser Frage halber machte der Stuber-Klaus, der Waisenvogt, Besuch bei dem Lentin. Er ging hinein zu ihm, der eben wieder anfing, ein sachtes Rot in das bleiche Gesicht zu bekommen, und fragte

ihn über allerlei Dinge aus, die alle darauf hinausliefen, zu erfahren, was er, der Lentin anzufangen gedenke. Das Ergebnis war, daß der dürre, geizige Stuber-Klaus im Hinausgehen zum Lehrer äußerte, dem Dorf werde er wohl zur Last fallen, der Lentin; aber das ärgerlichste daran sei, daß der Bub gar nicht zu trauern scheine über sein Unglück, daß ihn der Verlust seiner Arbeitsfähigkeit gar nicht zu kümmern scheine. Der Lehrer schüttelte den Kopf dazu. Er war ein großer, hagerer Mensch, hatte ein runzliges Gesicht, um das ein roter, dünner Bartkranz lief, sonderbar rötlich schimmernde Augen, aber einen wohltuend freundlichen Ausdruck in den Zügen. „Das glaube ich von dem Lentin nicht," sagte er, „eher glaube ich, daß er weiß, wie er sich auch mit einem Auge und einem Arm noch durchbringen will. Vielleicht will er gar nicht haben, daß Ihr für ihn zahlt, Waisenvogt."

Der Lentin lag in seinem Bett; lag er ruhig auf dem Rücken, so sah er die weiße, schmucklose Gipsdecke an, drehte er sich zur Seite, dann ging sein Blick in den Garten hinaus. Dort blühte wenig vornehmes Blumenzeug, Sonnenblumen, grellfarbige, dickköpfige Dahlien und Gänseblumen, Bienen und Wespen summten um den Blust, manchmal kam von der Straße her eine Staubwolke und legte sich schleierartig auf das wirre Gartengewächs, Wind und Sonne trieben in Sträuchern und Blumen ihr Spiel. Die Sonne vornehmlich war voll Spieleifers. Sie legte die Lichttellerlein da und dort auf ein Blatt oder auf eine Blüte, leuchtete in die grünen Tiefen der Sträucher hinein und ließ manch-

mal mitten in dunkelm Zweigwerk eines ihrer goldenen Feuerlein brennen. Der Lentin sah dem allen mit einer stillen, fast kindlichen Freude zu. Es war ihm, als hätte er so etwas noch nie sehen können, und er war voller Verwunderung über das reiche, kleine Leben, das auf einem so engen Fleck wie des Lehrers Garten sich entfaltete. Es war ihm nicht bewußt, daß er alles bewunderte, weil er nahe daran gewesen war, es zu verlieren. Er mußte den Blick manchmal von dem Garten nehmen und an die eintönig weiße Decke heften, damit er nachdenken konnte, damit er die Gedanken von dem kleinen Geschick des Gartenzeugs auf sein eignes zu lenken vermochte. Es war aber eine seltsame Brücke für ihn aus dem Stilleben des Gartens zu seinem eignen Leben. Es war ihm, als trete er aus einem Frieden in den andern. So friedlich wie jetzt hatte der Lentin Theiler sich in seinem Leben noch nie gefühlt, nicht einmal zu der Zeit, als er noch mit dem Vater auf den Tagelohn ausgegangen war und jenen für den besten und wackersten Mann der Welt angesehen hatte. Es war ihm, als sei er durch ein langes Tal gewandert, barfuß über Dornen, in glühender Hitze und in großem Frost, und sei nun in eine frühlingsschöne Gegend gekommen. Das Leben auf dem Rütihof war eine Art Dornenweg für ihn gewesen; er erinnerte sich im Augenblick kaum der Einzelheiten dieses Lebens, wußte nur, daß es ihm schlecht, zum Erbarmen schlecht gegangen war, und daß es ihm jetzt gut ging. Aber dann war noch eines. Seit ein paar Nächten war es und war nun auch am Tage. Immer kam, wenn er so ruhig dalag, etwas

zu ihm ans Bett, ein Mensch mit einem ehrwürdigen weißen Kopf, einem freundlichen Gesicht und wohltuendem Wesen, ein so rechter, so achtenswerter Mensch. Und der sagte: „Jetzt hast meine Schuld bezahlt, Lentin! Jetzt hast meine Schuld bezahlt!" So, während er mit offenen Augen an die Decke starrte, oder nachts während des Schlafens hatte er den Besuch seines Vaters. Und nun war es ein so wohliges Bewußtsein, eine gute Tat getan zu haben, eine Tat, die groß genug war, daß man davon ausruhen durfte. Und diese Ruhe war köstlich.

Freilich drang auch in den Frieden des Lentin manchmal ein Empfinden, daß ein Unglück ihn getroffen hatte, daß er ein elender Mensch war, aber sein Mut war zu groß und sein Wille zur Arbeit zu stark, als daß er damit nicht das Gefühl der Trauer überwunden hätte. Es mochte sein, daß ihm dabei eine Botschaft half, die ihm die Lehrerin dieser Tage gebracht hatte und die von der Elsi vom Rütihof stammte.

„Die Elsi Hagen läßt dich grüßen," berichtete die Lehrerin dem Lentin.

Sein Gesicht leuchtete auf. „Die Elsi; — wo — wo habt Ihr sie gesehen?" fragte er.

„Sie ist hier gewesen," gab die Lehrerin Bescheid. „Fast jeden Tag ist sie hier gewesen und hat nach dir gefragt. Jetzt will sie dich einmal besuchen kommen eines Tages."

„So," sagte Lentin, und das rasche Rot glühte wieder in seinen Wangen. Es schien ihm eine so außerordentliche Gunst, daß die Elsi ihn besuchte,

daß er nicht wußte, wie er es der Lehrerin erklären sollte. Diese, eine redselige Frau, berichtete weiter: „Der Johann Hagen sitzt. Den wird die Sache tief ins Zuchthaus bringen, wirst sehen.“

„Ja, ja,“ sagte Lentin; es hörte sich an, als hoffte er das Gegenteil.

Seitdem — seit er den Besuch der Elsi erwarten durfte, war der Lentin erst recht sorglos und zufrieden. Und eines Nachmittags, als er aus kurzem Schlaf aufwachte, stand die Elsi bei ihm am Bett. Er wußte nicht recht, ob er träumte oder ob sie es leibhaftig war. Er sah sie an, wie sie schlank und zierlich gewachsen, im einfachen schwarzen Kleid dastand. Ihr Gesicht war so weiß und rot wie zarter, junger Lenzbluft, die braunen Haare waren in Zöpfen um den Kopf gelegt und die braunen Augen blickten mit einem freundlichen Ernst auf den Lentin nieder. „Gott grüß dich!“ sagte sie und reichte ihm die Hand. Lentin hob den Arm und legte die Hand in die ihrige und hielt sie fest. Es schien ihm, als gehöre es sich so, daß er sie festhielt, er hatte noch wenig darüber nachgedacht, aber die Elsi stand ihm so nah, als wäre sie seine Schwester oder mehr; wenn er kein Krüppel gewesen wäre, würde er sie ums Heiraten gefragt haben. In diesem Augenblick schmerzte ihn der Gedanke, daß er elend war, zum erstenmal; das Herz schlug ihm; er hätte die Elsi herabziehen mögen und sagen: „Küß mich!“ Es war merkwürdig, wie bei ihrem Anblick auf einmal und zum Verwundern plötzlich die Liebe in ihm aufsprang.

„Hast viel durchmachen müssen, gelt?“ hörte er

die Elsi sagen; dann wandte sich jene zu der Lehrerin; die es dem Anstand angemessen gefunden hatte, mit hereinzukommen. „Ihr könntet uns jetzt allein lassen, Frau," sagte sie lächelnd und mit freundlicher Bitte. „Ich möchte mit dem Lentin reden."

Die Lehrerin machte keine Umstände und ging; „es wird wohl etwas sein zwischen den beiden," legte sie sich die Sache zurecht. Die Elsi zog sich einen Stuhl an des Lentin Bett und ließ sich darauf nieder. Bis dahin war sie sehr ruhig und sicher gewesen, als tue und sage sie alles nach festem Entschluß und klugem Ueberdenken. Jetzt schien Verlegenheit sie plötzlich zu bedrängen, und ihre Wangen röteten sich. „Ich bin noch immer im Rütihof," sagte sie dann.

„So, so," gab Lentin zurück, hielt noch immer ihre Hand und hatte nicht minder rote Backen als das Mädchen.

„Ich habe warten und dich fragen wollen, wo ich hingehen soll," fuhr Elsi stockend weiter.

„Mich?" Lentin drehte das Gesicht ein wenig mehr dem Mädchen zu. „Mich?" wiederholte er. „Als ob ich dir raten könnte! Wenn es mir nach gehen soll, darfst nur nicht weit weg, Mädchen — nicht so — so — daß wir so weit voneinander sind."

Sie schauten einander an. Auf einmal raffte sich die Elsi zusammen. „Hörst, Lentin, ich will es dir sagen. Du — ich — Jesus, mein Gott, wie soll ich es nur recht sagen!" Sie stockte; dann fuhr sie fort: „Du bist elend geworden, wirst nicht mehr viel schaffen können, wirst schwer haben, Verdienst zu finden. Ich — ganz arm bin ich auch nicht.

So viel habe ich ererbt, daß wir etwas anfangen könnten damit, einen kleinen Handel im Dorf oder so etwas. Und — und — dann wären wir auch nicht weit weg voneinander."

Der Lentin lag ganz still, als ob ihn ein Schlag getroffen habe. Es arbeitete in seinem Kopfe, und das Herz schlug ihm zum Springen. Ueber allem aber blieb ihm noch das Bewußtsein seiner guten Tat, die alles um ihn friedlich machte; und es war ihm, als sagte ihm jemand in die Ohren: ‚Jetzt kommt der Lohn, jetzt kommt der Lohn.' Die Elsi schwieg, sie fühlte am Zucken und Zittern seiner Hand, daß er reden wollte. Endlich beugte er sich zu ihr und flüsterte: „Du — du Gutes! — Aber was denkst — einen, der nur einen Arm hat und nur ein Auge."

„Gerade darum komme ich. Wenn du wärest wie sonst, hätte ich dir doch das nicht sagen können."

Die Elsi hatte nach diesen Worten wieder zu warten. Und Lentin schwieg so lange, daß das Mädchen sich zu ihm neigte. „Bei meinem Vater hast deinem Vater seine Schuld abverdient," sagte sie, „jetzt — jetzt — darfst mich bei dir wohl meinem Bruder seine Schuld abverdienen lassen."

Nach einer langen Weile legte der Lentin den Kopf auf die Schulter der Elsi. „Ich will es überdenken," sagte er. „Und ich danke dir auch."

Das Fenster stand offen; draußen summten die Bienen und die Wespen, und die Sonne spann in den Sträuchern und Blumen, und die Sonne schien herein in die Kammer; gleich einer durchsichtig goldenen Leiter hing es zwischen Himmel und Kammer-

fliesen. Vielleicht — wenn der Segen vom Himmel kommt — war auf dieser Leiter irgendein heimlicher Himmelsbote herniedergeklettert zu den zweien, dem Lentin und der Elsi, und hatte ihnen den Glücksfreibrief zugesteckt; denn sie waren just so wie zwei, denen das Glück vom Himmel in den Schoß gefallen ist.

*

Der Lentin und die Elsi haben eine Hütte und einen kleinen, bescheidenen Handel. Sie sind Mann und Frau, sind nicht reich, aber sie kommen ehrlich durch die Welt. Sie sind die zwei, die zu Büren und vielleicht weit im Umkreis die größte Freundschaft haben. Die Leute grüßen sie mit freundlicher Rede, wo sie sie treffen, und schauen ihnen nach, wenn sie von ihnen gehen, gerade wie sie es bei dem Theiler-Joseph getan haben, und hinter ihnen reden sie: „Siehst, die zwei haben den Frieden miteinander."

Das Muttergöttesli

Sie sitzen in dem kleinen Hause zur Seite der Brücke, die den Dorfbach hoch überbiegt, in desselben kleinen, baufälligen Hauses niederer Erdgeschoßstube: der Lußmann-Baschi, der alte, übelhörige, die dreizehnjährige Stina und der Hund, der Schnauzer. Das Haus ist einstöckig. An der Straße liegt ein Granittritt, darüber eine halbfaule Holzschwelle! Durch die Glastüre über ihr stolpert sich's gleich in die Stube und trägt einer den ganzen Straßenkot mit hinein. Zwei Fenster schauen zu beiden Seiten der Scheibentür in die Straße hinaus; ihre Gläser sind trüb und scheel; an ihnen und an der Tür sind Streifen und Flecken aus Papier über klaffende Löcher geklebt, wie die Verbände in eines verhauenen Studenten Gesicht. Geradeso krumm wie dem Studenten sein Käppchen sitzt dem Haus das Dach. Es sieht aus, als hätte es im Kot gelegen und wäre dem armen Ding, der Hütte, mühselig wieder aufgestülpt worden. Hier und dort wächst das Moos aus den Schindeln, andernorts hängt der lange Dolden einer blühenden Hauswurz darüber hinab; überall ist das Holz faul. Die Hütte steht mit zwei Seiten so nah an den Nachbarhäusern, daß an denen nie ein Sonnenstrahl sie bescheint. Die Bergbachseite ist die freieste. Aus

deren Fenstern läßt sich's schnurgerade in die klaftertiefe Bachschlucht hinunterblicken. Das Haus steht dicht an deren Rand und sieht sich an wie irgendein vor dem Hinabstürzen banges, zusammengekauertes Wesen. Die Hauswand auf der Bachseite ist schmierig, das Abwasser der Küche hat dunkle Streifen in den Kalkverputz gezeichnet, Rußflecken stehen über den Fenstern, deren Kreuzstöcke, unbemalt und verwittert, dunkel vom Mörtel abstechen.

Trotz allem und allem liegt es wie ein Lächeln über der zerfallenen, armseligen Wohnstatt.

Die Sonne bescheint die Front mit der Lottertür und den scheelen Scheiben. Sie steht hoch in einem blauen, warmen Himmel und trifft das alte Bauwerk, sacht, warm und freundlich, gleichsam streichelnd. Ihr Gruß geht durch die beiden Scheiben hinein in die Stube, so daß die unsaubere, luftarme hell wird. Der ferne Ewigschneehorngletscher, der breit und groß über dem Tal steht, wirft seinen Glanz hinzu. So liegt ein wohltuender Schein über drei Gesichtern, dem Sebastian seinem, der Stina ihrem und dem struppigen des Hundes.

Aber die drei hocken in der Stube, als hätten sie ein böses Gewissen, hocken in drei verschiedenen Ecken mit niedergebeugten Gesichtern, blinzeln nur zuweilen wie halb im Schlaf einander an und sind ganz still. Die Stube ist unwohnlich, sie enthält kein einziges Gerät, das sie hätte traulich machen können. Der Tisch, der inmitten des schmutzigen tannenen Bodens steht, ist so steif und roh, als hätte ihn irgendein Pfuscher aus Kistenholz zusammengezimmert; wie der Tisch sind die drei Stühle,

auf deren einem der Baschi hockt. Die Wände sind kahl, die ehemals weißgetünchten haben alle Mißfarben. An einer der zwei fensterlosen Mauern steht ein mit unsauberem rotgeblümtem Bezug überdecktes Bett, daneben ist eine gelbgemalte Kiste hingeschoben, das ist der Kleiderschrank. Bett und Kiste gehören dem Lußmann, dem jüngeren, dem Chrisostomus. Und diesen sind die drei Hocker gewärtig; denn es geht auf Feierabend- und Essenszeit.

„Meinst, hast nicht falsch gesehen?" hebt auf einmal der Sebastian von seinem Stuhl her nach der Stina hinüber an. Seine Stimme ist zitterig. Er hebt den hageren Oberleib um ein weniges aus der vornübergebeugten Stellung und zeigt, daß er ein hochgewachsener Mann ist, dessen dürre Gestalt aus lauter Knochen und Sehnen gebaut scheint.

Die Stina schüttelt den blonden Kopf, und als sie die tief in den Falten versteckten Augen des Alten noch immer halb fragend auf sich gerichtet sieht, steht sie auf, geht nahe an den Halbtauben heran und sagt ihm, die beiden schmalen, hageren Hände auf seine erdbraune Tatze legend, laut ins Ohr: „Bei dem Göhrig seiner Pinte ist er gestanden mit noch zweien zusammen. Jeden Augenblick kann er hier sein."

Der Sebastian schnauft, als lüfte er eine Last ein wenig, die ihm auf der Brust sitzt. „Da wird er wohl noch hineingegangen sein," sagt er. „Und sitzt er beim Schnaps, kommt er nicht so bald."

Er stützt die schweren Hände auf den ächzenden Stuhl und richtet sich auf. Da reicht sein graubehaarter Schädel bis an die niedere Decke. Aber

sein langer, wetterzäher Oberleib schwankt auf unsicheren Beinen, während er sich nach dem nahen Granitofen hinüberschiebt. Seine Füße heben sich nicht vom Boden, schlürfen nur so über die Bretter, und während er unbeholfener als ein das Gehen lernendes Kind den kurzen Weg tut, ist in seinem abgemagerten, furchenzerrissenen Gesicht mit dem kurzen Graubart ein Ausdruck verbissenen, bitteren Kummers. Der Lußmann-Baschi hat sich in sechzigjähriger Tagelohnarbeit lahm und krank geschafft. Der Siebzigjährige greift, als er den Ofen erreicht hat, mit der Linken in seine Hosentasche und kramt die Stummelpfeife heraus, mit der andern Hand langt er nach den Streichhölzern, die auf dem Ofen stehen. Da sieht die Stina aus dem Nebenraum herüber, in den sie eben getreten ist. Sie steht in der rauchschwarzen Türöffnung und hält den Löffel in den Händen, mit dem sie just in der Suppe gerührt hat, der Abendsuppe, die nicht anbrennen darf und doch für den Chrisostomus, ihren Vater, heiß bleiben muß. „Tut es nicht, Großvater,“ sagt die Stina. Ihr dunkles, armseliges Gewand sticht so wenig gegen den rauchigen Hintergrund ab, daß nur ihr schmales Gesichtlein wie aus Wolken sichtbar wird. Es ist ein Gesicht, das in die Wolken paßt, ist eines, wie es die großen neuen Maler den Schutzengeln malen, oder ist auch just so eines, wie die Dörfler ihm den Namen geben; die von Ebmeten heißen die Stina das „Muttergöttesli“. Ihr Gesicht ist weiß und schmal mit hellen, blauen Augen. Ungefüge Locken stehlen sich in die Stirne, sie ringeln sich an den Schläfen ins Gesicht und machen sich

aus den Aehren des Zopfes frei, der über den Rücken fällt. Der Mund hat schmale, rote Lippen; sie teilen sich gern zu einem Lachen, haben aber selten Ursache dazu und sind deshalb mit einem fast schmerzhaften Ernst geschlossen. Die Nase ist klein und wie das Kinn von feiner Biegung; über ihr stehen blonde Brauen ebenmäßig hingezeichnet. Die Stirne ist so weiß und rein, daß die Schwester Grata, die Lehrerin, die mit ihrem warmen Herzen an der Stina hängt, einmal sich nicht hat helfen können, die Lippen darauf gelegt und gesagt hat: „Das ist innen und außen gleich klar, Kind! So ist es recht, so laß es bleiben!“

„Tut es nicht, Großvater,“ hat die Stina den Sebastian gemahnt. Der zieht die Hand vom Ofen zurück, als habe er sich verbrannt.

„Er würde es doch merken,“ sagt die Stina darauf. Der Alte schiebt die Pfeife in die Tasche zurück, wendet sich und hat einen Fluch zwischen den Zähnen. Während er zu seinem Stuhl sich zurückarbeitet, schimpft er in sich hinein. „Nicht einmal mehr rauchen soll man! Und er selber tabakt doch die ganze Stube voll. Und er —“

Er kommt in seinem Zorn nicht weiter, der Worte wollen so viele werden, daß sie ihn würgen. Aber als er sich auf das harte Sitzgestell niederfallen läßt, wischt er sich eine dürftige Feuchte aus den Augenwinkeln. Der Sebastian hat noch auf die alten Tage gelernt, vor Elend Augenwasser zu bekommen. Er sitzt danach eine ganze Weile in sich zusammengesunken da, sein herber Mund ist wie in körperlichen Schmerzen verzogen, und zuweilen stößt

er zwischen den Zähnen hervor: „Sterben wäre besser, beim Eid. Und das wär's!"

Da kommt die Stina in die Stube zurück. Sie steckt etwas in ihr Kleid, als sie aus der qualmigen Küche tritt. Dann geht sie an dem Alten vorüber nach der Tür, öffnet sie und tritt in die Straße. Sie späht einen Augenblick vorsichtig zur Rechten, wo die Straße um die nächsten Häuser biegt, und wendet sich dann blitzschnell der Stube wieder zu. Als sie wieder eintritt, quillt eine reiche Welle Sonnenschein mit ihr herein. Der Sebastian, als er just und verdrießlich aufschaut, weiß nicht, ob die Sonne von außen oder aus der Stina ihrem Gesicht kommt; denn dieses, weil sie nun lacht, hat einen so freundlichen und warmen Ausdruck, daß es wie von einem milden Lichte leuchtet. Es ist nicht zu sagen, in welchem Zuge der Schein liegt; das Lachen, das ihn zeitigt, liegt ebenso in den Augen wie auf den geteilten Lippen, und ebenso in den kaum merklichen Grübchen der verhärmten Wangen.

„Er kommt immer noch nicht," sagt die Stina unter der Tür. Dann zieht sie rasch ein kleines, gelbes Paket aus der Tasche und reicht es dem Alten. „Da, den könnt Ihr versuchen, wenn Ihr am Nachmittag hinter dem Haus sitzt!"

Der Alte greift nach dem Päckchen: „Tabak! Lug! Ein Gutes bist halt doch!" Er stopft den Schatz in die Tasche und sieht die Stina vor Vergnügen mit den trüben Augen zwinkernd an. „Aber woher hast ihn denn?" fragt er dann.

„Aus dem, was mir die Schützenwirtin über den Lohn hinaus gegeben hat, wie ich ihr die Kinder

gehütet habe." Das Geben macht die Stina fröhlich, sie spricht zum erstenmale mit voller, heller Stimme. Der Ton tut heimlich allen dreien, die in der Stube sind, wohl. Der Sebastian zeigt die braunen Zähne. „Ein Gutes bist halt," wiederholt er. Aus seiner Ecke kommt der Hund gestrichen. Er dehnt und streckt sich, geht zu der Stina hin, reibt sich ihr um die Füße, wedelt mit seinem Schwanzstummel, was das Zeug hält, und schaut mit seinen schwarzen Augen, die wie Tollkirschen in seinem gelben, rauhhaarigen Kopfe stehen, an ihr hinauf. Einen Augenblick lang sind sie eine friedliche und fröhliche Gruppe; hätte einer durchs Fenster sehen können, so hätte er staunen müssen, was Mann, Kind und Hund für zufriedene Mienen haben. Aber das verfliegt, der Stina fällt ein, daß sie gelacht hat, ihr Blick gleitet unwillkürlich in die Straße hinaus. Wenn der kommt, den sie erwarten, wird nicht gelacht. Als sie an ihn denkt, entfährt ihr ein „Jesus, wenn er käme!" Sie stiebt nach der Küche, kommt dann zurück, rückt an den brüchigen Tellern, die auf dem Tische bereit stehen und schleicht endlich wieder nach ihrer Ecke, wo sie sich über den Strickstrumpf beugt, den sie vorher weggelegt hat.

„Jesus, wenn er käme!" Wie vorhin die fröhliche Rede sie hell gemacht, macht das Wort die Stube wieder trüb. Der Sebastian hat sich der Wand zugewendet und knurrt: „Essen möchte ich jetzt dann bald." Der Hund kriecht mit eingekniffenem Schwanzstummel und hängendem Kopf in seinen Winkel. Dann sitzen die drei minutenlang mäuschenstill, blinzeln einander wieder scheu an und halten, das

Reden vergessend, auch fast den Atem ein, weil es ihnen sein will, als ob er zu laut in die Stille klinge. Da kommt auf der Straße der Tritt schwerer Schuhe. Es klingt fast täppisch, so fest wird der Fuß zu Boden gesetzt, und klingt in langen Zwischenräumen, ein Zeichen, daß der Nahende breit auszieht. Auf einmal verstiehlt sich die Sonne aus der Stube vor dem, der in die Hüttentür tritt und diese mit seiner Gestalt ausfüllt, vor dem Chrisostomus Lußmann. Er geht in Holzsandalen, die schwarzgrau vor Alter und Schmutz sind. Der Fuß, der darinnen steckt, unterscheidet sich so wenig von der Farbe des Holzes, in dem er liegt, daß er mit ihm eines zu sein scheint. Die Fransen einer gelbbraunen Hose überhängen die Knöchel. So zerfetzt wie sie ist des Tagelöhners ganzes Gewand. Die grüne, offen hängende Weste läßt das Futter einer herabgerissenen Tasche sehen, der Kittel, den der Chrisostomus neben einem Beil über die Achsel geschlagen trägt, zeigt Risse und Löcher wie ein Sieb, und des Mannes einer Ellbogen schaut in seiner zähen Knöcherigkeit aus dem Riß im Aermel des verfärbten Kattunhemdes. Der Chrisostomus bückt sich, als er durch die Tür tritt. Als er in der Stube steht, reicht sein spärliches, schweißklebriges schwarzes Haar bis an die Diele, wie vorhin das des Alten. Er schlägt die Tür mit dem Fuße zu, ist mit zwei Schritten, vor denen der Tisch wackelt, an seinem Bett und wirft den Filz, den er in der Hand gehalten hat, darauf, Rock und Beil von der Achsel hinzu. Sich selber bringt er auf einen der Stühle am Tisch nieder, zieht

die Pfeife aus der Tasche und beginnt sie zu stopfen.

„Mach mir Kaffee!" brummt er, als er sie zwischen die Zähne gesteckt hat. Es ist das erste Wort, das er spricht. Die Stina, der es gegolten hat, ist aufgestanden und nach der Küche gegangen.

„Wollt Ihr nicht zuerst essen?" frägt sie über die Schulter zurück.

„Mach mir Kaffee!" brüllt der Chrisostomus los; seine Stimme ist weinheiser, seine kleinen stechenden Augen blicken halb giftig, halb verglast ins Leere. „Meinst, ich sagte es nicht, wenn ich noch nicht gegessen hätte," geifert er noch in sich hinein, während die Stina sich schon an die Arbeit macht.

„Das Kind und ich haben noch nichts gehabt," läßt sich der Sebastian von seiner Ecke her hören. Es klingt gehässig, wie alte und kranke Leute gerne reden.

„Habe ich dich etwa gefragt, he?" fährt der Chrisostomus nach ihm herum. Seine Augen funkeln herausfordernd. Streit liegt in der Luft. Der Alte schweigt aber, was er nicht immer tut. So dreht sich der andre wieder ab von ihm. Dann hocken sie still. Der Chrisostomus saugt an der Pfeife. Der Alte sieht ihn von der Seite an. Der Hund schmiegt sich ganz dicht an die Mauer, als drückte er sich lieber hindurch und hinaus. Nur zuweilen blinzt er verstohlen unter dem Borstenhaare hervor.

Der Alte sieht seinen Buben an. Er kann manchmal so an dem herumstaunen, den er, wie recht gewesen, früher in nicht zu zarter Gewalt ge-

habt hat, und der jetzt den Spieß in einer Weise umdreht, die himmelschreiendes Unrecht ist. Der Chrisostomus ist ihm ähnlich, nicht nur in der äußeren zähen Gestalt, auch in dem hageren Gesicht mit den vorstehenden Backenknochen, selbst im Schnitt des kurzen Bartes, nur ist der Bart des Chrisostomus noch schwarz, und sein Schnurrbart länger und in zwei Spitzen gedreht, die wie Trauerweidenzweige sich nach abwärts senken. Er hat über den Augen schwere schwarze Brauen, und in seinem Blick liegt der Unterschied zwischen ihm und dem Vater. Der Alte, wenn er nicht zornig ist wie jetzt, hat ein freies Auge, das warm und lustig scheinen kann; in den Augen des Chrisostomus liegt etwas Ungerades, und neben der Liebe zum Branntwein, die ihm daraus hervorleuchtet, steht ein Licht, wie es in falschen, verschlagenen Tieraugen flackert. Als der Sebastian jetzt den Blick auf seinem Sohn hat, würgt ihn nichts so sehr, als daß er nicht wie vor langen Jahren mit beiden Fäusten über ihn herfahren kann, der Schläge verdiente wie nie zuvor.

Während sie wortlos auf ihren Plätzen sitzen, geht die Stina hin und her. Sie trägt des Vaters Teller fort und stellt ihm dafür eine Blechtasse hin. Dann steigt sie auf einen Stuhl und holt aus dem Schrank, der über des Chrisostomus Bett in die Wand eingelassen ist, eine grüne Flasche hervor; die stellt sie neben des Vaters Tasse. Sie ist noch nicht zwei Schritte gegangen, so hat der Chrisostomus die Flasche schon am Mund. Als sie ihm nachher in einem braunen Krug die trübe Kaffeebrühe bringt, füllt er sich die Tasse zur Hälfte mit

dieser, zur andern Hälfte mit Branntwein. Erst jetzt trägt die Stina die Suppe für sich und den Großvater auf; es ist ein wässeriger Brei, das Kind versteht das Kochen nicht groß, und aus nichts ist bös eine gute Suppe machen. Aber der Alte und die Stina fahren mit ihren Löffeln doch wacker in die offene irdene Schüssel, schneiden sich Brot und von dem steinharten Käse, den sie vor sich auf dem Tisch liegen haben. Der Chrisostomus dampft derweilen und schlürft schnalzend sein Getränk. Ein-, zweimal schielt er mißgünstig auf die zwei Esser.

„Nichts abgehen laßt ihr euch," knurrt er die Stina an, die neben ihm sitzt. Das Mädchen gibt keinen Bescheid. Es bückt sich nach dem Hunde, der scheu aus seiner Ecke hergeschlichen ist und bettelt; es steckt ihm ein Stück Käserinde zu.

„Füttere das Vieh nicht immer!" fährt der Chrisostomus auf sie ein. „Frissest selber genug, brauchst nicht noch auf die Art zu geuden."

Die Stina hebt die Augen und sieht ihn an. „Es ist nur Rinde gewesen," sagt sie. Der vorwurfsvolle Glanz ihrer Augen ist dem Chrisostomus unbequem.

„Gaff nicht, als wollte ich dich schlachten," murrt er, dann läßt er die beiden Esser ihre kurze Mahlzeit vollenden.

Als die Stina aufsteht, fällt ihr ein Bissen Brot zu Boden, da vergißt der Hund seine Furcht und hascht unter dem Tisch nach dem Stück. Der Zufall will, daß gerade da der Chrisostomus sich erhebt. Er tut einen Schritt. Der Hund erschrickt, als der eine schwere Holzschuh dicht neben ihm

niedertritt, er zuckt zurück und gerät dem Manne erst recht zwischen die Beine. Er heult, aus Angst mehr, als weil ihm etwas weh tut; von den Lippen des Chrisostomus fällt ein lästerlicher Fluch. Er schlägt mit dem schweren Holzschuh grimmig nach dem Hund, trifft ihn, daß es kracht und das Tier mit einem Aechzen zur Seite fliegt. Es kriecht winselnd zur Wand und liegt nachher wie tot in seiner Ecke.

„Du bist schon ein Grober, du!" preßt der Sebastian zwischen verbissenen Zähnen heraus. Er hat sich auch erhoben und setzt an, sich nach seinem Stuhl in der Ecke hinüberzuschleppen. Der Chrisostomus reißt Rock und Filz von seinem Bette. Er wirft einen Stuhl zur Seite und wendet sich der Türe zu. Da sperrt ihm der langsame Alte den Weg.

„Was bin ich, du?" barscht er ihn an, dann schlägt er ihm den Ellbogen in den Rücken. „Platz da!" Er schlägt so heftig, daß der Lahme den schwachen Halt seiner Füße verliert und vornüber zu Boden stürzt.

„Da flieg!" lacht der Jüngere rauh und höhnisch, reißt die Tür auf und geht hinaus.

Auf der Schwelle der Küche steht die Stina. Sie hat feuchte Augen und die Lippen sind wie in verbissenem Weinen zusammengepreßt. Aber sie jammert nicht. Sie tritt zu dem ächzenden Alten, hilft ihm, sich vom Boden auf und hin zu seinem Stuhle arbeiten und wischt ihm das Gesicht, das den Boden berührt hat, mit ihrem Sacktuch sauber.

„Es wird immer besser," sagt der Sebastian.

Es kommt wie ein verbissenes Schluchzen aus seiner Brust. Die Stina kann nicht reden. Sie putzt an dem Alten herum, und als der abwehrt, bleibt sie zwischen seinen Knien stehen und legt ihre beiden Hände auf seine aufs Knie gestützte Rechte. So verharren sie. Der Hund in seiner Ecke wimmert noch leise.

„Wenn es so weitergeht, so tut er uns noch ein Leides an," sagt der Sebastian und schüttelt den grauen Kopf wie einer, der nicht begreift. Der Stina fällt der Kopf gegen die Brust des Alten. Sie staunt mit ihren großen Augen durch die trüben Scheiben; und die Sonne überscheint sie beide mit warmem Licht. Der Mann und das Mädchen, denen Zärtlichkeit fremd ist, empfinden ein sonderbares Wohlgefühl, daß sie sich nahe sind. Und die Stina hebt das fromme Gesichtlein, das ganz von Sonne hell ist. „Er ist ja nicht immer da," flüstert sie halb in sich hinein.

Das ist der ganze Trost, den sie haben. Aber sie richten sich daran auf, und sie haben danach einen friedlichen Nachmittag; denn der Chrisostomus kommt nicht zurück bis spät in die Nacht, bis zu einer Zeit, da der Hund in seinem Schlupfwinkel am Herd und der Großvater und die Stina in ihren Kammern versorgt sind. Sie sind sicher vor ihm; denn der Säufer findet gerade noch sein Bett, auf das er sich, wie er hereingekommen, in Hut und Kleidern wirft; selbst das harte Beil kommt neben ihn zu liegen. — — —

*

In Ober-Ebmeten, dem Hüttenhäuflein, das am holprigen Weg in die Ebmetenalp liegt, auf das der Ewigschneehorngletscher ganz nahe niederleuchtet und der starre Nachtberg herabsieht wie ein finsterer Hüter, in demselben Ober-Ebmeten steht zwischen zwei Kuhställen die Kapelle. Sie ist ein sonderbarer Bau, ist auf einen grünen Mattenfleck hingestellt, wie ein Kinderspielzeug auf ein grünes Brett, hat weißgetünchte Mauern, von denen der Mörtel bröckelt, und ein dunkles Schindeldach. Das letztere läuft mit der Mauer am einen Ende des Baues, wo der Altar im Innern steht, rund; am andern Ende, wo die verwitterte Tür sich befindet, ragt es über die Mauern hinaus und ruht mit seinen beiden Ecken auf morschen Holzsäulen, dermaßen über einer Steinplatte eine kleine Vorhalle bildend. Die Fensterbrüstungen der Kapelle sind niedrig. Jeder kann im Vorbeigehen einen Blick ins Innere werfen. Die Gesimse sind aus nacktem, schmucklosem Gips, und auf einem derselben steht eine kleine Herde von grünen Flaschen, in denen sie das Oel für die heilige Lampe und das geweihte Wasser aufbewahren. Die Flaschen sind staubig und nicht verkorkt, das Oel und das Wasser sind voll eines unheiligen Schmutzes. Aber in der Kapelle von Ober-Ebmeten wird nur einmal des Jahres, am St. Matthiastag, Gottesdienst gehalten, all die übrige Zeit laufen die Bauern nach Ebmeten hinab zur Kirche, denn sie haben keinen eignen Kaplan, vermöchten auch keinen zu halten, da sie wohl Ziegen und Kinder die Fülle, nicht aber Batzen in der Truhe haben. Ein paar alte Weiber verrichten manchmal des Abends in

dem kleinen Gotteshaus ihr Gebet, ein Schauer durchfährt die überzeitigen, wenn sie in den gelben, rohhölzernen Stühlen hocken; denn die Kapelle ist feuchtkalt und so totenstill, daß die Alten sich zuweilen besinnen müssen, ob das nicht geschehen sei, um dessen Aufschub sie doch alleweil zuerst beten, daß — daß sie selber schon gestorben sind.

Am heutigen Tage, der mit sonntäglichen, aber schon müden, abendlichen Augen durch die Fenster lugt, sitzen nicht alte Weiber in den Bänken, sondern hat sich ein sonderbares Volk in das Bethaus gestohlen. Drinnen hockt die Stina Lußmann mit fünf, sechs andern Mädchen, die alle jünger sind als sie. Eines von denen, ein kaum dreijähriges Kind, sitzt mit gefalteten Händchen in der Bank und schläft.

Die Stina Lußmann hat in Ober-Ebmeten ihre Firmpate wohnen, die Senn-Gunde, eine arme Bäuerin. Das Mädchen läuft des Sonntags manchmal zu ihr, weil sie die einzige ist, die durch ein, wenn auch noch so kleines Band, an die Stina gebunden ist. Die Stina ist bei den Kindern der paar armen Hütten wohl angeschrieben, sie hängen ihr nach, wenn sie da ist. So ist es heute, und irgendwie aus Langeweile oder innerem Trieb sind sie in das Bethaus geraten. Sie sitzen da schon an eine Viertelstunde, haben erst ihr Ave Maria gebetet, ein, zwei, ein Dutzend Male, und haben dann zu singen angefangen: Keine heiligen Lieder! Jetzt das vom Rütli, jetzt das „Rufst du mein Vaterland“ und jetzt das vom Vogel, der geflogen kommt! Aber sie wissen nicht mehr, was sie singen;

sie sind eifrig geworden, wie unter den Augen des Hochwürdigen selber, und ihre Andacht ist größer, als wenn sie in der Messe mitsingen; denn sie ist ihnen nicht anbefohlen, sondern ihnen unbewußt von innen heraus gewachsen. Sie hocken nebeneinander in der Bank wie die Hühner auf der Stange, so zwar, daß die Stina die Mitte hat und wie eine Stiege ihr zu beiden Seiten die Kleinen und Kleinsten sich anschließen. Nur das schläfrige hat sich auf die Bank vor den andern gesetzt. Es ist ein schwarzhaariges, blasses Kind, dem zwei violettfarbene Augen in dem hungrigen Gesichtlein stehen. Während die andern singen, hat die Langeweile es in die Arme genommen. Die Lider gehen wie schwere Deckelchen immer wieder zu, wenn das Kind sie aufreißt, der kleine Kopf wackelt nach vorn und wieder hintenüber und zuweilen, wenn es ob des Zurückfallens erschrickt, öffnet sich der schmale, bleiche Mund zu einem Seufzer. Im Grunde aber ist dem Kind wohlig wie selten zumute, denn sonst schläfern es keine Lieder ein.

Die andern singen. Ihre Gesichter sind der Decke zugewendet; ein Schein liegt über ihnen, in dem noch der blasse Abglanz des Abendrotes liegt. Weiße Wolken stehen draußen am Himmel, ihre Säume sind rosig; von diesen Rosenrändern fällt ein Widerschein in das Bethaus und hellt die Kindergesichter. Alles bäurisch Häßliche, die Laubflecken im einen, die Blatternarben im andern sind in dem Schein weggewischt. Die Kleinen sitzen da, lieb und schön und andächtig. Die Stina in ihrer Mitte ist ein Bild. Sie ist die eifrigste von allen;

sie hat weder eine zarte, noch eine schöne Stimme, aber sie singt wie der Vogel, der sein Lied mit Eifer hervorschmettert, ihr Oberkörper ist ein wenig vorgeneigt, ihre Hände ruhen auf der Lehne der vorderen Bank, ihre blauen Augen sehen mit einem sehnsüchtigen Ausdruck ins Leere. Und ihr unbewußt ist, während sie singt, das ihre Sehnsucht, daß irgendwer, sei es der Jesus Christ, sei es die liebe Gottesmutter oder auch nur ein armseliger Erdenmensch, sich zu ihr wenden und ihr ein gutes Wort sagen möchte. Die Stina hat, bevor sie heute nach Ober-Ebmeten gekommen ist, nichts Gutes zu hören bekommen. Der Chrisostomus, ihr Vater, ist schlechterer Laune gewesen denn je, und der Großvater, den Groll und Kummer und Gicht gleicherweise hernehmen, hat auch nur Schimpfen und Klagen für sie gehabt.

Noch singt das Mädchen, da fällt ihr auf, daß ihre Stimme allein geblieben ist, und eben stößt ihr das Kind, das ihr zur Rechten sitzt, den Ellbogen in die Seite: „Du, es lugt uns einer zu."

Im gleichen Augenblick hat sie den Blick dem Fenster zugewendet, das ihr zunächst ist, und sieht ein Gesicht mit zwei braunen, von schwarzen Brauen überbogenen Augen und einem bartlosen Mund, der, weil er zu einem spöttischen Lachen verzogen ist, die weißen, starken Zähne zeigt. Die Stina wird rot, sie fühlt, wie das Blut ihr bis unter die blonden Haarringel steigt. Das Kleinvolk neben ihr kichert. In ihrer Verlegenheit beugt sie sich zu den zwei ihr nächsten Kindern nieder, faßt ihre Hände und heißt sie das Lachen sein lassen. Dabei dreht

sie dem Fenster den Rücken; dort ist das spöttische Gesicht verschwunden.

„Komm, er ist fort," sagt eines von den Kindern. Da sieht auch die Stina wieder auf, und sie heben zusammen ein halblautes Flüstern an.

„Hat er schon lang dagestanden?" fragt die Stina.

„Ja, eine ganze Weile," weiß eines wichtig Bescheid, obwohl der Lauscher kaum zwei Minuten lang sich die Mühe genommen hat, hereinzuschauen.

„Wer ist es gewesen?" fragt die Stina wieder, fragt es scheu und mit roten Backen, obwohl sie die Antwort schon vorher weiß, denn sie hat den Gaffer so gut erkannt wie die andern.

„Dem Ratsherrn seiner, der Walter," kommt ihr die Antwort von drei, vieren auf einmal. Dem Ratsherrn seiner, der Walter, ist zu Ebmeten und in weiter Umgebung eine Persönlichkeit. Er wird im Land nur noch selten gesehen, weil er für Höheres bestimmt ist. Er ist im Kollegium und soll Kapuziner werden.

Mit dem Singen in der Kapelle ist es vorbei. Das Marthi, das schläfrige, selber ist ob dem Getuschel der andern wach geworden. Die Stina drängt aus der Bank. Im Heraustreten späht sie unwillkürlich noch einmal nach dem Fenster. Der Gaffer steht nicht mehr dort, aber die Stina ist irgendwie ganz aus dem Gleise. Sie mag nicht mehr singen, mag kaum mehr reden und ist ganz nachdenklich geworden, warum weiß sie selber nicht. Sie hat den blonden Zopf über die Achsel vorgenommen und knüpft an der schwarzen, schlechten

Schnur, die ihn hält. So tritt sie aus dem Bethaus, so schlendert sie die Gasse entlang, die schwatzenden Kinder um sich herum; damit sie etwas tut, summt sie ein paar Töne in sich hinein.

„Vorgestern ist er heimgekommen," plaudert eins der Kinder neben ihr, die immer noch die Rede von des Präses Walter gehen lassen. Die Stina hört nur halb, aber vor ihr in der Luft steht, während sie weiter schreitet, und so klar, als säße sie noch im Bethaus, das Fenster und in seinem Rahmen der Kopf des Muheim-Walter, des Ratsherrn-Buben. Der hat das junge Ding seiner Lebtag nicht gekümmert, sie kennt ihn, weiß, daß sein Vater so hablich ist wie der ihre arm, also unglaublich reich, aber sie weiß sich nicht einmal zu erinnern, daß sie je ein Wort zusammen gewechselt haben. Und doch wird sie das Bild nicht los, den Kopf in dem Fenster. Es ist wie eine Erscheinung; sie wird ganz zornig, daß sie immer daran denken muß. Zuletzt wendet sie sich mit Gewalt davon ab und den andern Kindern zu. Necken und Plappern geht zwischen ihr und ihnen, wie es Brauch ist zwischen derlei mauleifrigem Volk. Eine Weile säumen sie an den braunen Holzhütten von Ober-Ebmeten. Dann läßt die Stina mitten in einem Spiel, das sie angehoben haben, sich vernehmen, daß sie heim muß. Die andern schauen sie erstaunt an; aber sie wirft ein „Ade" flüchtig dahin und dorthin, streift diese kleine Hand und jene, dreht sich um und läuft hinweg.

Anfänglich, solange noch die Holzhütten hinter ihr sichtbar sind, geht sie rasch, setzt ein paarmal

zum Laufen an und blickt dann wieder zurück, schreit noch einen Gruß oder winkt noch herüber; hernach, als sie bei dem Kreuz mit dem Christusbild ankommt, das außerhalb Ober-Ebmeten auf der Weghöhe steht, verfällt sie in ein Schlendern, läßt die Gedanken wieder an sich kommen und nimmt statt des Zopfes die blaukattunene Schürze in die spielsüchtigen Finger. Im Grunde vor ihr liegt Ebmeten, der Weg senkt sich steil abfallend zur Tiefe. Während sie hinabsteigt, steht wieder der Kopf im Fenster vor ihren Blicken, der mit den braunen, glänzenden Augen und dem im Spott die Zähne zeigenden Mund. Das Bild ist so Herr über das Kind, daß es zusammenschrickt, als an einer Wegbiegung zwei Burschen dicht vor ihm am Geländer lehnen, das die nächste Matte abschließt. Es blickt auf und wird bleich und dann rot. Da steht der Muheim-Walter selber mit einem Burschen aus Ober-Ebmeten im Gespräch. Er dreht ihr den Rücken, aber er wendet den Kopf über die Schulter zurück, lacht, daß die Zähne wieder aus dem braunen Gesichte leuchten, und stößt ein spöttisches „Hm, hm" heraus. Auch der andre lacht, der ein sommersprossiges Gesicht und schwere, schaffige Hände hat und die Milchtanse auf dem Rücken trägt. Die Stina nimmt ihren ganzen Mut zusammen und geht an den beiden vorüber. Die gaffen sie an. „Schön ist es gewesen, du," sagt der Walter anzüglich. Die Stina wirft den Kopf auf. So schrecklich wird es doch nicht gewesen sein, das Singen in der Kapelle!

„Schön ist es gewesen, Muttergöttesli," ruft der

Walter ihr nach, der ihren Zorn bemerkt hat und sie um so lieber foppt.

„Hättest ja nicht zu losen brauchen,“ wendet sich da die Stina um und beginnt dann bergnieder zu laufen, daß der dünne schwarze Rock ihr um die Beine schlägt und der Zopf hinter ihr her fliegt wie ein Drachenschweif.

Der Walter, der sich von dem andern verabschiedet hat, kommt ihr nach einer kleinen Weile nachgestiegen, sie sieht, wie er gemächlich niedersteigt in seinem fürnehmen dunkeln Sonntagsgerust, der einen fast städtischen Schnitt hat, den runden schwarzen Filzhut auf dem just so schwarzen Haar. Die Hände, die — der Stina ist das trotz aller Verlegenheit im Vorbeigehen aufgefallen — so sauber und weiß geschienen haben gegen dem andern Buben seine Schaffertatzen, hat er in den Rocktaschen vergraben.

Sie braucht nicht zu eilen. Der andre holt sie nicht ein. Er sieht ihr nicht einmal nach. In Wahrheit hat der Muheim-Bub dem Lußmann, dem Schnapser, sein Mädchen, das ihm just in den Weg gelaufen ist, lang wieder vergessen. Die Stina aber wird den ganzen Abend das sonderbare Gesicht nicht los, das Fenster mit dem sie angaffenden Kopf darinnen. Es ist, als zaubere ein Fiebertraum es ihr vor. Es wird ihr fast angst. Sie hat einmal ein altes Weib sagen hören, daß, wenn man im Traum den Blick eines Menschen so deutlich auf sich gerichtet sieht, einem leicht von diesem Menschen Uebles geschehen möge. Und die Stina fängt an, sich vor dem Muheim-Walter zu fürchten. Die

Furcht verläßt sie den ganzen Abend nicht. Als sie heimkommt, ist die Sonne hinter den Ewigschneehorngletscher gesunken, die Wärme ist mit ihr aus dem Tal gegangen, und es ist, als bliese der Gletscher selber einen Frosthauch herab, so kühl ist es plötzlich geworden. Das Mädchen trägt die Frische in die dumpfe Hütte hinein. „Mach die Tür zu!" murrt der Großvater, der noch immer nicht bei Laune ist, ehe sie nur recht über die Schwelle getreten ist. Es fällt ihr gleich schwer aufs Herz, daß er, der sonst gut zu ihr ist, ihr keinen besseren Empfang gibt. So gerät auch ihr Gruß kurz, und sie macht sich nachher in der Küche zu schaffen, schält die Kartoffeln und setzt sie auf den brüchigen, rußschwarzen Steinherd. Der Hund hat sich an sie gemacht, er streicht ihr nach wie einer, der etwas auf dem Herzen hat und es nicht sagen kann. Er hinkt, seit der Fuß des Chrisostomus ihn getroffen hat, und scheint auch sonst nicht mehr der alte. Während er sich sonst wohl oft in der Straße getummelt hat und mit der Stina um die Wette gelaufen ist, kann er jetzt zuweilen mitten im Anlauf innehalten, sein Leib zittert wie in einem Krampf, er verdreht die Augen und ein kurzes Keuchen bricht von ihm.

Die Stina merkt erst auf das Tier, als sie die Petrollampe angezündet hat und es immer zu ihren Füßen hocken und mit seinen schwarzen Kugelaugen zu ihr aufschauen sieht. Es hat einen sonderbaren Blick, es ist so wie — wie wenn es flennte, denkt das Kind und legt ihm unwillkürlich die Hand auf den Kopf. Da wedelt der Hund kurz und streckt sich mit einem Schnaufer zu Boden. Draußen in

der Stube fängt es auch zu dämmern an. Dort ist der Großvater eingenickt und schnarcht. Das Geräusch vermischt sich mit dem lauten Atmen des Hundes. Beides ist eintönige Musik, die die Stina nicht aufmuntert. Die Gedanken des Kindes werden immer schwerer; es hat noch nicht oft gefühlt, wie gottserdenarm es ist. Heute abend fällt es ihm ein, und eine mächtige Sehnsucht packt es, zu einer, die es gern hat, zu der Schwester Grata, der Lehrschwester, zu laufen. Aber am Ende bleibt es sitzen, weil es den Vater und seine Fäuste fürchtet. Von dem ist nicht zu wissen, wann er heute abend heimkommt, es kann bald sein, kann spät sein; an Sonntagen bleibt er oft bei Wein und Karten sitzen.

Als der Großvater in der Stube aufwacht, ruft er nach der Stina und will sein Abendbrot haben. Es ist spät geworden. Die Erdäpfel sind lange gar, die Stina ist selber fast neben ihrem Herde eingenickt. Sie trägt ihre Lampe in die Stube hinaus und bereitet den Tisch. Der Alte macht sich derweilen heran. Als die Stina sich einen Stuhl zum Tisch schiebt, lauscht sie und sagt mit stockendem Atem: „Wenn er kommt, der Vater, so lärmt er, daß wir essen."

Der Sebastian legt unwillkürlich das Messer weg, das er in der Hand hat, dann aber sagt er unwirsch: „Ach, iß jetzt und schwatz nicht! Wer weiß, wie lang wir warten könnten!"

Darauf geraten sie über ihr karges Brot. Sie sitzen, die Lampe zwischen ihnen, einander gegenüber und würgen die Bissen hinunter. Sie reden nicht, sie haben nicht Zeit dazu, weil sie fertig sein wollen,

ehe sie recht angefangen haben; der Chrisostomus könnte ja kommen! Als sie fertig sind, was bald ist, schlarpt der Sebastian zu seiner Ecke zurück, die Stina räumt den Tisch ab bis auf Käse und Brot, das sie für den Vater liegen läßt, der Hund, der sein Teil abbekommen hat, schleicht in die Küche zurück, wo es warm ist, dann hebt in der Hütte wieder die alte trübe Stille an und das Warten der drei auf den, der ihr Schrecken ist.

Der Chrisostomus kommt nicht. Die Stina kann die Erdäpfel vom Feuer nehmen. Der Alte steht auf und meint, daß es sich auf dem Strohsack geradeso gut schlafe wie auf seinem Stuhl. Dann geht er seine Hinterkammer suchen. „Geh auch, du," sagt er zu der Stina im Hinausgehen, „erwarten kannst ihn doch nicht." Und die Stina, der die Stille und Einsamkeit weh tut, löscht die Lampe, lauscht noch einmal nach der Straße hin, ob sie keine Tritte hört, dann schleicht sie sich nach der Leiter, die in ihre Dachkammer hinaufführt. Als sie auf die erste Sprosse tritt, fällt ihr ein, daß der Vater, wenn er spät heimkommt, manchmal erst recht schlechter Laune ist. Es ist dann besser, wenn alles ihm aus dem Weg ist, an dem er seine Wut auslassen könnte. Sie tastet sich zum Herd zurück, den Hund — den kann sie nicht unten lassen: „Komm, komm," lockt sie hastig. Das Herz klopft ihr. Wenn er jetzt käme, der Vater! Als sie den Hund mit der Hand ertastet, hebt sie ihn auf den Arm und sucht sich im Dunkeln den Weg hinauf in die armselige Kammer.

Die Kammer hat ein kleines Fenster nach dem

Bachbett hinaus. Es steht offen, das sonst blinde Scheiben hat wie alle im Haus, und die Stina, als sie in die Kammer tritt und den Luftzug fühlt, der durch das Fenster dringt, kann sich nicht entschließen, es zuzumachen, denn die Sterne stehen darüber im dunkeln, fernen Himmelsgrund, und sie erscheint sich weniger einsam, wenn die Himmelsaugen zu ihr hereinsehen. Sie drückt die Türe fest zu, schließen kann sie sie nicht, das Schloß wackelt und der Schlüssel fehlt. Damit es fester halte, stellt das Kind seinen Stuhl an das Türbrett. Es ist finster in der Kammer; ein Licht hat die Stina nicht. Sie hat den Hund zu Boden gesetzt; in der Dämmerhelle, die in der Nähe des Fensters herrscht, sieht sie, wie er sie anschaut, als wollte er wissen, was er bei ihr soll. Sie löst sich die Schürze vom Leib, legt sie zusammen und breitet sie in eine Ecke.

„Da, Schnauzi!"

Während der Hund sich auf das harte Bett zusammendrückt, bleibt sie eine Weile neben ihm knien und fährt ihm halb unbewußt mit der Hand über das Fell. Dabei überwältigt sie das Gefühl des Verlassenseins. Die Augen werden ihr naß, die Tränen rinnen ihr tropfenweise über die Wangen, und die Lippen zittern. „Ja, Schnauzi, ja," flüstert sie so vor sich hin und tätschelt das Tier. Dann schämt sie sich plötzlich, sie ist das Flennen nicht gewohnt, und sie steht auf und kleidet sich aus. An der einen Wand liegt ihr Strohsack, ein rauhes Leintuch ist darüber gebreitet, die zerfetzte Wolldecke hat sie zurückgeschlagen. Sie schüttelt noch das rot-

geblümte Spreukissen auf. Dann legt sie sich, schlüpft unter die Decke und wickelt die nackten Arme ein. Eine Weile liegt sie auf dem Rücken, ganz still; der blauschwarze, ferne, tiefe Himmel ist gerade über ihr. Wie Lichter, ruhig, bläulich brennen die Sterne. Die Stina legt unter der Decke die Hände zusammen; das Beten vergißt sie nie. Sie hungert danach wie nach dem täglichen Brot, und weil sie sich hinter den Sternen in dem unendlichen Himmelshaus den Gott-Vater denkt, so hebt sich ihr die Brust leichter darum, daß sie nun gerade da hinauf und hinein ihr Gebet sprechen kann, hinein in den schönen, glänzigen Himmel. „Vater unser," beginnt sie zu stammeln. Da zittern die Scheiben in der Stubentür unten und ein wüster Lärm hebt an, wie wenn einer über die Schwelle fiele, sich wälzte und tölpisch wieder aufrichtete. Ein Fluchen folgt, das laut genug ist, daß jedes Wort in die Kammer herauf dringt. Dann hört die Stina ihren Namen rufen. Sie richtet sich auf; das Herz klopft ihr. Der Vater! Wird er heraufkommen?

Der Hund in seiner Ecke rührt sich. Er winselt ganz leise, wie vor übergroßer Furcht. Das Poltern und Schimpfen in der Stube unten dauert an und nähert sich einmal, als stiege der Lußmann herauf. „Kommst her, Mädchen!" schreit er. Er ist heiser und lallt. Der Schrei geht in Murren unter. Das Murren und Knurren und Schimpfen entfernt sich wieder. Die Stina, die die Hand an die Seite preßt, weil das Herz ihr so wild schlägt, weiß, daß, mag er rufen und rufen, sie heute nicht hinunter kann, und weiß, daß er sie morgen schlagen wird,

weil sie nicht gekommen ist. Sie lauscht und lauscht. Nach einer Weile verrät ihr ein Geräusch, daß der Vater sich aufs Bett wirft. Sie kann die halb tierischen Laute hören, mit denen er sich auf das Lager streckt. Jetzt ist sie vor ihm sicher. Und sie legt sich ins Kissen zurück. Sie ist erregt und kann jetzt nicht beten, kann auch nicht einschlafen. Das ist lange nicht der erste Sonntag, lange nicht der erste Tag, der so zu Ende geht. Bah, oft geht es so, oft noch schlimmer. Und früher, bis vor einem Jahre, ist unten die Mutter gewesen — unten in der Stube — die kleine, schwächliche und kränkliche Frau. Ueber die ist immer der Sturm hingegangen, der jetzt der Stina droht oder den sie aushalten muß. Die Mutter! Sie liegt jetzt auf dem Friedhof hinter dem Dorf, wo der Weg nach Ober-Ebmeten steigt. Das Ewigschneehorn sieht auf das stille Viereck mit den Kreuzen und Steinen herab. Es muß jetzt kalt sein dort, denkt die Stina. Und sie schauert selber zusammen. Wie soll man es glauben, daß die Mutter, die sonst immer unten in der Stube gewesen ist, jetzt dort in der Erdgrube liegt, draußen in der kühlen Nacht und in der kühlen Erde. Da, da hat sie der Vater hingebracht! Immer hat sie es gesagt, die Mutter: „Keine Ruhe hast, bis ich dort außen liege." Jetzt ist es so. Und — und — wieder schauert die Stina zusammen. Wird er es ihr selber auch so tun, der — der Vater?

Das Kind, auf das die Gedanken und das Elend anstürmen, weiß sich nicht zu helfen. Die Sinne verwirren sich ihm. Und plötzlich, als es die Augen hebt, steht statt des Fensters mit dem Himmel voller

Sterne dahinter, der Rahmen wieder dort mit dem Kopf und den braunen Augen und dem Mund, der lacht, dem Muheim-Walter sein Kopf. Seine Augen tun der Stina weh, sie blicken immer in die ihren hinein, und — „Vater unser," stammelt das Kind und sucht die Finger ineinanderzulegen. Es will weiterbeten, aber die Lippen ermüden mitten im Reden. Die Lider decken die Augen, die den Kopf des Muheim-Bub sehen. Der Schlaf zwingt auf einmal die Stina und löscht das Schreckbild langsam vor ihren Augen aus.

Eine leise Helle ist an der Kammertür, an der der Sessel steht, sie wächst und wächst, weißer und heller, immer weißer und immer heller, als schwelle ein ganz klarer, silberner See in der Kammer. Jetzt brennt es wie Flämmlein auf der Lehne des alten Stuhls und läßt sich wie Flämmlein auf das Gesimse am Fenster nieder, hier eines, dort eines, und eines spielt auf der Decke der Stina. Dann fließt ihr der Schein über Arm und Gesicht. Da steht der Mond vor dem Fenster, hoch über ihr, und die zwei Gesichter sind voll sich zugekehrt, das helle, leuchtende Himmelsgesicht und das in dem rotblumigen Kissen, bleich, schmal, einen Zug wie von stillwerdendem Weinen um den Mund. Die Stina hat eine Hand unter dem Kopfe liegen, der Arm schimmert weiß auf dem roten Drilch, und wie Gold rieselt es darüber, das ist ihr loses Haar.

*

Der Muheim-Walter ist lange wieder fort. Er sitzt im Priesterkollegium und lernt und kommt nicht

heim zu den Ferien, weil die zu kurz für die lange Reise sind. Im Dorf ist er vergessen; wie sollte einem einer im Sinn bleiben, der so weit weg ist. Die Stina denkt sowenig an ihn als die andern. Fällt ihr ja einmal das sonderbare Bild ein, das sie geängstigt hat, dann lacht sie über sich selber. Wie dumm sie gewesen sein muß! Jetzt ist sie schon ein Jahr älter geworden, jetzt käme die Furcht sie nicht mehr an, noch dazu die Furcht vor so einem, der Kapuziner werden will und von dem die Schwester Grata einmal gesagt hat, daß er einer von den wenigen vernünftigen unter den Dorfbuben sei.

Aber die Zeit geht hin, ohne daß die Stina zeigen könnte, daß sie sich nicht mehr fürchtet. Sie bringt ihr Denkens und Tragens genug, ohne daß sie sich um den Buben, der sie nichts angeht, auch noch kümmern müßte.

„Das Kind wegnehmen sollte man dem Säufer," sagen die von Ebmeten von dem Lußmann. Die Weiber fuchteln: „So ein Kind, und es so mißhandeln." Die Männer, die träger und langsamer in ihren Entschlüssen sind, zucken die Achseln. Die vom Gemeinderat, die es angegangen wäre, tun, als hörten sie nichts. Tu mir nichts, ich tu dir auch nichts! Auf den faulen Frieden ist zu Ebmeten alles gestimmt und geht seinen Schlendrian weiter. Die Stina weiß und hofft nichts andres. Sie schießt in die Höhe wie am Weg die Königskerzen; die kindlich eckigen Glieder werden unmerklich um ein weniges runder, weicher, nur das Gesicht bleibt schmal und ist farbloser wie früher. Aber noch immer —

in der Kirche zum Beispiel, wenn das Gesicht aus einem Kopftuch schaut, stoßen sich rührsame Frauen an. „Wie die liebe Muttergottes ist es eines, das Kind."

Wenn das Muttergöttesli das Kleid von Schultern und Rücken streifen wollte — dort stehen ihm Male, die zeigen, daß es zum mindesten gleich des Heilands Mutter eine Dulderin ist. Der Lußmann-Chrisostomus, den der Schnapsteufel meistert, hat schwere Fäuste, und sein Sinn verroht rascher, als sein starker Leib von dem Gift Schaden nimmt. Die Stina weiß nichts andres, als daß es ihr schlecht gehen muß, daß es ihr aber schlecht geht, zum Erbarmen schlecht, zu der Erkenntnis ist sie in der einen Nacht vor einem Jahr gekommen. Reif werden nennen es die Leute, das harte Leben trägt sich schwerer, wenn eine dazu reif geworden ist. So trägt auch die Stina schwer an der Last, aber sie klagt nicht. Was sollte klagen nützen, es ändert ihr's doch keiner. Und das Leben hat auch seine spärlichen Freuden für das Kind. Eine solche ist gewesen, wenn es in der Schule bei der Schwester Grata gesessen hat. Die ist aber vorbei, denn die Schwester ist abberufen worden und sie, die Stina, geht nicht mehr in die Schule. Schreiben und lesen kann sie, mehr braucht sie nicht, Zeit hat sie auch nicht mehr zum Lernen, denn der Vater gibt Arbeit, der, sei er daheim oder auf Tagelohn noch so weit weg, sein Essen haben will.

Eine andre Freude ist der Stina der Hund, sie haben sich einander angefreundet, seit das Tier so halbwegs krank ist. Dem Mädchen macht die Pflege

Spaß, der Hund ist klug und dankbar. Wenn sie daheim ist, weicht er nicht aus ihrer Nähe. Nachlaufen kann er ihr nicht mehr, es ist, als hätte er Angst, aus der Hütte zu gehen. Wenn er je auf die Straße läuft, macht er sich bald wieder in die Stube zurück. Er und der Alte, der Sebastian, haben die Wärme lieb.

Der Großvater auf seinem Stuhl ist in dem Jahre gleichsam kleiner geworden. Das Elend drückt das Häuflein Mensch tiefer, immer tiefer. Er verlernt langsam das Widersprechen und Trotzen, wenn der Lußmann, der junge, grob wird. Er ist ängstlicher und abgestumpfter geworden. Wenn die Faust auf ihn niederfährt, die alle in der Hütte zu fühlen haben, ist es, als schnurrte er auf seinem Stuhle zusammen, duckt er sich und hält hin, bis ein Ende wird, und nachher flennt er heimlich in sich hinein. Manchmal steckt er auch die gichtigen Finger ineinander: „Erlös' mich bald, Herrgott!"

Die Stina und er sind wortkarg gegeneinander. Manchmal möchten sie wohl zusammen reden, aber dann fehlen ihnen auf einmal die Worte. Und so können sie stumm nebeneinander hocken und in die Stube oder durchs Fenster sehen. Aber das Zusammenhocken schon tut beiden wohl, und heimlich, ihnen selber unbewußt, hängen sie aneinander und ist jedes dem andern das einzige, das des Liebhabens wert ist.

Es ist Winter und geht dem Frühjahr zu. Der Schnee liegt in Ebmeten und rings im Gebirg halb haushoch. Es ist alles weiß und klar und kalt. Die Wildheit der Steintrümmer, der Rüfentäler

und zerrissenen Wände ist verhüllt, das Gebirg ist größer in seiner grenzenlosen Stille und seiner Reinheit. Ueber die Mittagsstunden, solange die Sonne ihren kurzen Weg über das Ebmeter Tal tut, strahlen die Berge in goldenen Mänteln, und die Matten flammen, als trügen sie eine Saat von Edelgestein. An einem solchen Mittag kommt der Lußmann-Chrisostomus mit zwei Männern bergnieder gegen seine Hütte geschritten. Sie stecken in rauhem Gewand, mit Schnüren gebundene, rauhwollene Ueberstrümpfe reichen ihnen vom Schuh bis hoch übers Knie hinan, über die Ohren haben sie die gestrickten Schneekappen gezogen. Sie lehnen drei Schaufeln an die Hausmauer, als sie die Brücke hinter sich und die Hütte erreicht haben. Dann schlägt der Chrisostomus mit der Hand, die im groben Fausthandschuh steckt, die Türfalle nieder und poltert einen Schritt weit in seine Stube. „He, bring Schnaps her!“ befiehlt er und macht sich zurück zu den zweien, die draußen stehen. Dicht hinter ihm tritt die Stina in die Tür; sie weiß, daß sie flink sein muß, wenn er ruft. Sie geht nur im dünnen, flickigen Rock, schauert ein wenig zusammen, als sie ins Freie tritt, und die Hände, in denen sie Glas und Flasche trägt, laufen ihr blau an. Sie will Flasche und Glas dem Vater reichen, aber der heißt sie mit grober Rede selber einschenken. So steht sie im Schnee, einen kalten Sonnenschimmer über dem hellen Scheitel, hebt das Glas und schenkt ein.

„Das ist Euer Mädchen?“ fragt einer von den zwei Gästen, die der Chrisostomus mitgebracht hat.

„Ja, das einzige, gottlob!“ brummt der zurück.

Der andre, der ein mittelgroßer Mensch ist und mit seiner wetterdunkeln Runzelhaut und seinen steifen, harten Gliedern unglaublich zäh aussieht, schlüpft mit den Händen aus den Handschuhen, die ihm an einer Schnur über den Schultern hängen, und nimmt der Stina das gefüllte Glas ab. „Dank," sagt er, und „bist noch keine üble," fügt er hinzu. Aus grauen, runzelumstandenen Augen sieht er die Stina einen Augenblick musternd an.

„Schöner als ich ist sie eineweg," lacht der Chrisostomus rauh auf. Er hat gegen den andern eine Art, als ob ihm um seine Freundschaft zu tun sei. Das macht, weil der Simmen, der Wegknecht vom Hochalppaß, die ganze Schneearbeit von Ebmeten aufwärts bis zur Paßhöhe zu vergeben hat. Der Lußmann muß ihn warmhalten, sonst kommt er um seinen Tagelohn.

Der Simmen hat das Glas mit einem Male geleert, er hält es in der fast graufarbigen, lederharten Hand der Stina wieder hin. „Da, mach es noch einmal voll."

Während sie sorglich füllt, damit nichts ausgeschüttet werde, reißt er sich mit der freien Hand die Eiszapfen aus dem spärlichen dunkelbraunen Bart. „Gelt, dir wächst kein solches Haar, du," sagt er gesprächig zu dem Kinde. Dann nimmt er ihr das Glas ab und will es dem Lußmann reichen.

„Der Bub soll zuerst trinken," sagt dieser.

„Nein — trinket!" nötigt ihn der Simmen. „Der" — er meint den hinter ihm stehenden Buben — „gibt so wie so nicht viel auf Schnaps."

„Aber haben muß er doch," sagt der Lußmann, leert seinen Anteil und heißt die Stina einschenken. Die tut es, dann tritt der junge Mensch heran, der bisher geschwiegen und sich an den nahen Brückenstein gelehnt hat. Er ist dem Vater an Größe gleich, hat aber ein nacktes, weißrotes Gesicht, ehrliche, offene blaue Augen und strohblondes, steckiges Haar. Er sieht nicht just übergescheit aus, wird auch rot, wie er der Stina das Glas aus der Hand nimmt, und schüttet mehr von dem Branntwein daneben, als er hinunterschluckt, aber in seinem Gesicht ist ein anheimelnder Zug. Er scheint um den breiten Mund gezeichnet, der sonst freilich die regelmäßigen Züge mehr entstellt als schmückt.

Als der Bub das Glas zurückgeben will, hält er es so fest in der roten Hand, daß die Stina mit den Fingern sich in sie hineinnesteln muß, um es herauszuklauben. Dabei sehen sie einander unwillkürlich an. Die Stina verzieht den Mund zum Lachen, dem Blonden steigt das Blut zu Kopf, er dreht sich ab und greift die Schaufel auf. Der Chrisostomus hat indessen der Stina die Flasche aus der Hand gezerrt. „Wollt Ihr noch?" fragt er den Simmen. Der schüttelt den Kopf. „Wir müssen machen, daß wir zum Ratsherrn kommen," drängt er dann, faßt die Schaufel, sagt der Stina ein „Ade, du" und stampft die Straße voran. Der Bub trottet ihm nach. Er schaut in die leere Luft; das Kind zu grüßen vergißt er, ob mit Willen oder nicht. Der Lußmann hat die Flasche an den Mund gesetzt, er tut einen durstigen Zug, gibt sie der Stina zurück und trollt sich den andern nach.

Das Mädchen bleibt einen Augenblick in der Straße stehen und folgt den Männern mit den Blicken. Sie muß über den steifen Bub lachen, der kein Maul auftun mag und den Gruß vergessen hat. Dann sieht sie die drei den Weg in die Gasse nehmen, wo der reiche Muheim, der Fuhrhalter und Ratsherr, wohnt. Dabei merkt sie, daß ihr kalt wird, und macht sich in die Stube zurück.

An diesem Abend kommt der Lußmann früher heim. Gleich, als er den ersten Schritt in die Stube tut, bekommen die Stina und der Sebastian, der Alte, zu staunen. Der Chrisostomus sagt ein lautes „Grüß Gott!“ Ein Schein widriger Freundlichkeit ist auf seinem Gesicht. Der mag den ganzen Nachmittag, während er mit dem Muheim zu tun gehabt hat, darauf gestanden haben, und hat sich so eingewachsen, daß er noch nicht Zeit gehabt hat, hinwegzuschmelzen. Der Lußmann schwankt, als er auf den Tisch zugeht, und als er sich niederläßt, lacht er weinselig vor sich hin.

„Jetzt — will ich etwas essen,“ sagt er mit schwerer Zunge, schluckt, verschluckt sich und lacht wieder. Dazu stehen seine Augen im Kopf so still wie die eines abgestochenen Hammels.

Die Stina trägt Käse und Brot auf. Er beginnt mit dem Taschenmesser von beiden abzuhacken, knuspert aber nur daran wie alle, die vor lauter Trinken das Essen verlernen. Daneben dreht er sich halbwegs nach dem Vater um, der in seinem Stuhl kauert und nach ihm hinschaut.

„Gut gegangen ist es heute,“ sagt der Chrisostomus.

Der Sebastian ist ganz erstaunt, daß er ihm ein Wort gönnt.

„So, was ist?" fragt er.

„Dem Ratsherr Muheim seinen Schlitten haben wir gefunden, den die Lawine in den Bach geworfen hat vor vier Wochen."

Auf die Rede schiebt der Chrisostomus ein Stück Brot ins Maul, kaut, lacht wieder und erzählt weiter. „Zum Essen hat er uns dabehalten, der Muheim." Nach einer neuen Pause bringt er den Satz zuwege: „Und zu trinken hat er gezahlt, mir und dem Simmen und dem Bub, dem Hannes." — „Ich wollte, der Schnee jagte ihm bald wieder Ware aus der Straße," kichert er, dann kommt ihn ein Glucksen an, das ihm die Rede verschlägt. Währenddessen grinst er in den Tisch hinein.

„Hol Schnaps!" ermannt er sich einmal.

Die Stina, die mit dem Strickstrumpf am Tisch sitzt, gesteht kleinlaut, daß keiner da sei. Da kramt der Vater im Hosensack, greift ein Silberstück heraus, das er anstaunt, als komme es ihm fremd vor, und dann mit einem „Da, hol!" auf den Tisch wirft.

Der Stina wird unheimlich. Aber sie wagt nicht zu widerreden. Sie steht seufzend auf, nimmt die Flasche aus dem Wandschrank und geht zur Tür.

Der Sebastian auf seinem Stuhl ist halb emporgefahren. Er sieht aus, als wolle er das Mädchen zurückhalten. Er tut den zahnlosen Mund auf und hat die Rede auf der Zunge, daß der Chrisostomus auch sonst genug habe. Aber er besinnt sich, tut einen scheuen Blick nach seinem Buben und kauert sich wieder im Stuhl zusammen.

Die Stina ist gegangen. Der Chrisostomus lacht noch immer seinen Tisch an. Mit einem Male geht sein Blick über den hinweg nach der nächsten Wand. Dort sieht er den Hund liegen, der den Kopf tief eingezogen hat und scheinbar schläft. Aber der Blick muß das Tier wecken, denn es blinzelt mit halb geschlossenen Augen den Lußmann an und verbirgt nachher den Kopf wieder, als fürchte es sich vor den Augen des Mannes.

Der Lußmann hat in seiner Weinlaune auch den Hund lieb. „Da her, Schnauzi!“ lallt er und schnalzt mühsam mit den Fingern. Der Hund in seiner Ecke rührt sich nicht.

Einen Augenblick vergißt der Lußmann, daß er gerufen hat. Dann rückt er den Stuhl seitwärts und höfelt: „Nun, so komm halt, Schnauzi!“

Wieder drückt sich der Hund nur enger zusammen. Da scheint der Lußmann zu erwachen. „Kommst?“ ruft er den Hund an. Und dann lauter: „Kannst nicht kommen, du, wenn man dich ruft!“

Als das Tier auch jetzt nicht gehorcht, rückt er den Stuhl und steht auf. Sein Gang ist unsicher, aber der Zorn hält ihn auf den Beinen, und vor Zorn ist er kreidebleich im Gesicht. „Da her, Vieh!“ faucht er halbwegs in der Stube den Hund an. Der merkt Unheil, will aufstehen und nach der Küche entschlüpfen, dann aber fehlt ihm dazu der Mut, er duckt sich ganz auf den Boden und erwartet die Schläge, die er kennt. Eine tierische, unvernünftige Wut nimmt den Chrisostomus in die Krallen. Er stolpert ganz auf den Hund zu und

wirft sich über ihn. Das Tier kreischt auf, als es die Finger des Menschen an seinem Halse fühlt.

Der Sebastian auf seinem Stuhl rutscht hin und her. „Ach, so laß ihn doch," sagt er. Aber die Worte gehen im Lärm verloren. Der Lußmann hat den Hund am Halse und arbeitet sich mit ihm mühsam vom Boden auf. Das Tier schreit nicht mehr, es keucht und wird dann still. Der Lußmann steht, torkelt, und die Finger würgen den Hund, sein Blick funkelt. „He, jetzt hast doch kommen müssen," spricht er zu dem wehrlosen, zappelnden Geschöpf. In dem Augenblick tritt die Stina wieder in die Tür. Da ist es, als fasse den Säufer die Wut grimmiger, er drückt die Finger noch einmal wild zusammen, tut ein häßliches Lachen und schleudert den Hund von sich.

„Ach, ach, ach!" ächzt der Sebastian in seinem Stuhl, er stützt sich auf die Lehnen, als ob er auffahren wollte, es zuckt und arbeitet alles an ihm, als könnte er noch wehren.

Die Stina hat die Tür mechanisch zugemacht und die Flasche auf den Tisch gestellt. Jetzt steht sie neben dem Tisch mit herabhängenden Armen und ist weiß wie der Schnee, aus dem sie kommt. Ihre Augen sind groß vor Schrecken, sie sind wie dunkle Lichtlein in dem schmalen, farblosen Gesicht. Sie schaut den Hund an, der, ein zuckendes Häuflein, an der Wand liegt. Das Zucken läßt nach, alle vier Beine streckt der Schnauz von sich, schnauft noch einmal und ist still.

„Jetzt ist er tot," sagt die Stina wie zu sich selber. Dann wacht sie auf. Sie hebt die Augen,

die heiß sind von einem sonderbaren Ausdruck halb grenzenloser Furcht, halb grenzenlosen Zorns. Mit dem Blick sucht sie den Vater.

Der Lußmann ist zu seinem Platz zurückgegangen. Er sitzt auf dem Stuhl, schenkt sich Branntwein ein und lacht wieder, redet auch etwas in sich hinein, selbstzufriedenes Zeug, als hätte er etwas Großes getan. Da kommt die Stina auf ihn zu. Ihr hagerer Leib ist gerade aufgestreckt, der Kopf lehnt weit in den Nacken zurück und die Arme hängen lang herab. Der Blick aber ist immer derselbe, in dem das Entsetzen flackert. Sie bohrt ihn dem Lußmann ins Gesicht, während sie nahekommt, ganz nahe. Dann tut sie die farblosen Lippen auf und sagt: „Wollt Ihr mich auch so würgen, Ihr?“

Sie neigt den Kopf ihm zu, als erwarte sie, daß seine Hände sich um ihren Hals legten, und ihre Augen lassen keinen Gedanken lang von seinem Gesicht.

Der Lußmann wird rot. „Mach keine Faxen,“ sagt er rauh und dreht sich dem Tisch zu. Als das Kind nicht weicht, fährt ihm das Blut dicker zu Kopf. Er zieht die Faust auf: „Gehst weg, du Fratz, oder . . .“

Aber er wagt nicht zuzuschlagen. Die Stina, die ihn anschaut und immer anschaut, dreht sich langsam von ihm ab, nimmt die Schürze auf und geht zu dem Hund hin. Erst dort löst sie den Blick vom Vater ab, läßt sich in die Knie und packt das tote Tier in die Schürze. Sie steht auf danach, sagt kein Wort, geht langsam zur Türe und still hinaus. Sie hat das Tuch noch um Brust und

Kopf geschlungen, das sie angelegt, als sie vorhin den Gang für den Vater getan hat. Der Lußmann muckst nicht; er trinkt und versucht das Lachen wieder, aber es ist ein Unbehagen an ihm, über das er nicht Meister wird. Es ist ihm, als stünde die Stina noch vor ihm und staune ihn an. Eine ganze Weile erst, nachdem das Kind hinausgegangen ist, tut er, was er meint, daß er tun muß, schon weil der Alte dabeisitzt. Er fährt vom Stuhle auf, schüttelt die Faust und schnaubt die Tür an, die die Stina hinausgelassen hat: „Wart du, Fratz, du!"

Aber er muß an dem Abend noch andres hinnehmen. Es wird Nacht, es wird Essenszeit und die Stina kommt nicht. Ist er auch kein Esser, will der Lußmann doch seine Nachtsuppe haben. Aber das Mädchen bleibt aus. Der Alte in seinem Stuhl wird unruhig. Er setzt ein paarmal zum Reden an, während der Chrisostomus am Tisch vor sich hindämmert, alle fünf Minuten seine große Nickeluhr zieht, gähnt und dann ein paar Worte in sich hineinflucht.

Endlich wagt der Alte die Worte: „Wer weiß, was es anstellt, das Mädchen!"

Der Chrisostomus murrt etwas und sieht wieder an die Uhr. Nach abermals einer Viertelstunde steht er ganz zahm auf und beginnt selber im Kasten nach Eßbarem zu kramen. Er zieht ein halb abgenagtes Schafbein hervor, setzt sich damit an den Tisch und fängt an, von dem luftgetrockneten Fleisch abzusägen. „Kommt und esset!" heißt er den Alten.

Der kommt auf seinem mühseligen Gehwerk,

läßt sich ächzend nieder und hilft essen, aber er schüttelt den Kopf dazu, wie es seine Art ist, und sieht einmal über das andre nach der Tür.

„So — so frag doch einmal, draußen — ob — keine gesehen hat, wohin es gegangen ist, das Mädchen," sagt er endlich aus geheimen Aengsten heraus.

Just da steht die Stina wieder auf der Schwelle, tritt ein, still wie sie gegangen ist, geht an den zweien am Tische vorüber, sieht sie nicht an und redet nicht. Sie hören sie durch die Küche nach ihrer Kammer gehen. Von dort kommt sie nicht mehr zum Vorschein.

Der Chrisostomus geht einmal in die Küche hinaus, ruft nach dem Kind, bekommt aber keine Antwort. Der Alte erwartet, daß den Sohn die große Wut packe. Der aber ist zahm wie nie. „So hock, wo du willst," brummt er in der Küche vor sich hin und läßt die Stina ungeschoren.

Die Stina ist von dem Tag an, an dem ihr Vater den Hund getötet hat, eine andre. Sie ist am andern Morgen früh wie immer auf, hantiert in der Küche und setzt Milchnäpfe und Löffel auf den Tisch iu der Stube. Der Lußmann liegt noch im Bett, schnarcht und wälzt sich, sie tut, als wäre er nicht da.

Als sie eine Weile später abermals in die Stube tretend ihn aufgestanden findet, sagt sie ein kurzes und kaltes „Tag" und setzt ihm die Milch vor. Der Vater lauert sie von der Seite an. Seine Art ist herausfordernd. Als sie sich abwendet, läßt er ein höhnisches „Hoho" hören. Aber das Mädchen

scheint gewachsen, es will ihm sein, als sei es über Nacht um einen Kopf höher geworden, und um die schmalen, festgeschlossenen Lippen hat es einen Zug sitzen, als hätte es alles Schwere gesehen und erfahren, von dem sonst Leute in weißen Haaren zu erzählen wissen. So bleibt die Stina, so aus den Kinderschuhen jäh herausgewachsen. An ihrem fünfzehnten Geburtstag ist sie in Sinn und Wesen einer Zwanzigjährigen ähnlich.

Wo sie an jenem Abend mit dem toten Hund hingegangen ist und was sie getan hat, davon spricht sie nicht. Der Großvater hat sie gefragt. „Begraben habe ich den Schnauz," hat sie zurückgegeben, kein Wort mehr. Wie es gewesen ist, das hat die kalte Nacht und aus seinen Sternaugen der Himmel gesehen.

Im Ebmeter Bannwald liegt der Hund verscharrt, in jenem Teil, zu dem am rechten Bachufer ein schmaler Ziegenpfad durch Kurzholz und Steintrümmer hinaufführt. Dort ist eine flache Stelle, vier grüne Lärchen schatten sie im Sommer. Die Lärchen standen kahl, der Schnee lag über dem Erdfleck, fußhoch und hart. Als die Stina mit dem Tierleichnam in der Schürze den Schneepfad heranstieg, den die Holzer fest und gangbar getreten hatten, stand der Mond über den dunkeln Ostbergen, ein mächtiger, weißer Mond in dunkelm Grund, wie eine große, leuchtend bleiche Blume, die zur Nacht auf einem reglosen See schwimmt. Der Widerschein der Mondblume breitete sich bleich und sacht zwischen die vier Lärchen; es sah aus, als wäre an die Stämme ein fein gewobenes, leise glänzendes

Linnen gelegt. In dieses schimmernde Leichentuch ließ die Stina den Hund nieder, ganz sacht, ganz feierlich, legte ihn hin und richtete sich empor. Bis zu dem Augenblick war dieselbe Starrheit über dem Kinde, die in der Hütte an ihm gewesen war. Es hatte alles wie im Schlafwandel getan. Da begannen sich die Gedanken zu regen. Die Stina starrte auf den Hund nieder. Eine grenzenlose Leere und ein großes, unsägliches Elendsgefühl war in ihrem Herzen. Aber nicht weil der Hund tot war. Sie war anhänglich an diesen gewesen, aber daß er tot war, tat ihr nicht einmal leid neben dem andern, dem, wie er umgekommen war. Sie sah alles noch einmal, die tierische Wut des — des Vaters und das Zucken und Verenden des armen Tieres. Sie schauderte, dann irrte ihr Blick unwillkürlich nach dem Himmel. Und dann packte es sie wie ein Sturm: „Siehst, Herrgott, vielleicht erschlägt er mich einmal so!" Das schluchzte sie ganz laut in den Himmel hinauf und darauf, während ihr die Tränen wie Bäche flossen und an den Backen und Wimpern zu kleinen Eisrinnen und Eisstäbchen erstarrten, begann sie den Hund einzuscharren. Sie betastete mit den Händen den Schnee. Es wäre schwer gewesen, mit den Fingern da eine Grube zu schaffen, aber sie gewahrte eine Stelle, wo der Schnee wie eine Brücke von einem Steinbrocken zum andern über ein tiefes Erdloch hing. Da legte sie den Hund hin, und wieder war ihr, als sei ihm ein Linnen unterbreitet. Dann stützte sie sich mit beiden Händen auf die Schneebrücke. Ein leises Knarren und Rieseln; der tote

Hund versank und über ihn ging ein leiser silberner Sprühregen von nachstäubendem Schnee.

So ist des Hundes Begräbnis gewesen. Aber die Stina spricht nicht davon.

Die Geschichte ist auch schon lange wieder alt; in der Lußmannhütte ist die Zeit von einem Elend zum andern nicht so lang, daß sie lange neu geblieben wäre. Die Stina, wenn sie klagen wollte, wüßte viel zu berichten. An den blauen Flecken am eignen Leib könnte sie herzählen, wann sie geschlagen worden ist. Einmal hat sie in bitterkalter Nacht die Kirche zum Unterschlupf gemacht, weil der Vater sie hinausgeschlossen hat. Der, seit er die Scheu vor ihr wieder überwunden hat, treibt es ärger als zuvor. Der Branntweinteufel hat ihn und schüttelt ihn. Auch der Alte, der Sebastian, bekommt sein redlich Teil Qual ab, aber der Sebastian jammert nicht mehr, er ist schläfrig, schläfrig auf den großen Ewigkeitsschlaf. Als es von der Stina ihrem fünfzehnten Geburtstag, der im Frühherbst ist, wiederum den Spätherbsttagen und dem Winter entgegengeht, da herbstet und wintert es auch an des Großvaters Leib. Die Gicht, die ihm immer schwere Tage gemacht hat, ist seine Folter. Sie zwickt und reißt an dem abgemagerten Menschen wie mit hundert Zangen. Ein Häuflein Elend hockt er vom Morgen zum Abend in seinem Stuhl, gehen kann er nicht mehr, zur Not schleppt ihn die Stina hin und her. Während er aber sitzt, schlingt er manchmal die von der Krankheit verzogenen Finger ineinander und schnauft und seufzt. Ein solcher Seufzer kommt aus seiner Brust so schwer

und zitternd empor wie ein Eimer aus tiefem Brunnenschacht gezogen: „Ach, mein Gott, wie geht es auch lang!"

Wenn der Chrisostomus einen solchen Schnaufer hört, kann er in Wut geraten. „Stöhn nicht immer, alter Aff!" kann der Säufer den Alten anfahren. Manchmal reden auch statt seiner die rohen Fäuste, so daß, wenn die Stina heimkommt, der Großvater mit verschwollenem Gesicht sitzt und wimmert und, wie er die Art hat, mit dem Kopfe schüttelt über das Unbegreifliche, das ihm angetan wird. Zu solchen Zeiten kommt der Ausdruck in die Züge der Stina zurück, den der Lußmann einzig scheut, der ihr Gesicht totenweiß macht, ihre Lippen zusammenlegt und ihre Augen das Entsetzen widerscheinen läßt. So hat sie Macht über den Vater, anders nicht. Sie vermag dann ungestört dem Großvater das wunde Gesicht mit Wasser zu kühlen und kann ihm heimlich ihren armen Trost zusprechen. Seit einigen Tagen, so seit draußen Stein und Bein gefriert, der Schneewind durchs Tal fegt, daß es ist, als müßten die Dorfhütten in die Bachschlucht geschleudert werden, seit diesen Tagen etwa ist dem gichtigen Alten und seiner Enkelin ein sonderbarer Trost eingefallen. Der Zufall hat sie danach langen lassen, und danach greifen dürfen sie nur, wenn sie ihren Peiniger ganz sicher fern wissen, also zur Zeit, da der Lußmann im Wirtshaus hockt. Der Trost ist ein altes Gebetbuch. Sein Deckel ist von grauer Pappe, es riecht modrig, und der es aufschlägt, muß Sorge tragen, daß ihm die losen Blätter nicht nach allen Seiten fliegen. Der Blätter sind auch

nicht mehr alle, aber die Stina schlägt es vor sich auf dem Tische auf, wie der Zufall es lenkt, und liest. Der Schein der trüben Hängelampe fällt auf das alte Buch und das junge Gesicht. Sie liest ernst und laut. Zum Schluß aber — legt sie die beiden Hände über dem Buch zusammen und sagt ganz klar und ganz fest „Herrgott, laß den Großvater sterben." Wie ihr die Worte das erstemal gekommen sind, weiß sie selber nicht, aber sie muß sie jetzt nach jedem Gebet sagen. Die lauten klaren Worte sind in der Stube, wo entweder alles wüst und lärmend, oder alles dumpf und heimlich ist, wie ein Hauch frischer Luft, der zu irgendeinem Fenster hereinwehte. Der Großvater in seiner dämmrigen Ecke wartet schon immer darauf. Und wenn sie kommen, nickt er so hastig und ungeduldig wie ein Kind, das noch nicht reden kann und doch um alle Welt ja sagen möchte.

An einem Abend im Dezember sitzen sie wieder so. Es geht schon gegen Weihnachten. Die Stina, ehe sie vorhin heimgekommen ist und den Vater in einer Nachbarschenke hat sitzen sehen, hat Kinder in der Straße vom Weihnachtskind sprechen hören. Was die dumm sind, hat sie, die Altkluge, sich eingeredet und gleich nachher sie beneidet, daß sie noch so froh und voll Hoffnung sein können. Ihr und dem Großvater schenkt kein Christkind und kein Mensch etwas. Aber als sie in die Tür getreten ist, ist ihr eingefallen, daß sie doch dem Großvater etwas schenken kann. Weil der nicht wissen kann, daß der Vater fortbleibt, hat sie ihn überraschen wollen, hat das Gebetbuch geholt, sich dann an den

Tisch gesetzt und zu lesen begonnen. Zum Schlusse sagt sie wieder die Worte: „Herrgott, laß den Großvater sterben."

Es ist der beiden Art, wenn das gelesen ist, einander trübselig anzulachen. Die Stina blickt auf. Da sieht sie den Großvater in einer sonderbaren Stellung in seinem harten Stuhl kauern, der Oberleib ist tief hinabgebogen, der Kopf ruht mit dem gelbweißen Bart in den Händen, die auf den Knien gefaltet sind, und so vorgebeugt ist der ganze Mensch, daß er jeden Augenblick vom Stuhl fallen kann. Die Stina erschrickt.

„Großvater!"

Sie steht auf.

„Großvater!" Das Herz klopft ihr. Dann geht sie zaghaft näher und horcht auf seinen Atem. Es ist alles stille. Die Angst macht sie mutig. Sie faßt den Alten bei den Schultern und richtet ihn auf. Da sieht sie, wie er fahl ist und sein Blick starr, und die Hand, die sie berührt hat, ist kalt.

„Jesus Maria!" stammelt sie und läßt den Körper an die Stuhllehne gleiten. Dann reißt sie die Tür auf, vergißt, sie ins Schloß zu ziehen und rennt nach dem Wirtshaus hinüber, wo sie den Vater weiß. Sie fährt dort zur Tür hinein, wie sie daheim herausgefahren ist. Die schmutzige, enge Wirtsstube beherbergt nur den Lußmann und drei andre Männer, die mit ihm, die abgegriffenen Karten in Händen, an einem Tisch sitzen, drei, die wenig besser aussehen als er.

„Vater, Vater! Kommt schnell!" stößt die Stina im Heranhasten heraus. Der Lußmann, der einen

roten Kopf hat, sieht zornig auf, wirft dazwischen eine Karte ins Spiel und barscht dann ein: „Was ist?" über die Achsel zurück.

„Kommet doch, der Großvater ist gestorben!"

Das Spiel hat seinen Fortgang, der Lußmann schlägt eine neue Karte auf den Tisch: „Ach, geh zum . . ." schimpft er nach der Stina hin.

„Vater! kommet doch," bettelt diese.

Da brüllt er sie an: „Mach, daß du weiterkommst. Wenn ich will, komme ich, aber nicht vorher!"

Seine Spielkumpane schlagen ein Lachen auf. Die Stina, der das Herz brennt, wendet sich und geht wieder hinaus. In der Gasse bleibt sie stehen und wartet. Er wird doch kommen, der Vater! Aber er kommt nicht, und das Warten wird ihr bald lang. Die Nachtluft macht ihr den Kopf klar. Auf sich selbst angewiesen, wie sie lange gewesen, weiß sie plötzlich, was zu tun ist. Sie läuft zum Pfarrherrn.

Der Pfarrherr kommt. Zum heiligen Oel ist es für den alten Lußmann zu spät. Aber sonst tut er an ihm, was seines Amtes ist, geht auch der Stina mit Rat an die Hand und verspricht, ihr den Vater zu schicken. Den braucht die Stina schon nicht mehr. Der Sigrist hat ihr den Großvater in seine Kammer gebracht. Sie setzt ihm die Kerzen zum Bett, läuft nachher zu zwei alten Weibern, die Totenbeten gehen und zum Schreiner um den Sarg. So tut sie an diesem Abend und andern Tages alles, was sonst des Chrysostomus Pflicht gewesen wäre. Der, als er vom Pfarrherrn aufgestöbert,

heimkommt, läßt sie gewähren. Am andern Morgen geht er wie sonst zur Tagelohnarbeit aus und kümmert sich um den Toten nicht. Die Stina bringt mit des Pfarrherrn Hilfe alles für das Begräbnis in Ordnung. Selbst mit dem Totengräber verhandelt sie. Es ist einmal vor kurzem zu Ebmeten geschehen, daß ein Grab für den Sarg eines Toten zu eng gewesen ist. Die Stina war bei jener Gräbt anwesend und schauderte, als sie da vor aller Leute Augen erst wieder graben und schaufeln mußten, ehe sie den Gestorbenen zur Ruhe bringen konnten. Dem Großvater soll es nicht auch so gehen. Darum ist sie beim Totengräber gewesen: „So und so lang ist der Sarg, machet das Grab lang genug, Seppetoni!“

Der Totengräber hat sie erst ganz erstaunt angesehen und dann alles Gute versprochen. Nun ist, als der Tag dem Abend zugeht, alles bereit, daß am folgenden Morgen, sobald es Tag wird, der Lußmann-Sebastian kann in die Erde gelegt werden. Die Stina hat müde Beine vom vielen Herumlaufen. Sie hat auch noch durch den Schnee dem Vater das Mittagessen tragen müssen. Erst in der ersten Stunde früher Dunkelheit kommt sie zum Niedersitzen und setzt sich an den offenen Sarg des Großvaters, der jetzt in seiner Kammer auf zwei Stühlen steht. Die Kerzen sind tief niedergebrannt, sie rauchen und werden die Nacht nicht überdauern. Zu zwei andern ist kein Geld da. Auch die zwei Weiber sind weggegangen. Der Lohn ist ihnen zu mager, als daß sie dafür in die Nacht hinein gebetet hätten. Die Stina will ihr Amt übernehmen,

soweit ihr Zeit bleibt. Sie legt die Hände zusammen und hebt das eintönige Raunen an, das sie von Jugend auf in Sterbestuben gelernt hat. Der Vater ist noch nicht zurück. Sie freut sich, daß ihr noch eine Weile bleibt, um bei dem Toten zu sitzen. Nach dem ersten Vaterunser hält sie inne und wendet die Augen dem Gesicht des Alten zu. Sie hat ihn noch kaum angesehen vor lauter Geschäftigkeit; und als ihr Blick auf ihn fällt, muß sie staunen. Er sieht unglaublich alt aus, Haar und Bart sind bleicher als sonst, das wachsweiße Gesicht, die geschlossenen Lider und die große Stille in den sonst häufig zuckenden, lebendigen Zügen schaffen, daß der tote Sebastian aussieht, als seien seit gestern statt weniger Stunden lange Jahre über ihn hingegangen. Die Stina lehnt sich näher an den Sarg, und es ist ihr, als sollte sie den Großvater fragen, wie er es gemacht habe, so alt zu sein. Zur rechten Zeit fällt ihr ein, daß er nicht mehr hört. So schweigt sie und bringt nur den Blick nicht los von ihm. Sie fühlt jetzt, wie er ihr lieb ist. Er sieht friedlich aus; er jammert nicht, er klagt nicht, ist nicht unwirsch. Wenn der weißtannene Sarg nicht gewesen wäre, der wie eine Scheidewand zwischen ihr und ihm ist, so würde sie den Kopf neben den seinen gedrückt haben, so drängt es sie, sich an ihn zu schmiegen. Dann fällt ihr plötzlich ein, daß er morgen nicht mehr dasein wird, der Großvater, daß sie ihn morgen dorthin legen werden, wo die Mutter liegt. Dann wird sie allein sein, allein mit — mit dem Vater! Sie erschrickt vor dem Gedanken, fährt von ihrem Stuhle auf und sieht sich fremd und

furchtsam in der Kammer um. Es ist ihr, als stände der Vater hinter ihr. Alles Schlimme, das von ihm kommt, wird nun über sie kommen, weil sie allein noch übrig ist. Sie fürchtet sich vor den Wänden, in denen sie mit dem — dem Vater hausen soll, so sehr hat sie vor diesem Hausen selber Angst. Sie legt die Hände ineinander, als ob sie friere, und tut ein paar leise Schritte. Dann steht sie still und dann fängt sie wieder an zu gehen. So stiehlt sie sich aus der Kammer, durch den dunkeln Flur, in die Stube, wo die trübe Lampe brennt. Es ist ihr ums Weinen, aber die Tränen wollen nicht kommen, und nirgends läßt es ihr Ruhe. Sie schleicht um den Tisch herum, in die Küche und wieder in die Stube zurück. Endlich reißt sie die Tür auf und tritt in die überschneite Straße hinaus. Der gleiche wilde Wind fährt durch das Dorf, der alle die Tage her gewesen ist. Er fegt an der Hütte vorüber über die Brücke. Der Stina weht er das Haar ins Gesicht; aber sein Zausen tut ihr wohl. Sie atmet tief; die Last freilich kann sie vom Herzen nicht wegatmen. Fröstelnd lehnt sie sich an den Türpfosten. Ueber die Brücke her hört sie Schritte und das Reden zweier Männerstimmen. Sie sieht unwillkürlich hin. Das Licht einer Laterne schwebt heran, zwei Gestalten werden in seinem Schein sichtbar. Die Stina drängt sich in den Schatten der Hütte und läßt die beiden vorübergehen. Sie sehen sie nicht, aber so nahe streifen sie an ihr vorbei, daß sie sie wohl erkennen kann. Es ist ein Knecht des Ratsherrn, des Muheim, der einen schweren Handkoffer auf der Achsel und in der rechten Hand

die Laterne trägt. Neben ihm geht der Walter, der, der Kapuziner werden will.

‚Ist der auch wieder da?‘ denkt die Stina. Dann muß sie mit dem Staunen, das die unverwöhnten Dörfler bei dergleichen immer faßt, über das fürnehme Gewand sich wundern, in dem der Walter einhergeht. In schwarzen Kleidern, wie wenn er schon ein Pfarrer wäre! Sie sieht ihm nach, bis die beiden vom Dunkel aufgenommen werden, wie sie aus dem Dunkel gekommen. In demselben Augenblick hört sie andre Schritte sich nähern, schwere, tappige. Weil sie die kennt, schlüpft sie hastig in die Hütte zurück.

Um wenige Augenblicke später steht der Lußmann bei ihr in der Stube. Er ist zahm, frägt nach dem Begräbnis und wann es statthabe, als ob es sich von selber verstehe, daß alles geordnet sei, läßt sich nachher Essen und Trinken schmecken und streckt sich frühzeitig auf sein Bett. Als die Stina später auf dem Weg nach ihrer Kammer durch den Flur und an dem Raum vorübergeht, in dem der Großvater liegt, plagt sie das Gewissen. Sie sollte zu dem Toten hinein, sollte bei ihm beten, aber sie kann nicht, kann nicht um die Welt. Heimlich und hastig stiehlt sie sich in die eigne Kammer hinauf. Sie schichtet ihr armes Lager ganz in die Ecke, wo es am dunkelsten ist, und verkriecht sich eng an die Wand. Sie friert innen und außen. Zuweilen stößt sie einen Seufzer aus, der hart von ihr bricht und sie nie erleichtert. Sie hat eine große Sehnsucht nach Schlaf und Frieden; aber nur eine Stunde lang aus der langen Nacht streicht

ihr die Müdigkeit die Lider über die brennenden Augen.

Am Morgen ist sie vor dem Tage in der Küche und facht Feuer an. Die Zähne schlagen ihr aufeinander vor Frost. Aus der halboffenen Tür der Totenkammer dringt Leichengeruch, der sich mit dem üblen Dunst verqualmter Kerzen mischt. Der Vater in der Stube schläft noch. Er schläft so lange, daß die Stina ihn wecken muß. Bald nachher stellen sich vor der Türe die ersten Leute ein, die dem Lußmann-Sebastian die letzte Ehre antun wollen; denn die gute Sitte ist noch zu Ebmeten, daß selbst der Aermste nicht ohne Geleit zum Friedhof muß.

Das Begräbnis geht vorüber wie andre auch; das Grab ist groß genug, der Sebastian hat auf seinem letzten Weg keine Hindernisse mehr. Der rauhe Wind hat sich zu seinen Ehren gelegt und just über dem Friedhof ist im grauen Himmel ein Riß und scheint das warme Blau hindurch. Von den Ebmetern hat keiner groß darauf acht, der Stina tut es wohl, als wäre der Himmel ein Gesicht mit einem mitleidigen Lächeln.

Nach der Gräbt laufen zu Ebmeten die Weiber heim, die Männer ins Wirtshaus. Der Chrisostomus ist nicht der letzte unter diesen. Er läßt gleich den Morgen darüber aufgehen, aber zu Mittag kommt er heim und ißt, was ihm die Stina bereit hält. Nachher geht er auf Arbeit aus.

Kaum ist er fort und während die Stina in der Küche zu tun hat, geht die Tür auf und stampft einer mit schweren Schuhen in die Stube. Die Stina, als sie in die Küchentür tritt, sieht den

Simmen-Hannes dastehen, den Hut auf dem Blondkopf, die langen Schneestrümpfe mit gefrorenem Schnee behangen. In der Stubenwärme fließt das Wasser von seinen Beinen, als wäre er selber ein zergehender Eiszapfen.

„Ist der Vater da, du?" fragte der eckige Bub. Er sieht das Kind nicht an und redet an die leere Wand hin.

„Eben ist er fortgegangen," gibt die Stina Bescheid und bleibt in ihrer Tür lehnen.

„So — so — ja," macht der andre, dann stockt er, wird verlegen und wischt sich mit dem Finger unter der Nase durch. „Er hätte eben helfen sollen Eisbrechen," bringt er heraus. Die Stina merkt seine Scheu und will ihm helfen. „Ist es eilig?" fragt sie. „Oder kann der Vater von morgen an mithelfen?"

„Ja, das kann er," antwortet der Bub, dreht sich dabei schon um und nimmt die Türfalle in die Hand.

„So will ich es ihm sagen," bescheidet ihn die Stina.

Der Hannes sieht nicht auf. „Ja — so, ade!" Damit geht er, den Kopf vornüber gesenkt, und vergißt in seiner Tappigkeit selbst die Türe zuzumachen. Als die Stina das besorgt, sieht sie ihm durch die Scheiben nach, solange er auf der Brücke sichtbar bleibt.

Er hat einen so schwerfälligen, breit ausziehenden Schritt, daß sie wie beim erstenmal über ihn lachen muß. Der eine Anlaß zur Lustigkeit macht ihr auf eine Stunde das Herz leichter. Aber später

kommt das Gefühl der Verlassenheit, das seit gestern auf ihr gewesen ist, stärker über sie. Als es dunkel wird und sie die Lampe anzündet, klopft ihr das Herz plötzlich so wild, daß sie die Hand darauf legen muß. Sie weiß kaum, wie ihr zumut ist. Einen Augenblick setzt sie sich an den Tisch und sitzt müßig da. Der Vater kann bald kommen! Sie denkt daran, wie sie um die Zeit immer gewartet haben, in jeder Ecke eines: der Großvater, sie, die Stina, und der Hund. Das sind böse Zeiten gewesen; alle drei hat die Angst schon immer stumm gemacht. Jetzt ist sie noch allein da zum Warten! Plötzlich kommt ihr der Gedanke: Wenn sie fortliefe! Er ist so mächtig, daß sie mit einem Ruck aufsteht. Aber im Stehen, fragt sie sich: Wohin willst du? Dann fällt ihr ein Wort ein, das ihr die Lehrschwester Grata einmal gesagt hat: „Wie du bist und wie dein Vater ist, so hat der Herrgott es gewollt; und gegen seinen Willen hilft kein Widerreden!“ Was würde die Schwester Grata sagen, wenn sie hörte, daß sie, die Stina, dem Vater davongelaufen sei. Der Gedanke allein genügt, daß sie sich wieder hinsetzt. In ihrer Herzensnot legt sie die Hände zusammen, hebt den Blick an die Decke und flüstert: „Herrgott, laß es mir nicht so bös gehen!“ Sie versucht es darauf mit dem Arbeiten. Aber die Stille der Hütte bedrängt sie. Das Herzpochen befällt sie wieder. Weil ihr gestern die Luft wohlgetan hat, läuft sie vors Haus.

Es ist eine ruhige Nacht. Das Stück Blauhimmel ist größer geworden. Nur über den Bergen hängen die weißen Wolken, als wäre weißes, faltiges

Tuch über diese gefallen. Die Kälte macht die Stina ruhiger, aber der Kopf ist ihr so lange voll wilder Gedanken gewesen, daß ihr das klare Denken plötzlich versagt und sie wie in einem Taumel selbstvergessen vom Hause wegläuft. Sie streicht die Dorfstraße hinan; sie ist nie eine von denen gewesen, die bis in alle Nacht hinein in den Gassen sich herumtreiben; aber jetzt ist ein unbestimmtes Gelüsten in ihr, sich den Nachtvögeln zuzugesellen, die zu Ebmeten nicht selten sind. Als sie dem Nordausgang des Dorfes zuschlendert, wo sich die Straße allmählich abfallend talwärts wendet, hört sie jubeln und lachen. Sie kennt den Lärm. Am Talweg ist Schlittbahn. Die Buben und Mädchen treiben sich dort gerne um des Nachts, tagsüber fahren ihnen die kleinen Kinder den Weg zu. Die Stina ist leichtsinnig in ihrer Selbstvergessenheit. Etwas wie Lust regt sich in ihr; mit ein paar eiligen Schritten steht sie außerhalb der letzten Hütten, wo dunkle Gestalten sich auf der Straßenhöhe drängen. An einem Geländerpfosten, der Straße zur Seite, hängt eine Laterne, die einen roten Schein auf den Schnee wirft. Dieser zeigt glänzende Geleise, wie sie die großen Hornschlitten zeichnen. Zwei solche sind just in voller Fahrt bergab; das Jauchzen und Kreischen ihrer Insassen schallt herauf. Ein andrer Schlitten hat weit unten umgeschlagen; lachend stehen dort Burschen und Mädchen im Knäuel und schlagen sich den körnigen Schnee von den Kleidern. Ein dritter stößt eben ab, als die Stina herantritt. Diese stellt sich unter die Laterne, wickelt die Hände, die ihr kalt sind, unter die Schürze und sieht gedanken-

los auf das Treiben. Zwei Schlitten werden gegen sie heraufgezogen, einer weiter unten, einer schon ganz nah. Ein schlankgewachsener Bub zieht den letzteren, seine Mitfahrer kommen hinter ihm hergestolpert. In der Dunkelheit kann sie niemand erkennen, aber nachher sieht sie, daß der Muheim-Walter, der Student, vor dem Schlitten geht. Er hat ein Gewand an, das bäurischer ist als sein gestriges, mit ihm hat er den Ebmeter Bub wieder angezogen. Die Stina sieht, daß er zwei seiner Schwestern bei sich hat. Denen zulieb mag er hergekommen sein, denkt sie, der es nicht in den Sinn will, daß ein halber Kapuziner dem Vergnügen nachgeht.

Aber als die Schar die Höhe erreicht hat und sie den Walter näher betrachten kann, sagt sich die Stina, daß jenem die Freude an dem Treiben nicht fehlt. Es ist keine Frommheit und kein Ernst in seinem Wesen. Er hat vom Lachen und Berganziehen rote Backen, seine Stirn, von der die Pelzkappe zurückgeschoben ist, leuchtet weiß, der Schweiß perlt darauf; er fährt mit der Hand darüber und streicht die Perlen aus. Seine braunen Augen haben einen übermütigen Glanz, und sein Mund, über dem der Schatten eines sprossenden schwarzen Schnurrbarts steht, ist nicht redefaul.

„Aufsitzen!“ kommandiert er, während er, die Linke am hochgebogenen Schlittenhorn, sich dreht, um den Leitplatz einzunehmen. Da hat eines der Mädchen, die mit ihm fahren, die Stina erblickt.

„Komm mit, du!“ ruft es hinüber und wiederholt: „Stina, komm doch, fahr mit!“

Die Stina schüttelt nur den Kopf und bleibt stehen, wo sie steht. Die Einladung weckt sie langsam zur Erkenntnis, was sie getan hat. Die Angst will ihr heiß zu Herzen fahren: daheim wird der Vater auf sie warten. Da tritt der Walter an sie heran.

„Komm doch mit, du," sagt er, als gebe es kein „Nein" dagegen, und sieht sie so nah an, daß jedes in des andern Augen wie in einen Spiegel blicken kann.

„Nein," sagt die Stina und will sich abwenden.

„Hast Angst?" fragt er halb im Zorn, halb im Spott. Die Stina sucht nach einem Fluchtweg, denn die Angst steht mit der Peitsche hinter ihr, so daß sie kaum hört, was der Bub redet. Da legt er seine Finger um ihr Handgelenk und zieht sie gegen den Schlitten. „Jetzt fahrst einmal mit, einfach."

Die Stina sieht ihn mit Augen an, in denen die Qual leuchtet. „Weißt nicht, daß sie heute den Großvater begraben haben!"

„Ja — so," sagt er fast entschuldigend und läßt sie los. Dann geht er still zu den Gefährten zurück.

Die Stina nutzt den Augenblick. Sie hört die andern nicht, die sie rufen, sie fängt plötzlich zu laufen an, und laufend, daß ihr der Atem kurz wird, stäubt sie durchs Dorf der Hütte zu. Als sie an die Tür kommt, zögert sie und lauscht hinein. Das Herz klopft ihr bis zum Halse. Drinnen ist alles still, nur die Lampe brennt an der Decke, die sie selber angezündet hat. Die Scheiben schwitzen;

den Vater kann sie nicht sehen. Endlich öffnet sie die Tür und tritt hinein. Die Angst wirft sie beinahe zu Boden. Sie vermag keinen Schritt weg von der Tür zu tun, sieht auch kaum, was um sie ist. Sie wartet nur, daß die Schimpfworte und Schläge kommen, die ihr gewiß sind. Zuletzt merkt sie, daß sie allein ist, und tut einen tiefen Atemzug. Die Wärme der Stube tut ihr wohl, und das Glück, daß der Vater noch nicht zurück ist, jagt ihr eine heiße Freude ins Herz. Dabei kommt ihr die Erinnerung an das zurück, was sie eben durchlebt hat. Sie ist noch Kind genug, um jetzt Reue zu fühlen, daß sie nicht mit den andern gefahren ist. Aber es macht sie schon froh, daß jene sie haben mitnehmen wollen, daß der Muheim-Walter — — Als sie an diesen denkt, lächelt sie. Den hat sie als Kind einmal gefürchtet! Jetzt ist er ihr ein Bub wie jeder andre! Sie hat keine Scheu mehr vor ihm und hat in dem Augenblick nur den einzigen Wunsch, daß er sie ein andermal auf seinen Schlitten laden möchte.

Die Stina hat darauf einen leichten Abend. Der Vater kommt zwar betrunken heim, er schimpft und flucht, sie bekommt ein paar Püffe von ihm ab, daß ein paar blaue Flecken mehr an ihrem Körper sind, aber dennoch dünkt sie, der Abend sei schön gewesen. Warum, weiß sie selber nicht.

Der Muheim-Walter ist immer noch im Dorf. „Der hat lange Ferien," sagen die Ebmeter. Darauf wird es bekannt, daß er das Wintersemester im Kollegium gar nicht mitmacht. „Schlechte Noten hat er gehabt vom Sommer her," weiß eines von

den Weibern zu berichten, die alles wissen. „Jetzt soll er auf Anraten der geistlichen Lehrer über Winter daheim bleiben und zusehen, ob ihm ein andrer Beruf besser zusagt oder ob er sich im Frühjahr in der Schule anders ins Zeug legen will.“ — „Sie werden wohl merken, daß der zum Kapuziner nicht paßt,“ fügen die Weiber aus sich selber hinzu, „der schaut zu gern nach den Mädchen.“ Andre schwatzen, der Muheim, der Ratsherr, sei reich genug, den Buben daheim zu behalten, bis er sich ausbesonnen habe.

Der Walter, wenn ihn einer fragt, gibt zumeist die Antwort: „Selber wisse er nicht, was er wolle. Vorläufig sei ihm das Bauern ganz lieb. Aber“ — das zu sagen sticht ihn der Ehrgeiz — „End aller Ende werde er schon geistlich werden. Was andre könnten, könnte er auch!“ Was das Können betrifft, hat er schon recht. Der Kopf ist ihm hell genug, und er kann arbeiten. Das zeigt er, wie er daheim hilft. Der Ratsherr, der die Stuben voller Kinder hat, hat seit dem ersten Ungewitter, das er über seinen Aeltesten hat kommen lassen, weder böse Worte noch Miene für ihn, weil ihm dessen schaffige Art recht ist. Nur die Bäuerin, die ihn zum Geistlichen bestimmt hat, drängt manchmal, daß er sich hinter die Bücher mache.

Der Walter sagt der Mutter „ja“ und tut doch, was er will; er ist einer, der die große Kunst versteht, mit allen Leuten in Frieden zu leben. Das ganze Dorf mag ihn wohl; wenn er durch die Gassen geht, bekommt er da und dort einen eifrigen Gruß oder eine freundliche Rede zu hören. Beides trägt ihm seines Vaters Geldsack halb, halb seine eigne

zutunliche Art ein. Bei jungen Mädchen steht er gern still; von denen läuft auch keine davon, wenn sie ihn kommen sieht, und manch einer steigt das Blut heiß in die Wangen, kaum daß er irgendwo in ihrem Gesichtskreis auftaucht. Viel und oft steht er an der Lußmann-Hütte, besonders seit er die Stina an einem Sonntag hinter sich auf dem Hornschlitten gehabt und mit ihr Freundschaft geschlossen hat. Aber er sucht sich die Zeit dazu aus und verläßt sich nicht auf den Zufall, der ihn vor andre Türen führt. Will er an der Lußmann-Hütte schwatzen, dann muß es dunkel und muß der Lußmann selber fort sein; den mag der Walter nicht. Wenn der Bub sich nähert, pfeift er durch die Zähne, dann tritt die Stina auf die Schwelle, scheu, mit heißen Wangen und verlegenem Blick. „Tag!" sagt sie immer und lehnt, die Hände am Rücken, am Türpfosten. Nachher liegt das Reden bei ihm, sie ist wortkarg und hat immer nur, wenn er fragt, ein Ja oder ein Nein zum Bescheid. Bald fehlen auch ihm die Worte. Dann stehen sie nebeneinander; der Bub schaut die Stina von der Seite an, die Stina blickt sinnend ins Leere. Es ist seltsam, daß der Walter, der sonst bei den Weibern nicht maulfaul ist, bei der Stina das Foppen und das Zuliebreden vergißt.

„Heißen sie dich noch immer das Muttergöttesli?" fragt er einmal.

Die Stina nickt, aber ihr Blick geht groß und dunkel in die Nacht. Das Lampenlicht, das aus der Stube durch die Türfenster fällt, leuchtet ihr auf Kopf und Hals, das wellige Haar glänzt wie

goldenes Spinngewebe. Die Linie des Halses vom Ohr zum Kinn ist anzusehen, als schimmere das Elfenbein des Knochens durch die weiße Haut. Der Walter drückt einen Seufzer nieder. „Es ist wahr, du bist eines, ein Muttergöttesli!" sagt er dann. Dann kommt die große Stille wieder über beide.

Die Stina will ein Ende machen, drückt auf die Türfalle und tut einen Schritt in die Stube zurück: „Ja, ade, ich muß gehen."

„Gibst einem nicht einmal die Hand," sagt der Walter vorwurfsvoll und streckt ihr die seine hin, bis sie die ihre hineinlegt, die sich hart und zerarbeitet anfühlt. Dann hält er ihre Finger fest. Sie sucht sich zu befreien, er aber drückt immer fester zu. Endlich macht die Stina sich frei, sagt ein hastiges „Ade" und schlüpft ins Haus. Dieses Spiel mit der Hand ist seit dem Tag immer das Ende des Beieinanderstehens.

Von dem Beieinanderstehen denkt die Stina nichts. Ihre Gestalt streckt sich in dieser Zeit, die Glieder verlieren unmerklich ihre letzte Eckigkeit, aber der Sinn ist ihr noch halb kindisch, halb in einem Traum befangen, von dem sie sich nicht Rechnung geben kann. Sie sieht nichts Besonderes darin, daß der Muheim-Walter sich die Mühe nimmt, sich zu ihr hinzustellen, aber das Herz klopft ihr, wenn er naht. Und wenn er einmal länger nicht dagewesen ist, lauscht sie nach ihm aus, weiß aber nicht, daß sie Heimweh nach ihm hat, weiß auch nicht, daß ihr das Leben viel weniger schwer scheint, obschon sie vom Vater mehr Marter zu tragen hat als je.

Der Lußmann hat einen arbeitsreichen Winter; er arbeitet in des Simmen, des Wegknechts Tagelohn. Ein paar Wochen werkt er hoch oben am Bergpaß, wo dem Simmen seine Hütte steht, das „Schirmhaus", wie sie es heißen; dann zieht ihn der Schnaps wieder in die Dorfnähe. Weil er aber schaffen kann, wenn er will, und die Arbeiter selten sind in dem Bergtal, schickt der Simmen immer seinen Bub, den Hannes, hinter ihm her, sobald der Lußmann müßig einen Tag zu Hause hockt. Der Hannes kommt auf diese Weise oft in die Hütte; wenn er da ist, scheint es immer, als klebten ihm die Schuhsohlen am Boden, er steht in der Nähe der Tür und bleibt dort noch immer stehen, wenn sein Auftrag lang erledigt ist und er längst wieder gehen könnte.

„Du gefällst dem," wiehert der Lußmann eines Tages, als der eckige Bub sich eben wieder durch die Tür davongemacht hat, weil ihm zum Dableiben kein Grund mehr eingefallen ist. Die Stina wird über und über rot und geht ohne ein Wort hinaus in die Küche. Wie der Vater so reden kann! So etwas ist doch nicht für sie! Aber gerade die Rede weckt etwas in ihr, das in ihrem kindischen Sinn noch nicht Raum gehabt hat. Als am gleichen Abend der Pfiff des Muheim-Walter vor dem Hause tönt und die Stina das Herzklopfen ankommt, fallen ihr des Vaters Worte wieder ein. Ob er so etwas auch von dem Walter sagen würde!

Von da an ist ihr Wesen dem Walter gegenüber noch scheuer; oft gibt sie ihm die Hand nicht. Wenn sie es nicht getan hat, tut ihr nachher das

Herz weh. Und wenn sie es nicht getan hat, steht der Bub am nächsten Tag wieder da, schneidet ein Jammergesicht und fragt, warum sie ihm zürnt.

Der Winter vergeht ihnen über dem kleinen Auf und Ab ihrer kleinen Schicksale. Als die Lawinen fallen, die Dorfstraße taut und die Dachrinnen laufen, erschrickt die Stina. Wie der Winter vergangen ist, es ist, als sei er kaum gewesen! Und da kommt eines Tages in der Dunkelheit der Muheim-Walter an die Hütte geschlichen, ist dreister als sonst und legt die Hand auf die des Mädchens, als gehöre es sich so. Er zieht sie in den Hüttenschatten. Die Stina widerstrebt und zittert.

„Jetzt sollte ich bald fort," sagt plötzlich der Walter; die Worte kommen ihm schwer.

„Wohin fort?" fragt die Stina zurück.

„Wieder ins Kolleg."

Die Stina schaut ein wenig hastig auf. Dann sagt sie ein kurzes „So?" Und wieder stehen sie nebeneinander und wissen mit Reden nicht weiter. Beiden ist zumut, als sagten sie am besten „Ade" zueinander und doch rührt sich keines vom Fleck.

„Wie alt bist du jetzt?" läßt sich der Walter zuletzt hören.

„Bald sechzehn," antwortet die Stina.

Als sie sich dabei nach der Türe umsieht, lehnt sich der Bub vor. „Du," sagt er leise und mit raschem Atem, „ich will nicht Kapuziner werden."

„Nicht?" sagte die Stina. „Warum nicht?"

Der Walter steht plötzlich neben ihr auf der Schwelle, packt ihre Hand in seine beiden und drückt

sie. „Wegen dir," sagt er kurz und heftig, läßt die Hand fahren und läuft hinweg.

Die Stina ist wie in einem Traum. Es ist ihr, als ob ihr das Herz stillstände. Sie bleibt minutenlang auf der Schwelle stehen. Als sie sich in die Stube zurückwendet, muß sie sich besinnen, wo sie ist. Dann verlangt es sie nach Arbeit; und als sie zu arbeiten beginnt, muß sie bald dieses, bald jenes tun, denn sie hat zu nichts die rechte Geduld. Dazu singt sie manchmal vor sich hin, und manchmal tut sie die Augen weit auf und mit dem lieben Schein darin leuchtet sie die Decke an.

Dieselben Augen hängen abends am dunkeln Himmel. Sein Schwarzblau quillt dem hinaufstaunenden Mädchen entgegen, die wenigen, ruhigen Sterne scheinen wie leuchtende Wunden in seinem Riesenleib. Die Stina lehnt an ihrem Kammerfenster. Sie ist halb ausgezogen und hat die nackten Arme auf das Gesimse gelegt, die Brust drückt sie an die Holzbrüstung, das Herz tickt ihr wie ein Hämmerlein gegen diese. Ihr Blick leuchtet den Himmel an und meint durch ihn hindurch zu sehen in des Herrgotts Gesicht. Es drängt sich ihr immer ein „Ich danke dir" auf die Lippen, aber sie kann nicht reden, weil zu viel in ihr selber redet.

Die arme Stina ist auf einmal reich. Sie merkt ihre Armut nicht mehr, merkt nicht mehr, wie es ihr übel geht. Wenn sie die Glieder von des Vaters Fäusten schmerzen, und sie manchmal unter seinen Schlägen zum Weinen kommt, braucht sie nur an den Muheim-Walter zu denken, dann kann

sie lachen, aus den Tränen heraus lachen. Allmählich dämmert ihr auch die Erkenntnis auf, warum sie glücklich ist. Was zwischen Buben und Mädchen im Dorfe geht, wie das sich findet und paart, ist ihr nicht mehr unverständlich. Sie reift aus sich selber heraus, wie ihr Leib von außen reift. Als sie an einem Tage sich klar vorsagt, daß sie den Muheim-Walter liebhat und — und er sie, beginnt sie auch über das zu sinnen, was daraus werden kann. Sie denkt dabei an Dinge, die ihr den Jahren nach noch fern liegen, aber die Gedanken sind voreilig. Sie erkennt auch, daß es nicht alltäglich ist, wenn ein Reicher, wie der Walter, und ein so blutarmes Ding, wie sie selber, zusammengehen. Ihr Gesicht trübt sich zuweilen, und der leichte Sinn schwindet, aber sie wischt mit der Hand über die Stirn, wischt die grüblerischen Gedanken hinweg und ist glücklich wie zuvor.

Vor dem Walter ist sie scheu. Sie stellt sich nicht mehr zu ihm vor die Hütte hinaus. „Was sollen die Leute denken?“ sagt sie ihm, als er Gelegenheit findet, sie zu fragen, was sie angekommen ist. In dem Blick, mit dem sie ihn ansieht, ist ein Licht, das ihm Kopf und Herz heiß macht. Eine große Veränderung kommt von da an über ihn. Die andern Mädchen sieht er kaum mehr an; wenn er die Stina sieht, hat er für nichts sonst Augen.

Daheim hat er mehr als eine Schlacht zu schlagen. Zuerst bekriegt er den Vater mit den Worten: „Ich will nicht Kapuziner werden.“

„So,“ gibt der Ratsherr zurück, der schöne, grauhaarige Mann mit dem klugen Gesicht. „Meinst,

man hat umsonst das viele Geld für dich ausgegeben?"

„Das Bauern gefällt mir besser. Und dann, — der Gemeindeschreiber will abgeben. Helft mir zu dem seinem Amt. So habe ich gleich einen Verdienst."

Der Ratsherr ist anfangs starr vor Staunen, daß der leichtlebige Bub an Verdienst denkt und vom Amten redet. Ein paar Tage lang läßt er alle Donnerwetter über ihn los, dann beginnt er sich die Sache zu überlegen und erkennt den Plan des Buben als nicht so übel. Als der Walter merkt, daß der Vater mürber wird, macht er sich hinter die Mutter. Die ist eine scharfzüngige und zäher als ihr Mann. Sie droht dem Sohn mit ihrem Fluche, wenn er ihr und dem Kloster untreu wird. Dann kommen für den Buben böse Wochen. Weil er aber nicht vom Flecke zu bringen ist, vergeht mit ihnen auch die Frist, in der er ins Kollegium zurück hätte gehen sollen. End aller Ende spricht der Ratsherr, dem das Zanken im Hause nicht lieb ist, ein Machtwort: „Wenn du es durchaus willst, gut, so melde dich fürs Gemeindeschreiberamt."

Vierzehn Tage später haben die Ebmeter den neuen Schreiber. Es gibt zu schwatzen und zu raten, warum der Muheim-Walter nicht geistlich wird! Dann bleibt die Rede Meister: „Hatten wir es nicht gesagt, der hat die Mädchen zu lieb für einen Pfaffen!"

Aber der Walter, der derzeit just zweiundzwanzig geworden ist, hat nur eine gern. Neben seiner

neuen Arbeit hin sieht er sich heimlich nach ihr um, heimlich, denn er weiß, daß sie in der Leute Augen drei Fehler hat: Zu jung ist sie, zu arm und eines Säufers Kind. Das sind schlechte Empfehlungen für eine, die einmal des Ratsherrn Schwiegertochter werden soll. Noch aber stoßen sich an den drei Haken weder der Walter noch die Stina. Sie sind bescheiden und dankbar. Wenn sie sich auf der Straße begegnen und haben einander angesehen, so leben sie ein paar Tage lang von der Erinnerung. Wenn im Gedränge, das am Sonntag am Kirchenausgang ist, der Walter mit der Hand die Finger der Stina zu einem kurzen Druck erwischt, dann haben sie ihren Sonntag gehabt und wünschen kaum mehr. Die Stina zum wenigsten denkt, wenn doch das ganze Leben so schön bleiben möchte wie jetzt.

Der Sommer geht hin. Er brennt dem Walter die im Kloster weiß gebliebenen Hände und Arme braun. Wie er jetzt daherkommt, ist er ein ganzer Bauer, und er beginnt etwas zu gelten im Dorf. Als Schreiber kann er zeigen, daß er etwas gelernt hat. Es dauert nicht lang, so sagen die Ebmeter: „Schad' wär' es gewesen, wenn er ein Pfarrer geworden wäre." Die Mädchen verdrehen sich die Hälse nach ihm, aber er geht seiner Wege und sieht sie nicht.

Der Sommer ist hin.

Mit dem Herbstmonat, dem noch die Sommersonne, nur milder und stiller, leuchtet, kommt der Stina ihr Geburtstag. Sechzehn wird sie. Mit sechzehn Jahren zählt eine zu Ebmeten als Jungfrau, geht sie in dem Alter zum Tanz, so redet

kein böses Maul darüber. Als die Stina am Morgen von ihrem Lager aufsteht, streckt sie die runden Arme, ihre Brust dehnt sich und ihre Augen schimmern wie immer, wenn sie froh ist. Der Tag wird sein, wie ein andrer Tag, keiner wird ihr Glück wünschen; früher würde sie auch kaum ihres Festes gedacht haben, aber jetzt, wo sie jeder Anlaß erinnert, daß das Leben schön ist, hilft auch das kleinste Ereignis, ihr Freude zu machen.

Der Tag bringt nichts Besonderes. Der Vater läßt sie rauh an, bis er aus dem Hause geht. Als er ein paar Stunden fort ist, läuft die Stina nach der Kirche, ein Vaterunser zu sagen. Sie tut es sich selbst zu Ehren. Zum Mittag hat sie den Vater und seine Schmähreden wieder. Dennoch geht ihr die Fröhlichkeit nicht verloren und hält an bis wieder zum Abend und bis sie mit dem Vater abermals am Tisch sitzt. Es ist dunkel draußen, die Tage sind kürzer geworden. Der Lußmann ist durstig, und der Branntwein geht auf die Neige. Als er sich das Glas zum zweiten Mal füllen will, reicht der Vorrat nicht mehr.

Er greift zornig in die Tasche und schlägt ein Geldstück auf den Tisch. „Lauf und hol!“ fährt er die Stina an. „Wenn du nicht schnell wieder kommst, wirst sehen —“

Das Mädchen nimmt schweigend die Flasche und geht hinaus. Sie tritt in die Straße, die so dunkel ist, daß sie die ersten Schritte unsicher tappend tut. Da tönt ein „Pst“ neben ihr und sie schrickt zusammen. „Stina!“ sagt der Muheim-

Walter, der in dem dunkeln Gäßchen am nächsten Hause steht.

Zögernd tritt sie zu ihm. „Was ist?“ sagt sie, „ich muß weiter.“

„Heut ist dein Geburtstag,“ flüstert der Walter.

„Wieso weißt du das?“

„Du hast es selber einmal gesagt, meinst, ich kann es nicht im Sinn behalten?“

Sie lacht leise und glücklich und sieht ihn an, als hätte er ihr eine große Wohltat getan. Da drückt er ihr ein Päckchen in die Hand. „Ich wünsche dir Glück,“ sagt er und tritt von ihr weg.

Die Stina ist so überrascht, daß sie nicht weiß, was sie sagen und tun soll. Sie hört ihn davongehen, da fällt ihr auch der Vater wieder ein. Sie steckt, was sie bekommen hat, in die Tasche ihres Kleides und hastet ihres Wegs. Im Flug erreicht sie das Wirtshaus, muß aber dort länger als gewöhnlich warten, weil der Wirt am Spieltisch hockt. Als sie nachher mit der gefüllten Flasche zurückrennt, steht der Lußmann schon an der Tür. Ein Schimpfname grüßt sie. In der Stube schlägt er ihr die Faust ins Gesicht. „Ich will dir Beine machen ein andres Mal.“

Sie beißt die Zähne zusammen und zwingt das Schluchzen nieder, das ihr der erste Schmerz auspreßt. Mit der Hand faßt sie in ihr Kleid und fühlt nach dem, was sie darinnen versteckt hält. Und als sie es hält, vergißt sie Schlag und Schmerz. Wie zufällig weiß sie nachher in der Küche die Türe nach der Stube zuzuschieben und kramt ihren

Schatz aus der Tasche. Ein weiches Papier schützt den Inhalt. Sie löst es mit zitternden Händen; Herz und Atem zittern mit. Am Herdfeuer betrachtet sie, was der Walter ihr zum Geburtstag geschenkt hat. Sie hält ein kleines, ledergebundenes Gebetbuch in Händen, betastet es, dreht es hin und her und schlägt den Deckel zurück. Da stehen ein paar Worte in zierlicher Schrift: Zum Andenken!

Die Stina tut einen unsicheren, scheuen Atemzug. Dann fährt ihr alles Blut zu Häupten. Wenn der Vater käme! Sie steckt das Papier ins Feuer, weil sie das Geräusch fürchtet, das beim Wiedereinwickeln des Büchleins geschähe; das Buch läßt sie in die Tasche gleiten. Es liegt am Abend unter ihrem Kopfkissen und geleitet sie am folgenden Sonntag in die Kirche. Und sie trägt es alle Sonntage danach bei sich. Aber wenn sie im Betstuhl darin liest, hält sie die erste Seite fest zu, damit keiner die Worte sieht, die darauf stehen. Ganz heimlich nur späht sie, wenn sie sich unbemerkt weiß, auf diese hin. Sie sind ihre Predigt. Was um sie redet und singt, was stammelt und betet, das hört sie wie fernen Wind; sie selber lauscht der Predigt des kleinen Buches, die sie auswendig weiß und doch immer wieder liest: Zum Andenken!

*

Der Walter Muheim und die Stina haben sich geküßt. Es ist tiefer Winter, faule Zeit für die Alten, Spiel- und Freudzeit für die Jungen. Die Talstraße hinab fliegen die Hornschlitten. An manchen Tagen wird in dem oder jenem Wirtshaus

getanzt, zu andrer Zeit setzen sich die Burschen zu den Mädchen auf die Ofenbänke und kürzen sich die Zeit mit Hofieren und Scherzen. All das macht die Stina mit; denn die Aermste kommt dazu, wenn sie keine Vogelscheuche ist, und der Stina ihr Gesicht schafft, daß die Buben ihr nachstreichen. Es meint es keiner ernst, aber zum Tändeln ist sie ihnen mehr als gut genug. Die elende Lußmann-Stube ist zuweilen voll Mannsvolk, unter dem die Stina wie ein bedrängter Vogel sitzt. Der Lußmann hat wider die Volkssitte nichts; ist er dabei, wenn die Burschen kommen, jagt er der Stina mit rohen Scherzen das Blut ins Gesicht.

Unter den Buben sitzt manchmal einer, der hoch vom Berg her kommt, der sich die Beine müd läuft um des Besuchs willen, der Simmen-Hannes. Am liebsten, das kann ihm jeder ansehen, säße er allein bei der Stina, aber er hat nur die Sonntage frei und muß die andern Buben mit in den Kauf nehmen. Er sitzt unter ihnen und redet wenig. Wenn sie ihn anreden, wird er rot, und sie verspotten seine Eckigkeit. Am wohlsten ist ihm, wenn er eine stille Ecke findet, von wo er ungestört in der Stina Gesicht staunen kann. Wenn er aufbricht, um heimzusteigen, leuchtet ihm aus den Augen der Hunger nach einem guten Wort von dem Mädchen. Das aber ist kurz angebunden zu ihm wie zu allen andern. Außer den geraden und schlichten Antworten, die sie auf alle Schmeicheleien und Neckereien aller hat, trägt jeder nur sein „Tag“ und sein „Ade“ zur Erinnerung mit heim; denn die Stina versteht das Vielreden nicht, noch weniger

das Schönreden. Sie hat selbst dem einen gegenüber wenig Worte, den sie doch geküßt hat.

Es war in einer Sonntagnacht an der Landstraße ins Tal. Die Hornschlitten flogen über die Straße hinab. Kreischen, Lachen und Jauchzen scholl durch die Dunkelheit. Der Himmel war wolkenverhangen, die Straße hartgefroren. Der Walter und die Stina trafen am Dorfende zusammen. Der Bub ging vor seinem Schlitten. „Du fährst mit mir," sagte er. Keiner hatte groß acht auf sie beide, der Walter ließ sich an die Horne nieder, die Stina setzte sich auf das Brett hinter ihm. „Halt dich an mir fest," befahl er, „es wird sausen!"

Da legte sie die Hände auf seine breiten Schultern.

„Hoe!"

Der Schlitten glitt bergnieder, bedächtig erst, dann schneller, immer schneller, zuletzt in sausendem Lauf, auf der harten Straße schlagend und springend. Die Frostluft peitschte ihre Gesichter, feiner Schneestaub stob ihnen entgegen, und in dem rasenden Sturmlauf der Fuhre begannen die Herzen schneller zu schlagen. Der Walter, die Brust mächtig dehnend, jauchzte hinaus, was ihm zu viel an Lust in der Brust saß und lehnte sich plötzlich mitten im Lauf zurück, bis sein Gesicht das der Stina berührte. Da — über die jähe Straße fliegend, hinab und immer hinab, küßten sie sich.

Der Tag hat ihnen den Liebeshunger gebracht; das Anschauen und heimliche Grüßen genügt ihnen seitdem nicht mehr, darum schleichen sie auf heim-

lichen Wegen zueinander. Solange die Tage noch kurz und die Nächte dunkel sind, verbergen sie sich in den Schatten der Hütten und stehen bald an dieser, bald an jener Ecke. Ihr Glück ist unruhig und hastig, denn jedes hat insgeheim die Furcht in sich, daß es nicht heimlich bleibe. Der Stina ist der Kopf wirr vor Seligkeit; in der Kammer oder am Sonntag im Kirchenstuhl, dem Walter sein Gebetbuch in den Händen, stammelt sie: „Mein Gott, ich danke dir!"

Als der Sommer wieder kommt, jagt die Furcht und die Liebe sie in alle Schlupfwinkel. Am häufigsten treffen sie im Wald zusammen, wenn die Stina dem Vater ins Holz zu essen trägt. Der Wald ist voller Löcher und Felstrümmer. Die bieten ihnen Unterschlupf, da sitzen sie in Heidekraut und Moos, über sich die glänzend grünen Lärchenwipfel und die ernsten Kronen der Tannen. Die Sonne spinnt in den Nadeln und Zweigen. Sie spinnt ein Netz über ihren Häuptern und durch seine Maschen schimmert das Himmelsblau.

„Wenn uns einer sähe," sagt einmal die Stina.

Dem Walter schwillt der Hochmut der jungen Jahre. „Bah, so soll er. Dann kommt es eher aus, daß ich dich und keine andre will. Dann muß ich halt zu Hause reden."

„Vielleicht, daß das letzte unsicher geklungen hat; die Stina sieht sinnend vor sich hin. Nach einer Weile sagt sie leise: „Sag lieber noch nichts daheim!"

Und ein andermal und an einem andern Ort, als des Walters Zärtlichkeit wild und stürmisch ge-

worden ist und die Stina mit heißen Backen ihn leise zurückwehrt, sieht er sie mit schimmernden Augen an: „Hast mich denn nicht so — so recht gern?“

„O du!“ sagt sie bloß dagegen, und die Augen, mit denen sie ihn ansieht, sind tränenglänzig.

Da drängt er sich näher an sie, reißt sie auf sein Knie und sein heißer Atem geht an ihre Wange: „Keine will ich zur Frau als dich.“

Sie sieht ihn voll und ernst an, die Lippen zucken ihr. „Ja weißt,“ sagt sie schweratmend, „recht wäre es nicht von dir, wenn du es nicht wahr mit mir meintest! In meinem Leben ist noch nicht viel Schönes gewesen.“

Seit dieser ihrer Rede ist eine leise Veränderung an dem Walter: er drängt dem Mädchen nicht weniger nach, die Leidenschaft ist nicht schwächer in ihm, aber manchmal fliegt ein trüber Schein über sein braunes Gesicht, als ob ihn etwas bedränge. Die Angst bedrängt ihn, wie er der Stina Wort halten soll. Er hat den ehrlichen Willen, es zu tun, er hat selbst das Verlangen, aber zuweilen packt die Angst vor dem Widrigen, das kommen muß, ihn so, daß seine Leidenschaft fast darin erstickt.

Auch der Sommer verfliegt, und der Herbst ist wie ein Sturm. Es ist schon wieder Winter. „Gelt, es ist ein kurzes Jahr gewesen?“ sagt der Walter zur Stina.

„Wie wird's im nächsten Jahr um die Zeit sein?“ frägt das Mädchen dagegen. Sie stehen hinter des Ratsherrn Gaden versteckt, wo dieser seinen schweren Schatten in die kleine Gasse wirft.

In diesem Augenblick ertönt ein spöttisches Husten dicht neben ihnen, dann tritt einer an ihnen vorbei in die Straße hinaus, den sie nicht erkannt haben.

„Wer ist es gewesen?“ frägt die Stina zitternd.

„Ich weiß nicht,“ sagt der Walter. Er ist bleich, er fühlt es selber, daß er es geworden ist. Beiden stockt der Herzschlag. Sie gehen in ihrer Angst mit einem flüchtigen Handdruck auseinander.

Ihre Angst scheint umsonst gewesen zu sein. Zwei Wochen gehen vorüber. Der Walter bläst der Stina ins Ohr: „Du, der, der uns so erschreckt hat, hat uns nicht gekannt.“

Just da heben die Ebmeter ein Schwatzen und ein Lästern an: „Der Muheim-Walter geht der Lußmann-Stina nach.“ Wie den Ebmetern die Mäuler laut sind, werden ihnen auch Augen und Ohren scharf. So klug der Walter zu sein meint, da erspäht ihn einer mit seinem Mädchen und dort fängt ihm einer eine verliebte Rede ab. Er ist wohlgelitten gewesen im Dorf. Als aber die Weiber, die auf ihn gehofft haben, sehen, was ihn für andre blind macht, lassen sie wenig Gutes an ihm. „Der wird es auch recht im Sinne haben mit dem Hudelkind! Der Ratsherr möchte Augen machen, wenn er ihm so eine ins Haus brächte!“ lästern sie.

In einer stürmischen Nacht, in der die Straßen von Menschen leer und von Schneewellen überstoben sind, erlistet der Walter ein Zusammentreffen mit der Stina. Sie stehen in allem Unwetter an der Brücke über dem Dorfbach; der trübe Lichtschein

aus den Fenstern der Lußmann-Hütte reicht fast bis in ihre Ecke und leuchtet ganz leise noch in ihre verstörten Gesichter.

„Daheim wissen sie's," hat der Walter hastig berichtet.

Die Stina schweigt und hält sich nur mit der einen Hand am Brückenstein, unacht, daß ihre Finger sich tief in das Schneeband graben, das ihn deckt.

„Weiß Gott, wer ihnen das zugetragen hat. Weil sie etwas gewußt haben, habe ich alles gebeichtet," fährt der Walter fort.

„Was?" fragt die Stina atemlos.

„Daß ich dich will und keine sonst."

„Hättest lieber noch gewartet," gibt die Stina zurück. Sie preßt die schmalen Lippen aufeinander. Es wird ihr kalt, nicht von außen, sondern im Innern, als hätte sie sich die eignen, im Schnee erstarrten Finger ans Herz gelegt.

Der Walter hängt den Kopf. „Hab' keine Angst," sagt er nach einer Weile, „es muß schon alles recht werden."

Die Stina errät aus seiner Rede, daß alles schlecht steht. Weil sie schweigt und sich halb von ihm abwendet, flammt dem Walter die Liebe heiß auf. Er nimmt sie in die Arme, die in des starken Buben Griff wie ein kleiner scheuer Vogel ist:

„Hab' keine Angst, ich gebe nicht nach! Dich oder keine!"

Das und viel Törichteres noch raunt er ihr zu. Sie spricht kein Wort, sie nickt nur manchmal traurig, und einmal, als es gegen den Abschied

geht, sucht sie seine Augen. Die ihren stehen groß und ernst in ihrem schmalen Gesicht, das vom Schnee feucht ist und um das das lose Haar, von Flocken wie von jähem Kummer gebleicht, steht. Sie sieht den Buben forschend an, dann tut sie die sonderbare Rede: „Nein, von dir glaube ich es nicht," drückt ihm fest beide Hände und geht in die Hütte zurück.

Die Stina glaubt nicht, daß der Walter ihr nicht standhaft bleibt. Seit sie in seinem Gesicht, in dem die helle Kraft zu lesen ist, geforscht hat, ist sie sicher und vor Sicherheit fast fröhlich. Der Mut hält ihr stand, obwohl allgemach eine schwere Zeit kommt. Die Ebmeter lästern. Die Nachtbuben gehen um. Eines Morgens steht auf der Lußmann-Hütte ein Strohmann, der den Muheim-Walter vorstellen soll. Wen die Nachtbuben zeichnen, dem sein Name gilt nicht viel mehr im Dorf. Der Lußmann, der die Strohpuppe vom Dach holt, gerät in Wut, mehr wegen der Mühe, die ihm erwachsen ist, als der Schande halber. Er kramt den ganzen Reichtum seiner häßlichsten Worte aus. Die Stina sitzt in einem Winkel und läßt den schlimmen Regen über sich ergehen. Sie ist bleich, und zwei Kummerstriche gehen ihr von den Mundwinkeln zum Kinn. Bleich, verkümmert und schmalwangig bleibt sie von da an. Jeden Abend, wenn sie auf ihr Stroh kriecht, betet sie, aber nicht wie sonst; sie kommt nicht über die Worte hinaus: „Herrgott, nimm mir ihn nicht!" Das sagt sie zehn-, zwanzig-, fünfzigmal, als sei es immer nicht inbrünstig genug, die Lippen sagen es und das Herz

ist heiß und schreit es mit, obwohl die Lippen nur lispeln. Den Walter sieht sie nur noch selten. Es sind zuviel Augen um sie, sie müssen sich hüten. Aber wenn der Bub bei ihr ist, ist er voller Liebe und hat nichts als tröstende Worte und Beteuerungen. An ihnen hält die Stina den Mut frisch.

Eines Feiertages im Sommer — so lange hat die unsichere Zeit schon gedauert —, als sie mit andern Mädchen aus der Kirche kommt, schreiten ein paar Dorfburschen an ihnen vorbei, der Muheim-Walter unter ihnen.

„Der will scheint's Hochzeit machen," sagt eines der Mädchen.

„So," gibt ein andres zurück, „und mit wem?"

„Mit einer Reichen aus dem Tal. Einem Herren soll es gar die Tochter sein."

Die Stina tut, als höre sie nichts, schreitet rascher aus und macht sich allein auf den Heimweg. „Was mag sie dazu sagen?" flüstern in ihrem Rücken die Mädchen, und ihre Blicke sind halb mitleidig, halb schadenfroh auf ihr, bis sie verschwindet.

Die Stina hat ein Klingen in den Ohren. Die böse Rede läutet darin, und das Herz schlägt ihr bald stürmisch, bald stockend. Es wird ihr weh dabei. Dann aber fällt ihr ein, wieviel Unwahres erzählt wird, und der Glauben an den Walter wird Meister über alles andre und hilft ihr. Sie kann an dem Abend heimlich über das dumme Gerede lachen.

Aber der eine Tag hat einen schlimmeren im Gefolge. Beim Zudunkeln streicht der Walter an

der Lußmann-Hütte vorüber; er späht hinein, sieht die Stina allein sitzen und pocht. Sie kommt zur Türe und verstohlen drückt er ihr einen Zettel in die Hand. „Ich muß weiter," hastet er, „es ist Krieg daheim. Schreib mir auch bald."

Der Zettel enthält wenige Worte, die aber voller Liebe sind, zur Geduld mahnen und viel Gutes versprechen. Die Stina, als sie gelesen hat, legt die Hände auf den Tisch, atmet tief auf und weiß sich vor Freude nicht zu helfen. Die Stube ist ihr eng; unterm Schnürleib klopft's, daß es wie ein Uhrticken in der stillen Stube hörbar ist. Sie hebt beide Arme und dehnt sich, und alle Sorge fällt auf einmal von ihr ab. Als sie nachher für den Vater den Tisch zu richten beginnt, tut sie es, wie sie es nie getan; alles, was sie findet, trägt sie zusammen. Sie muß gut zu einem sein, weil auch zu ihr einer gut ist. Als der Lußmann von der Arbeit kommt, schlägt sie zwei Eier in eine Pfanne und trägt sie ihm auf. Er schaut sie mit offenem Maule an. „Was fällt dir ein?" sagt er.

„Ihr — Ihr müßt doch etwas Rechtes essen," sagt die Stina. Es ist ihr so weich zumute, daß ihr die Tränen kommen wollen, und sie fühlt seit langem wieder etwas wie Liebe zu ihrem Vater. Der hat noch nicht zweimal sein Brot in die Eier getaucht, da geht die Tür. Rasch fährt sie zurück, so daß ein scharfer Luftzug über den Tisch hinfährt. Der sie aufgemacht hat, tritt gerade so rasch ein, mit einem Schritt, und mit einem Ruck schließt er hinter sich die Tür, hält aber die Falle in Händen und bleibt stehen, wo er steht. Seine

ganze Haltung verrät, daß er so lange bleibt, als er muß, aber nicht länger. Es ist der Muheim, der Ratsherr.

Er ist ein fester und breitschultriger Mensch und steckt in dem rauhaarigen, gelbgrauen Tuchgewand, wie sie es zu Ebmeten selber schneidern. Sein Kopf, auf dem die grauen Haare dicht und noch lockig stehen, ist ohne Hut, das farbige Tüchlein, das sein rauhes, weißes, ungestärktes Hemd am Halse zusammenhält, ist verschoben, und die Hemdbrust steht offen. Er muß hergelaufen sein wie er daheim in seiner Stube gesessen hat.

„Ich habe dich heimgehen sehen, du,“ sagt er zu dem Lußmann, der dem Besuch zu Ehren aufgestanden ist und unbeholfen dasteht, weil er nicht weiß, was er sagen soll.

Des Ratsherrn furchiges, gesundes Gesicht ist bleich, der Bart, an dem, wie in den Haaren, das Braun der jungen Jahre noch leise durchschimmert, zittert auf der starken Brust, die kleinen Augen, über deren Lider ein Stücklein Haut der Braue fällt, sind vor Zorn lebendig.

„Ja,“ sagt der Lußmann, als hätte der andre einen Bescheid verlangt.

Da bricht des Muheim leicht heisere Stimme los: „Ich muß dir doch einmal sagen, was du noch nicht zu wissen scheinst. Halt inskünftig dein Mädchen besser im Zaum und die Tür von deinem Loch zu, daß nicht jeder hinein kann, wie — —“ der Vergleich, den er auf der Zunge hat, ist ihm selber zu schmutzig.

Der Lußmann verzieht sein Gesicht zu einer

scheelen Fratze. „Wieso?“ fragt er. Der Ton des andern macht ihm das Blut heiß.

„Tu nicht, als wüßtest du nichts. Du bist selber nicht sauberer. Aber mit dem da, dem Mädchen, darfst doch ein Wort reden. Meinem Bub hab' ich den Kopf gewaschen. Ich tu' nichts gern halb, darum komm' ich und sag' es dir auch: mit dem Mädchen da und dem Walter geht es nicht mehr weiter, wie es gegangen ist. Aus meinem Haus soll keiner in allen ungewaschenen Mäulern sein!“

Der Lußmann zieht die Achsel hoch und läßt sich auf einen Stuhl fallen: „Bah, wenn es weiter nichts ist, da — kannst es ihr selber sagen. Du wirst früher etwa auch einer nachgelaufen sein.“

Der Ratsherr hebt die Stimme höher, und weil er ruhiger wird, klingt seine Rede schärfer und klarer.

„Vom Nachlaufen ist nicht mehr die Rede! Aber der Bub soll nicht bei Tag und bei Nacht in dem Loch da Zutritt haben!“

Die Stina ist bislang verschüchtert im Schatten gestanden, die Augen am Boden, das Gesicht der Wand zugewendet. Jetzt tritt sie plötzlich in den vollen Lichtschein. Ihre Züge zucken vor Zorn, das Blut wallt unter der weißen Haut: „Das ist nicht wahr, Ratsherr!“ sagt sie mit weißen Lippen.

„Was ist nicht wahr?“ sagt der andre rauh dagegen.

„Mit keinem Schritt ist er da in der Hütte —“

„Lüg nicht!“ sagt der Rathsherr kurz.

Aber dem Lußmann hat die Laune umgeschlagen.

Sein langer Arm greift plötzlich nach der Stina hinüber. Er gräbt die Finger wie Krallen in ihr aufgestecktes Haar. „So, so," geifert er in gehässigem Ton und zieht das Mädchen heran. „Ich will dir die Mucken ausbläuen." Er reißt sie vornüber, daß sie ins Knie fällt und ihr Haar sich löst; dann fallen wie Hämmer die Fäuste über sie, gleichviel wo sie treffen.

„Halt," sagt der Ratsherr, „hör auf! Das ist —"

Er stockt und tritt zornig an den Lußmann heran. Der hat sich an seiner eignen Wut erwärmt. Er hat eine tierische Lust am Wehtun und schlägt und schlägt, bis ihm der Muheim in den Arm fällt.

„Bist du verrückt, Mensch! So schlägt einer das störrischte Vieh nicht. Jetzt hörst auf, oder —" Der Bauer hat eine feste Hand und darf dem Lußmann, dem Säufer, wohl stehen. Der lacht laut auf und wirft sich wie vordem auf den Stuhl. „Jetzt wirst wohl zufrieden sein!" höhnt er.

Die Stina liegt am Boden. Die Hände sind wie zum Schutz um den Kopf geklammert. Das weiche Haar fließt zwischen den Fingern hervor und auf die schmutzigen Bretter. Ein schmales Blutband sickert über diese hin. Die Gestalt des Mädchens hebt sich zuweilen in einem fast unhörbaren Schluchzen.

„Daß du sie nicht mehr anrührst," sagt der Ratsherr.

„Sie hat schon genug," lacht der andre.

Der Muheim wendet sich der Tür zu. In seinen ehrlichen Zügen steht zu lesen, daß ihm die

Stina leid tut. „Das habe ich nicht gewollt,“ sagt er und sieht mit einem mitleidigen Blick auf das Mädchen. „Nimm sie doch auf!“ fährt er dann fort.

Der Lußmann rührt sich nicht. Weil aber die Stina langsam sich halb emporrichtet und auf den Knien von dem Vater hinwegkriecht, öffnet der Ratsherr schweigend die Tür und geht.

*

Die Stina hat die Schläge verwunden. Die Beulen am Kopf und die blauen Flecke auf den Schultern verschwinden, sie darf sich in der Straße wieder zeigen; selbst ihr Mut richtet sich wieder auf, den doch Schläge getroffen haben, die weher tun, als die, die des Vaters Fäuste austeilen. Die Stina hat den Muheim-Walter nicht mehr gesprochen, aber zweimal ist sie ihm auf der Straße begegnet, und er hat sie mit den alten Blicken angesehen, in denen die Liebe zu lesen ist, darum ist sie mutig geworden. Freilich hat sie Kopf und Herz voller Sorgen, aber trotz des Ratsherrn Zorn und trotz allem, was sie zu Ebmeten reden, brennt noch die Hoffnung in ihr. Diese Hoffnung ist ein kurzes, armseliges Licht; aber die Stina, die selber zu brav ist, um von andern Böses zu glauben, weiß es noch auszuhalten, daß es nicht und immer nicht auslöschen kann.

Die Ebmeter lästern dem Teufel ein Ohr ab. Sie wollen wissen, daß der Muheim, der Gemeindeschreiber, heiraten wird: Die Jungfer Epp, die reiche, von Steg! Sie wissen von der bis auf die Stunde genau, wie alt sie ist, bis auf den Batzen genau,

was sie zu bekommen hat, und bis auf den Mann genau, wie viele sie schon hätte haben können. Sie quatschen alles breit. Alles kommt der Stina zu Ohren. Der Lußmann selber bringt es heim und höhnt sie damit: „Jetzt wird er dann versorgt, deiner! Die hat schon mehr Batzen als du.“

Das Mädchen geht still von ihm weg, wenn er so redet. Er lacht hinter ihr her. Glauben kann die Stina nicht und will sie nicht.

Als Wochen danach der Lußmann einmal von der Arbeit kommt, zieht er am Tisch das kleine Amtsblatt aus der Rocktasche. Es ist nur ein Fetzen, er hat es aus irgendeinem Wirtshaus mitgenommen, aber es ist vom Tage selbst. Er schlägt es auf den Tisch. „Da hast etwas zu lesen, du,“ sagt er. Die Schadenfreude zuckt ihm um den verkniffenen Mund.

Die Stina, die eben am Tisch vorbeigehen will, lehnt sich näher und wirft einen Blick auf das Blatt. Sie steht plötzlich stille. Ihre Augen werden ganz groß und ganz starr. Dann wendet sie sich und geht nach der Küche. Hinter ihr tönt wie immer, wenn er sie gequält hat, das Lachen des Vaters.

Wie sie den Abend gelebt hat, vermag die Stina nicht zu sagen. Sie muß wohl alles wie gewohnt geschafft und getan haben, denn der Vater ist guter Laune geblieben. Aber, was sie getan hat, das könnte sie nicht erzählen, weil sie nichts mehr davon weiß. Sie weiß nur noch das: daß im Amtsblatt dem Walter Muheim und der Rosina Epp die Hochzeit ausgekündigt ist.

Am andern Morgen steht die Stina nicht auf, die sonst eine frühe ist. Der Lußmann ist außer Bett und horcht erstaunt nach dem Mädchen aus, das ihm das Morgenbrot noch nie zu spät aufgestellt hat. Die Stina rührt sich nicht. Er schreit nach ihr. Als er keine Antwort erhält, fährt er bis an die Holztreppe, die zu der Stina Kammer führt: „Willst aufstehen, faule Gov'!" gellt er hinauf. Da kommt ihm die Antwort durch die Türspalte der Kammer, ruhig und gleichgültig: „Ja, ich komme."

Die Stina hat nicht geschlafen. Sie hat mit offenen Augen den Tag kommen sehen. Aber sie ist mit unter dem Kopf gekreuzten Händen liegen geblieben; ganz ruhig, die Augen an der kahlen Decke, ist sie dagelegen und hat gemeint, sie sei gestorben. Sie ist in einer andern Welt, denn die Welt von gestern war noch hell, hat Sonne gehabt und Freude und das und jenes, was gut war, und die Welt von heute ist grau, so eintönig grau, wie in lauter Nebel gehüllt. Der grauen Welt wegen verlohnt es sich nicht, aufzustehen. Die Stina hat dagelegen und geatmet und nichts gedacht, als daß sie müde ist und gar nichts denken mag. In das wache Schlafen hinein hat des Vaters Stimme geklungen. Das erstemal ist sie fern hergekommen. ‚Ruf du,' hat die Stina bei sich gedacht. Das zweitemal, als die Wut in dem nahen Ruf heraufzittert, hat die Stina sich alter Gewohnheit gemäß aufgerichtet und das „Ja, Vater" hinuntergerufen. Sie zieht sich darauf auch gemächlich an. Sie denkt nicht daran, daß der Vater unten wartet. Während

ihr aus Furcht sonst das Herz geklopft haben würde, ist sie ganz ruhig. Als sie fertig ist, geht sie aus der Tür und die Treppe hinunter. Die Tritte knarren, da steht unten auch schon der Lußmann bereit, und eine Flut von Schimpfworten schlägt ihr entgegen. Sie sieht geradeaus, an dem Vater vorbei, und sagt mechanisch das „Tag!" Ihr Blick ist auf der Wohnstubentür, die Füße gehen dem Blick nach, weil aber der Vater, als sie an ihm vorüber will, ihr einen Stoß gibt, daß sie in die Küche taumelt, greift sie dort ins Herdloch, fühlt, daß es leer ist und beginnt Späne einzulegen, wie sie alle Tage tut. Der Lußmann ist in die Wohnstube gegangen. Von dort her tönt sein Schimpfen herüber, einmal kommt er, krallt der Stina, die Feuer gemacht hat, die Finger in den Halskragen ihrer Jacke und schüttelt sie. Sie zwinkert ein wenig mit den Augen, aber an der Stelle, wo er sie hinstellt, nimmt sie ihre Arbeit wieder auf. Das muß wohl so sein in der neuen grauen Welt, fällt ihr ein, und sie fügt sich darein. Unterdessen hat ihr sonderbares Wesen den Lußmann zur höchsten Wut gestachelt; er verspricht ihr den Tod und das Auf-die-Gasse-Jagen. Am Ende schießt er selber ohne Morgenbrot aus der Tür und zum nächsten Wirtshaus hin.

Die Stina merkt, daß er hinaus ist, weil es stiller geworden ist. Sie geht darauf in die Stube hinaus und sieht die Leere an. ‚Der Vater ist fort, so braucht er kein Frühstück,' dämmert es in ihr auf. Darum geht sie hin, stellt die Milch vom Feuer und hebt an, aufzuräumen, wie sie es sonst

des Morgens tut. Daß sie selber noch nichts gegessen hat, vergißt sie. Dann arbeitet sie weiter, was sie alle Tage arbeitet, läuft aber zwei Stunden später mitten aus der Arbeit barhaupt und in den warmen, unförmigen Hausschuhen aus dem Hause und den Kirchweg hinan. Als sie den die Hälfte hinaufgestiegen ist, reut sie der Gang, sie dreht sich um und geht zurück, woher sie gekommen. Und als sie wieder in die Dorfgasse einbiegt, geht ihr Blick zufällig straßauf, bis wo zur Linken breit und stattlich das Haus des Ratsherrn Muheim steht. Da gibt es ihr einen Stich ins Herz. Und jetzt ist sie plötzlich wach, wach, wie sie schon viele Stunden früher hätte sein müssen, als sie sich vom Lager aufgemacht hat.

Der Tag und die Welt sind nicht weniger grau, als die Stina erwacht ist. Aber sie weiß jetzt warum, und in der Brust tut ihr etwas weh, als säße ihr ein Stein darinnen, der sie drückt. Wenn sie an den Walter denkt, ist der Schmerz am wildesten. Er bleibt dem Mädchen, während an den einen Tag sich andre und viele reihen; aber wenn es ihr weh tut, so macht sie es mit sich selber ab und findet sich langsam wieder in die Tage, die einer so grau und einöd sind wie der andre. Nur reden mag sie nicht. Sie spricht zum Vater, was sie muß, zu andern auch. Den Buben, die am Sonntag zu Besuch kommen, schließt sie die Tür zu. In dieser Zeit sitzt sie einmal in der Kirche, mit leeren Händen; das Gebetbuch nimmt sie nicht mehr mit. Sie sitzt gerade unter der Kanzel, im schwarzen, verschlissenen Sonntagsgewand, ein schwarzes Tuch fällt, auf das

blonde Haar gelegt, herab auf ihre Schultern, das bleiche Gesicht scheint aus demselben hervor und ist so hager, daß in der gegenüberliegenden Bank ein Bub den andern anstößt: „Du, das Muttergöttesli ist krank, lug, wie es aussieht!“ Die Stina läßt beide Arme schlaff herabhängen, die Hände ruhen auf dem Holzwerk der Bank. Der Pfarrherr über ihr redet schöne Worte auf sie herab. Jetzt spricht er von der Armut und daß keiner auf Erden so arm sei, daß er nicht seinen kleinen Reichtum, sein Fünklein Freude habe. Die Stina horcht auf. Die Lippen beginnen ihr zu zucken und die Augen schwimmen ihr. Sie hebt sich um ein weniges von der Bank, als ob sie aufstehen wollte, und es ist ihr, als müßte sie etwas sagen: „Doch, Pfarrherr, sehet nur, da bin ich, und ich bin eines, das nichts hat, nichts — gar nichts!“ Sie bewegt ihre Lippen, beugt sich leise vor und läßt die Hände hängen. Das „Sehet mich“, das kann der Pfarrherr aus ihrer ganzen demütigen Haltung lesen, wenn er hinschauen will. Weil er aber in seiner Rede zu anderm übergeht, so sinkt die Stina so unvermerkt, wie sie sich erhoben hat, wieder auf die Bank zurück; die Tränen schleichen nachher spärlich, eine nach der andern, über ihre schmalen Wangen herab.

Es fällt den Ebmetern auf, daß das Mädchen Kummer hat. Sie sind im Grunde nicht hartherzig, und ihr Mitleid für die Stina wird rege. Manche Frau will sich ihr mit guten Worten nahen, aber die Stina sieht jede an: „Was meint Ihr denn, ich habe doch nichts, ich bin ja immer so gewesen.“ Sie sagt es so oft, daß die Ebmeter es endlich selber

glauben. Selbst der Pfarrherr, dem die Gutherzigkeit aus den grauen, alten Augen schaut, kommt bei der Stina nicht an. Er holt sie einmal am Wege ein, als sie vom Holz dem Dorfe zuschreitet, ist freundlich zu ihr und mahnt sie: „Du hast ein schlechtes Aussehen bekommen, Stina. Wenn du mir einmal etwas sagen willst, komm; was einen drückt, soll man am rechten Ort erzählen, daß einem leichter wird."

Da hebt die Stina auch zu ihm die Augen: „Nein, Pfarrherr, was sollt' ich Euch sagen wollen, ich habe ja nichts."

Währenddessen hat der Muheim-Walter seine reiche Frau ins Dorf gebracht. Sie haben auswärts geheiratet, vierzehn Tage nach der Verkündigung, wie es recht ist. Die Aufmerksamkeit der Ebmeter wendet sich von der Stina ab, der neuen Dorfbürgerin zu. Die zeigt sich aber noch selten. „Sie wird zu räumen haben," heißt es unter den Leuten. „Wer so ein Fuder mitbringt, braucht Zeit, alles unterzubringen." Untergebracht sind der Walter, der Gemeindeschreiber, mit Frau und aller Ware im oberen Stock des stattlichen väterlichen Hauses. „Der kann die Familie wachsen lassen," sagen die Ebmeter; so groß ist die Wohnung.

Es dauert Wochen, bis das Schicksal will, daß der Muheim-Walter und die Stina sich zum ersten Male wieder in den Weg kommen. Das Mädchen hält sich zu Hause, soviel es kann; an dem Hause des Ratsherrn ist es nicht mehr vorübergegangen.

Aber an einem Abend treffen sie an einem Orte zusammen, wo kein Ausweichen ist. Die Zugänge

zu der Dorfbachbrücke laufen beide fast rechtwinklig an diese heran. Vom Berg kommt die Stina mit ihrem Eßgeschirr gegangen, vom Hauptdorf her will der Walter nach der Brücke. Als an jedem Ende eines ankommt, erblicken sie einander, und da ist kein Umkehren mehr. Der Abend ist hell, seine Rosenlichter liegen auf den Bergen. Das Tal ist weit, als täte es sich dem schönen Himmel sehnsüchtig auf. Der Ewigschneehorngletscher leuchtet auf die graue Brücke herab. Da treten die zwei Gestalten in seine Helle, der Walter jenseits und diesseits die Stina. Sie verhalten unwillkürlich die Schritte, beiden steigt das Blut zu Gesicht. Dann setzen sie, die Lippen zusammengepreßt, ihren Weg fort. Aber während die Stina nahe am Geländer geht und sich Mühe gibt, in den Bach zu schauen, hält der Walter die Mitte der Straße und läßt, je näher sie einander kommen, desto weniger Raum zwischen ihrem und seinem Weg. Als sie aufeinander treffen, ist er ihr so nah, daß die Stina erschrickt und unwillkürlich ihn ansieht. Einen Gedanken lang gehen die Blicke ineinander. Der Walter hat in den braunen Augen ein leises Leuchten, hat denselben Blick noch darin, der wie Hunger ist, und der in der alten Zeit darin gestanden hat.

Der Blick verläßt die Stina nicht, er quält sie und macht ihren Gedanken tagelang zu schaffen.

Während sie sich mit allerlei Sinnen martert und des Walters Gesicht immer und immer vor sich sieht, erhält dieses wieder einen Rahmen. Das Schreckbild kommt ihr zurück, das sie als Kind bedrängt hat, der Kopf des Muheim-Walter, wie er

durch das Fenster der Kapelle von Ober-Ebmeten blickt. Dazu hört sie immer die Warnung in sich, daß von einem, der einen so ansieht, Böses kommen kann. ‚Mein Gott,' denkt sie, während sie fröstelnd mit verschlungenen Händen am offenen Kammerfenster lehnt, ‚was kann er dir noch Böseres antun, als er schon getan hat.' Und das Leid schüttelt sie.

Die Begegnung mit dem Walter bleibt nicht die einzige, sie wiederholt sich, oft schon nach Tagen, oft erst nach Wochen. Die Zeit geht so hin dabei. So weh ihr jedesmal wird, beginnt die Stina doch unwillkürlich ihre Zeit nach diesen Begegnungen zu rechnen. Alleweil und immer hat der Muheim-Walter denselben Schein in den Augen, als hätte er eher zu klagen als abzubitten. Die Stina kann nicht klug werden aus ihm, so viel sie seiner Art nachgrübelt. Sie hat unterdessen auch seine Frau, die Rosine, gesehen. Die ist eine große, schlanke, blonde, und hat in den ebenmäßigen Zügen etwas, was der Stina das erste höhnische Lächeln auf die Lippen treibt: Der Walter hat gewußt, wen er aussucht, er hat keine Häßliche genommen! Die junge Frau, der im Wesen irgendwie der Geldsack anzumerken ist, die aber darüber hinaus eine zutunliche Art hat, hat bei irgendeinem Anlaß die Stina selbst angesprochen. Seitdem grüßt sie zuerst, wenn sie einander begegnen, und die Stina, der dabei immer alles Blut zu Kopf und Herz drängt, kann es nicht helfen und muß den Gruß zurückgeben.

Eines Tages aber ist die Reihe des Errötens an der andern; die Scheu des jungen Weibes, das

seine Mutterschaft offenbar werden sieht, macht ihr das Blut wallen. Als die Stina es sieht, tut sie einen zitternden Seufzer, der so gut wie ein „Gottlob“ ist.

In dem Herbst, der derzeit zu Ende geht, will auch an die Stina das Glück noch herankommen. Es drängt sich ihr auf. Zuerst kommt es in Gestalt des Zurfluh-Ambros, der Kuhknecht bei einem hablichen Bauer ist. Der redet ein weites und breites; das Ende ist, daß er die Stina heiraten will. Die Stina sieht ihn, der kein übler Bursche, aber ein fleißiger Wirtshaushocker ist, mit großen Augen an. „Daß du zu mir kommst?“ muß sie vor Staunen sagen. Daran fügt sie das: „Nein, ich danke dir!“

Der Ambros ist hartnäckig und will nicht fort. Am Ende läßt ihn die Stina in der Stube sitzen und geht selber außer Haus.

Eine Woche später kommt ihr schon der zweite Antrag. Der Schullehrer von Hinter-Ebmeten, dem Nest, das am Fuß des Ewigschneehorns liegt, als hätte da oben von der Sündflut Zeiten her ein Häuflein Menschen das Zu-Tal-Steigen vergessen, der Schulmeister, den sie ihrer Lebtag zwei- bis dreimal gesehen hat, schreibt ihr, daß er sich eine fromme, brave Frau wie sie wünsche, von der die Leute so viel Gutes reden. Die Stina wundert sich. Wer sollte sie rühmen? Sie weiß nicht, daß Unglück gut macht und daß seit Monaten die Ebmeter auf sie weisen: Ein Gutes ist es und ein Schaffiges, das Muttergöttesli! Aber dem Schulmeister sagt das Mädchen ab wie den andern.

Der Lußmann, dem die Dinge nicht verschwiegen bleiben, brummt: „Das nächstemal rede ich auch dazu. Du wirst nicht glauben, daß ich mich tags meines Lebens für dich abschinde."

Das nächstemal kommt um Monate später. Es kommt mitten im Winter. Da sitzt eines nebligen Tages der Simmen-Hannes in der Lußmann-Stube. Dermalen ist er allein, nur die Stina sitzt ihm gegenüber am Tisch. Der Bub ist ihr von allen der liebste, weil er ruhig ist, ehrliche Augen hat und nicht dem Wein nachgeht. Der Hannes ist in seinen weißwollenen Ueberstrümpfen dahergekommen. Er trägt graue Hosen und grauen Rock, an den Härchen des rauhen Stoffes hängt der weiße Nebel, der färbt ihm auch die blonden Haare weiß, wo sie an den Schläfen bis ins Gesicht hinein hängen, und klebt am Rand des neuen schwarzen Hutes. Gesicht und Haare sind ihm naß. Das hagere Gesicht ist rot, nun die Wärme es anhaucht. Er sitzt schon eine ganze Weile da, erzählt das und jenes, aber zu dem, was ihn hergebracht hat, will der Verlegene nicht kommen.

„Ja, ich möchte etwas reden mit dir," platzt er plötzlich heraus, als ob er nicht die lange Länge alles Mögliche dahergesagt hätte.

Die Stina, die einen alten Kalender vor sich liegen hat, in den sie zuweilen sieht und über den hin sie dem Bub ihre kurzen Antworten gibt, legt die Arme auf den Tisch und schaut ihn an. Das Herz schlägt ihr um ein kleines rascher. Sie errät, was der Hannes will. Der rückt den Stuhl einmal näher zum Tisch, einmal wieder weiter weg, dann

fällt er mit der Tür ins Haus: „Meinst, du wolltest nicht heiraten, Stina?“

Die Stina muß in all ihrer Trübseligkeit ob der ungelenken Rede lachen. „Ich könnte nicht sagen,“ gibt sie zurück.

Der Hannes hört den leisen Spott, der in ihren Worten anklingt. Zwei rote Punkte brennen auf seinen Backen. „Weißt, ich kann nicht reden wie mancher, ich rede heraus, wie mir zumute ist.“ Das klingt halb traurig, halb verweisend. Die Stina hebt die schönen, klaren Augen zu seinem Gesicht.

„Gib dir keine Mühe, Hannes!“ sagte sie. „Ich weiß, was du sagen willst. Und ich kann doch nicht ‚Ja‘ sagen.“

Der Bub wird bleich, sieht vor sich nieder und spricht nicht mehr. Er nimmt die Unterlippe zwischen die Zähne und kaut, kaut dabei den Bescheid hinunter, den jähen Bescheid.

„Mußt nicht bös sein,“ sagt die Stina und streckt die Hand über den Tisch hin. Es schimmert ihr feucht im Blick.

„Nein, nein,“ sagt der Hannes, er möchte mehr sagen, aber wieder findet er die Worte nicht. Die Stille, die beiden leid tut und keines zu verjagen weiß, fällt wieder zwischen sie. Nach geraumer Weile unterbricht sie der Hannes jäh mit dem langsamen Wort: „Ja, jetzt muß ich aber wieder gehen.“

Er steht damit auf und sucht den Hut, den er während des Gesprächs auf irgendeinen nahen Stuhl gelegt hat, weil ihm warm geworden ist. Auch die Stina steht auf. „Hast gehört, du mußt

mir das nicht übel nehmen," sagt sie warmherzig, nimmt ihm die Hand mit der Rechten und legt ihm die Linke vertraut auf die Schulter. „Ein braver Mensch wie du findet schon eine Frau."

„Ja, ja," nickt der Hannes, als stimme er ihr bei. Aber er hat Eile, fortzukommen. Als er die Hand auf den Drücker der Tür legt, geht die von außen auf, und der Lußmann steht auf der Schwelle.

„So, bist du da?" lallt er; der Fuselgeruch sagt, wo er gewesen ist.

„Ja, ade," sagt der unbeholfene Bub und tritt an ihm vorüber. Der Lußmann muß an der Art, wie jener den Kopf hängt, und aus der Befangenheit der Stina merken, daß etwas zwischen den zweien vorgegangen ist. „Was hat er gewollt, der?" fragt er, als er mit der Stina in die Stube zurückgetreten ist.

„Er hat —" Die Stina stottert; sie weiß, daß ein Wetter kommt.

„Was hat er?" keift der Lußmann.

„Ums Heiraten hat er mich gefragt."

„Und?"

„Ich habe nicht ja sagen können, Vater!"

„So, hast nicht!" brüllt der Lußmann auf. Was er weiter redet, ist nicht verständlich. Es ist, als habe ihn ein plötzlicher Irrsinn gepackt. Kein Wort ist zu schlecht und zu anrüchig, daß er es nicht der Stina hinwirft. Dann streckt er die Arme, seine hageren Finger sind wie Krallen und damit sucht er die Stina zu fassen. Das Mädchen aber flieht von einer Ecke zur andern; als sie die Küchentür gewinnen will, fliegt ihr die Flasche an den Kopf,

die der Lußmann vom Tisch gegriffen hat. „Verdirb!" schreit er sie an.

Das Blut rinnt ihr aus einer Schramme. Sie preßt die Lippen zusammen, aber das Schluchzen, das in ihr aufquillt, sprengt sie gewaltsam.

„Zum Loch hinaus!" schreit der Lußmann gleich einem Besessenen. Er setzt wie zum Sprunge an, und die Stina, die in sein fahles Gesicht und den flackernden Blick seiner rotunterlaufenen Augen sieht, fährt von einer unsagbaren Angst gejagt plötzlich auf, stürzt blitzschnell jenseits des Tisches an ihm vorbei, reißt die Tür auf und stiebt in die Straße. Sie hört einen Fluch hinter sich: „So, jetzt bleibst, wo du bist! Komm nicht mehr, oder ich erwürg' dich!" Dann lacht der Lußmann durch die Spalte der halboffenen Tür und schlägt diese zu, daß es kracht. Die Stina kann hören, wie er sie hinter ihr verschließt.

Sie steht in der Gasse, die Stina, barhaupt, im dünnen schwarzen Rock, der Sommer und Winter am Sonntag zu Ehren kommt. Sie steht da und sieht die Welt an. Ihre Welt ist nicht groß. Vier mächtige Mauern engen sie ein, hier steigt der schwarze Wald an ihnen hinauf, hier lehnen die schneefahlen Halden sich an sie und schauen, zwischen den Wald gebreitet, wie Leichengesichter aus dunkeln Bärten. Dort ragen die steilen, grauen Wände, deren Brüste das Eis wie eine Rüstung umspannt. Der weiße, dichte Nebel, der vordem das ganze Tal erfüllt hat, liegt noch über dem Bachbett. Ueber diesen Nebel hernieder, der wie eine weiße Rauchsäule lang sich bergan zieht, nach Ober-

Ebmeten hinan, über das dichte, seltsame Gespinst, schaut das weiße, leuchtende, heilige Haupt des Ewigschneeberg herab. Die Stina sieht ihn an. Das Herz zittert in ihr. Nun sollte sie einen fragen: Wohin soll ich? Aber mit dem Berg kann sie nicht reden. Da beginnt sie zu frieren. Am Himmel sind rote Striche im kalten Blau; ein kaum merkbarer Widerschein brennt um den weißen Berg. Der Stina ist, als müßte es dort warm sein. Der Verstand gibt ihr in dem Augenblick ein: Lauf ins Tal und verding dich; in jedem Dorf ist Arbeit zu finden. Aber sie kann nicht anders, sie beginnt langsam zu laufen und läuft dem Ewigschneehorn zu. Sie steigt langsam bergan, barhaupt, mit leeren Händen, ohne Habe und ohne Liebe, gottserdenarm.

*

Die Stina wohnt zu Ober-Ebmeten. Dem Ewigschneehorngletscher ist sie nachgegangen, bei der Senn-Gunde, der Firmpate, ist sie angekommen. Es ist, als habe der Berg sie geleitet. Und nun sitzt sie in der Stube, die niederer noch, schwärzer und enger ist als die, die sie mit dem Vater geteilt hat, sitzt da mit der Senn-Gunde und ihren vier Kindern; den Senn, den Mann, hat vor zwei Jahren die Lawine erdrückt. „Ich kann ja nicht dableiben," sagt die Stina, „das weiß ich wohl! Wie solltet Ihr auch mich noch brauchen können!" Aber weil die gutmütige Sennin ihr zuredet, bleibt sie doch, bleibt den Winter hindurch, ins Frühjahr hinein. Sie ist nicht müßig, sie verdient sich das Gewand ab, das sie leihen muß, und das schmale Essen, das

sie von der Pate empfängt. Da und dort fällt ein karger Tagelohn ab. Je tiefer es ins Frühjahr hineingeht, desto mehr Arbeit erwächst ihr; bald redet nicht die Firmpate allein mehr, bald raten die ganzen Ober-Ebmeter dem Mädchen zum Bleiben. Das bleibt, so eng ihm ist, und obwohl es das Gefühl immer nicht los wird, daß es Gnadenbrot ißt. Wenn es blind wäre, wäre es gegangen, mit den Augen ist es an den Bergen festgewachsen. Wenn es die ansieht, die immer gleichen, die es von Kind auf kennt, ist ihm, daß es das Letzte hergäbe, wenn es die auch dahinten ließe. Damit es nicht um das armselige Letzte komme, bleibt es bei den Hungerbauern sitzen.

Das Leben der Stina ist ruhig. Schmales Brot ist sie gewohnt. Die Schläge sind ihr erspart, Hohn und Spott auch. Wenn nur eines nicht wäre! Der Muheim-Walter, der Schreiber, hat den Weg zu oft zu gehen, der durch Ober-Ebmeten führt. Sie, die Stina, weicht ihm aus, und wider allen Willen trifft sie ihn doch. Wenn er nicht eine Frau hätte, würde sie denken, er kreuzte mit Willen ihren Weg. Wenn sie ihn trifft, kann sie nicht helfen, daß es heiß in ihr aufsteigt, halb Angst, halb weiß Gott was. Und daß es ihr weh tut. Er schlägt nie die Augen nieder, immer sucht er die ihren, und sein Blick ist sonderbar, voll Vorwurf.

Vom Vater hört sie wenig. Er kümmert sich nicht um sie. Die von Ebmeten sollen schlecht auf ihn zu sprechen sein, hört sie, weil er sie fortgejagt hat. „Er weiß nicht, was ihm der Herrgott geschenkt hat," hätten sie geredet. So hat die Senn-Gunde

erzählt und das Mädchen mit einem warmen Blick aus ihren Sorgenaügen angesehen. Eines hat die Stina auch vernommen, daß der Winter dem Vater hat ans Leben wollen. Hoch am Paß, wo die Weger im Winter immer die härteste Arbeit haben, wäre eine Lawine unter sie gefahren. Sie hätte den Vater, den Simmen und zwei andre begraben. Von allen hätten sie nur den Vater lebendig hervorgezogen. Für den es am wenigsten schad gewesen wäre, dem hat es nichts getan, sei zu Ebmeten die Rede gegangen. Die Stina, als sie von dem Unglück erfahren hat, hat an den Simmen-Hannes denken müssen. Er tut ihr leid, sie hätte ihm gerne ein gutes Wort gesagt, weil ihm der Vater gestorben ist. Einen Augenblick wundert sie sich auch, was der Hannes jetzt tun wird, ob er in der Schutzhütte bleibt, jung wie er ist, oder ob er sich andre Arbeit sucht. Aber was den Hannes angeht, geht ihr bald vergessen. Die Arbeit, die es für die von Ober-Ebmeten zu tun gibt, wächst bald so an, daß sie keinen Gedanken mehr über die Ortsgrenzen hinausgehen lassen kann. Die Tagelöhner sind selten und teuer zu Ober-Ebmeten. Die armen Bauern nutzen die Stina aus. Als der Sommer herankommt, da hat das Mädchen seine Zeit auf Wochen hinaus verteilt, wie man Almosen unter die hungrige Menge gibt, deren Hände einen wie Vögel umschwärmen.

In der zweiten Juliwoche hat der Dubacher die Stina gedungen. Der Dubacher ist der Reiche von Ober-Ebmeten, der Habe nach. Er hat ein braunes Haus mit dem Geißstall zu ebener Erde, hat den

größten Schmalviehstand und zwei Matten, eine zu Ober-Ebmeten, eine andre im Berg. Der Dubacher ist allein in der Welt, sein Weib ist tot, eine Tochter auch, der Sohn ist in Amerika verloren gegangen. Der Dubacher ist ein alter, kleiner, verschrumpfter und wetterzäher Mann; er ist freundlich zu Stina wie alle, hält sie auch recht, die am Abend immer zur Patin geht. Aber er stellt keine andern Tagelöhner ein, einmal, weil keine da sind, zum zweiten, weil er auch, wenn solche da wären, zu knauserig wäre, sie zu dingen. Aber die Stina ist zufrieden und arbeitet froh. Er und sie haben die Dorfmatte rasiert, eines Abends steigen sie talein, dem Ewigschneehorn entgegen nach der Bergmatte.

Eine Stunde Weges hinter Ober-Ebmeten treten die Berge zusammen, der eine schiebt sich so in das Tal hinein, daß er das enge in zwei Hälften teilt. Die Zugänge zu diesen Hälften sind dunkel und düster, denn alle die nahe zusammentretenden Berge tragen an ihren Füßen dichten Tannenwald. Aus den beiden waldigen Schluchten hervor brechen schäumende Wasser. Sie haben laute Stimmen, ihr Schaum flockt zu den schwarzen Stämmen hinauf, die an den Felsrändern stehen, was sie hinaufrauschen, rauschen die Bäume zurück. Hier, hoch über der Schlucht, die gen Norden schneidet, liegt des Dubachers Bergmatte. An drei Seiten säumt sie der Wald, an der vierten liegt sie offen, und ihre Ränder fallen klaftertief in die Waldschlucht ab. Ein Gaden steht dort, nahe dem Abgrund, durch eine Spalte zwischen den starrwändigen jenseitigen Bergen schaut ein fahler Gletscherstreif her-

ein, ein Stück vom Eismantel des Ewigschneehorns.

Der Bergmatte zu schreiten der Dubacher und die Stina. Der dürre Alte trägt die Sense, die Stina zwei Rechen, der Alte geht in Hose und Hemd mit aufgestülpten Aermeln, seine Arme sind braun und hart wie das Holz des Sensengriffs, wer nicht genau hinschaut, weiß nicht, wo die Sense angeht und der Arm aufhört. Die Stina trägt einen flickigen Rock, den ihr die Sennin gelassen hat, ein Leibchen aus grauem Futterstoff hält ihn. Aus dem schauen die kurzen Leinenärmel, aus diesen wiederum die Arme. Die sind weich und weiß, selbst der Alte, der keine Mucken mehr hat, tut manchmal einen zärtlichen Blick auf sie.

Die beiden lassen sich Zeit. Sie steigen nur auf, um im Gaden zu nächten und am Morgen beizeiten am Ort zu sein. Die Luft ist schwer. Es ist Heuwetter. Tagsüber hat die Sonne über dem Tal gebrannt, als stünde der Himmel im Feuer. Jetzt noch ist der Atem des leisen Windes, der taleinwärts streicht, heiß. Als der Weg zwischen die ersten Tannen einbiegt, schallen junge, weitausziehende Tritte hinter ihnen. Die Stina wendet sich zuerst, um zu sehen, wer es so eilig hat. Als sie wieder vor sich niederschaut, ist sie bleich. In dem Augenblick sagt der Dubacher:

„Aha, kommst auch nach? Willst noch in die Alp?“

„Ja, Tag!“ klingt es zurück. Dann geht der Muheim-Walter neben ihnen.

Er ist derselbe wie sonst, geht in Hose und

Weste, die sauberer und von besserem Stoff sind als die der Ebmeter im gewöhnlichen. Das Hemd, wo es aus der offenen Weste hervorschaut, ist weiß. Das Gesicht hat eine kernhafte braune Farbe; seitdem dem Walter der Schnurrbart gewachsen ist, sieht er blühend aus, der schwarze Schnurrbart und die starken Brauen stechen scharf vom Gesichte ab. Unter den Brauen die braunen Augen haben einen düsteren, schwermütigen Schein, zum wenigsten, als sie die Stina ansehen. Die hat aufblicken müssen, als der Walter das „Ja, Tag", gesagt hat. Sie kann es auch nicht helfen, daß er an ihrer Seite geht.

Die Männer führen ein aus abgehackten Sätzen zusammengewachsenes Gespräch im Steigen. Wieviel Vieh der Muheim zu Alp habe? Ob er oben bleibe? Und was er dort wolle?

Der Walter steht Rede, aber wie einer, der nicht sagen mag, was er weiß, oder nicht weiß, was er sagen mag. Die Stina spricht kein Wort. Der Muheim fragt sie auch nichts. Nur, wenn das enge Weglein sie manchmal zufällig näher zueinander drängt, ist es ihnen, als hörten sie jedes des andern Atem sonderbar hastig gehen. Es mag das Steigen sein.

„Was macht deine Frau?" fragt der Dubacher, als das Gespräch einschlafen will.

„Sie ist daheim," antwortet der Muheim. Die Stina muß unwillkürlich aufsehen, als er das sagt. Sein Ton ist, als spräche er von dem Stein, auf den er eben tritt. Es scheint auch, als hätte die Frage ihn unruhig gemacht. Er spricht ein paar hastige Sätze hin, wie damit der andre nichts mehr

sage. Dann entschuldigt er sich, daß er Eile habe, sagt ein kurzes „Gut Nacht" und geht mit den großen Schritten von vorhin ihnen vorauf.

Der Dubacher und die Stina, als sie allein sind, fallen in Schweigen zurück. Sie erreichen die Alpmatte, auf der das Gras üppig steht. Der Alte schmunzelt in sich hinein bei dem Anblick, die Stina aber, deren Blick in die Runde geht, schrickt plötzlich zusammen. Als sie mit ihren Augen den Wald streift, der sich oberhalb der Matte bergan zieht, ist ihr, als stünde der Walter noch in dem braunen Düster, das zwischen den hohen Stämmen liegt. Sie senkt scheu den Blick, weil ihr das Gesicht glüht; als sie nachher zornig noch einmal und schärfer hinaufspäht, sieht sie nichts mehr. Da faßt sie eine Ungewißheit, ob sie recht gesehen hat. Dem Gaden zuschreitend, findet sie den Dubacher auf der Leiter stehen, die nach dem Heuboden führt. Ueber ihm an den Sprossen hängt seine Ledertasche.

Der Alte steht auf der Leiter, sieht bald die Tasche an, bald sinnend vor sich nieder und schimpft alle Heiligen in sich hinein. „Jetzt habe ich die Flasche daheim stehen lassen," sagt er, als die Stina herankommt. Er sieht völlig angedonnert aus.

„Es lauft ja Wasser da oben," gibt das Mädchen gleichgültig zurück.

Aber der Dubacher hat seine gute Laune verloren, schilt sich selber mit allen schönen Namen und schmält endlich selbst die Stina noch, daß sie ihn an seinen Schnaps nicht gemahnt hat. Er ist just kein Trinker, aber das alte Volk in den Bergen will seinen Branntwein haben; sonst geht ihm die Arbeit

nicht von der Hand. Es dauert lange, bis der Bauer wieder von etwas anderm als seinem Aerger reden kann. Sie sitzen nachher auf der schmalen verwetterten Holzbank, die am Gaden steht, und verzehren ein Abendbrot, zu dem die Stina im Milchblech Wasser von der nahen Waldquelle holt. Erst als er satt ist und sich seine Pfeife angezündet hat, wird der Dubacher gemütlicher. Er beginnt von der kommenden Arbeit zu reden. „Drei Tage wird uns die Matte nehmen, vielleicht auch vier," meint er. Die Stina nickt. Sie staunt in den Wald hinauf und hat Herz und Gedanken anderswo, während sie dem Bauer mühsam lauscht. Der meint, daß ihr die Zeit lang sei, sucht das Spärliche, was an seinem Leben erzählenswert ist, hervor und berichtet dies und das. Nach einer Stunde gehen ihm mit der Pfeife die Worte aus. Da sieht er nach dem Himmel, den ein Schleier grauer Wolken überrinnt. „Dort steht schon ein Stern," nickt er schläfrig hinauf. Als die Stina mit den Augen seinen Blicken folgt, kann sie schon drei, vier und mehr heimliche Lichter den Abend einleuchten sehen.

„Ich lege mich," sagt der Dubacher. „Komm nach, wenn du magst, Mädchen." Dann steht er auf, streckt und reckt sich, tut ein paar lässige Schritte und verweilt wieder. So gemächlich und bedächtig geht er zur Leiter und über diese hinauf aufs Heubett.

Die Stina schafft die Mahlzeitsreste und das Geschirr hinweg. Als der Alte fort ist, mag sie nicht stillesitzen, und als es um den Gaden dunkler wird und ob ihm die Tannenreihen zur schwarzen,

dräuenden Wand anwachsen, wird ihr unheimlich, obwohl sie nicht furchtsam ist. Auch kann sie es nicht helfen, daß der Blick ihr immer wieder nach dem Walde gleitet und daß ihr ist, als müßte dort noch immer einer stehen, der heimlich nach ihr herunterschaut. Darum, und weil ihr die Stille zu groß und die Nacht zu einsam ist, schleicht sie dem Alten nach, über die Leiter hinan.

Der Bauer schnarcht schon und verrät ihr, wo er in der Ecke liegt. Sie zieht ihre Schuhe von den Füßen und stiehlt sich über den Boden hin nach der jenseitigen Wand.

Dort drückt sie die Fensterladen der Luke so weit nach außen, daß sie hinaussehen kann. Dann läßt sie sich auf ein Heubündel nieder und staunt in die Nacht. Unter ihr ist alles schwarze Finsternis. Ein Flüstern kommt durch dieses Dunkel herauf. So groß ist die Abgrundtiefe, daß die Stimme des ungestümen Bergwassers hier oben nur noch ein Flüstern ist. „Da steigt er nicht herauf," denkt die Stina und meint nicht den Bach, meint den, der ihre Gedanken immer plagt, den Walter. Sie lehnt den Kopf ans Holzwerk und seufzt. Wie die Welt trüb ist, gerade wie die Nacht unter ihr! Und wie schwer es ist, darinnen zu leben! Ihr Blick wendet sich nach oben. Durch die Ladenluke lugt der Himmel herein. Wenn die Sterne Augen sind, können sie durch die Gadenluke zwei Schwestern glänzen sehen. Die Augen, die hinaufschauen, sind gefüllt. Die Stina darf den Kopf nicht senken, sonst rollen ihr die Tränen herab. So schwer ist es in der Welt zu leben!

Es mögen Stunden vergangen sein, aber zuletzt schläft auch die Stina. Sie liegt an das Wandholzwerk zurückgesunken und hat die Hand unterm Kopf, sie ist keine Verwöhnte und schläft auch so.

Am Morgen kann der Dubacher noch Sterne zählen, wenn er will, so früh sind sie auf. Aber er nimmt sich nicht Zeit. Aus dem Heu und an die Arbeit! Seine Sense legt so viel Gras nieder, daß die Stina, die mit der Gabel hinter ihm geht und das Geschnittene verbreitet, Mühe hat, Schritt mit ihm zu halten. Auf der Bergmatte wird Eintagsheu geschnitten; was am Morgen zu liegen kommt, wird am Abend eingetragen, so arbeitet die Sonne mit. Als sie die Zacken und Gräte, die den Himmel tragen, rötet, und als sie dann gleich siedendem Metall, das über den Kesselrand brodelt, den nahen Rüfiberg überquillt, da haben der Bauer und die Stina rüstige Arbeit getan, aber sie gehen unabläßig weiter, jetzt hin, jetzt her, in gemessenem Gang, ihre Gestalten stehen scharf und schön wider das Morgengold, die zähe des Alten, dem der weißgraue Kopf von Licht trieft, und die schlanke der Stina, deren Kopf in die Sonne paßt, weil alleweil um ihr Gesichtlein ein Heiligenschein zu fehlen scheint.

Als die Sonne mächtig wird und brennt, hebt bei dem Dubacher eine Not an.

„Die Donnersflasche,“ schimpft er einmal zu der Stina zurück, als er die Sense wetzt. Sie bekommt nachher den Stoßseufzer bis zum Ueberdruß zu hören, denn der Tag wird brütend heiß. Der Bauer legt die Sense weg; das Heu wird gewendet und wieder

gewendet. Der Alte könnte die Sonne segnen; das Heu duftet wie selten und ist lang bevor der Abend kommt dürr. Statt dessen schimpft er auf die Hitze, die Zunge klebt ihm am Gaumen und das Wasser schmeckt ihm nicht, wenn er nicht seinen Tropfen Branntwein darunter gießen kann.

Während sie später das Heu in Bündel schnüren, der Alte es sich auflädt und einträgt, gibt er plötzlich einem Plane Laut: „So schaffe ich nicht mehr! Hinunter gehe ich heute abend und hole meine Flasche. Am Morgen bin ich wieder da."

Die Stina erschrickt. Sie fürchtet sich vor der Nacht. „Was wollt Ihr hinunterlaufen," sagt sie hastig, „das wäre wohl der Mühe wert."

Aber als die Arbeit getan ist, der Teil der Matte, wo sie geschnitten haben, so glatt wie ein Tanzboden liegt, macht sich der Dubacher an den Abstieg. Die Stina hat noch im Gaden zu tun gehabt; als sie heraustritt, steht er schon am Waldweg.

„Ich gehe also!" ruft er herüber.

Die Stina will ihn zurückrufen und findet keine Worte. Der Dubacher fängt an niederzusteigen. „Wenn es nicht wettert, komme ich noch heute abend zurück!" schreit er noch herüber, als nur noch sein Kopf sichtbar ist. Dabei nickt er nach einer Wolke hinauf, die schwarz und tief über dem Walde hängt. Die Stina, die unwillkürlich hinaufgeblickt hat, sieht, daß die Wolke in das Talloch einen frühen Abend bringt. Einen Augenblick ist ihr, als müßte sie dem Bauern nacheilen und ihm sagen, daß sie mitwolle. Dann schalt sie sich einfältig. Als ob sie in ihrem Leben nicht schon oft allein gewesen wäre. Sie

wendet sich langsam. Und da: Heiliger Gott! Steht er nicht wieder da oben, der Walter? — Ihr Blick sucht in den Tannen. Hat sie sich geirrt? Das, was sie für den Muheim-Walter angesehen hat, ist wieder verschwunden, und wieder zweifelt sie, ob sie recht gesehen hat. Sie löst die Augen vom Walde und wendet sich nach dem Gaden, aber ihr Gang ist müde. Das Herz klopft ihr so wild, daß sie die Hand unwillkürlich darauflegt. „Herr, mein Gott, was quälst du mich so!" raunt sie in sich hinein. Das Weinen will sie ankommen. Sie ist hilflos und matt. Mit einem zitternden Seufzer läßt sie sich auf die Gadenbank nieder. Da sitzt sie, hält die Hände im Schoß, staunt ins Leere und sieht doch nichts. Sie mag nicht arbeiten, sie mag nicht umhergehen, nicht einmal denken mag sie. Es ist fast, als horchte sie nur auf die eignen Herzschläge, die noch immer nicht ruhig werden wollen.

Indessen hebt rings um sie und die Bergmatte ein seltsames Wesen an. Eine drückende Schwüle liegt über dieser, als gäbe der Boden die ganze Glut zurück, die er am Tag hat empfangen müssen. Die vier Berge, die die Matte ummauern, sind gleich wie Granitöfen, wie sie in Bauernstuben stehen. Der Stina ist, als sähe sie einen Dunst aus den Steinen steigen. Sie fährt sich über die Stirn und zieht die Hand naß zurück, der Schweiß perlt darauf. Dann merkt sie, daß es dunkler und dunkler wird. Die Sterne fehlen. Aus dem Voralptal, wo die schwarze Wolke gestanden hat, kommen Schichten schwarzer Nebel geschoben. Der ganze Himmel ist von ihnen verhüllt, und eine Schicht

überwallt die andre, bis die Bergspitzen in sie versinken.

„Mein Gott!" ächzt die Stina. Sie öffnet die Jacke am Halse, die ihr eng wird, aber sie getraut sich nicht, sich von der Bank zu rühren.

Ein Brausen fährt durch den Wald ob ihr. Sie sieht den Wald nicht mehr, denn es ist zu dunkel, aber er muß gerauscht haben. Es war ein Ton wie das Schwingenschlagen vieler großen Vögel. Jetzt kommt es wieder, sacht hebt es an und schwillt und schwillt. Die Stina bohrt die Augen in die Finsternis und sieht oben ein Wellen und Wogen. Das sind die Kronen des Waldes, die wie zu einem dunkeln Meer zusammengewachsen sind. Die Stina starrt hinauf. Das steigt und beugt sich und atmet, atmet mächtig und stöhnt und seufzt. Dann wird alles wieder still.

Plötzlich ist es taghell. Ein blauer Schein flammt auf, dann ein gelber, dann ein wildes Zickzack und ein Sprühen und Flackern! An der braunen Wand jenseits ist ein Blitz niedergefahren. Die Wand hat geleuchtet wie ein Haus im Feuer. Jeder Block in der Matte ist sichtbar geworden! Wo das Gras noch steht, hat jede Blume geflammt wie ein Licht — weiß, rot, blau. Nur einen Augenblick. Jetzt ist alles wieder erloschen. Der Donner rollt oben. Mit einem Krachen, als spalte sich ein Berg, hebt er an, dann grollt er lange und kann nicht zur Ruhe kommen, murrt hier, murrt dort.

„Ach," ächzt die Stina, sie hält es nicht aus vor Enge und Angst. Sie will auf und will sich auf den Boden ins Heu begeben.

„Stina," sagt es da neben ihr. Sie fährt herum. Wer hat das gesagt?

Wieder leuchtet ein Blitz auf. Ein paar Schritte von ihr ab steht der Muheim-Walter. Er steht da, als sei er aus dem Boden hervorgewachsen, hat das Gewand an, in dem sie ihn gestern gesehen, die weißen Hemdärmel sind noch immer bis zum halben Ellbogen zurückgekrempelt. Nur keinen Hut hat er auf dem vollen schwarzen Haar. Seine Augen sind heiß, das Gewitter, das über ihn hingeht, steht darin wie in einem Spiegel. Aber er steht scheu dort und kommt nicht näher.

„Jetzt ist es dunkel," sagt er, „gelt? Jetzt sieht uns niemand mehr?"

Die Stina gibt keine Antwort, sie klammert sich an die Bank und will vergehen, so ist ihr bang.

„Bist du mir bös, Stina?" frägt der andre, und wieder schweigt die Stina.

Jetzt jagen drüben an der Wand die Blitze einander und ein Donner nimmt den andern auf. Es ist, als müßten alle Wände in Trümmer gehen. Die Stina ist totenbleich. So oft es hell wird, schaut sie nach dem Walter hinüber und meint, daß er fort sein müsse.

Er steht immer da.

„Du hast mich ja doch gern," sagt er jetzt. Er sagt es trotzig und bestimmt, als eine Wahrheit, der keiner widerreden kann.

„Du hast eine Frau," zwingt die Stina endlich heraus.

Er hört gar nicht darauf, sondern spricht weiter: „Das ist jetzt einmal so: Du hast mich gern und

ich dich. Das macht kein König und kein Kaiser anders." Es ist sonderbar, mit welcher Ueberzeugung er das hinredet. Die Stina schlingt die Finger ineinander und kann nicht helfen, daß etwas in ihr ja schreit zu dem, was er gesagt hat.

Da steht der Walter plötzlich an der Bank. „Willst etwa Nein sagen?" flüstert er. Die Stina kann seinen schnellen Atem hören. Sie weiß keine Gegenrede als wieder das: „Du hast eine Frau."

Da kommen Worte über sie, die der Walter spricht und die so wild sind wie der Sturm, der um sie tobt. Es hat zu regnen begonnen, der Himmel tut sich auf, das Wasser gießt in Strömen herab und nieder auf sie beide.

„Ja, ich habe eine Frau," sagt der Walter. „Ich habe eine genommen. Ich habe sie müssen nehmen. Dich habe ich wollen, dich, du! Zwei Wochen lang habe ich alle Tage gestritten mit Vater und Mutter, geflennt habe ich und gebettelt, und dann wieder gestritten. Zuletzt ist es so weit gewesen, daß ich hätte fort sollen. Und dann weißt du, dann wie ich habe gehen sollen, von der Mutter fort für immer — dann ist — es nicht gegangen, und dann — — daß sie mich behalten haben, habe ich die Frau genommen. Ja, — aber — aber —"

Die Worte gehen ihm aus, das Gesicht ist ihm heiß, und mit dem Regen rinnt sein Schweiß zusammen, denn er schämt sich. Er weiß, daß er seine eigne Schwachheit beichtet. Die Stina sieht auf ihn. Er ist jetzt so nah, daß sie sein Gesicht erkennen kann. Sie sieht seine Schwachheit sogut wie er, aber sie hat keinen Zorn dafür. Sie ist ein armes

Ding und eines Lumpen Kind. Weil sie weiß, wie gering sie ist, darum kann sie dem Walter nicht zürnen. Wie hätte der all' das Glück, das er hat, wegen so einer wegwerfen sollen, wie sie eine ist!

„Hast recht gehabt," sagt sie ganz still.

„Aber jetzt — —" sagt der Walter mit stockendem Atem.

„Jetzt? Jetzt ist es halt aus."

„Verzeih mir doch, du!" Er packt ihre Hand und hält sie. Er läßt sich neben ihr auf die Bank nieder. „Du — du — verzeih mir doch."

„Ja," sagt die Stina. Das Herz steht ihr still. Wenn er sie anfaßt! Sie kann ihm nicht wehren! Er hat Gewalt über sie!

Der Walter legt die Arme um sie: „Ich hab' dich gern, du, o du!" Und er drückt sie an sich, daß sie zu ersticken meint. Dann reißt er sie zu sich auf die Knie, preßt die Wange an die ihre und sucht ihren Mund. Er küßt sie und stammelt wirre Worte. Sie hört nur immer das: „Ich hab' dich gern, du."

Einmal sagt er: „Küß mich auch, du." Da hebt sie das Gesicht und drückt die Lippen den seinen entgegen, und weil die Sehnsucht sie treibt, legt sie die Arme um seinen Hals.

Das Gewitter tobt um sie. Sie achten nicht, daß die Haare ihnen an Stirn und Wangen kleben und daß das Wasser aus ihren Kleidern rinnt. Sie frösteln, aber es ist die Leidenschaft, die ihre Gestalten zittern macht.

„Komm mit hinauf in den Gaden," stammelt der Walter.

Die Stina erschrickt, langsam macht sie sich los.

„Komm doch!" drängt er. Aber sie entwindet sich ihm. „Nein!" sagt sie mühsam. Und dann noch einmal: „Nein! Geh jetzt!"

„Bist du zornig? fragt er. Sie schüttelt nur den Kopf. Da umfaßt er sie noch einmal. „Gut Nacht! Jetzt bist wieder mein!"

Dann geht er, weil sie ihn von sich drängt.

*

Alles ist wie es einmal war. Die Stina und der Muheim-Walter gehen heimlich zusammen. Heimlich, heimlicher als früher; sie finden sich an den einsamen Gaden, die in Ober-Ebmeten an allen Hängen zerstreut stehen. Die Stina hat Schleichwege suchen gelernt. Sie steigt mitten in der Nacht aus dem Fenster ihrer Kammer, wenn sie von dem Muheim-Walter bestellt ist. Wie der selber es anstellt, daß er immer da ist, nie fehlt, wenn er zu kommen versprochen hat, und daß es niemand merkt, wo er sich umtreibt, das ist schwer zu sagen. Die Stina fragt nicht, wie er es anfängt. Von dem Augenblick an, wo sie aus der Hütte der Firmpate fortschleicht, bis zu dem, da sie zurückschlüpft, sind ihre Gedanken wirr, ihre Gestalt zittert und in ihr zittert das Herz. Sie weiß, daß sie auf unrechten Wegen geht, sie erschrickt vor sich selber, sie darf in der Stube der Sennin nicht in den Spiegelscherben sehen, der an einer Wand steckt, weil sie weiß, daß sie rot würde, und weil sie meint, daß sie im Gesicht selber das lesen müßte, was sie nicht lesen und nicht hören will, daß sie keine Brave mehr ist!

„Er hat eine Frau!“ das hat sie alleweil in den Ohren, solange er sie nicht in den Armen hat; nur bei ihm ist sie ruhig. Aber die Tage sind lang, und die Nächte, in denen sie den Walter nicht sieht, länger. Da wühlt ihr etwas im Innersten, manchmal ist die Not so groß, daß sie in die Kapelle hinüberrennt, sich auf die feuchtkalten Steinplatten in die Knie wirft und stöhnt: „Herrgott, Herrgott, Herrgott!“ Das ist alles, was sie sagen kann, es soll Beten sein und sie wagt nicht mehr Worte zu machen, weil sie sich nicht mehr würdig zum Beten dünkt. Manchmal kommen lichte Augenblicke, zumeist wenn sie irgendwo im Freien arbeitet, an einer Halde oder hoch oben auf Alpweiden, wo die Berge sich klar wider den Himmel zeichnen. Dort, wo kühle Luft weht und alles rein ist und die Berge wie Altäre sind, von denen aus einer glaubt, in des Herrgotts Antlitz selber sehen zu können, wird sie ruhiger. Dann kann sie vor sich hinstaunen, es ist ihr leicht, und sie sagt sich ein Sprüchlein heimlich ein, das zu hören ihr wohltut: „Warum sollst du nicht auch eine Freude haben in der Welt, du Gottserdenarmes, du? Warum sollst du dich nicht an dem Walter freuen, der dich gern hat!“

Je weiter der Sommer rückt, desto mehr verliert die Stina die Ruhe. Letztlich hat sie nicht einmal mehr Frieden, wenn sie bei dem Walter ist. Der ist hungrig geworden, so hungrig, daß sie seinen Hunger fürchtet. Es genügt nicht mehr, daß sie ihn gern hat: Er will mehr und immer mehr. „Vor dem Herrgott bist du meine Frau,“ hat er ihr gestern wieder zugeraunt. Sie weiß, was er damit

sagen will. Es liegt ein Drängen darin, es ist nicht das erstemal, daß er ihr das gesagt hat. Immer häufiger redet er so daher, und der Stina ist es, als könnte sie einmal nicht „nein“ sagen.

Gestern ist das gewesen. Heute ist einer von den langen Tagen, denen gleich lange Nächte folgen. Der Muheim-Walter hat erst übermorgen versprochen, des Nachts im Wald am Bielkreuz zu sein. Die Stina hat keine Arbeit; diese fängt an, seltener zu werden, wie nun der Sommer geht. Das Mädchen denkt mit Schrecken, daß die Zeit nahe ist, wo es denen von Ober-Ebmeten zur Last werden wird.

Die Stina hat eine Weile auf einem Tannenstamm gesessen, der an der Sennin Hütte liegt. Sie hat gestrickt und nebenbei ein paar kleine Kinder gehütet. Jetzt sitzt sie müßig. Die Unruhe ist wieder in ihr und es pocht wie Hämmerlein in ihrem Innern. ‚Das ist das Gewissen,‘ denkt sie bei sich.

Es geht dem Abend zu. Die Sonne steht hinter dem Ewigschneehorn, dessen weiße Zacken tief goldene, blendende Ränder haben. Die östlichen Berge haben noch Licht, der Schein reicht selbst bis Ebmeten hinab und darüber hinauf, nur Ober-Ebmeten liegt im Schatten. Der Stina fällt ein, daß die Sennin ins Hauptdorf hinabgegangen ist und schwer bepackt zurückkommen wird. Sie fährt auf und streift dorfaus; sie will der Patin entgegengehen, um ihr etwas heimtragen zu helfen. Während sie an den Hütten vorbeigeht, bekommt sie da und dort ein „Guten Abend“ mit; die Leute sind noch immer

freundlich zu ihr. Die Stina wundert ſich. Wenn ſie wüßten! Es wird noch einmal auskommen!

Der Weg talzu ſtreift den Bielwald; das Kreuz, an dem ſie übermorgen den Walter treffen will, ſteht ihr zur Linken. Als ſie es aufragen ſieht, geht ſie raſcher und faſt auf den Zehen, als müßte ſie jetzt ſchon heimlichtun. Erſt wo der Weg ſtark abfällt und die Talmulde mit den Ebmetenhütten im Grunde vor ihr liegt, fällt ſie in ein langſames, verträumtes Schreiten zurück. Sie geht mit geſenktem Kopf und ſieht erſt auf, als es wie ein Streicheln über ihren Scheitel geht. Da merkt ſie, daß ſie unverſehens in die Sonne geraten iſt. Das weiche, warme Licht des Spätſcheins liegt noch über dem Weg und auf den Matten, alles iſt ſonntäglich, obgleich Werktag iſt. Der Weg iſt ſtill, und der Stina, die in der Sonne geht, iſt, als ginge ſie mit einem lieben Menſchen Hand in Hand über ihn hinab. Als ſie eines Steines wegen, über den ſie ſtolpert, aufblickt, ſieht ſie vor ſich auf der Wegmauer ein Mädchen ſitzen, das ein Kind auf den Armen hält. Die Stina mag Kinder wohl. Das Mädchen kennt ſie nicht; es mag wohl ein fremdes ſein, das irgendeinem Bauern ſein Kind beſorgt.

„Tuſt abwarten?“ fragt ſie das Mädchen auf der Mauer im Herantreten.

„Ja,“ nickt die andre Beſcheid, „es iſt noch ſchön jetzt für das Kind.“ Dabei ſchaut ſie auf die kleine Laſt nieder, die ſie in den Armen hält und lacht ſie an. Die Stina ſieht, daß das Kleine, das wohl ein halbes Jahr alt ſein mag, die Augen offen hält

und den blauen Himmel anstaunt. Sie tritt ganz heran und neigt sich neugierig über sein Gesicht. Es ist rund und weiß, die Aeuglein sind hell und glänzen, und dann zuckt der kleine Mund, das Kindlein lacht.

„Lug, wie freundlich," sagt das Mädchen. Dann unterbricht es sich plötzlich und gleitet von der Mauer: „Aha, jetzt winkt der Vater, jetzt müssen wir gehen."

Da steht unten am Wege der Muheim-Walter und winkt. Die Stina sieht ihn, in der hellen Sonne steht er, es ist etwas wie Freude in seinem Winken. Jetzt aber muß er sie erkannt haben; der Arm sinkt ihm plötzlich nieder. Er dreht sich um und geht, ohne auf das Kind zu warten, davon. Die Stina steht, als sei ihr das Leben genommen. Sie steht an demselben Fleck und schaut dem Kind nach. Ein Brausen hebt ihr in den Ohren an. Es ist, als drehe sich der Weg, die Mauer, das Tal, die Berge selber. Da lischt die Sonne zu ihren Füßen aus. Und es packt sie eine fürchterliche Angst. „Mein Gott, was hast du wollen tun, du! Dem unschuldigen, dem — dem Geschöpfchen hast wollen den Vater stehlen!" Eine Stimme schreit in ihr. Sie ist völlig von Sinnen. Sie wundert sich nur, daß sie selber nicht schreit, gell, daß die Berge es wiedergeben. Herrgott, vielleicht brächte sie etwas los von der Last, die sie in sich hat. Plötzlich dreht sie sich um und stürmt über den Weg hinan wie gehetzt. Es mag gut sein, daß niemand nahe ist, der sie sieht, sie möchten sie sonst als eine, die den Verstand verloren hat, gesucht und eingefangen

haben. Sie rennt nur so bergan, unacht, ob sie stolpert und auf dem steinigen Weg bald auf diese, bald auf jene Stelle torkelt. Der Atem ist ihr kurz, sie keucht; am Bielkreuz hält sie an, weil sie umzufallen meint. Dann wirft sie sich seitwärts in den Wald. Sie dringt tief hinein, zerreißt sich das Gewand am Strauchwerk und reißt sich die Finger blutig. Aber sie sucht sich ein Loch, wo sie sich verkriechen kann. Dort zwischen Blöcken und von Tannen überragt kauert sie nieder. Da kann sie keiner sehen, da erholt sie sich von ihrem Stürmen und sagt sich, während das Keuchen ihrer Brust langsam schwächer wird, vor: „Was hast du für eine Sünde tun wollen, du!“ — — —

*

Die Nacht ist da. Sie ist mild und hat Sterne, die just so hell leuchten, daß sie nicht blenden. Die Nacht ist voll einer großen, wundersamen Ruhe. Die Stina, die durch die Nacht wandert, ist selber davon ruhig geworden. Sie ist ihrem Versteck entkrochen, als sie die Wege leer gewußt hat, aber sie hat dennoch das Dorf vermieden, wo der Vater und der Walter wohnen. Sie hat den gefährlichen Ziegenpfad überklommen, der vor Ober-Ebmeten anhebt und in die Straße mündet, die über Berg führt. Sie hat Ebmeten zur Linken in der Tiefe liegen sehen, und es war, als würden unsichtbare Schlingen von dort aus ihr umgeworfen, denn nun sie auf der Bergstraße steht, dort, wo die Berge sich hinter ihr zutun wollen gleich einem Tor, muß sie anhalten, und es läßt sie nicht weiter. Wenn

das Tor hinter ihr zugeht, dann ist die Stina ärmer, als sie je gewesen ist.

Das, was unter ihr liegt, vier Wände aus grauem Granit, das Stücklein Himmel darauf, die paar Matten und Lehnen und Hütten darinnen, das hat ihr gehört, weil sie hineingehört hat. Wenn sie es verläßt, hat sie nichts mehr. Der Boden, auf dem sie geht, ist schon fremd. Fremde Gesichter werden sie anstaunen, und fremde Gesichter staunen nicht freundlich auf arme Leute. Die Stina steht und sinnt, die Hände lässig gesenkt, es wird ihr kalt, der Nachtwind rührt ihr Haar, unwillkürlich sieht sie an sich nieder. Sie geht im zertragenem Gewand, barfuß, barhaupt, mein Gott, wie armselig! So will sie einen weiten, unbekannten Weg tun und so zu unbekannten Menschen gehen! Das Gefühl bitterster Armut kommt wie eine Sturzwelle über sie. Die Füße versagen ihr. Sie sieht sich nach dem ersten besten Steine um und setzt sich an die staubweiße Straße. Den Kopf senkt sie in die Hände und mit den Fingern wühlt sie im Haar.

So sitzt sie lange; sie kommt manchmal in Versuchung, sich zurückzulehnen. Hinter ihr aber fällt die Straße steil ab und ein Strom rauscht aus verlorener Tiefe. Wenn sie hintenübersinkt, legt sie sich der Ewigkeit in die Arme. Allmählich sammelt sie die Gedanken wieder. Warum hat sie so plötzlich fliehen müssen? Morgen — in einigen Tagen, nachdem sie sich bei irgendeinem über das Wohin noch Rat geholt hätte, wäre es frühe genug gewesen! Ha! Daß ihr der Mut wiederum verloren gegangen wäre! Darum hat sie eilen müssen, damit sie den

nicht mehr trifft und er sie nicht halten kann. — „Ins Tal hätte sie gehen können," fällt ihr nachher ein, und „Bah, ins Tal," gibt sie sich Bescheid, „wo sie mancher kennt, wo der eine fragen würde: ‚Warum kommst?', der andre: ‚Was suchst?'"

Es ist, wie es sein muß: Sie muß fort über den Berg! Als sie in langem Grübeln diesen Entschluß gewonnen hat, hebt sie zum erstenmal wieder das Gesicht und sieht um sich. Es ist dunkel, aber die weiße Straße leuchtet und im dunkeln Himmelsgrund stehen die ruhigen Sterne noch immer. Endlich rafft sie ächzend sich auf. Es ist, als gehe bei dem Hinweggehen etwas in ihr entzwei. Aber sie hebt an, bergan zu schreiten, barfuß, barhaupt, armselig.

Der Weg über den Berg ist lang, und ein müdes Herz und unwillige Füße machen ihn nicht kürzer. Als die Stina die nächsten zwei Dörfer hinter sich hat, dämmert schon der Tag. Die Straße windet sich im Zickzack am Berg empor. Der Gebirgler kürzt die Windungen und steigt auf Fußwegen von Brüstung zu Brüstung hinauf. Die Stina hat für die Fußpfade weder Sinn noch Kraft. Sie taumelt der Straße nach hinauf, weiß kaum mehr, wo sie geht, und vergißt zu denken, wohin sie will und soll.

Nach einer langen Weile, während die Sterne ob ihr erloschen sind, den Himmel ein grauer Schein übergossen hat und rote Lichter plötzlich auf den Bergen liegen, tönt das Schlagen eines Pickels von der Höhe zu ihr herab. Es mag einer früh an der Arbeit sein! Die Stina hört die Pickelschläge. Es

fällt ihr auch ein, daß wohl einer der Wegknechte sein Tagwerk angehoben hat, aber sie kümmert sich nicht, wer und wo er sein mag. Sie steigt fürbaß, weil es ihr allgemach zur Gewohnheit geworden ist, Fuß vor Fuß zu setzen. Plötzlich springt ein Stein auf der Straße auf sie zu. Sie sieht ihn, weil sie die Augen am Boden hat. Da blickt sie auf; dicht vor ihr steht der Simmen-Hannes. Er ist in Hemdärmeln, die Weste hängt ihm offen, die braune, hagere Brust sieht ihm aus grauleinenem Hemd. Im Gesicht ist er hager und nackt, wie er immer war, nur irgendein Ausdruck, der seine Züge verschärft, hat ihn älter gemacht. Er reißt die großen blauen Augen vor Staunen auf.

„Herrgott, wo kommst du her?“ fragt er, sich auf die Haue stützend.

Der Stina fährt der Gedanke durch den Kopf: Hättest wissen können, daß den hier triffst. Ein leises Rot fliegt ihre Wangen an. „Tag!“ sagt sie und macht Anstalt, an ihm vorüberzustreichen.

„Wo — wohin willst auch?“ stotterte er heraus.

„Fort,“ gibt sie zurück und schlendert von ihm weg bergan. Was braucht der noch im Weg zu stehen!

Der Hannes staunt ihr nach. Als sie schon ein ganz Stück Weges voraus ist, setzt er plötzlich zum Laufen an und holt sie keuchend ein. „Du, sag doch der Mutter ‚Tag‘ im Vorbeigehen.“ Dabei weist er nach einer Holzhütte, die auf der Höhe der nächsten Wegwindung steht und mit dem Dache über die Straße herabschaut.

Die Stina folgt mit den Augen, wohin er weist.

„Nein, ich habe nicht Zeit," sagt sie. Am oberen Straßenrand steht eine Frau, die auf sie niederschaut. Sie hat das graue Haar mit einem roten Tuch, das unterm Kinn verknüpft ist, umbunden. Sie mag lange gewundert haben, wer sich so gemächlich Zeit zu seiner Bergfahrt nimmt. Als die Stina nicht langsamer und nicht schneller zu ihr hinaufwandert, tritt sie auf die Schwelle ihrer braunen Hütte und sieht ihr aus einem furchigen, roten Gesicht mit klaren, grauen Augen entgegen.

„Tag!" sagt die Stina zaghaft. Es ist ihr, als könne sie nicht so leicht vorbei.

„Bist du nicht dem Lußmann seines?" fragt die Frau. Die Stina, schon halb vorüber, wendet sich unwillkürlich: „Ja."

„So komm doch ein wenig herein."

„Dank!" sagt die Stina und bleibt stehen. Sie ist unruhig. Die Müdigkeit übermannt sie. Weil sie müde ist, zucken ihr die Lippen, und die freundlich trockene Art der Frau macht ihr die Augen feucht.

„Wirst wohl nicht in einem Sprung von Ebmeten nach Dariels wollen," sagt diese wieder. Die Stina steht noch immer und sieht in den Boden.

„So komm doch, komm, und trink etwas Milch," drängt dem Hannes seine Mutter.

„Nein!" stößt die Stina mühsam hervor, dreht sich ab und hebt ihr schwerfälliges Ausschreiten wieder an. Aber das entschlossene Weib ist in einem Augenblick hinter ihr. „Was!" zankt sie gutmütig, „jetzt kommst! Du vermagst ja kaum

mehr zu gehen.“ Dabei schlägt sie die harten Finger um der Stina Arm und zieht sie der Hütte zu. Das Mädchen seufzt und sträubt sich nicht stark. Als es durch die Tür in eine enge, saubere Stube tritt, atmet es unwillkürlich auf. Die Luft der Stube ist behaglich warm, draußen zieht der Wind vom Berg nieder und hat Augen und Wangen brennen machen.

„Jetzt setz dich!“ sagt die Simmenin, sie spricht barsch und rauh, aber um ihren festen alten Mund hat sie einen Ausdruck herber Güte sitzen. „Jetzt hol ich dir etwas!“ plaudert sie dann halb für sich, halb zu der Stina und geht aus der Stube. Die Stina sitzt hinter dem einen viereckigen tannenen Tisch auf einer Wandbank. Zu jeder Seite hat sie ein Fenster, durch eines sieht nur der Himmel herein, durch das andre der Bergrücken, in dessen Schutz die Hütte gebaut ist. Mit dem Rücken lehnt die Stina an die gelbgetäfelte Wand. Sie hat die Arme auf den Tisch gelehnt und ist wie im Traum. Sie staunt mit den großen, quellklaren Augen in die Stube hinein. Das Kraushaar steht wirr um das verhärmte schmale Gesicht. Die Lippen zucken noch immer in halbem Weinen. Sie hat so wenig Gutes erfahren, daß sie die geringe Guttat der Simmenin, die sie in die Stube genommen hat, nicht ertragen kann. Unwillkürlich nimmt danach das, was ihr Blick streift, ihre Gedanken gefangen. Was die Frau für ein sauberes Wohnen hat! Der Boden ist mit Sand bestreut, die harten Brettstühle sind weiß gefegt wie der Tisch. Auf einer Kommode, die an der einen Wand steht, liegt eine

gestrickte weiße Decke. Das sieht alles schmuck aus; man sollte es nicht suchen so hoch in den Bergen!

Die Simmenin erscheint plötzlich wieder in der Tür, die nach hinten aus der Stube führt. Sie trägt einen Holznapf mit Milch. Die Blasen stehen noch darauf und ein warmer Dunst steigt aus der Schüssel. Die Frau kommt zum Tisch geschritten. Das Tuch ist ihr in den Nacken geglitten, der spärlich behaarte graue Scheitel ist sichtbar. Sie sieht jetzt älter aus; auch kleiner und schmächtiger erscheint sie der Stina, ihre Kraft liegt nur in ihrem Wesen.

„So, jetzt trink!" sagt sie und setzt den Napf vor das Mädchen. Dann läßt sie sich selber ihm gegenüber nieder und hält den Blick auf sein Gesicht gerichtet, solange es den Napf am Munde hält. Dabei bekommt sie heiße Wangen. Der Stina schmales Gesicht rötet sich leise, während sie trinkt. Die Simmenin staunt sie an wie eine Erscheinung. Sie muß an ein kleines, gemaltes Heiligenbild denken, das sie in ihrem Gebetbuch liegen hat. Der Stina ihr Gesicht erzählt eine ganze Geschichte. Das Mitleid drückt die Simmenin im Herzen. Sie schlägt plötzlich die Hand offen auf den Tisch, als sollte das Mädchen die ihre hineinlegen.

„Jetzt muß ich dich doch fragen; gelt, du bist daheim fortgelaufen?"

„Schon lang," sagt die Stina. Sie setzt eben den Milchnapf ab, den sie ganz geleert hat. Sie ist durstig gewesen. „Ich bin ja schon lang in

Ober-Ebmeten gewesen," gibt sie ruhig weiter Bescheid.

„Das weiß ich," sagt die Simmenin, dabei macht ihr das Weitersprechen Mühe; sie hat im Schirmhaus das Neugierigsein verlernt. Weil ihr aber die Stille, die eintritt, unbehaglich ist, fährt sie fort: „Aber gelt, es hat wieder etwas gegeben und jetzt willst du ganz fort?"

Die Stina sieht dann auf ihre Finger nieder und schweigt.

„Hat er dir am Ende in dem Nest, dem Ober-Ebmeten, auch keine Ruhe gelassen, der — dein Vater?" fragt die Simmenin. Es ist aus ihrem Ton zu merken, daß sie den Lußmann kennt und ihn nicht mag.

„Nein — nein — ich bin sonst fort," sucht die Stina die Worte zusammen. Dann wird es wieder ganz still. Die Simmenin meint mit weiteren Fragen aufdringlich zu sein. Endlich rafft sich die Stina zu den Worten auf: „Jetzt muß ich weiter."

„Was? Dummheiten, bleib doch zum Mittagessen," sagt die Frau. Die Einladung ist kurz. Aber statt weiterer Rede tritt sie neben die Stina, tut, als ob sie zum Fenster hinaussähe, tut es vielleicht wirklich, aber mit der Rechten fährt sie dem Mädchen über die Stirn und streicht ihm die wirren Haare hinaus. Weiß Gott, was ihr einfällt. Sie denkt selber kaum daran, was sie tut; Weiber, wie sie, haben keine Zärtlichkeit zu verspenden. Der Stina aber wird es unter ihrer Hand sonderbar zumute. Dann sprengt ihr plötzlich ein Schluchzen

die Zähne. Es bricht so jäh heraus, daß sie nicht helfen kann, und dann weint sie weiter, sucht mit unbeholfenen Händen die Tränen zu halten und kann nicht, und legt endlich die Stirne auf den harten Tisch; das Weinen erschüttert ihren Körper.

„Was ist auch?“ fragt die Simmenin und legt noch einmal die Finger auf die Hand der Stina wie zur Mahnung, daß sie sich fasse. Dann sagt sie wieder: „Was hast auch, Mädchen?“

Sie muß die Frage noch oftmals tun, bis die Stina aufblickt. Dann ist das Gesicht, das diese ihr zukehrt, von einem herzbrechenden Leid lebendig. „Ich kann es ja nicht sagen. Wisset Ihr, ich bin — nur — so — so — arm,“ stammelt sie. Die Worte sind vor Schluchzen undeutlich. Da geht die Simmenin zu ihrer Kommode, zieht eine Schublade heraus und kramt darin. Als sie zurückkommt, sagt sie: „Da bet ein wenig, vielleicht wird dir dann leichter.“ Damit legt sie das Gebetbuch mit dem Heiligenbildchen vor die Stina hin. „Und fort gehst jetzt nicht,“ fügt sie dann hinzu. Sie geht noch ein paarmal in der Stube hin und her, das und jenes ordnend, dann tritt sie durch die Hintertür hinaus. Das Mädchen kann nachher ihren Schritt auf der Diele hören.

Als die Simmenin das einfache Gedeck auf den nackten Tisch zu legen kommt, sitzt die Stina gehorsam noch an ihrem Platz. Sie hat das Gebetbuch offen vor sich und ist ruhig; aber es ist ihr, als sei sie festgewachsen. Wenn sie daran denkt, daß sie bald — gleich, fort muß, zittert sie am ganzen Leibe. Ihr graust vor der freien Luft, als

wäre eisiger Winter. Die Simmenin trägt eine Schüssel gelben, dampfenden Mais auf und stellt ein Gemüse daneben. „Du würdest auch nicht meinen, daß solches noch hier oben wächst," sagt sie, auf das Grünzeug deutend. Der warme Mais macht die Stina hungrig, sie vergißt wieder, was vor ihr und hinter ihr liegt, und sitzt fast zufrieden auf ihrem Stuhl. Währenddessen kommt der Hannes hereingestampft. Sie hat gehört, wie er draußen sein Werkzeug an die Hütte gelehnt hat. Nun kommt er verlegen in die Stube gestiegen, den Hut in den Händen; den Rock, den er sonst nie trägt, hat er angelegt.

„Tag!" sagt er und setzt sich an den Tisch, der Stina gegenüber. Seine Mutter hat schon Platz genommen. Dann hebt eine friedliche Mahlzeit an. Zwischen der Frau und ihrem Buben gehen ein paar Worte hin und wider, die auf ihren Alltag Bezug haben. Zu der Stina wissen sie wenig zu sagen. Nur zuweilen muntert die Simmenin sie zum Essen auf, und jedesmal ruht ihr Blick lange auf des Mädchens Gesicht, als täte es ihr leid, ihn hinwegzunehmen. Der linkische Hannes hat einen roten Kopf. Er steht bald auf und setzt sich an den kalten Ofen, dem entlang eine Bank läuft. Dort zündet er sich seine Pfeife an. Von dort sagt er auch plötzlich: „Du könntest wohl dableiben, Stina."

Die Stina hat langsam gegessen und dazwischen hineingestaunt. Was ihr doch widerfährt!

Draußen ist der Föhn stärker geworden. Zuweilen geht seine Stimme wie langgezogener Horn-

ruf um die Hütte. Die Stube ist doppelt traulich seither.

„Was willst so allein fort," nimmt die Simmenin ihres Buben Worte auf.

Die Stina erschrickt. „Dank — aber — es ist ja hier nichts zu tun," sagt sie mit unsicherer Stimme.

„Was — nichts zu tun?" sagt eifrig des Hannes Mutter, „es wundert mich, daß noch keiner an die Tür geklopft hat. Da geht es sonst aus und ein wie in einem Taubenschlage. Bleib ein paar Tage hier, dann sagst nicht mehr, daß nichts zu tun sei."

Die Unterhaltung wird darauf eifriger. Der Hannes selber taut auf. Er und seine Mutter kommen auf ihr Leben zu reden: Wie sie da an der Straße sitzen, wo viel Volk von und gen Welschland gezogen kommt! Wie mancher, der müd oder hungrig oder durstig geworden ist, anklopft im „Schirmhaus"! „Als ob der Bretterverschlag ein fürnehmes Gasthaus wäre," lacht lustig die Wegknechtin. Später erzählt sie, wie es im Winter zugeht, wie da erst recht mancher froh ist um einen Unterschlupf in der Hütte. Ihr Gesicht wird ernster, fast düster dabei. Sie kommt auf die Gefahren zu reden, die der Bub als Wegknecht zu bestehen hat und wie der Vater sie hat bestehen müssen, bis sie seiner Herr geworden sind! „Sag nicht, daß nichts zu tun ist, Mädchen," spricht sie zuletzt ganz leise. Es zuckt etwas in ihrem harten Gesicht, als wäre auch sie manchmal das Leben hart angekommen.

Des Erzählens und des Redens ist so lange

kein Ende, daß der Hannes zwei Stunden zu spät zur Arbeit zurückgeht. Als er hinweg ist, geschieht es irgendwie, daß die Stina der Simmenin bei den Hausgeschäften zur Hand geht. Und am Abend und zur Nacht ist sie noch in der Wegknechthütte.

*

Die Stina ist nicht über die Simmen-Hütte hinausgekommen. Die Arbeit hat sie festgehalten. Es ist, wie die Simmenin gesagt hat: Die Hütte ist ein Taubenschlag. Viel Volk zieht vorüber; und um einen Rat, einen Trunk oder einen Bissen klopft mancher an. Zur Nacht liegen manchmal ganze Karawanen im Gaden, der oberhalb der Hütte steht. Einer oder der andre sitzt wohl auch abends mit in der Stube, wenn der Hannes, die Mutter und die Stina Feierabend halten. An solchen Abenden lernt die Stina, daß es auf Erden einen Frieden gibt. Der Hannes und seine Mutter hausen gut zusammen. Kein Unwort geht zwischen ihnen, wenn sie auch nicht viel Wesens aus einander machen. Die Stina, wenn sie zwischen ihnen sitzt, merkt, wie ihre Blicke manchmal auf ihr selber haften. Auch die Fremden sehen sie mehr un, als ihr lieb ist.

Als die Zeit so geht, hat die Simmenin von manchem Bergfahrer die Frage zu hören: Ob das die Tochter sei, die wetterschöne, die mit dem Muttergottesgesicht? Und als sie weitergeht, die Zeit, und die Stina unmerklich an der Arbeit gesundet und in die Arbeit hineinwächst, so daß sie freudig und für zwei schafft, da zieht mancher von der Hütte weg talwärts oder bergzu und sieht sich

um und wieder um, nach einem Gesicht, das ihm das Herz gerührt hat. Die Stina, das Muttergöttesli, ist für die Fahrer besser als ein gemaltes Bild, vor dem sie das Kreuz schlagen würden! Denen, die sie müd in die Hütte nimmt, oder die, die sie im grimmen Winter aus Schnee und Sturm holt, denen ist, als wäre ihnen die Heilandsmutter selbst erschienen!

Der Hannes ist auch nicht blind. Er sieht so gut wie die andern sehen. Aber er ist scheu und unbeholfen, hat immer an der Ehrfurcht noch genug, und daß er die Stina im Hause haben und anschauen darf, hält ihm das Herz warm. Es wird freilich kommen, daß er sich den Mut nimmt und von der Stina mehr haben will. Das Mädchen selber, das sonderbar weitsichtig geworden ist, weiß es: Es wird kommen! Und sie ist auch ganz bereit, ihm Antwort zu geben, wenn er sie wieder fragt, wie er sie einmal in der Lußmann-Hütte gefragt hat. Sie wird nur eines von ihm verlangen: daß der Pfarrer in Dariels drüben im Welschen sie zusammengeben muß. Nach Ebmeten zurück will sie nicht mehr gehen. Von dort hört sie, daß der Lußmann, der Vater, es schlimmer und schlimmer mit Trinken treibt. „So wird er's nicht lang mehr machen," hat sie sagen hören. Der Muheim-Walter — auch von dem kommt Kunde herauf —, den rühmen die Leute. Ein so braver Mann sei er, ein so guter Ehemann und so glücklich, ganz kindisch könne er sein mit den eignen Kindern. An den Tagen, an denen die Stina den Namen hört, ist sie unruhig. Da sucht sie zuweilen an hellen

Abenden einen einsamen Sitz an einem der hohen Hänge. Dort auf einem Fels oder im Gras kann sie hocken, die Arme um die Knie geschlungen. Unverrückt hängt ihr Blick in der Tiefe, wo im Talkessel blaue Schatten schweben. Sie merkt, daß noch etwas krank ist in ihr. Es tut ihr etwas weh, sie späht talzu und wartet und meint, daß ihr einer käme, und weiß doch, daß der, der kommen soll, nie kommt. Die Lippen zucken ihr und der Gram drückt ihr die Wangen schmal. Alleweil aber löst sich zuletzt ihr Blick von dem blauen Düster im Grund und gleitet bergzu. Da ist der weite Himmel. Der ist hell und rein und unendlich groß. Und die Berge stehen rings; auf ihren Spitzen liegt ein wundersames Goldlicht. Das ist heilig! Das leuchtet, tiefer, immer tiefer, goldig, rotgoldig, jetzt rot und purpurn jetzt. Die Stina muß aufstehen, wenn sie das goldene Leuchten sieht. Die Brust wird ihr freier, sie richtet sich auf und beginnt, bergnieder der Hütte zuzusteigen. Mit jedem Schritt wird sie ruhiger, sie legt die Hände lässig ineinander und atmet langsam und tief. Manchmal bleibt sie stehen, wendet die Stirn dem Lichtschein zu, von dem es ist, als sende er einen kühlen Hauch herab. Der Hauch rührt ihr die Stirn, und die Stina horcht in sich hinein, wo es klar und still wird wie auf den hohen Bergen, immer klarer und immer stiller. Und käme nun einer, der sie fragte: „Tut dir die Armut nicht weh, du?“ — so würde ihn die blonde Stina, die in flickigen armen Röcken wie ehedem geht, mit den hellen Augen aus ihrem lieben, frommen Gesicht anleuchten und sagen: „Die

Armut allein tut nicht weh." Wüßte der aber weiter zu forschen: „Fehlt dir denn nicht etwas in der Bergtotenstille, mußt nicht in dein junges Leben hinein ein bißchen heiße Liebe haben wie andres Volk auch?" Da möchte die Stina mit der Antwort nicht säumen: „Fremder, in der Bergtotenstille ist ein großer, großer Friede!"

Bücher von Liesbet Dill

Neuestes Werk: **Unverbrannte Briefe.** Roman. 4. Auflage. Geh. M 3.50, geb. M 4.50

„Das Seelengemälde, das Liesbet Dill in diesem Buche mit feinen, sicheren Strichen malt, erhebt sich in seiner Eigenart weit über Schablonenwerke. Zunächst in der meisterlichen Form. Ja, wohl der hauptsächlichste Reiz dieser äußerlich so stillen Erzählung liegt in dem Eindruck, daß man wirklich mit immer wachsendem Interesse den Briefen einer geistig starken Frau folgt und zwischen den Zeilen das Herzensschicksal herauslesen muß, das sich hier langsam enthüllt."

Berliner Lokal-Anzeiger.

Von Liesbet Dill sind früher in unserm Verlag erschienen:

Oberleutnant Grote. Roman. 3. Auflage.
Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Suse. Novelle. 2. Auflage.
Geheftet M 2.—, gebunden M 3.—

Das gelbe Haus. Roman. 2. Auflage.
Geheftet M 3.50, gebunden M 4.50

Lo's Ehe. Roman. 6. Auflage.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Die kleine Stadt. Roman. 5. Auflage.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Eine von zu vielen. Roman. 5. Auflage.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

„Eine gewandte Erzählerin von anerkanntem Ruf, besitzt Liesbet Dill die Gabe, die Einzelheiten der Dinge und die Besonderheiten der Menschen zu sehen und ihre kleinsten Wesensäußerungen wie in einem hundertfach geschliffenen Facettenspiegel aufzufangen. In ihrer minutiösen Kleinmalerei erinnert sie an Kohlenegg und Enking, besonders dem letzteren ist sie durch ihren satirisch gefärbten Humor verwandt."

Berliner Tageblatt.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Bücher von Wilhelm Meyer-Förster

Derby. Sportroman. 5. Auflage.
Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Karl Heinrich. Erzählung.
Illustriert von Adolf Wald. 25.—27. Tausend.
Einzige Erzählungsform des Schauspiels „Alt-Heidelberg".
Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Heidenstamm. Roman. 13. Auflage.
Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Süderssen. Roman. 5. Auflage.
Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Lena S. Roman. 8. Tausend.
Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Die Fahrt um die Erde. Roman.
Illustrierte Ausgabe mit 25 Bildern von Adolf Wald.
8. Tausend. Geheftet M 2.—, gebunden M 3.—

Alltagsleute. Roman. 3. Auflage.
Geheftet M. 3.50, gebunden M 4.50

Wilhelm Meyer-Förster, der mit seinem berühmten Schauspiel „Alt-Heidelberg" einen der größten Bühnenerfolge errang, zeigt sich in seinen Romanen als ein liebenswürdig flotter Erzähler und glücklicher Humorist, der ein offenes Auge für die kleinen und großen Torheiten der Menschen hat. Insbesondere ist er mit dem wirklichen Denken und Fühlen des Sports aufs innigste verwachsen, er beherrscht souverän alle Einzelheiten der verzweigten Fragen und zieht seine fachmännischen Kenntnisse auf diesem Gebiete gern heran, wenn ihn die Lust am Fabulieren überkommt. So gewähren seine Schilderungen sportlicher Ereignisse stets ein klares, stimmungs- und wirkungsvolles Gesamtbild.

Sammlung zeitgenössischer Denkwürdigkeiten

Fürst Hohenlohe, Denkwürdigkeiten. Im Auftrag des Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst herausgegeben von Friedrich Curtius. 2 Bände.
Geheftet M 20.—, 2 Halblederbände M 24.—

Bertha von Suttner, Memoiren. Mit drei Bildnissen der Verfasserin.
Geheftet M 10.—, gebunden M 12.—

Freiherr v. Loë, Generalfeldmarschall, Erinnerungen aus meinem Berufsleben. 2. Auflage.
Geheftet M 5.—, gebunden M 6.—

Franz von Lenbach. Von W. Wyl. Gespräche und Erinnerungen. Mit fünf Bildnissen und einem Brieffaksimile. 4. Tausend. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Die Aera Manteuffel. Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen. Von Alberta von Puttkamer unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. Max von Puttkamer. Geheftet M 5.—, geb. M 6.—

Rob. v. Mohl, Lebenserinnerungen 1799—1875. 2 Bände. Geheftet M 10.—, gebunden M 12.—

Albrecht von Stosch, General und Admiral, Denkwürdigkeiten. Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von Ulrich von Stosch. 3. Auflage.
Geheftet M 6.—, gebunden M 7.—

Theodor Gomperz, Essays und Erinnerungen.
Geheftet M 7.—, gebunden M 8.—

ttgart

igkeiten

. Im Auftrag
Schillingsfürst
s. 2 Bände.
ände M 24.—

Mit drei Bild-

nden M 12.—

Erinnerungen
e.
unden M 6.—

Gespräche und
einem Brief-
bunden M 4.—

hnungen aus
Puttkamer
a. D. Max
, geb. M 6.—

1799—1875.
nden M 12.—

dmiral, Denk-
tter. Heraus-
uflage.
unden M 7.—

rinnerungen.
unden M 8.—

VOLUME

7

Ernst Zahn's Gesammelte Werke

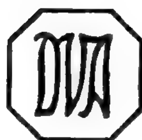
Deutsche Verlags Anstalt Stuttgart

Ernst Zahns Gesammelte Werke

Erste Serie

Siebenter Band

Die Clari-Marie

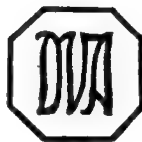


Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Die Clari-Marie

Roman von

Ernst Zahn



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Den Verschlossenen!

Auf Erden haust ein seltsames Geschlecht,
Geht einsam durch die Welt mit stillen Schritten,
Weiß nicht ins Leben sich zu finden recht,
Versteht es wohl und steht doch fremd inmitten.

Die dieses Volks, wenn weit ihr Busen schwillt
Und wenn die Liebe drängt in ihren Seelen
Und wenn der Born der Freude ihnen quillt,
Sie suchen herben Mundes es zu hehlen.

Ihr Leben ist wie eine tiefe Scham,
Daß da das Glück zu prahlen mag begehren,
Daß dort der Schmerz der Würde sich benahm
Und vor der Welt zur Schau trägt seine Zähren.

Und ihrer eine ist das Weib, von dem
Dies Buch erzählt — so sei es denen eigen,
Die weder Mantel schmückt noch Diadem,
Und die doch königliche Würde zeigen.

Den Einsamen sei dieses Buch geweiht,
Die unsichtbar die schwere Krone tragen:
Zu lieben je und je zu tragen Leid
Und nie davon zu sagen!

Erstes Kapitel

Zwei rote Lichter tanzten am Berg, das eine aufwärts, abwärts das andre; über kurzem mußten sie sich treffen.

Jenseits über dem Aren dämmerte ein andrer Schein herauf, dort war der Himmel grauweiß; eine silberige Linie säumte das Gebirge; es begann zu tagen. Im Isengrund war noch alles Schatten und Nacht. Die Sterne standen über dem Tal, sparsam, vereinzelt. Im blauschwarzen Himmelsgrund blitzte es manchmal noch auf, als versinke etwas im Dunkel; das waren die Sterne, die erloschen.

Die Lehnen lagen verhüllt, Tannen und Fels und Matte, Hütten und Gaden, alles gleich verloren in Finsternis. Nur die zwei Lichter lebten darin; langsam stieg das eine, langsam sank ihm das andre entgegen.

„Wer kommt dort den Weg herab?“ fragte der Fremde, der, mit Pickel und Seil ausgerüstet, auf dem Weg nach dem Rothorn war und dem Jakob Jacki, der Führer, mit der Laterne voraufstieg.

Der andre zuckte die Achseln. „Vielleicht der Scharfegghüttler,“ murrte er leichthin. Dann fiel ihm die Höflichkeit ein, die nicht zu seinen Alltagsgewohnheiten gehörte, und er erläuterte: „Er wohnt da oben am höchsten am Berg, der Scharfegghüttler.“

Sie stiegen weiter. Der rote Laternenschein lief ihnen voran; blitzartig sprang mit jeder Aufwärtsbewegung ein neues Stück Weg ins Licht, zertretenes, graubraunes Erdreich, glatter Fels, Geröll und armseliger Graswust. Der Stein kreischte zuweilen unter den schweren Bergschuhen der Ansteigenden, hier und da brach ein kurzes Klingklang dazwischen, wenn die Spitze des Eispickels auf Felsen traf. Friedrich Kirchhofer, der Städter, schritt groß aus mit wiegendem Gang, als wie mit geschmierten Gelenken. Jacki, der Führer, tappte schwerfällig vor ihm her; es war, als arbeitete er zäh, fast verdrossen Stück um Stück des Bodens unter sich. Sein Gesicht blieb hell dabei. Er sah nach Osten hinüber. „Die Laterne brauchen wir bald nicht mehr," sagte er.

Der Herr blickte wieder über den Weg hinan. „Ihr, Jacki, ein Weibervolk ist's, was da kommt," sagte er lachend.

Des Führers Blick folgte dem seinen. In dem knochigen, an Wangen und Kinn zur Not rasierten Gesicht wurden die Züge starr, die Augenbrauen rückten zusammen, bis sie wie zwei scharfe Ecken standen, daraus brach spähend der Blick der hellen blauen Augen.

Das Schwarz der Lehne hellte sich allmählich zu dämmerndem Grau. Ein Stück Weges oberhalb der Stelle, wo die Männer schritten, wurden die Umrisse einer weiblichen Gestalt sichtbar; neben ihr schwebte das zweite Laternenlicht einher. Jacki, der Führer, stand still. Er wandte den grauen, festen Kopf nach dem Herrn zurück. „Die Clari-

Marie, die Hebamme," sagte er und fügte wie nach kurzem Besinnen hinzu: „Richtig, bei dem Scharfegghüttler seiner Frau wird sie gewesen sein!" Bei den letzten Worten hatte seine Stimme hellere Färbung. Das „Clari-Marie" hatte dunkel und leiser, fast scheu geklungen. Wieder stiegen sie darauf weiter.

„Tag, Jacki!"

„Tag, Clari-Marie!"

Die Stimmen des Führers und des Weibes mischten sich ineinander, als sie aufeinander trafen. Der Weg war schmal, zwei Grundstücke abgrenzende Lattenzäune engten ihn an der Stelle, die Clari-Marie warf den Arm über den einen und stellte sich mit dem Rücken an ihn, die Männer vorbeizulassen. Der Führer blieb stehen; er hatte mit der schweren Hand am Filz gerückt, als er gegrüßt hatte, eine sonderbare Art zwischen Gleich und Gleich. „Ist die Hüttlerin ins Bett gekommen?" fragte er. Der Städter stand dicht unter ihm und sah nach der Frau. Sie trug ein schwarzes, sauberes Gewand und hatte ein farbiges Tuch kreuzweise über die starke Brust geschlungen. Sie war mittelgroß, schwer, ihre Arme füllten die Aermel ihres Kleides so, daß diese sich in Falten spannten, und sie hatte ein gelbliches, volles Gesicht; Säcke hingen ihr unter den Augen, ihre Stirn war nicht hoch, strebte aber gerade, fast eckig zum dünnen schwarzbraunen Haar auf. Um dieses Haar hatte sie ein farbiges Schnupftuch mit nach hinten hängendem Zipfel gebunden, das unterm Kinn verknüpft war. Auf des Führers Frage nickte sie zustimmend; in ihrer Haltung aber

lag Ungeduld, als gäben ihr die Männer den Weg nicht rasch genug frei. Jakob Jacki tat einen Schritt bergan, aber er schien zum Plaudern aufgelegt und bemüht, der andern freundliche Worte zu geben. „Der Hüttler ist auf Strahlen aus," sagte er, „du —" da stockte er und ließ die blauen Augen die Freundlichkeit sagen, die ihm in Worten nicht einfiel.

„Das Buckeli hat mich gerufen," sagte die Clari-Marie. Dann fügte sie, während sie sich abwendete und an dem Städter vorübertretend den Abstieg wieder aufnahm, trocken und kurz hinzu: „Ja, es ist eine ganz schwere Nacht gewesen."

„Guten Tag." grüßte Kirchhofer, als sie, mit dem Arm fast den seinen streifend, vorüberging.

„Ja," gab sie zurück. Es klang kurz hervorgestoßen, und es lag schon ein Stück Weges zwischen ihnen, als sie es sagte; der Städter wußte nachher kaum, ob sie ihn gegrüßt hatte oder nicht.

Die beiden Männer begannen wieder ihr gleichmäßiges, stetes Berganſteigen. „Was ist das für eine?" fragte Kirchhofer der Clari-Marie nach, „eine Kurze scheint sie."

„Ja, das ist schon eine," gab der Führer mit seltsamer Betonung Bescheid. Im Weitersteigen stieß er in Absätzen und langen Zwischenpausen eine Auskunft nach der andern heraus, während der Städter schweigend hinter ihm schritt. „Die weiß mehr als eure Doktoren im Tal, Herr!" — „Ein Doktor ist im Isengrund noch keiner gesehen worden." — „Ja, eine Gute ist sie schon, die Clari-Marie!" — „Schreinern kann sie auch." Hier wandte Jacki den

Kopf und lachte. „Schreinern! Habt Ihr auch schon ein Weibervolk mit Hobel und Stemmeisen hantieren sehen?"

Kirchhofer strich sich den langen braunen Bart und lachte mit.

„Seit der Truttmann, ihr Mann, tot ist, schreinert sie weiter mit dem Töni, dem Gesellen, zusammen," berichtete, wieder weitertappend, der Führer. Seine Gedanken kamen lange nicht von der Clari-Marie los. Oft stiegen sie lange wortlos fürbaß, dann brach er plötzlich wieder mit einer Bemerkung dazwischen, die auf die Truttmannin Bezug hatte. „Ja, ja, ein Doktor kommt nicht nach dem Isengrund," wiederholte er, als sie schon hoch über dem Tale standen, wo der Weg auf Firn übertrat und sie sich ans Seil banden.

„Ich bin aber ein halber," gab Kirchhofer zurück, „ein Apotheker bin ich."

Darob mußte Jacki lachen. „Und seid doch hergekommen, meint Ihr," sagte er. Sein Blick hing dabei mit treuherziger Neugier an dem schönen Manne. „Es nutzt auch nicht viel, das Pillen- und Salbenzeug, das Ihr verkauft," meinte er trocken.

Kirchhofer lachte wieder und herzlicher. Dann hoben sie die Firnwanderung an. Es war jetzt ganz hell. Wie ein zartes, knisterndes Goldgewebe lag der Schein der aufsteigenden Sonne über dem verschneiten Rothorngipfel. Der Himmel war blau, er quoll zu beiden Seiten des leuchtenden Berges hervor. Der Gletscher, der wie ein fahler Mantel um des Berges Schultern geschlagen war, lag noch

im Schatten. Er war kalt, tot. Zwei schwarze Punkte auf bleichem Feld zogen der Führer und der Herr über ihn hin.

*

Die Laterne der Clari-Marie stand daheim zwischen den Gitterstäben des kleinen Fensters, das neben der dunkelgrünen Haustür mit dem Messingknopf wie zur Wacht auf den Rothornweg schaute, wenig oberhalb der Stelle, wo dieser in die Dorfstraße mündete. Dort stand sie seit Stunden wieder, stand dort, bis wieder einer des Nachts mit der Faust an die Tür schlug: „Clari-Marie, komm, hilf!" In die Ecke, die die zwei Wege bildeten, war das Haus der Truttmannin hineingebaut. Das Haus und die Werkstatt! Eigentlich war das alles nicht ihr allein eigen; es gehörte den vier Schwestern, den Zieglermädchen, von denen die Truttmannin eine war; auch die früheren Eigner wohnten mit darinnen; der Chrysostomus Ziegler, der Vater, und sein Weib; diese beiden aber waren nur noch Menschenreste, armselige Reste, die im Sommer an die Sonne und im Winter an den Ofen gesetzt werden mußten, damit das bißchen warme Leben im hundertjährigen Körper nicht erstarrte. Das Haus war klein und sauber, eines der besten im Dorfe, seine vier Mauern trugen grauen Besenwurf, zu dem die grünen kleinen Fensterladen der zwei Stockwerke wohl standen. Das Ziegeldach saß tief auf dem Unterbau, das ganze Haus, da es tiefer stand als der Rothornweg, hatte etwas sonderlich Bescheidenes, gleich einem Menschen, der sich gern in der Menge der übrigen versteckt und halb scheu, halb schalkhaft aus ihr hervorpiept.

Wie das Haus waren die Ziegler selber, sie liebten es nicht, vorn zu sein, waren ihrer Lebtag stille Leute gewesen. Von einer der hohen Berglehnen herab gesehen, fiel das Zieglerhaus unter den andern Hütten dennoch auf, just weil es harte Bedachung trug, während seine nächsten Nachbarn, die von Alter und Stürmen braun gewordenen Hütten des Altdorfes, noch alle mit Schindeln gedeckt waren. Als es vor ein paar Jahren das neue Dach bekommen sollte, war für die Truttmannin einer der seltenen Anlässe zum Lachen gewesen. „Ein neues Dach muß das Haus haben?" sagte sie. „So müssen Ziegel darauf, natürlich; Ziegler müssen unter Ziegeln wohnen!" —

Der Tag war auf. Am Rothorn brannte das Frühgold. Die Clari-Marie war geraume Zeit von ihrem Gang nach der Scharfegghütte zurück. Sie kam aus ihrer im oberen Stock gelegenen Kammer, bleich wie vorher, aber frisch; in den Augenwinkeln und an den Schläfen standen noch Tropfen des kalten Wassers, in das sie den Kopf gesteckt hatte, und das schwarzbraune, straff am Kopf zurückgenommene Haar war feucht. Sie ging in demselben schwarzen, sauberen Gewand, nur die Tücher hatte sie abgelegt. Durch die niedere Tür, dem Hauseingang querüber, trat sie in die Wohnstube; die sah mit vier kleinen Frontfenstern nach Osten, wo in einiger Entfernung die Kirche von Isengrund am Taleingang stand, scharf hingezeichnet wider die blaue Luftlinie, als hörte hinter ihr die Welt auf und ginge der Himmel an. Ein Seitenfenster gab der Stube Ausblick auf den Nebenbau,

die Werkstatt. Der Wohnraum selbst war sauber und traulich; den langen, der Frontfensterflucht entlang stehenden Tisch deckte ein braunes Wachstuch. Auf der Fensterseite liefen Bänke an ihm hin, diesseits standen schlichte, dunkelgebeizte Stühle. Ein abgenutzter Nähstock war an das Seitenfenster gerückt; in der Ecke zur Linken der Tür stand ein breiter tannener Schrank, ihm war Nachbar, breitspurig die ganze Ecke füllend, der Ofen aus grauem Granit. Die Clari-Marie trat zum Tisch, rückte ein paar Tassen zurecht, die dort, wie just hereingetragen, in einem Haufen standen und lagen, und wandte sich dann nach einer Nebenkammer. Indessen kam die Cille aus der Küche, die zweitjüngste der Zieglermädchen, und trug das Morgenbrot auf. Die Cille, die groß und hager war und fast gebückt gehen mußte, damit sie mit dem in schweren Zöpfen den Kopf umspannenden schwarzen Haar nicht die niedere Diele streifte, trat an die Nebenkammertür, sprach ein Wort hinein: „Essen,“ tat dann das Seitenfenster auf und rief mit einer herben, spröden Stimme dasselbe Wort: „Essen“ nach der Werkstatt hinüber. Daraufhin und während die Cille noch hantierend hin und wieder ging, füllte sich die Stube mit denen, die zu den Mahlzeiten an den Tisch gehörten. Der Chrysostomus Ziegler, der Alte, kam zuerst herein, er kam am Arm der Clari-Marie, in dicke Schafwollkleider gewandet, obwohl es Sommer war; an den Füßen hatte er Filzschuhe, so mächtig, daß der kleine, gebrechliche Mensch darinnen fast unterging, auf dem Kopf trug er eine Pelzkappe tief in die Stirn gedrückt, in der sich, wie mit sicheren Stichen

genäht, Falte an Falte reihte. So von unzähligen Falten durchzogen war das ganze kinderhaft schmale, bartlose Gesicht, den Wirrwarr von Runzeln unterbrachen nur die Augen, die als zwei trübe, rotumrandete Punkte tief in den Höhlen standen. Ihr Blick war spähend, mühsam, der Hundertjährige reckte den Hals vor, als er mühselig an den Tisch schlich. „Sind die andern noch nicht da?“ fragte er in langsamem und doch verdrießlich keifendem Tone.

Die Clari-Marie gab keine Antwort. Sie ließ ihn in die Bank treten, und als er sich selber weiterhelfen konnte, wandte sie sich und ging in die Kammer zurück. Indessen schallten schlürfende Männertritte im Flur, dann trat ein graubärtiger, nach vorn gebückt gehender Bauer in die Stube, der die Weste offen und die Hemdärmel bis zu den Ellbogen der dunkeln, knochigen Arme aufgekrempelt trug und dem der Holzstaub an den Kleidern hing, der Töni, der Schreiner. Er und ein bleicher Bub, der hinter ihm ging, setzten sich an den Tisch; auch die Cille nahm Platz. Aus der Nebenstube kam die Clari-Marie mit einer Last auf den Armen gegangen. Es sah sich an wie ein Bündel Kleider. Aber der Clari-Marie an der Brust lag ein eisgrauer, kleiner Kopf. Diese trat an die Bank, ließ das Häuflein Menschenleib, das sie trug, nieder und rückte es dem Alten nahe, dem die Cille Milch und Brot rüstete. Das war die Ziegler-Anni, des Alten Weib, der noch zwei Jahre an dem vollen Hundert fehlten, und die doch gebrechlicher war als der, mit dem zusammen der Herrgott sie hatte überzeitig werden lassen. „Jere-ja,“ seufzte das greise Weib auf; es

klang fast wie ein Schluchzen. So mit Seufzen hob sie jeden neuen Tag an, und mit ihrem weinerlichen, halb kindischen „Jere-ja—jere-ja“ fuhr sie immer wieder dazwischen, während die andern über dem Morgenbrot von dem und jenem hin und her redeten. Die Clari-Marie saß am unteren Tischende; bei ihr liefen die Fäden des Gesprächs zusammen; irgendwie geschah es und unbewußt, daß jedes ihr etwas zu sagen oder sie etwas zu fragen hatte. Mit der Cille sprach sie von einem Bauer, der am frühen Morgen dagewesen, von einer Frau, die kommen wollte. „Das und das tust nachher,“ wies sie den Töni, den Gesellen, an. Dazwischenhinein fand sie Zeit, den Vater zu tadeln, der nicht hungrig schien: „Esset das Brot, Vater, seid nicht so wählerisch,“ und die Mutter zu schelten, die wieder ihr „Ja-jere-ja“ sang: „Jammert jetzt nicht immer; Ihr macht dem Herrgott seine Welt nicht anders.“

Einmal wandte sie sich zu dem Buben: „Heute muß die Streu ein, du, gleich nachher kannst gehen, so bist am Abend rechtzeitig zurück.“

Jaun Ziegler, der Bub, bog den Kopf mit dem langen, steckigen, schwarzen Haar tiefer über die Tasse und murrte halb scheu, halb verdrossen ein Ja. Die Cille sah auf und nach der Schwester hin; sie tat den schmallippigen herben Mund auf, als wollte sie reden, aber die Clari-Marie streifte mit einem flüchtigen Blick ihr hageres Gesicht und sagte: „Er wird wohl gehen können, der Bub; vom Stubenhocken wird er nicht stärker.“

Da flogen dem Jaun zwei kleine rote Flecken

auf die kalkweißen Wangen; er hob das unschöne Gesicht und sagte heftig und gekränkt: „Natürlich kann ich."

Die lange Cille aber beendete ihr Frühstück und stand auf, und obwohl sie gerade und aufrecht hinausging, war es, als trüge sie eine Last auf dem Rücken. Auch die Clari-Marie war bald satt; sie rückte die Tassen an den Tisch und sprach mit dem Töni von Geschäften. Indessen kamen die Alten mit der Mahlzeit zu Ende; dann verließen der Knecht und der Bub die Stube. Die Clari-Marie hob die Mutter von der Bank und trug sie zum kalten Ofen hinüber; dort hatten die Alten ihren Platz. Ihr nach hinkte auch der Ziegler, vom Tisch zur Wand, von dieser zum Ofen. Er kletterte neben sein Weib, schnaufte mühsam; nach einer Weile grub er in der Tasche seiner rauhen Hose nach der Pfeife, holte sie heraus, stopfte und brannte sie an. Es war eine lange und langwierige Arbeit. „Jere-ja," ächzte sein Weib dicht neben ihm.

Zweites Kapitel

Die Clari-Marie war zum zweitenmal aus der Scharfegghütte zurück. Sie hatte nach der Wöchnerin gesehen, der sie in der Nacht beigestanden. Nun ging es an den Abend. Das Rothorn brannte im Feuer, das ihm den Namen gegeben, und der Widerschein der Spätglut, die es umlohte, zündete durch die staubigen Fenster der Werkstatt, in der kurze Zeit der Truttmann, der Schreiner, Meister gewesen

war. Der Töni stand an der Hobelbank und arbeitete an einem eingespannten Holzstück, daß ihm der dünne graue Bocksbart zitterte und eine feuchte Röte sein Gesicht färbte. Die Clari-Marie nahm gehobelte Bretter aus einer Ecke und maß. Dann griff sie nach der Säge und ging an die Arbeit; schwer hielt die feste, feiste Hand das Brett niedergedrückt, und in schwerem, langsamem Hin und Her wiegte der Körper, als sie die Bretter schnitt.

„Ich habe es gleich gewußt," sprach sie zwischenhinein und nach dem Töni hinüber, „so spät wie die Wipflin hat eine nicht gut Kinder haben."

„Bringst sie durch, Frau?" fragte der Töni.

„Sie wohl!" gab sie kurz zurück.

Dann arbeiteten sie eine Weile schweigend. Ein paarmal klang das Geräusch von Schritten durch die halboffene Werkstattür herein, wenn jemand über den Rothornweg hinauf- oder hinunterstieg. Die beiden Arbeitenden achteten nicht darauf, der Lärm ihrer Werkzeuge übertönte ihnen auch das Nahen eines Knaben, der eine ganze Weile in der Tür stand, bis die Clari-Marie zufällig auf und nach ihm hinsah.

„Bist schon lang da?" fragte sie.

Der Bub sah sie scheu an, dann sagte er eine scharf eingelernte Rede her, der er gern ledig wurde: „Der Vater ist krank; so arg Stechen hat er in der Brust! Ob Ihr ihm nichts wüßtet?"

„So — Stechen?" sagte die Clari-Marie. Sie stand aufrecht, die Säge im halbdurchsägten Brett. „Ist er schon lang so?" fragte sie dann

„Seit gestern," antwortete der Bub.

„So soll er ins Bett liegen, daß er warm hat; und geben will ich dir etwas.“ Damit ließ sie die Arbeit und ging mit dem Buben nach dem Hause hinüber. Sie kam bald zurück, nahm die Säge wieder auf und schaffte weiter. Nach einer Weile rief sie den Töni: „Komm, hilf!“

Er trat hinzu, und sie stellten Brettlein und Brettlein zusammen. Als sie mit Nageln fertig waren, stand ein weißer Kindersarg auf dem Werktisch. Die Clari-Marie sah nach einem der Fenster, nachdenklich und lang, als sähe sie etwas, was den Blick fesselte. Einmal war es, als liege in ihren grauen, durchdringenden Augen ein Ausdruck von Angst; aber es ging blitzschnell vorüber. Noch aus ihrem Nachsinnen heraus und halb für sich sagte sie: „Auf die Welt gebracht habe ich das Kind, getauft habe ich's, weil es für den Pfarrer zu spät gewesen ist, und in die Kiste lege ich's. Es ist fast zu viel für einen Menschen, an einem andern zu tun.“

Just da stand der Scharfegghüttler in der Tür, der Wipfli. Er war noch in dem verschlissenen Gewand, in dem er vor einer Stunde vom Strahlen heimgekommen sein mochte, um sein Weib im Bett, sein Neugeborenes tot zu finden.

„Das ist für meines, denke ich,“ sagte er und deutete nach dem Sarg hinüber; in seinem holzbraunen, harten Gesicht mit dem zerfetzten Braunbart zuckte es. Die Clari-Marie nickte. Dann trat sie zu ihm.

„Du kommst wegen dem Tee für die Frau?“ fragte sie.

„Ja," gab er langsam und schwerfällig Bescheid. Dann schritten sie zusammen hinaus, der Wipfli mit schwerem Gang, bei dem der harte Bergschuh mit dem Absatz auf den Boden schlug und die Fußballe nachklatschte, so daß ein Geräusch wie Mühlenradklappern entstand. Die Clari-Marie verschwand im Haus, der Strahler wartete vor der Tür. Als sie zurückkam, reichte sie ihm ein Päckchen.

„Gib ihr fleißig davon, wenn sie durstig ist in der Nacht! Morgen komme ich wieder," sagte sie.

„Ja, danke!"

Er drehte sich halb ab. Es plagte ihn etwas, das nicht auf die Zunge wollte. „Eine Gute bist, Clari-Marie!" brachte er dann heraus, „die Frau kann nicht rühmen genug."

„Ja — ja — es ist schon recht," sagte sie beschwichtigend. Sie tat einen Schritt nach der Werkstatt, der andre einen am Wege aufwärts.

„Daß ich gerade habe fort sein müssen! Ich habe gedacht, daß noch Zeit sei," sprach er von dort.

„Du hättest doch nicht helfen können," gab sie zurück.

Da rückte auch er wieder den Hut, als ob sie eine Fremde wäre. Im Gehen aber wandte er sich noch einmal. „Der Herr, der mit dem Jacki auf dem Rothorn gewesen ist, kommt auch noch zu dir," sagte er.

„Der?" fragte sie.

„Ja, er hat sich weh getan, scheint's, und will etwas haben von dir."

Der Wipfli ging. Die Clari-Marie sprach ein paar Worte durch die Werkstatt hinein und trat

nachher ins Wohnhaus zurück. Nicht lange darauf kamen Jakob Jacki, der Führer, und der Städter den Rothornweg herabgestiegen. Kirchhofer stützte sich schwer auf die Schulter seines Begleiters und hinkte, sein Gesicht war bleich vor Schmerz, der dunkelbraune Bart schien fast schwarz dagegen.

„Jetzt sind wir da," sagte Jacki, als sie oberhalb des Zieglerhauses einen Augenblick innehielten, damit der Verunglückte verschnaufe.

„Es läge mir fast mehr an, gleich bis zum Gasthaus weiterzuhumpeln," sagte Kirchhofer; aber als sie an der Haustür der Clari-Marie standen, traten sie doch hinein. Der Flur war leer und still, so gingen sie bis an die Stube vor und pochten. Ein „Ja!" antwortete. Sie traten ein und fanden die Cille am Nähtisch sitzen. Am Ofen hockten die beiden Alten; sie fuhren aus einem schläfrigen Dahindämmern auf, als sie fremde Stimmen hörten. Der Ziegler war halb blind; seine Stimme klang voll zitternder Neugier in die ersten Worte, die die Männer mit der Cille wechselten: „Ja — ja — wer ist jetzt das — wer ist —?"

Jacki, der Führer, zog einen Stuhl vom Tisch und rückte ihn Kirchhofer hin.

„Wo ist die Clari-Marie?" fragte er.

„Das ist der Jacki, lug, der Jacki," murmelte der Alte am Ofen. Sein Weib ächzte: „Jere-ja — der Jacki! Wie geht es dir, Jacki?"

Den Männern gingen die Worte verloren; die Cille war nach der Tür gegangen, die Schwester zu rufen; aber diese trat just herein, als sie nach der Klinke faßte.

„Tag!“ sagte sie, kurz wie am Morgen.

Kirchhofer entgegnete ein paar höfliche Worte.

„Er hat sich den Fuß verstaucht, eben der Herr,“ sprach Jacki dazwischen. „Er muß im Dorf bleiben die Nacht. Du — du — wirst ihm schon etwas wissen.“

„Habt Ihr Bleiwasser im Haus oder dergleichen?“ fragte Kirchhofer. Er legte den Fuß auf einen Stuhl und löste Schuh und Strumpf; vor Schmerz verbiß er die Zähne. „Ich bin ein Apotheker,“ lachte er dann mit grimmigem Scherz, „und gehe um Salben betteln.“

Die Clari-Marie trat heran und betrachtete den stark geschwollenen Fuß. Sie hielt die Arme kreuzweise übereinander geschlagen. „Verstaucht ist manchmal schlimmer als gebrochen,“ sagte sie. Dann ging sie und kam nach kurzer Weile mit Verbandzeug und einer Flüssigkeit wieder.

„Wer ist jetzt das, der redet?“ fragte eben der neugierige Alte und meinte den Städter.

Die Clari-Marie hatte den Schein eines Lächelns um ihren Mund: „Ein Fremder ist der,“ sprach sie nach dem Vater hin. Dann begann sie ein Tuch mit der Flüssigkeit zu netzen, schlang es um den Fuß, ein andres darüber. Sie griff fest zu, wie mit Männerfäusten.

„Herrgott!“ stöhnte Kirchhofer einmal.

Als sie fertig war, wandte sie sich zu Jacki: „Hol die Tragbahre vom Lirer-Jost; es soll einer tragen helfen; gehen kann er nicht zum ‚Löwen‘.“

Jacki stand vom Stuhl auf, auf dem er Platz genommen hatte, und ging hinaus. Noch aber hielt

er die Klinke der Stubentür, als die Haustür mit einem Stoß aufflog und etwas hereintaumelte. Zuerst war es, als fliege nur ein Korb, von einem Fußtritt getroffen, herein, schwere Moosstreustücke rollten über den Boden.

„Hehe!" sagte die Clari-Marie, aber die Cille war mit ein paar großen Schritten neben dem Korb, unter dem ein schwarzer Kopf sichtbar wurde. Ein Aechzen wurde laut; die Cille faßte zu; es war, als zitterten ihr die hageren Hände, und sie war kreideweiß. Als auch die Clari-Marie mit angriff, richteten sie den Jaun, den Buben, auf, der unter der Korblast zusammengebrochen war.

„Bah," sagte die Cille, „er ist halt nichts für solche Arbeit, der Bub." Die Lippen zuckten ihr. Ihre Worte klangen mehr scheu als zornig. Mit einem roten Sacktuch fuhr sie dem Knaben über die schweißnasse Stirn, an der eine blaue Beule sich zu zeigen begann, dort, wo er mit dem Kopf auf den Boden geschlagen. Die Clari-Marie raffte die Moosstücke in den Korb, umspannte die schwere Last mit beiden Armen und trug sie ohne Mühe nach dem Estrich, wo das Moos zum Trocknen aufgeschichtet wurde. Als sie zurückkam, saß der Jaun am Tisch, noch immer weiß im Gesicht, die dunkeln Augen, die einen sonderbaren leeren Blick hatten, schauten ziellos da- und dorthin. Kirchhofer richtete dann und wann ein Wort an ihn; dann gab er einsilbige Antworten und hatte einen Ausdruck von Unbehagen im Gesicht; er scheute den Fremden.

„Geht's besser?" fragte ihn die Clari-Marie. Dann trat sie zum Schrank, goß etwas in ein Glas,

ging hinaus und brachte das Glas mit Wasser gefüllt zurück. „Da, trink," sagte sie.

„Dank," sagte Jaun.

Die Clari-Marie wandte sich dem Ofen zu, wo die Zieglerin dem Alten neben ihr an die Schulter gesunken war und schlief. Sie ging hin, hob sie auf und trug sie nach der Nebenstube. Der Städter sah ihr nach, sah sie nachher zurückkommen und ein- und ausgehend hantieren und erstaunte über die Kraft und Sicherheit, die klare Bewußtheit, mit der sie alles tat, wie sie mit festem Griff zufaßte und überallhin mit raschen, harten Tritten trat. Alles im Hause schien sich ihr schweigend unterzuordnen; selbst der geschwätzige, halbblinde Alte wurde still wie ein gehorsames Kind, sobald sie in seine Nähe kam. Indessen trank Jaun sein Glas leer; dabei lief ein Schauer durch seine hagere, eckige Gestalt, plötzlich warf er die Arme auf den Tisch und grub den Kopf hinein; er flennte. Die Cille hatte wieder das seltsame Zittern um den Mund; sie gab sich Mühe, an ihrer Näharbeit weiterzuwerken, als ob nichts sie bedrängte.

„Was hast?" fragte Kirchhofer den Buben.

Der gab lange keinen Bescheid. Erst auf ein abermaliges: „Rede, was hast?" stieß er hervor: „Gottlos schwer ist es gewesen."

„Er ist nichts für schwere Arbeit," wiederholte die Cille, „er ist nur ein Schwacher."

„So paßt er nicht in das Wildland herauf," meinte Kirchhofer.

Die Cille horchte auf, sie schien etwas auf der Zunge zu haben, aber die Clari-Marie trat hinzu,

da war es, als duckte sie sich und schwieg. Erst als jene die Stube abermals verließ, sagte die Cille: „Zum Lernen, so als Schreiber oder so, wäre er ein guter. Der Lehrer hat ihn immer gerühmt, auch der Pfarrherr."

Kirchhofer hatte nur halb hingehorcht. „Schickt ihn in eine Stadt," sagte er leichthin, „da kommt er eher weiter."

Die Cille sah ihn groß an. Sie konnte nicht sprechen, denn durch Haustür und Flur kamen Jacki und zwei Männer mit einer Bahre gegangen; aber ihre schwarzen Augen behielten einen sinnenden Ausdruck. Einmal, als Kirchhofer schon auf der Bahre lag, trat sie mit einer jähen Bewegung auf ihn zu, als ob sie etwas fragen wollte. Aber die Clari-Marie stand neben ihr; wie erschreckt sah sie diese von der Seite an und trat zurück.

„Nehmt das mit und macht Ueberschläge die Nacht," sagte die Clari-Marie zu Kirchhofer und reichte ihm das Fläschchen, das sie bei seiner Ankunft benutzt hatte.

Er dankte. Nun hoben ihn die Männer auf.

„Geht er jetzt, der aus der Stadt?" fragte der Ziegler vom Ofen herüber und streckte den Hals. Jaun hob den Kopf und sah aus den noch feuchten verstaunten Augen den Männern nach, die mit der Bahre Stube und Haus verließen, während die Clari-Marie die Tür für sie offen hielt.

Eine Viertelstunde später saß Kirchhofer in der Wirtsstube des Gasthauses, hatte den kranken Fuß auf einem Stuhle liegen und aß ein Abendbrot.

Jost Trachsel, der Löwenwirt, stand bei ihm und plauderte:

„Ja — ja — das ist schon eine, die Clari-Marie! Wenn wir die nicht hätten im Isengrund! Sie ist keine von den Lauten, aber was sie im stillen tut, das zählt mehr, als wenn sie es laut täte. Sie weiß mehr als der beste Doktor. Wenn einer einem Kranken helfen kann, kann sie. Unsre Weiber reden von ihr wie von einem Engel. Mut zu machen weiß sie ihnen in ihrer schweren Stunde — so — so sonderbar Mut; das liegt so in ihrer Art, weil sie selber vor nichts Angst hat. Die Kinder auf der Straße küssen ihr die Hand wie dem Pfarrer; aber sie hat es nicht gern; sie will nicht, daß man sie herausstreicht! Aber — ja — die Kinder — es sind manche im Dorf, die sind elend gewesen, ohne Leben in sich, fast schon tot, bevor sie auf die Welt kamen, und sie hat sie doch durchgebracht. Und dann die Armen! Das letzte Hemd gäbe sie vom Leibe, wenn die Not es will. Es ist, als ob sie kein Elend sehen könnte. Sie arbeitet sich krumm, Tag und Nacht, aber im Hause hat sie nicht mehr, als sie alle Tage braucht, alles andre gibt sie her. Aber recht muß einer sein, wenn sie sich seiner annehmen soll. Sie ist eine Fromme, ist sie, die Clari-Marie; wenn einer nicht sauber ist ums Lendenstück und er will etwas von ihr, kann es leicht sein, daß sie ihn stehen läßt: ‚Wenn dir der Herrgott nicht mehr helfen will, kann ich's auch nicht!'"

Kirchhofer beugte sich über seinen Fuß und legte einen neuen Umschlag darauf. „Das versteht sie einmal,

die Truttmannin," sagte er, den Fuß betrachtend, „die Geschwulst läßt schon nach."

Er schloß den Verband mit einer Nadel. Der Wirt ließ sich bei ihm am Tisch nieder.

„Einen schwachen Buben hat sie da, die Truttmannin," begann Kirchhofer die Unterhaltung von neuem.

„Ja," sagte der Wirt. Dann strich er sich über das spärliche Haar, senkte den roten großen Kopf und lachte leise in den Tisch hinein. „Er gehört nicht ihr, der Bub," tuschelte er wie einer, der ein Geheimnis erzählt. Kirchhofer schaute auf. Trachsel kniff das linke Auge ein, sein feistes Gesicht zeigte einen Ausdruck halb des Hohns, halb der Wichtigkeit. „Der gehört der andern, der Cille," sagte er.

„Soo —" sagte Kirchhofer; vieles kam ihm ins Gedächtnis zurück, was ihm an dem alten Mädchen aufgefallen war.

„Es ist lang her," fuhr der Wirt fort, „man redet jetzt nicht mehr davon im Dorf, der Clari-Marie halber schon nicht."

Drittes Kapitel

Am andern Tag war Feiertag. An den Bergen hingen leichte Nebel, der Himmel war grau, aber die Sonne stand hinter seinen dünnen Schleiern, und das Grau hatte einen feierlichen Silberglanz; hier und da blitzte es zwischen den Wolken von Licht, wie Bühnenflitter durch Vorhangrisse schimmert. Im Westen des Tals war eine seltsame Erscheinung,

dort senkte sich der Himmel in rauchfarbenem Dunkel hinter die neuschneebedeckten Wildstöcke hinab: wie aus Alabaster geschlagener Zierat standen ihre Ränder vom Düster des Himmels ab. Auf ihre gewaltige Brust aber, den Wildifirn, floß ein unsichtbarer Sonnenstrahl, und es war, als komme das Licht aus den Spalten des Gletschers selbst, als höbe das tote Eismeer sich atmend und leuchtend; ein Schein, fahl und schaurig und schön zugleich, lag über der weißen Warte des Tales.

Friedrich Kirchhofer, der Städter, stand unter der Tür des Gasthauses zum Löwen. Das letztere war an die Straße, halbwegs zwischen den Rothornweg und die am Talrande ragende Kirche gestellt; von dem massigen Bau, dem neuen Gotteshaus, leitete es mit seinen weißgetünchten Mauern wohl zu den Holzhütten vom Isengrund über.

Kirchhofer stützte sich auf einen Stock.

„Ihr hättet Euch doch wohl besser tragen lassen," sagte Trachsel, der Wirt, der neben ihm stand.

Jener lachte ihn an. „Nein," sagte er, aus dem Dorf will ich doch nicht getragen sein wie ein Halbtoter. Ebenaus geht das Gehen ganz gut. Eure Clari-Marie hat ein verdammt gutes Mittel." Damit legte er seine Hand in die Pratze des Wirts.

Der sagte ein „Ade, Herr, bald wieder, Herr," streckte den Bauch, über den ihm die offene Weste hinabhing, und trat ins Haus zurück.

Langsam schritt Kirchhofer talaus; das Gehen machte ihm Mühe, aber er suchte zu bemänteln, daß der kranke Fuß nicht sicher trat; es war ihm immer, als lachte das Bergvolk hinter ihm: Bleib daheim

mit deinen weichen Knochen! Als er wenige Schritte vom Gasthaus entfernt war, hob auf dem schweren Kirchturm ein Läuten an. Männer und Weiber im Feiertagsstaat begannen ihn zu überholen, schwere und schwerfällige Gestalten, die, den Oberleib schon wie in einer Art Andacht vornüberhangend, der Kirche zutrotteten. „Tag,“ grüßten sie, wenn sie an ihm vorübergingen. Nach einer Weile hatte er das Gefühl, als käme jemand hinter ihm her, immer gleich Schritt haltend, um ihn nicht zu überholen. Erst ging er seines Weges, dann wurde ihm der Nachfolger unbequem. Er sah sich um und erkannte die Cille, die, den durch ein schwarzes Spitzentuch geschützten Kopf gesenkt, auf die andre Seite der Straße ging und tat, als achtete sie seiner nicht. Er hob an, so gut er konnte, rascher zu gehen. Er war jetzt der Kirche ganz nah; die Glockentöne waren so laut, daß das Tal von ihnen erfüllt war; der Erzklang strömte den Weg auswärts, es war, als trüge er ihn, Kirchhofer, mit sich. Das Herz schwoll ihm in der Brust: er schritt leichter, freier, fast schmerzlos. Drüben am Wegrand, wo die Straße sich jäh zum See hinab senkte, standen zwei Männer mit der Bahre, seiner harrend. Da hörte er einen Ruf hinter sich, leise, hastig, die Stimme zitterte in qualvoller Scheu und war spröd und rauh. Ehe er sich umwenden konnte, trat die Cille von hinten an seine Seite. Es war ihm, als glitte ein Schatten neben ihn. Eckig, hoch und doch gebeugt, mahnte sie ihn an einen dürren Baum, dessen Krone eine Last niederzog.

Sie räusperte sich. „Tag!“ sagte sie dann.

„Etwas fragen habe ich Euch wollen, Herr," fuhr sie stockend fort, als er ihren Gruß erwidert hatte.

„Nun," munterte er unwillkürlich auf, als sie wieder innehielt, und er sah, daß eine Gewalt in ihr arbeitete, obwohl ihr Gesicht reglos und bleich blieb.

„Der Jaun, der Bub," stieß sie nun hervor und hob einen Augenblick die unter den starken Brauen fast düster blickenden Augen. Sie hatten einen sonderbaren Ausdruck von Hilflosigkeit. „Der — Ihr —" stotterte sie weiter, „Ihr habt gemeint — in der Stadt käme der Jaun eher fort. Wüßtet Ihr jetzt nicht etwas für ihn, etwas, wo — wo er etwas lernen könnte?"

Er mußte fast lachen ob der Jachheit, mit der sie ihn, den Wildfremden, mit einer Bitte ansprang. Da war es ihm, als durchrinne ein Zittern ihre lange, zähe Gestalt; es kam ihm eine Ahnung, was der Weg und die Stunde sie kosteten. „Ja," sagte er sinnend, „so — so schnell läßt sich das nicht sagen. Aber überlegen will ich mir's schon."

„So irgendwohin zum Schreiber oder — so — so, wie man sagt, auf ein Bureau," half sie nach.

Er nickte. „Wenn mir etwas einfällt, oder wenn ich etwas finde, schreibe ich," sagte er.

Da trat sie aufatmend einen Schritt von ihm zurück. „So sage ich Dank," sprach sie, und dann, als er schon zum Abschied am Hut rückte, fuhr ihr ein roter Schein übers Gesicht, der erlosch, wie er gekommen, und sie sagte hastiger: „Schreibet dann nicht an mich, schreibet nur der Schwester, der Clari-Marie, ich sage ihr davon."

„Gut," gab er Bescheid. „Frau Clari-Marie Truttmann," sagte er vor sich hin, den Namen in ein Notizbuch zeichnend.

„Schreibet nur: An die Clari-Marie im Isengrund," fiel ihm die Cille ins Wort. Auch jetzt wieder hörte er aus ihrer kurzen Rede mehr, als sie sagte: der Clari-Marie mußte der Name ihres verstorbenen Mannes nicht lieb sein.

Sie gingen jetzt mit kurzem Gruß auseinander. Kirchhofer erreichte die Männer, den Jacki, den Führer, und seinen Buben, einen weißblonden mit starken Gliedern und glattem Gesicht.

„Wie geht das Gehen?" fragte Jacki mit stummem Lachen.

Kirchhofer ließ sich auf die Bahre nieder und atmete auf. „Jetzt lasse ich mich lieber tragen," sagte er.

Dann faßten jene die Bahre und stiegen mit ihm die steile Felsstraße hinab zum See. Der Städter sah in die Weite, das heimliche Silberleuchten lag noch immer rings auf allem Land, nur der See stand schwarz, von Wellen gekräuselt und dampfend in der Tiefe. Kirchhofer aber wurde das Bild der Cille nicht los, wie die zähe, eckige Gestalt dahergekommen war, in Wesen und Art ein Stück lebendig gewordener Stein, und doch ein Weib, dem Feuer versteckt irgendwo in der Seele loderte. Das Bild des bleichen Buben trat hinzu, der in der Bergrauheit verkümmerte. Und es faßte ihn ein Mitleid für den.

*

Die Kirche vom Isengrund war gefüllt. In der schönen, klaren, säulengetragenen Halle standen die Männer und Weiber, ein seltsames Geschlecht. Sie standen in dunkeln Feiertagskleidern, die Männer in Schafwollstoffen, die Weiber zumeist in schwarzem schlichtem Gewand. An den Männern war, wie sie Reihe an Reihe hintereinander den Segen des Pfarrers über sich ergehen ließen, eine langsame Wucht; wie eine Herde Stiere standen sie da, schwer; hätte einer vor ihnen gestanden, möchte ihn unwillkürlich ein Bangen angekommen sein: wenn sie vorwärts stampfen und dich zertreten! Unter den Weibern waren viele, die Arbeit und Mühe vornüber gezwungen, viele waren plump, klein, einige ragten hoch und hager und hart aus den Reihen, junge Mädchen waren darunter, zierlich, schlank, mit runden Gesichtern und schwerem, reichem Haar.

Der Pfarrherr ging mit dem Weihwedel durch den Gang, der die Männer- und Weiberseite schied; ein Chorbub trug ihm das Weihwasser; die schweren Schuhe, auf denen der Bub hinter dem Geistlichen her schritt, machten die Steinfliesen dröhnen. Der Pfarrherr hatte das Meßkleid abgelegt, trug nur sein bis an die Schuhe reichendes schwarzes Gewand, das um die Hüften eine Schärpe schnürte. Er war ein mittelgroßer, hagerer Mensch, trug eine altväterische Brille auf der knolligen und geröteten Nase, über der Brille strebten wie ein Bündel Spieße die Falten zwischen den dünnen Brauen hinauf in die kirchturmspitze Stirn. Wie er so durch die Reihen seiner Gemeinde schritt, hatte er einen schiebenden, sonderbaren Gang; seine Füße waren

nach innen gerichtet, so daß er gleichsam immer mit dem einen über den andern stieg, die Bewegungen seiner Arme aber und seines Körpers waren von einer feierlichen, salbungsvollen Gemessenheit. Durch den Gang zurückkehrend, wendete er sich und machte das Kreuzzeichen über den Andächtigen, dann traten die Weiber aus den Stühlen, ihnen folgten die Männer. Draußen vor der Kirche lag ein heißer Glanz auf den Granitplatten des Vorhofes; die Sonne meisterte immer mehr die Nebelschleier. In diesen Schein hinein quoll die schwarze Schar der Kirchgänger; in einen Knäuel geballt kamen sie aus der Tür gestolpert, der Knäuel zerriß, bald liefen die schwarzen Menschenreihen wie Faden der geraden weißen Straße entlang dem Dorf zu. Eine kleine Schar von Weibern blieb zur Rechten des Kircheneingangs stehen; nach und nach fanden sie sich so zusammen, die Clari-Marie und die Cille waren die ersten am Platze. Zu ihnen trat die Furrerin, dem Rottalbauern sein Weib, die ging wie die andern in schwarzem Gewand und schwarzem Kopftuch und brauchte nicht auszuläuten, daß sie eine Zieglerin sei. Sie glich der Cille und glich der Clari-Marie; worin, war schwer zu sagen; jeder Zug ihres hageren Gesichts schien anders, und doch war das ganze gleich. Schärfer waren seine Linien, Kinn und Nase liefen seltsam spitz zu; ihre Augen waren schwarz und glänzend, fast schön. Sie war die Jüngste und die Kleinste; aber jung war sie doch nicht mehr.

Eine vierte trat an die Seite der andern; die Kirche war schon fast leer, als sie heranwatschelte. Ein paar Weiber, die nach ihr kamen, sagten ein

„Gut' Tag, Viktorine," als sie an ihr vorübergingen. „Gut' Tag!" gab die Viktorine Ziegler, die Pfarrmagd, mit einer schrillen Stimme zurück. „Gut' Tag!" grüßten die Weiber zu den übrigen dreien hinüber, heimsten den Gegengruß ein und tappten davon. Dann tauschten die vier Schwestern zwei, drei Worte, kurz, karg, nicht laut, und machten sich auf den Weg, sie teilten sich auf der Straße; zwei gingen diesseits, zwei jenseits am Rand. Die Clari-Marie und die Viktorine schritten je vorauf. Nach ein paar Schritten blieben sie stehen, sahen nach der Kirchentür zurück; als sie dort den Pfarrherrn heraustreten sahen, setzten sie ihren Weg fort. Die Clari-Marie und die Cille herseits gingen mit gesenkten Köpfen, gingen heim, wie sie hergegangen, die andern beiden verfielen in ein Gespräch, reckten dabei die Hälse und warfen sich die Worte mit sonderbar gleichen hohen Tönen zu; es scholl fast, als ob sie stritten. Und noch eines war sonderbar. Die Pfarrmagd, die Truttmannin und die Cille trugen Gewand, das sonntäglicher war als das der Furrerin, die ging schwarz wie die andern, aber das Schwarz war alt und schimmerte grünlich; seltsam hungrig sah die Furrerin neben den Schwestern aus.

So aber gingen die vier immer vom Kirchgang heim. Im Isengrund wußte es keiner anders. Wo sie einem begegneten, rückte er den Hut; aber er sah nur die Clari-Marie an, wenn er grüßte, obwohl die kaum den Blick vom Boden hob. Zuweilen flog auch ein Wort der beiden Schrillstimmigen zu den andern hinüber; die Cille gab kaum je Bescheid, die Clari-Marie sprach manchmal. Wenn sie redete,

war es, als würden die Schritte der andern kürzer und duckten sich ihre Hälse; vielleicht aber schien es nur so.

Nach einer Weile kam der Pfarrherr von hinten über sie. Sie drehten sich und ließen ihn in der Mitte der Straße herankommen.

„Tag, Herr Pfarrer," grüßten sie, nur die Pfarrmagd schwieg.

Der Pfarrherr hob das Barett vom halbkahlen Schädel mit einer langsamen Handbewegung, als grüßte er einen Würdenträger seiner Kirche. Dabei leuchtete aber sein rasiertes Gesicht in einem breiten Lachen auf, sein Mund öffnete sich und zeigte eine Menge schlechter Zähne. Als sein Auge dem der Clari-Marie begegnete, schlich sich ein Unbehagen in die süße Freundlichkeit seiner Züge, so als störe ihn ihr scharfer und klarer Blick, der geradeswegs mit schuldiger Demut und doch mit forschender Offenheit in seine kleinen wässerigen Augen traf. Es hob dann ein Gespräch an, in das alle einstimmten; sie sprachen über dies und das, bloß die Cille sprach nur, wenn sie gefragt wurde. Der Pfarrherr hatte auch im Reden dieselbe Gemessenheit und Feierlichkeit wie in seinen Bewegungen und sprach vom Wetter und den alltäglichsten Dingen mit gleich ernster Gewichtigkeit, als predige er über irdisches und ewiges Heil.

An der Stelle, wo der Rothornweg in die Dorfstraße einbog, trennten der Pfarrherr und die Viktorine sich von den übrigen; das Pfarrhaus lag ganz am jenseitigen Dorfende, der alten, außer Gebrauch gesetzten Kapelle zuneben; denn als die

vom Isengrund das neue Gotteshaus gebaut hatten, hatte das Geld nicht gereicht, auch des Pfarrherrn Behausung mit hinaus auf die freie Höhe zu nehmen.

„Der Pfarrer vom Isengrund verdient sich sein Mittagsbrot mit Laufen," sagte der Hochwürdige, als er das Barett in langsamem Bogen lüftete und wieder aufsetzte; es war dasselbe, was er jeden Sonntag und an derselben Straßenstelle sprach, und die andern lachten dasselbe Lachen wie immer dazu.

Die Pfarrmagd reichte den Schwestern die Hand; während die der andern hart und glasig sich anfaßten, war die ihre feist und rund wie das ganze Weibswesen. Die Clari-Marie wendete sich kurz, die stille Cille folgte ihr, die Furrerin hatte noch mit der Viktorine zu tuscheln. Als sie auseinander gingen, trug das gelbe Gesicht der Rottalbäuerin einen zufriedenen Zug; die Schwester hatte sie zum Nachmittagskaffee geladen und die Furrerin aß gern an andrer Tisch. Die Schwestern waren ihr um ein paar Schritte voraufgekommen, sie setzte zu rascherem Steigen an; da klang ihr ein „Trini, so wart'!" in die Ohren, und dann kam ihr Mann, der Furrer, hinter ihr her gegangen, hinter dem sich eben die Tür einer jenseits der Dorfstraße liegenden Schenke zugetan hatte. Er war ein steiler Mensch; mit den eckigen Schultern ragte er weit über den vogelartig schmalen Kopf seines Weibes hinaus; er hatte eine drollige Art, den langen Oberkörper zurückzuziehen und vorzustoßen, so daß er einen Gang wie ein Straußenvogel hatte.

„Hast jetzt Holz gekauft?" fragte die Frau, als sie nebeneinander bergan stiegen.

„Nichts ist zu machen, alles zu teuer," knurrte er und stieß einen Fluch durch die Zähne; dabei war sein Gesicht gelb wie das seines Weibes, aber es mochte immer so sein; denn er sah krank aus, die Backenknochen standen knorrig heraus und die Haut hing schlaff an ihnen herab, die Augen, die finster und scheu waren, lagen tief, auch waren die schwarzen dichten Bartstoppeln Ursache, daß der nackte Teil des Gesichtes fahler schien.

Die Clari-Marie war auf der Schwelle ihres Hauses stehengeblieben, bis der Furrer und sein Weib herankamen.

„Tag, Schwager," grüßte sie den Mann. „Was ist?" munterte sie auf, als sie den Aerger in seinen Zügen sitzen sah.

Statt seiner gab sein Weib Bescheid: „Holz hat er kaufen wollen, aber wer soll kaufen heutzutage! Das Blut ziehen sie einem aus dem Leibe, so ziehen sie."

Die Clarie-Marie antwortete mit leisem Spott: „Bah, ganz umsonst kann einer nicht kaufen."

Da brach die Furrerin in ein Jammern über die schlechten Zeiten aus, der Bauer aber reckte mit einem tiefen Aufschnaufen die lange Gestalt, die zäh und kräftig war wie wenige, und sagte:

„Meinst, ich will ewig stehenbleiben, wo ich stehe! Arbeiten tue ich, und gern und viel, aber es soll um etwas sein; wenn ich alt bin, will ich etwas auf der Sparkasse haben!" „Und ein paar Gülten im Haus," fiel die Furrerin ein. „Und das Haus will ich frei haben," fügte er wiederum hinzu. „Faulheit kann uns keiner vorwerfen," fuhr sein

Weib fort; „es hätte schon lange einen Knecht leiden mögen, was er" — sie wies auf ihren Mann — „allein schafft."

„Ja, ja," nickte die Clari-Marie, und ihre Augen ruhten mit einer Art Anhänglichkeit auf den beiden; von der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit derer im Rottalgut erzählten sie Wunder im Dorf. „Ja, ja," wiederholte sie und grüßte: „So, ade." Damit trat sie in die Tür.

Der Furrer und sein Weib stiegen langsam den Rothornweg hinan, voran er, die Frau wie sein kleiner Schatten hinter ihm.

Die Clari-Marie, die in die Wohnstube trat, überfiel der Ziegler, der mit seinem Weibe am Ofen saß, mit Fragen. „Wer ist in der Kirche gewesen? Wen hast gesehen? Hast geredet mit dem und dem?"

Sie trat zum Tisch, den die Cille deckte. „Die vom Rottal sind mit mir heraufgegangen," sagte sie halb mechanisch dem Alten zur Antwort. Dann schien ihr ein Gedanke aufzuspringen. „Schier gar zu schäbig geht sie doch herum, die Trini," sagte sie, blieb stehen, wo sie stand, und sah die Cille an.

„Laß sie sparen, wenn sie sparen will," gab diese zurück.

Töni, der Gesell, mischte sich ein, der mit Jaun, dem Buben, hinter dem Tisch saß. „Was der Furrer schafft!" sagte er. „Zugesehen habe ich ihm die zwei Tage, die ich oben am Gaden mitgeholfen habe! Wie den habe ich noch keinen werken gesehen."

„Arbeiten kann er," sagte die Clari-Marie sinnend, „aber —"

Sie vollendete nicht. Einen Augenblick stand sie noch, und hinter ihrer Stirn schien es zu arbeiten, dann half sie den Tisch rüsten.

„Laß sie doch sparen, so laß sie," eiferte der Cille zum Echo mit vorgestrecktem Halse der Ziegler vom Ofen her.

„Jere-ja — jere-ja," stammelte im Jammerton sein Weib.

Viertes Kapitel

Im Dorf war ein altes reiches Weib gestorben. Die Clari-Marie schlug ihr schönstes Beschläg an den Sarg. Töni, der Gesell, legte die reichsten Schablonen auf und malte die fertige Kiste bunt. Als die Clari-Marie mit aufgestülpten Aermeln, den rauhen Stoff ihres dunkeln Gewandes voll Staub, aus der Werkstatt kam, trat der Briefträger aus dem Hause.

„Lug, bist du bei uns gewesen?" fragte die Truttmannin; der Briefträger hatte nicht viel in ihrem Hause zu suchen.

„Ja," lachte mit breitem Grinsen der junge Bursche, rückte die Kappe und ging.

Die Clari-Marie trat in die Stube und fand die Cille am Tische stehen, einen geschlossenen Brief in Händen. Sie zuckte zusammen, als die Tür ging, und machte eine Bewegung, als müßte sie den Brief wegwerfen; dann sah sie sich entdeckt, legte ihn langsam auf den Tisch zurück und trat zu ihrem Nähzeug; aber ihre Hand hatte gezittert.

Es war noch früh am Tag; die beiden Alten lagen noch in ihrer Kammer, Jaun, der Bub, war mit den Ziegen aus; die Schwestern waren allein.

„Für mich?" fragte die Clari-Marie, als sie den Brief aufnahm und die Aufschrift las. „Aus St. Felix," setzte sie, den Stempel musternd, hinzu.

Da wendete sich die Cille nach ihr um, mit der einen dürren Hand stützte sie sich auf die Tischecke. Sie schien sich aufrichten zu wollen, aber ihr Blick blieb am Boden haften, und in ihrer steifen, aufrechten Haltung war nur Demut und Gedrücktheit.

„Von dem Herrn wird er sein, der Brief, von dem Stadtherrn, der vor Wochen mit dem Jacki am Rothorn gewesen ist," sagte sie mit heiserer Stimme.

„Von dem?" fragte erstaunt die andre. Sie sah auf und die Cille groß an; ein Zug von Strenge kam in ihr Gesicht, jeder Muskel spannte sich seltsam; dann war es, als straffte sich die ganze Gestalt, selbst über die vollen Arme, deren Muskeln hart waren wie die eines Mannes, lief eine Bewegung, als zöge Sehne um Sehne sich fester. So sah der und jener vom Isengrund die Clari-Marie manchmal, wenn sie seinem Weibe eine schwere Hilfe leistete. Sie erbrach den Brief; aber noch ehe sie lesen konnte, fuhr die Cille zu sprechen weiter.

„Ich habe ihm von dem Jaun gesagt, dem Herrn."

Die Clari-Marie sah sie gerade an, immer an.

„Er — er hat doch gesehen damals, wie der Jaun gefallen ist — da — da im Gang," fuhr die Cille fort. Obwohl sie sich nicht regte, war es, als winde sie sich unter den Blicken der Schwester. „Ob er in der Stadt nichts für ihn weiß, habe ich ihn

gefragt," stieß sie endlich hervor, als die Clari-Marie noch immer schwieg.

Nun las diese den Brief. „Da," sagte sie nachher und legte ihn der Cille hin, „mach's mit ihm aus." Als wäre nichts Neues geschehen, fing sie an, sich in der Stube zu schaffen zu machen.

Auch die Cille las; sie setzte sich an den Tisch nachher und sann nach. „Was meinst?" fragte sie nach einer Weile.

„Ich?" gab die andre zurück, „ich sage kein Wort dazu. Machen kannst, wie du willst!"

„Er paßt nicht da herauf," sagte die Cille in demselben gequälten Ton, in dem sie schon lange sprach. Die andre ging schweigend ab und zu. „Er hat Freude, etwas zu lernen," hob jene wieder an; und wieder gab die Clari-Marie nicht Antwort. Da nahm die Cille den Brief von neuem auf und las ihn und las, daß Friedrich Kirchhofer, der Apotheker von St. Felix, der Clari-Marie schrieb:

„Eure Schwester sagt, daß Jaun, der Bub, beim Lehrer vom Isengrund und beim Pfarrherrn wacker gelernt hat. Ich kann einen Burschen brauchen, der mir Gehilfendienste leistet, nebenbei will ich den Buben hier einen Unterricht besuchen lassen, der ihn weiterbringt. Wenn er recht tut, kann er hier etwas Rechtes werden."

Sie staunte noch in das Briefblatt hinein, als die Clari-Marie plötzlich zu ihr hintrat, ganz nahe, und mit ihrer harten Stimme sagte: „Hast daran gedacht, daß du ihn in eine Stadt geben willst! Weißt doch, wie sie in den Städten sind, vergnügungssüchtig, lau; an den Herrgott denkt keiner! Wer weiß,

ob er dir nur in die Kirche kann, der Zaun, in dem St. Felix!"

Die Cille saß, den Kopf in beide Hände gestützt, und starrte vor sich hin.

„Hast daran gedacht," fuhr die Clari-Marie fort, „daß der Vater und die Mutter nicht lang mehr dasein werden? Du und ich, wir sind keine große Gesellschaft."

Die Cille legte die langen hageren Arme auf den Tisch. Die Finger griffen ineinander und wanden sich. „Meinst, ich lasse ihn gern fort?" sagte sie, und es klang, als ob sie engen Atem hätte. Die Clari-Marie wandte sich ab und ging. Da erhob auch die andre sich, den Brief steckte sie ein.

Dann kam die Zeit des Frühbrots. Die Clari-Marie holte die Alten aus ihren Schlafstätten; derzeit saß und aß und ging die Cille wie in einem Traum. So in einem Traum, grübelnd, für und wider wägend verbrachte sie den Tag. Der Tag war aber lang für eine wie sie, die die engen vier Wände nur selten verließ, seit — nun — seit etwas in ihrem Leben — knack — entzweigegangen war. Drei-, vier-, fünfmal kamen Leute der Clari-Marie wegen. „Jesses, der kleine Bruder will sterben, sie soll kommen, die Clari-Marie!" So drängte ein Bub, der atemlos in die Stube hereinfuhr. Und die Clari-Marie ging und war noch nicht zurück, als die nächste kam, ein altes Weib: „Sagen habe ich wollen der Clari-Marie, daß ich wieder laufen kann, seit sie mir das Einreibzeug gegeben! Danken habe ich ihr wollen." Und ein dritter trat ein: „Auch gar nichts anzuziehen haben wir dem Kind zur

Taufe am Sonntag und — und — fragen möchte ich die Clari-Marie, ob sie nicht ein Jäcklein hat, ein gestricktes?" Mit ähnlichen Anliegen kamen der vierte und fünfte. Aber das machte den Tag nicht kürzer, das war nicht neu, geschah so jahraus, jahrein, solange nun die Clari-Marie schon die Barmherzige vom Isengrund war.

*

Am Nachmittag war es und zu einer Stunde, da die Clari-Marie soeben von einem Ausgang nach Hause kam, daß die Furrerkinder ins Haus gefahren kamen, wild wie ein Wirbelwind und lachend.

„Hoho," schmälte die Clari-Marie, die jetzt ihr Kopftuch ablegte und sich an den Tisch setzte, wo ihr ein Krüglein Milch bereitstand; ihr Gesicht war aber hell trotz ihres Schmälens. „Woher kommt ihr?" fragte sie.

Der Furrerbub, der Hansi, gab Bescheid, und seine hellbraunen Augen glänzten und leuchteten zur Rede. „Von der Schule kommen wir, daheim ist niemand, der Vater und die Mutter sind um Holz aus talab!"

„So sind wir halt hergelaufen," ergänzte die kleine Severina, das feine Kind, das der Rottalbäuerin schmales Gesicht hatte und ihre schönen glänzenden Augen, aber alles viel anders, so daß sein Gesicht gegen das der Mutter war wie ein Kunstwerk gegen eine Stümperarbeit.

Die Clari-Marie aß und hieß die Kinder sich setzen. „Seid ihr recht gewesen in der Schule?" fragte sie.

„Ja, ja," lachte der braune Hansi. Dabei fiel sein Blick hungrig auf das Brot, das auf dem Tisch lag. Auch die Severina hing ihre dunkeln, heißen Augen daran. „Gebt uns auch etwas zu essen, Base," platzte der Hansi plötzlich heraus. Er lachte dazu, aber aus seinem Blick, der klar und ehrlich war wie der lichte Tag, leuchtete es wie Gier.

„Jesses," sagte die Clari-Marie; sie sah den Hunger in den Augen der Kinder. Schmalwangig waren die immer gewesen; aber dann — ihre Mutter war es auch und ihr Vater war dürr wie einer; daß sie hungern könnten, war ihr nie eingefallen. Erregung verschlug ihr den Atem.

„Habt ihr denn nicht gegessen?" fragte sie, „zu Mittag gegessen, meine ich?"

„Schwarzen Kaffee gibt es daheim am Morgen," sagte der Hansi. „Weil wir zum Mittag nicht haben heimgehen können, hat uns die Mutter Brot mitgegeben."

„Aber ich habe meines schon am Morgen gegessen," fiel die Severina geschwätzig ein.

Die Clari-Marie schnitt zwei mächtige Stücke Brot für die Kinder, dann stand sie auf, ging hinaus und kam wieder mit einer Schüssel Milch, die setzte sie auf den Tisch und legte zwei Löffel hinein. „Jetzt esset," sagte sie.

Die Kinder aßen und schwatzten und lachten; sie weckten den Ziegler und sein Weib, die aneinander gelehnt am Ofen gedușelt hatten.

„Des Trinis Kinder," sagte der Ziegler, den Hals vorgestreckt. „Und sagt keines ‚Tag'," schalt er halb ernsthaft, halb mit gutmütigem Lachen.

„Jere-ja," jammerte sein Weib, „wer denkt an uns?"

Da hatten die Kinder die Schüssel geleert und kamen vom Tisch weg zu den Alten, setzten sich neben sie auf die Ofenbank, sagten das „Tag" und trieben Scherz und staunten verstohlen in die greisen, lederfarbenen Gesichter.

„Warum habt Ihr so kleine Augen, Großmutter?" fragte die Severina und tippte der Zieglerin in die vertrockneten Augenwinkel; es war etwas, was das Kind immer tat, wenn es die Alte sah. „Ihr seht ja nichts mehr," lispelte es ängstlich.

„Jere-ja," sagte das alte Weib, und dann rann es wie zwei dünne Wässerlein aus den halberstorbenen Augen. Darauf saßen sie alle einen Augenblick ganz still, der Ziegler hatte den Hansi, sein Weib das Mädchen bei der Hand; so waren sie eine seltsame Gruppe. Der Ziegler, der fast ertrank in seinem rauhen weiten Anzug, das Weib mit dem kleinen Kopf und der Gestalt, die nur ein Bündel brauner, zertragener Kleider schien, auf der andern Seite der zwölfjährige Bub, groß, schlank, von zähen Gliedern, das Haar kraus und stark, eine weiße Strähne mitten darin, die Wangen aber schlaff und fahl, wie sie in den dumpfen, niederen Stuben sich färben. Der Hansi trug ein enges, verschlissenes Gewand, Knie und Wade hatten der Hose ihre Form gegeben, wo der nackte, in der Holzsandale steckende Fuß heraustrat, hingen die Fetzen herab. Die Severina, die sechsjährige, die im ersten Jahr in die Schule ging, hatte den rotbraunen Rock schon vor zwei Jahren getragen; er reichte kaum über die Knie, das Loch,

das über der Ferse im rauhen grauen Strumpfe saß, hätte er doch nicht zu decken vermocht. Aber die Severina war eine, wie sie in feine Kleider unter Stadtleute passen, eine mit weichen Gliedern und Zügen wie die Elfenbeinenglein, die sie zu Einsiedeln feilhalten.

Der Severina wurde zuerst die Zeit am Ofen lang; sie schoß plötzlich von der Großmutter weg und der Cille nach, die nach der Küche ging. Da stand auch der Hansi auf, steckte die Hände in die Taschen und drückte sich an den Wänden hin, ins Leere staunend.

„Willst mit?" fragte die Clari-Marie und nahm ihn mit nach der Werkstatt hinüber.

Es war nah an Dunkelwerden, als die Kinder mit dem Schulzeug vom Hause weg- und heimschritten. Die Clari-Marie stand in der Haustür und schaute ihnen nach. Als sie um die Ecke verschwunden waren, trat sie in den Flur zurück. Die Cille stand hinter ihr. Zu der sagte sie plötzlich: „Wenn er fortgeht, der Jaun, bei Gott, ich — wir nehmen die zwei in Kost, den Hansi und das Kind!"

„Die im Rottal werden froh sein," sagte die Cille bitter. Dann wendete sie sich der Stube zu. Hier sah sie geraume Zeit später von einer Arbeit auf, die sie zur Hand genommen. „Ich will ihn schicken, den Jaun — nach St. Felix," sagte sie plötzlich zaghaft zur Clari-Marie. „Es ist mir — ich soll." Es klang noch wie eine Frage. Die Clari-Marie aber gab keine Antwort.

*

Jaun Ziegler, der Bub, saß an diesem Tage im Bohnenwald oben bei den Dorfziegen. Sonst hütete diese des Jeretönis Bub, einer der ärmsten im Isengrund, der hatte heute eine Abhaltung; so war der Jaun dazugekommen, den sie gern da und dort zur Aushilfe holten, weil er es umsonst tat und weil es hieß, daß er immer Zeit hätte. Der Bohnenwald war der Baumkranz, der um den kahlen weißen Schädel des Rothorns lief. Ob den Schrofen hob er an, deren Fuß der Vierländersee netzte, und reichte weit ins Tal hinein, bis wo das öde, schmale Hochalptal zwischen die Rothorngruppe und die Wildstöcke hineinschnitt. Unter dem Walde lagen die Weiden, unterhalb der Weiden, tief im Grund, stand das Dorf und rann der Alpbach. Am Waldsaum, auf einer Bergrippe, lag das Rottalhaus, und in einer Lücke des Waldes, auf vorspringendem Fels, stand die Scharfegghütte, dem Wipfli, dem Strahler, seine Behausung. Aber der Jaun hütete unterhalb der Stämme, die den Fuß dieses Felsens umstanden. Die Sonne warf Gold über Gold an die graue Felsbrust, weißes Mooswerk leuchtete wie Flammen, warmer Schein lag so über den Stein gegossen, daß es schien, als rinne sanftes, goldklares Wasser wellenlos und still über ihn nieder. Auf den grünen Tannennadeln lag es heiß, auch Jauns unbedecktes langes Haar glänzte. Der Bub hatte ein altes Buch mit losen Blättern auf dem Knie liegen, ein Papierfetzen lag darauf, mit einem Bleistift malte er in gerader, schöner Handschrift ein Wort nach dem andern darauf. Seine Ziegen verloren sich hinauf unter die Waldstämme. Er trug

eine schwarze Hose, vom Pfarrherrn ererbt, von der Cille zurechtgeschneidert, eine gleichfarbige Weste hing ihm schlapp und offen an beiden Seiten nieder, lose saß ihm das Hemd; die gelbweiße Brust schimmerte hindurch, wo es vom Halse abwärts offen stand, blutlos und bleich wie diese waren der hagere Hals und die spinndürren Beine, wo sie nackt aus der dunkeln Hose ragten.

„Tag!“ sagte ein Stimmlein hinter dem Zaun. Er wendete langsam den schmalen Kopf, seine kohlschwarzen Augen suchten mit dem halb schläfrigen, halb zerfahrenen Blick irgendwo in der Walddämmerung. Als dicht über ihm die Gisler-Claudi, das Buckeli, am Felsen vorbei zu ihm hinabgeklettert kam, fuhren seine sonderbar hochbogig geschwungenen schwarzen Brauen zusammen.

„Tag!“ sagte er verdrossen und bückte sich wieder über sein Papier.

Das Buckeli setzte sich und rutschte neben ihn, ohne weiter zu reden. Ein Holzbündel rollte ihr nach, blieb aber dann ein Stück über ihr liegen. Das Mädchen zog die nackten braunen Beine unter den dünnen, armseligen Rock, schlang die Arme um die Knie und sah in den sonnigen Talgrund hinab, sah dann nach den östlichen Bergen, deren Ränder, wo der Himmel sie grenzte, silberne Säume trugen; dabei drückte es die braunen, großmächtigen Augen um ein weniges zusammen, daß sie waren wie die andrer Leute; ganz zuletzt drehte sie sich nach Zaun, dem Buben, um. „Was machst?“ fragte sie.

Er tat, als hörte er nicht. Sie aber lehnte sich ohne Scheu an ihn, so daß ihr kleines, festes Kinn

sich an seinen Arm drückte, und buchstabierte leise an seiner Schreiberei herum.

„Du, das kann ich nicht lesen," sagte sie endlich.

„Lateinisch," sagte er; es klang nicht mürrisch, nur gleichgültig; dabei sah er vor sich in den Grasgrund.

„Wie der Pfarrer bei der Messe redet?"

„Ja."

„Du?" begann das Claudi wieder, so von der Seite her, „wirst du auch ein Pfarrer?"

Da sah er sie an, spöttisch und überlegen lachend: „Nein," sagte er.

„Was dann?" fragte sein Quälgeist.

Er steckte die Schreiberei ein, gähnte und sah auf den Grasgrund; Bescheid gab er nicht.

„Ein Strahler kannst nicht werden," hub die Claudi gleich nachher wieder an.

„Warum?" fragte er.

Sie schaute auf seine Spinnenbeine. „Warum bist auch so elend?" fragte sie, statt zu antworten.

Er schwieg dazu, und dann war es still zwischen beiden.

Die Claudi sprach zuerst wieder. Sie schaute wiederum dort hinaus, wo hinter der Kirche vom Isengrund nur blaue, sonnenzitternde Luft war.

„Dort sind Städte, sagt der Vater," hob sie an; dabei wies die rauhe Hand in die Blauluft hinaus.

Der Jaun murrte etwas, das ein Ja oder ein Nein sein konnte.

„Um in einer Stadt zu leben, braucht einer nicht stark zu sein," sagte die Claudi, und nach einer

Pause, während der der andre sein Vorsichhinstaunen nicht ließ, „du — wolltest nicht in einer Stadt sein, du?"

„Doch," sagte er da, dann war es, als lebe er auf. „Der Lehrer, weißt, der Tresch," sagte er halb obenhin, halb wärmer werdend, „der hat in der Stadt gelernt. Ein Lehrer — so einer wie der Tresch, möchte ich schon werden in einer Stadt."

„Du darfst aber nicht, gelt?"

„Nein!" Er schnaufte, und beim Schnaufen zitterte ein Seufzen mit.

„Wegen der Clari-Marie, gelt?"

Darauf antwortete er nicht.

Das geschwätzige Kind fragte weiter: „Ist sie eine Böse, gelt?"

Aber er wendete sich, ohne Bescheid zu geben, ab, stand auf und stieg den Ziegen nach.

Das braune kleine Ding saß noch eine Weile blinzelnd in der Sonne, ein sonderbares Häuflein Menschenleib, die Brust zusammengeschoben, den Rücken hoch, den Hals kurz. Das Gesicht war rund. Die braunen Haare, die eine rohe, braunrote Schnur von der Stirn zurückhielt, fielen mit den sich leicht ringelnden Spitzen weich auf den verwachsenen Rücken. Nase und Mund waren zierlich und klein, die Stirn stand vor, darum lagen die Augen, über die die Brauen ebenmäßig hingezeichnet standen, tief im Kopf. Sie blickten scheu und doch neugierig, traurig und doch keck, klug aber vor allem.

„Claudi!" kam der langgezogene Schrei einer Männerstimme hoch aus dem Walde herab. Da

krabbelte das Kind sich auf die nackten, erdbraunen Füße, hockte sich das Reisigbündel auf, jauchzte ein „Ja—a" hinauf in den Wald und stieg in der Richtung davon, aus der der Ruf geklungen hatte.

Jaun, der Bub, trat aus den Waldstämmen, als die Claudi weit rechts von ihm darunter verschwand. Er ging an die Stelle zurück, wo er vorher gesessen, streckte die dürren Glieder und sann, sann über die Städte, die talzu im Blauen lagen, und daß es dort besser wäre als unter den Steinen im Isengrund. Und als er an dem Tag heimkam, sagte die Cille ihm das Große und Neue an:

„Nach der Stadt kommst jetzt, Bub, nach St. Felix. Der Herr will dich nehmen, der Apotheker."

Fünftes Kapitel

Das war am Vorabend, ehe Jaun, der Bub, vom Isengrund fort sollte nach der Stadt. Die Cille kam aus seiner Kammer und hatte seine Habseligkeiten in eine Kiste gepackt, sie war bleich, erregt; es mochte vom vielen Bücken sein. Auch plagte sie Unruhe; denn sie ging aus der Stube in die Küche, aus der Küche wieder in die Stube, und so hin und her, und nirgends hatte sie groß Arbeit. Zweimal lief sie noch gegen die Werkstatt hinüber, wo die Clari-Marie mit dem Töni an der Arbeit stand, kehrte aber halben Weges wieder um, als reue sie etwas. Beim drittenmal trat sie dort auf die Schwelle.

„Was ist?“ fragte die Clari-Marie; zum Zusehen kam die Cille nicht herüber. Diese winkte mit den Augen, daß der Töni nicht zu hören brauche, was sie zu sagen habe.

„Was ist denn?“ fragte die andre noch einmal, ein wenig ungeduldig, trat neben die Schwester auf die Schwelle und klopfte den Staub aus dem Gewand. Die Cille drehte dem Werkstattinnern den Rücken.

„Allein kann er nicht gehen, der Bub! Es muß ihn eines hinbringen,“ sagte sie.

„So geh doch!“ sagte die Clari-Marie.

„Willst — willst nicht —“

„Ich?“ unterbrach sie die Clari-Marie, „wenn's ums Leben geht, gehe ich in die Stadt, sonst aber nicht!“

Die andre schwieg. Es schien, als verlange sie nach einem guten Wort. Endlich stammelte sie: „Er muß es recht bekommen, der Bub, er hat ja jetzt wieder geschrieben, der Herr, er —“

„Ja, ja, es wird wohl sein,“ sagte die Clari-Marie langsam, gleichgültig, wandte sich und ging an die Arbeit zurück.

So ging nachher die Cille, und legte oben in der Kammer des Buben auch noch Kopftuch und Schirm für sich selber zurecht und stand und preßte die Hand vor die platte Brust und hatte ein Gefühl von Schwindel und Bangigkeit; viel kam auf einmal, viel für den langsamen Verstand einer, die zeitlebens im Isengrund gesessen: der Bub ging fort, und in die Stadt sollte sie, sie, die noch in keiner Eisenbahn gesessen, und nicht mit Leuten umging!

Der Abend rückte weiter. Als es dunkel war und die Abendmahlzeit hinter ihnen lag, saßen alle, die Alten, der Jaun und der Töni, die Cille und die Clari-Marie, um den Tisch und beteten. Das taten sie immer, wenn just nichts zu besprechen war.

„So wollen wir noch eine Zeitlang beten," sagte die Clari-Marie immer; immer war sie es, die daran erinnerte, und dann betete sie mit ihrer tiefen, festen Stimme das Vaterunser und den Englischen Gruß, und die andern murmelten nach. Ging einer hinten an der Haustür vorüber, konnte er es hören: eintöniges Murmeln vieler Stimmen, und immer wie ein Führer voraufeilend, die eine, die der Clari-Marie, stark, ruhig, mit einem Tonfall, der nichts mit dem Leiern gemein hatte, das manchmal in der Kirche ging, wenn sie den Rosenkranz hersagten. Plötzlich, und nicht wie eine, die sich schläfrig gebetet, hörte die Clari-Marie auch wieder auf. Während ihr Amen laut und kurz abbrach, erstarb das Murmeln der andern wie Windwehen. Dann hob jene die zwei alten Menschen, einen nach dem andern, auf, wie immer, und brachte sie zu Bett, wie man Kinder schlafen legt. Just am heutigen Abend fiel ihr ein, daß sie wie für Kinder sorgte. Als sie den Vater nach der Kammer trug, sagte sie mit einer Stimme, die weicher als sonst klang:

„Habt Ihr mich auch einmal so gehalten, Ihr — Vater?"

Und der Ziegler erwachte noch einmal aus halbem Schlaf und streckte den Hals und eiferte:

„Meinen will ich es, so will ich!"

Als sie nachher aus der Nebenkammer zurückkam, hatte sich der Töni nach seiner Kammer getrollt. Jaun und die Cille saßen noch hinter dem Tisch; der Bub steckte schon in den Feiertagskleidern und erzählte der letzteren, wo er im Dorf gewesen war, um Abschied zu nehmen.

Stumm setzte sich die Clari-Marie zu ihnen; einen Augenblick sah sie vor sich nieder auf die Tischplatte, dann rückte sie näher zu den zwei andern, sprach nicht, sondern hörte nur, die Arme auf den Tisch gelegt, zu, was der Bub erzählte.

„Und der Herr Pfarrer," fragte die Cille eben den Jaun, „was hat der gesagt?"

Der Bub zuckte die Schultern. „Glück hat er mir gewünscht wie die andern," sagte er fast ungeduldig.

Da sah ihm die Clari-Marie ins Gesicht, gerade, scharf und streng. „Daß du mir in die Kirche gehst, da unten in St. Felix," sagte sie.

Der Jaun duckte sich; er versuchte die Truttmannin wohl anzusehen, aber vor ihrem Blick senkte er scheu den seinen. „Ja, ja," sagte er.

„Es ist denn noch nicht alles, wie es sein sollte, da unten in St. Felix, in den Städten überhaupt," fuhr sie fort.

„Ja, ja," machte der Jaun, dann blickte er mit seinen versonnenen Augen einmal links herum, einmal rechts herum in der Stube, und drückte die verlegenen Worte heraus: „Ins Bett gehen will ich jetzt. Es — wir — wird noch früh sein, wenn wir morgen fortgehen."

Er rückte den Stuhl und stand auf. Auch die

Cille erhob sich; sie schien aufzuatmen, als sie aus der Nähe der Schwester kam.

Die Clari-Marie ließ sie gehen. Als sie schon der Tür nahe waren, kramte sie in der Rocktasche.

„Gute Nacht," sagte Jaun eben.

„So komm — da," sagte da die Clari-Marie und bot ihm etwas über den Tisch hin, etwas, in ein Stück Zeitungspapier eingewickelt.

Jaun kam ganz verlegen heran und griff zu. „Geld! Dank," sagte er, und es flog eine Röte durch sein fahles Gesicht — Geld hatte er noch keines im Besitz gehabt.

„Etwas für dich auf die Reise," sagte die Clari-Marie.

„Dank!" stammelte er noch einmal und lachte, die Freude leuchtete ihm aus dem Gesicht, und die Cille trat neben ihn und beugte sich über ihn; blitzähnlich ging ein Freudenschimmer auch durch ihre herben Züge, es war, als wallte etwas in ihr.

„Schau, was für eine Gute!" sagte sie, sagte es zu dem Buben und meinte es für die Schwester; aber an die wagte sich ihr Dank nicht.

Die Clari-Marie stand auf; sie strich mit den Händen ihr Haar am Kopfe glatt, war wieder aufrecht und von kurzer Art und drehte die Lampe aus, noch ehe die beiden andern aus der Tür waren. Dann ging sie schlafen.

In der Nacht wurde sie ins Dorf gerufen, aber am Morgen, als es Tag geworden war, kam sie zurück, noch ehe die Cille und der Bub wegfertig waren. Bis unter die Haustür gab sie ihnen das Geleit.

„Ade," sagte der Jaun, der seine Siebensachen in einer Kiste auf der Rückengabel trug, und reichte ihr die Hand hin.

„Ade," sagte sie und wiederholte: „Hast gehört, geh fleißig in die Kirche da unten."

Aber der Bub hörte nur noch halb; er trottete schon vom Hause weg.

„Ade," sagte auch die Cille, knüpfte das Kopftuch fester und nahm den Schirm unter den Arm, dann schritt sie mit langen und langsamen Schritten, die ihren Körper wie den Stamm eines hohen Baumes wiegen machten, dem Buben nach.

Die Clari-Marie ging in die Stube; von einem der Fenster sah sie wegauswärts und sah den beiden nach, wie sie auszogen. Es war ein trockener Nebeltag, der Himmel war schwarzgrau, und rings ob den Bergen standen tiefblaue Linien; die Luft war still und kalt.

Trotz der frühen Stunde trat der Löwenwirt unter die Haustür, als der Jaun und die Cille vorbeischritten. „So, geht ihr jetzt? Ade!" grüßte er.

„So, ade," sagte auch ein Knecht, der ihnen ein Stück weiter drüben zwischen Dorf und Kirche begegnete. Er war der letzte vom Isengrund, den Jaun lange Jahre sah. Eine Viertelstunde später stiegen sie den Felsenweg hinab, der zum Seeufer führte.

Die Clari-Marie hob zu Hause indessen ihr Tagewerk an. Die beiden Alten holte sie aus ihrer Kammer und richtete das Morgenbrot für sie und den Gesellen, der schon in der Werkstatt an der Arbeit stand.

„Jetzt ist er fort, der Jaun," sagte der Töni, als er hereinkam.

Die Clari-Marie nickte stumm.

„Jere-ja, jere-ja," jammerte die Zieglerin, „wir werden ihn schon nicht mehr sehen, den Bub."

„Es ist, als seien viel mehr fort; ganz leer ist es im Haus," sagte der Töni wieder, der schwer kauend am Tisch saß.

Der Ziegler schoß mit dem Kopf über die Tischplatte vor; die kleinliche Giftigkeit des hohen Alters war in seinen Worten und in seiner Stimme. „Warum hast ihn gehen lassen, den Bub," eiferte er auf die Clari-Marie ein, „du willst auch alles anders, als —" Jäh brach er ab und zischelte nur noch heimlich in sich hinein.

Die Clari-Marie hatte ihn angesehen. Es war, als werde er kleiner oder verstecke sich in sein überweites Gewand, während sie den Blick auf ihm ruhen ließ. Dann sah sie der Reihe nach auch die beiden andern an. „Da hat die Cille zu befehlen," sagte sie. Aber als sie darauf hinausging, in Küche und Kammer hantierte und später in der Werkstatt mit Hand anlegte, wußte sie doch, daß sie recht hatten: es war leer im Haus, als wären viele hinausgegangen; es war nichts Junges mehr darin und — und — zu viel Ueberzeitiges.

Der Töni brachte darauf den ganzen Tag sein Maul nicht zu von dem Jaun; er hatte Tage, an denen er ein Waschweib war, der Töni. Die Zieglerin hatte ihre böseste Zeit, sie kam aus dem Jammern nicht heraus, und der Ziegler giftelte

zwischen Rauchen und Schlafen: „Warum hat er fort müssen, der Jaun!"

Als die Clari-Marie gegen Abend fortging, nach einer Wöchnerin zu sehen, hieß sie den Töni auf die beiden Alten achthaben. Der ging bald nachher nach der Stube, einmal weil es ihm geboten war, dann auch, weil ihm die Arbeit nicht eilte, wenn die Meisterin nicht in der Nähe war. Er kam herein in seinen Schlappschuhen, nur in Hose und Hemd; nach den Alten, die am Ofen duselten, sah er erst gar nicht hin. Er nahm die Pfeife aus der Hosentasche, stopfte sie und nahm sich die Streichholzschachtel vom Gesims.

Da erwachte der Ziegler und fragte: „Ist sie fort, die Clari-Marie?" Er fragte leise und blickte scheu nach der Tür dabei.

„Ja," sagte der Töni, drehte sich um, lehnte sich an den Tisch und dampfte, dann spuckte er aus und sagte das wieder, was er zu reden den ganzen Tag nicht müde geworden war: „Ganz tot ist es im Haus, seit der Bub fort ist."

„Jere-ja, nicht recht ist es, daß sie ihn fortgelassen hat, die Clari-Marie," jammerte die Zieglerin, die sie nun auch wach hatten.

„Ja, es ist schon — die Cille hat es gewollt," warf der Töni ein.

„Aber die Clari-Marie hätte ihn können heißen dableiben," meinte der Ziegler.

Darauf der Töni: „Die redet kein Wort mehr, als sein muß."

Und der Ziegler wieder: „Ja, ja, sie — ihr tut es schon nicht weh, wenn eines fehlt!"

„Die hätte auch ein Mannsvolk werden sollen!"

Als der Töni das mit polterigem Spotten hinsagte, fiel die Zieglerin wieder ein: „Sie ist gar eine Harte, die Clari-Marie."

„Nicht einmal reden darf man, wie man will, wenn sie da ist," fügte der Ziegler an.

Und sein Weib abermals: „Anpacken tut sie einen, daß es gerade weh tut!" Das dürre Weiblein schüttelte sich wie in körperlichem Schmerz.

So häuften sie ihren kleinen Zorn in einzelnen Scheiten zu einem Stoß.

Die sie aber schmähten, die Clari-Marie, trat um die Zeit in die niedere Stube eines blutarmen welschen Taglöhnerweibes, und das fand ihre Hand weich und ihr Wesen voller Barmherzigkeit. Sie kam nicht zu früh, für die Wöchnerin nicht noch für das vier Tage alte Wurm, ihr Kind.

Die Stube war zweifensterig, kahl, dumpf und schmutzig. Der Boden starrte von Unreinlichkeit, wie schwere Schuhe von der Straße sie hereintrugen, die ehemals weißgetünchten Wände trugen schwarzschmierige Stellen und solche, wo die nackte feuchte Mauer zutage trat. In einer Ecke stand ein Bett, in elenden Kissen lag dort das Weib, eine zerrissene Wolldecke wärmte sie. Wie weiland Moses im Schilfkorb lag in einem Korbbett das Neugeborene, aber der Korb war zerrissen, halb faul, Lumpen hüllten das Kind ein; in Lumpen lag es. Die Clari-Marie kam herein, sagte ein „Tag!", fragte das Weib, wie es ginge, und kramte in dem kleinen Korb, den sie mitgebracht hatte. Das Kind schrie; es mochte lange geschrien haben, denn es war heiser.

Das Weib stöhnte, dann durchlief ein Schauer ihren verfallenen Leib.

„Der — der Mann — arbeitet nicht, er — er hat getrunken — das Kind feiert er, sagt er, und — die Nachbarin, die mich besorgt hat, ist wegen ihm fortgelaufen."

Die Clari-Marie sah sie an, gerade, streng. „Ihr habt versucht aufzustehen," sagte sie.

Die andre nickte. „Ich — ich — muß," wollte sie stammeln.

„Narrheit," sagte die Clari-Marie; das klang hart. Aber derweilen trat sie zu dem Weibe und legte ihr die Hand auf die Stirn; jene war rauh, aber irgendwie wurde eines sonderbar ruhig unter ihrem Griff. Nun trat die Clari-Marie an den kleinen Eisenherd, der in einer Stubenecke seinen Platz hatte, sie fachte Feuer an und setzte Milch zu, die sie von einem der schmierigen Gesimse holte. Das Kleine wimmerte. „Schreit es schon lang, das Kind?" fragte sie.

„Ja," gab das Weib zurück, und ihr fahles Gesicht zuckte, als ob sie ein Flennen ankäme. „Es hat ja keine Nahrung bekommen. Der Mann flucht, weil — weil ich — weil er Milch kaufen muß."

Die Clari-Marie gab keine Antwort; sie nahm sauberes Gewandzeug, das sie dem Körbchen entnommen hatte, ging und wickelte das Kind; nachher gab sie ihm zu trinken und legte es wieder nieder. Dann besorgte sie die Frau. Aber noch während ihrer Arbeit polterten draußen Schritte auf der Holztreppe, dann torkelte einer gegen die Tür und stieß sie auf.

Der Mann stand auf der Schwelle, ein langer, baumstarker, im schmutzigen Gewand, in schweren Rohrstiefeln. Er gröhlte: „Bravo, Kleines!“ Und nach dem Korbbett winkend, gluckste er.

Die Frau zuckte der Clari-Marie unter den Händen, mit der hageren, zitternden Hand strich sie eine feuchte Haarsträhne aus dem Gesicht.

Da stolperte jener über die Schwelle und auf das Kind zu; er langte in den Korb hinein. Aber plötzlich stand die Clari-Marie hinter ihm. Sie faßte ihn von hinten an beiden Armen und schob ihn der Tür zu. Mit dem dunkeln Kopf reichte sie ihm nur wenig über die eckigen Schultern, aber er hatte nicht einmal Zeit, ihr Widerstand zu leisten. Hinter sich zog sie die Tür ins Schloß und stand ihm auf dem schmalen Treppenvorplatz gegenüber.

„Wenn Ihr die Frau und das Kind umbringen wollt, müßt Ihr so weitertrinken und hineingehen und lärmen,“ sagte sie. Sie sprach nicht laut, aber der Säufer duckte sich sichtlich vor ihr. Einen Augenblick starrte er sie an. Sie maß ihn. „Schämt Euch!“ sagte sie, und Entrüstung und Verachtung sprachen aus ihrer Haltung fast mehr als aus ihrer Rede. Der Mann murrte etwas, dann drehte er sich ab. Sie sah noch, wie er sich auf die Stufe der Treppe setzte, als sie ins Zimmer zurücktrat. Dort saß er noch, als sie eine Weile später nach Wasser ging, saß und flennte Säufertränen. In der Stube aber wurde alles sonderbar friedlich. Das Weib lag ganz still, die Augen an der Decke. Nur manchmal folgte ihr Blick der Clari-Marie. Das Kleine wimmerte noch immer; da nahm die

Clari-Marie es auf. Sie sang leise und schritt mit ihm in der Stube auf und nieder. Es beruhigte sich, aber die Clari-Marie machte nicht Miene, es hinzulegen. Sie schritt auf und nieder und wiegte es, ihr Schritt war nicht leicht, die Wöchnerin spürte es in ihrem Bett, wie fest sie auftrat; verstohlen folgte sie ihr mit den Augen und wunderte sich, daß die Vielgeschäftige so lange blieb. Hin und her, her und hin ging sie; das Weib spähte scheu auf die breite, feste Gestalt, auf deren Armen das kleine Wurm wie ein Strohwisch war, nach ihrem dunkeln dünnen Haar und dem fast eckigen Schädel, und dann und scheuer nach dem gelblichen Gesicht mit den Säcken unter den Augen.

Die Clari-Marie vergaß sich selber. Wenn sie gegen die trüben Fenster schritt, ging ihr Blick ins Freie, Leere hinaus, und die Gedanken gingen ihr mit. Es tat ihr wohl, das Kind auf dem Arme zu haben, nicht weil ihr die kleine Hilflosigkeit lieber war denn andre, nur weil — weil es ein junger Mensch war und — weil ihr, der Clari-Marie, sein wollte, als sei heute aus ihrem Leben ein junger Mensch gegangen, um nicht zurückzukommen.

Nach einer Weile, während der weder sie noch die Wöchnerin gesprochen hatten, stand sie mit einem Ruck vor dem Korbbett des Kindes still und legte es hinein; es war fast, als sei sie plötzlich erwacht. „Es schläft jetzt gut genug," sagte sie zu dem Weibe und trat zu ihr. „Ich schicke Euch Suppe! Jetzt schlaft Ihr auch!" befahl sie dann.

Die andre stammelte ein paar Dankworte und brachte den Blick noch immer nicht von ihr. Etwas

in der Kürze der Clari-Marie richtete sie auf; was, wußte sie nicht; sie wußte nur, daß es wie frische Luft ins dumpfe Zimmer gekommen war, seit jene da war.

Die Clari-Marie suchte ihren Korb zusammen. „Wenn Euch etwas fehlt, schickt den Mann, und wenn er nicht recht tut, sagt es mir; ich fürchte mich nicht so geschwind!“ sagte sie noch, fügte ein trockenes „Ade“ hinzu und stand auf der Schwelle. Und als der breite Rücken in der Tür verschwand, fiel dem Weibe im Bett ein Vergleich ein, der drollig war, wenn die Himmelsboten schlanke, elfenhafte, beflügelte Gestalten sein sollen: ‚Wie ein Engel ist sie eine,‘ durchzuckte es die Wöchnerin, und sie hatte dieses Wort vorher von der Nachbarin gehört, die eine Schar Kinder besaß und die Clari-Marie kennen gelernt hatte.

Und daheim hatten sie die Clari-Marie geschmäht!

Auf der Treppe hockte noch der Taglöhner und schlief; die Clari-Marie mußte dicht an ihm vorbei, und als wecke ihn die Scheu vor ihr, fuhr er auf, als sie an ihm vorübertrat. Er staunte sie an und wurde fast nüchtern. Als sie zwei Stufen tiefer stand, raffte er sich auf. Dann wandte sie sich und sah, daß er bei Sinnen war.

„Jetzt,“ sagte sie ruhig, mit einem Ton von Güte in der Stimme, „seid vernünftig! Geht schaffen und macht der Frau Freude statt Kummer!“

Er gab keinen Bescheid; sie wartete auch nicht darauf. Er sah ihr mit weitaufgerissenen Augen nach und setzte den Filz auf, der ihm vom Kopfe geglitten war. Aber als sie aus der Haustür trat

und unwillkürlich noch einmal zurückblickte, zog er unbeholfen und tief den Filz noch einmal vom Kopf, so wie einer linkisch und schwerfällig und scheu einen großen, einen ganz großen Herrn grüßt.

Sechstes Kapitel

Die Cille war wieder daheim und erzählte. Die Lampe brannte an der niederen Diele, ihr Schein spann Kreise wie Wasserringe auf dem Getäfel und auf der Wachstuchdecke des Tisches, mit schwerfällig aufgestützten Armen und vorgeneigten Körpern hockten die Zieglerischen am Tisch und hörten der Cille zu. Der Töni, der Gesell, hatte die Pfeife im Mund und saß hemdärmelig da, zuweilen brach in die Rede der Cille ein Schmatzen; der Töni sog an der Pfeife wie das Kind an der Milchflasche, aber er hörte eifrig zu und nickte zuweilen beifällig; er war vor vierzig Jahren in einer Stadt gewesen und meinte sich selber durch ihre Straßen gehen zu sehen, während die Cille erzählte. Diese saß zu Häupten des Tisches, steif, aufrecht, so daß ihr Oberleib wie eine herbe, zum Tisch gehörende Schnitzverzierung an seinem Ende stand. Ihr hageres Gesicht schien bleicher als sonst; die Brauen waren nah zusammengerückt, so daß der Blick düster darunter hervorstach und wie feindselig ein Gesicht um das andre streifte, nur an der Clari-Marie ging er in einem demütigen Bogen vorüber.

„Jesses, ist das eine Reise gewesen," erzählte die Cille. „Ganz dumm bin ich geworden von dem

Fahren auf der Eisenbahn. Und fast verirrt hätten wir uns in dem Bahnhof da, in dem von St. Felix."

„Wo wohnt er, der Apotheker?" fragte die Clari-Marie.

„Kirchgasse heißen sie's dort," gab die andre Bescheid. Dann schilderte sie in ihrer wortsparenden Art Reise und Empfang bei Kirchhofer, dem Apotheker, weiter.

Ein Mann stand in der Ladentür der Hirschenapotheke, als sie ankamen, der Jaun und die Cille. Das zweite Haus links unten an der Gasse war's. Und die Gasse war dunkel; vier- und mehrstöckig standen die Häuser aus ihr auf, und fast schien es, als neigten sie sich oben gegeneinander, damit ja viel Schatten unten auf dem Pflaster und in den Laden der Krämer sei. Im Laden der Hirschenapotheke brannte Licht, schon am mittagjungen Tag Licht! In der Tür stand der Mann. Der war alt, klein, hatte ein rotes, gesundes Gesicht, aber langes schneeweißes Haar, einen ebensolchen Bart und gleichfarbene Brauen; er steckte in einem schwarzen Anzug, der so sauber und fein war wie das freundliche, ehrwürdige Gesicht, so daß der Alte eine seltsame Schmuckheit an sich hatte. „Einer wie aus einer Schachtel war er," sagte die Cille, beugte den Kopf nach vorn und wurde blutrot. Ganz so mit gebeugtem Kopf, alles Blut im Gesicht, war sie zu dem alten Herrn an der Apotheke getreten. Und der Alte war Kirchhofer, des Bergsteigers Vater. Leise lachend empfing er sie, streckte die Hand, die klein und verschrumpft war, erst der Cille hin und dann dem Jaun, tat dann die Tür des

Ladens auf und hieß beide eintreten und tätschelte eines ums andre, wie sie hineingingen, auf den Rücken, wie um zu sagen: nur ruhig, nur ruhig. Er mochte gesehen haben, wie beide heimlich zitterten.

Hier warf die Clari-Marie wieder eine Frage dazwischen: „Wohnt er zu Haus bei dem andern, bei dem Jungen?“ fragte sie.

„Er hat noch die Apotheke mit ihm,“ antwortete die Cille, „aber nicht mehr lang, sagt er,“ fügte sie bei. Dann fuhr sie von neuem fort: Daß es — jesses und jesses — wie schön sei bei den Kirchhofers! Daß sie Freude hätten an dem Jaun! Wie der es bekäme! Was er zu tun habe! Wie er ganz gern dort geblieben sei! Gut seien sie mit ihm, mit dem Buben! Der alte Herr besonders! Der habe in seiner Jugend eine Zeitlang in einem Alpdorfe gewohnt und hätte Freude, die Bergsprache wieder zu hören. Und — und — und —

Die Cille redete und erzählte. Die zwei Alten hatten längst die Arme schwer auf dem Tisch liegen und den Kopf noch schwerer darauf und schliefen; der Töni stand zwischenhinein auf, spuckte aus, suchte sich ein Streichholz, um seine Pfeife neu anzuzünden, vergaß das Wiederniedersitzen und ging endlich aus der Stube. So saß nur die Clari-Marie allein noch aufrecht und reglos da. Plötzlich gingen der Cille Gedanken und Worte aus. Sie stand auf; halb hatte sie das Gefühl, als verlasse sie just jetzt erst die Stadt, wo alles wirr und lärmig und eng war. Sie trat an eines der Fenster, tat es auf und sah die schweigsame Bergnacht an. Auch die Clari-Marie erhob sich, nahm wortlos und wie man

ein Bündel aufrafft, eines der schlafenden Ueberzeitigen am Tisch nach dem andern auf und trug es hinaus. Indessen stand die andre immer noch am Fenster, die Hand am offenen Flügel. Die Nacht der Talwände war schwarz, dort tief, undurchdringlich, dort wie von oben leise erleuchtet, daß ein paar Bäume an einem Hange erkennbar waren, daß eine Felsbrust wie bepanzert schimmerte, da, dort lag es wie bläulicher Schein, drüben, wo die Kirche stand, leuchteten rote Fenster in die Finsternis. Ueber den Bergen standen die Sterne.

Die Cille stand gerade auf und schnaufte; es war ein befreiender Seufzer; Jesses, wie war es eng in der Stadt! Dann schlug ihr plötzlich das Herz schneller, heiß überlief es sie. In der engen, fremden Stadt saß jetzt der Jaun, allein, weit weg!

„Und doch meine ich, es ist nichts für den Bub!"

Das sagte die Clari-Marie, die auf einmal hinter ihr stand, sagte es klar und geradeheraus und hart und ohne Umschweife, wie sie immer sprach.

„Warum?" fragte die Cille scheu. Dabei war es, als verlören die Muskeln ihrer Gestalt an Spannkraft, der Kopf bog sich wieder vornüber; die alte Last drückte ihr die Schultern.

„Er — das ist ja ganz anders in der Stadt —, wenn er wieder heimkommt, wird er sich hier nicht mehr zurechtfinden und vielleicht wir uns in ihm nicht!"

Eine Weile standen sie nebeneinander und blickten beide stumm aus dem Fenster.

„Denk nur," sagte die Clari-Marie, „wie es jetzt in der Stadt zugeht, das rasselt und lärmt

und treibt jetzt noch im Gewühl durch die Straßen und — hier ist es ganz still."

Die Cille antwortete nicht.

„Und die Städter sind anders," fuhr die Clari-Marie fort, „und werden ihn anders machen, weiß Gott, was sie aus ihm machen werden." Sie trat jetzt in die Stube zurück und packte eine Arbeit zusammen, die noch auf dem Tisch lag. Dann ging sie hinaus. „Ich gehe schlafen," sagte sie im Davongehen.

Die Cille sah über die Kirche mit den roten Fenstern hinaus nach dem fernen Axen hinüber. Hinter dem Berg und noch vielen lag die Stadt. Dort war der Bub, der Jaun! In dem Augenblick fragte sie nicht, ob es gut für ihn war, dort zu sein oder nicht. Nur an die endlose Weite, die er weg war, mußte sie denken. Es zuckte um ihren Mund, kurz, wild, als ob sie hastig etwas hinunterkaute. Dann schloß sie mit rascher Hand das Fenster. In ihren Augen war eine Röte, als ob sie darin gerieben hätte oder als hätte sie — aber bah, die weinen doch nicht, die herben Weiber vom Isengrund. Als sie nachher in die Kammer trat, die sie mit der Clari-Marie teilte, lag diese im Bett; aber sie wachte noch und hob den dunkeln Kopf aus dem rotblumigen Kissen.

„Du," sagte sie, „morgen will ich zur Trine ins Rottal hinauf wegen der Kinder."

„Ja geh," sagte die Cille. Fast wäre es ihr auf die Zunge gesprungen: „Hol den Jaun wieder heim!"

*

Am andern Morgen stieg die Clari-Marie nach der Rottalhütte. Der Weg ging dort hinauf, wo man gegen das Rothorn stieg; aber am Waldsaum stand der Gaden des Furrer, des Bauern, und an ihm zweigte ein schmaler Fußpfad wagrecht ab, um die Bergkante herum in eine breite Schrunde, das Rottal, durch diese aber wieder hinauf zu einem großen, steinuntermauerten Holzhaus. Hier saß der Furrer. Wie zwei Wächter standen sie da, diesseits der wettergraue Gaden, jenseits das Haus mit dem hohen Schindelgiebel und den neu verschalten Wänden, aus denen die kahlen Fenster lugten. Zwischen Haus und Gaden fuhr im Winter die Laue nieder. Wenn sie lag, bis tief ins Frühjahr hinein, hatte der Rottalbauer eine Brücke nach seinem Heustall und nahen Weg.

Die Clari-Marie kam an den Gaden und sah jenseits der Schrunde den Rottalbauern und sein Weib mit schweren Tragkörben aus dem Walde herab- und dem Haus zu steigen. Es war Herbst, die Hänge gelbten, die vom Isengrund trugen Brennholz ein; die Hablichen kauften sich ihren Vorrat zusammen, die Armen bogen die Rücken krumm und lasen Heizung im Walde zusammen. Der Furrer und sein Weib zählten sich zu den Armen. Der lange hagere Mensch war mit seinem hoch mit Holz bepackten Korb wie ein Turm, der vornüber ins Fallen kommt und sich ruckweise immer wieder aufrichtet, die Furrerin aber sah aus, als müßte sie jeden Augenblick mit ihrer Last zusammenknicken wie das taumelnde Elend; aber zäh mit verbissenen Zähnen kam sie gegen das Haus niedergestiegen.

Die Clari-Marie rief sie nicht an, und jene achteten ihrer nicht. Sie stellten die Hutten ans Haus, klopften die schweren Schuhe an die Hausmauer, daß der Waldlehm abfiel, und gingen hinein. Eine Weile später trat die Clari-Marie ihnen nach durch die Tür und fand sie in der rauchschwarzen Küche, die mit einem halbblinden Fenster nah wie ein Kurzsichtiger auf die steil ansteigende Halde sah. Der Furrer hantierte an seinem Beil, das locker war, die Trine wusch den Melkeimer. Das Licht war so düster, daß die Clari-Marie Mühe hatte, zu unterscheiden, was sie taten.

„Guten Tag," grüßte sie.

Sie sahen sich beide um und traten fast hastig gegen die Tür vor, als sei ihnen just in der Küche Gastung nicht willkommen. Die war auch nicht gastlich, soviel im Halbdunkel erkennbar war, sondern rußig, unsauber, ärmlich. Im brüchigen Steinherde fehlte das Feuer, obgleich es nahe an Mittag war.

„Komm doch in die Stube," sagte die Trine, trat vollends aus der Tür und schob die Schwester einer gegenüberliegenden Kammer zu. Sie selber trat zuerst hinein, und als sie plötzlich im vollen Tageslicht stand, das durch eine Reihe weit in die Runde blickender Fenster quoll, war sie ein fadenscheiniges Weibswesen, nicht nur weil ihr Gewand zertragen und unordentlich war, der Leib selber und das dünne braune Haar und der schmale Kopf, alles war wie gespart; die Clari-Marie, die immer ernste, lächelte innerlich und heimlich, daß die Sparsamkeit der Schwester gleichsam aus allen Poren lugte.

„Setz dich," sagte die Trine und schob ihr einen Stuhl zum runden Tisch, der in einer Ecke unweit der Fenster stand; sie aber ließ sich neben ihr nieder und konnte ein zufriedenes Aufseufzen nicht unterdrücken, als sie den korbmüden Rücken an die Holzlehne legte.

„Ihr seid im Wald gewesen," sagte die Clari-Marie.

„Ja," sagte die andre, der eine dünne Röte in die Wangen kam. „Es liegt so unbändig viel Holz im Wald, daß es eine Sünde —"

Der Bauer kam in dem Augenblick herein, und sie wandte sich zu ihm.

„Wäre es nicht — du — eine Sünde, meine ich," sagte sie, „das Holz alles liegen zu lassen?"

„Natürlich wäre es," gab er zurück und setzte sich zu ihnen, aber er rutschte auf dem Stuhl, wie einer, der kein Sitzleder hat, schielte nach einem Wandschrank in seinem Rücken, stand dann auf, machte sich daran zu schaffen und kramte ein halb abgenagtes Schafbein hervor und ein Roggenbrot. Beides legte er auf den Tisch.

„Essen können wir jetzt, während — während die Clari-Marie da ist," sagte er, und obgleich er ganz ruhig und fast langsam sprach, lag es wie Hast in seiner Stimme und Reue über unbenutzte Zeit.

„So kommt ihr billiger zu Holz, als wenn ihr kauftet," sagte die Clari-Marie halb spöttisch, halb zornig zu dem Bauern.

Der nagte am dürren Fleisch und sprach dazwischenhinein. „Es kann nicht billig genug sein heutzutage."

„Und nichts Warmes habt ihr zu essen bei der strengen Arbeit?" sagte die Clari-Marie mit offenem Mißfallen.

Die Trine fiel entschuldigend ein: „Es ist das Kochen nicht wert, wenn die Kinder nicht heimkommen."

„Wir wollen nicht alles essen, was wir haben," sagte der Bauer scharf, und irgendwie, während er und sein Weib die dünnen Scheiben des Fleisches abhackten und jede Brotkrume vom Tische auftupften, lag es wie etwas verborgen Großes in der zielbewußten Art, mit der sie am eignen Leibe sich die behäbige Zukunft absparten.

Aber die Clari-Marie mußte an die hungrigen Gesichter der Kinder denken.

„Zuviel sparen ist auch nichts," zürnte sie. „Machet euch nicht selber zuschanden vor den Leuten."

Die andern drückten an einer Gegenrede herum, fanden aber keine und kauten emsig ihr hartes Fleisch.

„Die Kinder kommen jetzt nicht mehr heim zu Mittag?" begann die Clari-Marie wieder.

„Nicht, seit Ganztagschul ist," gab die Trine Antwort, „es ist nicht der Mühe wert, viermal den weiten Weg zu machen."

„Ihr solltet sie in Kost geben," sagte die Clari-Marie.

Aber der Bauer würgte blitzschnell einen Bissen hinunter, schoß einen wilden Blick zur Seite, als fluchte er heimlich in sich hinein, und sagte hastig: „Das fehlte mir noch. Es gibt gerade sonst genug zu zahlen."

Er hatte es in seinem Wesen, gegen die Clari-Marie aufzumucksen, aber wenn er ihrem Blick

begegnete, der klar und herrisch und lauter über ihn hinging, war er wie die andern und vergaß das Zornigwerden.

„Wißt ihr was," sagte die Clari-Marie, „gebt die Kinder uns ins Haus zu Mittag."

„Ja —" sagte die Trine mit Bedenken.

„Ja —" sprach der Furrer nach.

„Es kostet nichts, natürlich," sagte die Clari-Marie. „Das muß man euch zweien noch besonders an die Nase binden," fügte sie hinzu.

Die Furrerischen schwiegen beleidigt.

„Es ist zu still im Haus für uns, seit der Jaun fort ist," sprach die Clari-Marie weiter.

Der Furrer legte sein Messer weg. Er kaute noch, aber er rutschte schon, als litte es ihn nicht mehr auf der Bank. „Ich muß wieder an die Arbeit," sagte er.

Da begann die Trine den Tisch abzuräumen.

„Nun, was meint ihr?" fragte die Clari-Marie.

„Meinetwegen können sie wohl bei euch essen," sagte der Furrer achselzuckend. Und die Trine drehte sich um, lachte mit blitzartiger Freundlichkeit und meinte: „Natürlich können sie, und gern genug werden sie kommen."

„So schickt sie von morgen an," sagte die Clari-Marie. Sie stand auf dabei; die Trine band schon das Tuch um, das sie umlegte, wenn sie ins Holz ging. In diesem Augenblick läutete von der Isengrundkirche die Elfuhrglocke. Die drei traten schweigend gegen die Fenster vor, durch die eine helle Sonne mit mittäglicher Stärke brach. Mit gefalteten Händen standen sie da, die Gesichter nach

der Richtung gewendet, wo die Kirche lag. Myriaden Stäubchen spielten im Lichtschein rings um sie; an Staub war die Stube nicht arm, auf den Gesimsen lag er fingerdick, auf dem unreinen Fußboden flog er in Flocken, lag auf den dunkeln Stabellen und klebte an dem weißgelb vertäfelten Wandwerk. Aber die drei Gestalten standen im heißen weißen Licht, scharf umrissen — lang, daß der gebeugte, eckige schwarze Kopf fast die Holzdiele streifte, der Bauer; klein, unscheinbar, wiederum wie sein Schatten, die spitze Trine; schwer, stark, breit die Clari-Marie, und ihre breite, eckige Stirn, auf der die hellste Sonne lag, schimmerte wie Elfenbein. Die Haltung aller war demütig und andächtig, nur daß den Furrerischen die Köpfe noch tiefer auf der Brust lagen als der Clari-Marie, und daß diese, als das Gebet gesprochen war, das Kreuzzeichen langsam, mit einer sonderbaren Würde machte, während die beiden andern mehrmals und mit einer leidenschaftlichen Hast mit den Fingern an Stirn und Brust rührten.

Die Furrerin wendete sich mit einem Seufzer zuerst. „Jetzt kann eines wieder schaffen," sagte sie, und schlug die Augen zur Decke auf. Sie und ihr Mann murmelten noch das „Maria — Mutter Gottes," während sie schon durch den Flur nach ihren Körben vor der Tür schritten. Sie luden dort das Holz ab; die Clari-Marie stand dabei und sah freundlich auf sie. Die demütige Frömmigkeit hatte die Zieglerschwestern immer zusammengehalten, jetzt war mit dem Band auch der Furrer eingebunden, und um ihrer Kircheneifrigkeit und ihrer Gott-

freundschaft willen sah die Clari-Marie Schwager und Schwester den Geiz nach.

Als der Furrer und sein Weib die leeren Körbe auf den Rücken warfen und die Clari-Marie sich zum Gehen rüstete, kam drüben den Rothornweg herauf der Strahlegghüttler gestiegen. Der Ranzen, in dem er jeweilen seine Kristallfunde heimtrug, hing ihm leer am Rücken, und er stieg gemächlich bergan, einen zufriedenen Ausdruck im braunen Gesicht; als er die Blicke der drei auf sich ruhen fühlte, wurde sein Wesen noch schwerfälliger, linkisch fuhr er mit der Hand durch den sonderbar lückigen Bart.

„Tag!“ grüßte er mit einem unbeholfenen Lachen im Vorübersteigen.

„Tag, Wipfli,“ gab die Clari-Marie zurück. „Tag!“ grüßten die Furrerischen. Der Bauer warf dabei sein Beil in den Korb. „Er ist wieder in der Stadt gewesen, seine Strahlen verhandeln,“ murrte er; es klang aber wie ein qualvolles Aufstöhnen.

„Der verdient ein Geld,“ sagte die Furrerin. Ihre Augen gingen hinter dem Wipfli her, als kämen sie nicht los von ihm; etwas wie ein Lechzen war in ihrem Blick.

„Das mein' ich, verdient der Geld,“ echote der Bauer dumpf und wandte sich die Halde hinauf dem Walde zu.

„Nun, der Herrgott wird uns auch weiterhelfen,“ schloß die Furrerin, sah die Schwester halb lächelnd, halb mit demütiger Frommheit an und gab ihr die Hand zum Abschied.

„Also schick die Kinder,“ sagte die Clari-Marie, und als die Furrerin bejahte, stieg sie in die

Schrunde hinab nach dem Weg hinüber. Von jenseits sah sie die Schwester ihrem Manne nach dem Walde folgen. Da hob sie selber an, dem Dorfe zuzusteigen. Das Sonnenlicht lag auf ihrer schweren Gestalt und stach fast heiß auf den dünnen schwarzen Scheitel. Ihr Kopf war leicht gesenkt, und sie sann. Der Geiz der Verwandten ging ihr im Kopf herum, einen Augenblick grollte sie ihnen, den nächsten lächelte sie fast ob der Schrullenhaftigkeit, mit der die zwei auf bessere Tage hin sparten und sich mühten. Dann wieder wärmte sich ihr das Herz Schwester und Schwager gegenüber, um des Eifers willen, mit dem diese die Gebote der Kirche erfüllten. Der Kirche! Der Blick der Clari-Marie suchte und fand das Gotteshaus am Talende. Das Kreuz auf dem Turm warf Blitze und blinkte. In das Gesicht des Weibes trat ein fast verklärter Ausdruck; ihre grauen Augen gewannen ein innerliches, seltsames Feuer. „Vater unser," murmelte sie im Abwärtsschreiten. Und das war die Leidenschaft in dem Leben der Clari-Marie: mit Beten und Gottdienen übertat sie sich.

Siebentes Kapitel

Aus einer Dachkammer des Zieglerhauses schauten zwei Kinderköpfe, der braune des Furrer-Hansi und der feine, blonde seiner Schwester. „Jesses, wie schön!" schrie der Hansi ins Leere hinaus und hockte auf dem Fenstersims, hielt sich mit dem einen Arm am Laden und strahlte mit den bachklaren Augen

übermütig den Tag an, der nicht so viel Sonne hatte, als der Bub im Blick trug. Die Kammer war seit heute den Kindern eigen; und von heute an hatten sie nicht mehr nur Mittagbrot, sie hatten auch Wohnstatt bei der Clari-Marie.

„Sie sind der Schule näher so, wenn's in den Winter geht," sagte diese zu denen vom Rottal; zur Cille meinte sie: „Es ist doch keine rechte Luft für das Kindervolk bei den zwei Sparsamen."

„Lasse sie da," sagte die herbe Cille, „es wird eher etwas aus ihnen."

In der Dachkammer, wo ehemals der Jaun geschlafen hatte, lagen die Habseligkeiten der zwei Kinder, soweit sie sie täglich brauchten; der Furrer, der Bauer, hatte selber im Vorbeigehen die Kiste auf der Rückengabel ins Haus getragen, als er heute morgen zu Markt gefahren war, um Ziegen zu holen.

„Jesses, wie schön!" schrie der schmalwangige Hansi in die Gottesluft hinaus, und das Zieglerhaus stand doch in einem Schattenloch und nah an dem Gedränge der Dorfhütten, und oben im Rottalhaus hatten sie unter der blitzenden Sonne gewohnt. Nachher fuhren die zwei vom Fenster zurück, fuhren kreischend und lachend über die engtrittige Treppe hinab und kamen wild wie ein Windzug in die Stube hineingefahren, so daß der Chrysostomus auf dem Ofen zusammenfuhr und fast die Pfeife aus den zitternden Händen verlor und die Anni, sein Weib, ein „Jere-ja" ums andre stöhnte.

„Wo ist die Base Clari-Marie?" fragte der Hansi, stand breitschultrig da, die Brust herausgedreht, daß er kräftig aussah, und hatte die Augen

voll Narrheit und Uebermut. Da kam die Clari-Marie herein, schickte den Hansi in die Werkstatt hinüber, daß er Hobelspäne fasse, nahm die Severina mit sich nach der Küche und brauchte nur ihnen nahe zu sein, so war ihre Wildheit zahm und waren sie von einer stillen, fast scheuen Folgsamkeit. Zu der Kammer aber, wo die Kinder untergebracht werden sollten, stieg die Cille hinauf, Ordnung zu schaffen, fing an, die paar Gewandstücke in einen kleinen Wandschaft zu legen, hielt mitten in der Arbeit inne und zog einen Brief aus der Tasche. Der trug als Aufschrift das kurze „Frau Clari-Marie im Isengrund", und die Clari-Marie hatte ihn eben geöffnet, gelesen und der Schwester eingehändigt mit den Worten: „Da lies! Vom Jaun!"

Die Cille trat an das kleine Fenster vor, hatte unsichere Hände, als sie den Brief aus dem Umschlag zog und schien, lang wie sie war, leicht müde zu werden; denn sie ließ sich auf einen der Stühle nieder und seufzte dabei verstohlen, als verschluckte sie ein heimlich ächzendes: „Mein Gott!" Dann las sie und las:

„Schön ist es hier in St. Felix, Base! Und gern bin ich hier! Sie sind alle recht mit mir, mehr als recht, der alte Herr, dem jungen Herrn der Vater nun gar! Das ist etwas mächtig Schönes, so eine Apotheke, und ich muß auch helfen im Laboratorium, das ist dort, wo man Salben macht und Pillen und andres. Und in die Schule gehe ich wieder, aber ganz anders als im Isengrund, viel ernster, und vielleicht muß ich wieder ganz in die Schule gehen und nicht mehr in der Apotheke helfen,

weil ich Freude habe noch in die Schule zu gehen. Ein Apotheker möchte ich werden; die verdienen mächtig viel Geld, aber noch lieber ein Doktor, einer, der die Menschen gesund machen kann wie Ihr, Base Clari-Marie, aber von euch lerne ich es nicht, aber hier kann man es lernen, und es kommt einer hier in die Apotheke, ein Doktor, der ist am Spital, und der Vater — dem jungen Herrn sein Vater — sagt, daß er ein Gescheiter ist. Und — und so einer möchte ich sein, Base Clari-Marie!"

So schrieb der Jaun, der Bergbub! Die Cille sah auf und in der Kammer sich um und hatte Herzklopfen. Jesses, was dem Bub durch den Kopf ging! Es war schon, als gehöre er seit einer Ewigkeit in die Stadt hinunter und gehöre nicht mehr in den Berg. ‚Du hättest ihn nicht gehen lassen sollen,' fuhr es ihr durch den Sinn, und im gleichen Augenblick kam ihr ein andrer und mißgünstiger Gedanke: ‚Jetzt räumst du den Schwesterkindern die Kammer ein, und der Jaun ist fort. Warum ist der nicht hier statt des Hansi und der Severina!'

Sie rutschte auf dem Stuhl, beugte sich jetzt nieder, richtete sich wieder auf und drehte die steife Gestalt, als winde sie sich unter etwas. Dann stand sie auf, ging einmal gegen die Tür, dann wieder zurück und wieder zur Tür. Das Leben ist nicht leicht, Cille Ziegler! Aber das weißt du doch schon lange!

Hin und her ging sie, hin und her, und im Hinundhergehen würgte sie das Heimweh nach dem herunter, der in ihrem Leben das Höchste war! Endlich ging sie wieder an die Arbeit, aber als sie

den Brief in den Umschlag zurückstecken wollte, merkte sie, daß da noch ein Zettel steckte. Sie nahm auch den heraus. Er trug eine kritzelige, schwer leserliche Schrift. Kirchhofer, der Apotheker, hatte ihn geschrieben. „Wir sind zufrieden mit Eurem Buben, dem Jaun, sehr zufrieden," stand da. „Der ist einer, aus dem etwas werden kann; und vielleicht ist es sein Glück, daß er hierhergekommen ist. Er hat einen Lerneifer wie wenige, mein Vater hat seine helle Freude an ihm, und er will etwas für ihn tun, wenn er sich so hält. Er will ihn weiterlernen lassen, wenn er Freude hat. Deshalb soll er wieder ganz in die Schule gebracht werden und keine Gehilfendienste mehr tun. Ihr werdet wohl einverstanden sein, daß er etwas lernt. Wissen ist heutzutage mehr als Geld."

Die Cille stand und ließ den Brief sinken. Wieder schlug ihr das Herz, halb vor Freude, halb vor Unruhe. Jesses, was ist das für einer, der Bub! Lernen, immer nur lernen! Aber er hatte recht, der Kirchhofer, nicht dawider sein durfte man ihm, Sünde wäre es! So mochte er fortbleiben — so mochte er! Was tat es, wenn sie Heimweh hatte, wenn der Bub lernte, wenn — wenn er ein Herr wurde da draußen, ein städtischer, wenn — am Ende gar — ein Doktor — aus ihm wurde!

Der Cille Gesicht zuckte, sie verbiß das aufquellende Flennen. Jaun! Jaun! — Langsam und mit schwimmenden Augen packte sie das Gewandzeug ganz hinweg. Dann richtete sie den hageren Rücken auf, schluckte noch einmal; nun waren ihr die Augen trocken. Dann stieg sie hinab.

In der Küche traf sie die Clari-Marie mit dem Kind noch. Sie gab ihr den Brief zurück und machte sich am Herd zu schaffen. Eine Weile schwieg sie; dann litt es sie nicht länger. „Es geht ihm gut, dem Jaun,“ sagte sie.

Die Clari-Marie stand über einem Waschkübel geneigt, heißer Dunst stieg daraus auf. Schweißperlen schimmerten ihr auf der Stirn, aus ihrem schlichten, dünnen Scheitel löſten sich einzelne Haare und standen wirr nach allen Seiten. Sie trug eine graue Flanelljacke, deren Aermel bis zum Ellbogen aufgekrempelt waren, an den festen Armen haftete der Seifenschaum. „Es scheint, daß es ihm gut geht,“ sagte sie trocken.

Die Cille war scheu und gedrückt. „Lernen tut er einmal, der Bub,“ murmelte sie nach einer Weile, fast als spräche sie mit sich selber.

„Wird er ein Pfarrer, der Jaun?“ fragte Severina, die an der Clari-Marie ihrem Kübel stand und mit der schmalen Hand im Seifenschaum rührte. „Die Mutter sagt, er ist einer wie ein Pfarrer,“ fügte sie bei.

Die Cille lachte ein wenig. „Ein Doktor wird er am Ende!“ sagte sie. „Jesses, du, Clari-Marie,“ wandte sie sich an diese, „wenn er jetzt gar ein Doktor —“

Die Rede blieb ihr im Halse stecken. Die Clari-Marie sah auf. Sie nahm beide Hände aus dem Wasser und stemmte sie auf den Kübelrand. „Das wird nicht dein Ernst sein, du,“ sagte sie zur Schwester. Dabei wurde ihr Gesicht hart, der Kopf stand steif im Nacken, sie hatte etwas von dem

Klotz, der in eine Straße rollt und sie sperrt: Geh einer vorbei, wenn er kann! „Ein Doktor, der Bub!“ stieß sie kurz hervor, so als fehle ihr der Atem. „Was weiß so ein Doktor! Was ist so einer? Im Wald stehen die Kräuter und auf den Matten, da kann einer das ewige Leben auflesen, wenn es der Herrgott einen finden lassen will! Alles andre ist Lug und Trug! Und der Bub soll ein Doktor werden!“

„Du hast auch bei ihnen gelernt, bei den Aerzten,“ sagte die Cille still, störrisch.

„Gelernt?“ sagte Clari-Marie. „In der Stadt bin ich gewesen und bei ihnen, den Doktoren, ja, weil die Regierung es so eingesetzt hat, daß aus jedem Dorf eine geht! Aber gesehen habe ich genug und mein Teil gedacht! Seit ich hier bin, ist kein Doktor mehr in den Isengrund gekommen!“

Die Cille schwieg, wahr war es, was sie sagte, die Clari-Marie, es kam kein Doktor nach dem Isengrund!

Da nahm jene ihre Arbeit wieder auf, langsam packte sie ein Wäschestück und schlug es aufs Brett. „Ein Doktor wird er nicht, der Jaun, oder — oder ins Haus kommt er mir nicht mehr!“ sagte sie. Es war halb in den heißen Dunst hinabgemurmelt, aus der Art, wie sie dastand, breit, wuchtig, störrisch, konnte die Cille lesen, was sie nicht verstand. Sie verschluckte einen Seufzer und ging; sie wich immer, wenn die Schwester zürnte; das mußte so sein, war immer so gewesen, das letzte Wort und das gültige lag bei der Clari-Marie.

*

Am Nachmittag liefen der Hansi und die Severina zur Schule, die sie am Morgen, ihres Umzugs halber, geschwänzt hatten. Der Hansi schritt voraus, stampfte mit schwerem Schuhwerk den Boden der Dorfgasse, der vom ersten Frost hart und spröde war, und hielt die Daumen in die Riemen seines Schultornisters gehängt. Der Nordwind kam hinter ihm her gefahren, faßte ihn ruckweise und stieß ihn vorwärts, dann machte der Bub den Nacken steif, stemmte sich und murrte zwischen verbissenen Zähnen hervor: „Jetzt stoß, wenn du kannst!" Der Nordwind pfiff an den Wänden des Rothorns, hoch am Himmel fegte er hin, und der Himmel wurde fahl, grau; der Wind zog die Schneetücher darüber. Die Tannen über dem Dorfe rauschten, ss-ss, es tönte wie fliegende Atemzüge eines Riesen. Der Wind wirbelte auch die kleine Severina durch die Dorfgasse einher wie ein Läublein; der braune ärmliche Rock flog um die Beine, deckte die dicken grauen Schafwollstrümpfe bis an die Knie auf und riß an der Schultasche, die dem Kinde am Arm hing. Das Haar flog ihm um die Wangen, wirr, lang, und das Tuch verschob sich, das ihm die Clari-Marie um den Kopf gebunden hatte.

„Jesses, was für ein Wind," jammerte die Severina weinerlich, und der Hansi, dem das Blut in den Wangen stand und dem die Augen blitzten, als stehe ihm ein sichtbarer Feind gegenüber, drehte sich, schritt, die Zähne noch immer fest zusammengesetzt, zurück zu der kleinen Schwester und sagte: „Komm, ich halt' dich, dem Kaib will ich schon zeigen." Das Kind an der Hand, ging er seines

Weges fürbaß, bei jedem Windstoß schlossen sich seine Finger fest um die Hand der Severina und stemmte er sich zornig lachend gegen die schiebende Gewalt.

Das Schulhaus stand am Dorfende und war eigentlich nur eine Schulstube; denn oben wohnte der Pfarrherr mit seiner Magd, und nur unten in dem einen, den gemauerten Unterbau fast ganz füllenden niederen Raum lehrte der Tresch, der Schulmeister, die Kinder vom Isengrund. Dem Pfarrherrn hatten sie den Wohnboden warm verschindelt, braune Laden hingen an den Fenstern, unten war alles kahl und grau, die Kinder hockten eng zusammengepfercht und froren nicht.

Als der Hansi und die Severina dem Schulhaus näher kamen, sah es davor aus, wie es zu Stadt und Land vor den Schulhäusern aussieht, kleines Volk stob durcheinander, stieß sich und schrie, lachte und flennte, nur daß der Wind jetzt unter sie fuhr, hier eine Kappe vom struppigen Kopfe riß und dort einen Fetzen aus einem Schulbuch stahl und sie fortwirbelte, dorfaus, den Fetzen hangan, die Kappe dem Bach zu. Ein kleiner dicker, rotwangiger Kerl ließ sich vom Winde stoßen und sang dazu, und die kleinen Augen lachten ihm, weil er selber wie ein Ball davonkugelte und der Wind, ihm noch voraufspringend, langgezogen — ah — ah — die Töne seiner Stimme trug. Die Mädchen waren die empfindlichen, drückten sich frierend an der Hausmauer hin oder stiegen über die zertretene Steintreppe nach der Schulstube.

Ueber die hinter den Dorfhütten ansteigende

Lehne, geradeswegs über das weglose Mattenland, zwischen der alten Kapelle und den letzten Häusern herab kam der Kehle-Gisler, der Lätz, mit der Claudi, seinem buckligen Mädchen, gegangen. Er trug einen mächtigen Korb auf dem Rücken und hatte zerlumptes Gewand an, Hosen, von denen die Fetzen hingen, einen langen Rock voller Flicken und Risse, an den Aermeln hing ihm das Futter über die dürren, steingrauen Hände, auf dem Kopf trug er einen formlosen Filz ohne Band und ohne Rand, dessen Farben alle Schattierungen zwischen Schwarz und Gelb zeigten. Nur die Schuhe waren fest und schwer beschlagen. Der Kehle-Gisler stieg in die Dorfgasse, hielt die bucklige Claudi an der Hand und sah, den Kopf seltsam, ruckweise drehend, mit kleinen, lustigen Augen in das und jenes Kindergesicht, zwinkerte und lachte und schnitt Grimassen. Die Claudi hatte ein leises Unbehagen im Blick, hielt an und versperrte dem Vater den Weg:

„So, geht jetzt," sagte sie und versuchte ihn nach der Richtung zu drängen, nach der die Straße dorfaus lief. Der Gisler aber hatte den Blick an den Gesichtern zweier Buben hängen, die ihn anlachten.

„Tag, du," rief der eine.

„Tag, Lätz," lachte der andre; und es war, als hätte der Wind das Wort gefaßt und wirbelte es herum.

„Der Lätz!" schrie es von allen Seiten, und die Kinder umsprangen den Gisler. Der aber ließ plötzlich die Hand der Claudi fahren, stieß einen Jauchzer aus und hob in der Straße zu tanzen an. Den Korb am Rücken, sprang er herum, jauchzte

und sang, schlenkerte mit Armen und Beinen, schoß jetzt auf eine Gruppe von Kindern zu, daß sie kreischend auseinander stoben, und rannte gleich darauf ein Stück weit auf der Straße davon, daß die Buben mit Spotten und Schreien hinter ihm her jagten. Es war ein Lärm, daß die Fenster der Häuser auf und ein halbes Dutzend Köpfe herausfuhren, daß die Viktorine, die Pfarrmagd, herabkreischte: „Lasset ihn gehen, Kinder!“ und der Pfarrherr selber in die Tür trat und sagte:

„Gehet, Gisler, macht Euch nicht zum Gespött!“

Der Gisler, der just nahe war, mochte die Worte gehört haben, denn er hielt plötzlich inne, taumelte einmal hin und einmal her, weil ihn schwindeln mochte, und zog dann den Filz von dem wirren, langen, sonderbar weiß und schwarz gesträhnten Haar. „Tag, Pfarrherr,“ grüßte er. Der Mund stand ihm offen, denn sein Atem ging stoßweise. Der Mund war sonderbar spitz, wie ein Ziegenmaul, große Schneidezähne ragten daraus hervor, der lange Schnurrbart hing auf beiden Seiten herab und rann mit dem langen Bart zusammen, der von Wangen und Kinn auf die Brust fiel, und Schnurrbart und Bart waren just so weiß und schwarz gesträhnt wie das Kopfhaar. Der Gisler hatte ein Gesicht wie eine Ziege.

Die Dorfbuben hatten sich vor dem Pfarrherrn verzogen; der letzte verschwand in der Schulstubentür. Pfarrherr und Strahler glotzten einander sekundenlang an, dann trat jener kopfschüttelnd ins Haus zurück. Der Gisler lüftete noch einmal den

Filz, strich mit der einen Hand über die feucht gewordenen Haare und sah sich nach der Claudi um. Das Kind kam von der Schultreppe, an deren Fuß er gezögert hatte, herüber, hatte in den übergroßen Augen ein nasses Glitzern und in den Wangen ein heißes Rot, streckte dem Vater die Hand hin und sagte:

„Ade! Geht jetzt!"

Der Gisler schnaufte noch einmal tief auf, dann schloß er den Mund, die Zähne glitten unter dem Schnurrbart zurück, die Lippen setzten sich zusammen, und das Gesicht des Strahlers war plötzlich wie ein andres, männlich, von ebenmäßigen Zügen, fast ehrwürdig. Nur das lustige Funkeln war in seinen Augen geblieben. Er murmelte etwas in den Bart, das klang wie: „So geh, lern jetzt brav," und seine Hand wühlte derweilen in dem braunen Haarwust der Claudi. Die sah sich scheu um, blinzte nach den Fenstern, dahin, dorthin, in denen noch ein paar müßige Weiber lagen, und sagte dann hastig und leise:

„Ihr müsset nicht mehr so tanzen, Vater!"

„Warum nicht?" lachte der Gisler leise in sich hinein. „Haben sie nicht Freude gehabt, die Kinder?" Und er nahm das bucklige Menschlein, die Claudi, schob sie zur Schultreppe hin, fuhr ihr noch einmal mit rauhem Griff über den Kopf halb wie zur Strafe, halb zur Liebkosung, dann drehte er sich ab und tappte auf seinen Klapperschuhen dorfaus.

Die Claudi trat still in die Schulstube. Gleich hinter ihr kam der Tresch, der Schulmeister, alt, weißhaarig, ‚von stämmiger Gestalt', gegangen.

Der Kehle-Gisler aber hatte bald das Dorf

hinter sich, der Wind stieß ihn in den Rücken, die Haarsträhne flogen ihm im Luftzug, und der Filz wollte ihm vom Kopfe fahren. Da nahm er ihn herunter und warf ihn in den Tragkorb. Dann sang er eins, halblaut, und sah die grüne Welt an, und das Funkeln war noch in seinen Augen, lustig, frei, als wäre auf der grünen Welt keine Sorge für ihn, den Lätz! Und der Mensch, der, die Zufriedenheit im Gesicht, so dahintrottete, der Kehle-Gisler, den sie den Lätz schalten, war der beste und waghalsigste Strahler im ganzen Tellenland, kannte die Berge im Umkreis wie seinen Tragkorb, kletterte mit der Gewandtheit des Grattiers an Stellen, vor denen jeder andre sich bekreuzigte, hatte einen Blick scharf und rasch wie der Adler, war aber ein Armer unter den nicht Reichen und hatte kein Ansehen im Isengrund; denn er ging nicht zur Kirche, kümmerte sich wenig um Dorf und Bauern und machte sich zum Narren zuzeiten. Nur die Städter, die ins Tal kamen, um das wundervolle Rothorn und andre Stöcke zu zwingen, und deren einer den Kehle-Gisler in seiner Hütte gefunden hatte, hatten seit einiger Zeit den Narren an ihm gefressen, suchten ihn heim dann und wann und ließen sich von ihm Führerdienste leisten, obwohl er kein Patent besaß.

Achtes Kapitel

Ueber die vom Isengrund ging die Zeit hin. Unsichtbar kam das gerollt wie ein mächtiges Rad, unsichtbar rollte es davon, und nur, was zurückblieb,

war zu sehen: hochgeschoben einer dort, der sonst im Kot und in der Armut der Straße gesessen, gequetscht und verwundet ein andrer, den das Rad im Rollen gefaßt, tot der dritte, still, voll ewiger Geduld, mochte nun nahen und gehen, was wollte.

Den Löwenwirt, den Dickwanst, der an sich selber schwerer trug als an seines Schicksals Tagen, hatte es emporgehoben und hatte ihn auf einen Sack voll Geld gesetzt. Sein Gasthaus war das einzige am Ort, und wer im Tal handelte und wandelte, stieg zur Rast oder doch zu einem Trunke bei ihm ab. Weil aber nicht nur sein Geldsack, sondern auch sein Leib zunahm, und eine angeborene Bequemlichkeit in eine mächtige Faulheit ausartete, weil zudem seine beiden Buben nicht Lust zum Geschäfte hatten, sondern — eine Seltenheit an einem vom Isengrund — in die Welt hinausstrebten, so suchte der Löwenwirt seit einiger Zeit nach einem Liebhaber für sein Geschäft, suchte aber gemächlich und nur mit halbem Ernst, denn er war dabei wie die Schnecke, die die Fühlhörner ausstreckt. Stößt sie an, so zieht sie sie eilig zurück, und vor jedem ernsthaften Käufer verzog sich Jost Trachsel, der Wirt, in sein Schneckenhaus, eine hohe Kaufsummeforderung.

Außer dem Löwenwirt hatte das Glück im Isengrund keinen besonders angestrichen, auch den Rottalbauern nicht und sein Weib; die mühten sich und schacherten und heimsten langsam, langsam ein. Ein paar Tote hatte die Clari-Marie in ihre vier Bretter gebettet, sss, sss ging die Säge des Töni täglich in ihrer Werkstatt, sie hatte die Bretter geschnitten,

die die Clari-Marie für das letzte Haus der Strahlegg-hüttlerin fügte, derselben, deren einziges, spätes Kind sie empfangen und nicht am Leben zu erhalten vermocht hatte. Das Weib hatte gekränkelt seither, dann war sie gestorben. Claudi, das Buckeli, hatte ihr abgewartet, niemand sonst, denn das Buckeli war dem Strahlerweibe die nächste Nachbarin oben am Berg, wo die Hütten verstreut und verloren stehen, und das Buckeli war eines von denen, die die rollende Zeit wachsen ließ, daß sie langsam an die Grenze kommen, wo das Kindsein aufhört.

Einen schönen, festen Sarg aus starkem, gesundem Holz hatte die Clari-Marie gefügt für die schöne, feste, starke und gesunde Frau, die dem Jakob Jacki, dem Wildhüter, starb, mitten im Leben wie vom Blitz erschlagen, von einem Fieber in einer Nacht hingerafft. Und — seltsam — der Strahlegghüttler sowohl wie der Jacki, der Hüter, als sie, Hut in Händen, am Totenbett ihrer Weiber gestanden hatten, am Bett einer Dulderin jener, dieser am Lager einer jäh Gefällten, hatten den trüben Blick von den bleichen Zügen der Gestorbenen genommen und auf die Clari-Marie gerichtet, die für die Tote in der Stube zu tun hatte. Sie hatten barhaupt mit derselben Andacht das lebende wie das tote Weib angesehen, weil ihnen im zähen, rauhen Leibe das nicht leicht weich werdende Herz zitterte vor Staunen und Wundern, wie die da — die Clari-Marie — einem Menschen, der in den letzten Nöten lag, über die Brücke zu helfen wußte, den fürchterlichen Steg aus dem Leben zum Tod. Mit den Händen stützte sie die Hände der Kranken, und dazu stand sie selber

stark und aufrecht am Bett und betete immer, und wenn sie auch immer dieselben vorgeschriebenen Formeln sagte, so war es doch, als spräche sie Worte, die so stark und aufrecht waren wie sie selbst. So stand sie neben den Sterbenden, daß es immer war, als nähme sie die größere Last des Sterbens auf sich. Mit einem Lächeln, das sagte: es ist nicht so schwer, starben die beiden Weiber. Das Lächeln war das Verdienst der Clari-Marie; sie hatte eine wundersame Gabe, in den bittersten Nöten zu helfen.

So war der Tod im Isengrund hinter die geraten, deren Zeit noch nicht aufgezehrt war; andre, die wie faules und aus lang vergangenen Herbsten zurückgebliebenes Laub waren, konnten nicht sterben. Der Ziegler-Chrysostomus und sein Weib lebten noch immer. Aber sie saßen nicht mehr am Ofen, sie hatten sich noch ein Stück weiter hinaus aus dem Leben der andern verkrochen. In der großen Kammer neben der Wohnstube standen drei Schlafstellen, zwei so von der einen kahlen Wand in den tannenen Boden hinaus, daß ein schmaler Gang zwischen ihnen war, die dritte von ihnen entfernt in der Fensterecke. In den zwei nebeneinander stehenden Betten lagen der Chrysostomus und sein Weib, das letztere vergraben in rotbedruckten Decken und Kissen. Ein Büschel weißes, wirres Haar war zwischen dem Bettzeug sichtbar, und eine dünne Stimme kam manchmal aus den Kissen: „Jere-ja! jere-ja!“ Das war das Ganze, was der Chrysostomus noch von seinem Weibe hatte, war die ganze Antwort, die er bekam, wenn er sich auf seinem

Bett aufrichtete und aus Langeweile nach dem andern hinüberschwatzte, wo die Anni lag. Der Chrysostomus war noch ein stattlicher Schloßbau im Vergleich zu der Ruine, die sein Weib vorstellte. Zweimal des Tages kam für ihn eine große Stunde, da streifte er die Schafwollhose an, die neben seinem Bette lag, und die Clari-Marie kam herein, band ihm ein dickes Tuch kreuzweise um den Oberkörper und setzte ihn am Bettrand zurecht. Dann kramte er die Pfeife aus der Tasche, stopfte sie, und die Clari-Marie zündete sie an. Da aber diese, die vielgeschäftige, nicht immer genau die Stunde einzuhalten vermochte, da überdies der Ziegler in dem steinalten Leib noch viel junge Ungeduld hatte, geschah es, daß er oft in die Hose schon viel und viel zu früh fuhr, sich einen Platz am Bette erarbeitete und da hockte, wartend auf das, was noch sein Glück war. Er lebte noch grausam gern, saß auf dem Bettrand und qualmte und tuschelte in sich hinein, während sein Weib vom Nachbarbett her eifriger ihm zur Begleitung ihr „Jere-ja" jammerte.

Die Clari-Marie, wenn sie in die Kammer der Alten trat, hatte jedesmal die drollige Empfindung, daß sie zu Kindern gehe, lachte innerlich, daß das Leben sich wendete und aus dem Kinde die Mutter für Mutter und Vater geworden war, genoß aber wiederum unbewußt jene sonnenscheinartige Freude, die die Mutter in der Nähe ihrer spielenden Kinder ankommt, und hatte so in dem Dasein der Alten etwas in ihrem Leben, was die Cille, die weniger ihrer Pflege sich widmete, nicht empfand und was wie ein Glück war.

Seit mehr denn einem Jahre teilte die Clari-Marie auch nachts die Kammer der Alten; die im Isengrund schrieben es allein ihrem Wissen und ihrer Heilkunst zu, daß die zwei grabreifen Menschen immer und immer noch lebten.

Die rollende Zeit brachte auch Nachricht vom Jaun ins Zieglerhaus, nicht allzuhäufige, denn Jaun stand im Joch schwerer Arbeit, und die Zieglerschwestern waren nicht schreibselig und gaben ihm nicht Anlaß, allzu spärlichen Schreibens sich schuldig zu fühlen. Nachricht war gekommen, daß er noch immer über die Maßen gern zu St. Felix sitze und nicht weniger gern im Haus des Apothekers weile, dieser wiederum aber und seine Familie, insbesondere jedoch Kirchhofer, der Aeltere, eine seltsame Anhänglichkeit an den hatten, der als ein unbeholfener Bergbub zu ihnen gekommen war. Zwischen den Zeilen des Jaun vermochten selbst die zwei ungelehrten Frauen, die Clari-Marie und die Cille, zu lesen, daß sein Durst nach allerlei Wissen und Können, das lange nicht mehr zum Stand eines Bergbauern paßte, immer noch mächtiger wurde; wenn sie diese Briefe las, bekam die Cille ein Herzbangen und engen Atem, die Clari-Marie aber faltete die Stirne, sagte lange nichts, bis sie eines Tages die Hand schwer auf einen Brief legte, der eben gekommen war, und in strengem Ton, zur Cille gewendet, begann: „Es ist Zeit, daß er heimkommt, der Jaun. Er wird wohl stark genug sein jetzt, daß er die Bergluft verträgt." In den letzten Worten zitterte der Spott. Die Cille hatte keine Antwort, aber die andre fuhr fort:

„Und dann — er braucht nicht auf den Taglohn zu gehen hier, er kann hier eine Handlung einrichten mit allerlei Zeug, wie sie es in St. Felix in der Apotheke feilhalten. In der kleinen Hinterstube kann er das. Du gibst etwas daran und ich gebe etwas daran. Was er zum Leben braucht, verdient er damit; mehr hat er nicht nötig. Kannst ihm schreiben, wie wir es im Sinne haben."

Die Cille sagte dazu nicht viel, aber sie schrieb, und das Herz wurde ihr nicht leichter dabei. Dann kam die Antwort, nicht vom Jaun — von Kirchhofer, dem jungen. Der schrieb fast zornig. Sie sollten sich nicht in den Weg stellen, wenn der Jaun auf der Wanderschaft nach dem Glück sei, sein rastloser Fleiß verdiene einen andern Lohn als eine Krämermühsal in einem Nest wie Isengrund. Sie sollten sich's wohl überlegen, ob sie es verantworten könnten, des Buben Unglück gewollt zu haben.

Auch dieser Brief machte der Cille Herzklopfen, machte ihr den armen, nicht an vieles Denken gewöhnten Kopf müde und dumpf und jagte ihr eine Unruhe in die Glieder, die sie tagelang nicht verließ. Die Clari-Marie schwieg, sah nur die Cille immer so sonderbar an, als fragte sie: Weißt nicht, was du jetzt zu tun hast? Wollte diese aber ihre Meinung wissen, blickte sie an ihr vorbei und sagte: „Tue, was du willst! Was ich denke, weißt du." End' aller Enden blieb der Brief unbeantwortet, und in St. Felix taten sie, als sei ein Bescheid nicht nötig. Der Jaun blieb, wo er war.

Nun löste das Frühjahr den Winter ab, einen, der grimm gehaust hatte und dessen Schneewuchten,

unter denen er die vom Isengrund beinahe erstickt, noch in schweren Ueberresten in allen Felslöchern, an jedem Schattenfleck, an den Hängen und über den Bergkämmen lagen. Da trug der Briefträger den Zieglerschwestern einen Brief vom Jaun ins Haus, der herzlich und ungestüm war und in der noch halb winterlichen Stube hauste wie der Föhn im Schneetal.

„Jetzt kann ich es Euch sagen," schrieb der Jaun, „ich habe das Examen gemacht. Mit dem neuen Semester beziehe ich die Universität!" In dem Satz waren zwei Worte, die die Zieglerschwestern nicht verstanden: Semester und Universität. Aber den Jubel verstanden sie, der durch des Jaun ganzen Brief klang; es war fast, als stände jener vor ihnen in der Stube und erzählte und jauchzte dazwischen und erzählte wieder mit zwanzig „denket" und „höret" und „wisset". Was anfangs unklar war, das klärte ihnen die Fortsetzung des Briefes auf. Da stand: „Medizin werde ich studieren! Ein Doktor werde ich, Base Clari-Marie, ein Doktor, wie Ihr einer seid, nur einer, wißt Ihr, der ein bißchen mehr lernen muß! Der alte Herr hilft mir, der alte Herr Kirchhofer! Wie soll ich es ihm einmal vergelten! Das ist einer, der alte Herr! Stolz ist er, daß ich es so weit gebracht habe, und — ich verdiene auch selber etwas mit dem, was ich mithelfe in der Apotheke, aber nachher, wenn ich die Universität bezogen habe, wird das nicht mehr angehen. Aber später zahle ich ihm alles zurück, dem alten Herrn! Beim Eid tu' ich es! Und freuet Euch, Mutter und Clari-Marie. Ihr sollt es gut bekommen,

wenn ich einmal ein Doktor bin. Sie verdienen viel Geld, die Doktoren."

Die Clari-Marie und die Cille standen inmitten der Stube, steif, wie an einen Fleck gebannt, der Cille hing der Kopf auf die Brust, die Clari-Marie sah geradeaus und hatte ein Wetterleuchten in den Augen. Sie hatten beide den Brief gelesen und lasen auch den Zettel noch, der dabeilag und der die festen, klaren Schriftzüge eines bedächtigen alten Mannes trug. „Ja, Ihr zwei Frauen da oben im Berg," schrieb der alte Herr Kirchhofer unter anderm, „Euch wünsche ich Glück zu dem Buben, dem Jaun. Seit er hier ist, hat er keine Minute eines einzigen Tages müßig vorbeigehen lassen. Er ist nicht fett und nicht rotbackig geworden; aber er bringt etwas zuwege, was mehr wert ist, als Speck ansetzen. Sein Studium wird Euch nichts kosten; ich habe das mit meinem Sohne abgemacht, und Jaun vergilt es reichlich durch seine Treue und Anhänglichkeit und seinen Fleiß. Seit langem habe ich mich auf den Augenblick gefreut, da ich Euch die Freude ins Haus melden könnte. Wäre ich noch der junge Springer wie zu der Zeit, da ich in einer Woche zweimal auf Euer Rothorn stieg, wäre ich wahrhaftig selber zu Euch hinaufgekommen, damit ich Euch hätte sagen können, was für einen braven, stillen Menschen Ihr aufgezogen habt."

Die Cille hielt diesen Zettel in Händen, die Clari-Marie hatte zwischen den harten Fingern den Brief des Jaun, und er knisterte sonderbar. In der Nebenstube schliefen die Alten; das Arbeiten des Gesellen scholl aus der Werkstatt herüber.

„Nun?" sagte die Clari-Marie, sie strich die spärlichen, glatten Haare am Scheitel noch glatter, ihre Hand zitterte ein wenig.

„Ich, ich — will ihn holen," sagte die Cille.

„Gut," gab die Clari-Marie zurück. „Sag ihm, er soll noch heimkommen, solange er kann." Während sie das sagte, ging sie schon nach der Tür, aber sie sprach so, als wären ihre Worte Nägel und sie stünde in der Werkstatt, einen Nagel um den andern — pang — mit schwerem Hammer in ein Brett zu schlagen. Vielleicht trafen die Worte die Cille wie Nägel. Sie blickte halb auf und der Schwester nach. Die wendete sich in der Tür. „Hätten wir ihn nicht gehen lassen in die Stadt — zu — zu dem Volk!" sagte sie.

„Eben ja," sagte die Cille. Sie tat einen Schritt vorwärts, hob die dürren Arme halb auf, als wollte sie sie vors Gesicht schlagen, ein Flennen sprengte ihr den herben Mund, aber im nächsten Augenblick war es, als reue sie alles oder als besinne sie sich. Sie nahm den Schürzenzipfel, fuhr sich hart ins eine, dann ins andre Auge; dann starrte sie die Tür an, durch die die Schwester hinausgegangen war, und starrte und sann, sann und starrte und war nicht sicher, ob es falsch gewesen war, daß der Jaun in die Stadt gekommen. Aber, daß sie hinab mußte zu ihm, wußte sie.

An dem Morgen klang das Werkeisen schärfer als sonst von der Werkstatt herüber; die Clari-Marie half bei der Arbeit, und sie schlug und sägte und schlug und sägte den Groll in sich tot. Aber als der Hansi und die Severina, jener vom Tage-

lohn, diese aus der Schule heimkamen, sahen sie doch noch wie scheu und von der Seite in das breite Gesicht der Truttmannin, und über dem Essen fragte die feine Severina, deren schlanke Gestalt sich streckte und rundete, mit ängstlichem Blick: „Seid Ihr zornig, Base Clari-Marie?"

„Nein," sagte diese und sprach mit dem Töni und mit dem jungen Volk wie alle Tage, es war nur, daß ihre Stimme spröd war und die Worte kurz und scharf tönten, wie wenn Stück um Stück von einer Glasscheibe gebrochen wird. Die Cille saß mit schmalen Lippen, wortkarg und bedrückt am Tischende.

Neuntes Kapitel

Am nächsten Tage ging die Cille Ziegler nicht nach St. Felix. Am frühen Morgen stand die Clari-Marie an der Kammertür des Töni und pochte: „Steh auf, du, du mußt den Pfarrer holen. Mit der Mutter ist es nicht recht."

„Ja, sogleich," antwortete es von innen. Dann pochte die Clari-Marie bei der Cille an. Die war schon auf, tat die Türe auf und knöpfte noch an der grauen Jacke.

„Du kannst nicht fort, mit der Mutter ist es nicht recht," sagte die Clari-Marie.

„Was ist denn?" fragte die Cille.

„Es könnte etwas geben," gab die andre zurück, und sie standen einen Augenblick voreinander und sahen einander an, und jede wußte, daß die andre

in der vergangenen Nacht nicht geschlafen hatte. Sie waren einander auch sonderbar ähnlich, während sie sich mit den dunkeln, scharfen Augen aus den bleichen Gesichtern maßen, und auch das mochte ihnen auffallen; nur war die breite, untersetzte Gestalt der Clari-Marie vor der langen, zähen andern wie ein Steinblock neben einer Tanne; von dieser ist nicht zu sagen, ob sie nicht inwendig morsch und schwach ist, jener aber steht, und die Wetter haben ihm wenig an.

Die Clari-Marie ging hinunter und verschwand wieder in der Kammer, wo die Alten lagen. Die Cille folgte ihr bald, und dann war an dem Morgen ein Aus und Ein in jener Tür; der Pfarrer kam mit dem heiligen Oel, der Sigrist mit dem Rauchfaß ging neben ihm, und nachher kam die Pfarrmagd, die Viktorine, gelaufen, nach der Mutter zu sehen. Eine Weile war die Kammer voll Murmelns, aus dem die klare Stimme der Clari-Marie sieghaft hervorbrach. „Vater unser" und „Gegrüßt seist du, Maria, Mutter Gottes!" Der Töni, der Gesell, stand Hut in Hand unter der Tür der Kammer, die nur angelehnt war, und murmelte mit, und der Hansi und die Severina kamen, drängten sich neben den Alten und steckten die Köpfe hinein; dann hoben auch sie zu beten an. Nach einer Weile trat der Pfarrherr heraus, die Cille geleitete ihn. „So müsset ihr es halt hinnehmen," sagte er mit salbungsvollem Seufzer, tat, als wischte er eine wirkliche Träne aus den wässerigen Augen und streichelte der Cille die Hand, die diese ihm reichte, streichelte sie mit rührsamer Teilnahme,

bis das hagere Mädchen in der Tür stehenblieb und die weiche, samthafte Hand von ihrer harten abglitt.

Die Stuben waren voll betäubenden Weihrauchduftes, als der Pfarrer und der Sigrist hinausgegangen waren. Die Cille ging hin und riß ein paar Fenster auf; dabei war ihr, als müßte sie mit dem alle Sinne einschläfernden Duft noch etwas hinauslassen, was süßlich roch, des Hochwürdigen Mitleid und Trostbereitschaft! Aus der Nebenkammer klang noch immer das Beten der Clari-Marie. Hansi und die Severina knieten jetzt bei ihr am Bett der Großmutter, nebenan aber schlief der Chrysostomus so fest, daß er weder des Pfarrers gewahr geworden, noch durch das Murmeln gestört wurde. Er schlief viel in der letzten Zeit, der Chrysostomus.

Der Töni war nach der Werkstatt an die Arbeit gegangen.

Nach einer Weile brach das Beten ab. Die Clari-Marie kam in die Wohnstube, rief nach der Cille: „Mach mir jetzt Wasser, heißes," dann heizte sie den Ofen, obwohl es schon scharf an den Maimonat ging, richtete aus Decken und Kissen ein Lager darauf und trug den Chrysostomus heraus, der, eben erst erwacht, mit erstaunten Blicken um sich sah. Ihn bettete sie auf dem Ofen zurecht.

„Er braucht nicht zu wissen, daß es mit ihr nicht geht wie sonst, mit der Mutter," raunte sie der Cille zu und fügte hinzu: „Aber — es ist mir — am Ende überhaut sie es wieder, die Mutter."

Den ganzen Tag war sie dann um die Alten beschäftigt. Am Abend kam der Hansi von der

Arbeit heim. Er war der Schule entwachsen, arbeitete die eine Hälfte der Woche in seines Vaters Dienst, die andre, weil dem Rottalbauern das Lohngeld seines Buben lieb war, in fremdem Taglohn, und wohnte noch im Zieglerhaus, einmal, weil es bequemer lag als die Hütte auf der Rotfluh, zum zweiten, weil die Clari-Marie an ihm hing, obgleich sie sich wenig davon merken ließ, zum dritten, weil seine Alten auf der Rotfluh herausgefunden, daß sie zu zweien billiger hausten, als wenn die Kinder mit ihnen am Tisch saßen.

„Was macht sie, die Großmutter?" fragte der Hansi. Er trug einen Korb voll Streumoos am Rücken und stellte ihn ab, dabei strafften sich die Sehnen seiner Arme, der Körper bog sich geschmeidig und voll junger Stärke, seine voller gewordenen Wangen färbten sich kaum ob der Anstrengung.

„Gut geht es," gab ihm die Clari-Marie Antwort und blieb bei ihm stehen. Ihr Blick haftete an seiner Gestalt, die in die Breite wuchs. Der Hansi kniete und hantierte am Tragband seines Korbes. Die Clari-Marie strich mit der festen Hand über sein dichtes Haar, aus dessen dunkler gewordenem Braun noch immer die weiße Strähne leuchtete. „Nicht einmal heiß hast," sagte sie und ging von ihm; sie ließ sich nicht merken, daß die Lust sie befallen hatte, des Hansi Kopf zwischen die Hände zu nehmen und zu sagen: „Jesses, was bist du für einer geworden, Bub, wie ein Baum einer! Und der Zaun, der noch älter war als du, ist unter dem Korb zusammengefallen!"

Sie faltete die Stirn, als ihr der Jaun zu Sinn kam, der Groll kam wieder über sie. Eine Stunde später, als sie in der Wohnstube mit den andern zusammen war, sagte sie aus diesem Groll heraus zur Cille: „Morgen kannst gehen, du."

„So meinst, es gibt nichts mit der Mutter?" fragte diese zurück.

„Es gibt nichts, sie ist wieder wie sonst," antwortete die Clari-Marie.

Am Morgen fiel Regen. In Faden, langgezogen, als klebte Tropfen an Tropfen fest, strich es aus tiefhangenden grauen Wolken nieder. Die Straße, die aus dem Dorfe lief, glänzte vor Nässe, da und dort lag noch schmutzig und hart eine Schneekruste; auf den Matten war mehr Schnee, aber das Grüne brach durch und schimmerte dunkel und saftig zwischen den trübweißen Stellen. Die Cille, die den Weg nach St. Felix antrat, stand in der Haustür der Zieglerhütte, hatte einen weiten, alten, schlichten Mantel um und spannte den Schirm auf, der schwer war und für ein kleines Volk gelangt hätte. Die Clari-Marie trat zu ihr. „Schön ist es nicht," sagte sie trocken.

„Ade!" sagte die Cille und trat in den Regen hinaus.

Langsam, vornübergebeugt, den Schirm auf die Achsel gestützt, ging sie davon, ihre schweren Schritte klatschten auf dem nassen Weg.

Der Regen fiel an diesem Tag unablässig; wenn die Clari-Marie aus dem Fenster blickte, sah sie es wie Schleier zwischen Himmel und Erde hängen, und das Grau war tief und endlos, kein Berg

war sichtbar. Die schlanke Severina verließ das Haus und ging zur Lehrschwester, bei der sie, aus der Alltagsschule entlassen, noch Unterricht genoß; auch der Hansi ging bald nach ihr weg und nach der Rottalhütte hinauf. Die Stille des Hauses bedrängte die Clari-Marie; eine Last fiel ihr aufs Herz, es war ihr, als müßte sie tief, tief atmen, damit ihr leichter werde. Sie ging dann zu den Alten hinein; beide lagen still und schliefen. Da verlangte sie nach einer geregelten Arbeit, und sie tat in der Küche, wo sonst die Cille waltete, was da zu tun war. Die Stubentür stand offen, zuweilen horchte sie hinein, und dann fiel ihr ein: nachmittags darf sie nicht mehr fort, die Severina! Nicht einmal jemand zum Fortschicken hast, wenn es irgend etwas gibt! Sie arbeitete weiter. Der Regen schlug ans Küchenfenster, gleichmäßig, tipp, tipp, und dann rann es in Bächen über das Glas. Plötzlich war ihr, als hörte sie ein Husten aus der Kammer des Alten, sie achtete kaum darauf, aber einen Augenblick später ging sie, unruhig geworden, doch hinein. Als sie an die Kammertür kam, tat sie zwei große Schritte: „Nun, was ist denn, Vater?" sagte sie.

Der Ziegler kniete aufrecht in seinem Bett, hielt sich an der Wand zu dessen Häupten und sah mit weitaufgerissenen Augen nach dem Bett seines Weibes hinüber. Er trug noch das Tuch um die Brust geschlungen, das ihm die Clari-Marie immer umlegte; es war verschoben und am Halse stand das rauhe Leinenhemd weit offen. Die Augen, die sonst halb eingetrocknet in den Höhlen lagen, quollen

hervor. Die Lippen bewegten sich und stammelten verworrenes Zeug: „Was — was ist jetzt — he, Anni, Anni, he!“ Zwischenhinein hüstelte er manchmal.

Die Clarie-Marie schob ihn in die Kissen zurück: „Was ist denn, Vater?“ wiederholte sie, aber gleichzeitig blickte sie nach dem Bett der Mutter und sah ein fahles, kleines Gesicht, zwei gebrochene Augen: „Jesus!“ entfuhr es ihr.

„Gelt, sie ist tot?“ sagte der Chrysostomus ganz klar, und dann wieder weinerlicher: „Gelt, sie ist tot, die Anni, die arme?“ Dann fing er zu flennen an, kindisch, der alte Leib hatte nicht mehr Kraft für große Wallungen. „Gelt, sie ist tot?“ schluchzte er und: „Gelt, jetzt ist sie doch noch vor mir, gelt?“ So kam es in kleinen Ausbrüchen wie Wellen auf müdem Wasser aus ihm heraus.

Die Clari-Marie trat zwischen ihn und die Tote. „Vater unser,“ begann sie und drückte der Alten die Lider über die Augen. „Kommet, Vater, wir wollen beten,“ sagte sie dann, hob ihn mit starken Armen aus den Kissen und stützte ihn und hielt ihn unwillkürlich fest gegen sich, so daß seine Runzelstirn sich an ihre klare, glatte lehnte; zu reden war nicht viel, aber das sollte ihm wohltun, daß sie ihn ihre Nähe fühlen ließ.

„Gelt, gelt, jetzt ist sie tot,“ stammelte er. Und dann — „Jesses!“ schrie er ein wenig auf, die Augen wurden wieder groß, mit den Händen fuhr er in die Brust, dann sank er nach vorn ein.

„Vater,“ mahnte die Clari-Marie, und noch einmal hastiger, schon mit etwas wie Erkenntnis in

der Stimme: „Vater!“ Der Körper des Alten hing kraft- und leblos in ihren Armen. Es überlief sie kalt, sie ließ ihn in die Kissen zurückgleiten, riß ihm das Hemd an der Brust auf und horchte. Das Herz schlug nicht. Da blickte sie in das Gesicht des Chrysostomus, strich auch ihm die Lider über die Augen, sah von ihm nach dem andern Bett hinüber und schüttelte den Kopf, als begriffe sie nicht. Dann ging sie in die Wohnstube hinaus; sie wußte nicht, warum, noch was sie wollte, langsam ging sie an der einen Wandseite hinauf und an der andern hinunter und wieder in die Nebenkammer zurück. Dabei empfand sie nichts als die Totenstille, die im Haus war und ein Gefühl, als sei jenes ganz leer für immer und sie allein übriggeblieben. Sie nahm eine Stabelle, schob sie zwischen die zwei Betten und setzte sich, den einen Arm legte sie auf dieses Bett, den andern aufs andre, ganz ruhig, als ob sie sagen wollte: „So, Vater, Mutter, kommt, gebt mir die Hand.“ Dann saß sie lange, den schweren, breiten Oberkörper vorgeneigt, mit sinnendem Blick auf den Boden starrend. Das Licht in der Stube war düster, die Umrisse ihrer schwarzgekleideten Gestalt flossen mit dem Dunkel, das zwischen den zwei Bettstellen lag, zusammen, aber ihr festes, gelbbleiches Gesicht mit den scheinenden Augen und den Hautsäcken darunter leuchtete aus dem Dämmer. Eintönig spritzte der Regen an die Fenster, in der Stube selbst war eine fröstelige Kühle. Die Gedanken der Clari-Marie, die anfangs wirr gewesen, wie ein Strom brodelnd, und gestaut von dem einen Empfinden: Mein

Gott, jetzt bist ganz allein! wurden allmählich still, klar fließend, in Wellen zog es daher, und als die Clari-Marie inne ward, daß es gleichsam wie Bilder an ihrer Seele vorüberzog, war es ihr eignes Leben.

Das war ganz richtig: Viele waren schon aus diesem Leben hinausgegangen, drei ältere Brüder zuerst; den einen, den ältesten, hatte der Branntwein und das böse Leben vorweggenommen, den zweiten fällte die Tanne im Fallen, die seine eigne Axt umgeschlagen, der dritte, der jüngste, war schwächlich gewesen von Kind an. Sie, die Clari-Marie, hatte ihn noch gepflegt, als sie selber heranwuchs; er war der erste, von dem sie im Isengrund gesagt hatten: Wenn die Clari-Marie nicht gewesen wäre, wäre er viel früher gestorben! Damals — unversehens — war ihr Ruhm aufgewachsen, wie sie selber und die Schwestern erwuchsen. Starke Mädchen sind sie, die Zieglerischen, und rechtschaffene, hieß es im Dorf. Sie suchten die Viktorine auf, als der neue Pfarrer ins Dorf kam vor vielen Jahren, und ließen ihr keine Ruhe, bis sie die Magdstelle bei ihm annahm. Und so ließen sie bei ihr, der Clari-Marie, nicht nach, bis sie zusagte und das Hebammenamt übernahm. „Eine aus dem Dorf muß hinunter in die Stadt und den Kurs mitmachen, und du bist dafür, Clari-Marie," mit derlei Reden fingen sie an, und mit allerlei Versprechungen hörten sie auf. End' aller Enden, auf alles Zureden hin nahm sie das Amt an, das sie sich schwer dachte und das doch noch schwerer war. Sie war damals schon über die

ersten Jungfernjahre hinaus. Fünfundzwanzig war sie alt, als sie aus St. Felix zurückkam und ihr Amt antrat. Ein Jahr später kam der Truttmann, der Schreiner, ins Dorf, groß, schwarzbärtig, ein stattlicher Mensch, schien ruhig und recht und mietete die Werkstatt, die neben des Vaters Haus stand. Gleich nach den ersten Wochen hieß es im Dorf: Jetzt wird er wohl eines von den Zieglermädchen nehmen, der Schreiner. Was hätte er da eine von den jüngeren nehmen sollen, wenn sie, die Clari-Marie, noch unversorgt war. Sie hatte sich nicht groß um die Mannsleute gekümmert, aber den Truttmann, als er ihr schönzutun begann, sah sie nicht mit Widerwillen an. Er arbeitete fleißig und hatte ein überlegene Art, die er sich im Talland geholt haben mochte. Zweimal, an Sonntagen, hatte ihr geschienen, er habe einen sonderbar weinroten Kopf und glänzende Augen, aber als er sie ums Heiraten fragte, war der Gedanke Meister in ihr: „Auswahl hast nicht im Isengrund, Clari-Marie! Warum sollst ein altes Mädchen werden, wenn du es anders richten kannst!" Damit nahm sie den Truttmann ohne viel Bedenken. Das Aufgebot erging, zwei Wochen später gab der Pfarrherr sie zusammen. Es war nicht viel geändert durch die Heirat — nur daß der Truttmann mit im Hause wohnte und sie, die Clari-Marie, die sich mit Arbeit nicht genugtun konnte, anfing, in der Werkstatt mitzuhelfen wie ein Gesell. Ein paar Wochen ging das gut und schön; die gemeinsame Arbeit und das Vorwärtskommen, das sich auftat, war, was ihr zusagte. Da kam sie dahinter, daß

der Truttmann öfters neben die Arbeit ging. Im „Löwen" hockte er und spielte; bald spielte und trank er halbe Nächte hindurch. Sie war keine zum Nachgeben. Es gab harte Worte; als er mit Worten nicht Meister wurde, wollte der Truttmann die Fäuste reden lassen. Aber er kam an die Unrechte. Ein halbes Jahr lang war ein Streiten im Haus, ein Aneinanderaufstehen, daß der Vater und die Mutter, die zwei kleinen, ängstlichen Leute, verschüchtert beiseitestanden. Dann half ihr, der Clari-Marie, ein böser Kampfgenosse, der Branntwein. Sie dachte die Scheidung zu erzwingen, der Branntwein schied sie gleich so, daß kein Gericht mehr zu sprechen brauchte. Aber vorher kam das Unglück mit der Cille, und daß die, still, brav und verschlossen, wie sie immer gewesen war, an einem jungen, glutäugigen Welschen, der eine Zeitlang im Dorf gewesen und nachher auf und davon ging, verunglücken mußte. Als es offenbar wurde, war denen in der Zieglerhütte, als müßte der Himmel einstürzen und sie alle begraben; auf die Cille hätten sie alle geschworen. Vater und Mutter verloren sich selber, sie warfen sich über den Tisch und flennten; zu helfen und zu raten wußten sie nicht. Der Truttmann fluchte und lachte abwechselnd. Die Cille flennte nicht, die war bleich und hatte verfallene Züge, wie ein Schatten schlich sie umher. Eines frühen Morgens schlich sie dorfaus, den Blick und die Gedanken hatte sie auf den See in der Tiefe gerichtet. Sie, die Clari-Marie, folgte ihr und brachte sie zurück. „Heim kommst, jawohl, es wird der Sünde wohl genug sein," sagte sie dann

zu ihr. Sie empfand, daß sie seit jenem Tage Macht über die Schwester hatte. Die Cille war ihr folgsam, als sei sie noch ein Kind und sie die Mutter. Ja, und dann fand sie, die Clari-Marie, einen Ausweg: Vor den Leuten sollte das Kind, das kommen wollte, als das ihrige gelten! Sie sprach mit dem Truttmann unter vier Augen; in seiner knurrigen Art, die er angenommen hatte, seit sie ihm über war, schien er auf ihren Vorschlag einzugehen. Als das Kind da war, brüllte er es im Rausch im „Löwen" aus:

„Uns soll das Wurm gehören, mir und der Clari-Marie! Hahaha, wißt ihr's, wie das ist? Die Heimliche, die Scheinheilige, die den Herrgott noch getragen hat an der letzten Prozession, die Cille, hat das angestellt!"

Seit dem Tage konnte sie, die Clari-Marie, den Namen ihres Mannes nicht mehr hören; von da an war ihr kein Mensch so zuwider wie der, der die Schwester, Vater und Mutter, sie und sich selber verunehrt hatte. Ein Vierteljahr später war der Branntwein Meister und traf den Truttmann der Schlag.

Wieder einer weniger im Zieglerhaus! Ein Jahr darauf nahm die Trine den Furrer vom Rottal zum Mann; da blieben die vier zurück, von denen heute abermals zwei abfielen, Vater, Mutter, die Cille und sie, die Clari-Marie! Jetzt — —

Draußen ging die Haustür; die Clari-Marie hob unwillkürlich den Kopf, der ihr schwer war, halb nach außen lauschend, halb noch ganz von dem erfüllt, was in ihr war, blickte sie ins Leere. Da

kam leise, zaghaft die Severina über die Dielen der Wohnstube; die Kammertür ging auf.

„Base Clari-Marie, jesses, sitzet Ihr da? Es ist so still im Haus, fast zum Erschrecken!“ sagte sie, streckte erst das schmale, bleiche Gesichtlein herein und schwang dann die biegsame Gestalt nach in die Stube. Die Clari-Marie fuhr zusammen. Dann stand sie mit einem Ruck vom Stuhl auf, schritt, in ihrem Wesen die schweigende, schwerfällige Kraft, mit der sie immer an alles Schwere ging, zur Severina hinüber und schob sie aus der Türe.

„Du mußt zum Pfarrer laufen,“ sagte sie halblaut, „er soll läuten lassen.“

„Ist die Großmutter tot?“ fragte die Severina und hatte furchtsame Augen.

„Beide, der Großvater auch!“ sagte die Clari-Marie.

„Beide!“ stieß das Mädchen heraus, fast hätte es aufgeschrien vor Schrecken.

Die Clari-Marie nickte nur ungeduldig. „Der Viktorine sagst, daß sie gleich kommt,“ trug sie ihr weiter auf, „und jemand soll sie zu deiner Mutter hinaufschicken, noch bevor sie kommt, die Viktorine.“

Dem Mädchen standen die Tränen in den Augen; es sah die Clari-Marie noch immer voll Schrecken und Traurigkeit an. Aber diese drängte: „Gehe, rasch!“

Die Severina, als sie nachher durch den Regen dem Pfarrhaus zueilte, wunderte sich, ob die Base Clari-Marie nie flennte wie andre Weiber, die die Toten doch mit reichlichen Tränen zu Grab schwemmten.

Zehntes Kapitel

Die Totenstube im Zieglerhause war voller barmherziger Seelen. Das halbe Dorf saß da und betete. Die Stube war schön geschmückt, eine Menge Kerzen brannten rund um die zwei Betten. Die Rottalbäuerin saß in ihrem schwarzschäbigen Sonntagsstaat da, und die Pfarrmagd saß neben ihr, auch der Furrer stand, Hut in Hand, stammelnd in einer Ecke, in einer andern lehnten nebeneinander der Hansi im neuen weißen Hemd und Feiertagsgewand, blond und breit, und die Severina. Nur die Clari-Marie maß in der Werkstatt mit dem Töni Sargbretter zurecht.

„Ganz gleich müssen sie werden," sagte die Clari-Marie. „Nimm dieses Holz hier, das harte, saubere," sprach sie gleich darauf, und zog eine Anzahl aneinander gelehnte Bretter aus einer Ecke. Der Töni schob die staubige Kappe aufs linke Ohr und schlarpte zu ihr hin. „Ja," sagte er und nickte, „ja." Aber die Arbeit schien ihm Bedenken zu machen.

„Such das neue Beschläg hervor, das schwere, versilberte," befahl sie wieder.

„Ihr habt es dem Fabrikanten zurückschicken wollen," warf der Töni ein.

„Jetzt brauchen wir's!" sagte sie.

Der Töni tuschelte in sich hinein, strich mit der Hand über die feuchte Stirn, und legte langsam Hand an die Bretter.

„Der Hansi kann zum Maler-Toni gehen; morgen früh kann der kommen, bis dahin sind wir fertig."

„Wie ich bis morgen fertig werde, weiß der Teufel."

„Meinst etwa nicht?" sagte die Clari-Marie, die schon unter der Tür stand. „Wenn wir zu zweien arbeiten, wird es wohl rücken." Sie schob das schwarze Tüchlein zurecht, das sie um den Hals gebunden trug, drehte sich ab und ging. Der Töni schnaufte schwer, spuckte und ging an die Arbeit. —

In der Stube sprachen sie von der Cille. Ob sie es schon wüßte? Ob sie in der Nacht zurückkäme?

„Ich habe ihr berichtet," sagte die Clarie-Marie, die eben eintrat.

„So wird es der Jaun auch wissen?" fragte eine der neugierigsten unter den Weibern.

„Sie bringt ihn mit," gab die Clari-Marie zur Antwort. Sie trat zu den Betten der Toten, stand vor jedem eine ganze Weile still und betete. Der rote Kerzenschein umhüllte ihre schwarze, schwere Gestalt wie ein scheiniger Mantel, und messerscharf zeichneten sich die Ränder ihres Profils gegen den roten Schein. Aus den Reihen der andern fuhr manchmal ein Blick zu ihr hinüber, scheu, als müßte einer fragen: He, du dort, wann gehst wieder?

Sie blieb nicht lange. „Ich muß dem Töni helfen gehen," sagte sie leise zur Pfarrmagd, als sie die Stube wieder verließ; dem Hansi winkte sie, daß er mitkomme. Dann schickte sie diesen zum

Maler. Sie selber ging nach der Werkstatt hinüber. Der Regen fiel noch immer; in braunen Lachen stand das Wasser zwischen Haus und Werkstatt, die Dächer troffen; in den Lüften war rieselndes, ödes, einschläferndes Geräusch. Und die Nacht kam; es dunkelte rasch, als ob eine Riesenhand über das Bergdorf griffe: da, zugedeckt bist!

Diese ganze Nacht hindurch war im Zieglerhaus ein ewiges Aus und Ein; es war kaum einer und eine im Dorf von denen, die gesunde Glieder hatten, die den verstorbenen Hundertjährigen nicht die Ehre antaten, am Totenbett zu beten. Zuweilen kam die Clari-Marie aus der Werkstatt herüber, sie sagte nicht viel dabei, mit kurzen Schritten trat sie an die zwei Betten, betete und ging wieder. In der Werkstatt stand sie nachher wieder stundenlang an der Hobelbank. Neben ihr arbeiteten der Töni und der Hansi; sie hobelten und hämmerten und maßen. Ihre Oberkörper neigten und hoben sich. Kurz, zittrig, mühsam sich aufrichtend bewegte sich der des Töni; zuweilen ächzte der Alte. Der runde, breite Rücken der Clari-Marie beugte sich schwerfällig langsam, aber ihr Hobel schnitt wuchtig; an ihren Handgelenken standen die Sehnen dick heraus. Der Hansi arbeitete, als hätte er eine Feder im Rückgrat. „Seht Ihr, Base, wie es rückt," sagte er, wenn er Brett zu Brett legte. Seine Augen glänzten dabei, als wäre heller Morgen statt nachtschlafende Zeit.

Am Morgen standen zwei fertige Särge mit Zierleisten und feinem schimmerndem Beschläg auf dem Werktisch. Der Maler-Toni strich sie an und

zog einen feinen Lack über die Farbe. Als sie fertig waren, riß der Töni die Werkstattür auf und ließ mit dem regengrauen Morgen die Schulkinder in die Werkstatt schauen, die gekommen waren, nach Ortssitte bei den Toten ein Vaterunser zu sagen, ehe sie zum Unterricht gingen. „Jesses, wie schön!" entfuhr es dem ersten, der die Totenbäume sah. „Jesses, wie schön!" durchlief es die ganze kleine Schar, aber die Clari-Marie kam, schnitt das Kinderhäuflein, das vor ihr auseinander wich, mitten entzwei und hieß den Töni und den Maler anfassen. „Tragt die Särge in die Stube," sagte sie.

Als sie mit dem ersten aus der Tür traten, schloß sie diese. „Zum Großtun sind sie nicht da, die Totenbäume," sagte sie, „nur denen zu Ehren, die hineinzuliegen kommen." Dabei sah sie weder die Sargträger noch die Schulkinder an; so wußten sie nicht, zu wem sie gesprochen hatte; aber die Kinder und die Männer waren kleinlaut nachher.

In der Totenkammer ließ die Clari-Marie die Särge niedersetzen, dann faßte sie selber an und legte die Toten hinein.

Das Beten und Ab- und Zulaufen der Dörfler dauerte bis zum Abend. Als es dunkel wurde, kam der Pfarrherr wieder, der schon mehrmals dagewesen war. Er kam würdig durch die Tür hereingeschoben, nahm, was er an demselben Tage schon dreimal getan hatte, die Hand der Clari-Marie, die eben an ihm vorbeigehen wollte, blinzte sie mit feuchten Aeuglein zutraulich an und sagte, was er schon dreimal gesagt hatte: „Mußt es halt ertragen, Clari-Marie, weil es Gottes Wille ist."

Die Clari-Marie löste ihre Hände aus den seinen; nachher war es dem Hochwürdigen, als könnte er seine Worte, von ihr abgefallen, am Boden zusammenlesen. Er trat zu seiner Magd und sprach mit ihr, dem Rottalbauern und andern von der Cille. „Jetzt ist sie immer noch nicht da,“ wendete sich die Viktorine zur Clari-Marie; ihr feistes Gesicht schimmerte rot vor Fett und Zorn.

„Das Begräbnis wird sie hoffentlich nicht versäumen, die Cille,“ entrüstete sich der Hochwürdige.

Die Clari-Marie zuckte die Schultern.

Bald nachher verließ die Verwandtschaft und Freundschaft das Haus. Nur zwei Betweiber hockten die letzte Nacht bei den Toten.

Am frühen Morgen kamen die Gemeindeältesten und trugen die Särge auf den behördlichen Achseln zur Kirche und Grube. Den Rothornweg hinunter und die Dorfgasse entlang wälzte sich eine dunkle Schlange von Menschen, Männer und Weiber. Der Regen hatte aufgehört, aber die Straße war verschwemmt und durchweicht, die schweren Schuhe der Dahinstampfenden machten ein klatschendes Geräusch. Der Himmel hing herab wie ein graues, wassergetränktes Tuch, von dem jeden Augenblick ein Guß, die Poren sprengend, niederschießen kann. Im Leichenzug flennte keines so laut wie sonst, nur die Trine und die Viktorine, die zuvorderst im Weiberzuge und nebeneinander gingen, hatten rote Nasen und Augen und drückten die Sacktücher fleißig ins Gesicht. Die Clari-Marie und die Severina, die hinter ihnen schritten, hatten bleiche Gesichter, dabei war das strenge der breitschultrigen Trutt-

mannin krankhaft gelb und das des blutjungen Mädchens durchsichtig wie schönes, klarweißes Wachs. Die Cille war nicht im Zuge.

Von der „Gräbt" kamen die Leidtragenden im Knäuel zurück, saßen nachher in der Wohnstube im Zieglerhaus beim Leichenschmaus, aßen und tranken und lachten. Die Rottalbäuerin wartete den richtigen Augenblick ab und fing an in der Nebenkammer nach Erbbarem zu stöbern. Die Clari-Marie wurde mitten im Leichenmahl zu einem kranken Weibe weggeholt.

Als sie zurückkam und vom Altdorf her dem Hause zuschritt, sah sie, noch ehe sie die paar Schritte am Rothornweg hinauftat, die Cille daherkommen. Diese kam, wie sie ausgegangen war, im schwarzen Staat, stützte sich auf den großen Schirm und hatte nicht große Eile, obwohl sie lange Schritte machte, so daß der Oberkörper hin und her pendelte. Die Clari-Marie sah scharf hinüber, setzte die Lippen zusammen, und ihre Brauen rückten näher aneinander. Langsam ging sie gaßauf, hielt auf der Schwelle des Zieglerhauses an und sah nach der Cille zurück, die unten in die Gasse einbog. Dann legte sie die Hand auf den Türdrücker, aber als sie die Stimmen der Tafelnden aus der Stube schallen hörte, blieb sie stehen und ließ die Cille herankommen.

Das trübe graue Tageslicht war nicht stark genug, die Gasse hell zu machen, es lag ein traurig stimmendes Düster über dem steilen, steinigen Weg, und darin standen die zwei schwarzgekleideten Frauen, oben die Truttmannin, ein paar Schritte unterhalb der Haustür, noch verschnaufend, die Cille.

„Tag!“ sagte diese, sie blickte der Schwester mit einem fremden Mut gerade ins Gesicht, so, als habe sie sich lange auf die Stunde vorbereitet und gestärkt.

„Wo ist der Jaun?“ fragte die Clari-Marie. Beide standen nun am Hause und sprachen halblaut, mit einer langsamen Hast, als drängte es sie, das Wichtige zu besprechen, ehe ein Dritter sich einmengte.

„Er ist unten. Noch in St. Felix ist er,“ gab die Cille Bescheid. Die andre blieb stehen, sagte nichts, nur über ihre breite Stirn war ein eigentümlich wolkiger Schein gebreitet, von dem sich nicht sagen ließ, woher er kam, und in ihrer ganzen Haltung lag ein ungeduldiges: „Nun, sprich weiter.“

„Die Gräbt — ist — ist sie schon gewesen?“ fragte die Cille; dabei fuhr sie sich mit der Hand unter die Augen und strich mit einem Finger eine Träne weg, eine, wie sie zu ihr paßte, kurz, herb wie sie selber.

„Ja, warum bist nicht gekommen? Ich habe dir doch berichtet,“ sagte die Clari-Marie.

„Ich bin nicht weggekommen,“ gab die andre zurück. „Zuerst wollte ich gehen; und da war das grausame Wetter, und sie ließen mich nicht. Und dann sagten sie, daß es nun doch zu spät sei, und dann — ich muß es selber sagen — es wäre zu spät gewesen, und — der Jaun — hat mich behalten wollen, und — dann — lebendig hätte ich sie doch nicht mehr gesehen, den Vater und die Mutter — und —“

Wieder fuhr sie sich unter die Augen, preßte auch die Lippen zusammen und schluckte, als würge sie einen schweren Bissen hinunter.

„Ja, und wann kommt er, der Jaun?" fragte die Clari-Marie mit ihrer scharfen Stimme. Da hob die Cille den Kopf, der ihr vornübergesunken war, und sah die Schwester an wie zu Anfang mit etwas wie Mut und Trotz.

„Er kommt nicht," sagte sie.

„Was?" fragte die andre.

„Er — ich — wir, ich und du haben uns das alles ganz anders und ganz falsch vorgestellt. Er — ich muß selber sagen — es wäre eine Sünde, ihm jetzt im Wege zu sein."

„So?" An den scharfen Backenknochen der Clari-Marie war ein Wallen des Blutes, auf einmal standen ihr zwei braunrote Flecken im Gesicht. Die Augen bekamen einen eignen Glanz, ihre Brust fing an zu arbeiten. Die Cille ihr gegenüber verlor gleichermaßen die Ruhe, auch ihr stieg das Blut langsam zu Kopf; keine von beiden konnte verleugnen, daß ein Sturm in ihrem Innern anhob, beide packte es langsam, aber mächtig, und in der Art, wie ihr halblautes Reden hastiger wurde, verriet sich deutlich, wie die Erregung sie meisterte.

„Sie haben ihm den Kopf verdreht, dem Bub, in St. Felix," sagte die Clari-Marie.

„Nein," gab die Cille zurück, „der hat es gut da unten wie noch nie in seinem Leben."

„Und du hast dir den Kopf auch verdrehen lassen."

„Tu mir den Gefallen und gehe eines Tages selber hinunter und laß dir erklären —"

„Ich wollte, daß ich müßte!"

„Aber jetzt im Ernst — —"

„So hast es denen zugegeben, daß er dort bleiben kann, der Jaun?"

„Ja. Er hat es jetzt einmal in sich, daß er ein Studierter werden will und kann."

„Ein Studierter!" Die Clari-Marie lachte halb.

„Ein Doktor," sagte die Cille.

„Dann bleibt er also in der Stadt?"

„Hier oder doch im Kanton will er doktern, wenn er einmal darf."

„Hier aber nicht," sagte die Clari-Marie.

„Nicht?"

„Nicht, solange ich etwas zu sagen habe!"

Jetzt sah die Cille der andern wieder in die Augen, erstaunt, zornig, heimlich voll Angst. Der Zorn wurde Herr. Sie krampfte die dürren Hände um den Schirm. „Meinst, er könnte dich ausstechen?" fragte sie. Als es heraus war, erschrak sie selber über die Worte. Die Clari-Marie sagte kein Wort, es lief nur ganz sichtbar ein fahler Schein über ihr Gesicht, als erkalte sie innerlich. Dann drückte sie auf die Klinke und trat ins Haus.

Die Cille folgte ihr. In der Stube hob ein großes Fragen und Schwatzen an, als die Cille hereinkam. Die Clari-Marie ließ sich dort erst sehen, als jene schon unter den Gästen am Tisch saß und dahin und dorthin Rede stand.

Und just hinter der Clari-Marie, als diese, einen frostigen Zug im Gesicht, sich an den Tisch zu den andern stellte, kamen die Kinder des kranken Weibes hereingestoben, die sie schon einmal weggeholt hatten. „Ihr sollt gleich kommen, Clari-Marie. Es ist wieder schlimmer mit der Mutter."

Die Clari-Marie stand einen Augenblick, als hörte sie nicht. Sie sah mit ihren schwarzen Augen die Cille an, fast als fragte sie: „He, du, was sagst?" Die Cille wurde rot, das altgewohnte Ducken kam sie an.

„So kommet doch," drängten die Kinder, der Knabe zog die Clari-Marie am Rock, die Tränen schossen ihm aus den Augen.

Die Clari-Marie sah mit einem seltsamen, leuchtenden Blick über den Tisch hin. „Ich muß wohl," sagte sie, „solange er noch nicht hier ist, der andre, der Doktor!" Es rann wie ein Zittern über ihre starke Gestalt, und die Stimme klang voll Hohn. Dann ließ sie sich von dem Buben hinausziehen.

Die Gäste sahen einander an. „Was hat sie jetzt?" fragte eine Frau.

„Warum ist sie jetzt so im Zorn?" erkundigte sich der Rottalbauer. Da stand die Cille vom Tisch auf, ganz bleich, mit von innerer Qual verzerrtem Gesicht. Die Arme hingen ihr lang herab. Jetzt hob sie sie ein wenig.

„Er — er will Doktor werden, der Jaun," sagte sie mit bebenden Lippen, „und sie ist nicht zufrieden, die Clari-Marie."

Elftes Kapitel

Die kleine Welle, die im Lebenssee derer vom Isengrund entstanden war, als die zwei Ueberzeitigen, der Chrysostomus Ziegler und sein Weib, gestorben waren, glättete sich wieder. Im Zieglerhaus kamen sie am längsten nicht ins Gleis. Dort lag ein paar

Tage eine Schwüle auf den Inwohnern. Der Hansi und die Severina vergaßen das Schwatzen. Der Töni stand von den Mahlzeiten früher als gewöhnlich auf und rauchte seine Pfeife in der Werkstatt statt am Tisch in der Wohnstube. Zum Hansi meinte er: „Du, Bub, jetzt kann's denn wieder besser Wetter geben da bei euch, sonst, beim Eid, laufe ich davon." Der Hansi tat, als höre er nicht. Er hing an der Clari-Marie und schwieg, weil er nicht wußte, mit was er sie verteidigen sollte. Daß sie an dem heimlichen Unfrieden schuld war, ließ sich nicht leugnen. Die Cille ging umher wie eine Geschlagene. Wenn sie meinte, allein zu sein, schoß ihr das spärliche Wasser in die Augen, wie das so war bei ihr, und sie würgte an ihrem heimlichen Kummer. Die Clari-Marie lebte ihr nicht zuleid, aber sie gab ihr nur die Worte, die sie mußte, daneben tat sie laut, mit einer hallenden Bestimmtheit, ihr Tagewerk, es war, als schäle sich aus der sonst so stillen, ängstlichen, zurückhaltenden Frau langsam eine andre, herrische heraus. Aber auch die Schwüle im Zieglerhaus löste sich allmählich. Die Dorfnot, die immer und wie vorher an die Tür der Clari-Marie klopfte und die auch die Cille stets mit hatte lindern helfen, half den Schwestern wieder zusammen.

Drei Tage nach dem Begräbnisse wagte die Severina eines Morgens beim Frühstück die Frage:

„So kommt er also gar nicht mehr heim, der Jaun?"

Das war nicht klug gefragt, aber die Neugier plagte die feine Severina, und bisher war keines im Hause darüber klar geworden, was im Tal unten

mit dem Jaun, dem Buben, der schon so lange fort war, vorging. Die Frage war nicht klug.

„Nein, hier ins Haus kommt er nicht mehr, der Jaun," gab die Clari-Marie zur Antwort.

Die Cille bekam einen roten Kopf und neigte sich tiefer über ihre Milch.

„Es ist schad," sagte die Severina, „ich habe ihn gern, den Jaun."

„Der wird wohl anders geworden sein in der Zeit," warf der Hansi ein.

„Ein Herr," sagte die Clari-Marie hart.

Dann standen sie vom Tisch auf.

Der Hansi stieg nach dem Estrich hinauf, als er herabkam, trug er ein schweres Beil auf der Schulter. „Ade!" rief er in die Küche hinein.

„Ade!" gaben die Cille und die Severina von dort zurück. Er verließ das Haus, schob drüben die Werkstattüre zurück und blickte hinein. Die Clari-Marie und der Töni standen an der Arbeit.

„Ich gehe jetzt, ade!" sagte der Hansi.

Die Clari-Marie sah ihn zerstreut an. „Wohin?" fragte sie.

„Heute ist doch Dienstag," gab er zurück, „ich muß doch ins Holz mit dem Vater."

„Jaso," sagte die Clari-Marie. Dann trat sie hinter der Hobelbank hervor und zu ihm in die Tür. Sie zupfte ihm das blaue Ueberhemd am Halse zurecht. „So geh halt," sagte sie und dann — gleichgültig — „schön Wetter ist heute," stand neben ihm und schaute den Rothornweg hinauf, über den herab das Gold eines hellen Morgens quoll.

Der Hansi streckte ihr die Hand hin, die schwielig und breit und stark war und leuchtete sie mit den heiteren Augen nahe und fröhlich an. Sie nahm seine Hand. Dann ging er, und sie blieb unten am Weg stehen und sah ihm nach.

Mit den schweren Schritten derer vom Isengrund stieg er bergan, das war immer, als zwinge jeder eigensinnig und beharrlich widerspenstigen Grund unter die Füße, wo die zu steigen anhuben. Er trug hellblau gestricheltes Kattungewand, die Hose, die über die Wadenmuskeln straff gespannt saß, und das Stallhemd, das, in die Hose gepackt, sich fest um die schlanken Hüften legte. Der nackte Fuß steckte in Holzsandalen. Der braune Kopf war bloß, und die weiße Locke schien, als liege eine Lichtflamme auf dem vollen Haar. Er war breitschultrig geworden, und das Gesicht war jetzt fest und gesundfarbig. An den Schläfen und an der Oberlippe sproßte der blonde Flaum.

Höher und höher stieg er, jetzt erreichte er die Stelle, wo die haarscharfe Grenze zwischen dem Schatten des Talgrundes und dem Goldschein in der Höhe lief. Da sah er sich um. Warm umfloß es seine kräftige Gestalt. Er winkte hinab und jauchzte.

Die Clari-Marie stand noch immer dort; sie sah seine hellen Augen blitzen. Er aber konnte nicht wissen, daß in den ihren etwas wie Sehnsucht stand und daß hinter ihrer Stirn ein Gedanke arbeitete: ‚Wirst mir auch verloren gehen wie — wie der Jaun?‘

*

Der Hansi setzte seinen Weg fort. Es wurde ihm warm, er öffnete das Hemd am Halse. Als er auf die Bergrippe trat, wo der Rottalgaden stand und der Weg nach seines Vaters Hütte hinüber abzweigte, stand drüben seine Mutter und rief ihm das „Tag!" zu. Er grüßte zurück. Darauf schrie sie herüber: „Der Vater hat auswärts müssen, du sollst allein hinaufgehen; es ist alles Holz angezeichnet, was geschlagen werden soll."

„Gut," gab er zurück; dann im Weiterklimmen fiel ihm etwas ein, was ihm das Blut ins Gesicht trieb: Nicht einmal herüberkommen hat sie dich lassen, die Mutter! Damit — damit sie dir nichts zu essen mitgeben muß! Er griff in die Hemdfalten; da steckte Brot und Käse, die ihm jeden Morgen bereitlagen, ehe er zur Arbeit ging. Das spendete die Clari-Marie; die andre aber, die eigne Mutter, war froh, daß sie keine Kinder mehr zu füttern hatte. Pfui!

Als er unter die Waldstämme trat, vergaß er den Groll. Der Wald duftete, der blaue Himmel sah hier und dort herab, leuchtend und hoch, und der Sonnenschein lag auf glänzenden Tannenästen. Manchmal stieg aus dem Kranz dunkler, goldübergossener Kronen ein grauer Felsturm, ein moosumsponnener Block, und Flämmlein Lichtes brannten an ihm, wo er eine Glimmerschuppe trug. Allmählich lichtete sich der Wald, das Rothorn schimmerte durch die Bäume, mächtig, hoch, den fahlen Mantel seiner Gletscher wandelte die Sonne in ein silberbrennendes Meer. Drunten lagen die grünenden Alpweiden, weit streckte es sich über Berg und Berg.

Der Hansi machte halt, er streifte die Aermel seines Hemdes an den weißen, festen Armen hoch, legte die Kattunbluse unter einen Baum, das Eßzeug darauf; dann sah er sich um, eine Anzahl der nahen Tannen trugen weiße Schlagzeichen, das Harz floß aus ihnen; wer näher zusah, konnte des Rottalbauern Namenzeichen erkennen. Der Hansi stellte sich vor den nächsten, schwang einmal die Axt wie zur Probe, dann holte er weit aus, sausend fuhr sie in den Stamm. Schlag auf Schlag folgte, der junge Körper wand sich in schönem, gleichmäßigem Vor und Zurück; wenn ein Schlag saß, ächzte das Holz und fuhr jedesmal ein Laut über Hansis Lippen, der fast wie ein kurzes, frohes Lachen war, sein Gesicht rötete sich, auf der Stirn standen Schweißtropfen. Als die Tannenkrone zitterte und zu schwanken begann, hielt er inne. Langsam neigte sich der Stamm. Da legte der Hansi das Seil um ihn, das er um den Leib getragen hatte, und zog. Ein Splittern und Krachen, die Nachbarbäume griffen mit hilfreichen Aesten nach dem stürzenden Genossen, der aber peitschte sie mit den seinen und fuhr zwischen ihnen hindurch zu Boden. Da äugten vom Alpsaume her ein paar Ziegen nach dem Holzer; der sah sie und lachte ob der neugierigen Gesellschaft; sie mochten von einer Weide herübergestrichen sein; er hatte sie vorher nicht bemerkt. Als er sich an das Entästen des Baumes machte, stand der Kehle-Gisler, der Lätz, bei den Ziegen, und sein Gesicht mit der langen Nase und dem weißschwarzen, langen, dünnen Spitzbart war kaum von den Ziegenköpfen zu unterscheiden. Nach geraumer Zeit erst erkannte ihn der

Hansi, lachte laut auf und hielt in der Arbeit inne. „Bist du's?" fragte er hinüber.

Der Gisler lachte mit, daß die gelben Zähne breit aus dem Munde standen, dann brach er langsam samt seinen Geißen durch das Unterholz herein. „Tag!" sagte er.

„Tag!" gab der Hansi zurück. „Hütest?" fragte er.

„Ja," sagte der Gisler und stützte sich auf den Haselstock, den er in der Hand hielt und an dem eine Peitschenschlinge befestigt war.

Der Hansi fuhr in seiner Arbeit fort, aber der Gisler setzte sich auf einen Moosfleck unter einer Tanne, zog eine Pfeife aus der fleckigen und flickigen, uralten Hose und stopfte sie. Die langen, dürren Beine steckte er ins Grünwerk des Bodens. Dornen stachen fröhlich durch den dünnen Hosenstoff, Gras und Blattwerk schmiegte sich an das armselige Gehgestell, auf dem einen erdgrauen Holzbodenschuh tummelten sich Ameisen, auf dem andern schwarzbraunen Fuß, wo dieser nackt aus dem Holzschuh trat, lag eine weiße Waldblüte fest in den Lederriemen geklemmt, lag da wie das erste Flöcklein Schnee auf dunkelm, gesprungenem Erdgrund. Die Ziegen nagten an den Büschen, da eine, dort eine, inzwischen kamen der Alte und der Bub in ein Gespräch, das so kurz und abgehackt klang wie Hansis Beilschläge.

„Bist am Sonntag mit einem Stadtherrn auf dem oberen Tierstock gewesen, scheint's?" fragte jetzt der Hansi. Der Gisler schmauchte.

„Ja," nickte er.

„Das ist ein böser Berg," meinte der Hansi.

„Leicht ist er nicht," gab der andre zurück. „Es kommt auch darauf an, wie man ihn anpackt." In langen Pausen fuhr er weiter fort: „Wenn du einen mit dir hast, der das Klettern versteht und nicht Angst hat, kommst überall durch. — Der Herr vom letzten Sonntag ist schon einer gewesen, der gehen kann. — Aber nachgeben hat er doch müssen, wie es durch die Wildflühen hinaufgegangen ist." Bei diesen Worten zog der Gisler die Zähne ein. Ein Ausdruck stiller Freude und verborgenen Stolzes lag in seinem Gesicht, in seinen Augen besonders. Hansi hielt inne; es zwang ihn etwas, daß er den Gisler ansehen mußte.

„Er ist dir nicht nachgekommen, meinst?" fragte er.

„Ja, ja," sagte lachend und nickend der andre. Dann drehte er sich, sprang auf wie ein Junger und stieß einen eigentümlichen Lockruf aus. Der Hansi schlug die letzten Aeste vom gefällten Stamm, kahl und lang lag dieser da. Der Gisler lockte noch immer. Zweige knackten, nacheinander brachen die Ziegen, die sich unter den Stämmen verloren hatten, durch das niedere Reisig. „Lug, der Teufel, der Teufel ist wieder fort," schimpfte der Gisler und knallte mit der Peitsche, dann ging er dem Waldrand zu, sah sich um, trat weiter in die Alpweide hinaus und spähte; seine Brauen standen wie Ecken, und unter ihnen fuhr ein Blick hinaus wie Feuerzüngeln. „Komm, sieh!" schrie er jetzt nach dem Hansi hinüber. Der legte die Axt weg und kam zu ihm.

„Sieh dort! Die hat beim Eid einen Gemsbock zum Vater gehabt und keinen Geißer, die! Alleweil

vergeht sie sich, alleweil ist sie an jeder Stutzwand oben," sagte der Gisler. Er wies westwärts, wo Wald und Alp wie abgeschnitten waren und ein schroffer Felskegel turmgleich in den Himmel hinaufstach. Auf seiner dem offenen Alpgrund zugewendeten Seite hingen da und dort grüne Grasbüschel aus dem rissigen grauen Gestein, da war ein Band und dort eines, hoch in den leuchtenden Morgen hinaus hing vom Fels wie ein Fähnlein eine schwankende weiße Hauswurzdolde, und oben, noch höher, so hoch, daß einem das Genick weh tat, wenn man hinaufschaute, zuckte es golden und wie Feuer, als schmiedete einer die Sonnenspieße, die von allen Seiten auf den nackten Felskopf stachen. In der Mitte der senkrechten Wand, auf breiterem grünem Sims stand eine weiße Ziege und meckerte, stand da, ging einmal vorwärts und einmal zurück und konnte nicht weiter.

„Hinauf kommt sie immer, der Teufel, der Teufel," schalt halb lachend der Gisler, „aber zurück —"

„Solltest nicht glauben, daß es möglich wäre, daß eine da hinaufkäme," sagte der Hansi.

„Ich sage ja, von einer Gemse kommt sie her, die, eineweg."

Er ging in den Wald zurück. „Wir müssen von hinten hinauf, von hinten ist er nicht so stutzig, der ‚sonnig Kögel'!" rief der Hansi ihm nach. „Kannst mich von oben herunterseilen."

Da stand der Gisler schon wieder am Waldsaum. „Das kann ich allein, Bub," sagte er. „Gibst mir dein Seil?" fragte er, hielt schon das dünne,

feste Hanfseil in Händen und murmelte: „Es ist lang genug.“ Eine Antwort wartete er nicht ab, ging zwischen Wald und Alphalde hin und hatte auf einmal einen seltsamen Schritt, groß, weit, daß die Holzschuhe nicht mehr klapperten und der ganze hagere Mensch wie aus angespannten Sehnen gebaut schien. Der Hansi ließ sich ins Gras nieder, breit, behäbig, als meinte er: „Gern sehen will ich, was jetzt werden will.“

Nach einer Weile kam der Gisler von hinten herum am Felskegel herangestiegen; einen Augenblick schien es, als schreite er auf den spitzen Tannengipfeln, die sich wie neidig und mit gereckten Hälsen neben der Felswand emporstreckten. Mit unheimlicher Schnelligkeit klomm er die Wand hinan, das Seil hatte er um den Leib gewunden, jetzt hackte er die Finger in einen Spalt, jetzt setzte er den runden Rand des plumpen Holzschuhs auf ein halbhandbreites Steingesims. Nicht einmal abgelegt hatte er sie, die Schuhe.

„Herrgott,“ sagte der Hansi, stand auf und dehnte die Brust und hatte Herzklopfen, halb vor Freude, halb vor Angst. Als er es gesagt hatte, stand der Gisler schon bei seiner Ziege: er stieß einen kurzen Jauchzer aus. Dann legte er das Seil in einer Schlinge dem Tier um den Hals. Das andre Ende band er sich wieder um den Leib und maß die Höhe der Wand. Schwarz stand sie vor ihm auf. Mit derselben stillen, zähen und jähen Sicherheit, mit der er den ersten Weg überwunden hatte, klomm er den oberen Teil der Wand empor. Jetzt straffte sich das Seil.

„Ju — hu — huhu,“ jauchzte der Gisler; der Hansi sah, wie er am Seil nestelte und dann auf der Platte des Felsens mit einem Ruck sich über den Rand hineinwarf. Einen Augenblick später tauchte dort sein seltsamer Kopf auf, das spärliche Seilende steckte ihm zwischen den Zähnen. Dann griffen seine Arme herab, die Ziege schwebte, am Halse angebunden und zappelnd, in der Luft; in wenigen Augenblicken hatte er sie oben bei sich und riß sie auf den Felsknauf hinauf, wie vorher sich selber.

„Herrgott,“ sagte unten der Hansi noch einmal, dann ging er nach seinem Arbeitsplatz zurück, holte Brot und Käse aus der Tasche und machte sich ans Mittagsmahl. Er war noch nicht zu Ende, als der Gisler mit der Ziege bei ihm stand.

„Hinten herab ist der Kögel weich wie ein Schlittweg, unten bist, bevor du's denkst,“ sagte er.

„Du bist schon einer, an der jähen Wand da hinaufzugehen,“ sagte der Hansi.

„Ja, gehen kann ich,“ sagte der Gisler ganz schlicht, „das sagen die Stadtherren auch.“ Dann schien ihm plötzlich ein Gedanke zu kommen. „Willst sehen, was sie mir schicken und schenken, die Stadtherren?“ fragte er. Auf die Antwort wartete er nicht, lockte die Ziegen und stieg durch den hängenden Wald eine Strecke bergab. „Komm!“ winkte er dem Hansi.

‚Solang du Mittagszeit machst, kannst mitgehen,‘ dachte der Hansi, packte die Restbissen zusammen und schritt kauend und langsam dem Kehle-Gisler nach.

Zwölftes Kapitel

Eine „Kehle" war in den Berg geschnitten, eine breite, grüne Rinne, in der da und dort ein Steinbrocken lag. Diesseits und jenseits trat der Wald zurück, als hätte Wildwasser sich Raum geschaffen, aber es fuhr nur manchmal im Winter ein sanfter, kurzer Schneerutsch die Rinne hinab; der alte Wald stand, wie ihn der Herrgott hatte wachsen lassen. Ueber der Kehle lag ein Block, ein haushoher Steinkerl, der irgendwo in der Höhe seinem Mutterfels abgesprungen, über den weichen Alpboden gehüpft war und mit dem letzten faulen Ruck sich nah an die Grasrinne herangewälzt hatte. So nah, doch nicht näher stak der Steinkerl da oben im Alpboden, daß des Gislers Hütte noch Raum hatte zwischen ihm und dem abschüssigen Rand. Angelehnt an den Stein und wie ein ängstliches Jungding bei ihm unterkriechend stand dort das, was der Gisler ein Haus nannte. Es war ein Gefüge von Balken und senkrechten Brettern, ein schiefes, halbes Schindeldach hing unter dem Felsen hervor. Die tannenen Bretter waren grau; wo sie im Alpgrund fußten, morschten sie übel, und keine Deckleiste schloß die Fugen zwischen Brett und Brett. Hoch oben, nah unterm Dach, war ein kleines, ganz sauberes Fenster; weil die Bretterwand schief gegen den Fels stand, war das Fenster nicht mehr dem weiten Taljenseits, sondern fast mehr nach oben, dem Himmel zugewendet, und da war es nun, daß es schien, als tue die arm-

selige Wohnstatt aus dem Fenster einen offenen, gläubigen, fröhlichen Blick zum Himmel auf. Den Eingang in die Hütte hatte der Kehle-Gisler von der Westseite, da war eine fürnehme Tür. Ehemals war es eine Schranktür gewesen, das Verschlußbrett an einem so elenden Wackelgestell, daß der Dorfweibel vom Isengrund es des Pfändens nicht wert gefunden, als er vor Jahren den Lätz um seine ganze Habe gebracht hatte. Jetzt stand es von außen angelehnt an die zwei Hüttenseiten, inwendig waren vier Nägel geschlagen, an denen Schnurschlingen hingen. Blies der Sturm, so hingen sie von innen die Tür fest, damit sie nicht fortgetragen wurde.

Der Gisler, als er mit dem Hansi daherkam, schob das Türbrett beiseite. „Komm, so komm," sagte er, bückte sich und schlüpfte in den Bau. Dem Hansi verschlug es beim Eintritt den Atem; eine Stickluft strömte ihm entgegen. Als er zwischen den Türpfosten hindurchtrat, war ihm, er müßte die breiten Schultern einziehen, damit er sich durchzwänge. Als er drinnen war und die Augen sich an das sonderbare, vom Rauch gestörte Sonnenlicht, das durch das Fenster fiel, gewöhnt hatte, fand er, daß der Gisler besser wohnte, als er erwartet hatte und als die vom Isengrund immer ihm nachlästerten.

„Komm und setz dich an den Tisch," sagte der Lätz, „wenn du noch magst, kannst mit uns Imbiß haben."

„Tag, Hansi," sprach da jemand aus einem andern Hüttenteil, und während der Lätz, der eine lehnenlose Stabelle fand, um sich zu setzen, sich umwandte, sah jener wie die Hexe im Märchen die Claudi, das

Buckeli, die mit der Severina zur Schule gegangen war, in einer Art Schlupfwinkel stehen. Dort stand ein roher, steingeschichteter Herd, dessen Töpfe nicht hoch sein durften, weil sie sonst an die Felswand stießen. Das Herdfeuer brannte. Ein rostiges, zwischen Herd und Steindach gezwängtes Blech wehrte notdürftig dem Rauch, in die Hütte vorzudringen, und ein ebenso rostiges Rohr half ihm nach hinten irgendwo ins Dunkel hinaus abzuziehen. Die Claudi rührte in einer Pfanne, stand in einem rotbraunen dünnen Rock, der am Halse offen war, in einem Dunstqualm und hatte das schmale Gesichtlein ihm zugewendet. Es war rosig von der Herdhitze, und das braune Haar hing feucht und wirr um beide Seiten, aus diesem schmalen, rosigen Rund mit dem Haargewirr darum schauten die Augen; wäre es noch dämmeriger gewesen, hätte einer meinen können, zwei Lichter schienen im Dunkel.

„Tag, Claudi," sagte der junge Furrer ganz spät; er war fast verlegen und wußte doch, daß die vom Isengrund den Gisler, den „Lätz", geringer achteten als ihr Rindvieh.

„Du bist, meine ich, noch gar nie bei mir gewesen, solang wir uns schon kennen," sagte der letztere jetzt, saß am Tisch und sägte mit seinem Sackmesser an einem Roggenbrotlaib. Der Tisch stand da wie auf Gichtbeinen, war klein, wacklig, tannen; aber er war sauber wie die beiden Stühle. Viel andres enthielt die kleine Hütte nicht, nur an Schnüren und Stangen hingen und auf Bretterregalen lagen eine Unmasse neuer, herrlicher Dinge, warme Strümpfe, warme Kappen, Hosen, Röcke,

feste Schuhe, ein paar neue Gletscherseile, ein halbes Dutzend Eispickel und dergleichen mehr. Auf denen fuhr jetzt des Hansis Blick herum, während die Claudi in der Pfanne die Suppe herbeitrug und sie in zwei Blechteller schüttete, die der Gisler aus der Tischschublade gezogen hatte.

„Beim Eid, noch nicht hier gewesen bist," wiederholte dieser.

„Nein, nein," sagte der Hansi. ‚Daß du mir dem Lätz nicht nachlaufst, dem Gottlosen, der nie in eine Kirche geht,' hatte ihn die Clari-Marie schon immer gewarnt.

„Willst jetzt Suppe?" fragte die Claudi; sie hielt noch einen Rest in der Pfanne zurück und sah den Hansi frei an. Wie sie jetzt dastand, erschien sie ganz groß gegen vorhin; sie wuchs auch wie die Severina und war schlank, von weichen Gliedern, nur der Kopf saß tief im Nacken, der Rücken hatte sich nicht ausgewachsen, der war hoch und gewölbt.

„Nein, dank'," sagte Hansi, die Suppe zurückweisend; da schüttete die Claudi dem Vater den Rest in den Teller und stellte die Pfanne hinten in die Steine. Gleich kam sie zurück an den Tisch und hub an, mit dem Gisler im Zweitakt die Suppe zu löffeln.

„Ja, siehst jetzt," sagte der Alte unterm Essen zu dem Hansi und wies auf die Regale und Stangen. „Da siehst, wie sie's gut meinen, die Stadtherren."

„Bei Gott, ein ganzer Kaufladen," sagte der Hansi.

„Gelt, er könnte das verkaufen, der Vater," warf die Claudi ein, „es gäbe gerade ein schönes Stück Geld."

„Das will ich nicht!" sagte der Gisler; dabei blitzten seine Augen ganz stolz. „Das sind so gut wie Zeugnisse, sind sie, die Dinger da; wenn sie nicht zufrieden gewesen wären, die Stadtherren, hätten sie nichts geschickt."

Die Claudi tat darauf etwas Sonderbares, strich dem Gisler über die runzlige graue Stirn, strich ihm die schwarzgelben Haarsträhne zurück und schmeichelte an ihm herum, als müßte sie ihm etwas abbitten. „Ja, ja," sagte sie dabei. Den Hansi lächelte sie an, als wollte sie fragen: Gelt, das ist einer? Dann stützte sie sich mit beiden Ellbogen auf des Alten Schultern, daß sie wie eins mit ihm war und der Hansi sehen konnte, was die vom Isengrund schon alleweil sagten: Wie eine Klette hängt das Buckeli an ihrem Vater.

Jetzt kamen die Ziegen durch die Tür gestrichen, die Claudi fütterte sie mit ein paar Brotstücken, trieb sie dann wieder hinaus und hägte mit der Tür den Eingang wider sie ab.

Der Gisler war aufgestanden, kramte auf einem Wandbrett und holte ein in schwarzes, vergriffenes Leder gebundenes Buch herab. „Siehst jetzt," sagte er zutraulich, „das muß ich dir noch zeigen, da kannst lesen! Wenn ich schon das Patent nicht kaufen kann, sie sind eineweg gut wieder heimgekommen, die Herren." Er blätterte in seinem Führerbuche. Seite an Seite war mit Bleistift und Tinte beschrieben. Der Hansi sah in das Buch und las Zeugnis um

Zeugnis. „Ja, ja," sagte er. Das Staunen über all das Gute, das in dem Buche stand, klang in seiner Stimme. Des Gislers Gesicht war ganz von Freude durchzündet. Plötzlich lief er vor die Tür hinaus, stellte sich vor den Türpfosten, wo die Halde sich steil senkte und der Blick frei in alle Welt flog. Dort fing er an zu jodeln, schrill zuerst, fast wild, dann sanfter und schön, langgezogen und zart, daß die Töne waren wie singende Kindlein, die Hand in Hand in langer, stiller Reihe ins Blaue hineintrippelten, aufwärts an die eisweißen Berge, hin über Gletscher, hin über leuchtende Kämme ins Unendliche hinaus.

Die Claudi stand an ihrem Herd und reinigte die Pfanne, sah dabei mit den tiefliegenden Augen nach dem Hansi, der, ihr den Rücken wendend, befangen und unbeholfen dasaß.

Als der Gisler nicht zurückkam, erhob sich der Bub. „Ja, so will ich jetzt wieder an die Arbeit," sagte er. Draußen erstarb just das Jauchzen.

„Gelt, er jodelt schön, der Vater?" sagte die Claudi und sah versonnen geradeaus.

„Ja," sagte der Hansi, und dann: „Jetzt muß ich aber —" damit wendete er sich ab und ging hinaus.

„Willst wieder hinauf?" fragte der Gisler, als er über die Schwelle trat.

„Ja, jetzt will ich wieder," gab er zurück, ging an dem Alten fast so demütig vorbei, als ob er ein Herr wäre, und wußte doch selber nicht, warum. „Ade," grüßte er, Schritt für Schritt sich drückend, „und Dank," fügte er, über die Achsel zurückblickend,

hinzu, dann bog er hinter dem Felsen ab dem hängenden Wald zu. Er vernahm, wie der Gisler die Ziegen lockte, nach einer Weile konnte er hören, wie er die Tiere in einer andern Richtung bergan wieder zur Weide brachte. Er selber machte Beine, daß er auf seinen Holzplatz kam. Ungestüm machte er sich an die Arbeit. Es wurde ihm warm, er öffnete das Hemd am Halse, krempelte die Aermel wieder zurück und fuhr sich mit der Hand über die Stirn und das dichte, wollige Haar. Nach einer Weile glitt sein Blick zufällig ins dunkle Unterholz unfern der Stelle, wo er stand; er stutzte einen Augenblick, dann arbeitete er, in sich hineinlachend, weiter. Es war ihm gewesen, als hätten aus dem gründunkeln Buschwerk zwei Augen gesehen, just so, wie in des Kehle-Gislers Hütte die der Claudi aus der Herdecke geleuchtet hatten! Die Splitter flogen vom Baume. Er schlug und schlug. „Beim Eid," entfuhr es ihm dann plötzlich, und er ließ den Axtgriff fahren und ging auf einen Busch zu. „Bist es oder bist es nicht?"

Da sprang dahinter die Claudi wie ein Wetterherlein auf und lachte.

„Was willst?" fragte er, drehte sich um und tat, als müßte der ganze Wald noch am gleichen Abend liegen.

„Ein wenig zuschauen habe ich wollen, wie du schaffst," sagte die Claudi, trat auf den von Spänen besäten Platz und legte die Arme leicht übereinander. Er kümmerte sich kaum um sie, zog aus und schlug zu.

„Kraft hast denn noch," sagte die Claudi. Da mußte er lachen, und ihre zutraulichen Augen machten

ihm warm. Heimlich wunderte er sich, wie lang die Claudi noch dastehen würde. Die wiegte sich ein wenig hin und her, der alte Rock schlug ihr um die Beine, die blauen, mit schwarzer Wolle gestopften Strümpfe waren sichtbar darunter, der Rock reichte just bis an die knapp ansitzenden rauhen Schäfte der zerrissenen Schuhe. „Es ist jetzt schon ganz lang her, daß wir nicht mehr in die Schule gehen," begann sie wieder. „Wie alt bist jetzt?" fragte sie dann.

„Einundzwanzig," gab er zurück. „Dieses Frühjahr habe ich die Rekrutenschule gemacht."

„Und ich fünfzehn," plauderte die Claudi. Ihr Gesicht lebte, wenn sie sprach, und ihre ganze Gestalt redete gleichsam mit, denn es war Bewegung in jedem Gliede. Der Hansi konnte nicht helfen, daß sie ihn mit ihrem Schwatzen ansteckte.

„Jesses, weißt noch, der Tresch, wie der manchmal geflucht hat?" sagte sie jetzt. Als sie auf den Lehrer zu sprechen kamen, kamen beiden die Erinnerungen.

„Jesses, weißt das noch?"

„Und das?"

Allmählich wurden sie eifrig; er stützte sich auf das Beil. Nach einer kleinen Weile schielte er nach einer Sitzgelegenheit, ging zu dem dicksten der geschlagenen Stämme und ließ sich darauf nieder. Nicht einen Augenblick standen ihnen die Mäuler still derweilen, die Claudi besonders war wie aufgezogen, die lachte und lachte.

„Komm, setz dich auch," sagte der Hansi. Sie sah den Stamm an, der ihr zu dünn zulief.

„Das ist mir zu niedrig," sagte sie. Dann streifte ihr Rock sein Knie. Sie kicherte. „Ich kann mich ja dir aufs Knie setzen."

„Komm nur," sagte er ganz ernsthaft.

„Ah bah," zierte sie sich.

„Komm!" wiederholte er und streckte den Arm nach ihr aus. Aber sie entwischte. Einen Augenblick schwiegen sie, sahen sich nur mit lustigen Augen an; aber die Claudi wußte gleich wieder Neues, und als sie sprach, kam sie unwillkürlich näher. Da faßte der Hansi zu und zwang sie, daß sie sich ihm aufs Knie setzte, sie stieß einen kleinen Schrei aus, er legte die Finger um ihren Arm und stützte sie. Dann fügte sie sich willig; eine Weile plauderten sie weiter. Warum ihnen die Worte seltener wurden, wußten sie nicht.

Die Sonne stand jetzt mehr westwärts; die Hitze des Tages wich aus dem Forst, ein leiser Wind rührte die Kronen, der Wald atmete wie in tiefen, friedlichen Zügen. Der würzige Atem strich den beiden an den heißgewordenen Wangen vorüber und kühlte ihnen das Blut. Sie wurden still und ernsthaft. Eine wohltätige Helle war in der Lichtung. Mit großen Augen sahen sie hinein, die Stirnen wurden frei und die Herzen groß; am Ende saßen sie ganz andächtig da.

Dann sank die Sonne tiefer. Nun brannte der Himmel hinter den Bäumen, und das Rotgold strahlte durch die Waldlücken, lag auf schwarzgrünen Aesten wie klebriges, träufelndes Blut und lag im Widerschein auf der Claudi stillem, rundem Gesichtlein. Der Hansi sah es von der Seite an. „Du brennst," sagte er.

Sie lachte, und er bog ihren Körper etwas weiter zurück, um sie besser ansehen zu können. Dabei fiel ihm auf, wie klein und leicht sie war. Wie ein Vogel war sie in seinen festen Armen. Wie einen Vogel hob er sie dann, stand auf und stellte sie ab.

„Mächtig stark bist," sagte sie; das Gefühl, wie fast verloren sie in seinen Armen gewesen war, kam ihr erst jetzt.

„Ja, gelt?" sagte der Hansi, in den Augen stand ihm der Uebermut. Dann packte er die Axt und das Seil. „Jetzt geh' ich heim," sagte er.

„Ich auch, ade," gab sie zurück, dann nickte sie flüchtig und trat in die Büsche.

Der Hansi staunte ihr nach, dann machte auch er sich auf den Weg. Im Hinabsteigen war ihm der Kopf ganz wirr. Er mußte sich besinnen, ob es wirklich gewesen, daß er da oben mit der Claudi im Holzschlag gesessen, oder — — nun lachte er. Gewesen war es! Hei, und nun sollte noch einmal einer übel von ihnen reden, von der Claudi und dem — dem Lätz!

Dreizehntes Kapitel

„Liebe Base Clari-Marie!

Ihr zürnt mir noch immer, wie ich höre, und mich verlangt danach, mit Euch Frieden zu haben. Ihr könnt es dem einfältigen und unbeholfenen Buben, über dessen Schwäche Ihr oft gelacht und gespottet habt, nicht verzeihen, daß er ohne Euern Rat und ohne Eure Hilfe einen besonderen Weg

gegangen ist! Ihr seid eine starksinnige und festgewillte Frau und gewohnt, daß man Euch im Isengrund Gehorsam leistet, da will es Euch nicht in den Kopf, daß der schwache Jaun Euch gleichsam ungehorsam entlaufen ist. Aber Ihr sollt nicht den Ungehorsam ansehen, mit dem er davonlief, sondern den Gehorsam, mit dem er wiederkommt. Liebe Base Clari-Marie, ich bin Euch davongelaufen, um eine Freude für Euch zu holen, und ich komme wieder zurückgesprungen mit der Freude in Händen und bringe sie Euch: Seht, das habe ich für Euch gefunden! Meine Freude ist mein Beruf! Die letzten Examen stehen vor der Tür; nicht lange mehr, und mein Studium ist beendet, werde ich die Doktorprüfung mit Ehren bestanden haben. Dann will ich heimkommen zu Euch, Base Clari-Marie! Ihr habt ein schweres Amt da oben im Isengrund, Ihr seid nicht mehr jung, und dann gibt es Dinge, die Euch noch fremd sind, und die Wissenschaft ist weit fortgeschritten im letzten Jahrzehnt, ich kann Euch manches Neue und Große sagen. Darum will ich heimkommen nach dem lieben Isengrund und mit Euch zusammen arbeiten und sorgen und über dem Gesundsein unsers kleinen Volkes wachen. Ich freue mich, eine starke und verläßliche Gehilfin zu haben, wie Ihr es seid, Base Clari-Marie, und Ihr, wenn Ihr erst wissen und sehen werdet, wie ich es meine, werdet nicht mehr zürnen, sondern willkommen heißen

Euern Jaun Ziegler."

Diesen Brief nahm die Clari-Marie, als sie ihn gelesen hatte, und zerriß ihn langsam und mit harten Fingern in kleine Fetzen. Als sie es tat, war

niemand in ihrer Nähe; aber die Cille, die den Brief hatte liegen sehen, ließ ein paar Tage lang der Schwester verstohlene Blicke folgen und wartete auf ein Wort von ihr, auf irgendeine Nachricht: das und das hat er geschrieben, der Jaun. Sie wartete umsonst. Während sie aber die Clari-Marie schärfer als sonst beobachtete, war ihr, als bemerke sie eine Veränderung an jener. Es war doch nicht, daß Leute im Alter der Clari-Marie noch wuchsen, sonst hätte ihr geschienen, die Schwester sei größer geworden. Sie hielt sich sonderbar aufrecht, der Kopf, dessen dunkles Haar einen grauen Schimmer bekam, saß mehr im starken Nacken, und um den Mund war ein Zug, den die bescheidene Frau ehemals nicht gehabt hatte.

„Siehst, was sie für ein Gesicht macht," sagte der alte Töni, der immer Mut hatte, wenn die Clari-Marie nicht da war, sagte es einmal, als jene eben die Stube verlassen hatte, zur Cille, „die wird eigensinnig auf ihre alten Tage."

„Schweig!" sagte die Cille, aber heimlich war ihr, der Töni habe das rechte Wort gesagt.

Und die Zeit ging. Es kam ein neues Jahr. Das schüttete in seinem ersten Anfang schon Neuigkeit über Neuigkeit über die vom Isengrund aus. Zuerst wurde wahr, was so lange erlogen gewesen, daß es keiner mehr glaubte: der Löwenwirt verkaufte sein Gasthaus. Von heute auf morgen! Ein paar Tage später sahen die vom Isengrund, mit wem der Jost Trachsel gehandelt hatte; der neue Löwenwirt zog so rasch auf sein Besitztum, als wäre in der ganzen Welt sonst kein Obdach für ihn gewesen.

„Ein Pfarrer, habe ich gemeint, kommt ins Dorf, als ich ihn gesehen habe," sagte der Spottvogel, der Werner Jacki, des Bergführers Bub.

„Einen Bart hat er von jeder Backe herunterhängen, jeder noch einmal so lang als meinem Geißbock seiner," lachte ein Bauer aus dem Unterdorf.

Die Sache war die, daß der Gasthauskäufer ein Fremder war, einer, der als Oberkellner an irgendeinem Fremdenort sich ein kleines Vermögen erlächelt hatte. Die vom Isengrund mochten ihn wohl begaffen und über ihn lachen. Einer aus dem Bergtal und der Herr Huber, der neue Wirt — der Geier und das Haushuhn waren nicht verschiedener. Der Herr Huber, als er im „Löwen" einzog, hatte ein schwarzes, feierliches Gewand an, einen Gehrock bis ans Knie hinab, einen steifen schwarzen Hut auf dem schöngescheitelten Kopf und ein wunderbar weißes Hemd. Er war sehr lang und sehr hager, hatte einen langen blonden Kotelettenbart und ein Stadtherrengesicht mit einer großen, scharfgeschnittenen Nase. Die Bauern waren verlegen, wenn sie mit ihm zu tun bekamen, er selber aber schien nicht recht zu wissen, was er mit den Bauern anzufangen habe. Er gab sich jedoch alle Mühe, freundlich zu sein, drückte dem und jenem flüchtig die Hand und hatte den klugen Einfall, in die Armenkasse vom Isengrund fünfzig Franken einzulegen. Da schnupperten die Bauern: Es scheint ein Rechter zu sein, der neue!

Von da an kam Huber, der Wirt, nicht mehr aus der Leute Mund. Im „Löwen" fand eine Umwälzung statt. Dort wurde, während der Winter

langsam in den Frühling überging, gebaut und geputzt und geändert und verschönt. Eines Tages brachte ein Händler zwei Maultiere ins Dorf und stellte sie dem Huber in den Stall, ein paar Tage nachher erzählten zwei Dorfbuben: „Der Löwenwirt hat uns eingestellt. Zur Schifflände hinunter müssen wir von jetzt an fahren, Gäste holen mit den Maultieren."

Gäste! Außer den Hochgebirgstouristen, die zu Fuß nach dem Isengrund stiegen, hatte sonst niemand das Dorf besucht. Die Bauern waren neugierig, was werden sollte. Dann wurde bekannt, der Huber, der Wirt, habe das große Wort gesagt: „Nächstes Jahr muß eine Fahrstraße vom Dorf zum See hinab sein. Weit auftun will ich das Tal, daß sie hereinkönnen, die Fremden!"

„Oho, da sind wir auch noch da," sagte der Gemeinderat vom Isengrund darauf. Vierzehn Tage später meinten dieselben großen Herren: „Schön wäre es, beim Eid, so eine Straße." Da hatte der Huber sie in seiner Gaststube regaliert.

So war das Frühjahr angerückt. Zu Ostern, als die vom Isengrund aus der Kirche kamen, steckten sie die Köpfe zusammen. „Habt ihr's gehört: der Löwenwirt hat die Gunter-Rosi eingestellt, des Fluhbauers Kind, Zimmermagd soll sie sein in den neuen Fremdenzimmern, die er hat einrichten lassen."

Da streckte die Zopp-Sephe, die dicke, etwas dämliche, achtzehnjährige Sigristentochter, die Nase zwischen die Sprechenden und erzählte lachend: „Ja, und ich komme jetzt auch zu ihm, zum Löwenwirt, in die Küche komme ich zum Geschirraufwaschen."

„Dem läuft jetzt bald das ganze Dorf nach," sagte eine scharfe Stimme hinter der Schar, die sich auf dem Kirchweg staute; die Clari-Marie ging vorüber. Sie wichen und gaben ihr Raum, nickten und sagten es ihr nach: „Ja, ja, es ist wahr, das ganze Dorf läuft ihm bald nach."

Kaum eine Woche nachher hatten die Bauern vom Isengrund schwer einen Taglöhner aufzutreiben. „Der Teufel hol's!" schimpfte einer, „jetzt schaffen zwanzig Mann beim Löwenwirt, der will am Hang hinterm Haus einen Garten anlegen."

So ging es fort in den Sommer hinein, des Löwenwirts Wirtsstube — er hatte jetzt eine besondere Stube für die Isengrunder Bauern und einen Saal für seine Talgäste — war Sonntags immer voll; dafür vergaß mancher, daß unweit davon die Kirche stand.

Mit dem Sommer kamen die fremden Gäste. Jeden Tag trugen die Maultiere Gepäck von der Lände herauf. Frauen und Kinder kamen geritten. Eine Sommerfrischlerkolonie siedelte sich im Isengrund an. Huber, der Wirt, verstand seine Sache, er gab eine Menge Geld aus, als ob er ein steinreicher Mann sei; aber er nahm auch wieder Geld ein. „Was der verdient!" posaunten die zwei Isengrunder Mädchen aus, die er in Dienst hatte.

Plötzlich ging das Gerücht: mit der Fahrstraße vom Dorf nach der Schifflände soll es noch diesen Sommer Ernst werden!

„Ja, wer zahlt sie denn?" fragten einige. Die Antwort gab am gleichen Tag ein weißer Anschlag-

zettel am Schulhausbrett, der die Gemeindeversammlung zusammenberief. Diese Gemeindeversammlung hatte über den Straßenplan zu entscheiden. Der Gemeinderat riet zu einem kleinen Beitrag. Alles übrige, hieß es, trägt der Löwenwirt. Und, hieß es weiter, lauter Einheimische sollen am Straßenbau arbeiten. Geld kommt ins Dorf damit, Geld wie Heu! Das entschied. Plan und Beitrag wurden gutgeheißen. Der Huber konnte morgen mit dem Bau beginnen, wenn er wollte. Als das Mehr zugunsten des Straßenbaus gefallen war, stand in der Schulstubentür, wo die Versammlung stattfand, die Clari-Marie. Breit, daß die geraden, festen Achseln die Pfosten der Tür berührten; im schwarzen Rock und schwarzen Kopftuch stand sie da. Das gelbe Gesicht war ein wenig heiß, die Lippen zuckten leise; denn es war nicht alltäglich, daß Weiber sich in die Dorfversammlung drängten. Sie strich mit der harten Rechten hastig über den glatten Scheitel rückwärts, daß das Kopftuch in den Nacken sank. „So," sagte sie in ihrem kürzesten Ton. „So, ihr Mannen, jetzt habt ihr dem Dorf das Unglück beschlossen."

Dann wendete sie sich und ging davon. Nachher wurde über alle Wirtstische hin geeifert, ob es recht oder unrecht gewesen sei, was heute die Gemeindeversammlung getan, und aus den Schenken ging der Streit in die Häuser und Hütten. Gegen die Einmischung der Truttmannin fiel kein Wort. In einem kleinen Wirtshaus, das nur die alteingesessenen Bauern vom Isengrund besuchten, schlug ein Alter mit der Faust auf den Tisch, hatte ganz

leuchtende Augen und sagte: „Die darf bei Gott noch sagen, was sie denkt, die Clari-Marie.“

Nach ein paar Tagen ging von den Hütten ein Wind aus. Die Weiber mochten zuerst geblasen haben. Jetzt hoben auch schon Männer, 'Alte, Stockeingesessene vor allen, die Köpfe: „Ja, es ist dann noch nicht erwiesen, ob es von Gutem für das Dorf ist, was der Fremde, der Löwenwirt, da alles anstellt!“

„Der Unfrieden kommt uns mit dem Fremdvolk ins Haus,“ eiferte eine Bäuerin, die eine gute Zunge hatte. „Die Clari-Marie sagt es auch,“ fügte sie hinzu.

„Die Clari-Marie sagt, den Unglauben bringen uns die Fremden,“ berichtete eine junge Frau mit ernstem Gesicht. „Es soll nur einer in die Kirche sehen, wie leer die Bänke sind gegen früher. Sie hat recht, die Clari-Marie,“ schloß sie.

Dazwischenhinein ging eine Geschichte von Mund zu Mund. „Habt ihr gehört, was sie getan hat, die Clari-Marie? Bei der Treschin, dem Dorfvogt seiner Frau, hat sie jetzt drei Tage und drei Nächte gewacht. Jetzt hat die Treschin das fünfzehnte Kind und lebt noch, wenngleich der Doktor in Schattdorf unten ihr beim Vierzehnten den Tod angekündigt hat.“

Inzwischen tat die Clari-Marie einen Gang. „Zum Pfarrer muß ich jetzt wieder einmal,“ sagte sie zur Cille.

„Sein Namenstag ist heute,“ gab die Cille zurück, „richtig, kannst ihm gleich Glück wünschen.“

„Hol mir eine von den Schaffeiten herunter

vom Estrich," sagte die andre, machte sich sauber für den Gang, knüpfte das Kopftuch unterm Kinn zusammen und strich die schwarzgehäkelten, fingerlosen Handschuhe über die starken Hände. Indessen brachte die Cille das Fleisch und schlug es in Papier, die Clari-Marie warf ein Tuch über den Arm und verbarg das Paket darunter. So ging sie.

Der Abend brach herein. Der Himmel war noch hell, aber an den zwei Tallehnen verdunkelte sich das Schwarz der Tannen, und zwischen die Dorfhütten sanken Schatten. Die Clari-Marie schritt inmitten der Straße mit ihrem schweren, bedächtigen Gang und sah an den Boden. Wenn, was alle Augenblicke geschah, ein „Tag!" neben ihr klang, sah sie flüchtig auf und gab einen kurzen hastigen Gegengruß, als habe sie Eile. Dabei fühlte sie, daß viele Blicke mit ihr gingen und daß sie hinter ihr von ihr sprachen, wenn sie vorüber war. Das war ihr nie so lästig gewesen als jetzt. „Du hast dich zu viel aus der Reihe gestellt in der letzten Zeit, Clari-Marie," sagte sie zu sich selbst; die Bescheidenheit, die der Grundzug ihres Wesens war, die Scheu vor allem Sichvordrängen wehrte sich in ihr um ihr Recht. Unwillkürlich wurde ihr der Gang durch die Dorfgasse leid und neigte der Kopf sich tiefer vornüber. Nach einer Weile stand sie vor der Pfarrhaustür und schellte.

Die Nacht war schon nah. So schrill die Glocke innen scholl, so kam doch niemand, der auftat. Endlich, nachdem sie wieder geläutet hatte, ging oben ein Fenster auf, und der rote, dicke Kopf der Viktorine wurde sichtbar. „Ja!" rief diese, unterm

Fenster liegend, sah dabei mit glänzenden Augen auf die Schwester nieder und lachte sonderbar. „Mach auf," sagte die Clari-Marie ungeduldig; erst da besann sich die Viktorine und kam über die Treppe nieder. Die Clari-Marie hörte die hölzernen Stufen knarren, dann riegelte die Viktorine eine ganze Weile inwendig am Schloß, lachte hörbar dazu und gluckste dazwischen. Endlich ging die Tür auf.

„Guten Abend," sagte die Clari-Marie.

„Guten Abend," grüßte die andre.

„Ist der Pfarrherr oben?" fragte jene.

„Ja — ja," schluckte die Viktorine und lachte; ihr Gesicht war tiefrot und glänzte wie ein gewichster Boden.

Die Clari-Marie sah sie gerade an. „Was hast?" fragte sie. Ihr Blick schien die Schwester zu stechen; diese nahm sich zusammen. „Nichts, es wird eines wohl noch lachen dürfen!" gab sie zurück. Da ging die Clari-Marie ihr vorauf die Treppen hinan und klopfte an des Pfarrherrn Wohnstubentür.

„Herein!" scholl es sanft und gemessen von innen. Als sie eintrat, saß der Pfarrer am langen, wachstuchbedeckten Tisch und hatte eine Anzahl Flaschen und zwei Gläser dastehen. Er sah aus wie immer, seine hohe hagere Stirn glänzte ein wenig und so die Nase unter ihr. In den Gläsern seiner Brille war ein leiser Rotschein; vielleicht warf ihn der abendrosige Berg, die Nase, in die zwei stillen Seen, die Gläser.

„Kommst auch wieder einmal," sagte der Pfarrer

langsam und würdig, stand aber nicht auf, wie er sonst wohl getan hätte, sondern reichte der Clari-Marie nur die Hand über den Tisch hin. „Noch ein Glas, Viktorine," gebot er seiner Magd, die eben durch die Tür kam.

„Den Namenstag habt Ihr! Ich wünsche Euch Glück," sagte die Clari-Marie und reichte dem Hochwürdigen die Hand.

„Ja, ja, dank'," sagte er; unter der Brille liefen ihm die Tränen hervor. Da zog sie plötzlich die Hand zurück, schob das Paket weg, das sie auf den Tisch gelegt hatte und sagte: „Ich bin wegen etwas Ernstem gekommen."

Die Viktorine zündete die Lampe an und füllte die Gläser, ihre Hand war unsicher, das eigne Glas goß sie so voll, daß es überlief. „Was willst jetzt? Der Namenstag ist, dem Herrn seiner! Was willst jetzt da Ernstes mitten drin?" lachte sie.

Die Clari-Marie schob sachte den Stuhl zurück, den sie ihr hingegeben, sachte bog sie um den Tisch. Als sie den zweien gegenüberstand, die mit verstaunten, schwimmenden Augen nach ihr hinsahen, sah ihr bleiches Gesicht aus, als hätte es beinerne Züge. „Habt Ihr nicht gemerkt," begann sie mit verhaltener Stimme zum Pfarrherrn, „daß Euch fast nur noch die Weiber in die Kirche kommen am Sonntag? Und die nicht alle?"

Der Hochwürdige schwitzte; die salbungsvolle, feierliche Art ging ihm verloren. „Ich weiß," stammelte er.

„So — so denkt nach, ob es nicht Zeit ist, daß Ihr die zur Pflicht mahnt, die sie vergessen haben,"

sagte die Clari-Marie. Dann litt es sie nicht. Kein Wort sprach sie weiter, ging nur hinaus und hinab. Vor der Tür unten lief ein Schauder über ihre feste Gestalt. Sie schüttelte den Kopf, ließ die Arme hängen und hielt, während sie langsam durch die dunkel gewordene Gasse heimschritt, die Fäuste geballt, als hielte sie sich an etwas fest. Es war ihr, als schwanke der Boden unter ihren Füßen, der Boden, auf dem die vom Isengrund wohnten, samt und sonders. Was ist denn — was ist denn mit dir, Dorf, willst zusammenfallen? ging es ihr in hastigen Gedanken durch den Kopf. Fremdes kommt herein, lauter Fremdes! Aus der Kirche bleibt das Volk! Und der Pfarrherr! Ja, der und die Schwester! Daß er manchmal sich vergaß und bei Festanlässen und dergleichen eines über den Durst nahm, das war im Isengrund nicht fremd. Aber heute das heimliche, einsame Gelage! Pfui!

Und ist keiner, der mahnt, solange es Zeit ist? Die Bauern, daß nichts Gutes von den Fremden kommen kann! Die Lässigen, daß in der Frommheit allein das Heil liegt! Den Pfarrherrn, daß ...

Auf einmal blieb die Clari-Marie stehen mitten am Weg, die Gasse war leer; sie hatte nur noch wenige Schritte bis zum Zieglerhaus zu gehen. Wenn es denn keinem einfällt, sprach es in ihr, mußt selber heraus aus deinem Winkel, Clari-Marie! So leid es dir sein mag! Eher als das Dorf zugrunde gehen lassen! Viel eher!

Vierzehntes Kapitel

Die Weiber vom Isengrund reckten die Hälse. Gestern hat sie mit dem Präses gesprochen, die Clari-Marie! Letzthin ist sie auch hinter dem Waisenvogt gewesen! Es ist wahr, es sind bald mehr Fremde als Einheimische im Tal! Auch fremde Arbeiter hat er jetzt angestellt, der Huber, der Löwenwirt.

Dergleichen Neuigkeiten gingen im Isengrund herum. Die Clari-Marie war schuld, daß es im Dorfe gärte. Sie ließ sich auch jetzt nicht viel sehen, stand nicht seltener daheim an der Hobelbank wie früher, ließ auch kein Weib und keinen Kranken warten, aber sie war es doch, die allmählich die Wand zwischen das schob, was im Isengrund fremd und was einheimisch war. Es bildeten sich zwei Lager, in dem einen, kleinen hockte der Huber, der Löwenwirt, hatte auf seiner Seite die Fremden und von den Einheimischen ein paar, die ihren offenkundigen Vorteil bei ihm fanden. In dem andern stand die Clari-Marie, still, halb versteckt unter dem großen Haufen ihrer Anhänger, die selber kaum wußten, daß sie die eigentliche Führerin war.

*

Die Clari-Marie und der Pfarrherr kamen von einer Schwerkranken hoch im Berg. Sie waren im Gespräch. Der Zufall hatte sie am Bett zusammengeführt; aber es war nicht ihr erstes Zusammen-

treffen, seit die Clari-Marie im Pfarrhaus gewesen war. Der Pfarrherr kreuzte ihren Weg jetzt oft; sie empfand, daß er es mit Willen und Eifer tat, als läge ihm daran, eine Scharte auszuwetzen. Er vergaß selbst den feierlichen Ton in ihrer Gesellschaft, kam in die Hitze, wenn er mit ihr sprach; er übertat sich auf einmal in seinem Priestereifer. „Die vorletzte Predigt hat gewirkt," sprach der Hochwürdige im Niedersteigen. „Die Kirche ist nicht leer gewesen am Sonntag."

„Es muß besser kommen," sagte die Clari-Marie.

Unterdessen führte sie der schmale Mattenpfad, den sie gingen, gegen das Gotteshaus hinab; an diesem mündete der Fußsteig in die Straße. Auf der Straße sahen sie von weitem den Kehle-Gisler vom See heraufsteigen, er trug das Führerbeil; hinter ihm ging ein Fremder mit Seil und Pickel. Die Clari-Marie hemmte den Fuß und sah den Pfarrherrn an. „Da habt Ihr einen, den Ihr bei Jahr und Tag nicht in der Kirche seht," sagte sie.

„Den Lätz, meint Ihr?" fragte jener.

„Lätz oder nicht, zum Frommsein ist keiner zu dumm."

„Ja, ja."

„Und sein Mädchen, die Claudi, nicht einmal getauft ist sie."

Der Pfarrherr stand still und hielt die Hände auf dem Rücken. Das Blut stieg ihm ins Gesicht. „Ja, ja," sagte er wieder und schoß einen zornigen Blick hinter dem Gisler, der mit dem Fremden dorfein schritt. „Ich will ihm kommen," fügte er hinzu.

Dann gingen sie weiter. Als sie an der Kirchenpforte vorüber sollten, drehte die Frau sich ab, als sei ihr Begleiter nicht da, und trat in die Kirche. Der Pfarrherr sah ihr befangen nach. Der bist nicht mehr über, durchfuhr es ihn. Fast kleinlaut setzte er den Weg fort und schritt in seinem sonderbaren Schiebegang dem Dorf zu.

Die Clari-Marie betete indessen. Sie betete viel in letzter Zeit, viel gegen früher und war doch schon immer eine fromme Frau gewesen. Es war etwas Leidenschaftliches in der Art, mit der sie den Geboten ihrer Religion folgte, obwohl äußerlich an dem festen, breiten, bäurischen Weibe keine Leidenschaft war.

Als sie eine Weile später die Kirche verließ und dem Dorf sich näherte, stand der Löwenwirt, der Huber, unter der Tür; er mochte sie von weitem haben kommen sehen. Er nickte, strich freundlich den schönen Bart und sagte ein lautes „Guten Tag". Sie gab ein kaum hörbares „Tag!" zurück, sah nicht auf und nicht zur Seite und stand nicht still, obwohl er sich hörbar räusperte und ein „Mit Verlaub, Frau Clari-Marie" hinter ihr her sprach. Er errötete, zog seine feine weiße Weste zurecht, dann seinen Rock und sah der Frau nach. Daß sie ihm feind war, war ihm nicht fremd; aber er wußte auch, daß ihm ihre Freundschaft not tat.

Wie sehr er das wußte, lehrte die allernächste Zeit. Eines Tages trug ein Mädchen aus dem Gasthaus einen Korb voll guter Dinge, Wein, Eßwaren, selbst Leinwandstoff der Clarie-Marie ins Haus. „Weil Ihr eine so Gute seid, weil Ihr so

viel tut für das Dorf, schickt Euch das der Herr, und Respekt habe er vor Euch."

Als die Magd das ausrichtete, sah die Clari-Marie sie durchdringend an. „Willst mich foppen?" fragte sie herb.

„Beim Eid nicht. Was meint Ihr denn?"

„So sag dem Löwenwirt, es seien Arme genug im Dorf, da soll er austeilen lassen!"

Damit hieß sie das Mädchen den Korb nehmen und gehen.

Eine Woche später versuchte der Huber es anders. Es wären manchmal weibliche Gäste da, die froh wären, jemand zu haben, der in Krankheitssachen Rat wisse, entbot er der Clari-Marie, ob sie nicht einmal vorbeikommen möchte, damit sie miteinander besprächen, wie sich ein regelmäßiges Vorsprechen der Dorfärztin im Gasthaus machte.

Die Clari-Marie lachte bei diesem Vorschlag kurz und rauh auf. „Wenn mich einmal eine braucht, von der ich weiß, daß es ihr not tut, ist es noch früh genug, zu kommen. Jetzt habe ich im ‚Löwen' nichts verloren."

Seit diesem letzten Bescheid wußte der Löwenwirt, daß die Freundschaft der Clari-Marie nicht zu kaufen war.

Inzwischen hielt von der Kanzel der Pfarrherr seine Zornreden gegen die, die nicht in die Kirche kamen. Der Kehle-Gisler war der erste, dessen Namen er laut und vor allen Andächtigen nannte als einen, der wie ein Heide sei und wie ein Heide sein Kind aufwachsen lasse. Einige andre Namen nannte er schonender; schon am folgenden Sonntag

saßen die meisten von denen, die er gemahnt hatte, wieder unter den Gläubigen in der Predigt. Der Gisler, der Lätz, war nicht gekommen. Auf ihn schalt der Geistliche aufs neue, und die vom Isengrund horchten auf. Bisher hatten sie den Lätz wohl als blutarmen, im Kopf nicht ganz richtigen Menschen gekannt, jetzt war es ihnen wie eine Entdeckung, daß der wie ein Heide unter ihnen herumlief. In ihrem neuen Eifer, fromm zu sein, und weil sittliche Entrüstung eine wohltuende Empfindung gibt, schlugen die meisten die Hände über dem Kopf zusammen. „Der ist einer, der Lätz, ein Grundbodenschlechter!" schimpften sie.

„Es muß eine andre Ordnung werden im Isengrund," eiferte der jäh scharf gewordene Pfarrherr weiter. „Wer nicht tun will, wie ein braver Mensch tut, dem soll man die Gemeindegrenzen verbieten."

Die Rede ging auf den Gisler, und es waren willige Ohren da, sie zu hören. In einer Schenke, in die der Lätz trat, um — was selten geschah — ein Glas zu trinken, rempelte ihn ein paar Tage später ein betrunkener junger Bauer an: „Du Heide, du, aus der Stube mit dir!"

Der alternde Mann stellte sich. Der Zorn faßte ihn über die Schmähung. Der Betrunkene und zwei andre, die an einer rohen Tat Freude hatten, warfen sich auf ihn, blutend wurde er in die Straße gestoßen. Seither, wenn er ins Dorf kam, steinigten ihn die Schulkinder. Wie die Alten, so die Jungen!

Als die Clari-Marie von dem Vorfall hörte, zog sie die Stirn in Falten, aber sie schwieg dazu.

Die Cille mischte sich ein: „Das ist doch zu viel und zu grob, wie sie es dem Gisler machen."

Da warf die andre das flüchtige und sonderbare Wort hin: „Der Gisler soll dem Herrgott geben, was dem Herrgott gehört, dann ist er niemand mehr zum Aergernis."

In diesen Tagen war die Rottalbäuerin krank und rief nach der Schwester. Die Clari-Marie stieg mit der Severina hinauf zu ihr, fand sie elend wie eine, die schlecht genährt ist, und schwach, weil sie sich überarbeitet hatte. Sie schmälte: „Du mußt besser zu dir sehen, Trini, mit Schaffen allein kommt eines nicht durch die Welt."

Die Furrerin, die im Bett lag, die Hände auf der Decke gefaltet, einen Rosenkranz zwischen den Fingern, betete erst drei Vaterunser, dann bat sie die Schwester, ihr Fleischbrühe zu schicken, als ob sie keine herzustellen vermöchte. Die Clari-Marie sagte ihr die Brühe zu, ordnete an, daß sie im Bett bleibe und sich Ruhe gönne, und wußte, daß die Schwester in ein paar Tagen wieder würde hinter der Arbeit sein können. Die Severina hieß sie bei der Mutter bleiben. Das war das erstemal, daß das Mädchen daheim haushalten sollte, und es begann mit Unfreude.

Die Clari-Marie indessen wendete sich wieder auf den Heimweg. Vor der Tür traf sie auf den Furrer, der ein paar frischgekaufte Schafe den Berg hinauftrieb. Eben erreichte er mit dem letzten Tier die Höhe. Mit den harten Knien stieß er das vor sich her. Die Clari-Marie sah, daß es auf drei Beinen hinkte und beim mühsamen Gehen die Augen

vor Schmerz verdrehte. Der Bauer grüßte nicht einmal. Sein bleiches Gesicht war heiß, der Schweiß stand auf der knochigen Stirn und an den schlaffen Schläfen. „Da hast du wieder einen Handel," knurrte er. „Jetzt habe ich die Schafe gekauft, und unterwegs muß mir das beste abfallen und ein Bein brechen."

Er riß die Tür an einem ans Haus gebauten kleinen Schuppen auf und trieb die Tiere hinein, dem kranken, das mit hinein wollte, krallte er die zähen Finger ins Vlies. „Da bleibst," sagte er. Mit dem langen Arm griff er ins Schuppeninnere und brachte einen Blecheimer zum Vorschein. Dann nestelte er in seiner Hosentasche und zog ein Messer, das er griffest stellte.

Die Clari-Marie zögerte unwillkürlich. „Nun — nun," sagte sie, „was will das geben?"

Der Furrer stieß einen Ton aus, der vielleicht ein Lachen hätte sein sollen. Er zerrte das kranke Schaf zu dem Kessel. Es war kein Jähzorn an ihm. Sein Gesicht blieb so gelb wie sonst, und alles, was er tat, tat er mit zäher Langsamkeit. Ein einziges Wort verriet, daß der Zorn ihn innerlich stachelte. „Stirb!" zischelte er, als er dem Schaf sein Messer in den Hals bohrte. Das Tier stieß einen gurgelnden Laut aus, er hielt es mit der Linken fest, sein Griff war voll roher Kraft, aber die Art, wie er das Messer in der Wunde des sterbenden Tieres drehte, war wie Mordgier.

„Nun, nun," sagte die Clari-Marie lauter, sie wollte reden, aber die Worte fehlten ihr vor Entrüstung. Der Furrer aber richtete sich auf,

strich seine blutigen Hände am Gras sauber und sagte gleichgültig: „Kannst kein Blut sehen? Auf drei Beinen habe ich es nicht noch lange lassen herumlaufen können, das Tier!“

„So schlachtet einer nicht, so,“ sagte die Clari-Marie. Kopfschüttelnd drehte sie sich ab und ging. Zum andernmal fiel ihr ein, daß es besser sei, wenn die Furrerkinder nicht daheim waren; und diesmal empfand sie etwas wie Mißtrauen gegen den Schwager, dem sie bisher alle Härten und Fehler verziehen um der bitteren Zähheit willen, mit der er sich um ein bißchen Wohlstand mühte.

Drei Tage später kam die Severina ins Zieglerhaus zurück. Auf einmal stand sie in der Küche bei der Cille, das schmale Gesicht bleicher als sonst, die Augen groß und glänzend. „Die Mutter ist gesund, da bin ich wieder,“ sagte sie. „Wo ist die Base Clari-Marie?“ fragte sie dann.

Da trat diese eben in den Hausflur, und sie ging hinaus zu ihr und hing sich ihr an den Arm. „Tag, Base,“ sagte sie und drängte die schlanke Gestalt dicht an die schwere, plumpe der andern; sie zitterte dabei und war, was nicht Bauernart ist, zärtlich und wie nach Liebe gierig.

„Was hast denn?“ fragte die Clari-Marie fast erschreckt, als sie darauf in die Stube traten und das Kind noch immer ihren Arm umklammert hielt. Die Severina hob das elfenbeinreine Gesicht und hatte Tränen in den Augen. „Froh bin ich, daß ich wieder da bin,“ sagte sie.

„Es ist recht,“ sagte die Clari-Marie und machte ihren Arm frei. Die Severina aber stand noch

immer in ihrem braunen, weich um die feinen Glieder sich schmiegenden Gewand mitten im Zimmer, sah auf ihre Schuhe und flüsterte: „Es würde mir nicht mehr gefallen da oben bei Vater und Mutter."

Die Clari-Marie konnte nach dieser Rede nicht helfen, daß sie dem Furrer und der Schwester gram war. Aber am folgenden Sonntag saßen die von Rottal zuvorderst in den Kirchenstühlen und waren von denen, die am spätesten die Kirche verließen. Da war dem strengfrommen Weibe, der Clari-Marie, sie seien so schlimm nicht, wie ihr geschienen.

Um diese Zeit schrieb auch der Jaun wieder. An die Cille war diesmal der Brief gerichtet. Ob sie sich gewundert hätten, daß er nicht gekommen sei? Wohl nicht! Wo einer nicht willkommen sei, brauche er nicht zu eilen, hinzukommen. Das letzte Examen sei längst gemacht, „magna cum laude", wie man das nenne, „gut" möchten sie sich denken! Sie könnten jetzt ruhig das „Doktor" vor seinen Namen setzen, wenn sie an ihn schrieben. Und er wohne jetzt nicht mehr bei den Kirchhofers, Assistenzarzt sei er am Kinderspital von St. Felix. Bis daß er zu Hause wieder eher gelitten sei, habe er die Stelle angenommen. Die Cille schob den Brief der Schwester ein, saß steif da, und in ihrem Blick stand Triumph mit Angst vermischt, Triumph, weil ihr war, als müßte sie zur Clari-Marie sagen: Da lies, wie bitter er schreibt, und gelt, jetzt braucht er uns nicht mehr! Angst, weil sie es gewesen war, die dem Jaun geraten hatte: „Komm nicht heim, Bub, sie will dich nicht sehen, die Clari-Marie."

Die Clari-Marie nahm den Brief langsam und mit einer Miene auf, die besagte: Bah, wozu soll ich den lesen? Ihr Mund war hart, sie lehnte im Stuhl zurück und las die Zeilen von weitem, halb gleichgültig, halb verächtlich. „Nun ja," sagte sie nachher, „so wird es wohl recht sein."

Die Cille schwieg darauf. Sie hatte das Schweigen lange gelernt; einen Seufzer verbeißend, zerknitterte sie den Brief in die Tasche ihres Rockes. Nur die Severina, die hinter dem Tische saß, stemmte die schlanken Arme auf die Tischplatte und sah nachdenklich ins Leere. „Warum sagt Ihr nichts, Base Clari-Marie — von dem Brief?" fragte sie.

„Warum?" fragte jene, die grauen Augen blickten scharf.

„Daß er ein Doktor ist, jetzt, der Jaun," sprach die Severina.

„Woher — wer hat dir — hast den Brief ge . . ."

In die unwirsche Frage fiel die Cille mit den Worten: „Erzählt habe ich ihr's." Sie konnte es nicht hindern, daß ihr das spärliche Blut zu Kopfe drängte, als sie gestand, daß ihr der Mund von dem übergelaufen, was ihr das Herz füllte.

„Das ist jetzt doch etwas Großes, ein Doktor sein, ein Studierter, für einen, der Geißen gehütet hat wie der Jaun, für einen aus dem Isengrund," sagte die Severina in demselben verträumten Ton.

„Geh! Dem Töni sollst sagen, der Lirer, der Säger, erwartet ihn," sagte die Clari-Marie laut und unvermittelt und brachte so, die Severina hinausschickend, die Rede von Jaun, dem Abtrünnigen, zum Schweigen.

Darauf gingen viele Wochen, ohne daß sein Name im Hause laut wurde.

Es wurde Herbst und wurde Winter. Das Gasthaus stand leer, dessen Stuben eine ganze Menge Sommerfrischler beherbergt hatten, von der neuen Straße war nur ein kleiner Teil gebaut; der Löwenwirt hatte im Sommer andre Arbeit gehabt. Im kommenden Frühjahr sollte der Bau eifriger gefördert werden. Inzwischen brütete der unternehmende Mann über neuen Plänen. In den ersten Tagen des neuen Jahres stellte er den Präses vom Isengrund, mit dem er sich wieder anzufreunden suchte, in der Straße. „Mit dem Frühjahr kommt ein Doktor ins Dorf," erzählte er.

„Das wird schon gut sein für die Fremden!" gab der Bauer zögernd zu. „Für uns andre ist die Clari-Marie da, wenn wir sie brauchen."

„Der wird es wohl recht sein," fuhr der Löwenwirt eifrig weiter, „freuen wird sie sich, meine ich. Mit dem Doktor Ziegler bin ich einig geworden, dem jungen, der von hier stammt und noch verwandt ist mit ihr. Ein guter soll er sein, der!" fügte er hinzu.

„Freilich, ja, ja, gut soll er sein," sagte der Bauer trocken. „Aber ich weiß dann nicht — mit der Clari-Marie —" Er brachte die Rede nicht zu Ende, schüttelte bedächtig mit dem Kopf, grüßte und ging weiter.

Der Huber murmelte ein ärgerliches Wort hinter ihm her. Es schien immer schwerer, mit dem Volk auszukommen. Schädel wie Steine! Alle Freundlichkeit nutzte nicht, alles Wohltun nicht.

Der Präses ging heim und erzählte die große Neuigkeit, der Jaun Ziegler, der Cille ihrer, der einmal Geißbub gewesen sei, käme als Doktor ins Dorf. In seinem Hause blieb die Neuigkeit nicht stecken. Die Severina erhaschte sie eine Stunde später in der Gasse, als sie vom Bäcker kam. Die Augen groß und glänzend, die schmalen Wangen vor Erregung glühend, stürmte sie daheim der Clari-Marie in die Werkstatt. „Wißt Ihr schon? Jetzt kommt der Jaun doch herauf!"

Am selben Tag bekam es die Clari-Marie schwarz auf weiß zu lesen. Wieder war der Brief Jauns an die Cille gerichtet. „Ich komme nun doch heim, Mutter," schrieb er. „Beim Löwenwirt werde ich wohnen, also nah genug bei Euch und doch der Base Clari-Marie nicht zur Last. Ihr werdet Euch schon freuen, nicht wahr, Mutter, daß ich komme und ich — es hat mir doch immer gefehlt, daß ich nicht heim konnte ins Bergland. Die Base Clari-Marie wird schon wieder anders werden, wenn wir einander erst sehen und gesprochen haben."

Die Clari-Marie verlor kein Wort über das große Ereignis; die Cille wie immer wagte nicht zu fragen. In der aber war ein innerliches Fieber. In ihr schlichtes Leben kam plötzlich ein Wert, eine Hoffnung, eine Vorfreude. In dem alten scheuen und verbitterten Mädchen drängte alles dem Tag entgegen, da der Bub, der Jaun, heimkommen sollte, der verachtete, aus dem mehr geworden war als aus allen andern vom Isengrund.

Fünfzehntes Kapitel

Ein Nauen fuhr über den Arensee. Das Wasser, das der Schiffmann mit schwerem Ruder schlug, war wunderbar glatt und blau; wenn das flache Holz eintauchte, war es, als seufze der See, und wenn es sich dem Wasser entwand, stieg dieses mit ihm hoch und glättete sich sanft, so daß es schien, als hätte nur ein Atem die Brust der morgenklaren Flut gehoben. An den Ufern kein Plätschern! Still wie das Felswerk, das fast überall den vielarmigen See umschloß, lag auch hier das Wasser. Sonnenlicht strömte über Berge und schimmernde Schneezinnen hernieder, Sonnenlicht floß mit dem blauen See zärtlich zusammen, durchleuchtete die Tiefen, daß das Schlingwerk der Algen und der grüne Zierat der Moose versunkenen feinen Geweben gleich im Grunde sichtbar wurden, daß das Spielen der Fische war, als surrten Silberpfeile durch die Flut, und daß man hinabblicken konnte, bis wo die mächtigen Pfeiler der steil aufragenden Berge wie riesige Quader auf Seegrund fußten.

„So, so, zum Isengrund wollt Ihr hinauf," sagte der Schiffmann zu einem, den er im Boote hatte. Der Schiffmann war ein stämmiger Mensch, stand barfuß, nur in Hose und Hemd da; Rock und Weste lagen hinter ihm auf den Bodenbrettern seines Fahrzeugs. Seine Arme, bloß bis zum Ellbogen, waren braun und sehnig, braun und hager und zäh waren der Hals und das rasierte Gesicht,

vom Schädel des Alten schien das volle weiße Haar wie Schnee von einem steilen, rauhen Berg.

Ja, zum Isengrund wollte er hinauf, nickte der Fahrgast, der weniger redselig war, als der Neugier des Schiffmanns paßte.

„Ihr geht zum Vergnügen da hinauf?" erkundigte der sich weiter, „gerade viele gehen jetzt da hinauf," fügte er bei.

„Ich bin da oben daheim," sagte der andre und drehte sich noch mehr der Bootspitze zu; ihm war mehr um Schauen als um Reden.

Dem Jaun Ziegler, dem Doktor, der von St. Felix kam und heimfuhr nach dem Isengrund, war es, als spränge ihm das Herz in den Hals vor Erregung und Ungeduld und Freude, und Freude und Ungeduld schienen ihm aus den Augen, deren kohlschwarze Pupillen noch immer sonderbar scharf und mit fremdem Blick aus dem milchweißen Grunde schauten. Nun setzte er sich tiefer im Nauen zurecht, lehnte sich mit beiden Armen auf das Kielbrett und staunte weit vorgebeugt voraus. Der Schiffmann gab es auf, ihn zu stören, der ließ die Ruder einen Augenblick und zündete die Pfeife an.

Auf den Jaun nieder leuchtete die Sonne, sein langes steckiges Haar glänzte, aber das gelbe Gesicht färbte sich nicht unter der Wärme. Auf der Oberlippe stand ein kurzer schwarzer Schnurrbart, borstig, nicht geschniegelt, wie die Städter es lieben. Die ganze, mittelgroße, hagere Gestalt, die im Boote mehr lag als saß, entbehrte dessen, was den Städtern ein Ebenmaß, eine äußere Feinheit gibt. Den Hut hatte er abgelegt, einen runden, kleinen Filz, wie

er ihn als Student getragen haben mochte. Er trug einen schwarzen, weiten Anzug und sah darin aus wie ein armer Schlucker, dem ein Reicherer den Staatsrock geliehen hat.

Jaun Ziegler dürstete nach dem Ufer hinüber, dem der Schiffmann das Boot zuruderte. Der Isengrundweg schimmerte schon herüber; ein grüner, goldenüberstrahlter Saum, glänzte der Eingang des Hochtals herab, und Schneetürme ragten rings, und Schneesäulen gleißten und breite Firne brannten in weißem Glühen; der Wildifirn, das Rothorn, der „sonnig Kögel" und sein Bruder, der nachtfinstere „schattig Kögel" standen dort an den Himmel gebaut. Das stieg auf und sah herab und leuchtete und glomm und grüßte. „Jesses, wie schön," sagte der Jaun leise und konnte auf einmal wieder Heimdeutsch, das er in St. Felix ganz verlernt zu haben glaubte.

Das Boot strich weiter; der Schiffmann hatte einen tüchtigen Zug. Immer deutlicher trat die Gestaltung des Ufers ins Auge. Jetzt lag, mit einer ganzen Flut goldenen Sonnensegens übergossen, weit zur Rechten die heilige, heimliche Matte, wo die Väter geschworen hatten, jetzt entzog sie eine vorspringende wölbige Bergbrust dem Blick. Jaun sah sich nach seinen im Nauen geborgenen Habseligkeiten um, zwei Kisten und demselben gelb bemalten, schmucklosen Holzkoffer, den er vor vielen Jahren auf seiner Gabel selber zu Tal getragen hatte. Das Ufer war nah.

„Da sind wir bald," sagte der Schiffmann, aufschnaufend, es mochte ihm durch den Kopf gehen,

daß er noch selten einen langweiligeren Gast gefahren. Jaun langte nach dem Hut und stand auf. Wenn er noch ein Geißbub gewesen wäre, so würde er gejodelt haben, obgleich er nie zu den Singlustigen gehört hatte; es drängte etwas in ihm, das hinausgejauchzt sein wollte. Die Brust war ihm weit. Jesus, wie war das Land schön, dem er da entgegenfuhr. Er begriff es nicht, daß er nicht Heimweh gehabt hatte, unzähmbar, schon lang. Daß das Heimkommen nicht ganz glatt war und nicht ganz freudig, vergaß er ganz; es war ihm, als müßten oben auf der Höhe schon die Cille und die Clari-Marie mit offenen Armen stehen und vor Ungeduld hin und her trampeln, bis daß er komme. Es war alles klar und sonnig und schön an diesem gesegneten Morgen, da der Jaun heimfuhr.

Jetzt stieß der Nauen auf den Uferkies. Ein Fahrknecht des Ländewirts, dessen Haus an der Stelle stand, wo die Straßen sich teilten, ergriff die Bootkette. Außer ihm war niemand nah. Aber der Jaun griff selber mit an und half mit jenem die drei Kisten an Land stellen, lohnte den Schiffmann ab und lud ihn zu einem Trunk ins Wirtshaus. Nach einer kurzen Weile begann er selber den Aufstieg nach seinem Dorf. Seine Siebensachen ließ er beim Wirt. Unbeschwert, mit Schritten, die die Ungeduld flink machte, stieg er hinan. Immer war die drängende Freude in ihm und die Lust zu jauchzen und die Erwartung: droben werden sie stehen! Erst als er der Höhe ganz nahe war, fiel ihm ein, daß sie im Isengrund nicht wußten, daß er heute kam. Unterwegs waren ihm ein paar

Menschen begegnet, zwei Weiber mit Bündeln, die zu Markt fahren mochten, ein Bauer, der eine Kuh wegabwärts trieb, und zwei Knechte mit Gabeln, alle hatten ihm das „Tag!“ geboten, aber mit jener kurzen, scheuen Art, die vorbeigeht und nachher mit offenem Maule nachgafft. Er hatte keinen gekannt. Es war eine lange Zeit, die er fortgewesen war!

Jetzt kam die letzte Straßenwindung, die Luft wurde frei. Tief unten der blaue See, hoch oben der blaue Himmel, dazwischen glitzerndes Leuchten! „Wie schön!“ dachte der Jaun wieder und schnaufte. Jetzt sah die Kirchturmspitze über den Saum der Isengrundebene, jetzt wuchs die Kirche selber hervor, die graue, starke! Die war noch immer wie früher und der Weg dorfein auch; Haus um Haus schlüpfte aus dem grünen Talgrund herauf, an dessen Hängen, unter den Wäldern sonderlich, noch einzelne unsaubere Schneestellen hafteten. Nun lag das Tal ganz offen. Da hatte sich nichts geändert, weit hinein liefen die grünen Mattenbänder und die dunkeln der Baumwälder und die Rotfelsen darüber, und im Westen, die Mauer und Schranke, strahlte der Wildifirn. Der Jaun blieb unwillkürlich stehen; er hatte Herzklopfen, es war ihm, als müßte er den Hut abnehmen, warum, wußte er nicht recht; und dann, weil er scheu war, vor sich selber scheu, ließ er ihn sitzen, den Hut.

Die Straße war leer. Langsam hub er an, dorfein zu gehen, an der Kirche vorbei, dem „Löwen“ zu. Niemand begegnete ihm, bis er an das Gasthaus kam. Er besann sich, ob er dort eintrete. Da war seine Wohnstatt, da war er jetzt daheim! Aber es

litt ihn nicht, er mußte zuerst hinüber um die Ecke, ein paar Schritte den Rothornweg hinan.

Als er am Gasthaus vorbeiging, ließ er den Blick von ungefähr nach der Höhe der Lehne gehen. Der Rothornweg verlief dort im Walde. Es fiel ihm auf, daß eine ganze Schlange von Menschen an diesem Weg sich aufwärts bewegte, und er wunderte sich, was dort geschah. Es muß eine „Gräbt" sein, fiel ihm ein.

Nach wenigen Schritten stand er vor der grünen Tür des Zieglerhauses. Wieder wie vorhin beim Eintritt ins Dorf war ihm der Atem kurz. Er zögerte einzutreten; dabei faßte ihn ein Erstaunen, daß es in allen Straßen leer war, daß die Häuser wie ausgestorben lagen. Selbst drüben die Werkstätte der Clari-Marie stand offen, und es war niemand im Innern. Noch einmal sah er über den Rothornweg hinan. Da mußten alle hinaufgelaufen sein. Was da geschehen war?!

Nun legte er die Hand auf die Türklinke, aber die Tür ging gleich darauf von selber zurück. Ein Mädchen stand im Flur in schlichtem, wohl um die zierliche Gestalt sich schmiegendem dunkelbraunem Kleid. Es war bleich, mochte erschrocken sein, daß da plötzlich einer an der Türe stand. Die dunkeln Augen schauten einen Augenblick verstört aus dem schmalen Gesicht. Ein Ton wie ein unterdrückter Schrei war ihr entfahren.

„Ist die Frau Clari-Marie daheim?" fragte Jaun. Der Heimdialekt kam ihm von selber und da, als sie ihn reden hörte, flog ein Lächeln um der Severina schönen Mund, die Flügel der zierlichen Nase zuckten.

„Ihr — bist du — gelt, du bist der Jaun, der Doktor?“ fragte sie verwirrt und doch in ausbrechender Lustigkeit. Ein leises Rot kam dabei in ihre Wangen.

„Wer bist denn du?“ fragte er statt aller Antwort; er lachte selber ein wenig, aber dabei stand er unbeholfen da, wußte nicht wohin mit den langen Armen, nur für die Augen hatte er einen sicheren Platz, die kamen nicht los von der Severina Gesichtlein.

„Die Severina bin ich,“ sagte diese.

„Ist nicht möglich,“ staunte er, „der Base Trine ihre Severina?“

„Sicher,“ lachte das Mädchen.

Der Jaun tat einen Schritt in den Flur, er streckte jetzt doch die Hand aus. „So, gut' Tag, du,“ sagte er.

„Gut' Tag!“ Sie legte ohne Scheu die Hand in die seine und ließ sie in seiner knochigen Rechten, die so weiß war wie sein farbloses Gesicht; die Hand war das einzige, das nicht mehr bäurisch war an ihm.

Der Jaun hielt die Finger der Severina lang, er wußte nicht mehr, wie er sie loslassen sollte, zuletzt leitete er das Mädchen der Wohnstube zu. „Sind sie drinnen?“ fragte er.

Die Severina schrak zusammen. „Jesses, nein,“ sagte sie hastig, wendete sich und eilte nach der Haustür zurück. Dort blickte sie hinaus, nach oben, nach unten. „Ist er schon hinauf, der Pfarrherr?“ stammelte sie, und als der Jaun hinter sie trat: „Da kommt er just, der Pfarrherr.“

„Was ist denn?“ fragte Jaun.

„Denk doch, den Scharfegghüttler, den Strahler, den Wipfli, haben sie tot gefunden da oben.“

„Verunglückt?“ fragte Jaun.

Draußen über den Weg stieg eben der Pfarrherr hinauf, ein paar Buben hasteten vor ihm einher, die nach ihm ausgeschickt worden sein mochten.

„Erschlagen, hat einer gesagt — Geld fehlt ihm, hat einer gesagt vorhin,“ erzählte die Severina zitternd.

Jaun richtete sich auf. „So will ich einmal hinaufsehen,“ sagte er und trat schon auf die Schwelle. „Sie werden oben sein, die Clari-Marie und die Mutter?“ fragte er. Die Severina nickte.

„Gehst auch mit?“ fragte er noch.

Aber sie schauderte. „Nein! Ich kann keinen Erschlagenen sehen.“

Da nickte er ihr zu und stieg rasch bergan. Kein Mensch kam ihm entgegen. Sie hielten alle oben aus. Jetzt sah man sie in dichten Haufen an der steilen Halde stehen, die meisten in einem Halbkreis um eine bestimmte Stelle geordnet, Männer und Weiber mit gesenkten Köpfen, dicht aneinander gedrängt, die Hinteren mühsam über die Vornstehenden hinspähend. Das graue Schindeldach des Rottalgadens schien, von der Sonne getroffen, silberig über sie herab, ein paar Buben hockten oben und schlenkerten die nackten Beine in der Luft. Sie hatten sich die Plätze erobert, von wo aus die beste Aussicht in ein fahles, blutiges Gesicht war, das von den rohen Pflastersteinen, der Gadenmauer zu seiten, in den blauen Himmel

hinaufsah. Der Pfarrherr erreichte eben die Schar der Dörfler; eine Gasse tat sich für ihn auf und schloß sich wieder. Ein paar Bauern hatten sich nach ihm umgewendet und dabei den Jaun erblickt, der hinter ihm her stieg. Sie wunderten sich über den, der da im schwarzen Gewand heraufkam und nicht zum Dorfe gehörte. Sie stießen einander an; mehr Köpfe drehten sich; ein Flüstern hub an.

Jaun stieg vollends hinauf. Als er mit einem stummen Nicken zu ihnen trat, gaben sie so weit Raum, daß er einen Durchblick auf das gewann, was im Kreise vorging. Dort lag der Scharfegghüttler lang ausgestreckt; er erkannte ihn noch an dem braunen spärlichen Bart, der wie zerfetzt aussah und nur grau geworden war in den Jahren; es schien ihm, als stecke der Bauer noch im selben abgetragenen Schafwollgewand wie damals, als er, der Jaun, noch ein Bub gewesen war. Neben dem Toten kniete der Pfarrherr und betete erst, dann hub er an, die Leiche zu betasten und zu untersuchen. Ihm gegenüber stand die Clari-Marie, dem Jaun klopfte das Herz rascher, als er auf einmal ihr gelbbleiches Gesicht voll gegen sich gerichtet sah. Es wunderte ihn, daß sie ihn nicht erkannte; einmal flog der strenge Blick ihrer grauen Augen gerade über sein Gesicht. Auch sie hatte sich wenig verändert. Vielleicht war ihre schwere Gestalt noch voller geworden, noch mehr in die Breite gegangen, und in ihrem Gesicht war ein herrischer Ausdruck, den sie früher nicht gehabt hatte.

„Gebt Euch weiter keine Mühe, Pfarrherr, erfallen ist er, das ist sicher," sagte sie jetzt. Dabei

waren ihre Züge still und hart. Der schmale Mund war wie ein fester Strich von einer weißen, faltigen Wange zur andern. Ihr Kinn sprang vor und der starke Unterkieferknochen schimmerte weiß durch die Haut.

Jetzt sprach einer aus der Menge der Gaffer: „Aber das Geld! Ich bin sicher, daß er Geld bei sich gehabt hat. Er ist mit einem ganzen Sack voll Strahlen[1]) ins Tal gegangen; zurück bringt er keine. So hat er sie verkauft."

„Sicher hat er," murmelte es unter den Zuschauern. Einer knurrte: „Verkauft, jawohl, wer hat es gesehen?"

Die Clari-Marie sagte: „Vom Tal herauf ist ein weiter Weg, da kann er das Geld hundertmal verbraucht, vergeben oder verloren haben."

„Ja, ja," gab ein Haufe ihr recht. Der, der vorhin gemurrt hatte, stieß ein unwirsches „Natürlich!" durch die Zähne. Der Jaun blickte nach ihm hinüber, der verdrossene Ton fiel ihm auf, er erkannte den Rottalbauern. Er stand etwas im Hintergrund, war so lang, daß er leicht über alle andern hinsah, und hatte ein Gesicht so fahl wie der, der tot wenige Schritte vor ihm am Boden lag. Aber das hatte er immer gehabt, der Furrer. Dem Jaun fiel ein: Wozu bist du ein Doktor, geh und sieh zu, was dem Toten geschehen ist.

„Laßt mich durch," sagte er zu den Zunächststehenden, dabei stemmte er die Ellbogen ein und drängte vorwärts. Unwillkürlich machte man auch

---

[1]) Kristalle.

ihm Platz. Als nur noch die letzte Reihe zu durchbrechen war, sah er einen Augenblick den Weg durch ein hageres, langes, schwarzgekleidetes Weib gesperrt. „Laßt mich durch," sagte er auch hier. Da drehte die Frau sich nach ihm um. „Jesses," entfuhr ihr ein halber Schrei. „Jaun, bist du es?" fragte sie dann.

Er hatte bei ihrem Ausruf aufgeblickt. „Ihr," sagte er nur; in seinen sonderbaren Augen, von denen man nie wußte, wohin sie blickten, war für eines Gedankens Länge ein warmes Licht. Er reichte der Cille, seiner Mutter, die Hand und drückte die ihre. Dann trat er an ihr vorbei zu dem Toten.

„Der Jaun! — Der Doktor! — Siehst! — Wahrhaftig der Jaun! — Man kennt ihn noch wohl!" Ein Gewirr erregter Stimmen wurde laut.

Der Pfarrherr stand auf und lüftete den Hut.

„Was ist geschehen mit dem Mann?" fragte Jaun. Sein Wesen war auf einmal sicher und kraftbewußt; von diesem Wesen, das er fand, wenn er an ein Krankenlager trat, sagten die Professoren und Studenten zu St. Felix, daß es ihn, den sonderbaren Menschen, den Bauern, völlig verändere und jedem, selbst dem, der just noch über seine Linkischheit hatte lachen wollen, Achtung abzwinge.

Der Pfarrherr stand ihm Rede. „Erfallen soll er sein, sagen die einen! Nicht, Clari-Marie, erfallen, meint Ihr?"

Die Clari-Marie stand, die Arme ineinander geschlagen, da. Sie nickte zu dem, was der Pfarrer sagte. Da blickte der Jaun auch sie an. „Tag!"

sagte er leise. Ueber den Toten streckte er ihr die Rechte hin, und mit der Linken rückte er unwillkürlich wie aus innerem Zwang am Hut. Das hatte er vorhin bei der Cille nicht getan. Die Clari-Marie löste langsam die Arme und nahm kurz seine Hand. „Tag!" sagte sie; ihr Gesicht zuckte nicht dabei.

Darauf ließ er sich bei dem Toten nieder. „Helf einer, entkleidet muß er sein!" sagte er. Ein Mann trat herzu, auch der Pfarrherr griff an. Der Jaun untersuchte genau, lange sagte er kein Wort. Dicht an der Schläfe trug der Tote eine Wunde. Die untersuchte er zuletzt. Als er die Hand daran legte, scholl eine Stimme hinter ihm. „Lang hast gebraucht, bis du das gefunden hast!" Die Clari-Marie hatte noch immer dieselbe klare, laute Stimme. Der Jaun wußte, daß jetzt viele höhnische Gesichter in seinem Rücken waren. Er gab keinen Bescheid; aber es stieg etwas heiß in ihm auf. Sorgfältig prüfte er die Wunde. „Von einem Gewehrschuß," sagte er dann in kurzem, sicherem Ton. Er stand auf dabei.

„Was?" kam ein hastiges Fragen aus der Menge. Die Köpfe reckten sich weiter vor. Da sah sich die Clari-Marie um. Ihr Blick ging über die Gesichter, scharf, gerade. „Narrheit," sagte sie. „Wie sollte so etwas geschehen im Isengrund! Wer sollte dem etwas zuleid getan haben! Da soll jetzt nicht einer herkommen wollen und das Dorf in Verruf bringen und das Gericht herauf. Wir können ohne Gericht sein da oben, haben lang genug schon keins gebraucht. Erfallen ist er, der Wipfli,

erfallen da am Gaden!" und sie wies an die scharfe Eckkante der Scheuer, wo eine Blutspur deutlich sichtbar war.

„So hat er gelegen, als ich ihn gefunden habe," sagte der Furrer, der plötzlich im vordersten Glied stand. Sein Ton war ein wenig heiser. „Dort hat er mit dem Kopf aufgeschlagen." Er deutete auf die blutige Stelle und wies mit den Händen, welche Lage der Körper gehabt hatte.

„So ist es," sagte die Clari-Marie. „Da ist er ausgeglitten, und die Ecke hat ihm die Schläfe eingeschlagen."

Der Jaun sah sie an. Als ihr Blick den seinen traf, mußte er zu Boden sehen und wußte nicht, warum. Aber er schüttelte den Kopf. „Es wird sich zeigen," murmelte er. „Anzeigen werde ich es."

„Anzeigen, du?" fragte die Clari-Marie. Da trat der Huber, der Löwenwirt, aus der Menge und zum Jaun und begrüßte ihn.

„Es ist nichts anzuzeigen," fuhr die Clari-Marie laut wie vorhin fort. „Eine Tragbahre schaffen könntet ihr und ihn hinabtragen ins Beinhaus! Ein Gewehrschuß, jawohl! Erfallen ist er und das ist sicher." Sie gab mit einer kurzen Bewegung ihrer Arme den Worten Nachdruck. Als sie das letzte sagte, war sie schon ihm Gehen. Sie schien jede weitere Entgegnung abschneiden zu wollen: Tut wie ihr wollt, glaubt oder glaubt nicht! Sie zog das schwarze Kopftuch fester und stieg bergab. Als sie sich hinwegwandte, war es wie ein Zwang auf den Bauern und ihren Weibern, eines nach dem

andern folgte ihr. Jaun und Huber standen mit dem Pfarrherrn zuletzt fast allein neben dem Toten, über den der Jacki, der Wildhüter, seinen Rock gedeckt hatte. Jaun sah sich unwillkürlich um, als es ringsum leer wurde. In langem Zug bewegten sich die gegen das Dorf hinab, die sich wortlos zur Partei der Clari-Marie bekannt hatten. Einige drehten die Köpfe nach ihm um; in dem und jenem Gesicht stand ein Hohnlächeln, auch finstere Blicke sah er, so als fluchten jene in sich hinein über den Hergelaufenen, der in ihre Angelegenheiten hineinredete. Aus der Reihe der Hintersten wandte sich der Jakob Jacki, der Wildhüter, strich sich mit der schweren Hand über das volle graue Haar, als ob er sich besänne, und kam dann in seinem schwerfälligen Schritt zurück. „Es kann nicht alles fortlaufen," sagte er herantretend, „es wird jemand die Bahre tragen müssen, wenn sie sie bringen." Die Worte waren halb an den Pfarrherrn gerichtet, er trat aber an diesem vorbei, noch immer wie in Gedanken, stellte sich neben den Toten und sah auf ihn nieder. Seine unter den eckigen Brauen hervorspähenden Augen glitten über den Leichnam hinaus, bald hierhin bald dorthin; einmal auch hob er plötzlich den Kopf und sah mit einem jähen und scharfen Blick hinter dem Rottalbauern her, der als einer der letzten in der Richtung nach seiner Hütte hin sich gemächlich entfernte, unterwegs die Pfeife ansteckte und, den Rücken den beim Gaden Stehenden zugewendet, stillstand, als läge ihm just an, zu zeigen, daß er keine Eile habe, von der Stelle, wo der Tote lag, wegzukommen.

Sechzehntes Kapitel

Die Cille war nicht weit mit denen gegangen, die plötzlich hinter der Clari-Marie die Stelle am Rottalgaden verlassen hatten. Mitten unter den andern blieb sie stehen, unbeholfen, so daß niemand merken sollte, auf wen sie harrte, und daß es doch alle merkten. Die an ihr vorbeigingen, stießen einander an: „Du, auf den Jaun, ihren Buben, wartet sie, die Cille." Ihr klopfte das Herz, das Blut stieg ihr auf; ihr Gesicht war heiß. Willkommen heißen mußte ihn doch einer, den Jaun — nach so langer Zeit!

Als die droben immer noch nicht kamen, tat sie Schritt für Schritt tiefer den Weg hinab. Endlich sah sie den Jaun mit dem Löwenwirt hinter ihr her kommen. Der Huber war wie eine Klette, er ließ jenen auf dem ganzen Weg nicht los. Aber am Zieglerhaus hielt der Jaun inne, sagte, daß er später nach dem Gasthaus herüberkommen wolle, und kam von dem eifrigen Manne frei. Die Cille war in den Hausflur getreten; sie stand ganz hinten im Flur, damit keiner sie sehe. Als er eintrat, schien es einen Augenblick, als wollte das steife, unbeholfene Weib die Arme auswerfen und sie ihm um den Hals legen, aber dann streckte sie nur eine der glasigen Hände aus und sagte ein kurzes „Tag, Bub!" Nachher stand ihr in der weißen Hauteinsenkung unterhalb der Augen ein spärliches Naß.

Jaun drückte die ihm gebotene Hand. So wenig wie sie verstand er, zärtlich zu sein. Nur als sie sich umwendeten, um in die Stube zu treten, tätschelte er die Mutter mit einer unbeholfenen Armbewegung auf den Rücken. „So — so — wie geht es auch euch allen?"

„Gut — bah, gut —" sagte die Cille.

Da tat ihnen die Severina von innen die Stubentür auf. „Es war mir doch, daß Ihr es sein müßtet," sagte sie. In der Stube fand die Cille einen Weg, dem Heimgekehrten die Liebe zu zeigen. Sie rückte ihm einen Stuhl zurecht, schob ihn, der mit der Severina sprach, an beiden Schultern ihn fassend, darauf, ging selber in die Küche, suchte und rumorte und brachte Eßzeug und stieg in den Keller und holte aus dem einzigen kleinen Faß Wein für ihn. Als der Jaun ganz hungrig zu essen begann, setzte sie sich an ihren Platz oben am Tisch, und die Severina rückte auf der Fensterbank hinauf, bis sie dem Jaun gegenübersaß. Beide Frauen stützten die Arme auf den Tisch und neigten die Köpfe vor, als dürften sie die Augen nicht von den Zügen des Heimgekehrten nehmen. Dem war wie in seinem Leben noch nie. Wenn er aufsah, fiel sein Blick auf die schlanken, in dünnen Stoffärmeln wohl abgezeichneten Arme der Severina und auf ihr darüber hinauslugendes Gesicht. Er wurde rot und senkte die Augen eilig, aber wohl war ihm doch; er vergaß den Löwenwirt und sein Amt, und es war ihm, als sei er nur eben heimgelaufen — heim, dahin, wohin er gehörte.

Jetzt machte die Severina eine rasche Bewegung

und stand auf. „Warum kommt sie nicht, die Base Clari-Marie?“ sagte sie. „Die weiß wohl nicht, daß du hier bist. Ich muß sie gleich holen — gleich.“

Die Cille nahm die Arme vom Tisch, stand auf und setzte sich wieder, die Röte auf ihren Backen verschwand allmählich. Auf der Zunge hatte es ihr gelegen: „Bleib noch, Severina, laß noch einen Augenblick Friede sein!“

Der Jaun aß weiter, als die Severina gegangen war, aber es mundete ihm nicht mehr, er würgte an den Bissen. Die Worte gingen beiden aus. Die Cille suchte nach etwas, was sie sagen könnte. „In den ‚Löwen‘ gehst jetzt dann? Gelt?“ fragte sie endlich.

„Ja,“ sagte Jaun. Dann standen sie wo vorher. Keines wußte weiter. Sie lauschten heimlich beide auf nahende Schritte.

Jetzt knarrten die Flurbretter, aber es war nur die Severina. Sie kam langsamer zurück, als sie gegangen war. Fast leise trat sie in die Stube. „Sie kommt, die Clari-Marie,“ sagte sie, aber es war nicht mehr die freudige Hast von vorhin in ihrem Ton. Dann setzte sie sich wieder hinter den Tisch.

Der Jaun schob den Teller zurück. Eine ganze Weile sprach keines, dann hörten sie die Schritte, die solange nicht hatten kommen wollen. Die Flurbretter knirschten. Auf den lautlosen Werkstattschuhen kam die Clari-Marie gegangen, schlarpend, langsam. Als sie durch die Tür trat, stand der Jaun auf.

„So! Also noch einmal ‚Tag‘,“ sagte sie im Hereinkommen. Wie zufällig schob sie die Hände

unter die Kattunschürze. „Sitz doch," sagte sie zu Jaun. Der ließ sich plump auf den Stuhl fallen, von dem er sich eben erhoben hatte. Die Clari-Marie setzte sich auf die Ofenbank, dort, wo ehemals der Chrysostomus, ihr Vater, gesessen hatte. Sie nestelte jetzt an der Schürze, die unrein war, und legte sie ab, nun saß sie in ihrem schlichten schwarzen Gewand.

„Kommt doch da herüber, Base Clari-Marie," bat die Severina.

„Ich sitze gut da," gab diese zurück. Da nahm sich der Jaun zusammen. „Ach," sagte er mutig und fest, „seid jetzt nicht so, Base, habt doch Freude, daß ich da bin."

Die Clari-Marie blickte ihn frei und ohne Zorn an. „Siehst, das ist jetzt so," begann sie ganz ruhig. „Das habe ich dir immer zu wissen getan. Wenn du ein Doktor wirst, so ist deine und meine Freundschaft zu Ende. Da ist jetzt nichts mehr zu markten."

„Aber warum? Eher stolz sein solltest! Was ist nicht geworden aus dem Bub!" fuhr die Cille jäh in einer an der Stillen völlig fremden Erregung dazwischen. Die Clari-Marie warf ihr einen langen Blick zu. „Was er gelernt hat, das paßt nicht mehr zu mir," sagte sie ganz ruhig, „und ich bin zu alt, ihm noch nachzulernen. Er zu neu — ich zu alt. So kommen wir halt nicht zusammen." Als sie das, Wort für Wort überdenkend, gesagt hatte, stand sie auf, schob ihre bauschigen Röcke zurecht und näherte sich der Tür. „Und auch das," fuhr sie fort, „zum falschen bist gegangen, Bub, zu dem im ‚Löwen', dem Fremden! Der und einer,

der's mit dem Dorf ehrlich meint, können nicht zusammengehen." Sie legte die Hand auf die Klinke. Der Jaun hielt den Kopf gesenkt und saß am Tisch, eckig, aufs Maul geschlagen, just wie er als Bub gesessen hatte. Er hatte kein Wort der Gegenrede. Schon halb im Flur wendete die Clari-Marie noch einmal das breite, farblose Gesicht. „Ich habe zu tun in der Werkstatt," sagte sie, „noch eine Stunde vielleicht, nachher, wenn ich wieder hereinkomme, wäre es mir schon recht, wenn wir nicht mehr zusammenkämen. Das ist jetzt einmal so: Unsre Freundschaft ist in zwei Stücken."

Die Clari-Marie wartete keine Antwort ab. Mit demselben schweren schlurfenden Schritt ging sie hinaus, mit dem sie gekommen war. Als die Haustür zufiel, stand der Jaun auf. Er suchte nach seinem Hut, den er auf einen Stuhl gelegt hatte. Der Kopf hing ihm auf die Brust; das Gesicht zuckte einen Augenblick, wie es dem Bub gezuckt hatte, wenn ihm das Flennen nahe war. „So will ich jetzt gehen," sagte er.

Da stand die Cille neben ihm, lang, aufrecht, die Augen feucht. „Wenn du mich brauchst, auf mich kannst zählen," sagte sie.

„Ja, ja, Dank," sagte er, drückte ihr die Hand und lächelte selbst. Als er darauf der Severina die Hand zum Abschied hinstreckte, trat sie dicht an ihn heran, hatte glühende Backen und glänzende Augen. „Weißt," sagte sie hastig und fast leise, „schlecht mußt doch nicht denken von der Base Clari-Marie. Nur nicht immer verstehen kann sie eines. Sie ist anders als alle andern. Aber eine Gute ist sie doch!

Wirst es schon sehen, wenn du Bescheid weißt im Dorf." Sie hatte seine Hand gefaßt und drückte sie mit ihren beiden, als müßte sie ihn durch die Bewegung überzeugen. Er aber spürte nur den Druck der weichen Finger und das Herandrängen ihrer Gestalt. Das Blut stieg ihm zu Kopf. „Ade!" sagte er hastig und völlig verwirrt und ging.

Am andern Tag war im Isengrund ein Begräbnis. Jaun, der Doktor, stand am Fenster seiner Stube im „Löwen" und sah auf die Straße nieder, als sie mit dem Sarg von der Kirche her ins Dorf und dem Friedhof zu zogen, eine lange schwarze Reihe von Männern und Weibern. Die Glocken klangen über sie hin, die Lüfte schwangen von den hellen, schwellenden und sinkenden Erzklängen. Sie begruben den Scharfegghüttler. Die vom Rat schritten hinter seinem Sarg, da er nähere Verwandte im Ort nicht hatte. In der ersten Reihe der Weiber, die dem Zuge der Männer folgten, ging die Clari-Marie. Es war ihm, als sei der jetzt der Gedanke im Kopf: In die Grube mußt fahren, Scharfegghüttler, daß keiner mehr lang zu fragen braucht, wie und wann du gestorben bist! Und er, der Jaun, hatte heute früh einen Bericht an die zuständige Polizeidirektion geschickt: „Pflicht meines Amtes als Arzt in hiesigem Ort bringe ich zur Kenntnis, daß die Leiche eines hierorts gestern tot aufgefundenen Bürgers, Tobias Wipfli, eine tiefe Schußwunde an der linken Schläfe aufgewiesen, alle Anzeichen auf fremde Gewalttat, nicht aber auf Selbstmord schließen lassen."

Indessen zog der Zug unten weiter dorfein. Der

Sarg und die vordersten der Leidtragenden verschwanden schon zwischen den Häusern. Nun setzten die Glocken aus. Die Schritte der Gräbtleute klangen dumpf herauf; das Murmeln der Betenden mischte sich damit; es gab ein Geräusch wie ein dumpfes Murren. Da war es dem Jaun, als murrten sie wider ihn. Der Trotz, der in der Haltung der Clari-Marie lag, schien plötzlich allen eigen zu sein. Mit störrischer Langsamkeit zogen sie unten vorbei. Der Jaun fühlte seine Kehle verschnürt. ‚Gestern bist eingezogen, heute hast schon das ganze Dorf gegen dich!' Es war ihm übel zumut, wie einem nicht Uebertapferen am Vorabend der Schlacht. Fast wäre ihm lieb gewesen, daß er die Anzeige an die Polizei unterlassen hätte! Dennoch wußte er, daß er sie wieder versenden würde, wenn sie noch nicht abgegangen wäre. Pflichttreu war er immer gewesen. Sonst hätte er es nicht dahin gebracht in der Studienzeit von St. Felix, dahin, wo er jetzt stand.

Siebzehntes Kapitel

Der Gemeinderat vom Isengrund hatte einen schlimmen Tag. Im „Löwen" in der Wirtsstube saßen der Verhörrichter und andre Untersuchungsbeamte. Als die vom Rat, vorgefordert, Rede gestanden, warum über die Art, wie der Scharfegghüttler gestorben, nicht weitere Untersuchungen gepflogen worden, fuhren die Beamten an ihren Tischen zornig und mit harter Rede auf. „Ins

Loch gehörtet ihr alle, ins Loch gehört ihr: einen Menschen zu verscharren, von dem nicht erwiesen, ob er nicht durch ein Verbrechen ums Leben gekommen ist!"

Einer der erschrockensten unter den Dorfvätern ließ den Namen der Clari-Marie laut werden.

Was die sei und was er mit der wolle? fragte einer vom Gericht.

Nun, untersucht habe sie den Toten und die Hebamme sei sie, eine gute dann erst noch, beim Eid, eine gute. Die Ueberzeugung, daß sie mit dem Lob eher zu wenig als zu viel sagten, gab denen vom Rat die verlorene Fassung wieder; auf ihren schweren Schuhen, die rauhen zertragenen Filzhüte wider die Brust gedrückt, standen sie da.

Ueberhaupt, die Clari-Marie wisse wohl, was sie rede, murrte der Präses, der stämmige mit dem kropfigen Hals und der bedächtigen Art. Er sprach laut und zornig; es paßte ihm schlecht, daß die vom Tal herauf in seine Gemeinde hineinregieren kamen.

„Hol einer das Wundertier, die Clari-Marie," sagte der Beamte von vorhin wieder, der ein junger und eifriger war, kurz erst mit seinem Studium zu Ende und in die Stellung eingerückt. Der Weibel sah den Präses an, als der nickte, ging er hin und holte die Clari-Marie. Inzwischen flüsterten die Beamten zusammen, der Protokollführer ging hinaus und sprach mit dem Löwenwirt. Der ordnete nachher ein paar seiner Taglöhner nach dem Kirchhof ab; die streitige Leiche sollten sie ausgraben. Drinnen in der Stube standen auch die Isengrunder Bauern beisammen, in eine Ecke gedrängt. Einer sah dem

andern über die Achseln nach den miteinander verhandelnden Beamten hin; selber sprachen sie wenig. Der eine und der andre hob den Kopf wieder höher; in ein paar Augenblicken mußte eine da sein, die sich vor denen da nicht fürchtete.

Die Clari-Marie kam. „Geh voraus, du, so weiß ich, wo ich hin muß," hörten sie ihre Stimme im Flur schallen. Da trat der junge Weibel vor ihr herein. Sie selber ging, wie sie immer ging. Ihr Gewand war schwarz und ihr Gesicht gelbweiß, ein großes Tuch hatte sie lose um die Schultern genommen, ein Kopftuch über die Haare gelegt; das schob sie in den Nacken, als sie vor den Untersuchungsbeamten stand, mit der Hand strich sie das ergrauende Haar langsam und fest am Kopf glatt.

„Nun, Frau," fuhr der junge Beamte sie polternd an, „es scheint, Ihr wißt nicht genau, wo das angeht, was Euer Amt ist, und wo es aufhört."

Sie sah ihn fest an, fast erstaunt. „Nein, das weiß ich nicht," gab sie ruhig zurück, „da oben hat einer dem Namen nach ein Amt und muß zehn andre verstehen. Wir sind unser nicht so viele wie bei euch in der Stadt, Herren!"

Hier mischte sich ein grauhaariger Herr ins Gespräch, einer, der schon lange unten im Hauptort, in Altstadt, sein Amt versah und die Verhältnisse des Landes kannte. Er kannte auch die Clari-Marie. „Gut' Tag, Frau," grüßte er. Sein Wesen war freundlich. „Sagt frei heraus, was Ihr von dem Scharfegghüttler und wie er umgekommen ist, wißt," munterte er sie auf.

Die Clari-Marie wendete sich ihm zu. „Was

soll ich mehr wissen," sagte sie, „die" — sie wies auf die vom Rat — „werden es wohl gesagt haben, erfallen ist er, der Wipfli."

„Eben nicht erfallen ist er," fiel der junge Verhörrichter wieder ein; aber seine Stimme klang zahmer; sie war kein gewöhnliches Weib, diese Clari-Marie.

Diese sah auf. „So," sagte sie, während ihre Nüstern sich in leisem Zorn blähten, „hat der Jaun, der Doktor, euch die Weisheit berichtet?"

Der Richter bekam einen roten Kopf. Er wollte barsch antworten; aber er mäßigte sich. „Wie kommt Ihr dazu, die Möglichkeit, daß der Wipfli erschossen worden sei, zu allem vornherein abzuleugnen?" fragte er.

„Weil keine Möglichkeit ist."

„Warum nicht?"

„Wir sind fromme Leute da oben im Isengrund. Glaubt Ihr, daß Beten und Morden in einem Atemzug geht?"

„Kann nicht ein Fremder ins Tal gekommen sein?" warf einer der Beamten ein.

„Es ist keiner ins Tal gekommen; man weiß hier, wann einer kommt," gab die Clari-Marie zurück. Der Protokollführer schrieb. Dann fragten die Herren weiter, bald die Truttmannin, bald die vom Rat. Die Clari-Marie hatte nur ein klares Wort: „Gebt euch keine Mühe, Herren! Da oben geschieht so etwas nicht — nicht, solang uns die Fremden nicht ins Tal kommen, für die vom Isengrund will ich gutstehen. Und erfallen ist er, der Wipfli."

Nach einer Weile gaben die Beamten es auf, andres herauszubringen. Sie entließen die Zeugen. Sie selber gingen nach dem Beinhaus, die ausgegrabene Leiche zu besichtigen. Der Jaun, der Doktor, begleitete sie.

Als sie eine Stunde später das Dorf verließen, blieb ein Gerede zurück: „Es wird doch ein Straffall werden, das mit dem Scharfegghüttler!"

„Zuerst müssen sie einen haben zum Strafen," meinten andre. In allerlei Wispern lief das Geklatsch aus. Das Wispern wollte nicht stumm werden, als der Tag ging und der nächste kam und der andernächste. Die Clari-Marie, die da und dort im Dorf zu tun hatte, hörte, daß in ihrem Rücken etwas rumorte, hörte aber nicht, was. Plötzlich fing sie einen Namen auf. „Der vom Rottal, der Furrer!"

Sie wußte, was sie meinten. Wäre sie nicht das starke Weib gewesen, sie würde aufgeschrien haben, denn das Herz schlug ihr wild wie in ihrem Leben noch nie. Aber sie biß nur die Zähne zusammen, hatte starre Züge und schwieg. Daheim, wo sie in einer Kammer eine ungestörte Stunde hatte, sann sie nach, legte sich alles zurecht, was ihr vorher blitzähnlich durch den Sinn gefahren. Konnte er es tun, der Furrer? Geizig war er, geldgierig, aber zeitlebens hatte er sich die härteste Mühe nicht reuen lassen, zu Gelde zu kommen! Warum sollte er da plötzlich — da fiel ihr das Schaf ein, das Tier, das er vor ihren Augen mit rohem Stoß zum Tode gebracht hatte! Es rann ihr kalt über den Rücken. Ob es möglich wäre,

Herrgott, ob es menschenmöglich wäre! An demselben Abend — ohne ein Wort zu den andern, wohin sie ging — stieg sie nach dem Rottal, schwerschrittig, entschlossen. Es dunkelte schon, als sie das Dorf verließ. Als sie nach der Rottalhütte kam, war es Nacht. Mit roten, trüben Fenstern schaute der Holzbau auf sie nieder. Nun trat sie in den Schatten des Gadens, jetzt auf die Stelle, wo der Tote gelegen hatte, der Wipfli. Sie war keine, die sich fürchtete; sinnend blieb sie einen Augenblick stehen, legte sich noch einmal zurecht, wie sie den Scharfegghüttler gefunden hatten. „Freilich muß er erfallen sein," murmelte sie und untersuchte mit der Hand die scharfe Steinecke am Gadenunterbau. Als ob da nicht einer sich ein sauberes Loch in die Schläfe schlagen könnte! Nun stieg sie nach der Hütte hinüber. Deren Tür stand weit offen; die hatten, wie es schien, da oben keine Scheu vor Besuch. Die Sorglosigkeit, die in dem kleinen Umstand lag, besänftigte ihre Erregung. Sie trat über die Schwelle und tastete sich durch den schwarzen Flur. Weil sie langsam ging, übertönten ihre Schritte das laute Murmeln einer Stimme nicht, die aus der Stube kam. Sie stand unwillkürlich still; drinnen sprach der Bauer, der Furrer. Sie wollte nicht lauschen, aber der Klang seiner heiseren Stimme hielt sie doch fest. Er betete, nein, er las vor, aus der Bibel las er, und es war ganz feierlich, wie er las, ruhig, friedlich wie einer, der es mit frohem Herzen darf nach hartem Tagewerk. Sie atmete auf, es war ein zitternder Atemzug; langsam wälzte sich ihr eine Last vom Herzen. Wer so fromm

war, der hatte keine Todsünde auf dem Gewissen! Jetzt legte sie die Hand auf die Klinke und trat in die Stube. Die Lampe brannte rauchig und elend an der schwarzen Decke. Der Furrer saß am Tischende, eine Brille auf der Nase, das Buch in den beiden breit vor auf den Tisch gestützten Händen; die Furrerin hatte an der Fensterseite des Tisches Platz und nähte. Sie sahen beide ganz gelassen auf, als die Tür ging, als wäre heller Tag, Zeit, da Besuch nichts Ungewöhnliches war.

„Guten Abend," wünschte die Clari-Marie.

„Woher kommst du noch?" fragte der Furrer. Sein Weib legte die Arbeit hin und die Arme auf den Tisch und sah die Schwester gespannt an. Die rückte einen Stuhl vom Tisch und setzte sich zu ihnen.

„Etwas zu reden hätte ich mit euch," begann sie.

Der Furrer klappte sein Buch zu. Der trübe Lampenschein reichte just hin, ihm und seinem Weibe in die fahlen Züge zu zünden. Die Umrisse seiner eignen hageren Gestalt und der schmächtigen seines Weibes flossen fast mit dem Dunkel der Stube zusammen. So traten nur die Gesichter scharf hervor. Die hatten nie viel Farbe getragen, und vor allem die Furrerin ging seit mehr denn einem Jahre herum wie das leibhaftige Elend. Die Clari-Marie konnte nichts Fremdes in ihren Zügen entdecken, nur ihre Augen leuchteten sonderbar aus den tiefen Höhlen, halb als blendete sie etwas und müßte der Blick zur Seite weichen, halb als spräche eine Gier aus ihnen. Aber so schauten sie manchmal. Die Cille, wenn sie hart von ihnen sprach, sagte: „Er leuchtet ihnen aus den Augen, der Geiz."

„Was ist?“ fragte der Furrer gemächlich.

„Was ist denn?“ wiederholte die Trini, sein Weib. In der ihrer Stimme zitterte Ungeduld.

Die Clari-Marie legte wie sie die Hände auf den Tisch und legte sie ineinander. „Schwager, weißt, was sie jetzt im Dorf sagen?“ fragte sie unvermittelt. Dabei begegnete sie dem Blick des Bauern, der blinzelte ein wenig. Aber er rührte sich nicht.

„Was schwatzen sie wieder?“ fragte er.

„Weißt etwas vom Wipfli, Schwager, davon, wie er gestorben ist?“ fragte die Clari-Marie laut.

„Geradeso viel wie die andern,“ sagte er fast gleichgültig. „Einzig, daß ich ihn zuerst gefunden habe.“

„Bah ja,“ warf sein Weib ein.

Die Clari-Marie dämpfte ihre Stimme. „Jetzt sagen sie — das Gericht ist dahinter — es will eine Verhandlung geben, scheint's — und du — dich wollen sie holen, Schwager.“

Der Furrer sah sich um, sein Weib sah er mit einem langen, scharfen Blick an. „Gott verdamme sie!“ fluchte er. Die Verwünschung kam aus dem hageren, steilen Manne heraus wie etwas, das aus seinem Herzinnern sich heraufarbeitete und mit wildem Ruck über die Lippen fuhr. Er zitterte fast, so grimmig war der Fluch. Die Trini überlief ein Schauder; aber das mochte ein Zucken sein, das ihren elenden Leib manchmal ankam.

„Da hast es wieder,“ sagte sie mit scharfer, sicherer Stimme zu dem Bauern, „ich habe dir gesagt, du sollst ihn liegen lassen, den Toten, und dich

nicht darum kümmern. Sie sind uns immer aufsässig gewesen, die vom Dorf, alleweil."

„Jeden Brotbissen vergönnen sie einem, die Halunken," fluchte der Furrer.

Die Clari-Marie verwandte kein Auge von seinem Gesicht. „Meinst, wirst schwören können, Schwager?" fragte sie so laut, daß die Gesichter der beiden gleichzeitig sich ihr zuwandten. „Meinst, kannst schwören, daß du es nicht gewesen bist?"

Da stand er auf, lachte laut und roh. „Du kommst mir recht in meinem eignen Haus, du," sagte er.

„Kannst schwören?" fragte die Clari-Marie unbeirrt. Sie erhob sich auch, und hatte in dem Augenblick mehr von zwingender Würde an sich als die ganzen Verhörrichter zusammen, die des Falles halber nach dem Isengrund gekommen waren.

„Beim Eid kann ich," brüllte der Furrer und hob an, mit Schritten die Stube zu messen, vor denen die Wände zitterten.

„Natürlich kann er," keifte die Trini schrill dazwischen.

Die Angst war noch nicht völlig aus der Clari-Marie Gesicht gewichen; vielleicht sah es der Bauer. In einer Art Wutanfall sprang er an den Tisch.

„Glaubst etwa nicht?" schrie er die Truttmannin an. Dann ergriff er das Buch, in dem er gelesen hatte. „Da, sieh," sagte er, war leichenfahl und hob das Buch mit beiden Händen. „Bei dem, was ich da in Händen halte, bei meiner Seele Seligkeit, von dem Scharfegghüttler weiß ich nichts!"

„Bei Gott und der heiligen Jungfrau und

allen sieben Schmerzen weiß er nichts," eiferte die Furrerin.

Die Clari-Marie nickte. „Ja, ja," sagte sie, und es war, als zerschmelze in ihrem Gesicht etwas Eisiges. „Ich — es ist ja nicht möglich, daß einer so etwas hat tun können, einer von hier herum."

Der Furrer warf sich ächzend wieder auf seinen Stuhl. „Da — da — das —" stieß er hervor, kopfschüttelnd, als erkenne er erst die Schwere dessen, des man ihn bezichtigte. „Das ist nicht zum glauben, was einen ankommen kann im Leben." Wie zufällig faßte er wieder nach der Bibel. „Da muß ich schon noch ein Gesätzlein lesen — nur damit — daß — daß man sich vor Wut nicht versündigt," sagte er keuchend. Und er schlug das Buch auf, sah von ungefähr hinein und las murmelnd.

„Lies laut," sagte sein Weib. Da las er laut, und sie wußte so wohl Bescheid, daß sie ihm die Bibelstelle geläufig nachsprechen konnte. Sie falteten die Hände unter dem Stammeln, rückten einander näher, als verlangte eins nach dem andern. Ihre Art war wie Inbrunst und dann wieder wie Gier.

Die Clari-Marie fühlte, daß die Zweifel von ihr glitten. Es war nicht möglich, daß einer sich so verstellte. Die konnten von nichts Bösem wissen, der Schwager und die Schwester. Die taten ihre Christenpflicht, taten sie mehr als gut. Die strenggläubige Frau schalt sich selbst, daß sie an ihnen, den Frommen, gezweifelt hatte. ‚Zu denen stehst, du, Clari-Marie,' gelobte sie sich. Auf einmal hallte auch ihre tiefe Stimme in das Murmeln der andern. Sie sagte ein Vaterunser. Als sie endete, setzten

auch die zwei andern unwillkürlich aus. „Ich gehe jetzt,“ sagte die Clari-Marie und reichte ihnen die Hand. „Schon zu euch halten will ich,“ sagte sie und dann: „So, ade!“

Sie ging.

„So, ade!“ wiederholten in ihrem Rücken die Furrerschen.

Als sie durch den Hausflur sich entfernte, konnte sie noch hören, wie der Bauer weiterlas.

Am nächsten Tag stiegen dennoch die Landjäger nach der Rottalhütte. Eine Weile später war die Hütte geschlossen. Der Bauer und sein Weib schritten zwischen den Polizisten durchs Dorf und talab.

„Jesses, jesses, habt ihr gesehen?“ gellte es durch das Dorf nachher. „Sie haben sie geholt, die vom Rottal.“

In der Straße stand das Volk in Haufen. Die Clari-Marie trat unter sie, ruhig, und doch ein seltenes Zornrot auf den Wangen. „Sie werden schon sehen, was das kostet, die da unten im Tal,“ sagte sie, „zwei am heiterhellen Tag mit den Landjägern fortzuführen, die kein Stäublein schuld haben.“

„Sie werden schon sehen,“ drohten die vom Isengrund ihr nach.

Im Abenddunkel kam die Severina dem Jaun, dem Doktor, der vom „Löwen“ hinweg und auf der völlig menschenleeren Straße dorfauswärts sich erging, nachgeschlichen. „Ich habe dich da hinausgehen sehen,“ keuchte sie. Sie war so plötzlich neben ihn geglitten, daß er zusammenschrak. Nun lag ihre hagere Hand auf seinem Arm und hielt ihn

fest, er sah ganz nahe ihr schmales weißes Gesicht, und aus dem Dunkel leuchteten die Augen, standen groß darin und glänzten fiebrig. „Jesus Maria, Jaun," stammelte sie, „sie haben den Vater und die Mutter geholt, die Landjäger."

„Ja," sagte der Jaun; in seinem Leben war er nie unbeholfener gewesen.

Die Severina faßte seinen Arm jetzt mit beiden Händen, sie hing sich fest an ihn und zitterte vor Angst und Erregung. „Jetzt — jetzt," fuhr sie hastig weiter, „weißt, die andern kann ich nicht fragen. Die Base Cille redet nicht und die Base Clari-Marie ist zornig, und ich darf ihr nicht sagen, daß ich einen Zweifel habe, und dann der Hansi, der hat Streit mit Vater und Mutter seit dem letzten Holzschlag, weil der Vater ihm den Taglohn nicht geben will, und — und niemand kann ich fragen — und — mein Gott und Vater — Jaun —" Ihre wirren Worte überstürzten sich. Sie schluchzte plötzlich. Da löste Jaun seinen Arm aus ihrem Griff und legte ihn um ihre Hüfte; er fürchtete sich fast, sie anzufassen, und hielt sie, als wäre ihre schmächtige Gestalt aus dünnstem Glas. Das Herz klopfte ihm, sein Kopf war glühend rot; er wollte reden, aber kein einziges Wort fiel ihm ein.

Da faßte sich die Severina wieder. „Sag doch, du — meinst — kann es sein? — Nein, nicht — gelt? Sie sind schon eigne, der Vater und die Mutter, aber so etwas — nein, gelt, so etwas, was sie sagen, das kann ja nicht sein?"

In Jaun schrie eine Stimme: Sie sind's, die vom Rottal, sie sind's! Aber vor der Severina

hätte er die eigne Ueberzeugung verleugnet und wenn es um seine Seligkeit gegangen wäre; denn ihre Angst machte ihn willenlos. Er wußte kaum, was er tat und sagte. „Was denkst, was redest! Wirst sehen, in ein paar Tagen sind sie wieder da," flüsterte er ihr zu. „Im Ernst glaubt es niemand von ihnen, von deinem Vater und deiner Mutter." Er strich dabei dem Mädchen unbeholfen über Haar und Wange, über Achsel und Arm, und sah mit seinem heißen Gesicht auf sie nieder.

Sie hing den feinen Kopf. „Jetzt sind wir verschrien im Dorf, der Vater und die Mutter und wir Kinder," sagte sie.

„Was denkst," tröstete er. „Wenn sie frei sind, nachreden darf ihnen keiner etwas."

„Ja, ja," gab sie zu. „So will ich jetzt wieder," ermannte sie sich dann und trat von ihm hinweg. Er ließ mit linkischer Bewegung den Arm sinken, als er fühlte, daß sie fort wolle.

„Severina!" kam da ein Ruf durch die Nacht. Die Cille rief drüben am Zieglerhaus.

„Sie rufen schon," sagte die Severina, sah sich nicht um und stob davon.

Der Jaun stand da und sah die Stelle an, wo das Dunkel die schlanke Severina aufgenommen hatte. Und auf einmal packte es den eckigen, langsamen Menschen: In all der Zeit, in der er vom Bergland fort gewesen, in seinem ganzen Leben hatte er noch nie ein so schmerzliches Empfinden gehabt, ein solches Verlangen, einen solchen Hunger wie jetzt danach, daß die Severina noch da neben ihm wäre, die Severina, die er doch kaum hatte anrühren dürfen.

Lange stand er, der Zähe, der gearbeitet hatte wie kein andrer und aus dem Geißbub ein Doktor geworden war. Alle Arbeit und alles Wissen und das Pflichtgefühl, das ihn den Mord hatte aufdecken lassen und die Pflichten, die sein neues Amt ihm auflegte, alles war ihm wie Wind in dem Augenblick, und alles das kümmerte ihn nicht; denn das Herz tat ihm weh, und das Herz schrie: Wenn sie doch noch da wäre, die Severina!

Achtzehntes Kapitel

Es schneite noch einmal! Schon war es gewesen, als sollte Frühling werden. Sonne und Föhn hatten mit emsigen Besen den Winterwirrwarr von den Lehnen geräumt, und auf einmal kam der graue Machthaber zurück. Im Nordwind brauste sein Lachen, die Nebelverhänge riß er über den Himmel, und über Berge und Matten und Dorf warf er die weißen, lastenden Schneedecken.

Als es zu schneien aufhörte, begann ein sonderbares Leben in den Lüften ob dem Isengrund; die Nebel wanderten, lautlos, langsam, wie ineinander quellende Rauchschwaden. Jetzt stand ein schwarzer Felsturm inmitten der schwebenden Schleier, düster, dräuend wie ein gewappneter Riese im Qualm der Schlacht. Dann kam es aufs neue gefahren, langsam und weiß und erstickend, langte mit Armen an ihm hinauf und griff mit Armen ihm über die breite Brust und löschte ihn aus, als ob er nie gewesen wäre. Eine Schneezinne leuchtete fahl,

hoch über den Schwaden. Auch die versank. Es war eine langsame Unruhe ob dem Isengrund, ein Kriegen und Siegen, und weil es so still war, war es so groß.

Auf einmal fuhr blitzend und strahlend eine goldene Lanze in die Wolken. Nun glänzte der Fels, wenn er aus den Nebeln tauchte, und die Schneezinne glühte, und wo vor dem Himmel ein Schleier zerriß, funkelte das Blau. Die Sonne kam.

Die Sonne war schon auf den Gassen von Isengrund mächtig, als, fast aus allen Hütten strömend, das Volk im Feiertagsgewand vor dem „Löwen" sich sammelte. Der Neuschnee schmolz; denen, die auf den Straßen daherkamen, hing er wässerig und in großen Klumpen am schweren Schuhwerk, und wo sie gegangen waren, war ein brauner, kotiger Schuhabdruck zu sehen, lag die Straße bar.

Die Schar am „Löwen" stand da, als gelte es ein Begräbnis, kein lautes Wort ging unter ihr. Die vom Rat hatten sich auf einen Klumpen versammelt, sie unterhielten sich in abgebrochenen Sätzen; anderorts tuschelten ein paar Weiber. Der Pfarrherr stand allein dort, wo die Straße dorfauswärts bog, und stocherte mit dem schweren Schirm im Schnee. Zuweilen fuhren ein paar Köpfe nach der Richtung hin, wo der Rothornweg in die Hauptgasse einmündete.

„Kommt sie noch nicht?" murmelte ein Bauer.

„Sie kommt lange nicht," ließ sich ein andrer vernehmen, stopfte die Hände fester in die Hosentaschen und wiegte die schwere Gestalt in langsamer Ungeduld hin und her.

Da bog die Clari-Marie um die Ecke am Rothornweg. Bewegung kam in die Schar. Der Pfarrer setzte den Schirm ein und hob an, dorfaus zu schreiten. Die vom Rat machten sich auf. Langsam wendete sich ein Mann nach dem andern, ein Weib ums andre. In Knäueln und einzeln, eine lange Linie, zogen sie dorfaus. Die Männer trugen die rauhen Filzhüte, dunkle Kopftücher die Weiber. Die Clari-Marie schritt anfänglich unter den letzten, sie sprach mit keinem groß, ein „Tag" nahm sie ein, ein „Tag" gab sie aus, je nachdem sie an einen oder eine kam, die sie noch nicht gesehen hatte. Und unwillkürlich ließen alle sie vorbeigehen, so daß immer mehr von der Schar hinter ihr zurückfielen, als gehöre sie an die Spitze. Der kleine Haufe derer vom Rat, die mit dem Pfarrer ganz vorn gingen, nahm sie zuletzt auf. Unter denen schritt sie wegabwärts, breit, mit fast plumpem und doch mühelosem Gang. Es war ein seltsames Bild, wie die einzelne Frau inmitten der Männer schritt. Sie umgaben sie wie eine Wache; keiner dachte daran, in einer besonderen Ordnung zu gehen, aber jeder wollte hören, was die Clari-Marie sagte, und in einzelnen kurzen Sätzen ging im Abwärtsschreiten eine Unterhaltung zwischen ihr und ihnen. Sie trug ihr schwarzes Gewand, am Arm hing ihr das schwarze gestrickte Tuch. Der Scheitel war frei, und das Haar schien silberig in der Sonne; über die Clari-Marie kam allgemach ein Schnee, den kein Föhn mehr vertreibt. Der breite Rücken wölbte sich mehr denn früher, es zog etwas den Oberkörper leise vornüber. Aber jetzt, während sie Wort für Wort kurz, scharf heraus-

stieß, wenn sie dem und jenem Bescheid gab, fuhr ihr Kopf manchmal in die Höhe, dann leuchtete die gelbweiße Stirn und der Blick der grauen Augen blinkte.

Langsam, mit hängenden Köpfen zogen sie wegab, das Gewicht des Körpers ruckweise von einem Bein aufs andre werfend. Dasselbe zähtrotzige Schreiten wie immer! Der Schnee spritzte auf, wo sie die ungelenken Füße hinstellten.

An der Lände unten lagen große Nauen. Die Schiffsleute traten aus dem Wirtshaus, als die vom Isengrund ankamen. „Wohl, wohl, heute erleidet's die Fahrt," meinte einer.

„Gerade eine Arbeit, das ganze Volk hinüberzubringen," murrte ein andrer.

Dann traten sie an die Ruder, je zwei für jeden Nauen. Und wieder traf es sich, daß die vom Rat und die am meisten galten im Isengrund mit der Clari-Marie im Nauen standen, so daß sie das einzige Weib unter den Männern blieb. Sie achtete nicht darauf, setzte sich und sprach, während sie abfuhren und die einstündige Fahrt hindurch wenig mehr, als die Männer mit Fragen ihr abzwangen. Am Seedorfer Ufer stiegen sie aus, gingen ins Dorf und fanden zwei Leiterwagen an einem der Wirtshäuser schon eingespannt warten. Die vom Rat hatten gesorgt, daß die Fahrt zum Gericht nichts unterbrach. Auf den Wagen fuhren sie Altstadt zu. Die Wagen schlugen und holperten; es rüttelte die Bauern, und keiner sah just vornehm aus; aber als sie in Altstadt durch die Hauptstraße nach dem Gerichtsgebäude fuhren, hingen doch viele

Blicke an dem schweren, ungelenken Weibe, das inmitten der Männer saß. „Das ist die vom Isengrund," zischelte es in den Straßen, „die, die so viel weiß, die Clari-Marie."

Das Gerichtsgebäude stand auf einem freien Platz, ein alter, fester Bau; seit Jahrhunderten entschieden sie darinnen über Recht und Unrecht. Als die vom Isengrund das düstere Haus zu Gesicht bekamen, ging eine Bewegung durch die ganze Schar. Es mochte sein, daß einer und der andre ein „Jetzt sind wir da," sagte, doch war es wieder, als spräche keiner und ginge es nur wie ein Aechzen von einem zum andern. Sie kletterten langsam und unbeholfen von den Wagen, zögerten, schnitten verlegene, fast ängstliche Gesichter und schauten die große offene Tür an. Nur die Clari-Marie, als sie ihr vom Wagen geholfen hatten, sah sich nicht um, wartete nicht, sondern ging durch die Tür hinein. Ihr zur Seite hielt sich der Jakob Jacki, der Führer, der Aufrechte, der nicht menschenscheu war wie die andern. Er wandte das knochige Gesicht mit den scharfen blauen Augen nach den andern um. „Nun — kommt," winkte er, da schnauften einer und der andre und Männer und Weiber drückten sich gemächlich, schwerfällig durch die Tür.

Eine Weile später saßen sie im kahlen Zeugenzimmer auf den Bänken, die längs den Wänden liefen. Von dort wurden sie einzeln, manchmal zu mehreren in den Gerichtssaal gerufen. Dieser Saal hatte mit dunkelgebeiztem Täfelwerk verkleidete Wände. Durch große Fenster leuchtete die Sonne hell, die über dem Isengrund aufgegangen war, als

die Dörfler dort weggezogen. Aber zu beiden Seiten jedes Fensters hingen schwere grüne Vorhänge herab, die die Helle dämpften; so war ein trübes Licht im Saale, und weil die Richter und Geschworenen, die hinter in Hufeisenform stehenden Tischen saßen, kaum je untereinander halblaut ein paar Worte wechselten, nur einer von ihnen auf einmal sprach, bedrängte den Eintretenden eine lastende Feierlichkeit, die sich einte mit dem gedämpften Licht und eine trübe, schwere Stimmung erzeugte.

Auf einer Bank, einen Landjäger zur Rechten, einen zur Linken, saßen der Furrer vom Rottal und sein Weib, karg, arm, mit hageren und bleichen Gesichtern wie immer. Die Bäuerin hatte schmale Lippen und einen gehässigen Zug um den Mund; der Bauer schoß Blitze aus den scheuen, tiefliegenden Augen.

Einer der Beamten ging hinüber ins Zeugenzimmer und sah sich hochnäsig um. „Seid ihr alle da?" fragte er und tat, als zählte er.

Die vom Isengrund hockten, als ob sie keine Mäuler hätten.

„Habt ihr euch nach Unterkunft umgesehen?" fragte der Beamte wieder und im selben halb verächtlichen Ton; „vor vier Tagen sind die Verhandlungen nicht zu Ende."

Wieder hockten sie alle still. Nur Jakob Jacki sah den Altstädter mit einem Blick an, der diesen sonderbar unsicher machte. „Wir werden schon unterkommen, wenn's nötig ist," sagte jener.

„Kaib!" knurrte ein junger Bauer, als der Beamte sich entfernte. Dann sahen sie einander an.

Vier Tage? „Gott verflucht!" schimpfte einer. Der Fluch sprang von Mund zu Mund.

Da kam ein Weibel und rief die Clari-Marie auf — die zuerst! Sie legte ihr Tuch weg und legte die Arme übereinander; in der einen Bewegung lag eine sonderbare Kraft, es war wie ein Sichwappnen; die schwere, plumpe Gestalt war wie aus einem Guß.

Die vom Isengrund saßen von da an Stunden und Stunden auf ihren Bänken. Die Clari-Marie kam nicht zurück. Sie behielten sie den ganzen Nachmittag im Saal, sie allein. Endlich, als es Abend wurde, kam sie heraus, neben ihr ging ein schwarzgekleideter Mann. „Ein Fürsprecher," erklärte der Jakob Jacki den Dörflern, die sich unter die Tür des Zeugenzimmers drängten.

Jetzt sahen sie, wie drüben der Rottalbauer und sein Weib weggeführt wurden. Die Verhandlungen wurden abgebrochen. „Wir können gehen," sagte Jacki.

Sie machten sich langsam über die Treppe hinunter, alle Augenblicke sah sich einer nach der Clari-Marie um, die mit dem Fürsprecher noch immer oben in dem langen Flur stand. Die Richter und Geschworenen traten aus dem Saal. Auch sie betrachteten die Truttmannin. Hier und da warf einer dem andern ein Wort hin. In ihren Blicken war etwas wie Staunen. „Das ist eine wie Stein," sagte ein grauhaariger Mann von ihr.

Der Präsident des Gerichts trat zu ihr und mischte sich in die Unterhaltung, die sie mit dem Fürsprecher führte.

„Ihr seid immer im Isengrund gewesen, Frau?" fragte er sie und rückte den Hut dabei, als ob er zu einer Stadtdame rede.

„Immer," gab sie zurück. Was weiter gesprochen wurde, verstanden die Bauern nicht. Aber am Abend, als die Clari-Marie nicht zur Stelle war, erzählten sie sich: Von den Weibeln hätten sie es, wie sie geredet hätte, die Clari-Marie! Nicht wie ein Advokat, dem das Maul läuft wie geschmiert! Wort für Wort nur, wie abgehackt, aber Wort für Wort wie ein Block, daß was sie sagte, jedem sichtbar und fest und deutlich war, und was sie sagte, schwer und gewichtig war, wie nur Wahrheit ist! Augen und Ohren hätten sie aufgetan, die Herren vom Gericht!

Am nächsten Tage nahmen die Verhandlungen ihren Fortgang und dauerten diesen und zwei weitere, wie denen im Isengrund vorausgesagt worden war. Sie wurden alle aufgerufen. Keiner wußte nachher viel Neues. Der Werner Jacki, des Bergführers Bub, nur kam mit hochrotem Gesicht ins Zeugenzimmer gelaufen. „Wenn das nicht ein Lügner ist, der Furrer," erzählte er erregt, „kein Gewehr, sagt er aus, hat er in seinem Leben besessen. Und ich bin ihm selber begegnet im Rotwald, daß er ein Gewehr in der Hand gehabt hat!"

Die Gesichter der Bauern belebten sich. „Ist es wahr, weißt es sicher, daß er ein Gewehr getragen hat?" fragte einer den Werner.

„Einen Eid will ich tun," sagte der. Dann sann er einen Augenblick nach und brach plötzlich los: „Jetzt glaube ich dann selber, der weiß etwas von dem Mord!"

Da hob die Clari-Marie das Gesicht. Sie hatte sich mit einem vom Rat unterhalten, mit dem sie zusammen in einer Ecke des Zimmers saß. „Besinn dich, was du redest, Bub,“ sagte sie halblaut, sah sich unter den Gemeindegenossen um und fuhr mit derselben stillen und doch scharfen Stimme fort: „Ich meine, bei uns oben ist noch mancher, der den Gerichtsherren da unten nicht gern erzählt, daß er ein Gewehr hat, mit dem er heimlich an den Bannbergen auf Gemsen geht.“

Einige nickten kurz und heimlich Beifall; mit dem einen Wort hatte die Clari-Marie einen Verdacht gegen den Furrer, der in ihnen hatte aufsteigen wollen, erschlagen. Nur der Werner, der heißblütig war und ein loses Maul hatte, brachte die eigne Zunge nicht zur Ruhe; jedem, der hören wollte, erzählte er: „Spaßig ist es beim Eid, warum er kein Gewehr haben will, der Furrer, wenn er eines hat.“

Am letzten Tage, kurz bevor die Geschworenen zum Urteilsspruch sich zurückzogen, wurde noch der alte Rapp-Töni vorgefordert, ein schneeweißes Männlein, der die Last der Jahre auf krummem Rücken trug, aus entzündeten Augen schaute und ängstlich und verlegen vor den hohen Herren im Saale stand. Sie fragten ihn, und er stand Rede, aber er hörte schwer und sprach allerlei krauses Zeug, weil er die Fragen nicht recht verstand. Da hießen sie ihn abtreten. Er hörte aber auch nicht, daß er entlassen sei, drehte vielmehr den Filz in der Hand, der fast so alt und schäbig war wie er selber, wiegte den Kopf hin und her und sagte: „Ja, losed, Herren,

mag es nun sein, daß dem Scharfegghüttler ein Leid angetan worden ist, nützen tut es nichts, daß ihr da noch lange sitzt, auskommen würde es doch nie, wer es gewesen ist."

Die vom Gericht horchten nur noch halb hin. Einer fragte aber doch den Alten, was er damit sagen wolle.

Was er damit sagen wolle, schrie dem Schwerhörigen ein Weibel ins Ohr.

Da wackelte der Töni wieder mit dem Kopf und tuschelte. „Ja — ja — ihr mögt es glauben oder nicht, Herren —, er hat auf der Brust gelegen, der Wipfli, wie sie ihn gefunden haben, das Gesicht der Erde zugedreht, und der Hut war ihm unter die Brust gelegt. Das haben die Alten schon immer gewußt, daß der Mörder nie entdeckt wird, wenn sie einen Erschlagenen so finden."

Die vom Gericht lachten heimlich über den Alten, der Präsident ließ ihn abführen. Dann ließen sie die Clari-Marie noch einmal rufen, nur auf kurze Zeit. Sie kam aus dem Saale und zu den andern hinüber mit einem Gesicht, das fast starr war; sie hatte auch weiße Lippen; es war das erstemal, daß die vom Isengrund die Frau wie in Angst sahen. „Jetzt gehen sie beraten, die Geschworenen," sagte sie mit gepreßter Stimme.

Dann saßen die Isengrunder eine Stunde lang und länger. Keiner sprach ein Wort; es war, als hinge ein Gewitter über allen. Im ganzen Gerichtshaus war dieselbe dumpfe Stille, die nur dann und wann der kurze, hallende Laut von Schritten brach, wenn jemand über die Steinfliesen der Korridore

ging. Endlich, als es im Zeugenzimmer schon dämmerte, ging drüben im Gerichtssaal ein Geräusch und begann dort ein Leben, wie es alle die Zeit nicht gewesen war. Eine kurze Weile verging. Dann öffnete sich die Tür und der Furrer und sein Weib traten zuerst heraus, frei, die Landjäger schritten ihnen nicht mehr zu seiten.

Die Bauern und ihre Weiber im Zeugenzimmer standen unter der Tür. Zuvorderst hatte die Clari-Marie ihren Platz, und der Pfarrherr hatte sich neben sie gedrängt.

Der Furrer sah sie alle an mit einem stechenden Blick, er stand bolzgerade und trug den Kopf hoch. „So —" sagte er, „jetzt ist es gegangen, wie es hat gehen müssen."

Der Trini, der Furrerin, liefen die Tränen über die hageren Backen herab.

Da wußten die andern, daß sie freigesprochen waren. Eine Bewegung ging durch die Reihen. Die Clari-Marie trat zum Furrer und reichte ihm die Hand. „Gott sei Dank, Schwager," sagte sie. Auch die Hand der Schwester nahm sie; die flennte stärker dabei. Dann kamen die Isengrunder näher und wünschten den Furrerischen Glück. Der Werner Jacki allein drückte sich beiseite, murmelte etwas und war der erste, der nachher den Ausgang aus dem Gerichtsgebäude suchte.

Die Bauern blieben nicht am Ort, obgleich es bald nachtete. Mit dem Furrer und seinem Weibe nmitten machten sie sich auf den Heimweg. Nur Jaun, der Doktor, der nicht mit ihnen gekommen und alle die Tage her im Saal neben den Richtern

gesessen hatte, stieg auch erst nachfolgenden Tags wieder zum Isengrund hinauf.

Die Schar der Heimkehrenden kam auf die Isengrunder Höhe, als es tiefe Nacht war. Es war ein schweigsamer Zug, sie waren müde, und irgendwie kam die Freude nicht auf, die sonst wohl eine ganze Dorfbevölkerung faßt, wenn ein Unschuldiger freigesprochen wird. Die Clari-Marie ging jetzt an der Spitze der Schar. Der Furrer und sein Weib und der Pfarrherr kamen nur wenig hinter ihr. Am Himmel standen die Sterne, wenige nur, weite schwarzblaue Tiefen lagen zwischen ihnen, von den südlichen Bergen herüber strich ein kühler Föhn.

Jetzt stand die Kirche da, ein großer Schatten, in dem plötzlich ein Lichtpunkt glühte; durch die Fenster schien das Ewige-Licht-Flämmlein den Heimkehrenden entgegen. Schweigend zogen sie ihren Weg. Schweigend wandte sich die Clari-Marie an der Kirche vom Weg ab und der Gotteshaustür zu. Just so, wortlos und als wäre es lange verabredet gewesen, folgten ihr alle. Nur der junge, starke Mensch, der Werner, mit seinem mädchenglatten Gesicht und seinem in die Nacht leuchtenden Blondhaar verhielt den Schritt. „Geht Ihr auch, Vater?" fragte er den Jacki, der unter den letzten sich nach der Kirche gewendet hatte.

„Komm," sagte dieser, mit einer Bewegung des Kopfes winkend. Dann verschwand auch er in der Tür. Der Junge aber drehte sich ab. „Beim Eid nicht," murmelte er in sich hinein und ging dem Dorfe zu.

Jakob Jacki hatte sich in der Kirche hinten an

der Tür aufgestellt. Die eifrigen Isengrunder lagen vorn in den Bänken in den Knien. Der Pfarrherr aber mit der Clari-Marie und der Furrerin kniete dicht vor dem Altar. Der Pfarrer betete vor, das Ave Maria und den Englischen Gruß, einmal, zweimal, immer wieder — laut — leiernd. Nur die Stimme der Clari-Marie hallte metallen und in feierlichem Ernst. Der Jacki stand hinten an der Tür und hatte die Arme verschränkt. Was war ihn angekommen, den Bub, den Werner? Was kam ihn selber an, daß er hinten an der Tür blieb und um keinen Preis mit den andern das Knie gebogen hätte? Irgendwie schien ihm etwas nicht recht, irgendwie erzürnte er sich heimlich über das Beten und den Pfarrherrn und die Clari-Marie, über alles, was die letzten Tage gegangen war — und — über den Freispruch derer vom Rottal.

Der schwere, knochige, gerade Mensch stand; die blauen Augen leuchteten zornig unter den eckigen Brauen, plötzlich wiegte er den Kopf, drehte sich um und ging hinaus, seinem Buben nach.

Neunzehntes Kapitel

Wochen gingen über den Freispruch der Furrerschen hin. Das Gras war grün geworden und das Gras war gewachsen. Das Gras war auch über den Tod des Scharfegghüttlers gewachsen. Oben im Rottal lebten der Furrer und sein Weib. Sie waren nie viel unten im Dorf gewesen, hatten nie viel Freundschaft mit den Heimgenossen gepflogen,

so ließ sich auch nicht bemerken, daß weniger Freundschaft zwischen ihnen und denen vom Dorfe sei. Jeden Sonntag kamen sie zur Kirche, zweimal meistens, vor- und nachmittags, an Frömmigkeit war ihnen niemand über. Das war alles schön und gut. Die Clari-Marie äußerte zur Cille dieser Tage: „Das freut mich immer an ihnen, am Schwager und an der Schwester, daß sie so rechtschaffen fromm sind.“

Mit den wachsenden Tagen, der wachsenden Sonne, dem wachsenden Gras wuchs auch das Leben im Gasthaus zu Isengrund. Der Huber, der Löwenwirt, machte ein Gesicht wie der lachende Frühling selber. „Es geht gut,“ erzählte er händereibend jedem, der es hören wollte. „Anmeldungen sind eine Menge da, es wird eine Masse Volk heraufkommen diesen Sommer.“ An der Straße ließ er nicht weiterarbeiten just, er hatte Launen und warf Pläne um, um immer neue zu fassen. „Die Straße soll im Herbst drankommen,“ gab er aus, ließ inzwischen alle Taglöhner, deren er habhaft werden konnte, an Gartenanlagen arbeiten, die er hinter seinem Hause von der Lehne an bis an den Wald hinauf führte.

„Jetzt müßt Ihr umziehen, Herr Doktor,“ mahnte er zwei Wochen später den Jaun; „es wird nicht mehr lange dauern, so werde ich alle meine Stuben brauchen.“

Der Jaun hatte sich umgesehen; ein paar Häuser weiter ins Dorf hinein hatte er ein paar Stuben gemietet und wußte, daß eine bereit war, ihm haushalten zu helfen. Er konnte nicht mehr zu ihr

hinüber, es ihr anzusagen; denn er betrat das Zieglerhaus nicht mehr. So konnte er die Cille nicht rufen, aber er wußte, daß sie sonst kommen würde. Eines Montags ließ er seine Kisten nach der neuen Behausung schaffen, einer zweistöckigen Hütte. Ein alter Bauer und sein Weib wohnten unterm Dach, im ersten Stock kroch er unter. Noch am selben Tag wußte es das Dorf, daß der Doktor jetzt bei dem Bauer, dem Walker, wohne. Am Abend, als in der Zieglerstube die Lampe an der Decke brannte, kam der Töni, der Geselle, von der Stör nach Hause und erzählte: „Jetzt wohnt er denn nicht mehr im ‚Löwen', der Jaun, der Doktor."

Am Tisch saßen die Clari-Marie, die Cille und die Severina. Die zwei letzteren nähten, die Clari-Marie saß über ihrem Geschäftsbuche und rechnete.

„So, wohnt er jetzt beim Walker?" fragte die Severina; „sie haben davon geredet im Dorf, daß er dahin ziehen werde." — „Beim Walker wohnt er," gab der Töni Bescheid. Die Clari-Marie hob den Kopf nicht von ihrem Buche, als hätte sie nicht gehört, was die andern sprachen. Die Cille richtete den hageren Oberleib auf, legte die Rechte, die die Nadel hielt, auf den Tisch und staunte einen Augenblick vor sich hin. Sie war scheinbar ganz ruhig, nur um ihren Mund flog ein Zittern, und die Wangen färbten sich langsam, langsam tiefrot. Weil aber die Clari-Marie beharrlich schwieg, schlief auch das Gespräch wieder ein, das auf den Jaun hatte kommen wollen. Dann kam der Hansi vom Taglohn heim; der brachte einen Waldduft in die Stube, und als er nachher mit ihnen am Tisch saß, den

die Severina zum Abendbrot deckte, war die Schwüle wie verjagt, die vorher um des Jaun willen zwischen die Frauen gefallen war. Der Hansi war wie das Leben selber lebendig und stark wie die gesundeste Stärke und froh wie der heiterste Frohsinn. Braun war er im Gesicht, und das ehemals ins Blonde spielende Haar war dunkler geworden, so daß die seltsame weiße Strähne völlig von dem übrigen Haar ableuchtete. Er war hoch und schön gewachsen, von breiten Schultern, war in seinem zertragenen blaukattunenen Gewand einer, den der Herrgott mit dem Adel der Bravheit und Gesundheit gefürstet hatte. Selbst im Gesicht der Clari-Marie war etwas wie Weichheit, wenn sie zu ihm oder der Severina sprach; denn die beiden Kinder waren der verschlossenen Frau sonderlich angewachsen.

„Grad Hunger habe ich," sagte der Hansi, als die Severina nachher das Abendbrot auftrug.

„Wollte wissen, wenn du einmal nicht Hunger hättest," lachte die schlanke Severina, und ihr Gesichtlein leuchtete. Dann glänzte ihr in den Augen hurtig ein schalkhaftes Licht auf, und sie neckte, als sie, neben den Bruder tretend, die Schüssel auf den Tisch stellte: „Hast Gesellschaft gehabt oben im Wald, du, Hansi?"

Der Bub wurde rot; bis unter das Haar schlug ihm die Blutflamme. „Wollte wissen, wen," sagte er.

„Sie wird wohl in der Nähe gewesen sein, die Claudi," scherzte, sich niederlassend, die Severina. Da lachte der Hansi offen und keck. „Meinst, ich

gehe nach dem Rothornwald und sehe den Gisler nicht und die Claudi!"

Aber die Clari-Marie hob das Gesicht vom Teller und sah den Bub scharf an. „Die Freundschaft kannst aufstecken, wann du willst," sagte sie.

Der Hansi errötete zum zweitenmal und tiefer, zuckte unwirsch die Schulter, sagte aber nichts mehr, und die Severina, die merkte, daß sie den Bruder in die Klemme gebracht hatte, wetzte das Zünglein und plapperte von anderm. Nachher saßen sie einträchtig über ihrer Mahlzeit. Nur der Cille kam immer wieder der sinnende Ausdruck ins Gesicht, und manchmal war es, als fehle ihr jemand in der Stube oder erwarte sie noch einen.

Die Cille war die letzte, die an diesem Abend in ihre Kammer ging. Immer wieder, wenn sie schon sich zum Gehen gewendet hatte, kam sie unter irgendeinem Vorwand zurück, und als die Severina mit der Clari-Marie in die Nebenstube gegangen war, die sie an Stelle des Ziegler-Chrysostomus und seines Weibes gemeinsam innehatten, setzte sie sich noch einmal an den Tisch und nahm ganz in Gedanken die Näharbeit wieder zur Hand. Auch als sie nachher nach ihrer Kammer stieg, suchte sie nicht Ruhe. An ein Packen ging sie, eine Kiste holte sie vom Estrich und legte Kleider hinein; und als die Kiste voll war, setzte sie sich auf eine Stabelle davor. Sie sann, wie sie es der Clari-Marie sagen sollte. Niedergedrückt saß sie da, vornübergebeugt, der Schein der Kerze fiel auf ihr hageres Gesicht und leuchtete in jeden herben Strich, den die Jahre und die Bitterkeit hineingezeichnet hatten. Sie hatte

ein schlimmeres Herzweh, als sie in ihrem Leben, das nicht leicht gewesen war, je gehabt hatte. Es war nicht leicht, aus den vier Wänden zu gehen, in denen sie dieses ganze Leben gelebt! Scheu war sie geworden, und ihre Scheu paßte in die stillen Stuben des Zieglerhauses, aber nicht hinaus. Nur — mit dem Jaun war ein Teil ihres Selbst fortgezogen; nun ging es nicht anders, als daß sie ihm folgte. Und dann, war er nicht allein, der Jaun, der Bub, und brauchte eines, das zu ihm hielt?

Eine Stunde nach Mitternacht legte sich die Cille. Als der Morgen, noch selber kaum wach, durch ihre Fenster sah, erhob sie sich wieder. Sie war immer die erste im Haus; so früh wie heute war sie nie gewesen. Dennoch begann sie unten Stube und Küche aufzuräumen. Als es vollends Tag war, kamen die Männer. Sie nahmen in der Küche ihr Morgenbrot, das die Cille unterdessen bereitet hatte. Dann gingen sie, noch ehe die Clari-Marie aus ihrer Kammer kam, der Hansi ins Holz, der alte Töni nach der Werkstatt hinüber. Als die Cille nachher in die Stube trat, saß die Clari-Marie am Tisch und rechnete wieder in dem Buche, das sie am Abend vorher in Händen gehabt hatte. Die Cille stellte die heiße Milch auf den Tisch, rückte die Tassen und Brot hinzu.

„Du bist früh gewesen heute," sagte die Clari-Marie.

Die Severina schlief noch; die stand spät auf, war nicht nur in ihrem Aeußern, sondern auch in ihrer Gesundheit eine Feine und Müde; die Zieglerschwestern verhätschelten sie wortlos und unbewußt.

„Früh?" sagte die Cille — „ja, es ist wahr." Sie stand zwischen Tisch und Tür, lang, dürr. Das kohlschwarze Haar streifte fast die Diele, obwohl der Kopf vornübergebeugt war. Ihr Gesicht war aschig, und aus dem fahlen Gesicht sahen die düsteren, schwarzüberbrauten Augen die Clari-Marie von hinten an. „Ich gehe dann fort, Clari-Marie," sagte sie plötzlich.

Die Clari-Marie wendete sich langsam nach ihr um, zog die Brille, die sie zum Schreiben brauchte, von der Nase und fragte: „Was meinst?"

„Fort muß ich heute, zum Jaun muß ich hinüber," sagte die Cille, stand steif an derselben Stelle; nur die langen Arme hob sie und legte sie leicht übereinander.

„Das brauchst doch mir nicht zu sagen," entgegnete die andre herb. „Wirst schon manchmal bei ihm gewesen sein — heimlich."

„Aber — aber — ich bleibe — jetzt bei ihm," stieß die Cille hervor.

Da drehte sich die Schwester noch mehr ihr zu. „Du?" fragte sie. Langsam krampften sich ihre Finger auf ihrem Schoß zusammen und zitterten.

Der Cille lohte jetzt das heiße Rot im eben noch bleichen Gesicht.

Die Clari-Marie beugte sich vor. „Zu dem willst? Zu dem? Weißt auch, was er ist! Das Dorf verrät er, wo er daheim gewesen ist! Mit den Fremden hält er es, selber ein Fremder ist er geworden! Das Gericht hat er ins Dorf gerufen! Das fremde Volk holt er herein, immer mehr, immer mehr! Nie etwas Rechtes hat können werden

aus dem, von seinem Vater her nicht! Und jetzt willst dem nachlaufen!"

Die Cille rührte sich nicht.

„Willst?" fragte die Clari-Marie wieder. „Sag noch einmal, ob es dir wirklich Ernst ist."

„Ich muß doch," sagte da die Hagere, „er . . ."

„Cilli — Cilli —" fuhr die Clari-Marie keuchend fort; sie stand auf dabei. „Besinn dich, hinausgehen kannst, zurückkommen kannst nicht mehr."

„Ich weiß schon!"

„Und gehst doch!"

„Ich muß ja, er hat ja niemand, der Bub!"

„Bah, niemand! Im Tal hat er auch niemand gehabt." Die Clari-Marie lachte mißtönend. Dann trat sie dicht an die Schwester heran. „Geh nur, geh," sagte sie außer Atem, „meinst, es reut dich nicht einmal? Haha! Bist doch eine aus dem Isengrund, eine lang Eingesessene und passest nicht zu dem fremden Volk, du mit deiner Scheuheit, die keinen recht ansehen darf! Meinst, du bekommst nicht Heimweh nach deinem Winkel, wo du immer gesessen bist, du?"

„Wohl, wohl, das weiß ich alles!"

„Und doch gehst?"

Da hob die Cille den Kopf, die Augen standen ihr voll Tränen. „Weil es doch mein Bub ist, geh' ich," sagte sie plötzlich. Dann brach ein Schluchzen von ihr, fast wie ein Schrei. Es war, als zerreiße sie eine Kette mit dem Wort, aus ihrem Tiefinnersten brach es herauf. Als sie es gesagt hatte, wußte sie nichts weiter zu sagen. Sie wendete sich nur ab, suchte in den Taschen un-

beholfen nach dem Sacktuch, fand es und wischte sich die Augen. So ging sie hinaus.

Die Clari-Marie war auf einmal ganz still. Als die Tür hinter der Cille zufiel, drehte sie sich sinnend dem Tisch zu, setzte sich wieder daran, nahm auch den Bleistift wieder auf, als ob sie rechnen wollte. Aber sie sah über ihr Buch hinaus ins Leere. Es war ihr, als erdbebnete es — nicht in der Natur — in ihrem eignen Leben, und sie wußte selber nicht, warum ihr so war. Da ging die Nebenkammertür, die Severina kam herein, nur halb angezogen, mit einem erschreckten Gesicht. „Habt Ihr geschimpft mit ihr," sagte sie zitternd; in ihrem kindlich schmalen Gesicht zuckte es. „Warum seid Ihr immer so streng, Base Clari-Marie!"

In diesem Augenblick wurde auch die Stubentür wieder geöffnet. Die Cille trat ein, zum Weggehen gerüstet. „Der Töni wird mir die Kiste hinüberschaffen können?" fragte sie.

„Ja," sagte die Clari-Marie.

„So, ade," sagte die andre, trat heran und reichte der Schwester und dann der Severina, die ganz starr und bleich war, die Hand. „So, ade."

Dann ging sie hinaus.

Die Severina weinte leise. Der Clari-Marie festes, bleiches Gesicht war dem Boden zugewendet, mit den klaren Augen starrte sie auf einen Punkt. „Willst nicht auch gehen, du?" fragte sie auf einmal die Severina. Es klang spröde, trocken. Und doch ging es der Severina ins Herz wie ein Stich. Sie kam zu der Truttmannin herüber, legte die nackten Arme ihr um den Hals und schmiegte die

heiße Wange an ihre kühle, farblose. „Ihr müßt nur nicht so streng sein, Base Clari-Marie, so fürchterlich streng."

Da kamen die glasigen Hände der Clari-Marie zu den ihren herauf und packten und drückten sie, als wollten sie sie festhalten, aber sie sagte kein Wort dazu und sah die Severina nicht an. Gleich darauf stand sie auf. „Jetzt geh dich anziehen," sagte sie, „nachher essen wir zusammen."

Zwanzigstes Kapitel

Nun war es Sommer! Einige der Dörfler im Isengrund machten vergnügte Gesichter. „Was für ein Leben ist jetzt bei uns!" sagten sie. Das waren die, die von den Fremden Verdienst hatten, kleine Händler, Führer, Träger. Andre hatten finstere Mienen. „Uns selber finden wir nicht mehr zurecht daheim," murrten sie, „jeder zweite Mensch, den man antrifft, ist ein Fremder!" Das waren die, denen der „Löwe" und seine Gäste nichts eintrugen. Der Löwenwirt lachte mit dem ganzen Gesicht. Seine Stuben waren voll. An allen Hängen kletterten seine Gäste herum, der Jacki und andre Führer hatten kaum einen Tag Ruhe. Nur die Klubbisten von St. Felix stiegen ins Rottal hinauf und nahmen den Kehle-Gisler mit, den Lätz.

Jaun, der Doktor, hatte Arbeit. Die Fremden, die herkamen, hatten ihn nicht ungern. „Haben Sie den Doktor konsultiert, den Ziegler?" fragte wohl manchmal einer den andern, und dann lachten

beide Sprechenden. „Ein sonderbarer Mensch, ein unbeholfener, aber einer, der herauf paßt in die Bergeinöde, einer, dem man anmerkt, daß er daraus kommt und darin heimisch ist, und einer, der etwas kann!“

Von den Bauern kam keiner zu dem Zaun, die schwuren noch immer auf die Clari-Marie. Diese ging still ihrer Wege. Wo eine Frau ihre schwere Stunde hatte, war sie zur Hand, und ihre Hilfe war noch dieselbe, den Schwächsten und Verzagtesten Mut einflößende, aber stiller war sie als früher, und in keinem Hause ging sie länger aus und ein, als die Pflicht von ihr forderte. Denn sie hatte eine Art Trauer an sich, ein Gefühl, über das sie sich selber kaum klar war, als — als erdbebnete es in ihrem Leben.

Die Cille war nun schon lange fort. Die Severina lief fleißig hinüber zu ihr; die zwei Schwestern selber sahen sich kaum je. Die Clari-Marie versuchte mit der Viktorine, der Pfarrmagd, wieder Freundschaft zu halten, denn der Pfarrherr zeigte sich eifriger als je, und die Viktorine fehlte nie in seiner Predigt; die Clari-Marie aber war lange gewohnt, Menschenwert nach Frömmigkeit zu messen. Eines Tages kam der Töni, der gebrechliche, dem das Tagewerk nicht mehr leicht von Handen ging, und für den sie, die Clari-Marie, die schwerste Arbeit selber tun mußte, heim und erzählte: „Habt Ihr's gehört wieder, das vom Pfarrherrn von gestern?“

„Was?“ fragte die Clari-Marie arglos.

„Nichts gemacht ist ein solches Leben,“ schalt

der Töni, „frei und offen sage ich's, nichts gemacht ist es für einen Pfarrherrn. Beim Truttmann, beim Wirt unten, haben sie ihn in der Straße gefunden! Sein Geburtstag sei gewesen, haben sie erzählt!"

Die Clari-Marie fror. Das war der Gottesdiener, von dem sie das sagten!

Der Töni, der mit den Jahren noch geschwätziger und eifriger geworden war, fügte hinzu: „Wie der Herr, ist die Magd! Das wissen alle im Dorf."

Die bleiche Frau schüttelte sich; ein Ekel kam sie an. Sie konnte dem Knecht nicht nein sagen! Wortlos ging sie aus der Werkstatt in die Stube, aus der Stube in die Kammer. Dort setzte sie sich nieder und legte die Hände in den Schoß. Es erdbebnete in ihrem Leben! Immer mehr wurde es ihr bewußt. Jetzt — jetzt war ihr die Kirche verloren gegangen.

Seit dem Tage sahen die vom Isengrund die nie mehr in der Predigt, die früher die Fleißigste gewesen war. Sie wunderten sich und tuschelten, fragten hin und fragten her. Es erriet keiner, daß sie fernblieb, weil in der Kirche ein Unwürdiger zwischen ihr und dem Herrgott stand!

Dafür geschah es, daß sie manchmal am Abend nach der Rottalhütte hinaufstieg. Dort wußte sie den Furrer und sein Weib über der Bibel sitzen. Sie setzte sich zu ihnen und hielt Andacht, glaubte an die Inbrunst, mit der die beiden beteten, und wunderte sich darüber, wie neben dem Laster der beiden, dem Geiz, die fast leidenschaftliche Frömmigkeit Raum hatte.

So glühte der Sommer. Als die Sonnenglut am höchsten gestiegen und im Gasthaus im Isengrund kein freier Platz mehr war, weil so viele aus dem heißen Tal in die freiere, kühlere Bergluft hinaufstrebten, geschah das, was wie ein Blitzschlag aus dem heiteren Himmel fuhr und Fremde und Einheimische aus ihrer Ruhe rüttelte.

Bald nach Tagesanbruch trieb an einem Montag der Geißbub vom Isengrund, ein lebendiges und gesundhirniges Bürschlein, seine Tiere haldan und talein. Nach Verlauf einer Stunde, während welcher, wer im Isengrund gehorcht hätte, das Jodeln des Buben ferner und ferner, aber immer gleichkeck hätte herabklingen hören, kam dieser, im Gesicht weiß wie der Winterschnee, zurückgestoben, warf in der Gasse beide Arme aus wie ein Verzweifelter und stieß gellende Rufe aus: „Jesses! Jesses!“

Die Weiber schossen aus ihren Türen hervor und auf den Buben ein, aber auch Männer traten herzu, und zwei Engländer, die früh aus den Federn waren, stellten sich mit in die Taschen gesteckten Händen breitspurig in den Kreis, der sich um den Buben bildete, und besahen sich diesen und sein absonderliches Gebaren.

„Was ist?“ „Was hast?“ plagten die vom Isengrund den Geißbuben. Eine Ueberneugierige packte ihn am Arm und schüttelte ihn, als könnte sie die Antwort aus ihm herausschütteln. Aber eine ganze Weile brachte er nur ein „Jesses“ ums andre über die farblosen Lippen. Endlich, als der Pfarrherr zufällig des Weges kam, seine ganze Würde

zusammennahm und den Erregten salbungsvoll zur Ruhe mahnte, zog dieser den Atem an, sah mit erschreckten Augen um sich und erzählte in abgerissenen Sätzen. „Am Weißbachwald oben, wo der Weg nach dem Wildgletscher geht — liegt — liegt der Jacki-Werner tot!"

„Jesses!"

Jetzt waren es die Weiber, die kreischten. Die Gesichter verfärbten sich. Nur die beiden Engländer, die nichts verstanden, sogen gleichgültig an ihren kurzen Pfeifen, die ihnen im Munde steckten.

„Er — liegt mit dem Gesicht dem Boden zugekehrt!" stammelte der Bub.

„Und den Hut unter der Brust!" schrie eine Frau auf.

„Und den Hut unter der Brust, wie der Scharfegghüttler gelegen hat," bestätigte der Bub.

Die Weiber ächzten. Ein paar Männer drehten sich wortlos und auf der Stelle. Sie stiegen den Weg hinauf, über den herab der Geißbub gekommen war. Der Pfarrherr, der zitterte und so weiß war wie sein Chorhemd, wenn die Viktorine es frisch gewaschen hatte, meinte: „Zum alten Jacki muß einer laufen zuerst! Der wird Bescheid wissen. Der würde doch wohl etwas haben verlauten lassen, wenn der Werner über Nacht gefehlt hätte daheim."

Da gaben zwei, drei aus der sich schnell mehrenden Menge Bescheid: „Fort ist der Jakob, der Jacki, schon gestern ist er aus, über den Morgenhorngrat ins Oberland hinüber mit einem Fremden! Heute abend will er zurück sein!"

Dann lief und rannte, was Beine hatte, bergan die einen, den Männern nach, die vorausgestiegen waren, in die Häuser die andern, von Haus zu Haus: „Jesses, und denket, jetzt ist der Jacki-Werner auch erschlagen worden!"

In den „Löwen", dessen Tür sonst vornehm alles fernhielt, was das „Herrenvolk", das innen wohnte, belästigen konnte, sprang die Nachricht, laut, kreischend, just wie in jedes andre Haus. „Jetzt ist schon wieder einer ums Leben gebracht worden!" Auch das andre fehlte nicht, was im Dorf von Lippe zu Lippe ging: „Den Schuldigen werden sie auch diesmal nicht finden, auch diesmal nicht! Auf dem Gesicht hat der Werner gelegen, und den Hut unter der Brust!"

Der Huber, der Löwenwirt, bekam einen roten Kopf. Er hätte die Nachricht gerne hinausgejagt, aber sie läutete schon in den Ohren aller seiner Gäste; und hinter der Menge der Dörfler, die jetzt nach dem Weißbachwald hinaufeilte, stiegen eine Anzahl Fremde. Um ein weniges vor ihnen schritt der Jaun, der Doktor, allein, bleich, mit gesenktem Kopf.

Irgendwie geschah es, daß das Schreckliche in das Zieglerhaus fast zuletzt drang. Ein Weib aus der Schar derjenigen, die noch immer in den Gassen standen, zuckte plötzlich auf. „Ist jemand bei der Clari-Marie gewesen? Weiß sie es schon, die Clari-Marie?"

Der ganze Haufe trollte sich darauf dem Rothornweg zu. In der Werkstatt fanden sie die Clari-Marie und den schwerhörigen Töni bei emsiger

Arbeit. Beide sahen verwundert auf, als die Tür den Haufen Weiber einließ. Die kamen nicht weit herein; über die Schwelle traten die vordersten, dann hielten sie inne in jener Scheu, die sie immer in der Nähe der Clari-Marie befiel; hinter ihnen streckten und reckten die andern die Hälse: „Hast — hast es gehört, Clari-Marie?“ fragten gleich zwei, drei auf einmal.

„Was?“ sagte die Truttmannin. „Was ist denn?“ fragte sie dann rascher und legte die Säge zur Seite, die sie geführt hatte.

„Der Werner Jacki ist erschlagen!“

Da strich sich die Clari-Marie mit beiden Händen das wirr gewordene Haar zurecht und trat vollends hinter dem Werktisch hervor und unter die Weiber. Unwillkürlich gaben sie ihr den Weg frei. „Was? Wo?“ fragte sie erschreckt. „Das ist ja nicht möglich,“ fügte sie hinzu.

Die Weiber sprachen von allen Seiten erklärend auf sie ein. Alle miteinander traten vor die Werkstatt hinaus; zuhinterst kam der schwerhörige Töni und ließ sich von einer Frau erzählen, was geschehen war. Die Clari-Marie sah sich um, es war etwas Hilfloses in ihrem Blick, halb zu sich selbst stammelte sie: „Was — was ist denn mit unserm Dorf auf einmal!“

Von den Weibern wich keine vom Fleck; es war, als warteten sie, daß die Clari-Marie einen Rat, eine Erklärung gebe. Auf einmal schallte ein schrilles Lachen über die Köpfe der Beieinanderstehenden hin. Die Spottlaute trafen diese so plötzlich, daß sie in neuem Schrecken aufzuckten. Ein

Stück weit höher am Weg stieg der Kehle-Gisler, der Lätz, über den Holzhag einer Matte in den Weg hinein. Er hatte einen leeren Korb am Rücken hängen. Die Pelzkappe saß tief im spärlichen gelbgrauen Haar, der lange, dünne Bart wehte im Wind, die mächtigen gelben, hervorstehenden Zähne blinkten. Jetzt lachte er wieder. Es war wie das Meckern einer Ziege, und wie eine Ziege hatte der Gisler ein Gesicht. „Weiber, Weiber, nichts als Weiber," spottete er. Dann sang er dazwischen und lachte wieder. „Weiber, Weiber, wie die Raben ums Aas stehen sie um den einen Fleck!" Er verfiel in neues Singen, tat ein paar Sprünge und hob an, wegan davonzusteigen.

„Ganz verrückt ist er bald," sagte eine der Frauen. Einen Augenblick sahen sie ihm nach. Dann kam ihnen die Erinnerung an das, was sie hergeführt hatte, zurück; die Gruppen schlossen sich. „Was — was ist das mit uns hier oben auf einmal?" stammelte die Clari-Marie wieder. Die andern Weiber faßte ein Eifer. Ihre Unterhaltung wurde lauter. „Es kommt nicht aus, wer es getan hat," sagte eine.

„Seines Lebens kann man nicht mehr froh sein, solang es nicht auskommt," meinte eine zweite. Eine andre fuhr auf. „Der Herrgott wird es doch endlich an den Tag kommen lassen, wer so grunderdenschlecht ist," zeterte sie.

„Am Ende ist es doch der vom Rottal — am Ende," ließ sich plötzlich eine vierte vernehmen.

Das Wort erreichte die Clari-Marie. Langsam, wie noch immer sinnend, wendete sie sich nach der

Sprechenden um. „Was redest jetzt, du dort, Seppe?“ fragte sie. „Kannst dich dann mehr in acht nehmen, wenn du redest.“

Die andre, eine etwa vierzigjährige starke Frau mit offener Stirn, trat der Clari-Marie näher. „Er ist dein Schwager,“ sagte sie, „aber vor dir darf ich deswegen doch frei und offen reden. Er hat dem Werner den Lohn versprochen, der Furrer, weißt noch, weil er ihm das vom Gewehr ausgebracht hat beim letzten Gericht.“

Die Clari-Marie starrte vor sich nieder. Selbst die langsamen Weiber errieten, wie hinter ihrer geraden, eckigen Stirn die Gedanken sich jagten. Plötzlich warf sie jäh beide Arme fast leidenschaftlich aus. „Wer kann sagen: Der ist's und der! Wer kann sagen, der vom Rottal ist's! Kann es nicht ein andrer sein! Kann es nicht ebensogut der Halbverrückte sein, der Lätz, da oben, der an nichts glaubt!“

„Der Lätz?“ echoten die Weiber. Es war, als leuchte ein Licht in ihnen auf. Die Mäuler regten sich aufs neue und emsiger. Der Lätz! — Geradeso gut der Lätz könnte es sein. Ein Gottesleugner war er, der Lätz! Sein konnte der's sicher! Aber — aber auch der andre . . .

Die Clari-Marie sah aus, als friere sie innerlich, ihr Gesicht war fast ohne Leben. Ein Weib fragte sie: „Willst ihnen entgegengehen, den Männern?“ Da antwortete sie: „Was nutzt's? Geht ihr, wenn's euch darum ist. Ich will dann nachher hören, was weiter wird! Wenn sie ihn gebracht haben, den Werner.“

Damit machte sie sich langsam von ihnen los.

Als sie sahen, daß die Truttmannin unter die Haustüre trat, trollten sich die Weiber wieder ins Dorf hinab. Zuletzt stand der Töni, der Gesell, allein in der Gasse und staunte zerfahren um sich.

Die Clari-Marie war ins Haus gegangen. Drinnen in der Stube saß sie auf einem Stuhl, schwer und gebeugt und doch stark. — Dem Furrer trauten sie die Untat zu, dem Schwager! War es möglich? Menschenmöglich? Alles fiel ihr wieder ein, das mit dem Schaf, mit dem getöteten, der Geiz der beiden vom Rottal, das mit dem Gewehr, dessen Besitz der Furrer geleugnet, und die Drohung, die der Furrer gegen den Werner ausgestoßen hatte! Aber eine andre Erinnerung erhob sich dagegen. Saßen sie nicht allabendlich über ihrer Bibel, der Schwager und die Schwester, wußten sich nicht genugzutun mit Beten! Und zwei dermaßen Fromme sollten eine Schuld auf sich haben, eine solche Schuld! Die Clari-Marie schüttelte den Kopf, die Wangen wurden ihr heiß. Es bäumte sich etwas auf in ihr; es war, als rede etwas in ihr: Die gibst nicht auch noch her, den Schwager und die Schwester! Du bist nicht mehr so reich in deinem Leben, Clari-Marie, daß die auch noch hergeben kannst! Dann fühlte sie, daß sie sich wieder mit aller Macht dagegenstemmen würde, wenn sie die vom Rottal vor Gericht ziehen wollten.

Da klang aus der Ferne ein dumpfes Murmeln vieler Stimmen. Jetzt schlug die Kirchenglocke an,

die kleine, mit der sie ins End läuteten! Sie brachten den Werner heim, den Erschlagenen!

Die Clari-Marie stand auf. Unwillkürlich trat sie ans Fenster, obschon sie wußte, daß sie nichts sehen würde. Sie schlug das Kreuz und betete.

Einundzwanzigstes Kapitel

Das Gericht säumte diesmal nicht. Am nächsten Tag führten die Landjäger den Furrer und sein Weib wieder nach Altstadt hinab. Der Furrer tobte und fluchte. „Gott verdamm' mich, muß ich es denn allemal gewesen sein, wenn etwas geschieht!" Sein Weib ging mit spitzen, bleichen Zügen teilnahmlos neben ihm.

Mit finsteren Mienen standen die vom Isengrund in den Gassen. „Er ist es! Sicher ist er's!" murrte da einer und dort einer. Dagegen lehnten sich andre wenige auf. „Erwiesen ist es nicht, daß er's ist, noch lange nicht! Sie haben ihm auch nichts nachweisen können das letztemal!" Ein Weib ließ verlauten: „Bei dem Lätz könnten sie auch einmal anklopfen, das könnten sie; es ist dann noch lange nicht gewiß, ob der nicht etwas weiß davon!"

Plötzlich fanden sich einige, die das Wort weitertrugen. Ein Feuerlein war es noch kaum, dann wurde es zur Lohe. Der Kehle-Gisler hatte zu lange ganz außer allem dem gelebt, was des Dorfes Alltag war. Einige waren im Isengrund, die an dem blutarmen Menschen noch immer etwas

zu beneiden fanden. Die stach die Mißgunst, daß er ohne sie auskam, allein seiner Wege ging; sie waren die ersten, zu schreien: „Warum soll der's nicht sein, der Halbwilde! Der so gut wie der Furrer!"

Das Geschrei war laut genug, daß es zu den Ohren der Behörden im Tal kam. Beamte kamen wieder nach dem Isengrund, horchten da und dort hin, fragten da und dort aus. Ein und der andre Bauer zuckte die Achseln, wenn sie ihn fragten: „Warum soll es der nicht sein können, der Lätz? Er ist halb verdreht im Kopf!"

Einer der Beamten kam zur Clari-Marie. Was sie halte von dem Kehle-Gisler, fragte er. Ihr Gesicht blieb unbeweglich. „Keinen Glauben hat er, der Lätz," sagte sie kurz. „Wer keinen Glauben hat, hat keine Furcht vor dem ewigen Gericht! Jetzt könnt Ihr's ausrechnen, ob ich es für möglich halte, daß der Lätz schuld hat."

Ein paar Tage vergingen. Die Zeit für den neuen Prozeß wurde festgesetzt. Am Tag, bevor dieser begann, fingen zwei Landjäger den Kehle-Gisler im Wald und brachten ihn dorthin, wo der Furrer und sein Weib schon saßen.

„Jetzt haben sie den Lätz geholt," erzählten die vom Isengrund. Das Volk war aus Rand und Band. Niemand arbeitete mehr. Unter den Türen und auf der Straße standen sie beieinander, erregt, wild, dabei heimlich dahin und dorthin horchend, als könnte jeder Augenblick Neues bringen. Im „Löwen" reisten sechs Damen ab, die den ganzen Sommer hatten bleiben wollen. „In dem Nest,

wo Totschlag an der Tagesordnung sei, blieben sie nicht länger!" Der Huber, der Wirt, trat zum Doktor, zum Jaun, als er die sechs verabschiedet hatte. Er war bleich vor Zorn.

„Das Geschäft verdirbt es mir, das Unglück," schalt er.

„Das ganze Dorf wird es treffen," sagte der Jaun still. Dann blickte er durch die Tür, an der sie standen, ins Freie. Die Sonne schien, alles lag still und leuchtend und groß. „Heimat, schöne," fuhr es dem Jaun durch den Sinn, „auftun haben sie dich wollen, daß viele sehen, wie schön du bist, und zu geht die Tür. Es wird bald stiller sein da oben, als es je gewesen ist!" Und dem Jaun war, als kämen Wolken vor die Sonne und es würde dunkel im Tal und nächtig und tot.

Am Abend dieses Tages kam Hansi, der Taglöhner, von der Arbeit heim, die ihn weit ins Tal hinein, fast an den Fuß des Wildifirns geführt hatte. Dort ließ ein Bauer einen Wildbach verbauen, und der Hansi tat die schwere Arbeit allein. Der Bub war gesucht am Ort, Arme wie er hatte keiner, und keiner so zähe Freude am Schaffen. Den Rock über der Schulter, den kleinen Blechkessel in der Linken, in dem er das Essen mitnahm, kam der Hansi ins Dorf gegangen. Er stieg daher wie einer, der, die Waffe geschultert, aus sieghaftem Streit kommt. Immer hatte er ein solch freies, mannhaftes Schreiten, den Kopf trug er gerade, daß der helle Blick der Augen frei ausflog, jedem recht und ehrlich ins Gesicht, der des Wegs entgegenkam.

Bei den ersten Häusern des Dorfes hörte der Hansi die Neuigkeit: „Den Lätz haben sie geholt! Weißt es schon?“ Da zündete eine Blutlohe dem Bub übers Gesicht. „Und das —“ fing er einen Satz an; dem Claudi, dem Mädchen, hatte er nachfragen wollen. Dann reute es ihn, und er ging mit großen, zornigen Schritten hinweg, die stehen lassend, die ihn mit „Hast gehört?“ und „Weißt schon?“ noch festhalten wollten. Mit denselben großen Schritten ging er bis ans Zieglerhaus. Dessen Tür aber tat er bedächtig auf, so, als überfiele ihn plötzlich ein grübelndes Sinnen. Als er in den halbdunkeln Flur trat, hing er gedankenlos den Rock an einen Nagel, stellte das Blechkesselchen in die Küche und grüßte just so gedankenlos die Severina, die dort hantierte. In der Stube saß der Töni allein in einer Ecke und sog an der Pfeife. „Guten Abend!“ sagte der Hansi und ließ sich am Tisch nieder; schwer, als sei er müde, saß er ab, saß zusammengebückt und vor sich hinblickend da, sagte ein Ja oder Nein, wenn der Töni etwas fragte, und sagte es halb in sich hinein, so daß der Schwerhörige nicht wußte, was er gesagt hatte.

„Wo ist die Base Clari-Marie?“ fragte Hansi auf einmal den Knecht, laut diesmal.

Weggerufen sei sie worden zu einer, die in den Wochen lag, berichtete der Töni.

„Den Kehle-Gisler haben sie geholt, scheint's?“ fragte der Bub wieder.

Die Severina trat just unter die Tür, als er dies sagte. „Ja, ja,“ sagte sie und war weiß über

das ganze, schmale Gesicht. „Jesus, meinst, kann es der sein, Hansi?"

„Der nicht! Der sicher nicht!" fuhr der Hansi auf. „Eine Schande ist es und ein Spott, den einzusperren."

Die Severina kam näher zu ihm. Ihre großen Augen glitzerten seltsam aus dem zarten Rund des Gesichts. Sie zitterte. „Und der Vater und die Mutter!" stieß sie hervor. „Nicht auf die Straße mag ich mehr gehen!"

Der Hansi sah verstaunt zu Boden.

„Ist es dir nicht auch so, du?" fuhr die Severina in abgebrochenen Sätzen weiter. „Der Vater und die Mutter vor Gericht — schon zum zweitenmal! Jesses, die Schande! Die Schande!"

Sie legte hilflos die Hand über die Augen; sie wurde ihr naß von Tränen. Der Hansi sprach noch immer kein Wort. Die Severina stand jetzt dicht bei ihm, sah mit den erschreckten Augen zuerst ihn an und dann den Töni und stotterte: „Etwas ist — alleweil — muß ich es denken — heute und gestern und — alle die Tage her: wenn sie stürben, der Vater und die Mutter, ich könnte nicht einmal flennen! Mir ist — Sünde ist es vielleicht —, es ist immer, als hätten wir keine andre Mutter als die Base Clari-Marie."

Der Töni, der aufmerksam die Pfeife aus dem Munde genommen hatte und aufgestanden war, trat näher. „Bist auch länger um die Clari-Marie herum als um deine Leute, du," sagte er, „und gut ist es, daß das bist." Das letzte brummte er in seinen dünnen, kurzen, schneeweißen Bart.

Der Hansi hatte beide Ellbogen auf seine festen Knie gestemmt; er ballte die Fäuste, vielleicht im Spiel, aber es war dennoch, als arbeite etwas in ihm, das er mühsam in sich selbst zerdrücke. Jetzt stand er auf und sah durchs Fenster. „Bald Nacht ist es," sagte er. Unruhe trieb ihn dann hin und her, jetzt in den Flur und vor die Haustür, jetzt in die Stube zurück. Zum Essen, das die Severina auftrug, setzte er sich nicht. „Ich kann jetzt nicht essen," gab er zurück.

Eben da kam die Clari-Marie von ihrem Gang zurück. Sie hatte einen Zug der Ermattung im Gesicht; es war, als furchten sich allmählich tiefere Striche in ihr volles, festes Gesicht. Als sie das Tuch abnahm und es nahe der Stelle, wo der Töni saß, an die Wand hing, sagte sie zu dem: „Das ist kein Spaß mit dem Gerig seiner Frau, mit der Tilde. Immer so schwer hat es die." Als sie sich niedersetzte, seufzte sie: „Es geht mir auch nicht mehr so leicht wie früher, auch älter wird man und spürt es mehr selber, was andre durchmachen müssen."

Der Hansi stand an einer Wand und sah auf sie nieder. Er war rot im Gesicht, zweimal setzte er zum Sprechen an. Die Severina, die am Tisch saß, sah ihn an. „Warum issest nicht? So komm doch!" wandte sie sich an ihn. Da griff er nach seinem Filz, den er auf den Ofen gelegt hatte. „Ich gehe dann fort, die Nacht," sagte er; halb drehte er sich nach der Clari-Marie um dabei.

Diese richtete sich ein wenig auf, arglos. „Was?" sagte sie, „fort? — Wohin fort?"

„Das geht ja eigentlich keinen etwas an," trotzte der Hansi und zerknüllte den Filz in der Hand. Erst der zornige Ton seiner Stimme weckte die Clari-Marie.

„Was kommt dich an, Bub?" fragte sie; im Augenblick war ihr alle Stärke wiedergegeben.

Dem Hansi färbten sich die Backen noch höher. „Meint Ihr, ich lasse jetzt das arme Mädchen allein oben im Wald, das Claudi, das nicht weiß, was sie mit dem Vater anfangen, das keinen hat, zu dem es laufen kann: ‚Komm, rat mir! Komm, hilf mir!'" Er beugte den starken Oberkörper ein wenig vor; ein sonderbares Gemisch von Scheu und Herausforderung lag in seiner Haltung.

„Tu den Hut weg! Komm und iß!" sagte die Clari-Marie barsch. Sie stand auf, rückte die Stühle zum Tisch und setzte sich selber vor ihren Teller, als sei ein Widerspruch nicht möglich gegen das, was sie gesagt hatte.

„Warum habt Ihr ihn einstecken lassen, den Gisler?" brach der Hansi los. Er stand hinter ihr und ballte die Fäuste im Zorn. „Ihr seid schuld, Ihr — Ihr könnt ja was Ihr wollt da oben im Isengrund, Ihr seid schuld, daß sie den Gisler geholt haben!"

Die Clari-Marie griff nach der Schüssel. „Recht hast, ich bin mit schuld daran," sagte sie gleichgültig. Es schien noch immer, als glaube sie nicht an des Buben Ernst.

„Was hat er Euch zuleid getan?" fuhr der Hansi wieder auf.

Da blickte sie über die Schulter zurück, ruhig,

fast lächelnd. „Du — komm jetzt essen, gelt?" sagte sie mit leisem Spott.

Er trat vor, so daß er ihr ins Gesicht sah, und stülpte den Hut auf. „Ade!" sagte er, jetzt weiß vor Erregung. „Ihr werdet nicht glauben, daß ich nur spaße." Damit drehte er sich ab und ging der Tür zu.

„Hansi!" riefen die Clari-Marie und die Severina in einem Atem, nur daß die Stimme des Mädchens wie ein kurzes Läuten war, und das Wort der Truttmannin kurz, fast keuchend von ihren Lippen brach. Der Hansi drehte sich in der Tür. Da stand die Clari-Marie auf, langsam; fest und breit und würdig stand sie da. In ihrem Blick lag Kraft, in jedem Wort lag Kraft; das war immer dieselbe Clari-Marie, die so manchem über die schwerste Stunde, selbst über die Sterbestunde half. „So weit bist mit dem Mädchen?" sagte sie streng.

„Weit?" entgegnete er, „wie weit? Mit dem Gisler bin ich gut Freund, das ist wahr. Und mit der Claudi auch, wenn Ihr wollt. Manchmal ist sie bei mir gewesen, wenn ich geholzt habe in der Nähe. Aber — sie ist fast noch ein Kind, ist sie, die Claudi, und — bah —"

Er brach ab. Seine Augen leuchteten hell und gerade in die der Clari-Marie. Die sah, daß er ihr nichts verbarg. „Ade," sagte er noch einmal und faßte die Klinke, aber er wendete sich noch und bot ihr die Hand hin. „Es ist mir leid," sagte er mit rauher Herzlichkeit. „Ich weiß nicht, warum ich mit allen Streit haben muß. Mit dem Vater und der Mutter zuerst, und jetzt mit Euch! Und mit Euch habe ich nicht gern Streit!"

Seine Stimme klang weich. Die Clari-Marie sah auf seine Hand nieder und nahm sie nicht. Jetzt ging er wirklich. Da trat sie einen Schritt vor. „Bub!“ stieß sie heraus. Aber er war schon im Flur und verließ das Haus. Die Severina glitt an der Clari-Marie vorüber und eilte ihm nach. Die Truttmannin wendete sich in die Stube zurück. Ihr Gesicht war unverändert, es konnte keiner lesen, was in ihr vorging, nie konnte einer darin lesen. Der Töni saß noch am Tisch, den Löffel in der Hand. „Meinst, läuft er wirklich da hinauf, der Bub?“ sagte er.

Die Clari-Marie gab keinen Bescheid. Sie setzte sich, aß still und langsam ihre Mahlzeit, sie aß nie viel, aß auch jetzt nicht weniger. Und doch schrie es in ihr: Merkst es, Clari-Marie, wieder ist einer gegangen, immer ärmer wirst — du — immer ärmer!

Die Severina kam nach einer Weile zurück. Sie hatte nasse Augen. „Er ist gegangen,“ sagte sie.

Die Clari-Marie sah sie, wie schon einmal, mit jenem sonderbaren Blick an, als wollte sie sagen: Willst nicht auch gehen, du? Da kam es wie ein Sturm über das Mädchen. Es ließ sich auf die Fensterbank fallen, der Clari-Marie gegenüber. Die schlanken Arme warf es über den Tisch und streckte die Hände halb hilflos, halb wiederum wie mitleidig nach jener hin. „Base,“ schluchzte es. „Base!“

Halb widerstrebend kam die eine glasige Hand der Frau ihr entgegen, sie legte sich um die hageren Finger der Severina; aber die Clari-Marie sprach nicht. Die Severina flennte. Durch die Tränen, die ihr über die Wangen rollten, blickten die schönen

Augen erschreckt und verwirrt. „Ich weiß nicht, Base," stammelte sie unter dem Schluchzen, das ihre ganze schmächtige Gestalt erschütterte. „Es geht so viel jetzt, so viel allerlei. Es ist so schwere Zeit jetzt." Sie bückte sich vollends über ihre Arme und weinte heißer. Die Clari-Marie sah über sie hin, wortlos, nur voll Sinnens, sie vergaß die Hand zu lösen, die die Severina mit ihren Tränen netzte.

Der Töni saß wieder in seiner Ecke. Er hatte mit halb schläfrigen Augen zugesehen, dann die Pfeife gestopft. Nun rauchte er, blinzelte und nickte dazwischen. Bald kam ihn der Schlaf an.

*

Der Hansi stieg den Rottalweg hinan. Anfangs war er mühsam und schwer ausgeschritten; es war, als hielten ihn Arme fest, solange er noch die Nähe des Dorfes spürte. Nun standen die Häuser und Hütten schon tief im dunkeln Grund. Wo er jetzt anhielt und zurückblickte, war es hell. Der Mond kam im Osten herauf, weiß und herrlich stand er dort über den schwarzen Bergen. Die Felsrippen unter ihm und die Tannen, die mit dunkeln Aesten in seine Lichtflut hinauflangten, hatten silberne Säume. Das alles war fern. Der See, den man nicht sah, lag breit dazwischen; über dem Tale, in dessen Tiefe er ruhte, spann ein durchsichtiger Glast geheimnisvoll; dem Hansi war, als sähe er eine Brücke aus Silberfäden hangen von den jenseitigen Bergen herüber zum Isengrundfels, auf dem die Kirche stand.

Die Kirche stand auch im Licht. Sie schimmerte weiß herauf und still und schien dem Hansi schöner

und heiliger von außen als inwendig, wo die Isengrunder auf den Knien rutschten und die Frömmsten sein wollten. Er war nicht wohl zu sprechen auf die vom Isengrund! Jetzt wendete er sich ab und stieg mit freien Schritten weiter. Es war hell und kühl, und er hatte nichts zu tragen, nichts auf den Schultern, nichts im Herzen; was in dem weh getan hatte, zwang die Jugend nieder. Der Sinn war ihm zu hell zum Trauern. Der Gaden des Vaters stand jetzt über ihm; drüben, dunkel und düster, stand die Rottalhütte. Er sah hinüber und faltete die Stirn. Wie die Schrunde zwischen Hütte und Gaden war ein Riß zwischen Vater und Mutter und ihm selber. Gar nicht hinsehen mochte er! Nichts zu tun mehr hatte er mit dem Haus dort, nichts mehr mit — mit den zweien, denen es gehörte!

Als er den Gaden hinter sich hatte, warf der Wald seinen Schatten auf seinen Weg herab. Ueber den Wipfeln der Tannen lag jetzt das Mondlicht. Es zündete hinan und hinan, wie über ein Meer, das sich leise rührte. Neigen und Steigen! Der Wind wehte in der Höhe, der Wald rauschte. Das war, als wüchse das Meer und schlüge an die mächtige Felswand, die höher oben aus dem Walde aufragte. Etwas wie Andacht überkam den Hansi, als er in den Wald hineinging. Der war schön und feierlich, schöner noch und feierlicher als vorhin die leuchtende Kirche im Grund. Er mußte fast den Hut vom Kopfe nehmen. So feierlich war der Wald!

Dann wurde es wieder hell. Er war am Hang talein geklettert. Jetzt trat er in die „Kehle", wo

oben dem Gisler sein Unterschlupf stand. Erst im Hinaustreten fiel es ihm ein: Ja, was willst jetzt eigentlich? Recht und gut war es: die Claudi saß gottserdenallein da oben in der armseligen Heimstatt! Recht und gut war es ferner, daß er da hinaufwollte, damit das Buckeli, das arme Ding, einen hatte, einen einzigen Menschen, der zu ihm stand! Aber Augen würde sie doch machen, die Claudi, wenn er daherkam in aller Nacht! Sie hatten immer Freundschaft gehalten, sie beide! Wie hatten sie zusammen da oben im Wald manchmal gelacht und einander herumgejagt und dann wieder still gesessen beieinander, friedlich, wie er mit der Schwester, der Severina, nie saß. Aber — da heraufzukommen in der Nacht und zu sagen: Du, bei dir bleiben will ich jetzt, weil er fort ist, der Vater! Dazu hatte er eigentlich kein Recht!

Er blieb stehen, sah die „Kehle" an und spürte unter der Weste ein Klopfen: Willst umkehren? fiel es ihm ein. Das war ein törichter Gedanke, nun zog es ihn erst recht wie mit Seilen hinauf! Das Herzklopfen ließ nicht nach, aber er stieg höher durch die „Kehle" hinauf. Schon sah er das Fensterchen leuchten, mit dem die Kehlehütte zum Himmel auffsah und in das der Mond sein ganzes weißes, blendendes Feuer warf. Er erstieg den Rand der Schrunde und stand neben der Hütte in der vollen Mondhelle; nun sah er auch einen roten Schein in die weiße Klarheit fließen; es war, als mündete ein trübes Bächlein in einen lauteren, stillen See. Durch die Spalten an der Hüttentür floß der Lichtschein heraus.

Der Hansi schlich näher. Die Lottertür lehnte vor dem Eingang, aber wenn er sich bückte, konnte er durch eine Spalte sehen, die so breit war, seinen Kopf durchzulassen. Richtig! Da saß die Claudi an dem wackligen Tisch, hatte ein Petrollicht vor sich und sah in ein Büchlein; wie ein Gebetbüchlein sah das aus. Das Licht war nicht stark genug, den höhlenartigen Raum hell zu machen, aber auf den braunen Scheitel der Claudi zündete es, auf die am Hinterkopfe aufgesteckten Zöpfe; es leuchtete auf den Hals, der so braun war wie ehemals beim Kinde, und nun sie aufsah, warf es seinen roten Schein in das just so braune Gesicht mit der zierlichen Nase und dem kleinen, fröhlichen Munde.

Die Claudi sah jetzt um sich, in alle Ecken blickte sie, auch nach der Tür, und als der Hansi die tiefliegenden klugen Augen auf diese gerichtet sah, war ihm, sie müsse ihn sehen, wie er durch den Spalt guckte. Angst stand in den Augen; es war deutlich zu sehen, daß sie sich fürchtete. Sie seufzte tief auf, preßte dann plötzlich beide Hände an die Ohren, wie um etwas nicht hören zu müssen, was sie erschreckte; dann neigte sie sich wieder tiefer über das Buch, die kleine Gestalt in fadenscheinigem schwarzem Gewand mit dem hohen, krummen Rücken duckte sich zusammen, als gäbe das Sichkleinmachen ihr mehr Sicherheit.

Dem Hansi tat draußen vor Mitleid das Herz weh; aber er wagte noch immer nicht hineinzugehen, weil er meinte, die Claudi müßte aufschreien vor Schrecken. Endlich hob er das Türbrett weg; die Schnüre, die es sonst hielten, waren nicht einmal

eingelegt. So geräuschlos hob er es weg, daß die Claudi erst aufblickte, als seine Gestalt zwischen den Türpfosten stand.

„Jesses, mein Gott!“ stammelte sie da, fuhr vom Stuhl auf und wurde ganz weiß. Die Augen glänzten und waren groß vor Furcht. Mit der einen festen, braunen, kleinen Hand hielt sie sich am Stuhl.

„Erschrick nicht,“ sagte der Hansi. „Ich bin es nur.“

„Jesses, mein Gott, ich bin erschrocken,“ sagte die Claudi, lächelte und schnaufte tief; über die gesunden Backen liefen zwei Tränen.

„Guten Abend,“ sagte der Hansi, wendete sich und befestigte die Tür. „Frisch hast es bei Gott da herinnen, du,“ sagte er, näher tretend, „du hättest die Tür besser zumachen sollen.“

Die Claudi setzte sich wieder dorthin, wo sie vorher gesessen hatte; die Knie zitterten ihr noch. „Ich habe mich halt nicht getraut,“ gab sie zur Antwort. Dazu lachte sie. Der Hansi setzte sich ihr gegenüber an den Tisch.

„Ich bin doch schon manchmal allein gewesen,“ fuhr sie fort. „Aber heute, weil der Vater — im — im Zuchthaus ist, weil ihm alle bös wollen, mein Gott — ich habe so Angst gehabt.“ Ihr Gesicht wurde wieder ernst, trüb dann, das Weinen zuckte noch immer um die Mundwinkel.

„Ich bleibe jetzt schon da,“ sagte der Hansi, legte dabei den schweren Arm breit über den Tisch und nahm der Claudi Hand in die seine; es war gerade, als ob ein großes Tier eine Maus verschluckte, als

die runde Hand des Mädchens in der Arbeitstatze des Hansi unterging. Einen Augenblick blieb es ganz still. Sie hörten den Wind an der Hütte pfeifen. Das Mondfensterlein glitzerte auf sie nieder.

„Gelt — gelt — jetzt haben sie das dem Vater auch noch zuleid getan," sagte da die Claudi leise.

„Ja," gab er zurück.

„Sein Leben lang haben sie ihm nichts als zuleid gelebt da oben," klagte sie weiter.

„Die Kaiben," fluchte der Hansi.

„Weil — weil — sie meinen immer, daß er nicht recht sei im Kopf! Er tut halt so! Schon manchmal habe ich ihm zugeredet. Er ist deswegen doch gescheiter als mancher andre unten im Dorf."

„Natürlich ist er," bestätigte der Hansi. So sprachen sie eine Weile zusammen, eines ein Wort, dann das andre wieder eines. So der Hansi: „Meine Alten sitzen auch unten." Das sprach er verbissen, knurrig. Die Claudi nickte gedankenvoll. Nach einer Weile sah sie auf und sagte leise: „Mein Vater ist es nicht gewesen!"

„Das weiß ich," gab der Hansi zurück. Dann wurde er blutrot; ihn würgte etwas. Jetzt solltest auch sagen, der deine sei es nicht, durchfuhr es ihn. Und um die Welt brachte er das Wort nicht heraus.

„Meinst wohl, wann lassen sie ihn wieder los, den Vater?" fragte die Claudi. Er fuhr fast zusammen. „Ja," sagte er, „nicht so bald, denke ich. Es geht immer lang — so ein Prozeß."

Sie sah mit trüben Augen auf den Tisch nieder. Ein Schauer durchlief ihre Gestalt.

„Frierst?" fragte der Hansi. Er legte auch die

andre Hand auf den Tisch und streichelte die der Claudi, die noch immer in der seinen lag. „Frierst?“ fragte er noch einmal; die Stimme zitterte ihm und klang sorglich und mitleidig.

„Nein,“ sagte das Mädchen, sah ihn an und wurde rot und sah schnell wieder auf den Tisch hinab. Was brauchte der Hansi ihr die Hand so zu drücken! Da kam er um den Tisch herum zu ihr.

„Komm, wir setzen uns an den Herd hinüber,“ sagte er. Sie stand willig auf und ging mit ihm in den Stubenhintergrund, der wie ein Schlupfwinkel war. Dort ließen sie sich auf den Strohsack nieder, der in der Wärme des Herdes lag, hockten ein paar Minuten nahe beieinander und schnauften nicht recht frei. Endlich legte der Bub den Arm um die Schulter der Claudi. „Komm, kannst da schlafen.“ So zog er sie an sich, daß ihr Kopf an seine Brust zu liegen kam. Sie sperrte sich ein wenig, aber weil sie in seinen Armen so verloren war, wie vorhin ihre Hand in seiner Tatze, gab sie nach und lag mausestill. Beide blickten durchs Mondfenster hinaus, lange und zufrieden. Weiß der Himmel, kein Wunsch war in ihnen.

„Ich bleibe jetzt immer da,“ sagte einmal ganz ruhig und aus seiner großen Zufriedenheit heraus der Hansi. Die Claudi mußte ihn dafür ansehen. Sie nestelte sich an ihn; mit der Wange kam sie an seine zu liegen. „O du,“ sagte sie nur und ganz leise.

„Ich will dich heiraten,“ sagte der Hansi.

Da kam ihr Arm langsam um seinen Hals geschlichen. „Du bist ein Lieber,“ sagte sie ihm ins Ohr.

Eng beieinander saßen sie jetzt. „Auf dem Taglohn verdiene ich ganz schön," sagte der Hansi. Und später: „In Bauen drüben heiraten wir, im Isengrund will ich nicht."

Die Claudi sagte nichts mehr und fragte nichts mehr. Sie saß nur nahe bei dem, der auf einmal ihr gehörte, und machte die Augen zu: Welt, jetzt fall ein! Der, der Hansi, der trägt Sorge zu mir!

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Der Werner Jacki lag seit Wochen begraben. Unten im Tal saßen der Furrer und sein Weib und neben ihnen der Kehle-Gisler noch in Untersuchungshaft. Die Nachforschungen nahmen indessen ihren Fortgang. Gerichtspersonen kamen, nahmen Augenschein von der Mordstelle, auch von der ehemaligen wieder, wo sie den Scharfegghüttler gefunden hatten; und der Jakob Jacki, der Führer, ging zwischen dem Isengrund und Altstadt hin und her mit schweren, entschlossenen Schritten, wahr machen, was er geschworen, als er, von einer Bergfahrt heimkommend, den Bub tot gefunden hatte: „Heraus muß es, wer das getan hat, beim Eid muß es heraus!"

Die vom Gericht und die vom Isengrund, der Jacki selber, der aufrechte alte Mensch mit dem strengen Willen, fanden aber alle zusammen nicht alles, was sie suchten. Die vom Isengrund mußten in Altstadt zeugen wie ehemals. Sie zogen nicht in geschlossenen Haufen aus wie das erstemal. Wie Freundschaft und Verwandtschaft sie zusammenband,

reisten sie, in Gruppen geteilt, und mißtrauisch schauten die einen auf die andern. Es war just kein Unfriede unter ihnen, aber auf allen lastete eine dumpfe Schwere. Jeder sann bei sich: Was wird der aussagen und der, zu wem wird der und jener stehen? Der Nachbar traute der Meinung des Nachbars nicht mehr. Seit der Jacki unter ihnen umhergegangen war, mit seinen blauen Augen aus eckigen Lidern sie angeblitzt und geherrscht hatte: „Hätten wir das erstemal den Mut gehabt zu sagen, daß wir es ihnen zutrauten, denen vom Rottal, die Mordtat, so lebte er jetzt noch, mein Bub!"

Eine ging allein ins Tal, sah keinen an, der sie überholte, während sie schwerfällig des Weges stieg, trug das schwarze Tuch überm Arm und den weißgrau gewordenen Scheitel dem Wind offen. Als sie vom Zeugenzimmer nach dem Gerichtssaal gerufen wurde, tuschelten ein paar Isengrunder zusammen: „Die hilft ihnen heraus, denen vom Rottal, auch diesmal, die Clari-Marie!"

Allein, wie sie gegangen war, kam die Clari-Marie zurück. Jetzt hatte sie ihr Tuch umgenommen; denn es war Abend und kühl. Sie hielt es mit der Hand vor der Brust zusammen; zuweilen, während sie die Isengrunder Straße hinaufstieg, hielt sie inne und verschnaufte; das Steigen wurde ihr nicht mehr leicht. Darum kam sie auch den übrigen Dörflern nicht aus, deren Stimmen laut und in wirrem Durcheinander in ihrem Rücken allmählich näher klangen. Auf dem Heimweg hatten sich alle zusammengefunden, die vorher eine bange Erwartung nicht hatte zueinander reden lassen. Es

war jetzt keiner und keine, die ihre Stimmen nicht in das Durcheinander des Gesprächs warfen. Was zu besprechen war, war zu wichtig, zu erwartet und doch zu überraschend.

„Habe ich's nicht gesagt: Nie kommt es aus, nie," tönte eine schrille Weiberstimme aus dem Haufen. „Auf der Brust liegend haben sie die Leiche gefunden."

Da stand der Jacki still, der inmitten eines Haufens von Männern ging. „Welche redet wieder so daher?" sagte er. Die Stimme klang ihm rauh und voll tief aus dem Innersten heraufgeholten Grolls. Mit den schweren Armen schaffte er sich unwillkürlich Raum, sein ganzes knochiges Gesicht war rot vor Entrüstung. „Und wenn sie sie jetzt auch wieder freigesprochen haben," sagte er, „sie sind es doch gewesen, die vom Rottal."

„Sicher! Und sicher!" murrten ihm die Nächststehenden nach. Langsam hoben sie an, weiterzugehen. Ueber ihnen erblickten sie jetzt die Clari-Marie.

„Wenn sie nicht hätte wollen — die Clari-Marie —" murmelte einer vom Rat.

„Ihr Zeugnis hat es diesmal nicht getan," widersprach der Präses und erklärte: „Aus Mangel an Beweisen sind sie freigesprochen, der Furrer und die Trini. Beweisen hat man ihnen nichts können! Gewesen sein können sie es doch! Darum haben sie auch keine Entschädigung zugesprochen erhalten!"

„Aber den Lätz entschädigen sie," warf einer ein, dem die Mißgunst aus den Augen sah.

„Und recht ist es," fuhr der Jacki aus einem

schweren Schweigen auf. „Den hätten sie nicht einstecken sollen, den Halbnarr! Das hätte ich ihnen gleich sagen können, daß es der nicht ist!“

Darauf begann sich eine Gruppe darum zu streiten, ob der Lätz verdächtig gewesen sei oder nicht. Zwei waren darunter, die ehemals geschrien hatten: „Natürlich kann er's sein, der Halbheide!“ Jetzt gaben sie klein bei; über kurzem waren sie mit den andern einig: „Die vom Rottal mußten die Schuld haben, keiner sonst!“

So hatte während der Verhandlungen der Wind sich gedreht. Keiner war mehr, der widersprach: Die vom Rottal mußten es gewesen sein! An der Meinungsänderung mochte der Jacki schuld sein mit seinem: „Hätten sie sie das erstemal im Zuchthaus behalten, so lebte er noch, mein Bub!“

Den Jacki sahen sie jetzt plötzlich große Schritte machen. Er schritt aus den Reihen der übrigen heraus und stampfte mit einer Art Hast fürbaß, bis er die Clari-Marie erreichte, die noch eine Straßenwindung vor dem nachstolpernden Volk voraushatte. Sie sah sich um, als er herankam. Er trat ohne einen Gruß neben sie und hielt mit ihr Schritt; nicht wie ehemals rückte er den Hut. „Dir kann ich nicht danken, Clari-Marie,“ sagte er mit immer demselben Groll in der Stimme, nur daß jetzt, wo er leiser sprach, es fast ächzend klang.

„Warum?“ fragte sie und sah ihn ruhig an; ihr Gesicht war gelb, und ihre Augen hatten Ringe. Dem Jacki zuckte es in den Zügen. Er schluckte mächtig. Der Gedanke an seinen einzigen Buben, der tot war, mochte ihn just schmerzhaft stechen.

„Weißt," preßte er heraus, „du bist auch mit schuld, daß er tot ist, der Bub."

„So?" fragte sie, beugte den Kopf und ging weiter; sie war wie eine, die geschlagen worden ist und Schlag um Schlag ruhig hinnimmt, den Schmerz verbeißend.

„Hättest ihnen nicht geholfen, denen vom Rottal, das erstemal," brach der Jacki heraus, „so lebte er jetzt noch, der Werner."

Sie waren langsamer gegangen. Jetzt kamen die andern über sie; die hatten die letzten Worte noch aufgefangen. Auf einmal war es, daß die Clari-Marie und der Jacki wie unter der Bewachung der andern schritten. Vorn, zuseiten und hinten gingen die vom Isengrund. Im Weiterschreiten fuhr da und dort eine kurze Bemerkung auf, plötzlich, wie Flammenzungen aus schwarzem Meiler zucken.

„Sie sind es doch gewesen, die vom Rottal, Clari-Marie."

„Schon lang hätte man sich darauf besinnen können. Ein roher Mensch ist er immer gewesen, der Furrer!"

„Wie er nur manchmal mit dem Vieh umgegangen ist."

„Und der Geiz! Verhungert fast sind sie vor Geiz."

Immer wieder kam ein Wort, immer wieder. Die Clari-Marie schwieg jetzt fast ganz.

„Ja — ja — redet jetzt — so," sagte sie nur einmal, die harten Lippen teilten sich kaum zu dem herben Hohnwort. Und dennoch fühlte sie die Worte der andern gleich Marterzangen. Es würgte sie

etwas, das ſie ſagen wollte: „Sie ſind es nicht geweſen, fromm ſind ſie geweſen, ihrer Lebtag, der Schwager und die Schweſter.“ Aber ſie brachte das Wort nicht heraus. Zum erſtenmal war ihr, als ſei es keine Verteidigung. Und je weiter die andern ſprachen und der Jacki mit ſeiner dumpfen Stimme Vorwurf auf Vorwurf häufte, war ihr, als riſſen ſie vor ihren Augen etwas nieder und riſſen ſie etwas von ihr weg! Die vom Rottal, die frommen zwei, an die ſie geglaubt hatte und — und an die ſie — nicht — nicht mehr glaubte, obwohl das Gericht ſie freigeſprochen hatte, die gingen ihr verloren!

Langſam kamen ſie höher hinauf, immer hörte die Clari-Marie noch die Reden der Bauern und ihrer Weiber, kurz, ſchwerfällig und hart wie ihre Schritte, bald hier, bald dort, bald hinten, bald vorn. Im Dorfe erſt zerteilte ſich die Schar; Haus um Haus bröckelten einer, zwei und mehr hinweg.

Die Clari-Marie war als eine der erſten aus der Schar getreten und ohne zu grüßen gegen ihr Haus hinaufgeſtiegen. Die meiſten gingen ſo hinweg, ohne zu grüßen; ſie hatten alle die Gedanken noch an dem hängen, was vor Gericht geſchehen war.

Das hing von da an wie eine Wolke über dem Iſengrund, daß die zwei Morde ungeſühnt blieben. „Auf den Geſichtern haben ſie gelegen, die Toten,“ flüſterten die Abergläubiſchen, „alleweil haben wir es geſagt, daß es nicht auskommen wird.“ Dann ging wieder ſtürmiſch wie ein durch die Dorfgaſſe fegender Windſtoß das Gerede: „Die vom Rottal ſind es geweſen, ſicher kein andrer!“ Und dann

kam furchtsam und doch wieder bedeutsam von einem und dem andern Mund ein: „Man weiß es nicht!“

Die Furrerschen wagten nicht nach dem Isengrund zurückzukommen. Bei Verwandten im Schwyzerbiet drüben wohnten sie, hieß es. Freilich ein paar, wie der alte Jacki, waren im Isengrund, die vielleicht in der Gasse gestanden haben würden, wenn die vom Rottal zurückgekommen wären, und die vielleicht, finster blickend, ein schweres Wort gesagt haben würden: „Selber strafen wir, wenn die vom Gericht keine Gerechtigkeit wissen!“

Der Lätz kam heim, der freilich. Er lachte nicht, als er ins Dorf trat. Keine Laune zu singen oder närrisch zu tun kam ihn an, als er zwischen den Häusern hindurchschritt und in den Rothornweg einbog. Seine Lippen saßen fest aufeinander, und er sah mit ernsten Augen um sich; fast schien es, als wäre sein Blick feucht; er hatte etwas Ehrwürdiges an sich, der alte, zerlumpte Mann, und daneben, wenn da und dort einer ihm begegnete, stand es wie eine Frage in seinem Gesicht: „Was wird das nächste sein, ihr da im Dorf, das ihr mir antut?“

Die Clari-Marie sah aus der Tür ihrer Werkstatt, als er vorbeiging. Ihre Blicke trafen sich flüchtig; dann wandte die Truttmannin das Gesicht. Sie wußte, daß der fast einen Sieg davongetragen hatte, der Kehle-Gisler. Entschädigt hatten sie den noch! Aber — und ihr Mund wurde schmal in einem Ausdruck der Mißachtung — das blieb er doch, was er war, ein Halbheide, einer, der — der — Und so wohl konnte er der Tat fähig sein, wie die

zwei andern, der Schwager und die Schwester, auf die sie jetzt alle Schuld warfen!

Die Clari-Marie, während der Kehle-Gisler vorüberstieg, hatte keinen Gedanken, daß sie ihm unrecht getan haben könnte!

*

Wie eine Wolke hing es über dem Isengrund. Zwei Morde waren geschehen, und den Täter kannte keiner, keiner mit Sicherheit. Es war, wie wenn es im Dorfe immer gewitterig wäre, schwül, keine freie Luft mehr.

„Herrgott, Herrgott!" seufzte der Huber, der Löwenwirt, und schwitzte. Tag um Tag verminderte sich die Zahl seiner Gäste, und die leergewordenen Stuben wollten sich nicht mehr füllen. Zu dem verdrehten Volk da oben will keiner mehr hinauf, hieß es im Tal. Es schien so. So plötzlich, wie sie das neu entdeckte Bergtal bevölkert hatten, blieben die Fremden weg. Mitten im Sommer stand der große Gasthof plötzlich leer.

„Wißt ihr? Jetzt ist keiner mehr da, im Löwen," raunte es durchs Dorf. Der Huber reiste ins Tal, um neue Gäste zu werben, seine Geschäftsempfehlung stand in allen Zeitungen. Es nutzte nicht viel. Ein paar Menschen kamen wohl. Nach ein paar Tagen gingen sie wieder. Zum Sterben still sei es da oben. Da blieben sie nicht! So kam kein Leben mehr in die Sache.

„Ein Jahr muß man vorbeigehen lassen," sagte Huber, als er sah, daß es mit seinem Geschäft nichts mehr werden wollte. Er machte ein trübes Gesicht

dazu. Zu Jaun, dem Doktor, mit dem er gut stand, ließ er sich vernehmen: „Wenn's nicht will, das nächste Jahr, zu lange mühe ich mich da oben nicht ab, und alles will ich nicht aufs Spiel setzen."

„Ein Jahr muß man vorbeigehen lassen," sprachen die vom Isengrund ihm nach. Aber zufrieden waren auch sie nicht. Nur die Clari-Marie hörten ein paar Weiber äußern: „Laßt sie wieder fort, den Huber und seine Fremden! Wäre es immer still gewesen im Dorf und wir eigner Meister wie sonst, es wäre nie so unfriedlich geworden, wie es jetzt ist!"

„Ja, ja," stimmten jene Weiber bei. Aber eine Anzahl derer, die vom „Löwen" Verdienst hatten, fuhren auf. „Was? Schweigen soll sie, die Clari-Marie! Mitgeholfen hat sie, dem Löwenwirt Steine in den Weg zu legen. Mitgeholfen hat sie, wenn wieder die Armut Trumpf ist im Isengrund!"

Allmählich kam der Winter, der die große Stille brachte, die nicht ungewohnt war und gegen die sich keiner auflehnte.

Als der erste schwere Schneefall über das Tal gegangen war, stand der zittrige Töni, der Schreiner, eines frühen Morgens in der Wohnstube der Clari-Marie, hielt sich an einem Stuhle fest und war fahl im zusammengeschnurrten Gesicht. „Beim Eid, Frau," sagte er mit unsicherer Stimme zur Clari-Marie, die mit ihm beim Morgenbrot gesessen hatte, „heute kann ich nicht hinüber in die Werkstatt, in den Knien habe ich es so und im Kopf, ganz wirr ist mir." Dabei schob er den uralten Filz vom Kopf, als ob ihm heiß sei.

„Es wird der Uebergang sein," sagte die Clari-Marie, „weil es Winter wird jetzt. Setz dich an den Ofen oder geh wieder ins Bett. Es wird schon besser werden bis morgen." Aber als ihr Blick bei den Worten zufällig den Alten streifte, wunderte sie sich schier. Sie hatte noch nie beobachtet, daß dem Töni sein Haar schon so weiß war wie der Schnee, der jetzt in die Fenster leuchtete.

Der Alte saß nachher den ganzen Tag fröstelnd am Ofen. Am Abend — er war immer ein Frommer gewesen — meinte er zur Clari-Marie: „Mit dem Pfarrer möchte ich reden einmal; es ist mir doch nicht so recht."

Die Clari-Marie horchte auf, sah ihn scharf an und erschrak. Der Töni war manchmal ein Brummiger gewesen, hatte auch ein paarmal, früher besonders, vom Fortgehen gesprochen, aber er gehörte doch fest zum Haus; und nun war es, als sei er auf der Abreise, auf einer langen, die keinen Rückweg hatte. Die Clari-Marie sah scharf, Zeichen standen in des Tönis Gesicht!

„Geh, hol den Pfarrer," befahl sie der Severina draußen im Hausflur. Der Pfarrer betrat ihr Haus sonst nicht mehr, weil er wußte, daß er nicht willkommen war. Mochte er heute kommen!

Als er nach einer Stunde kam, ließ sich die Clari-Marie nicht sehen. „Für den Töni kommt er, nicht zu mir," sagte sie zur Severina, als diese zu rufen kam. Der Töni war inzwischen vom Ofenstuhl weg und ins Bett gekrochen. Sein klein gewordener Kopf sah wie ein Puppenschädel aus den buntbezogenen Kissen. „Ihr hättet das heilige Oel

mitbringen sollen, Pfarrherr," stammelte er, als der Hochwürdige zu ihm trat.

So kam der Pfarrherr nach einer Stunde noch einmal zurück, im Ornat diesmal und mit dem Sigristen zusammen, der ihm das Rauchfaß trug. Wieder war die Clari-Marie nicht da, obwohl sie bis kurz vorher an des Tönis Bett gesessen hatte. Die schlanke Severina stand dem Pfarrherrn Rede.

Der Töni war schläfrig, so schläfrig, daß er unsäglich mühsam die Augendeckel aufriß, als der Pfarrherr eintrat, wie im Traum nachstammelte, was der ihm vorbetete, und über dem Stammeln selber einschlief.

„Nur Schlaf hat er," sagte der Pfarrherr nachher im Weggehen zur Severina, „am Sterben ist er noch lange nicht, wenn ich recht sehe."

Die Clari-Marie wußte es anders. Die stand in der Werkstatt und wählte schöne weiße Bretter aus und maß und kerbte ein und legte sich Werkzeug zurecht. Als der Pfarrherr fort war, ging sie zum Töni zurück. Der lag und schlief und atmete so leis wie ein Neugeborenes.

Als Schlafensstunde war, hieß die Clari-Marie die Severina sich legen. Sie selber ging mit langsamer Geschäftigkeit im Hause herum; jeder Gang endete in des Tönis Kammer. Bis über Mitternacht hinaus war darin, wenn einer scharf lauschte, der Kinderatem des alten Menschen zu hören. Als der neue Tag begonnen hatte, war das kleine Auf und Ab des Atems still.

Die Clari-Marie kam wieder durch die Tür herein, gerade hin zum Bett. Sie lauschte nicht,

sie sah nur das weiße, spitze Alteleutgesicht an und fuhr zweimal über des Tönis Augen. Dann ging sie hinüber nach der Werkstatt. Was sie da tat, schien ihr wie das erste Pflichtgebot, schien ihr der fürnehmste Liebesdienst, den sie dem alten Knecht schuldete. Sie begann den Sarg zu zimmern.

Und da, während die Säge pfeifend ins Holz schnitt, schnitt ihr selber etwas ins Herz: „Der auch ist weniger, Clari-Marie, der auch noch!" Und plötzlich mußte sie die Arbeit lassen und ins Haus hinübergehen und in die Kammer der Severina hinein. Dort stand die hartsinnige Frau an der Tür, durch die sie leise eingetreten war, und sah die schlafende Severina an und zwang sich, still zu sein und stehenzubleiben, obwohl eine Gier sie hinriß ans Bett, daß sie sich darüberwerfe und der dort, dem Kind, dem letzten im Hause, sage: „Du, lieb bist mir! Alle sind mir lieb gewesen, nur sagen kann ich's nicht. Es ist nicht in mir, daß ich es sage! Aber lieb bist mir du — du — und bei mir mußt bleiben, du — weil — weil — es ist ja sonst keiner mehr da!"

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Sein ganzes Leben hindurch hatte der Töni nicht in einem so schönen Hause gewohnt, wie das war, in dem er die letzte Reise tat. Die Clari-Marie hatte es ganz allein gezimmert, es weiß ausgeschlagen und ein weißes Kissen hineingelegt. Sie verstand das Handwerk; ohne Gesellen wurde sie fertig, und

dieselben Hände, die das Haus genau gefügt, daß Brett an Brett sich scharf und glatt legte, faßten den Toten sicher mit knappem Griff und betteten ihn ein. Es fielen keine Tränen in den Sarg, kein rührsames Jammern war an des Alten Leiche, aber das aufrechte Weib, das ihm die letzten Wohltaten tat, hatte in all seinem kurzen, entschlossenen Wesen eine Art Feierlichkeit, so daß dem Töni Ehre geschah, wie kaum je einem im Isengrund geschehen war. Zur Stunde, da der fertige Sarg aus der Werkstatt in die Stube hinüber genommen wurde, schloß die Clari-Marie die Werkstattür ab und verwahrte den Schlüssel in ihrer Schlafstube. Einen Buben, der wenige Tage nach des Tönis Begräbnis ihr Arbeit brachte, wies sie an den Zurfluh-Felix, einen jungen Schreiner, der seit einem Jahre im Dorfe saß. „Ich lasse es gelten jetzt, mit der Schreinerei."

Nachher ging es wie ein Lauffeuer durchs Dorf: „Die Clari-Marie gibt die Werkstatt auf."

Der Russi, ein achtzigjähriger Bauer, den sie am gleichen Tage an der Straße traf, hielt sie an und meinte: „Nicht mehr schreinern willst, scheint's, du, Clari-Marie?"

„Ja," gab sie zurück, „es wird mir zuviel allein, und mit einem neuen Gesellen will ich mich nicht plagen."

„Hm, hm," brummte der andre, „das ist mir jetzt nicht recht, das ist es mir! Die Frau und die Kinder hast mir in die Särge getan, jetzt — jetzt — für mich hättest ihn wohl auch noch machen können!"

Da ging durch das Gesicht der Clari-Marie

wieder der Schein, der für ein Lächeln gelten konnte: „Für dich mache ich ihn dann, den Sarg, schon weil du mir ein so guter Kunde hast sein müssen."

Aber der Russi war zäh und noch lange nicht am Tode. So blieb die Werkstatt geschlossen, und die vom Isengrund gewöhnten sich daran, zum Zurfluh zu laufen, wenn sie eines Schreiners bedurften.

Der Winter war schwer auf dem Land. Er begrub das Dorf unterm Schnee, daß alles gleich war, Felsen und Matten und Steintrümmer, Häge, Bäche und Hütten, alles weiß, und daß alles still war, das Wasserrauschen und das Hin und Her der Dörfler, das Gerede von den zwei Erschlagenen und das Jammern und Schimpfen des Löwenwirts, der noch den ganzen Herbst hindurch Hoffnung auf Gäste gehabt hatte. Wie die Maulwürfe auf den Feldern gruben sich die vom Isengrund wieder aus dem Schnee ans Tageslicht, stampften die Wege zurecht und lebten den kargen Winter nach alter Gewohnheit.

Im Zieglerhaus saßen die Clari-Marie und die Severina. Die Clari-Marie hatte hier und da einen Gang zu tun; manchmal war eine oder einer krank, zweimal ging Blust auf, der an keine Jahreszeit gebunden ist, Menschenblust, und mußte die Clari-Marie einem Weibe helfen, einen Menschen schmerzhaft zum schmerzhaften Leben zu bringen. Aber der Präses, der habliche Bauer, dem die Tochter krank wurde, holte den Jaun, den Doktor, zu ihr und nicht die Clari-Marie. Es war das erstemal, daß ein Einheimischer ihr untreu wurde. Sie setzte

die Lippen eng aufeinander, als sie es hörte, aber sie sagte kein Wort.

Die Severina besorgte das Haus, wie es ehemals die Cille getan hatte. Aber die Cille hatte die Einsamkeit liebgehabt und war sie gewohnt; der Severina aber war es zu still im Haus. Sie saß eines Abends, als draußen wieder die schweren Flocken fielen, dicht und langsam, Schnee auf Schnee an den Fensterrahmen wachsend, als sollte ein Vorhang über die kleinen Scheiben gesponnen werden, am Ofen und hatte die Hände müßig im Schoß liegen. Sie war nie träge gewesen, obwohl sie nicht stark war mit ihrer engen Brust, den Gliedern, die wie aus feinem und fremdem Holz geschnitzt waren, und dem schmalen Gesichtlein, aber heute war ihr die Arbeit leid, weil das Herz ihr weh tat. Zu still war es im Hause, zum Erschrecken still. Die Clari-Marie war fort, im Dorf bei einem Kinde, das krank war; seit kurzer Zeit waren viele Kinder krank im Isengrund! Wenn die Clari-Marie fehlte, war es wie tot im Haus. Und selbst wenn sie hier war — zu still war es doch! Der Hansi war fort und kam nie mehr! Der lebte jetzt oben beim Kehle-Gisler, beim Lätz, in der gleichen baufälligen Hütte mit dem Alten; von seinem Taglohn lebte er, der Hansi, mit seiner Frau zusammen, der Claudi. In Bauen drüben hatten sie geheiratet. Das ganze Dorf war in Aufruhr gewesen, als sie auf einmal im Amtsblatt gestanden hatten! Jetzt hausten sie schon ein paar Wochen zusammen. Aber heim kam der Hansi nicht mehr, wegen der Base nicht. Die vergab ihm nicht, daß er das halbwilde Mädchen,

dem Ungläubigen, dem Gisler seines genommen hatte! Hatte er so unrecht, der Hansi? Die Severina faltete die Hände am Knie und staunte vor sich hin. So unrecht hatte der Hansi nicht! Sie konnte sich die Claudi vorstellen, das braune zierliche Ding mit dem Kopf tief zwischen den Schultern und den klugen und warmen Augen. Sie war immer schon in der Schule eine zum Gernhaben gewesen. So war es nichts Verwunderliches, wenn der Hansi und die Claudi nun beisammen da oben in der Hütte saßen und einander gern hatten. Schön war es gar; überall, wo viel Liebe war, war es schön! — Darum war auch drüben, wo der Jaun und die Cille hausten, gut sein. Die Base Cille wußte nicht, was alles sie anfangen sollte, dem Jaun die Stube traulich und das Leben recht zu machen. Dafür sah er sie mit dem zerfahrenen Blick manchmal andächtig an und sagte: „Ihr seid doch eine Gute, Mutter.“ Der Jaun war ein Spaßiger! Manchmal stieß er auf allen Seiten mit den Ellbogen an, so ungelenk war er, und wenn er sprach, tat er es in abgehackten Sätzen, als müßte er immer wieder irgendwohin tief hinuntersteigen, um ein Wort heraufzuholen. Rot wurde er auch immer beim Reden. Bah, und manchmal nahm er einen bei der Hand und tätschelte einen, ganz in Gedanken, und hielt in Gedanken die Hand fest, weiß Gott wie lang! Aber viel mußte der Jaun im Kopfe haben! Er lernte auch noch immer. Aber — aber — er verdiente nicht viel, jetzt im Winter. „Mußt denn hausen, Mutter,“ hatte er jüngst einmal zur Base Cille gesagt und hatte ganz ängstlich dabei ausgesehen.

Und dennoch war es heimelig drüben bei den beiden, und froh war sie, die Severina, daß sie jetzt und jetzt hinübergehen konnte! — Weil — weil es so still war im Haus, und die Base Clari-Marie so weit von einem weg war, selbst wenn sie in der Stube bei einem saß! Gut war die Base Clari-Marie, eine wundersame Frau, fast zu hoch für andre — fast zum Fürchten, und doch wieder gut und doch wieder fremd! Es war nicht zum Heimischwerden bei ihr. Und sie, die Severina, war allein noch da bei ihr! — — Wie lange war das nur schon, daß sie da war! Unzählige Jahre fast! Sie erinnerte sich kaum, daß sie einmal oben im Rottal gewohnt hatte! Bei den — bei Vater und Mutter! — — Ja, die waren auch immer fort, Vater und Mutter! — Nicht heim durften sie! Sie wohnten noch immer im Schwyzerbiet! Der Jacki ließ sie nicht heimkommen, der alte, und andre nicht! „Sie sollen sich gewahren und fortbleiben," sagten die vom Isengrund je und je. — Sie kamen wohl nicht mehr, der Vater und die Mutter!

Die Severina saß lange an dem einen Fleck. Es war so über sie gekommen, daß sie mit offenen Augen träumte. Immer, wenn ein Gedanke sie verließ, kam ein andrer, und ein Bild schob immer das andre hinweg. Es dämmerte in der Stube und wurde dunkel. Sie hatte dessen kaum acht. Endlich wurden ihr in der Dunkelheit die Augen schwer, die Bilder verschwammen, der Kopf kam ins Nicken. Nun schlief sie schon fast. Da kam die Clari-Marie heim. Die Haustür knarrte laut genug, und der Flurboden schrie unter ihren Tritten.

Die Severina fuhr auf. Es war ihr ganz wirr zumut. Sie schüttelte mühsam die Schwere ab, die ihr in den Gliedern lag, tappte nach den Zündhölzchen und stand an der Lampe, als die Clari-Marie eintrat.

„Hast nicht einmal Licht?" fragte diese im Hereinkommen.

„Ich zünde just an," sagte die Severina entschuldigend. Der Clari-Marie schien nicht aufzufallen, daß sie müßig gewesen war. Sie nahm ihr Tuch ab und ging aus und ein hernach. Dabei sprach sie wenig. Nach dem Abendbrot saßen die zwei Frauen beisammen; aber die Clari-Marie war noch immer wortkarg. Einmal sprach sie davon, daß es den Anschein habe, als wolle an die Kinder im Isengrund eine erbliche Krankheit kommen. Sechs schon seien krank, und bei allen fänden sich dieselben Erscheinungen. Die Severina war hierauf voller Neugier und wollte das wissen und jenes. Aber die Clari-Marie schien mit den Gedanken plötzlich weit weg zu sein; sie antwortete kaum, langte dann das Heft hervor, in dem sie die Unkosten ihres kleinen Haushalts aufschrieb, setzte sich davor wie so oft und staunte hinein. Ein paarmal versuchte die Severina noch von dem und jenem zu sprechen, aber die Truttmannin hörte nicht. Dann fiel das Schweigen wieder zwischen beide, das oft und oft über ihren Abenden lag. Die Severina hatte eine Arbeit zur Hand; anfangs stichelte sie tapfer, aber dann bedrängte sie die Stille wieder, das Heimweh packte sie nach denen, die fort waren. Die Tränen traten ihr in die Augen; immer mehr füllten sich diese.

Nun hingen große Tropfen an ihren Wimpern. Die Clari-Marie sah es ganz zufällig, als sie einmal hinüberblickte.

„Was hast?“ fragte sie und klappte das Heft zu.

„Nichts,“ gab die Severina zurück; aber sie schluchzte leise auf, während sie die Tränen abwischte. Die Clari-Marie legte die festen Arme auf den Tisch und sah das Mädchen an. „Sag's doch,“ sagte sie ganz ruhig, „es ist dir langweilig bei mir.“

Die Severina schwieg. Die Clarie-Marie strich mit der Hand sinnend über die Tischplatte. Jetzt sprach das Mädchen. „So still ist es — seit — seit sie alle fort sind!“

„Ja, ja, es ist still,“ sprach die Clari-Marie ihr nach. „Geh halt auch zur Cille hinüber!“ sagte sie dann. Das letzte klang noch immer ganz ruhig. Aber die Severina mußte die Clari-Marie ansehen, als sie es gesagt hatte; es hatte geklungen, als gebe sie ihr ein Geschenk: Nimm das noch, weiter kann ich dir nichts mehr geben! Da nahm sie sich zusammen. „Nein, nein,“ sagte sie fast heiter. „Fortgehen will ich doch nicht, was denkt Ihr auch?“

Die Clari-Marie stand jetzt auf. Sie ging hinaus und kam wieder. Die Severina wurde indessen ihres Trübsinns Herr. „Ihr — Base,“ sagte sie jetzt und lachte: „Was das für ein Spaßiger ist, der Jaun! Ansehen tut er mich manchmal, als ob er Hunger nach mir hätte.“

Die Clari-Marie wendete sich scharf um. „So?“ sagte sie, und dann: „Du wirst es wissen, Severina, beide kannst du nicht haben — entweder den Jaun oder mich. Das mußt schon im Sinn behalten!“

Die Severina erschrak. Die Clari-Marie hatte ein ganz krankes Gesicht, als sie das sagte, und ging jetzt aus der Stube und kam lange nicht wieder. Aber dem Mädchen wurde ein Rätsel klar. Entweder den Jaun oder mich! hatte die Base gesagt. Den Jaun haben! Zum Mann haben, hieß das! Mein Gott, an so etwas hatte sie nie gedacht. Und — und — sie mußte beinahe lachen. Den Jaun! Gern hatte sie ihn, aber zum Manne?

Sie lächelte wirklich vor sich hin; und das Herz war ihr ganz leicht. So wenig hatte es sie bisher gekümmert und kümmerte es sie jetzt, das mit dem Jaun! Der war wie ein Bruder! — Doch — halt — nein — das, wie er sie manchmal anschaute!

‚Hat — hat er dich gern, der Jaun?‘ sann die Severina.

*

Das kam nun wirklich, was die Clari-Marie gefürchtet hatte, das Kindersterben. „Was ist es denn, was sie haben?“ fragte eine Frau, die keine Kinder hatte, die Nachbarin: „Was weiß ich,“ gab diese zurück; „die Clari-Marie selber weiß nicht, was für einen Namen die Krankheit hat.“

„Und der Jaun?“

„Der? Ein Wort weiß der schon dafür, aber eines lateinisch oder griechisch oder weiß Gott wie, aussprechen kann es kein Mensch.“

Die Clari-Marie ruhte nicht Tag und Nacht. Seit vier Tagen hatte sie keine Stunde Schlaf gehabt. Wenn sie durch die Gassen ging, sahen sie aus allen Häusern ihr nach. „Wo geht sie jetzt

hin?" Und die, die ein Kleines oder gar mehrere krank liegen hatten, reckten die Hälse und hatten sehnsüchtige Blicke. Wird sie jetzt zu dir kommen? „Eine wie ein Engel ist die," tönte es wieder im Rücken der Clari-Marie wie früher schon. Die sagten es, die noch ihre Hoffnung auf sie setzten, und die andern sagten es, denen die Hoffnung schon zu Scheiter gegangen, deren Kindern die Clari-Marie hatte sterben helfen.

„So — so — so," tröstete die Clari-Marie, wenn die kranken Kinder schrien. Das sagten andre Weiber auch. Aber diese da! Sie sang nicht, ihre Stimme war nicht einmal weich und zärtlich, sie klang fast stark, aber — lag es im Wort — im Ton — — weiß Gott worin, wie starker, kühler Friede wehte es einen an. „So — und jetzt beten wir," sagte sie dann; und sie ließ die Kranken die Hände falten und betete mit ihnen, die eignen festen Hände um die schwachen andern gelegt. Es war, als fließe Kraft aus ihrem Leibe in den der Kinder über, und Glaube aus ihrem Glauben ergieße sich in der Kinder Seele. Die Augen der Kleinen begannen zu leuchten, ein Rot der Freude huschte auf ihre Wangen, wie ein Sonnenfunken auf eine weiße Blume fliegt. Und mitten im Beten, mitten in einer plötzlich erwachten Freude sank manches zurück und war tot und hatte um den Mund noch ein Lächeln! So leicht hatte die Clari-Marie ihm das Sterben gemacht!

Selbst die ganz Kleinen, die noch nichts wußten und doch schon unbewußt sich gegen den Tod wehrten, wußte sie zum Schweigen zu bringen und

einzuwiegen, daß sie Schlaf fanden, während sie sonst bei der Mutter bis zur Erschöpfung schrien.

„So — so — so!“ Wenn die Clari-Marie in eine Stube trat, in der der kranke Säugling schrie, sprach sie das schon unter der Tür. Es war, als kennte sie jedes. Das Weinen wurde schwächer; es ging in Wimmern über, wenn sie das Kind aufnahm und es an sich hielt. Dann begann sie auf und ab zu schreiten. Manchmal hockten Bauer und Bäuerin und ein Haufen größerer Kinder am Tisch und in den Stubenecken und rührten sich nicht, sahen nur der Clari-Marie zu, wie sie mit dem Kleinsten auf und ab schritt, die breite, plumpe Gestalt, nichts Großes in der Erscheinung, nichts an sich, was anders war als an andern Weibern! Das schwarze, schlichte Gewand, das bleiche, starke Gesicht dagegen schimmernd, die schwarzen Brauen und das silberige Haar und gerade ausfliegend, ruhig und scharf der Blick der grauen Augen! Stark war sie, die Clari-Marie, wie ein Turm war sie, wenn in der Stube das Elend saß. An ihr emporblickend bekam der Bauer wieder den steifen Nacken, der zum Lasttragen not tut, und die Bäuerin richtete sich an ihr auf! Wenn sie das schlafende Kind endlich ins Korbbett zurücklegte, fragten sie alle zaghaft: „Gehst schon?“ Und wenn sie wirklich ging: „Was meinst, wird es leben?“ und „Gelt, du kommst bald wieder?“

Ob sie leben würden, vermochte die Clari-Marie von den Kleinen nicht zu sagen. Ihre Kunst versagte, und sie wußte es. Aber von allen im Isengrund ahnte keines, daß mit jedemmal, da wieder ein Totes in einem Hause lag, die Clari-Marie wie

ein Messer im Herzen trug: ‚Wieder hast nicht helfen können! Wieder nicht! Ja, kannst du denn nichts mehr?‘

Da ging auf einmal ein Gerede durchs Dorf. Von des Präses Haus ging es aus. Dem war ein zehnjähriger Bub krank geworden, und er hatte wieder den Jaun, den Doktor, geholt. Jetzt, vier Tage später, lag der Bub, den vorher die Fieber geschüttelt hatten, in ruhigem Schlaf. „Er wird gesund," hatte der Jaun gesagt, „gutstehen will ich Euch, daß er gesund wird!"

Darauf der Präses: „Ja, und getraust du dich, jedes gesund zu machen von den Kindern, die jetzt an der Krankheit liegen?"

„Wenn ich rechtzeitig gerufen werde, ja!"

„Der Jaun, der Doktor, kann es. Helfen kann er!" Vom Dorfende kam das Wort und fuhr wie ein Sturm durchs Dorf. Jetzt liefen alle zum Jaun, zum Doktor, nicht offen, nicht auffällig. Hinten herum schlichen sie. „Könntest auch zu mir kommen, Jaun!" sagten sie, „das Kind ist krank; aber könntest schon kommen, wenn es dunkel ist, daß die Clari-Marie nicht davon hört. Sie hat es nicht gern, die Clari-Marie, und wir sind ihr Dank schuldig — wir —"

„Schon recht," sagte der Jaun und kam im Dunkeln. Es starben noch zwei Kinder im Dorf nachher, zu denen er zu spät gekommen war.

Aber die Clari-Marie hörte es doch und erfuhr es doch. Sie stand am Fenster ihrer Kammer, wo sie allein war, und riß das Fenster auf, daß der eiskalte Winterwind hereinfuhr und mit rauhem

Schlag ihr Stirn und Wangen traf. Sie stand aufrecht und sah sich um. Die Häuser standen fest und die Berglehnen und die Felsen! Es war nichts mit dem Wanken, das sie empfand! Und sie nahm sich zusammen und sagte sich's vor, fest, tapfer: ‚Das Wanken! Das ist nur in deinem Leben — das Beben! Und jetzt — diesmal — jetzt mußt wissen: Mit deiner Kunst ist es nichts! Du kannst nichts, Clari-Marie. Es ist jetzt einer im Isengrund, der mehr kann als du!‘

Vierundzwanzigstes Kapitel

Das jüngste Kind einer Welschen war krank, eines armen Weibes, das zehn Kinder zur Welt gebracht und erfahren hatte, welche Hilfe die Clari-Marie für ein Bettelweib wie sie war. Die schickte nicht zum Doktor, als ihr vierjähriger Bub sich an dem Uebel legte, das im Dorf war und nicht weichen wollte; zur Clari-Marie rannte sie: „Komm, Frau, hilf!"

Die Clari-Marie ging hin; sie hatte schmale Lippen, als sie in die dumpfe, fürchterliche Stube trat, in der die andern Kinder mit dem kranken zusammengesperrt waren; auf der Zunge lag ihr ein: „Schickt zum Doktor, Frau; der gilt jetzt im Dorf, nicht mehr ich."

Aber als sie das Elend wieder sah, das sie zehnmal hatte kennen lernen können, brachte sie es nicht anders über sich und war es ihr, als könnte hier kein andrer, als müßte sie helfen. Sie mühte

sich um das Kranke, ordnete die Stube, lüftete und sah doch, daß die Geschwister des erkrankten Kindes da nicht bleiben konnten, sollte das Uebel nicht auch an sie kommen. Sie brachte die älteren nach vielem Bitten und Betteln bei Nachbarn unter, drei nahm sie selber nach Hause. „Da, Kind, hast Gesellschaft und kannst abwarten," sagte sie zur Severina. Die war froh wie kaum je, räumte zwei Kammern zurecht und verzog von der Clari-Marie, damit sie nachts in der Nähe des welschen Kleinvolks sei, über die Treppe hinauf in eine der beiden Dachstuben.

Am nächsten Tage schon waren die Kinder heimisch, und die Severina ging mit leichten Schritten im Hause umher, hatte glänzige Augen und lachte mit dem Kleinvolk um die Wette. Jetzt war Leben im Haus!

Eines Tages kam die Clari-Marie zurück, blickte nicht so bitterlich streng und verschlossen wie sonst, hatte fast ein leises Rot der Freude auf den Wangen. „Jetzt wird er gesund, der Welschen ihr Bub," sagte sie. Die Nacht war sie fortgeblieben und hatte bei dem kranken Kind gewacht. Wunder, Wunder, jetzt wurde es gesund, ihr wurde es gesund!

Die Severina, die ihr in den Flur entgegengegangen war, sah bleich aus. „Aber," sagte sie hastig, „mit der Maria, dem Mädchen, ist es nicht recht. Es liegt noch oben im Bett. Die ganze Nacht hat es gefroren, mit nichts habe ich es erwärmen können. Zu mir habe ich es genommen, und doch hat es geschüttelt vor Frost."

Die Clari-Marie blieb mit einem Ruck auf dem

Weg in die Stube stehen. „Oben liegt es, das Kind?" fragte sie.

Die Severina nickte. Da trat die Clari-Marie auf die Treppe, die ins obere Stockwerk führte. Aber sie wendete sich plötzlich wieder: „Zu dir hast es genommen?" fragte sie hastig und mit kurzem Atem. Und kopfschüttelnd ging sie hinauf zu dem Mädchen.

Am Ende war es: Das Mädchen der Welschen, die Marie, wurde krank im Hause der Clari-Marie, während der Bub daheim bei der Mutter rasch genas. Da ließ die Clari-Marie die zwei gesunden Kinder in ihre eigne Stube bringen und verbot ihnen, die kranke Schwester zu sehen; sie selber trat oben bei dieser die Wacht an. Die Severina hieß sie auf die gesunden achten. „Daß du mir nicht mehr zu der Maria hinaufgehst," schmälte sie.

Aber die Severina hatte für das Kranke mehr Liebe und Mitleid als für die Gesunden, stand manchmal plötzlich hinter der Base, wenn diese um das fiebernde Kind sorgte, und lieh ihr Hand; und die Frau war so versunken und eifrig in der Pflege, daß ihr oft nicht auffiel, wie die Severina ihr eignes Gebot übertrat. Plötzlich freilich pflegte sie dann zu erwachen, schob das Mädchen mit unwirscher Eile aus der Kammer, sagte ein: „Jetzt kommst mir nicht mehr, hörst," aber ihr Drängen war nicht so streng wie sonst; da sie zu wohl unterschied, wie das warme Herz die Severina zum Helfen trieb, und sie darum nicht schelten mochte.

Dann geschah auch das Große und Freudige noch, daß dieses zweite Kind genas. Es kam der

Tag, an dem die Clari-Marie die Kinder wieder heimbrachte zu deren Mutter. Mit festem, raschem Griff tat sie bei der Welschen die Tür auf. „So," sagte sie im Eintreten mit ihrer klaren, starken Stimme, „jetzt ist wieder einmal Sonntag, Frau! Jetzt kannst deine der Reihe nach ansehen; es ist keines mehr mehlfarbig wie auch schon."

So ließ sie dem Weibe die Gesundheit in der Stube zurück und einen kleinen Reichtum, die Tage neu anzufangen; ein Laib Brot lag auf dem Tisch, ein paar Franken daneben, und drei der Kinder gingen in neuem Gewand von dem starken Tuch, wie die Clari-Marie es selber aus Schafwolle spann.

Die Krankheit wich nicht nur aus der Elendstube der Welschen; sie verließ auch das Dorf. Da hatte der Jaun sie vertrieben. „Das ist denn schon ein Geschickter," sagten die vom Isengrund.

Der Winter ging zu Ende. Es wurde wärmer im Tal. Schmutzige Eiskrusten lagen noch über den Wegen, aber über die Mittagsstunden rannen Bäche daraus und die Dachtraufen liefen, und oben am Rotstock kam die große Laue, die immer den Frühling ansagt.

„Brauchst auch nicht mehr so einzuheizen jetzt," sagte die Clari-Marie zur Severina. Sie saß über eine rauhe Näharbeit gebeugt und öffnete jetzt das Kleid am Halse. „Jesses, wie heiß!" stöhnte sie.

„Es ist doch noch kalt," gab die Severina zurück. Da sah die Clari-Marie erst, daß sie am Ofen stand und sich wärmte.

„Ja, frierst denn, du?" fragte sie staunend. „Gestern und heute friere ich immer," antwortete

die Severina. Jetzt sah die Clari-Marie das andre noch, das, daß das Mädchen wundersam aussah, wie ein Wachsbild, Nase, Stirn, Wangen und Lippen, alles weiß, aber scheinig, wie mit unsagbar feinem Werkzeug geschnitten und geglänzt, das Gesicht schmal, von großem Ebenmaß. Der Clari-Marie fuhr es wie ein Stich ins Herz: Wie ein Engel ist sie, das Kind!

Sie erhob sich langsam, legte die Arbeit weg, schüttelte den Kopf. „Was hast denn? Was ist denn mit dir?“ Mit diesen bedächtigen Reden kam sie langsam an die Severina heran, die lächeln wollte und doch einen ängstlichen Ausdruck in den Augen hatte. Die Clari-Marie nahm sie bei der Hand, aus ihrer Stimme klang eine leise Unruhe. „Zeig her — hast — hast Fieber?“ Sie griff dem Mädchen den Puls; einen Augenblick stand sie still, die weiche Hand der Severina war wie Samt an ihren glasigen Fingern. Jetzt ging ein Schauder durch des Mädchens Gestalt.

„Leg dich nieder,“ sagte die Clari-Marie. Sie schob die Severina selber vom Ofen hinweg und in die Schlafkammer hinüber. „Hast dir am Ende doch etwas geholt bei dem Kind, der Maria,“ schalt sie, während jene sich entkleidete, und zweimal schritt sie die große Kammer auf und ab, als litte es sie nicht an einer und derselben Stelle. Nachher maß sie das Fieber, murmelte etwas in sich hinein und kramte dann in einem Schrank nach Kräutern und Tränken. Lange stand sie davor, wählte und legte wieder zurück, besann sich, kam zum Bett und ging wieder zum Schrank. Endlich schien sie

gefunden zu haben, was sie suchte, aber in der Stube draußen, in die sie jetzt trat, hielt sie plötzlich inne, atmete zitternd und kurz, als ob ihr eng sei, und besann sich wieder — lange. „Jesus, mein Gott," sagte sie, als sie nachher in die Küche ging, einen Trank für die Severina zu richten.

Die Clari-Marie war tags ihres Lebens keine zaghafte Frau gewesen. Ihren Weg war sie gegangen, wie es ihr recht dünkte, gefragt hatte sie keinen um sein Gefallen. Die Weiber vom Isengrund rühmten ihre sichere Hand, die Männer ihren Mut, der immer noch aushielt, wenn selbst dem Mann sich ein: „Herrgott, mach ein Ende!" auf die Lippen drängte. Und jetzt zitterte die Clari-Marie.

Es sah es ihr keiner an. Nach außen war sie dieselbe, bleich, ruhig, von klarem Blick und scharfer Rede. Nur sie wußte, daß das Zittern in ihr war. Sie konnte nicht essen und nicht schlafen.

Die Severina bat: „Leg dich doch, Base." Aber sie wies sie an: „Schlaf jetzt und kümmere dich um mich nicht, zuerst mußt jetzt du gesund sein, nachher kommt das andre." Dann ging sie hin und her zwischen Kammer, Stube und Küche, immer und nicht weiter, keinen andern Weg, nur zwischen Kammer, Stube und Küche.

Am Morgen des zweiten Tages, da die Severina lag, kam ein Bauer gelaufen: „Jesses, komm schnell, Clari-Marie, meine Frau — jetzt liegt sie in Krämpfen, du weißt ja."

„Ich kommen?" fragte sie und sah ihn mit zornigen Augen an. „Das und das und das kannst ihr geben der Frau, hast gehört?"

„Aber komm doch selber," drängte der, „sie will auch nicht sein ohne dich."

„Um kein Geld kann ich kommen jetzt! Das Kind ist krank, die Severina, keinen Schritt komme ich fort jetzt."

Im Flur ließ sie den Bauer stehen, die Mittel in Händen, die sie ihm gegeben hatte. Er wollte sie rufen, lief ihr nach in die Stube, aber sie trat eben in die Nebenkammer und kam nicht zurück; so ging er endlich seufzend und war der erste, der die Truttmannin umsonst um Hilfe gebeten hatte.

An diesem Abend wuchs das Fieber der Severina. Sie lag in den buntbedruckten Kissen des großen Bettes und hatte jetzt zwei Farben im Gesicht: das Weiß noch immer, nur gedämpft wie Seerosenbläße, wenn der Mond sie durchleuchtet, und daneben auf beiden Wangen ein heißes, fliegendes Rot; zwei Rosenfarben hatte die Severina. Die Clari-Marie stand in einer Kammerecke und sah sie an, während jene irre sprach, und mußte fast ein „Jesus, wie schön!" stammeln. Dann aber trat sie wieder zum Bett, legte nasse Tücher auf und kämpfte gegen das Fieber, das nicht weichen wollte. Die ganze Nacht währte der zähe, stumme Streit. Die Säcke unter den Augen der Clari-Marie waren von dunkeln Ringen umspannt. Manchmal hatte sie da im Isengrund um Leben und Tod gestritten; so bitterlich ernst war es noch keinmal gegangen! Gegen Morgen erhob sie sich von einem Stuhl, auf dem sie am Bett gesessen hatte, sah die Kranke an und ging zur Tür; aber auf der Schwelle kehrte sie um und setzte sich wieder. Es war ein seltsames

Tun, das sie von da an wieder und wieder begann, als streite sie mit sich selber, als reiße sie etwas hin und her. Einmal, als sie eben wieder neue Kompressen aufgelegt hatte und die Severina zu schlummern schien, fuhr sie jäh auf, ging hastig in die Stube hinaus, nahm ein Tuch um, als müßte sie hinwegeilen. Und doch legte sie auch das Tuch wieder von sich, kam langsam zurück und setzte sich wieder ans Bett.

Dann kam der Morgen, der mit fahlem Licht durch das Fenster zündete. Langsam wandelte sich überall das Nachtschwarz in Grau, an der Diele, den Wänden, den weißen Bodenbrettern und am Bett der Severina, nur der ihr Gesicht war jetzt wieder bleich und bleicher als der fahle Tag. Sie schlief. Da stand die Clari-Marie doch auf, wankte, als sie vom Stuhl hinwegschritt, nahm sich aber zusammen, glättete die Haare am grauen Scheitel und ging aus Stube und Haus, ging raschen, ruhigen Schrittes gaßab und straßüber an die Haustür klopfen, wo der Jaun, der Doktor, wohnte.

Zwei Köpfe fuhren aus den Fenstern, oben der des Bauern, bei dem der Jaun wohnte, unten der der Cille.

„Was ist? — Ja — ja — du?“ fragte diese.

„Der Jaun soll kommen! Herauf zu mir, jetzt gleich! Die Severina ist krank!“ Das war kurz und rauh hervorgestoßen. Die Clari-Marie wartete nicht; mit denselben sicheren Schritten ging sie zurück, mit denen sie gekommen war. Nur als sie beim Zieglerhaus wieder hineintrat, würgte sie etwas. Herrgott, Herrgott! Einen solchen Gang hast noch keinen tun müssen wie der so schwer!

Der Jaun ließ nicht auf sich warten. Er kam, wie er zu jedem Kranken ging, in seinen städtischen und doch ungeschickt geschneiderten schwarzen Kleidern, die Hosen kurz, die Aermel lang, auf dem Kopf einen steifen runden Filz, wie ihn seiner Lebtag kein Bauer auf hatte. In der Hand brachte er eine kleine Ledertasche, in der er immer seine Utensilien trug. Just so unbeholfen wie in jede fremde Stube trat er in die wieder, wo er so lange daheim gewesen war; über die Schwelle stolperte er, so daß ihm der Hut ins Gesicht rückte. Darum sah er nicht gleich, daß die Stube leer war. Nachher legte er Hut und Tasche ab und strich sich mit der Hand über die Stirn, auf der ihm der Schweiß stand, obwohl er nicht zu rasch gelaufen war. Er sah scheu nach der Kammer hinüber, deren Tür angelehnt war und wo er die Clari-Marie und die Severina erriet. Da kam die Cille, die ihm nachgegangen war, bleich, den langen Oberkörper ein wenig mehr noch als früher vornüberhängend, das volle Haar auch schon grau, herein. „Wo sind sie?" fragte sie leise auf der Schwelle.

Der Jaun nickte gegen die Tür hin und war so leichenblaß im Gesicht, daß die hochbogigen schwarzen Bräuen wie Farbstriche schienen und die scheu blickenden Augen wie Kugeln. Dann ging er zur Nebenkammertür, die die Clari-Marie just da von innen aufzog. Auch über diese Schwelle stolperte der Jaun, und vor der Clari-Marie nickte er in Gedanken, als ob ihn ein vornehmer Kunde gerufen hätte, dem er besondere Höflichkeit schulde. Aber als er die Severina angeblickt hatte, fuhr ihm

eine rote Flamme so jäh ins Gesicht, daß die Clari-Marie ihn staunend ansah; dann rückte er einen Stuhl zum Bett, setzte sich und faßte nach des Mädchens Hand. Jetzt war seine Art sicher und rasch. Die Severina, die noch immer geschlafen hatte, erwachte. Sie war noch sehr matt, nichts verriet, daß sie aufwachte, als daß die Lider sich hoben und in dem schmalen Gesichtlein wieder die schimmernden Augen standen. Plötzlich sagte sie: „Jesses, der Jaun!" und lächelte dazu.

Der Jaun hielt ihre Hand und sah auf die Uhr, ließ die Hand fallen und legte die seine auf die Stirn der Severina, nahm sie weg und brachte sein Ohr an ihre Brust. Zuerst war er ganz ruhig und seine Art die gemessene des klugen Arztes. Aber als die Untersuchung weiterschritt, war es auf einmal, als gehe sein Atem rascher. Die Cille stand an der Tür und sah auf ihn, und die Clari-Marie hatte sich zu Füßen des Bettes aufgestellt und wandte kein Auge von ihm.

Jetzt hob sich auf einmal Jauns ganze Gestalt und schütterte unter stoßweisem Atem.

„Was hast, Jaun, du zitterst ganz?" sagte leise die Severina. Da ließ er mit einem Ruck von ihr. „Eis — holt Eis, Mutter, beim Löwenwirt bekommt Ihr," sagte er zur Cille mit kurzer Stimme, die keinen Klang hatte. Er selber stand auf und ging der Tür zu. „Ich muß — eine Medizin will ich holen," stieß er heraus. Als er in der Stube war und die Tür hinter ihm zuging, entfuhr ihm ein Aechzen, als risse etwas in ihm entzwei, und dann sah er die Cille nicht mehr an, die ihn etwas fragte, und rannte hinaus.

Die Clari-Marie war allein bei der Severina. „Habt Ihr den Jaun gerufen, Base?“ fragte diese. Sie lächelte wieder und blickte ganz froh. „Ganz lang bin ich jetzt nicht mehr drüben gewesen,“ sprach sie weiter.

„Ja, ja,“ gab die Clari-Marie zurück, ging hinaus und kam wieder. „Der Pfarrherr wird auch kommen nachher,“ sagte sie jetzt.

Da sah die Severina einen Augenblick vor sich hin auf die Decke. Ihre Lippen zuckten. „Muß — muß ich sterben, Base?“ fragte sie. In ihre Augen sprang das Wasser, und dann schluchzte sie so bitterlich, daß die starke Clari-Marie die Zähne verbiß, auf daß sie nicht flenne, sie nicht, die Clari-Marie, die in ihrem Leben nie geflennt hatte.

„Der Jaun holt die Medizin,“ sagte sie dann, „sie sagen, er sei geschickt, der Jaun.“ Ihre Stimme war schon wieder fest. Aber die Severina fuhr auf: „Aber Ihr, Base — wenn Ihr nichts mehr wisset für mich! Und Ihr wisset —“

Die Clari-Marie kniete ans Bett nieder, schwer, gemach, mit beiden festen Armen griff sie übers Lager und faßte die Hände der Severina, daß sie sie falten mußte. „Vater unser,“ begann sie und betete weiter und hob wieder an: „Vater unser, der du bist in den Himmeln!“ Das war die Art, die sie hatte, den Leidenden und Sterbenden Hilfe zu bringen; lag es in ihrer Stimme oder im Griff ihrer Hände oder in ihrer Nähe nur, wie sie schwer, stark und ruhig kniete — die Severina, die ein Staunen fassen wollte, konnte nicht anders, sie schluchzte die Worte nach, die die Clari-Marie

sprach, und ihre Stimme erstarkte an der der andern, sie selber wurde ruhig, und es war ihr, als wehe eine Kühle sie an, die wohl tat, und würde ihr das Herz weit und groß. Jetzt betete sie, sehnsüchtig, inbrünstig, mit weitem, klopfendem Herzen: „Vater unser, der du bist in den Himmeln."

Der Jaun kam zurück. Sie hörten ihn keuchend durch den Flur kommen; in der Stube aber trat er sacht auf, und in die Kammer kam er leise herein.

„Gebt mir Wasser," sagte der Jaun zur Clari-Marie. Die brachte das Verlangte. Dann gab er der Severina ein Pulver. Indessen brachte die Cille das Eis. Der Jaun legte die Umschläge an. Die Severina lag ganz still und sah auf seine Hände, die immer zitterten. „Jetzt wirst dann schlafen können," sagte er.

Die Severina lächelte wieder. „Meinst, kannst mir helfen, Jaun?" fragte sie, still aus den Kissen blickend.

„Ja — ja —" stammelte er, und sein Gesicht war heiß. Da strich sie mit der Hand über die seine. „So schlaf' ich jetzt," sagte sie.

Er nickte nur und ging in die Stube. Die Clari-Marie kam hinter ihm her. Die Cille setzte sich zu der Severina.

Draußen war der Jaun ans Fenster getreten. „Ich will zum Pfarrer schicken," sagte die Clari-Marie leise, die die Schlafkammertür hinter sich zugemacht hatte.

„Ja," gab er zurück; er schien kaum zu wissen, zu was er ja sagte. Er legte die Hand an den Kopf und sann und ließ die Hand wieder sinken.

„Dem Hansi will ich auch berichten,“ sagte die Clari-Marie wieder. Diesmal klang es wie eine Frage, und sie stand hinter ihm, als müßte er sich umwenden und ihr das sagen, was sie nicht fragen wollte: Hast — hast also auch keine Hoffnung wie ich?

Er wendete sich wohl kurz um, aber nur um gleich wieder aus dem Fenster zu blicken, die Hand an der Stirn, grübelnd. „Ja,“ sagte er wie vorher, der Clari-Marie zur Antwort. Die ging zur Tür.

Als sie hinaus war, trat der Jaun vom Fenster weg, maß zweimal die Stube und stand wieder still, immer grübelnd. Hast nichts gelernt, was noch helfen könnte! schrie es in ihm; und dann war ihm, als müßte er fortstürzen, irgendwohin, laufen, bis der Atem versagte! So drängte die Qual in ihm. Dann nahm er sich gewaltig zusammen und ging wieder zitternd hinein zu der Severina, zu sehen, ob sie schliefe.

Der Pfarrherr kam im Ornat, den Sigrist im Begleit. „Gerade oft muß ich jetzt daher kommen,“ sagte er unter der Tür zur Clari-Marie, die nicht vor ihm, aber vor dem Allerheiligsten das Knie bog. Dann amtete er in der Kammer der Severina, und die Clari-Marie wohnte bei.

Als der Pfarrherr sich wieder entfernt hatte, blieben die drei mit der Severina allein. Die hatte geschlafen, aber je mehr der Tag sich dem Abend zuneigte, desto höher stieg das Fieber, bald war sie nicht mehr bei Sinnen und redete irr. Vom Hansi redete sie, der in der Kehlehütte sitze, in dem warmen Nest mit der Claudi zusammen.

Sie phantasierte noch von dem Hansi seinem Glück, als der mit den Abendschatten selber ins Haus kam. Er trug einen Feiertagsanzug, ein rauhes, stattliches Gewand; in dem hatte er vor Monaten Hochzeit gehalten. Die Cille war die erste, auf die er traf. Sie war auf dem Weg zum „Löwen", neues Eis zu holen. „Was ist? Ist sie denn schon lange krank, die Severina? Ist es schlimm mit ihr?" fragte er hastig. Sein Gesicht war heiß vom raschen Lauf, sein dichtes braunes Haar feucht.

„Es geht nicht gut," sagte die Cille. Ohne Anhalten ging sie an ihm vorüber. Nachher war es ihm, als hätte er ein kurzes Schluchzen gehört. Er trat in die Wohnstube, die schon ganz dämmerig war. Der Jaun und die Clari-Marie saßen da, der Jaun am Tisch, die Clari-Marie am Ofen, beide müßig. Beide blickten auf, als er eintrat.

„Still, sie schläft wieder," sagte die Clari-Marie leise. Sie war aufgestanden, trat an den Tisch, wo der Jaun saß, rückte dem Hansi einen Stuhl hin und setzte sich zu ihnen auf die Fensterbank.

„Ich bin auf dem Taglohn gewesen," flüsterte der Hansi. „Erst jetzt hat sie mir's sagen können, die Claudi, ich bin so schnell gekommen, als ich konnte." Er neigte den breiten Oberleib weit über den Tisch, damit sie sein leises Sprechen verstünden. Die andern taten es ihm unwillkürlich nach. Sie waren eine sonderbare Gruppe, drei Köpfe, der wohlgeformte braune des Hansi, der schmale kohlschwarze des Jaun, dessen Gesicht so weiß war, daß

es durch das Dämmern der Stube leuchtete, und der graue, eckige der Clari-Marie.

„Ist — ist sie am Sterben?“ fragte jetzt der Hansi wieder. Er sah die Clari-Marie an dabei. Die wendete das Gesicht dem Jaun zu; sie würgte an etwas.

„Kannst helfen?“ fragte sie plötzlich; es klang rauh, obwohl sie ihre Stimme dämpfte wie die andern.

Leicht war das Wort nicht gekommen. Der Jaun fuhr wie aus einem Traum auf. Sein zerfahrener Blick ging über den Tisch hin; wieder zitterten ihm die Hände und die Lippen und die ganze Gestalt. „Warum habt Ihr mich nicht früher geholt?“ sagte er; das war fast gestöhnt, er biß die Zähne zusammen nachher, sie hörten das Knirschen.

Die Clari-Marie zog die Arme weg. „Das — das sagst mir zuleid,“ sagte sie zornig.

„Euch — Euch zuleid,“ stammelte er, „meint Ihr — ich — ich denke an Euch jetzt!?“

Das Elend sah ihm aus dem Gesicht. Er hatte die Worte im Aufstehen gesagt, beide Fäuste ein wenig gehoben, wie um den Worten Nachdruck zu geben.

Die Clari-Marie fror; mit unsicherer Handbewegung strich sie etwas am Kleide zurecht. Dem — dem da, dem Jaun, ging das Leben entzwei mit der da drinnen, mit der Severina, das sah einer ohne Reden! Und — und — „Warum habt Ihr mich nicht früher geholt?“ hatte er gesagt.

Sie hielt sich am Tisch. Es erdbebnete! Fest-

stehen, Clari-Marie, es geht in Stücke — alles — alles — feststehen, Clari-Marie!

„Willst — soll man's ihnen zu wissen tun, deinem Vater und deiner Mutter?“ fragte sie plötzlich den Hansi; sie stand jetzt aufrecht, nur die Hand noch am Tisch, ganz leise bebte ihr die Stimme.

„Denen?“ sagte der starke Hansi laut. „Denen beim Eid nicht!“

Er stand jetzt auch auf. Alle drei gingen sie leise in die Kammer hinüber. Die Severina fing an im Fieber zu sprechen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Das war eine Föhnnacht, die neunte, die die Severina krank war. Am Abend schon hatte der Wind in den Gassen gemurrt und sein sonderbares Wesen getrieben, bei dem den Bauern in den Hütten ist, als husche einer draußen gespenstisch dahin und dorthin, von Haus zu Haus, blitzschnell, jetzt am Dorfende stöhnend, jetzt am Dorfeingang fauchend und jetzt hornend aus einer weit entlegenen Kluft. Nun war er wild. Sausend strich er durchs Kamin des Zieglerhauses, auf dem Dache klapperten die Schindeln. Plötzlich schwieg er. Wenn der Föhn schweigt, ist es, als hielte das ganze Tal mit einem „Mein Gott, was will jetzt kommen?“ den Atem an. Bald kam er wieder — von fernher; ein Laut wie Rauschen schwerer Flügel kündete ihn an. Dann war er da. Sssssss! heran an das Haus mit einem Stoß, Brust gegen Brust, und die Mauer

stöhnt und die Fenster zittern; in der Diele krachen die Balken!

„Das ist ein Wind," sagte die Severina. Sie war seit einer Stunde wach und hatte kein Fieber. Müde war sie und lag in den Kissen, die Arme zu beiden Seiten aufs Bett gelegt, als sollte das heißen: nur nicht rühren, wenn ich mich muß! Ihr Gesicht war noch immer gleich still und gleich weiß und gleich schön. Hatte schon einmal einer ein so heiliges Gesichtlein gesehen wie das der Severina!

Die drei waren noch immer bei ihr, die letztlich keinen Tag und keine Stunde von ihr gegangen waren, der Jaun, die Cille und die Clari-Marie. „Heut ist der Tag," hatte der Jaun am Morgen gesagt, als sie in der Stube gemeinsam eine kurze Mahlzeit genommen hatten.

„Heute," nickte die Clari-Marie, die die Worte sparte wie in ihrem Leben noch nie und doch nie redselig gewesen war. Am Nachmittag kam der Hansi, zu sehen, wie es ginge. Nach einer Stunde stieg er wieder zu Berg. Nun ging der Tag schon zu Ende, und sie saßen bei der Severina, der Jaun ganz nahe am Bett, die Cille drüben an der Wand auf einem Stuhl, die Clari-Marie am Fenster, durch die Scheibe starrend, durch die sie nichts sah als dunkeln Himmel und ein paar unruhig flackernde Sterne. Die sahen aus, als müßten sie im Sturm erlöschen.

Die Cille hatte verweinte Augen. Der Jaun hatte die Unruhe noch immer an sich, die ihn nirgends litt; er stand auch jetzt wieder vom Bett auf und trat hinaus in die Stube, und als die Cille

ihm nachkam und flüsterte: „Gerade gut scheint sie jetzt, die Severina," sah er sie mit einem Blick an, als stieße sie ihm ein Messer ins Herz, und sagte: „Kein Fieber — das — weiß ich schon — wie das ist!"

Das Gesicht der Clari-Marie war reglos, kein Zittern war darin, kein Seufzer brach von ihr; wie aus Stein war sie eine; so war sie nun, seit der Jaun das gesagt hatte, das: „Warum habt Ihr mich nicht früher geholt?"

Als der Jaun und die Cille zurückkamen, hatte sie des Doktors Platz am Bett eingenommen. Sie und die Severina sprachen leise zusammen. „Gerade habe ich es gesagt zu der Base," begann die Severina lauter, „so leicht ist mir jetzt — so — so anders." Und sie lächelte.

Der Jaun ging zum Fenster hinüber, wo die Clari-Marie gesessen hatte. Er hatte genickt, als die Severina gesprochen hatte, schlenkerte mit den Armen unter ihrem Blick, unbeholfen wie ein Schulbub; jetzt sagte er: „Ja — ja — schlaf' jetzt nur wieder, wenn du kannst."

Die Cille setzte sich an ihren alten Platz.

Die Lampe, die auf dem Tisch mit der weißen Decke und den zwei Waschbecken brannte, warf einen roten Schein auf das Bett, die zarte Severina und die dunkle, schwere, breite Clari-Marie.

„Am Ende," wandte sich die Severina wieder an den Jaun, „wird es doch besser jetzt."

„Ja, ja," gab er zurück. Er durfte sie nicht ansehen dabei; so flog sein Blick zerfahren über Diele und Wände.

Da hob sich das Mädchen plötzlich im Bett: „Jesus, was ist jetzt das!“ schrie sie auf, der junge Leib bäumte sich im Krampf auf: „Jesus, Base!“ schrie sie noch einmal.

Die Clari-Marie stand jetzt neben ihr, beugte sich über sie und legte die Arme um sie. Alles an ihr war stark und aufrecht. Sie stützte die Severina mit ihren festen Armen und gab ihrem Kopf die Brust zur Stütze. Dann begann sie: „Vater unser, der du bist in den Himmeln!“

Die Severina lehnte sich an sie. „Base, Base,“ ächzte sie, aber es klang immer friedlicher, leiser, ergebener.

Die Clari-Marie stand wie eine Säule. So stützte sie die Weiber, die in Schmerzen sich wanden, so die, die nicht sterben konnten. Ihre Stimme klang klar und ruhig; das gab ihr eine seltsame Macht, jetzt, wo alles Kampf und Qual und Unruhe war.

„Base,“ seufzte die Severina. Ihre Kraft schwand; aber noch immer dauerte das Ringen zwischen Leben und Tod. Und die Clari-Marie hatte inmitten dieses Ringens ein Gefühl, das ihr Wohltat war: dein ist sie jetzt, die Severina, dich braucht sie, dich allein! Die schmächtige Gestalt zitterte und zagte in ihren Armen. ‚Dich braucht sie!‘ schrie es in ihr.

Plötzlich litt es den Jaun nicht länger, der leichenfahl, die Züge verzerrt, mit schlenkernden Armen drüben an der Wand gelehnt hatte. Die Cille hatte einen Blick auf ihn getan, und so schrecklich sah er aus, daß sie zu ihm trat. „Jaun, Bub,“ mahnte sie mit unsicherem Ton.

„Jetzt — jetzt — stirbt sie," keuchte er. Dann warf er sich auf die Knie wie von Sinnen und kroch zum Bett. „Stirb jetzt nicht — stirb nicht!" bettelte er. „Severini!"

Da war es in einem letzten Aufflackern, daß die Severina die Augen auftat und in sein Gesicht sah, das über den Bettrand heraufblickte. „Jaun, lieber Jaun," sagte sie. Es war wie ein kleines, glückliches Aufjauchzen, als ginge ihr just eine Erkenntnis auf, etwas, woran sie bisher nicht gedacht hatte, etwas Freudiges, Großes! Als sie es gesagt hatte, sank der Kopf an der Brust der Clari-Marie seitwärts. Den Lippen entfuhr ein kurzer, unverständlicher Laut; dann verließ den Oberkörper die Kraft. Die Clari-Marie ließ ihn in die Kissen gleiten.

Der Jaun lag am Bett, flennend und willenlos. Die Cille begann schon das eintönige Totengebet zu sprechen. Aber die Clari-Marie stand aufrecht und stumm neben der Toten. So wie sie da stand, so ging sie nachher hinaus in die Wohnstube. In ihrem Kopf arbeitete es. Hast gemerkt, wie du sie verloren hast, die Severina, im letzten Augenblick? Meinst jetzt noch, dir hat sie gehört? Hast gesehen, wie sie ihn angeschaut hat, den Jaun, und meinst noch, daß sie zuletzt an dich gedacht hat, du, du? Verloren hast sie, die Severina, an — an den Jaun zuerst, dem hat sie der Tod genommen!

In der ruhigen, umständlichen, schweren Art ging sie nachher an das, was für die Tote zu tun war. Sie hatte eine Empfindung, als sei sie in langsamem Sinken auf eine Stelle geraten, von der es nicht tiefer ging. Einmal oben in einer Kammer,

wo sie etwas zu holen hatte und wo es ganz still war, sagte sie laut vor sich hin: „So — jetzt hast nichts mehr, du!“ Dabei regte sich nichts mehr in ihr, weder Liebe noch Leid, weder Hoffnung noch irgendein Gedanke an den nächsten Tag und an die, die nachher kamen.

Als sie in die Wohnstube zurückging, fand sie die Cille dort. „Zum Hansi hinauf, meine ich, sollte man schicken,“ sagte die und sah sie zaghaft von der Seite an.

„Ja, schick nur,“ gab die Clari-Marie zurück.

„Die Totenbeterinnen will —“ hob die Cille wieder an; aber die andre fiel ihr in die Rede: „Ich will sie bestellen nachher.“

Als sie beide schwiegen, hörten sie den Jaun in der Nebenkammer flennen. „Nimm ihn mit,“ sagte die Clari-Marie, „er soll heimgehen; er kann wiederkommen, später, morgen! Jetzt — ein Mannsvolk braucht nicht so zu flennen. Verbeißen soll einer können, wenn er ein Doktor sein will.“

Die Cille sah die Schwester halb scheu, halb demütig an wie zu der Zeit, als sie noch mit ihr gehaust hatte. Dann ging sie gehorsam zum Jaun hinein, und man hörte, wie sie ihm zuredete. Nach einer Weile kamen sie beide heraus. Der bleiche Jaun sah die Clari-Marie nicht an, er nahm seinen Hut von der Wand und ging hinaus, das Grüßen vergaß er.

„Ich komme bald wieder,“ sagte die Cille zur Schwester, die ihr den Rücken wendete, und folgte dem Jaun.

Als beide hinaus waren, atmete die Clari-Marie tief auf: Gott sei Dank, daß keines mehr da ist!

Sie setzte sich an den Tisch, den einen Arm daraufgestützt. Nachdenken mußte sie; es war etwas nicht klar in ihr, und sie war gewohnt, klar zu sein mit ihren kleinen Lebensdingen. Geerdbebnet hat es in deinem Leben, lange schon, Stück um Stück bröckelnd, bis alles am Boden lag! Früh, in der Jugend hat es begonnen, die Brüder gingen verloren, dann das bißchen Liebe zum — zum Mann, der selber, Vater und Mutter dann und der Jaun dann, der Bub, der ein Fremder geworden war!

Geerdbebnet hat es wieder! Das mit dem Hochwürdigen geschah und mit der Schwester, daß du die Achtung vor ihnen verlorst! Die vom Rottal fehlten dir! Die Cille ging und der Hansi und der Töni und — jetzt die Severina! Halt — und das war nicht alles! Weiß Gott, immer das Rechte hast wollen, Clari-Marie! Der Herrgott mag's bezeugen, wie es dir im Herzen gewesen ist! Die Kirche und den Glauben hast hochgehalten und irr hast werden müssen an der Kirche und am Glauben und an denen, die am frömmsten geschienen haben! Das mit dem Gericht — der Herrgott mag's sehen — das Vertrauen zu denen im Rottal hat dich geheißen, für sie zu tun, was du getan hast, und — und am Ende sind sie doch die Schuldigen! Der Eifer wider den Ungläubigen hat dich dem Gisler feind sein lassen! Und — und am Ende hat der unschuldig leiden müssen, deinetwegen! Und — und etwas zu wissen hast gemeint, etwas zu kennen von den Bresten, wie sie an die Menschen kommen können! Jetzt — was — „Warum habt Ihr mich nicht früher geholt?" hat der Jaun gesagt! Der

also — wenn er früher gekommen wäre, hätte die Severina heilen können, der, von dem du gesagt hast, daß er nichts wisse!

Die Clari-Marie hustete kurz und trocken; es saß ihr etwas auf der Brust, das nicht weggehen wollte. Dann sann sie weiter.

Alles ist mißraten in deinem Leben, du! Jetzt stehst du da und bist alt und nutzlos und hast keinen mehr und bist so oft verirrt in deinem Leben, daß du dich nicht weitertraust!

Sie stützte sich schwerer auf den festen, lang über den Tisch gelegten Arm, die Hand umklammerte die Kante. Es quoll in ihr auf wie eine Welle, wild, mit fürchterlicher Gewalt: Schrei doch! Arm bist! Schrei, wie's dir weh tut, schrei! Aber der Schrei kam nicht auf. Schwerer stützte sie sich auf den Arm, hob sich wie in Schmerzen ein klein wenig auf und stieß ein einziges Wort heraus: „Herrgott!"

Im Flur gingen Schritte. Es kamen die Totenbeterinnen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Der Winter war nun auch zu Ende. Die Clari-Marie saß an dem Fenster, das auf die am „Löwen" vorbei und der Kirche zu führende Straße Ausblick hatte. Sie saß da nun den lieben langen Tag und arbeitete; nur wenn sie zu einer Frau geholt wurde, ging sie aus dem Hause. Aber im Isengrund hieß es, sie wolle ihr Amt abgeben, sobald die vom Rat eine Jüngere gefunden hätten.

Mit dem neuen Frühjahr ging die Hoffnung des Löwenwirts, einigermaßen die Hoffnung der ganzen Isengrunder, auf wie das Gras an den Lehnen. Jetzt mußten die fetten Zeiten wiederkommen, wo das Fremdenvolk ins Tal kam und Verdienst brachte! Im Mai stand in einer großen Zeitung ein Artikel, ein Stimmungsbild aus dem Isengrund. Da mußte irgendein Zeitungsschreiber im Dorf herumgekundschaftet haben.

„Auf dem schönen Alporte," schrieb er, „liegt ein schwerer Schatten; die zwei dort geschehenen Morde sind unaufgeklärt; der, den die Stimme des Volkes als Mörder bezeichnet, wohnt noch immer im Tal und wagt sich nicht in seine Hütte zurück, im Dorf selbst aber herrscht eine schwere, lastende Stille, als könnten sie da nicht mehr fröhlich werden, bis die Taten ihre Sühne gefunden."

Der Zeitungsmann hatte sich nicht die Mühe genommen, zu erforschen, daß die Stille im Dorfe von der Trauer herrührte, die seit dem Winter an vielen neuen Gräbern auf dem Friedhof weinte.

Es mochte an dem Zeitungsbericht liegen, an mancher andern Ursache auch, die Gäste, die der Löwenwirt und die vom Isengrund erwarteten, kamen nicht. Die Clari-Marie sah von ihrem Fenster aus zuweilen einen Fremden, auch zwei, eine kleine Schar dorfein schreiten. Am nächsten Tag konnte sie sie wieder davonziehen sehen. Der Löwenwirt klagte nicht mehr; ein paarmal reiste er ins Tal; eines Tages kam er zurück und hatte sich einen Käufer für sein Gasthaus geholt, einen schlichten jungen Menschen, einen Bauern. Eine Bauernwirtschaft

wird er führen, wie der „Löwe“ vor Jahren gewesen ist, Fremde will er keine herziehen, hieß es im Dorf.

In diesen Tagen kam die Cille zur Clari-Marie, ein seltener Gast. Am Fenster saßen sie beieinander, die hagere Große und die schwerfällige Starke.

„Ja — und jetzt hat eben der Kirchhofer dem Jaun wieder geschrieben,“ hob die Cille an, als die ersten kurzen Alltagsreden zwischen ihnen hin und her gegangen waren. „Ein Doktor will seine Praxis abgeben unten in St. Felix. Der Jaun kann sie bekommen, wenn er will. Gerade ein Glücksfall ist es für den Jaun, so ist es.“

„So,“ sagte die Clari-Marie. „Und er will gehen?“ fügte sie hinzu.

„Ja, gehen will er,“ antwortete die andre. Dabei seufzte sie. „Hier vergißt er sie doch nicht, die Severina.“ Dann sah sie zum Fenster hinaus, sah das weite, leuchtende Tal, die Kirche, die blauen Himmel und Sonnengold zum Hintergrund hatte, und seufzte wieder. „Es wird mir schon schwer, das Fortgehen, Clari-Marie,“ sagte sie. Der hagere Kopf hing ihr vornüber, ihre Hände preßten im Schoß sich ineinander, ihre dünnen Lippen zitterten.

Die Clari-Marie sah auf und sah sie an. Vor Zeiten würde sie dareingeredet haben, jetzt nickte sie kaum sichtbar und schwieg. Nach einer Weile und nachdem abermals die kargen Alltagsreden ihr Gespräch beschlossen hatten, ging die Cille.

Noch zwei Wochen saß die Clari-Marie am Fenster, ehe sie von diesem aus die beiden, den Jaun und die Cille, für immer aus dem Isengrund

gehen sah. Es geschah noch das mit der Claudi vorher, daß mitten in der Nacht der Hansi am Zieglerhaus pochen kam.

Es war just nicht selten, daß einer die Clari-Marie herausklopfte. Als sie diesmal den Kopf aus dem Türfenster streckte, sah sie den Hansi draußen stehen, ungeduldig und noch keuchend vom raschen Gang, ohne Hut, auf dem braunen Kopf den Schein der mondklaren Nacht.

„Base," sagte er hastig, „die Claudi — ich habe es Euch ja gesagt — es wird Zeit mit ihr! Kommt schnell!"

Die Clari-Marie besann sich nicht. Vor Wochen würde sie ihn weggewiesen haben: Hast mich nicht gefragt, als du sie genommen hast, jetzt brauchst mich auch nicht! Nun rüstete sie sich ohne Zögern und ging mit ihm.

„Ich danke Euch, Base, daß Ihr kommt," sagte der Hansi, als sie vom Hause hinwegstiegen. Er atmete tief auf; das Fragen war ihm nicht leicht geworden.

„Hast nichts zu danken," gab sie zurück, „dafür bin ich jetzt noch da im Dorf."

Dann schwiegen sie lange und stiegen schnell über den mondfahlen Weg. Der Hansi, breitschultrig und hoch, in blauem Kattungewand, machte die mächtigeren Schritte; er mußte zuweilen anhalten, damit die Clari-Marie nachkomme; der wurde der Weg nicht mehr leicht. Einmal fragte er sie: „Gelt, Ihr seid dann schon recht mit — mit der Claudi?"

Das klang halb zaghaft, halb treuherzig; das Blut stand ihm dunkel in den Wangen dabei.

„Hab keine Angst," gab sie kurz zurück.

Bald darauf erreichten sie die Hütte, die der Hansi mit dem Gisler gemeinsam aus Gemeindenutzholz gezimmert hatte. Sie war nicht groß und stand in der Nähe des Fuchsbaus, wo der Gisler früher Unterschlupf gehabt hatte. Die weißtannenen Wände und das Schindeldach schimmerten im Mondlicht, und in den kleinen Scheiben lag der Glanz, daß sie wie Spiegel ihn zurückwarfen.

In der Schlafkammer im Unterbau neben der kleinen, fast geräteleeren Wohnstube lag die Claudi. Der kleine rote Schein einer Lampe und das große Mondleuchten stritten sich in der Kammer um die Herrschaft. Der Gisler kam aus ihrer Tür, als der Hansi und die Clari-Marie eintraten.

„Es ist recht, daß du kommst, Clari-Marie," sagte er, als sie schweigend an ihm vorüber in die Kammer trat. Der Hansi ging mit ihr hinein.

„Guten Abend," grüßte die Clari-Marie, ihr ruhiger Blick streifte das bleiche Gesicht der Claudi. Die tat ihre großen Augen weit auf, hatte einen Schimmer von Tränen darin und sah den Hansi an.

„Dank, daß Ihr kommt," sagte sie zur Clari-Marie, und dann mühsam lächelnd und die Worte mit Anstrengung formend: „Jetzt — jetzt soll er hinaus, der Hansi! Allein will ich sein mit Euch, Clari-Marie."

Diese, die in einem mitgebrachten Körbchen stöberte, sah fast erstaunt auf, ihre Züge gewannen einen Schein von Milde. „Ja, geh," sagte sie zu dem Hansi.

Der packte eine der Hände der Claudi, drückte

sie. „Du, helf Gott," stammelte er erregt. Dann ging er.

Die Clari-Marie sorgte um die junge Frau; die wußte nicht, wie es kam, daß Kraft und Mut ihr wuchsen, seit die Truttmannin um sie war.

„Es wird bald dasein," sagte jetzt die Clari-Marie.

Da legte die Claudi die Hände zusammen, sah ernsthaft vor sich hin und sagte leise: „So will ich noch einmal beten vorher."

Die Clari-Marie fuhr jäh auf. „Beten?" fragte sie. Da bewegte die Claudi schon die Lippen und hatte den Blick an der Diele hängen. „Lieber Herrgott, hilf! Weißt, er hat auch Freude, der Hansi — und — wenn ich am Leben bleibe!"

Die Clari-Marie starrte das junge Ding an. Der da ihr Vater war ein Heide! Die war nie in die Kirche gegangen, und jetzt — jetzt betete sie doch. Und —

Als die Clari-Marie am Morgen von der Hütte des Hansi zum Isengrund hinunterstieg, ging sie in tiefem Sinnen. Gebetet hat sie, die Claudi! Und Heidenvolk, hast du gemeint, sind die da oben! Viel lernen mußt du, Clari-Marie, und — bist doch zu alt zum Lernen, viel zu alt!

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Es war der Tag, da der Jaun und die Cille aus dem Isengrund gingen. Er war schon vorgerückt. Sie hatten frühzeitig gehen wollen, aber

immer hatte die Cille noch etwas vergessen, und noch immer hielt sie etwas zurück. Bei der Clari-Marie waren sie noch gewesen, „Behüt' dich Gott" zu sagen. Es war kein langer Abschied. Zwischen dem Jaun und ihr war eine Scheidewand ohne Tor. Ein trockenes „Ade!" war alles, was sie füreinander hatten. Auch als die beiden Schwestern die dürren, knochigen Hände zusammenlegten, war wenig Zärtlichkeit dabei; dergleichen tat sich da oben nicht; aber es klang doch sonderbar verhalten, dumpf und unsicher, als sie einander „Leb gesund!" sagten. Der Cille zuckte der Mund in verbissenem Flennen, und das spärliche Wasser blitzte in ihren Augen auf. Nun saß die Clari-Marie am Fenster und sah den beiden nach, wie sie dorfaus schritten.

Der Weg war feucht von Nebeln, die am Morgen am Himmel gehangen hatten, ein graues Licht lag über der Landschaft, der Himmel war fahlblau, ohne Wolken und ohne Sonne, etwas Müdes lag in der Helle des Tages. Drüben war der Hansi, der Taglöhner, mit den zwei Kisten auf dem Rücken, die einen Teil der Habseligkeiten der Abziehenden enthielten, auf der Straße zum See hinab verschwunden. Jetzt tauchten der Jaun und die Cille selber auf, zwei schwarzgekleidete hohe, hagere Gestalten, jener, den steifen Filzhut auf dem schwarzen Haar, ohne Umschauen gemach, aber stetig fürbaß schreitend, diese ein paar Schritte hinter ihm, bald hierseits, bald dortseits der Straße gehend. Die Cille hatte einen schleppenden Gang, so als löste der Schuh sich schwer von der Scholle, auf die er trat. Es brauchte keiner zu hören, daß der

Weg ihr nicht leicht wurde, in ihrem Schreiten allein lag es, daß sie Schritt um Schritt zäh und mühsam sich vom Heimatgrund losriß. Jetzt wendete sie sich noch einmal, sah einmal zur Linken an die Hänge, einmal zur Rechten und dann mit einem großen Blick über das ganze weite Tal, bis an den Wildifirn im Westen, der breit und in trübem Licht herniederschien. Dann senkte sie den Blick, bis er am Fenster hängen blieb, an dem die Clari-Marie saß, und da war es, als wolle sie die langen Arme zum Grüßen heben. Aber es schien nur so. Mit der umständlichen, mühsamen Art ihres Ganges drehte sie sich ab und folgte dem Jaun, dessen Kopf noch einmal sichtbar wurde, während er auf der Seestraße hinabstieg.

So sah die Clari-Marie von ihrem Fenster aus die hinweggehen, die noch zu ihr gehört hatten.

Es war still nachher. Aber der Clari-Marie war es, als sei die Stille nicht nur im Hause, sondern als läge sie über dem ganzen Dorfe. Und dem war so. Der Hausrat des Löwenwirts, des Huber, wurde fortgeschafft auf der Straße, die die Clari-Marie übersah. Er selber kam ihm nachgeschritten. Mit ihm ging der davon, der hatte Leben ins Bergland bringen wollen. Er konnte bei seinem Weggang den unvollendeten Straßenunterbau zu seiner Rechten liegen sehen, wo er im Anfang seiner Isengrunder Zeit die Taglöhner hatte arbeiten lassen und von welchem Werk er gesagt hatte: „Weit auftun will ich das Tal, daß sie hereinkommen, die Fremden!"

Als er fort war, zuckten die vom Isengrund

auf: „Hätten wir ihn nicht gehen lassen!“ Dann gingen sie wochenlang faustend am Zieglerhaus vorbei: „Die da drin ist schuld, daß es wieder tot ist da oben bei uns, daß wir wie aus der Welt sind!“ Allgemach fügten sie sich, und der alte Friede kam in die alte Stille hinein. Der Clari-Marie gaben sie eine Nachfolgerin. Und jene saß an ihrem Fenster, immer dieselbe feste, hartsinnige Frau, etwas ungelenker geworden, aber aufrecht und stark, und sah die kleinen Geschicke des Tals sich erfüllen, sah auch das sich ändern, daß das Dorf dem Kehle-Gisler, dem Lätz, Ehre antat, den sie sein Leben lang gelästert und geplagt hatten, dem toten Kehle-Gisler freilich.

Auf das Rothorn war ein junger Stadtherr gestiegen. Den Lätz hatte er als Führer mitgenommen. Das Wetter war unsicher; plötzlich fiel es ab, im höchsten Gebirge trat Nebel ein, dann Schnee. Der Stadtherr kam von der Rothornhütte zurück und stieg im „Löwen“ ab; ihm sei das Wetter zu wenig vertrauenerweckend gewesen, umgekehrt sei er an der Hütte! Dann erzählte er weiter: Zwei andre Touristen, die er in der Hütte angetroffen, hätten sich nach dem Berg aufgemacht! Als er und der Gisler in der Hütte sich zum Abstieg rüsteten, hatten sie vom Berg her Hilferufe vernommen. Der Gisler stieg hinauf, die Wagehälse zu retten. Er selber wollte im „Löwen“ die Rückkehr der Männer erwarten.

Die Erwarteten kamen nicht. Der Herr, der im „Löwen“ wartete, ließ den Jacki, den Führer, rufen. Was er meine, fragte er den. Der Jacki,

der schwer grau gewordene, aber immer noch aufrechte Mann, sah an der Rothornlehne hinauf, soweit sie sichtbar war und nicht der zähe dichte Nebel sie verdeckte. „Der Gisler ist ihnen nach?" fragte er, und als der andre bejahte, gab er mit dürren Worten zu: „Wenn sie den Gisler bei sich haben, ist keine Gefahr. In der Rothornhütte werden sie jetzt sitzen und klar Wetter abwarten."

Dann reiste der Herr aus dem „Löwen" ab, nachkommen sollten die andern; er hätte nicht warten können. Sie kamen nach. Am Tag nachher schwankten sie mit schlotternden Knien und zerrissenen Kleidern bei Zunachten ins Dorf. Eine Schar Männer und Weiber sammelte sich um sie, denen die Todesangst noch aus den Augen sah und die anfänglich ganz verwirrte Reden führten. Endlich brachten sie ihre Geschichte heraus. Die Nebel und ein Schneesturm hätten sie auf der Höhe des Rothorns überfallen. Dennoch hätten sie den Abstieg versucht, sich aber verstiegen und an wegloser Wand um Hilfe gerufen. Gegenrufe hätten sie vernommen, bald auch die Stimme des Gisler, des Führers, erkannt; der aber habe sie nicht erreicht, wohl umgekehrt müsse er sein. Mit namenloser Mühe seien sie danach der Wand und dem Tode entronnen und —

„Nicht heimgekommen ist er, der Gisler," fiel der Jacki, der dabeistand, ihnen in die Rede. Die andern stutzten und sahen den Berg an. „Er — er wird sich wohl finden," stotterte der eine.

Da schoß dem alten Jacki das Blut zu Kopf. „Er ist ein alter Mann, der Gisler, Herren," murrte er. „Retten hat er euch wollen, obgleich er

hat wissen müssen, daß es auf Leben und Tod geht, und eher auf Tod als auf Leben. Hinauf müssen wir, ihn suchen."

Sein Blick sagte das Weitere: Ihr werdet mitgehen, Herren, das gehört sich nicht anders!

Die Fremden sahen wieder den Berg an, schüttelten sich, langten in die Taschen: Ja, ja, suchen sollten sie gehen, die vom Isengrund, auch einen kleinen Lohn wollten sie daranwagen; weil sie doch selber jetzt heim müßten, Eile hätten, heimzukommen, halt!

Sie kratzten ein paar Franken aus der Tasche bei den Worten; aber als sie die dem Jacki reichen wollten, spuckte er aus: „Pfui Teufel, mich zahlen lassen! Ich bin mit dem Lätz nicht Freund gewesen, aber —" und er spuckte zum andernmal. Aus der Art, wie er sich von ihnen abwendete, konnten die zwei merken, vor wem er ausspuckte. Sie zogen die Achseln hoch, setzten den Herrenstolz auf und traten ins Gasthaus.

Zehn Männer vom Isengrund stiegen mit dem Jacki zu Berg.

Die Clari-Marie saß an ihrem alten Platz, als sie drei Tage später mit einer Bahre, hinter der der Hansi und andre mit entblößten Köpfen schritten, der Kirche zu zogen. Die Glocken läuteten; für den läuteten sie jetzt, den sie keinmal im Leben hatten herrufen können. Es war ein ganz langer und ein ganz feierlicher Zug. Und die Clari-Marie, die um die Art wußte, wie der Lätz, den sie da vertrugen, gestorben war, richtete sich auf und sah dem Gräbtzug nach. Alleweil noch lernen mußt, Clari-Marie, alleweil noch lernen! Ein Unfrommer ist er gewesen,

der Kehle-Gisler, und ob einer Tat ist er gestorben, wie kein Frommer sie größer tun kann! Immer noch lernen solltest, Clari-Marie! Ihr Gesicht war herb und fahl.

*

Die Zeit ging und ging. Die junge Hebamme hatte im Isengrund Arbeit, wie die alte gehabt hatte, und um so viel Junges sie aufbrachte, um so viel Altes legte der Kolumban, der Totengräber, ins Erdruhebett. Die Viktorine, die Pfarrmagd, legte er hinein. „Der Pfarrherr wird auch bald den letzten Durst haben," sagten die vom Isengrund und gaben ihm einen Vikar, damit er es leichter habe.

Wieder ging die Zeit und ging. Aus dem Tal kam die Nachricht herauf: „Ausgewandert sind sie jetzt, der Furrer und seine Frau, nach Amerika sind sie."

Da kam der Hansi abermals zur Clari-Marie. Mit fröhlichem Gruß trat er ein, ein gesunder, froher Mensch; immer mehr schoß ihm der reiche Lebenssaft in die Glieder.

„Ihr wißt, Base, es will uns ein zweiter Segen ins Haus kommen. Die Claudi will keine haben als Euch. Kommt Ihr?"

Sie sah ihn mit einem forschenden Blick ihrer grauen scharfen Augen an, die seit geraumer Zeit tiefer in den Höhlen lagen. Dann erhob sie sich langsam von ihrem Stuhl. „Geh nur," sagte sie, „ich will mich richten. Am Nachmittag komme ich."

Als sie in der Kehlehütte war, ließen die zwei sie nicht mehr fort. „Der Weg ist zu weit für Euch anfangs und zu steil. Bleibt doch hier ein paar Tage!"

Zuerst wies sie sie kurz ab. Als sie mit Drängen

nicht nachließen, gab sie zögernd nach. „Ein paar Tage, bis die Claudi mich nicht mehr braucht, meinetwegen," sagte sie. Der Tobias, der kleine, dreijährige Bub, hing ihr in den Röcken, als sie das sagte. Er hatte seiner Mutter große braune, warme Augen und seines Vaters welliges braunes Haar. Selbst die weiße Locke darin hatte er geerbt. In dem Haar spielte die glasige Hand der Clari-Marie, als sie das sagte: „Ein paar Tage, meinetwegen."

Am letzten dieser Tage war es, daß die Clari-Marie aus der Hütte trat, wo sie zum letztenmal die Claudi besorgt hatte, die jetzt mitsamt ihrem Zweiten, einem Mädchen, schlief. Am Abend wollte sie nach dem Isengrund hinab, nur den Hansi wollte sie noch erwarten, der auf Taglohn aus war und daheim sein mußte, wenn sie ging.

Die Clari-Marie war aus der engen Stube getreten, weil eine Unruhe sie trieb, seit sie nun wieder heim sollte, in die Stille hinab. Ein Sturm fuhr durch das Tal heraus, der Himmel war grau, und schweres braunes Gewölk trieb vom Wildifirn her talauswärts. Der Wald über der Hütte rauschte, die Baumkronen bogen sich und schnellten wieder auf, immer mächtiger schwoll das Rauschen. Die Clari-Marie trat an die Kehle hinüber, wo ehedem das Obdach des Gisler gestanden, und legte den festen Arm auf den Fels. Der Wind kam gefahren und schlug ihr in die stoffreichen Röcke, das wehte und pfiff; das graue Haar löste sich ihr in Faden und wehte ihr in die Stirn und über die Augen. Aber sie stand fest und schaute aufs Dorf nieder. ‚Jetzt mußt wieder da hinab,' ging es ihr

durch den Sinn, und zum erstenmal seit langer Zeit war wieder ein Wunsch in ihr. Jetzt wärst doch gern noch dageblieben, bei dem Bub, dem Tobias, bei —

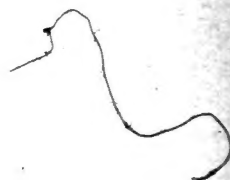
Plötzlich kam wieder die Bitterkeit über sie. Zu was bist du noch nutz, du, Clari-Marie! Alles ist dir fehlgegangen im Leben! Viel hast gewollt, und alles, was gewollt hast, ist falsch gewesen! Dich braucht keiner mehr! Uebrig bist lang!

„Du — du — Base," kam da ein kleiner Schrei mit dem Wind; und im Wind selber, halb gesprungen, halb hergeweht, kam der runde kleine Bub, der Tobias. Er warf sich an die Clari-Marie, hob das braune Gesichtlein. „Ich habe dich gesucht," plapperte er außer Atem. Die Augen strahlten ihm. „Gelt, gehst nicht fort, du?" fragte er dann.

Da sah die Clari-Marie auf ihn nieder. Ihr Gesicht war gelb und bleich und fest wie immer, die Augen lachten nicht unter den scharfen Brauen. Aber sie hob den Bub auf, und als sie ihn nahm, schlug ihr das Herz hoch, und sie hielt ihn fest an sich, wortlos, seine Wange an die ihre gepreßt. „Komm," sagte sie, „zu windig ist es; hinein mußt."

So trug sie ihn nach der Hütte, und das Herz schlug ihr hoch und war voll einer unbändigen Freude!

Vielleicht — vielleicht will die Zeit noch gut werden, Clari-Marie! Vielleicht nur! Es liegt Gold im Erdgrund, wo nie ein Gräber es findet, und es sind Menschen, stark und hart und verschlossen, deren Inneres kein Gold nicht geben kann, weil die Seele in einer Schale liegt, hart wie der Erde herber, unfruchtbarer Schoß!



Stadt-
gskunst
ustände,
gen und
chaulich
ottfried

e und

M 4.50

nhalts,
Lichte
cke" —
Besuch"
zz" ein
sklang
Wochen-
eichnet
en ist.

nd.

5.—

m ge-
edles
reude

Buch.
n den
alle